1895

Aus fremden Zungen

Eine Halbmonatsschrift

Herausgegeben von

Joseph Kürschner

Stuttgart. Leipzig. Berlin. Wien.
Deutsche Verlags-Anstalt.

Aus fremden Zungen.

Eine Halbmonatsschrift.

Herausgegeben

von

Joseph Kürschner.

Fünfter Jahrgang.

Erster Band.

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1895.

Inhalts-Verzeichnis.

1895. Band I. (Heft 1—12.)

Von Diesem und Jenem:

1895. Heft 1. Preis 50 Pfg. *Vierteljährlich (6 Hefte) Preis 3 Mark.*

1895

Aus fremden Zungen

Eine Halbmonatsschrift

Herausgegeben von

Joseph Kürschner

Stuttgart. Leipzig, Berlin, Wien.
Deutsche Verlags-Anstalt.

„Die Epoche der Welt-litteratur ist an der Zeit und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen." Goethe.

Um freundliche Beachtung des Prospektes in diesem Hefte wird gebeten.

Inhalt des ersten Heftes.

Im fünften Hefte wird der **neue Roman** von

Alphonse Daudet:

„Die kleine Kirche“,

beginnen, eine Dichtung, in der der Verfasser ein **höchst** eigenartiges und äußerst interessantes psychologisches Problem mit bekannter Meisterschaft löst.

Ferner hoffen wir, unseren Lesern im Laufe dieses Jahrgangs auch das neue, schon jetzt so viel besprochene Werk von

Emile Zola: „Rom“,

das zweite der Trilogie **„Lourdes — Rom — Paris“** bringen zu können, das allein seinem Stoffgebiet nach schon zu den höchsten Erwartungen berechtigt.

Die Redaktion von „Aus fremden Zungen“.



Aus fremden Zungen.

Eine Halbmonatsschrift.

Herausgegeben von Joseph Kürschner.

—›› Preis pro Heft à 6 Bogen 50 Pfennig. ‹—

Zum fünften Jahrgang.

„Aus fremden Zungen“ beginnt mit dem vorliegenden ersten Heft einen neuen Jahrgang, der keine größere, aber auch keine geringere Absicht hat, als in die Fußstapfen seiner vier Vorgänger zu treten, das heißt: der auch wieder seine Spalten nicht kritiklos, wohl aber vorurteilsfrei den am meisten dem Geist des Zeitfortschritts entsprechenden Schöpfungen der fremden Literaturen öffnen wird.

Die Frische des Gebotenen, die Unermüdlichkeit im Suchen und Erschließen neuer Schätze, den frohen Wage- und Kampfmut soll der Leser auch in den Heften des fünften Jahrgangs finden, und wenn einmal der Wind kräftiger aus den Seiten herausbläst, als gemeinhin üblich, da mag ihm zu wissen tröstlich sein, daß frischer Wind die Luft reinigt und schädlicher Stockung wehrt.

Gern blicken wir auf das Vergangene zurück, mit froher Hoffnung der Zukunft entgegen, denn gut war die Saat, die wir säeten, das lehrt uns die reife Frucht, und wenn kein arges Wetter dazwischen schlägt, da wird auch den **„Fremden Zungen“** ein gesegneter Herbst beschieden und dem wohlmeinenden Leser die Ueberzeugung fest sein, daß unser Blatt nicht umsonst in den Reihen derer gestanden hat, die den Fortschritt wollen und klares Licht. Schon steht sich Altes und Neues minder schroff gegenüber, manche Widersprüche haben sich ausgeglichen, gutwillig vernimmt der Leser freieres Wort, und in ihrem nicht zu ertötenden Optimismus glauben die „Fremden Zungen“ mehr als je, daß das Konventionelle schwinden und das Natürliche wieder siegreich zu seinem Rechte kommen wird. Nicht müßig dabei gewesen zu sein, ist ihnen Stolz und Freude zugleich.

Wie bisher werden auch in der Folge die **„Fremden Zungen“** jeder frischen Regung des literarischen Lebens bei allen Nationen des Auslandes Rechnung tragen und zu veröffentlichen trachten, was besonders charakteristisch ist. Sie treiben damit keine Ausländerei, sondern geben dem Urteil der besseren Kreise neue, weite Gesichtspunkte, schärfen die Einsicht in die literarische Entwicklung und helfen unbefangener Beurteilung der heimischen Produktion zum Durchbruch. So dienen auch wir der nationalen Literatur, die nur deshalb nicht an dieser Stelle erscheint, weil sie neben den zur Erfüllung unseres Programms nötigen Beiträgen den ihr gebührenden Raum nicht finden würde, an dem es ihr doch andernorts nicht mangelt.

Die Natur unserer Zeitschrift bringt es mit sich, daß das, was das Tendenziöse an ihr ist, zugleich im Sinne des Lesebedürfnisses weiterer Kreise das Fesselnde ist. Denn nirgends und an keiner andern Stelle wird eine so abwechslungsreiche Lektüre geboten, wie in den **„Fremden Zungen“**, die in der angenehmen Lage sind, aus verschwenderisch ausgestatteten Vorräten das Verschiedenartigste zu wählen, so daß sie immer neu, immer eigenartig, immer überraschend sein können und trotzdem das am meisten Typische der Weltliteratur zu bieten vermögen.

Der neue Jahrgang wird u. a. folgendes enthalten:

„Madame Chrysanthème" von **Pierre Loti** (aus dem Französischen), ein überaus farbiges und anmutiges Lebensbild aus Japan;

„Wassili Tjorkin" von **P. Boborykin** (aus dem Russischen), das hervorragendste Werk des berühmten Erzählers, dessen „Abendliches Opfer" bei den Lesern dieser Zeitschrift eine so beifällige Aufnahme gefunden hat;

„Teß" von **Thomas Hardy** (aus dem Englischen), die anerkannt vollendetste Schöpfung der modernen englischen Erzählungskunst.

An diese Werke werden sich anschließen: der neueste Roman von **Alphonse Daudet „Die kleine Kirche"** und voraussichtlich das neue Werk **Emile Zolas „Rom"**. Aus unserem Vorrat nennen wir ferner: Die **„Jugenderinnerungen Sonja Kowalewskys"** und als Fortsetzung eine **Biographie dieser berühmten russischen Gelehrten und Forscherin** aus der Feder ihrer Freundin **Anna Charlotte Leffler**, Herzogin von Cajanello; **„Parasiten-Lebenskünstler"**, Erzählung aus dem Rumänischen von **Delavrancea**; **„Der Kaplan von Bardelo"**, Erzählung aus dem Holländischen von **Emile Seipgens**; **„La Pola"**, Novelle aus dem Spanischen von **Eva Canel**; **„Der Nachtfalter"**, Erzählung aus dem Polnischen von **M. Gawalewicz**; **„Fritz Randel"**, Roman aus dem Norwegischen von **Chr. Winterhjelm**; **„Senio"**, Roman aus dem Italienischen von **Neera**; **„Der Lindenzweig"** und **„Frau Johanna"**, Novellen aus dem Dänischen von **Carl Ewald**; **„Neubau"** und **„Gewissensqualen"**, Novellen aus dem Schwedischen von **August Strindberg**; **„Der Schulheilige"**, Erzählung aus dem Serbischen von **L. Lasarewitsch**, zu denen sich kleinere und größere Arbeiten aus dem Amerikanischen, Ungarischen, Böhmischen, Isländischen, Finnischen, Lettischen, Kroatischen, Griechischen, Indischen u. s. w. gesellen. Wie bisher wird die Rubrik **„Von Diesem und Jenem"** fesselnde kleine Aufsätze und Skizzen aus dem Gebiete der modernen Literatur bringen.

Wir hoffen mit Zuversicht, daß wenn wir am Schlusse des Jahrgangs stehen, der Kreis unserer Freunde sich abermals geweitet und damit Zeugnis abgelegt haben wird für den Ernst, mit dem wir unsere Aufgabe erfaßten und daß wir nichts versäumten, jene Hoffnung zu erfüllen.

Die Verlagshandlung:	Stuttgart, Eisenach, Januar 1895.	Der Herausgeber:
Deutsche Verlags-Anstalt.		**Joseph Kürschner.**

Madame Chrysanthème.

Von

Pierre Loti.

Einleitung.

Auf hoher See, zwei Stunden nach Mitternacht.

Die Nacht ist ruhig, am Himmel funkeln die Sterne.

Yves steht neben mir auf der Kommandobrücke, wir plaudern von dem uns beiden unbekannten Lande, an dessen Küste uns jetzt eine Laune des Schicksals treibt.

Der neue Tag sollte unsere Landung mit sich bringen — in froher Erwartung schmiedeten wir tausend Pläne.

„Ich werde sofort nach meiner Ankunft — heiraten . . .“

„Ei, ei!“ meinte Yves mit der gleichgiltigen Miene des Mannes, den nichts mehr überraschen kann.

„Ja wohl . . . Eine kleine Frau mit gelblichem Teint, schwarzen Haaren und Augen wie eine Katze. O, ich werde mir schon etwas Hübsches wählen. Nicht größer als eine Puppe darf sie sein. Und Du, Du wirst Dein Zimmerchen bei uns haben, in einem von Bäumen umschatteten, papiernen Häuschen inmitten blühender Gärten. Ringsum ein Blütenhain, so will ich es, ein Blumenflor soll unser Heim schmücken, an jedem Morgen frische Sträuße — Sträuße, wie Du sie noch nie gesehen . . .“

Yves schien sich nach und nach mit der Idee zu befreunden — er würde mir allerdings ebenso viel Glauben geschenkt haben, wenn ich den Wunsch geäußert hätte, einige Monate Klosterbruder in dem fremden Lande zu werden, oder eine Inselkönigin zu heiraten, und mit ihr in einem Schloß aus Edelsteinen, inmitten eines idyllischen Sees zu wohnen.

Mir war es indes durchaus ernst mit meinem Plan. Mein Gott, die Langeweile der Einsamkeit hatte die Heiratsgedanken ausgebrütet — jetzt sehnte ich mich nach der Ausführung. Ich freute mich auf das Leben am Festland, auf mein zukünftiges Heim; zwischen Bäumen und Blumen, das war doppelt verlockend für uns, die gerade von einem monatelangen, schrecklichen Aufenthalt auf den Peskadoren kamen, von jenen gefährlichen, heißen Inseln ohne Baum oder Strauch, ohne grüne Wiesen, ohne Quellen und Bäche — von jenen Inseln, auf denen alles an China und an den Tod erinnert . . .

Wir waren weit nach Nordosten gesegelt, seitdem unser Schiff den chinesischen Glühofen verlassen, der Stand der Gestirne am Himmel hatte sich rasch verändert: das Kreuz des Südens war gleich den anderen südlichen Sternbildern verschwunden, der große Bär stieg höher und höher gegen den Zenith hinauf, fast stand er so hoch wie an Frankreichs Himmel.

Die kühle Nachtluft, die wir atmeten, erfrischte und belebte uns — sie weckte die Erinnerung an die Sommernächte, die wir an der Küste der Bretagne durchwacht hatten.

Welch unendlicher Raum lag zwischen uns und der Heimat, welch unendliche Entfernung trennte uns von ihr!

I.

Der grauende Tag ließ uns Japans Küste erkennen.

Genau zur voraus berechneten Stunde tauchte sie in weiter Ferne vor uns auf, wie ein schmaler Streifen in dem Meere, das uns seit vielen Tagen in endloser Oede umflutete.

Zuerst konnte man nur eine Reihe von den ersten Sonnenstrahlen rosig beleuchteter Berggipfel unterscheiden — das der Küste vorgelagerte Inselmeer der Fukaï. Aber bald sah man dahinter, den ganzen Horizont begrenzend, eine dunkle Masse, wie eine Wolke über dem Meere: das war Japan, das wahre Japan, und langsam lösten sich aus dem dichten Nebel scharf umrissene dunkle Schatten ab, die Berge von Nagasaki.

Wir hatten Gegenwind, eine frische Brise blies uns so kräftig entgegen, daß es schien, als ob der

Windgott des Landes mit vollen Backen wütete, um uns von der Küste fern zu halten.

Die Wogen rauschten, die Taue knirschten und die Planken ächzten unter der Gewalt des Sturmes.

II.

Gegen drei Uhr nachmittags hatten wir uns so weit genähert, daß wir bald unter den weit ausladenden Zweigen der Bäume dahinfuhren, bald unter überhängenden Felsen, die uns mit ihrer Wucht zu erdrücken drohten.

Dann kamen wir in einen schmalen, schattigen Gang, zwischen zwei fast parallele Reihen hoher Bergeshäupter von auffallender Gleichförmigkeit — symmetrisch wie die Coulissen auf der Bühne. Das war zwar schön, sah aber recht unnatürlich aus.

Japan schien uns seine Zauberthore zu öffnen, um uns mitten in sein Herz eindringen zu lassen.

Am Ende dieser langen, seltsamen Bucht sollte Nagasaki liegen, vorläufig sah man noch nichts davon. Ringsum war alles wunderbar grün. Die scharfe Brise war plötzlich einer völligen Windstille gewichen, Blumendüfte erfüllten die heiße Luft. Und durch das ganze Thal erklang eine seltsame Musik — das Zirpen der Cykaden. Von Ufer zu Ufer erscholl es, hinüber und herüber, und in den Bergen klang das Echo des tausendfachen Zirpens wie das helle, lang nachzitternde Klirren einer Kristallschale wieder.

Wir streiften an ganzen Scharen großer Dschunken vorüber, die, von einem kaum wahrnehmbaren Lufthauch getrieben, langsam und lautlos dahinglitten. Ihre weißen Segel hingen in tausend Falten schlaff von den Raaen hernieder, und das verzierte Hinterdeck ragte wie bei den Schlachtschiffen des Mittelalters gleich einer Burg aus dem Meere.

In schneeigem Weiß hoben sie sich von dem leuchtenden Grün der Berge ab.

Wie grün und schattig war doch dies Japan, ein unerwartetes Paradies!

Draußen, auf hoher See, mußte es wohl noch heller Tag sein, hier zwischen den hohen Felsenwänden brach bereits die Dämmerung herein.

Die Gipfel erstrahlten zwar noch in hellem Sonnenlicht, aber am Fuße der Berge, den dichter Laubwald umsäumte, dunkelte es bereits.

Die weißen Dschunken, die vorüberglitten, wurden von kleinen, nackten Männern geräuschlos gesteuert. Die gelben Zwerge trugen die Haare nach Frauenart in der Mitte gescheitelt, so daß sie zu beiden Seiten in breiten, glatten Strähnen herabfielen.

Je tiefer man in die enge Bucht eindrang, um so durchdringender wurde der süße Duft der Blumen, und das Zirpen der Cykaden schwoll wie das Crescendo eines Orchesters an.

Hoch oben in dem schmalen blauen Himmelsstreifen zwischen den Gipfeln der Berge schwebten Schwärme von Geiern, deren klagendes, dem Ton der menschlichen Stimme so ähnliches „Han, Han, Han!" traurig in den Thälern widerhallte.

So üppig und frisch auch die Vegetation erschien, das ganze sah doch recht japanisch wunderlich aus; ich weiß nun nicht, ob das an der bizarren Form der Berge lag oder — wenn man so sagen dürfte — in der Unwahrscheinlichkeit einzelner allzu hübscher Dinge.

Da ordneten sich Bäume zu Riesenbouquets — mit derselben erkünstelten Grazie wie auf den lackirten Theebrettern, dort ragten mächtige Felsblöcke in den seltsamsten Stellungen drohend empor, und dicht daneben fanden sich rundliche Hügelchen von zierlicher Form, bedeckt mit üppigem Rasen: wie auf Malstudien fand man hier die verschiedensten Landschaftsmotive dicht zusammengedrängt.

Sah man schärfer zu, so bemerkte man wohl da und dort, meist hart am Abgrund, eine geheimnisvolle, kleine Pagode, halb verborgen unter den Zweigen der Bäume: das mahnte neue Ankömmlinge, wie uns, sogleich daran, daß die Geister und Götzen dieses Landes, die über Feld und Flur wachten, uns so fremd waren wie ihr Kultus . . .

Nun tauchte Nagasaki vor unseren Blicken auf — welche Enttäuschung . . .

Am Fuße der grünen Berge sahen wir eine Stadt, die sich in nichts von irgend einer beliebigen andern unterschied. Davor lagen zahllose Schiffe, mit einem Wald von Masten und den Flaggen aller Länder, Dampfboote wie überall, und am Ufer standen Fabriken mit hohen, schwarzen Schloten — also genau dieselben alltäglichen Dinge, die man überall sieht; nicht das geringste fehlte an dem gewohnten Bilde.

Die Welt nähert sich einer Epoche, in der sie überall zu langweilig zu dauerndem Aufenthalte wird. Dann hat die Kultur sie von einem Ende zum andern ganz gleich gemacht und selbst das Reisen kann keine Zerstreuung mehr bieten . . .

Gegen sechs Uhr warfen wir mit dem üblichen Getöse Anker, mitten unter dem Gewirr von Dampfern und Dschunken.

In einem Augenblick war unser Schiff erstürmt. Erstürmt von geschäftigen, drolligen Japanern, die mit warengefüllten Gondeln und Dschunken herankamen und wie eine Sturzsee das Deck überfluteten.

In ununterbrochener Kette kamen sie heran, gutmütige Männlein und Weiblein, ohne Drängen oder Schreien, und ein jeder grüßte mit so drolliger Ehrerbietigkeit, daß man ihnen nicht zürnen konnte und schließlich gar ihren Gruß lächelnd erwiderte.

Auf dem Rücken trugen alle kleine Körbchen,

kleine Kistchen und jene halbkugeligen Schalen, die sinnreich in einander gepaßt werden, und so nur den geringsten Raum einnehmen. Die verschiedensten Dinge kamen da zum Vorschein, Wandschirme, Schuhe, Seife, Papierlaternen', Manchettenknöpfe, lebende Cykaden, die in kleinen Käfigen zirpten, Schmucksachen, weiße Mäuse, die kleine Mühlenräder aus Papier trieben, dann pikante Bilder und Näpfchen mit heißen Suppen und Ragouts für die Schiffsmannschaft — endlich Porzellan! Tausende von Urnen, Theekannen, Töpfen und Tellern.

Im Handumdrehen war dies alles mit fabelhafter Geschwindigkeit ausgepackt und mit sicherem Blick für vorteilhafte Gruppirung auf dem Boden zur Schau gelegt. Ein jeder Verkäufer kauerte mit lang ausgestreckten Armen wie ein Affe hinter seinen Siebensachen — und lächelte beständig, und drohte bei jedem Knix in zwei Hälften zu zerbrechen.

Mit all dem bunten Kram glich das Verdeck einem großen Bazar, in dem die übermütigen Matrosen sich zwischen den aufgestapelten Waren herumstießen, die hübschen Verkäuferinnen in die Wangen kniffen und mit Vergnügen ihre blanken Piaster hinauswarfen, um nur von allem kaufen zu können.

Mein Gott, eigentlich war diese ganze Gesellschaft doch häßlich, ärmlich und unglaublich lächerlich! Und dabei hatte ich — Heiratsgedanken ... Ich wurde nachdenklich und — etwas kühler.

Yves und ich hatten bis zum folgenden Tage Dienst. Nachdem die erste Unruhe, die das Ankerwerfen immer mit sich bringt — die Boote müssen hinabgelassen und die Takelung geordnet werden — vorüber war, konnten wir ruhiger unsere Umgebung mustern.

Und da legten wir uns die Frage vor:

Wo sind wir denn eigentlich? In den Vereinigten Staaten? In einer englischen Niederlassung in Australien? Oder auf Neuseeland?

Wir sahen Konsulate, Zollämter, Lagerhäuser, ein Dock, in welchem eine russische Fregatte thronte, kurz, eine richtige europäische Kolonie, mit Villen auf den umliegenden Höhen und amerikanischen Matrosenkneipen an den Quais.

Hinter dem Alltagsbilde wurden allerdings Tausende von kleinen dunklen Hütten sichtbar, die sich bis tief in die grüne Schlucht hineinzogen und in ihrem Wirrwarr, aus dem nur einzelne hohe, dunkelrote Dächer hervorragten, allerdings einen fremdartigen Eindruck machten. Das mußte wohl das alte japanische Nagasaki sein, das sich neben dem modernen Teil der Hafenstadt noch erhalten hat.

Wer weiß, vielleicht sitzt jetzt in einem jener Häuschen meine Zukünftige, die kleine Puppe mit den Katzenaugen, hinter einem Wandschirm und putzt sich ... Ja, wer weiß ...

Noch zwei oder drei Tage — ich habe doch keine Zeit zu verlieren — und ich bin verheiratet!

„Ah, bah, ich sehe dich wohl nie, kleine Frau; die Verkäuferinnen mit ihren weißen Mäusen haben dein Bild in meinen Träumereien verunstaltet; ich fürchte, ich fürchte — du könntest ihnen ähneln."

Mit Anbruch der Nacht leerte sich das Schiff wieder mit zauberhafter Geschwindigkeit. Im Handumdrehen waren die Schachteln und Schalen wieder in einander geschoben, die Schirme und Fächer zusammengeklappt. Dann machten die drolligen Männlein und Weiblein jedem einzelnen von uns einen devoten Knix — und verschwanden.

Je tiefer die Nacht herab sank und alles rings umher in bläulichem Dämmerlichte verschwimmen ließ, um so mehr ähnelte Japan wieder dem Bilde, das unsere Phantasie von ihm entworfen hatte. Langsam, ganz langsam wurde es wieder zum zauberhaften Wunderland. Der Sternenhimmel und die hohen schwarzen Berge mit ihren zackigen Höhen spiegelten sich in den stillen Fluten so deutlich wieder, daß man glauben konnte, wir schwebten am Rande eines Höllenschlundes, dessen Grund mit Phosphorfünkchen übersät war.

Dann flammten in Nagasaki zahllose Lichter auf, unzählige Laternen leuchteten bis in die entlegensten Vorstädte hinaus auf, bis zu jenen kleinen Hütten, die tagsüber unter den Zweigen der Bäume versteckt lagen und nun wie Glühwürmchen aus dem Grün schimmerten.

Bald blitzte es da, bald dort auf, rings um die Bucht herum, vom Fuß der Berge bis zu ihrer höchsten Spitze funkelten Myriaden von Flämmchen durch das Dunkel der Nacht, man glaubte sich vor eine Großstadt versetzt, die wie ein riesenhaftes Amphitheater dem Himmel zustrebte.

Und hier unten spiegelten die stillen Fluten eine zweite Stadt, ein zweites Lichtmeer wider.

Es war eine herrliche, klare und warme Nacht, die Luft war von betäubend süßem Blumenduft erfüllt.

Aus den Theehäusern und den Stätten nächtlicher Lust klang der Ton der Guitarre angenehm gedämpft herüber. Und dann — das ewige Zirpen der Cykaden, ohne das Japan undenkbar ist. Noch ein paar Tage und keiner von uns wird mehr darauf achten — jetzt erklang es unaufhörlich und monoton wie der Sturz eines Wasserfalls aus Kristall.

III.

Am nächsten Morgen goß es in Strömen.

Ein Platzregen ohne Erbarmen, ohne Ende, und so heftig und dicht, daß man nicht drei Schritte weit sah.

Die Wolken der ganzen Welt schienen sich in der Bucht von Nagasaki, in diesem großen grünen

Trichter, ein Stelldichein zu geben, um sich hier einmal so recht nach Herzenslust ausregnen zu können.

Regen, Regen! Es war ganz finster, so dicht prasselte der Regen hernieder.

Zerriß der Schleier für einen Augenblick, so konnte man gerade noch den Fuß der Berge erkennen; ihre Spitzen verloren sich in den grauen Wolkenmassen, die uns bedrohten. Hin und wieder löste sich wohl eine Wolkenschicht los und verfing sich in grauen Fetzen in den Wipfeln der Bäume, aber alles löste sich in Regen auf, in strömenden Regen.

Dann blies auch ein scharfer Wind, man hörte ihn dumpf in den Schluchten heulen. Die Regentropfen klatschten auf die vom Sturm zerwühlten, wild aufrauschenden Fluten der Bucht.

Ein garstiges Wetter zum ersten Schritt auf Japans Erde.

Und in dieser Sintflut soll ich mir in einem wildfremden Lande eine Frau suchen!

Einerlei! Ich kleide mich an und rufe Yves. Er lächelt über meine Idee, unter allen Umständen ans Land zu gehen.

„Winke mir doch einen Sampan heran, bitte schön, Bruder!"

Yves gestikulirt mit den Armen in den Regen hinein und ruft damit eine Art kleinen, weißen Sarkophag heran, der, gelenkt von zwei, trotz des Regens splitternackten Knaben, um unser Schiff herum tanzt.

Das Ding nähert sich, legt an und ich springe hinüber. Einer der Bootführer öffnet mir sofort eine Klappe, die mit einer Rattenfalle verzweifelte Aehnlichkeit hat — ich krieche hinein und strecke mich der Länge nach auf einer Strohmatte aus — das nennt sich „Kajüte!"

Ich kann mich in dem schwimmenden Sarge, der übrigens von peinlichster Sauberkeit ist, gerade noch ausstrecken und freue mich, daß ich wenigstens vor dem Regen, der auf dem Dach meines Gefängnisses trommelt, geschützt und — auf dem Weg nach der Stadt bin, wenn auch mit leerem Magen.

Die eine Woge schaukelt mich, eine andere rüttelt mich jämmerlich durch und die dritte wirft uns beinahe um.

Durch eine kleine Oeffnung in meiner Rattenfalle mustere ich die beiden Jungen, denen ich mein Leben anvertraut habe; es sind noch wahre Kinder von acht oder höchstens zehn Jahren, mit Affengesichtern, aber muskulös wie Erwachsene und mit dem Meer vertraut wie die Alten.

Jetzt stoßen sie laute Rufe aus, ohne Zweifel nähern wir uns dem Lande!

Wirklich! Durch die weit geöffnete Klappthüre sehe ich schon die grauen Quader des Quais in nächster Nähe. Ich krieche aus meinem Kasten und rüste mich, zum erstenmale den Fuß auf Japans Boden zu setzen.

Es regnet immer noch fürchterlich und die Augen schmerzen von den vom Wind ins Gesicht gepeitschten Tropfen.

Kaum bin ich am Land, da eilt ein Dutzend fragwürdiger Gestalten auf mich zu. So viel ich vom Landungssteg aus durch den Regen erspähen kann, sehen sie alle wie Stacheligel aus, und ein jeder schleppt ein großes, schwarzes Etwas hinter sich her. Schreiend umringen sie mich und versperren mir den Weg. Einer von ihnen hat mir über meinem Kopfe einen ungeheuren Regenschirm aufgespannt, der mit transparenten Störchen gemalt ist — und alle lächeln mir zu, machen einladende Gesten und blicken mich erwartungsvoll an.

Ich war darauf vorbereitet, man hatte mir schon von den Dschins erzählt! Nun sah ich gleich ein Dutzend vor mir, die sich um die Ehre meiner Kundschaft stritten. Der freundliche Empfang bei meinem ersten Besuch Japans überraschte mich also nicht zu sehr. Diese Dschins vertreten in Japan die Stelle der Fiaker, welche die Leute für Geld „nach der Zeit" fahren oder an einen bestimmten Ort bringen, nur mit dem Unterschied, daß sie sich selbst vor den kleinen Wagen spannen.

Ihre Beine sind ganz nackt und heute natürlich von Regen und Straßenkot bespritzt, ihr Kopf verschwindet fast unter einem großen Hute, zu dem wohl ein Lampenschirm als Modell diente. Als „Waterproof" tragen sie einen Strohmantel, aus dem die einzelnen Halme wie aus der Haut eines Stachelschweins hervorstehen — man könnte glauben, sie hätten ein Strohdach umgehängt.

Und die ganze Sippschaft grinst mich noch immer an und erwartet meine Entscheidung.

Da ich nicht die Ehre habe, einen der Herren zu kennen, so wird mir die Wahl nicht schwer, ich nehme den Dschin mit dem Regenschirm und steige in seinen Wagen, dessen Regendach er über mich aufklappt. O weh, wie nieder, wie nieder. Dann zieht er ein Spritzleder über meine Beine, schiebt es mir bis an die Augen hinauf, spannt sich vor, und ruft mir einige japanische Brocken zu, die wohl die Frage ausdrücken sollen:

„Wohin geht's, Bürger?"

Prompt antwortete ich in seiner Muttersprache:

„Nach den Blumensälen, Freundchen!"

Wie ein Papagei habe ich ihm die vier auswendig gelernten Worte hergeplappert, und begreife ebenso wenig, daß er sie verstanden hat, wie daß diese Worte überhaupt etwas bedeuten können.

Und nun beginnt die Fahrt, er läuft vorgebeugt in schärfstem Trab, und ich werde in dem leichten Wagen hin und her geschüttelt. Obwohl ich durch

die Wachstuchdecken wie in einer Schachtel verwahrt bin, werden wir doch beide gründlich durchnäßt, da er bei der eiligen Fahrt so in Kot und Pfützen herumstampft, daß mir die Tropfen ins Gesicht spritzen.

„Nach den Blumensälen" hatte ich ihm mit dem Ton eines Stammgastes zugerufen, und war dabei doch überrascht, daß er mich überhaupt verstand.

Das kam davon, daß ich den japanischen Verhältnissen nicht so naiv gegenüberstand, als man wohl annehmen könnte. Gute Freunde, die aus dem Mikadoreiche heimgekehrt waren, hatten mich eingeweiht, und so wußte ich wohl, daß diese „Blumensäle" ein bekanntes Theehaus waren, in dem die gesamte Lebewelt von Nagasaki verkehrte.

Wenn ich erst dort bin, werde ich mir einen gewissen Kanguru-San kommen lassen, der drei wichtige Aemter in einer Person vereinigt: erstens ist er Dolmetscher, zweitens Glanzwäscher und drittens — „diskreter Vermittler intimer Verhältnisse."

So werde ich vielleicht noch heute abend, wenn alles nach Wunsch geht, mit der jungen Dame zusammentreffen, die mir vom Schicksal bestimmt ist. Der Gedanke beschäftigt mich unaufhörlich während der rasenden Fahrt, die trotz des unerbittlichen Platzregens gut von statten geht.

Ach! Was machte doch dieses Japan auf mich einen so seltsamen Eindruck, als ich es nun zum erstenmal durch den schmalen Spalt zwischen Spritzleder und Regendach musterte!

Ein schmutziges, unfreundliches, halbüberschwemmtes Japan sah ich da, an Stelle all der schönen Häuser, Menschen und Tiere, die ich mir nach den Bildern, die ich kannte, in meiner Phantasie ausgemalt hatte.

Was ich auf blauen und rosa Schirmen und Töpfen so schön aufgemalt gesehen, das lief nun unter trübgrauem Himmel mit Regenschirmen und in Holzschuhen herum, mit hochaufgeschürzten Kleidern und verdrießlichen Mienen.

Von Zeit zu Zeit schlägt mir der Regen so heftig ins Gesicht, daß ich mich vollständig einhülle und dann bei dem monotonen Rasseln und Stoßen des Wagens einnicke, ohne daran zu denken, daß ich mich in einer wildfremden Stadt befinde. Das Regendach des Wagens ist stark durchlöchert, drum erhalte ich jeden Augenblick eine Douche, die mir eiskalt den Nacken hinab rieselt. Dann fällt mir wieder plötzlich ein, daß ich ja auf der Fahrt durch das Innere von Nagasaki und zum erstenmale hier bin, und so luge ich denn wieder hinaus und sehe mich neugierig um, selbst auf die Gefahr hin, von einem neuen Sturzbad überrascht zu werden.

Wir fahren gerade durch ein trübseliges, finsteres Gäßchen, wie sie sich dort hundertweise zu einem Labyrinth zusammendrängen; von den Dächern schießt das Wasser in hellen Strömen mitten auf die Straße herab und durch den dichten Regen sieht alles wie grau schraffirt aus.

Einigemale begegnen wir auch Damen, die, ihre Kleider zusammenhaltend, langsam dahintrippeln, weil sie auf den hohen Holzschuhen keinen festen Halt haben — alles Figuren, wie aus einem Wandschirm ausgeschnitten, mit den bekannten großen, buntbemalten Papierschirmen. Oder wir kommen an einer alten Pagode vorüber, vor deren Thor ein granitnes Ungeheuer mit dem Hinterteil im Wasser sitzt und mir eine wütende Fratze schneidet.

Aber wie groß doch dies Nagasaki ist! Wir fahren schon eine ganze Stunde in Galopp und noch immer zeigt sich kein Ende. Von der Rhede aus würde überhaupt niemand vermuten, daß das Thal eine solche Länge habe. Mir wäre es zum Beispiel jetzt absolut unmöglich, die Himmelrichtung zu bestimmen, in der wir uns bewegen, ich habe mich dabei vollkommen auf meinen Führer und auf den Zufall verlassen.

Mein Dschin ist die reine Dampfmaschine! Ich war doch durch die chinesischen Läufer recht verwöhnt, allein sie können sich nicht mit diesem vergleichen. Wenn ich einen Blick hinauswerfe, so sehe ich immer zuerst ihn, der lautlos dahinstürmt. Ob die Leute, die unseren vom Regen triefenden Wagen vorüberrasen sehen, wohl ahnen, daß er einen Heiratslustigen birgt, der zur Brautschau fährt?

Endlich hält der Wagen; lächelnd kommt mein Dschin heran und schlägt vorsichtig, um mich vor neuen Sturzbädern zu schützen, das Verdeck zurück. Das Wetter hat sich gebessert, es regnet nicht mehr.

Ich betrachte mir jetzt auch meinen Führer — er mag etwa dreißig Jahre alt sein, das Gesicht ist ausnahmsweise hübsch und frisch, und die Augen blicken munter und ehrlich in die Welt. Wer mir gesagt hätte, daß ein paar Tage später der gleiche Dschin . . . Aber nein, ich will davon noch nichts verraten . . . das könnte ein ungerechtes Vorurteil gegen Chrysanthème erwecken.

Genug, wir sind zur Stelle. Wir halten am Fuße eines mächtigen Berges; ohne Zweifel mußten wir dazu die ganze Stadt durchfahren und sind nun wieder im Freien, aber noch im Weichbild der Stadt. Nun heißt es aussteigen und zu Fuß einen steilen, engen Pfad hinaufklimmen, den kleine Vorstadthäuschen, Gartengehege und Bambuszäune einfassen. Die grüne Bergwand erdrückt uns fast in ihrer himmelanstrebenden Höhe; dicht über unseren Häuptern schweben schwere, schwarze Wolken — uns überkommt ein Gefühl vollkommener Weltabgeschiedenheit in diesem verlorenen Erdenwinkel.

So mustere ich denn das kleine Stückchen Japan,

das meine Blicke umfassen können, auf das genaueste. Der aufgeweichte Boden ist rot und von spärlichen Blumen bedeckt, die ich nicht kenne; nur dort an dem Zaune sehe ich Winden wie in der Heimat, und in dem Garten blühen Astern, Zinnien und andere, auch in Frankreich heimische Blumen. Die Luft durchzieht ein seltsamer Duft; in die Wohlgerüche der Blüten mischt sich der kräftige, würzige Brodem der feuchten Erde und die Ausdünstung menschlicher Wohnungen; das ganze riecht dann wie ein Gemisch aus Weihrauch und Stockfischen.

Der Pfad ist einsam, kein Mensch begegnet uns, ich sehe weder einen Bewohner noch eine Spur von deren Thätigkeit; kurz, ich sehe nichts, was mich daran erinnerte, daß ich in Japan bin.

Mein Dschin hat seinen Wagen unter einem Baume untergebracht und wir klettern zusammen den schlüpfrigen Fußpfad hinauf.

„Wir kommen doch hier nach den Blumensälen?“ frage ich, ohne recht zu wissen, ob er mich auch versteht.

„Ja, ja!“ gibt er mir zur Antwort, „hier oben ist es schon, ganz in der Nähe.“

Jetzt macht der Weg eine Biegung und wird noch enger und ganz dunkel. Auf der einen Seite tritt die von Farnkräutern überwucherte Bergwand ganz nahe heran und auf der andern Seite zieht sich ein großes, hölzernes, fensterloses Gebäude hin, das gerade keinen sehr guten Eindruck macht. Davor hält mein Dschin still.

„Wie, in diesem unheimlichen Hause sollen die Blumensäle sein?“

Sein „Ja!“ klingt überzeugend; er weiß recht wohl, daß er sich nicht irrt. Wir klopfen an ein großes Thor, das sich fast augenblicklich in seinen Angeln dreht. Auf der Schwelle erschienen zwei kleine drollige Frauenzimmer, etwas ältlich, aber immer noch gut genug erhalten, um gewisse Ansprüche stellen zu können; man sieht auf den ersten Blick, daß sie noch nicht geneigt sind, auf die Lust, zu gefallen, ganz und gar zu verzichten. Ihr ganzes Wesen erinnert wieder genau an die Bilder auf den Porzellantöpfen und Tellern; ihre Händchen und Füßchen gleichen denen kleiner Kinder.

Mich sehen und auf alle viere, mit der Nase gegen den Boden hinschlagen, war eins.

„Ach, du mein Gott, was ist denn den beiden passirt?“

Gar nichts, das war nur ein Gruß in allerhöflichster Form — darauf war ich allerdings nicht vorbereitet. Kaum sind sie wieder auf den Beinen, so beeilen sie sich, mir die Stiefel auszuziehen — man darf nämlich nie ein japanisches Haus mit Schuhwerk betreten — dann reinigen sie den unteren Rand des Beinkleides vom Schmutz und untersuchen, ob meine Kleider nicht zu sehr durchnäßt sind.

Was den Europäer in den japanischen Häusern anfangs so sehr überrascht, das ist außer der peinlichen Sauberkeit die geradezu nüchterne Kahlheit der weißen Wände.

Die Treppe, die nach dem ersten Stockwerk führt, ist mit glatten, einfarbigen Matten belegt, auf denen kein Fleck, kein Fältchen daran erinnert, daß sie schon vor mir eines Menschen Fuß betreten.

In dem großen Saal, den ich betrete, befindet sich nichts, aber auch absolut gar nichts. Die papiernen Wände können nach Bedarf zusammengeschoben oder ganz entfernt werden — die Frontseite öffnet sich in ihrer ganzen Breite auf eine Veranda mit herrlicher Aussicht auf die grünen Wiesen und — den grauen Himmel. Als Sitz bringt man mir ein Polster von schwarzem Sammet, und ich sitze nun unbequem nieder in dem großen, leeren, frostigen Saal und betrachte die beiden kleinen, drolligen Frauen, des Hauses eifrige Dienerinnen, die in devotester Stellung meine Befehle erwarten.

Es ist wirklich unglaublich, daß diese barocken Silben und Phrasen, die ich mir während unserer Verbannung auf den Peskadoren nur mit Hilfe der Grammatik und des Wörterbuches, aber ohne jedes Verständnis angeeignet habe, eine Bedeutung haben können und noch dazu verstanden zu werden scheinen — man weiß wenigstens sofort, was ich wünsche.

Vor allem möchte ich mit diesem Herrn Kanguru sprechen, dem bewährten Dolmetscher, Glanzwäscher und diskreten Vermittler intimer Verhältnisse. Es geht wirklich alles ganz nach Wunsch; man kennt ihn wohl und wird ihn sogleich herbeiholen; die ältere der beiden Dienerinnen zieht zu dem Zweck ihre Holzschuhe an und bewaffnet sich mit einem papiernen Regenschirm.

Dann äußere ich den Wunsch nach einem reichhaltigen Imbiß, bei dem keines der feinen japanischen Nationalgerichte fehlen soll, je mehr, um so besser. Man stürzt in die Küche, um das Gewünschte zu bestellen.

Endlich wünsche ich noch, daß mein Dschin, der unten wartet, Thee und Reis erhalte. Ich wünsche — o, ich wünsche noch eine ganze Menge Dinge, meine verehrten Püppchen, aber das werde ich ihnen später, in aller Ruhe aus einander setzen, wenn ich mir die einzelnen Worte wieder zusammengesucht habe.

Aber je länger ich euch ansehe, um so mehr wird mir für meine Brautschau bang. Ich gestehe ja gern, ihr seid ganz niedlich, ihr seid es — dank eurer Drolligkeit und den zierlichen Händen und Füßchen — aber im ganzen genommen seid ihr doch garstig, und dann so lächerlich klein. Und euer Gesicht erinnert an Nippfiguren, oder an Affen, oder an ... was weiß ich was ...

Ich beginne übrigens zu begreifen, daß die Zeit,

in der ich hierher kam, nicht sehr glücklich gewählt war. Hier geht etwas vor, was mich nichts angeht, und ich störe ohne Zweifel.

Ich hätte das schon von der ersten Minute an, trotz der Höflichkeit des Empfanges merken müssen — ich erinnere mich jetzt auch, daß ich, während man mir die Schuhe auszog, über mir ein Flüstern hörte, und daß die Schiebwände rasch verstellt wurden. Man wollte mir etwas verbergen, das nicht für meine Augen und Ohren bestimmt war. Gewiß wurde für mich rasch dieser Raum hergerichtet — gerade wie man in den Menagerien einen besonderen Käfig für die Vorführung der Tiere abteilt.

Während meine Befehle ausgeführt werden, hat man mich allein gelassen, und so kauere ich denn wie ein Buddhagötzenbild auf meinem schwarzen Sammetpolster, betrachte mir die weißen Decken und Wände und — lausche.

Hinter der papiernen Zwischenwand höre ich das leise Gemurmel verschiedener müder Stimmen und nun erklingt von einer Frauenstimme zum Ton der Guitarre ein schwermütiges Lied, dessen süßer Klang so recht zu der Melancholie des Regenwetters und der Stille des Hauses paßt.

Von dem offenen Balkon spähe ich in den Miniaturgarten hinunter, in dem zwei weiße Kätzchen spielen. Die Anlage des kleinen Gärtchens ist so verkünstelt als möglich — Blumen sind nirgends zu entdecken, dafür aber kleine Teiche mit Felsstücken eingefaßt, bizarr verschnittene Bäume und Sträucher, alles unnatürlich, nur geschickt arrangirt und in herrlichem, saftigem Grün prangend.

Draußen, über den regenfeuchten Fluren, lagert tiefe Stille; aus dem Nebengemach ertönt dagegen noch immer das schwermütige Lied, von der Guitarre mit ernsten, fast traurigen Accorden begleitet.

Horch! Nun wird das Tempo rascher — man tanzt wohl!

Was thut's, ich will doch einmal versuchen, zwischen den Stäben der leichten Papierwand hindurch zu spähen — oder dort, durch jenen kleinen Riß da unten.

Ah! Welch seltsames Schauspiel: Eine Gesellschaft junger Stutzer aus Nagasaki, die wohl hier eine Orgie feiern! In einem gleich kahlen Raum sitzt etwa ein Dutzend dieser Herrchen im Kreis herum auf dem Boden. Ihre langen blauen Roben haben weite Aermel wie Frauengewänder, die mit glänzender Pomade festgepappten Haare sind von europäischen runden Hüten bedeckt; durchweg sind es gelbe, idiotenhafte, blutleere, ausgemergelte Gesichter. Vor ihnen stehen kleine Kohlenbecken, kleine Pfeifen, kleine Lackteller, Theekännchen und Täßchen, das ganze Zubehör und die Reste eines richtigen japanischen Gelages — nur schien alles aus einer Puppenküche zu stammen.

Inmitten der Herren Stutzer befanden sich drei aufgeputzte Frauenzimmer, die in ihrer Erscheinung mehr als fremdartig anmuteten.

Ihre Glieder umhüllten lichte, mit goldenen Drachen bestickte Gewänder, die Haare waren hoch aufgetürmt und mit Blumen und Nadeln besteckt. Zwei von den Dämchen sitzen mit dem Rücken gegen mich, die eine hält die Guitarre, die andere ist wohl die holde Sängerin. Alles ist interessant und zierlich an ihnen, die Haltung, die Kleidung, die Frisur, der Nacken, kurz alles, was man von hinten verstohlenerweise sehen kann. Ich zittere nur bei dem Gedanken, eine rasche Wendung könne mir ihr Gesicht zeigen und mich damit aus allen Himmeln stürzen. Die dritte steht aufrecht und wiegt sich im Tanze vor diesen Pomadeköpfen, vor diesem Areopag von Idioten.

O! Ich fahre zusammen, sie hat sich umgedreht! Sie trägt vor dem Gesicht eine gräßlich verzerrte, leichenblasse Maske, wie ein Gespenst oder ein Vampyr ... Jetzt löst sich die Larve und fällt herab ... Eine reizende kleine Fee — zum Küssen, vielleicht zwölf bis fünfzehn Jahre alt, schlank, schon kokett und schon — Weib ... Sie trägt ein langes Kleid aus stahlblauem Wollstoff mit eingestickten grauen, schwarzen und goldenen Fledermäusen ...

Auf der Treppe knistern die weißen Matten unter dem leichten Tritt eines leichten Frauenfußes ... Gewiß bringt man den ersten Gang meines Frühstücks. Blitzschnell setze ich mich wieder steif und unbeweglich auf mein Sammetpolster nieder.

Drei Dienerinnen nähern sich jetzt lächelnd und mit tiefen Verbeugungen, die eine bringt das Kohlenbecken und die Theekanne, die zweite eingemachte Früchte auf kostbaren Tellerchen, die dritte endlich die unmöglichsten Sachen auf entzückenden Tabletten. Und das ganze Puppenmahl stellen sie vor mich auf den Boden hin.

In diesem Augenblick macht Japan einen vorzüglichen Eindruck auf mich, nun fühle ich mich auf einmal mitten in der Welt, die ich mir nach den Malereien der Lackteller und Porzellangefäße erträumt hatte. Das ist alles so hübsch! Die drei graziösen, zierlichen Gestalten, die sich vor meinem Sitze niedergekauert haben, mit ihren geschlitzten Aeugelchen und den glänzend schwarzen Haaren — dann das entzückende Service hier am Boden — die prächtige Aussicht auf die Pagode dort auf dem Berge, die sich in den Wolken verliert, vor allem aber die Eigenartigkeit des Stils meiner ganzen Umgebung. Der melancholische Gesang gibt dem ganzen die richtige Stimmung. Gerade so habe ich mir übrigens den Gesang der Musikanten gedacht, die mit halb geschlossenen Augen zwischen großen Blumen und Vögeln auf japanischem Reispapier mit grellen

Farben abgemalt sind. Ich kannte dies Japan lange ehe ich hierher kam. Vielleicht erscheint mir in der Wirklichkeit alles noch etwas kleiner, noch bizarrer und trauriger — aber daran trägt gewiß nur der trübselig graue Himmel und der Regen schuld . . .

Bis Herr Kanguru, der bereit ist, meinem Wunsch zu entsprechen, seine Toilette beendet hat, bleibt Zeit genug, das Mahl einzunehmen.

Zuerst Suppe — eine unglaubliche Brühe, in der grüne Algenfäden herumschwimmen, servirt in einer mit fliegenden Störchen bemalten, entzückenden kleinen Schale.

Dann geräucherte Fische mit Zucker, Krabben mit Zucker, Bohnen mit Zucker und Früchte mit Essig und Pfeffer. Das schmeckt zwar alles ganz scheußlich, aber es hatte den Reiz der Neuheit für sich. Und meine drei kleinen Dienerinnen zwingen mich durch ihr ewiges Lachen, jenes echt japanische, neckende Grinsen, zum Essen — natürlich nach Landessitte: mit niedlichen Stäbchen und graziösester Fingerstellung. Nach und nach gewöhne ich mich auch an die japanischen Gesichter.

Meine ganze Umgebung scheint übrigens auf ein ebenso verfeinertes Wohlleben eingerichtet zu sein, wie ich es von Europa her gewohnt bin — ich kann manches im ersten Augenblick nur noch nicht nach Gebühr würdigen, aber wer weiß, vielleicht macht mir das alles mit der Zeit noch Spaß.

Husch, wie ein von den Sonnenstrahlen aufgescheuchter Nachtfalter schwirrt plötzlich die kleine Tänzerin von nebenan herein, das Kind, das vorhin die häßliche Larve trug. Ohne Zweifel ist sie neugierig mich zu sehen. Wie ein scheues Kätzchen schielt sie zu mir herüber — aber plötzlich kommt sie zutraulich näher, schmiegt sich mit der Harmlosigkeit eines Kindes an mich und umschmeichelt mich so entzückend, wie eben nur Kinder schmeicheln können. Sie ist niedlich, zierlich und elegant; ein feiner Duft strömt von ihr aus. Dazu die drollige Schminke — gipsweiß mit einem kreisrunden roten Fleck auf jeder Wange, einem karminroten Mund und einer goldbronzirten Unterlippe!

Den Nacken konnte man der dichten Flaumhaare wegen nicht auch „bleichen“, und so schloß denn, in üblicher Korrektheit, die Gipspinselei mit einer schnurgeraden Linie ab, haarscharf wie mit dem Messer abgeschnitten. Natürlich blieb infolge dessen ein Stück des Nackens frei, und da sah man ein Fleckchen tiefgelber Haut.

Ein harter Ton der Guitarre jenseits der Papierwand, wohl ein befehlender Ruf! Husch, fort ist sie, die kleine Fee, wieder hinüber zu den Idioten.

Wenn ich diese da heiratete, ohne weiter zu suchen? Ich würde sie wie ein Kind behandeln, das man mir anvertraut hat; ich würde sie als das nehmen, was sie ist: als ein reizend originelles Spielzeug. Was könnte ich mit ihr für eine hübsche Ehe führen! Ueberhaupt, wenn ich schon einmal solch ein Nippfigürchen heiraten will, könnte ich kaum etwas Besseres finden . . .

Herr Kanguru kommt.

Anzug — graues Tuch, aus dem Modemagazin der „Belle-Jardinière“ oder der „Pont-Neuf“; Hutform à la Melone, Handschuhe aus weißer Florettseide. Das Gesicht zugleich schlau und albern, Nase kaum vorhanden, Augen kaum zu sehen.

Japanische Begrüßung: Knix in einem Ruck, mit flach auf die Kniee gelegten Händen — der Winkel, den Beine und Oberkörper bilden, ist so scharf, daß ich fürchte, der gute Mann bricht entzwei.

Endlich ein leichtes Zischeln — man zieht dazu ein wenig Speichel durch die Zähne — das ist dann der höchste Ausdruck ausgesuchtester Höflichkeit im Mikadoreiche.

„Sie sprechen französisch, Herr Kanguru?“

„Vi, Missieu!“ (Dazu neuer Knix.)

Bei jedem Wort, das ich sage, knickt er wie eine Gliederpuppe zusammen, selbst als er sich zu mir auf den Boden gesetzt hat, knixt er noch mit dem Kopf — selbstverständlich unter dem unvermeidlichen Zischeln.

„Eine Tasse Thee gefällig, Herr Kanguru?“

Neue Reverenz, und dazu eine köstliche Handbewegung, als wollte er sagen:

„Ich wage es kaum — zu viel Güte... Indes, wenn Sie gestatten . . .“

Nach den ersten Worten weiß er schon zur Genüge, was ich von ihm verlange:

„Machen wir! In acht Tagen kommt eine Familie aus Simonosaki hier an, die hat zwei reizende Töchter . . .“

„Wie, in acht Tagen! Da kennen Sie mich schlecht, Herr Kanguru! Nein, nein, entweder sofort oder überhaupt nicht.“

Wieder Knix und Zischeln, und Kanguru-San beginnt, meiner Ungeduld Rechnung tragend, sofort alle Dämchen von Nagasaki aufzuzählen, die in Betracht kommen könnten:

„Sehen wir einmal zu — da wäre zuerst wohl Fräulein Nelke . . . O, wie schade, daß ich es nicht zwei Tage früher gewußt habe! So hübsch, so geschickt im Guitarrespiel . . . Das ist nun leider nicht mehr zu ändern. Seit gestern hat sie ein russischer Offizier . . .

„Oder Fräulein Aprikose! Wie wäre es mit Fräulein Aprikose! Sie ist die Tochter eines reichen Porzellanhändlers aus dem Bazar von Decima — eine sehr respektable Dame, aber teuer; die Eltern halten große Stücke auf sie und würden sie nicht

unter hundert Yen*) monatlich fortgeben. Sie ist sehr gebildet, versteht die kaufmännische Buchführung und kennt außerdem mindestens zweitausend von den Zeichen der Gelehrtenschrift. Ferner hat sie bei einer litterarischen Preisbewerbung die höchste Auszeichnung erhalten, für eine Hymne: ‚Zum Lobe der kleinen, weißen Heckenröschen im Morgentau‘. Allerdings sehr hübsch ist sie nicht, das eine Auge ist ein wenig kleiner als das andere — und dann ist auf der einen Wange von einer Kinderkrankheit eine Narbe zurückgeblieben ...“

„O nein, da danke ich doch! Suchen wir einmal unter den minder Vornehmen, aber ohne Narben. Wie wäre es denn mit jenen da drüben, in ihren hübschen golddurchwirkten Roben? Zum Beispiel die Tänzerin mit der Gespenstermaske, Herr Kanguru? Oder die Sängerin mit der weichen Stimme und dem hübschen Nacken?“

Er versteht zuerst nicht recht, wen ich wohl meine, dann, nachdem er begriffen, schüttelt er fast spöttisch den Kopf:

„Nein, mein Herr, nein! Das sind ja ‚Gechas‘, mein Herr — Gechas!“**)

„Nun, und? Warum denn keine Gechas? Was geht es mich an, daß sie Gechas sind? Vielleicht werde ich später einmal, wenn ich Japan besser kenne, die Ungeheuerlichkeit meines Wunsches begreifen: Man würde dann gewiß sagen, ich habe den Teufel heiraten wollen ...“

Aber da erinnert sich Herr Kanguru plötzlich eines gewissen Fräulein Jasmin — mein Gott, wie konnte er nur nicht sogleich daran denken. Das ist zweifellos genau das, was ich brauche. Gleich morgen, nein, noch diesen Abend geht er zu ihren Eltern, die sehr weit von hier, dort auf jenem Hügel gegenüber, in der Vorstadt Diu-dschen-dschi wohnen. Ein reizendes Persönchen von fünfzehn Jahren. Für achtzehn bis zwanzig Piaster monatlich wird sie sicher zu haben sein — außerdem natürlich einige geschmackvolle Kleider, und eine elegante, hübsch gelegene Wohnung — ein Kavalier wie ich wird das als selbstverständlich betrachten.

Vorwärts zu Fräulein Jasmin — trennen wir uns, die Zeit drängt. Morgen wird Herr Kanguru zu mir an Bord kommen, um mir das Resultat seiner ersten Schritte mitzuteilen und den Rendezvousplatz zu verabreden. Bezahlung nimmt er momentan zwar nicht, aber ich werde ihm doch gewiß meine Wäsche zum Bleichen geben und ihn meinen anderen Kameraden von der „Triomphante“ empfehlen.

Das wäre also abgemacht.

*) Ein Yen = etwa vier Mark.

**) Gechas sind berufsmäßige Sängerinnen und Tänzerinnen, die auf dem Konservatorium in Yeddo ausgebildet wurden.

Tiefe Verbeugungen. Man zieht mir an der Thüre die Schuhe wieder an. Mein Dschin benützt die günstige Gelegenheit und läßt sich mir durch den Dolmetscher auch für die Zukunft bestens empfehlen: Er hält stets am Quai, Nummer 415; in französischen Ziffern steht dieselbe auf der Laterne seines Wagens (an Bord hat der Füsilier Le Goëlec Nummer 415, er bedient eines meiner Geschütze — vortrefflich, so kann ich es mir leicht merken); sein Tarif ist zwölf Sous*) für jede Einzelfahrt, und zehn Sous die Stunde für Kunden.

Sehr schön, er wird sich meiner Kundschaft erfreuen, das ist abgemacht.

Aber nun weiter! Die Dienerinnen, die mir das Geleit gegeben, fallen zum Abschiedsgruß auf alle viere nieder, und bleiben, mit der Stirne den Boden berührend, liegen so lange wir in Sicht sind.

Wir aber eilen den düsteren Fußpfad hinab, während von den Farnkräutern dicke Tropfen auf uns niederfallen.

IV.

Drei Tage später.

Die Schatten des Abends sinken nieder. Yves und ich warten in einem großen, leeren Gemach — seit gestern abend ist es meine Wohnung.

Unmutig über die Verzögerung laufen wir hin und her; die mit weißen Matten bedeckten, leichten und trockenen Dielen des Fußbodens krachen unter unseren Tritten.

Yves, der noch ungeduldiger ist als ich, schaut von Zeit zu Zeit hinaus — ich aber, ich denke mit einemmal ganz nüchtern über die Idee, in einer wildfremden Stadt, dazu noch in einem verlorenen Winkel der Vorstadt zu wohnen, in einem kleinen Häuschen mitten in der Bergwildnis.

Wie kam ich eigentlich auf die Idee, mich in dieser traurigen Einsamkeit, in der mich alles so fremd anstarrt, aufhalten zu wollen?

Das Warten ermüdet; ich zerstreue mich damit, die kleinsten Einzelheiten des Gemachs zu studiren. Das Getäfel der Decke ist wirklich geschmackvoll zusammengesetzt, die Wände sind mit Papierrahmen bedeckt, auf die mit der Feder Tausende von winzig kleinen, blauen Schildkröten gezeichnet sind.

„Sie müssen sich verspätet haben,“ meint Yves, und blickt wieder auf die Straße hinaus.

„Verspätet? Hm, allerdings; aber schon um eine volle Stunde, inzwischen wird es Nacht und das Boot, das uns zum Diner an Bord holen soll, wartet wohl kaum. Heut werden wir uns schon, wer weiß wo, mit japanischer Kost begnügen müssen. Diese Japanesen haben keine Spur von Gefühl für Pünktlichkeit und wissen die Kostbarkeit der Zeit nicht zu schätzen.“

*) Ein Sou = vier Pfennig.

Die Inspektion der drolligen Einzelheiten des Zimmers nimmt ihren Fortgang. „Sieh einmal, an Stelle der Knöpfe, wie man sie bei uns anzubringen pflegt, um die Schiebthüren und Fenster zu bewegen, hat man hier kleine ovale Löcher ausgeschnitten, gerade für eine Fingerspitze passend — jedenfalls für den Daumen. Diese kleinen Höhlungen sind mit Bronzeverschlägen verziert — bei näherer Betrachtung bemerkt man darauf die interessantesten Ziselirungen, zum Beispiel hier eine Dame mit dem Fächer, dort einen blühenden Kirschzweig. Wie seltsam ist doch der Geschmack dieses Volkes! Soviel Zeit auf eine Miniaturarbeit zu verwenden, und sie schließlich in ein Daumloch zu verstecken das auf der großen, weißen Wand wie ein kleiner Fleck aussieht — soviel Geduld und Arbeit für reine Nebensächlichkeiten. Und schließlich macht alles zusammen doch nur einen nüchternen, kahlen Eindruck — der Effekt der zahllosen Einzelheiten ist gleich Null . . .“

Yves lugt immer noch aus. Auf jener Seite, wo er sich hinauslehnt, geht eine Veranda auf die Straße oder vielmehr auf einen von Häusern eingefaßten Bergpfad, der steil aufsteigt, höher und höher hinauf und sich nicht weit hinter dem Hause im grünen Wald verliert, zwischen Theefeldern, Dickicht und Friedhöfen.

Mich macht das ewige Warten stumpf gegen all diese Schönheiten — ich sehe auf der entgegengesetzten Seite hinaus. Hier öffnet sich die Rückfront meines Hauses ebenfalls in eine Veranda, von der man zuerst einen Garten erblickt, dahinter ein herrliches Panorama von Wäldern und Bergen, und dazwischen das alte Nagasaki mit seinen schwarzen Hütten wie Ameisenhaufen.

In der Dämmerung — selbst einer Julidämmerung wie heute — sieht alles recht trübselig aus. Schwere Wolken treiben am Himmel dahin, trüb, grau und regendrohend. Behaglich fühle ich mich eigentlich nicht in dieser Häuslichkeit — ich empfinde die Abgeschiedenheit und die weite Entfernung von der Heimat recht schwer — es ist mir fast unangenehm, hier eine Nacht zubringen zu müssen.

„Ah! Aber jetzt, Bruder!“ ruft Yves, „ich glaube — ich glaube bestimmt — da sind sie!“

Ich sehe über seine Schultern hinweg und bemerke — in Rückansicht — eine kleine Puppe in großem Staat, an der auf offener Straße zurecht gezupft und genestelt wird; schließlich wirft die Frau Mama noch einen letzten Blick auf die Riesenschleifen am Gürtel und die Falten der Taille. Das Kleid ist aus perlgrauer Seide, der „Obi“ (Gürtel) aus malvenfarbigem Atlas, und in den schwarzen Haaren zittert ein mit silbernen Blumen geschmückter Pfeil.

Ein letzter melancholischer Strahl der untergehenden Sonne beleuchtet die kleine Gruppe von sechs oder sieben Personen.

Das muß sie wohl sein — Fräulein Jasmin, meine Braut, die mir feierlich zugeführt wird!

Ich stürze ins Erdgeschoß zu meinen Wirten, der alten Frau Pflaume und ihrem alten Herrn Gemahl, die wie gewöhnlich vor ihrem Hausaltar in andächtigem Gebet knieen.

„Sie sind da, Frau Pflaume,“ rufe ich auf Japanisch, „sie sind da! Geschwind den Thee, die Wärmepfannen, die Kohlenbecken, die kleinen Pfeifen für die Damen und die kleinen Bambusspucknäpfchen! Schaffen Sie so rasch als möglich alles hinauf, was zum Empfang nötig ist!“

Ich höre die Thüre gehen und eile wieder hinauf. Drunten legt man die hölzernen Ueberschuhe ab, jetzt knarrt die Treppe unter den nackten Füßen. Yves schaut mich an, ich ihn, wir unterdrücken mit Mühe das Lachen.

Jetzt kommt eine alte Dame — zwei alte Damen — drei alte Damen, immer eine hinter der andern, und jede knixt tiefer als die andere. Wir erwidern die Begrüßung so gut es eben geht, und fühlen uns in dieser Beziehung entschieden nicht auf der Höhe. Dann kommen Personen von mittlerem Alter, endlich junge Mädchen, mindestens ein Dutzend, Freundinnen, Gespielinnen, die gesamte Nachbarschaft.

Die ganze Gesellschaft erschöpft sich schon beim Hereintreten in fortwährenden Knixen und Verbeugungen: Ich grüße dich — du grüßest mich, ich grüße dich nochmals — du grüßest mich wieder, ich grüße dich noch einmal und immer wieder, und fürchte nur, daß ich dich nicht so oft begrüßen kann, als du es verdienst — dann geht es weiter — ich neige die Stirn zur Erde — du bückst dich bis zur Nasenspitze auf den Boden — da liegen sie schon auf allen vieren einander gegenüber, und warum? Weil diese jener den Vortritt lassen will, oder weil jene nicht vor dieser Platz nehmen möchte — und während sie mit der Stirn den Boden berühren, murmeln sie immerfort ihre Komplimente weiter.

Endlich setzen sie sich dennoch in einem feierlichen Kreis rings herum nieder und — lächeln. Wir beide bleiben stehen und schauen gespannt nach der Treppe. Dort taucht jetzt der Haarpfeil mit den silbernen Blumen auf, das schwarze Chignon, die perlgraue Robe mit dem malvenfarbigen Gürtel — sie ist's, Fräulein Jasmin, meine Braut!

„Ach Gott, die kenne ich ja schon seit Jahren! Lange bevor ich nach Japan kam, habe ich sie schon gesehen: auf allen Fächern, auf allen Theetassen — dies ausdruckslose, aufgedunsene Gesicht, die geschlitzten Augen und die unsagbar geschmacklos weiß und rot geschminkten Wangen.“

Die Jugend scheint ihr einziger Vorzug zu sein;

sie ist sogar noch so jung, daß ich Bedenken trage, sie zu mir zu nehmen. Die Lust zu lachen ist mir mit einemmale vergangen, ich fühle mich recht unbehaglich in dieser Situation. Mit diesem Kind sollte ich auch nur eine Stunde zusammenleben — niemals!

Aber wie sich jetzt heraushelfen?

Lächelnd und mit einem gewissen zufriedenen, fast triumphirenden Zug im Gesicht, kommt sie auf mich zu, und Herr Kanguru folgt ihr in seinem grauen Habit auf dem Fuße. Neue Verbeugungen. Nun wirft sie sich auf alle viere nieder, vor meinen Wirten, vor meinen Nachbarn. Yves, der große Yves, der keine Lust zum Heiraten hat, steht hinter mir in komischer Pose und kann nur mit Mühe das Lachen verbeißen — ich aber biete, um meine Gedanken sammeln zu können, Thee an und reiche die kleinen Täßchen, die kleinen Töpfchen, die Becken mit glühenden Kohlen herum ...

Meine enttäuschte Miene scheint nicht unbemerkt geblieben zu sein — Herr Kanguru fragt mich ängstlich:

„Wie gefällt sie Ihnen?"

Und ich antworte leise, aber entschieden:

„Gar nicht! Die mag ich nicht... Niemals!"

Ich glaube, man hat mich ringsum verstanden, Bestürzung malt sich auf den Mienen, die Chignons scheinen wie die Gesichter sich in die Länge zu ziehen, man läßt sogar die Pfeifen ausgehen. Nun mache ich Herrn Kanguru Vorwürfe:

„Warum mußten Sie sie mir auch mit großem Pomp zuführen, vor allen Freundinnen, vor den Nachbarn und Nachbarinnen, statt sie mich zufällig und, wie ich es wünschte, insgeheim sehen zu lassen? Wie muß das nun die guten, höflichen Leute kränken!"

Die alten Damen (ohne Zweifel die Frau Mama und zwei Tanten) hören gespannt zu, und Herr Kanguru übersetzt ihnen, meine Worte mildernd, die herzzerreißenden Dinge, die ich ihm enthüllt habe. Sie thun mir fast leid — für Frauen, die im Begriff stehen das eigene Kind zu verschachern, haben sie einen eigentümlichen Ausdruck im Gesicht, der mich überrascht, ich wage zwar nicht zu sagen „ehrbar" (übrigens ein Wort, das in Japan nie in Gebrauch kommt), aber harmlos, keines Fehls bewußt, gutmütig. Sie thun etwas, was in ihren Kreisen keinen Anstoß erregt, denn von ihrer Seite wird es anscheinend als wirkliche Heirat betrachtet.

„Aber was haben Sie denn an ihr auszusetzen?" fragt Herr Kanguru in heller Bestürzung.

Ich versuche der Sache die schönste Seite abzugewinnen, und sage:

„Sie ist zu jung und dann zu blaß. So sind unsere französischen Mädchen auch, und ich möchte zur Abwechslung — eine Gelbe."

„Aber, bester Herr, das ist ja nur Schminke, darunter ist sie ganz gelb ..."

Yves beugt sich zu mir herab und flüstert mir zu:

„Jene da hinten in der Ecke, Bruder, haben Sie die schon bemerkt?"

„Meiner Treu, nein, die habe ich in der Verwirrung noch gar nicht geachtet — in ihrem dunklen Kleide sitzt sie, halb abgewandt und in der denkbar gleichgiltigsten Stellung. Sie scheint viel anziehender als alle anderen. Ein wenig eng zusammenstehende Augen — wie das so oft und bei allen Nationen zu finden ist, mit langen Wimpern — aber das Gesicht ist fast ausdrucksvoll, fast interessant. Die vollen Wangen leicht kupferrot angehaucht, die Nase gerade, die Lippen etwas üppig aufgeworfen, doch hübsch geformt. Nicht ganz so jung wie Fräulein Jasmin, etwa achtzehnjährig, aber dafür entwickelter. Aus ihrer Miene spricht Langeweile und eine Spur von Aerger darüber, daß sie umsonst hierhergekommen, da aus der Sache nichts zu werden scheint.

„Herr Kanguru, wer ist denn jene kleine Person in dem dunkelblauen Kleide, dort hinten?"

„Dort hinten? Das ist ein gewisses Fräulein Chrysanthème. Sie ist mit den übrigen hierher gekommen, um zuzusehen. — Sie gefällt Ihnen wohl?" fragt er plötzlich und wittert schon eine andere Lösung der Krisis.

Und nun vergißt er seine Höflichkeit, sein ganzes geziertes Japanertum für einen Augenblick, eilt auf sie zu, faßt sie an der Hand, zwingt sie aufzustehen, und sich im Schein des Abendrotes betrachten zu lassen. Sie aber, die unser Mienenspiel beobachtet hat und zu begreifen beginnt, um was es sich handelt, senkt verwirrt das Köpfchen, verzieht das Mündchen, daß es noch reizender erscheint, und versucht halb schmollend, halb lächelnd, wieder in ihre Ecke zurück zu weichen.

„Das geht alles, man wird sich auch mit dieser einigen können," meint Herr Kanguru, „auch sie ist nicht verheiratet!"

Sie ist nicht verheiratet?! Aber warum hat mir der Dummkopf nicht sofort diese statt jener vorgeschlagen ... Eigentlich thut mir die andere, die arme Kleine mit ihrem zarten, perlgrauen Kleidchen, dem hübschen Haarpfeil, dem betrübten Gesicht und den thränengefüllten Augen recht leid.

„Das läßt sich alles ändern, mein Herr!" fängt Kanguru wieder an, und jetzt sieht er wie ein richtiger Kuppler niedrigster Sorte aus.

Nur, meint er, wären wir beide, Yves und ich, bei den Verhandlungen überflüssig. Und während Fräulein Chrysanthème die Augen niederschlägt, wie es schicklich ist, während die Familienmitglieder, auf deren Mienen sich Erstaunen und Neugier malen,

im Kreis herum sitzen bleiben, schickt er uns beide auf die Veranda hinaus — und wir sehen tief unter uns Nagasaki, von Dunstwolken bedeckt, Nagasaki, das die blauen Abendschatten umhüllen ...

Lange Reden und Gegenreden in japanischer Sprache. Herr Kanguru spricht so viel, daß ich von Zeit zu Zeit ungeduldig hineinrufe:

„Wie steht's, Kanguru, sag es uns rasch; klärt sich die Sache? Kommt ihr heute noch zu einem Ende?"

„Sofort, mein Herr, sofort!" und sofort setzt er wieder eine Miene auf, wie ein Nationalökonom, der soziale Fragen behandelt.

Man muß der Langsamkeit dieses Volkes Rechnung tragen. Während die Nacht wie ein schwarzer Schleier über Nagasaki herniedersinkt, habe ich Muße zu träumen und über den Handel nachzudenken, der drinnen abgeschlossen wird.

Immer finsterer wird es rings umher und überall brennen bereits die Lampen.

Endlich um zehn Uhr kann Herr Kanguru mir melden, daß alles abgeschlossen und geordnet ist:

„Es ist alles in Ordnung, mein Herr — ihre Eltern überlassen sie Ihnen für zwanzig Piaster monatlich — zu dem gleichen Preise wie Fräulein Jasmin."

Und da überkommt mich wieder jenes unbehagliche Gefühl — ich bin ärgerlich, mich so schnell entschlossen zu haben, nun, wenn auch nur vorübergehend, an diese kleine Person gefesselt zu sein und mit ihr in diesem einsamen Häuschen wohnen zu müssen ...

Wir treten wieder ein, sie sitzt nun mitten im Kreise, ins Haar hat man ihr rasch eine Blumennadel gesteckt. Ihr Blick ist wirklich ausdrucksvoll, man könnte fast glauben, sie — denke.

Yves wundert sich über ihre bescheidene Haltung, über ihre furchtsamen, bräutlichen Mienen; er hatte bei einer solchen „Heirat" nichts von alledem erwartet — ich, offen gestanden, auch nicht.

„Sie ist wirklich sehr nett," meinte er, „sehr niedlich, Bruder, Sie können es mir glauben!"

Diese Menschen, diese Sitten, die ganze Umgebung verwirren ihn, und immer wieder fängt er seiner Gewohnheit nach an: „Also, zum Beispiel —" Am meisten belustigt ihn aber der Gedanke, das alles in einer langen Epistel seiner Frau, daheim in Toulon, erzählen zu können.

Chrysanthème und ich reichen uns nun die Hände; dann naht Yves, um mit seiner schwieligen Hand ihre zarten Finger zu umfassen. Schließlich ist er doch der Haupturheber dieser Heirat — er hat mich auf ihre Reize aufmerksam gemacht, die mir sonst entgangen wären.

Was wird das Ende der ganzen Sache sein? Werde ich mit einer Frau oder einer Puppe haushalten müssen? Wer weiß, vielleicht entscheidet es sich schon in wenigen Tagen ...

Mittlerweile haben die verschiedenen Familien ihre bunten Lampions angezündet und an langen Gabelstöcken befestigt, unter endlosen Komplimenten, Höflichkeitsphrasen, Knixen und Verbeugungen setzt sich der Zug in Bewegung. Natürlich will wieder niemand zuerst die Treppe hinabsteigen — in einem Augenblick fallen sie wie auf Kommando auf alle viere nieder und murmeln halblaut ihre Höflichkeitsphrasen ...

„Da hilft nur noch das ‚Durchstoßen'," meint Yves lächelnd, und denkt dabei an das seemännische Hilfsmittel bei der Verstopfung eines Geschützrohres oder dergleichen.

Endlich kommt Leben in die Gruppe und sie steigen langsam hinab, von Stufe zu Stufe scheinen zugleich die Komplimente abzunehmen. Wir aber bleiben allein in dem leeren Gemach zurück, in dem kleine Theetassen, Damenpfeifchen und Tabletten auf dem Boden herumliegen.

„Sehen wir uns den Abschied an!" ruft Yves und lehnt sich hinaus. An der Gartenthüre beginnen sie aufs neue mit ihren Verbeugungen und Knixen; es dauert ein weilchen, bis sich die beiden Damengesellschaften trennen — der Zug mit dem verschmähten Fräulein Jasmin steigt den Berg hinan; die Begleiter von Fräulein Chysanthème aber klettern das alte Gäßchen hinab, das, halb als Treppe, halb als Ziegenpfad, zur Stadt hinab führt.

Nun brechen auch wir auf. Die Nacht ist frisch, ruhig, köstlich — nur das ewige Zirpen der Cykaden erklingt ringsum. Ganz weit unten sehen wir noch die roten Laternen meiner neuen Familie, die sich allmälich in dem gähnenden Abgrund verlieren, in dem Nagasaki liegt.

Wir selbst eilen auf dem kürzesten Wege ans Meer ...

Als ich endlich wieder an Bord bin und in Ruhe über alles nachdenken kann, da erscheint mir die ganze Verlobung wie ein Scherz, wie eine Puppenkomödie ...

(Fortsetzung folgt.)

Wassili Tjorkin.

Von

P. Boborykin.

Erster Teil.

I.

Es wurde kühl an Deck nach einem heißen Julitage. Der Dampfer „Birjutsch“ wand sich vorsichtig im engen Fahrwasser durch die mit weißer und roter Farbe bemalten Zeichen und Stangen hindurch.

Auf dem Oberdeck lugten unter einem Baldachin der Lotse und sein Gehilfe nach den Windungen des Fahrwassers aus und stellten demgemäß das Steuerrad. Zur Rechten und zur Linken liefen die niedrigen Ufer der oberen Wolga vor Einmündung der Oka in dieselbe. Es war dies einige Werst oberhalb der Stadt Barachna, wo sich das rechte Ufer zu heben beginnt, doch nirgends die Höhe der bei Nishni jäh zur Oka abstürzenden Uferberge erreicht.

Der Lotse machte dem Matrosen ein Zeichen, der linker Hand auf dem Vorderdeck mit dem Wurfanker bereit stand. Die Gestalt des Matrosen in einem bunt bebänderten Wams hob sich scharf gegen ein Stück dunkelblauen Himmels ab.

„Fünfundeinhalb — ohoi!“ tönte es verzagt vom Vorderdeck her, und die Stange schwankte in den Händen des breitschulterigen Burschen.

Der erste Offizier, ein hagerer Braunkopf mit einer Lederkappe, legte die Lippen an den Rand des Sprachrohrs und befahl, die Fahrt zu mindern. Der Dampfer schlich dahin. Zögernd klappten die Räder auf das Wasser, erfüllten den ganzen Schiffskörper mit ihrem dumpfen Geräusch und verursachten ein leises Beben, das sich auch den Passagieren bemerkbar machte. Passagiere gab es viel — meist gewerbetreibendes Volk, das nach Makarjew auf die Messe zog.

Beide Abteilungen des Verdecks, die vordere wie die hintere, bogen sich unter der Last aller erdenklichen Waren. Diese verbreiteten die verschiedensten Düfte. Alles war aber umwallt von einem süßlichen Geruch nach Gerberarbeiten, die in großen, versiegelten Kasten verpackt waren. Auch roch es nach heißem Fett. Die Passagiere zweiter Klasse nahmen schon lange ihren Thee an kleinen Tischen, auf Schemeln und sogar auf dem Boden, um ihre eigenen Maschinen herum. Der volltönende wolgische Dialekt mit dem klangvollen „O“ ging über das ganze Schiff und noch siegender vermischten sich weibliche und männliche Stimmen in charakteristischer bäuerischer Aussprache. Das „reinliche“ Publikum verteilte sich in verschiedenen Winkeln. Zwei ältliche, stutzerhafte Herren in hellen Sommerröcken trieben sich oben am Steuerrad umher. Eben dort befand sich eine helle Blondine, in ein orenburgsches Tuch gehüllt und das bleiche Antlitz dem Winde preisgegeben, in eifriger Unterhaltung mit einem finstern Armeeoffizier. Auf dem Oberdeck trank ein Kaufmann mit ganz gelbem Gesicht in Gesellschaft seiner schon verschrumpften, aber noch jungen Gattin still und verdrossen seinen Thee; auf der Bankreihe des Hinterdecks erster Klasse saßen wohl zwanzig meist männliche Reisende. Ein aufgeschossener Gymnasiast mit einer Studentenmütze und in dunkler Bluse ging aufgeregt mit weiten Schritten auf und ab und rauchte, mächtige Dampfwolken ausblasend.

„Fü—ü—nf!“ ertönte wiederum der melancholische Ruf des Matrosen, und der Dampfer verminderte wieder seine Fahrt, stoppte aber nicht.

Der Birjutsch hatte seine vier Fuß Tiefgang; ihm blieb also noch ein Fuß übrig, um nicht im Geröll aufzurennen. Das verursachte aber weder den Passagieren noch dem Kapitän eine besondere Unruhe.

Der Kapitän schickte sich eben dazu an, seinen Thee zu nehmen, und übergab das Kommando dem ersten Offizier. Er erhob sich aus der Hauptkajüte erster Klasse, öffnete die Thür nach dem Oberdeck und suchte dort jemand mit den Augen.

Breitschulterig, groß, rotwangig, hellblond, etwas sommersprossig, war er das Bild eines echten Wolgaschiffers; er trug eine blaue Tuchmütze mit Schirm

ohne jede Verzierung, große Schmierstiefel und einen kurzen, zimmetfarbenen Gehrock. Sein breites, vollsaftiges, ganz strahlendes Gesicht lächelte fast immer ruhig und ein wenig spöttisch. Dieses Lächeln schaute auch aus seinen gelbbraunen, winzigen, hausbackenen Augen.

„Boris Petrowitsch!“ rief er von der Thürschwelle.

„Was gefällig, Täubchen?“

So ließ sich im Brustton ein Passagier vernehmen, der, älter als der Kapitän, etwa vierzigjährig, hager, mit ergrauendem Bart und müdem Gesicht, einen seidenen Kittel und Schlapphut trug. Man konnte ihn für wer weiß was nehmen — für einen kleinen Beamten, für einen Händler oder unbemittelten Gutsbesitzer. Und doch hatte er etwas in seinem Blick und seiner ganzen Haltung, was nicht nach der Provinz aussah.

„Thee?“ fragte der Kapitän.

„Ich bin bereit.“

„So werde ich ihn sogleich aufbrühen lassen. — Ilja!“ Dem sofort erscheinenden Diener befahl er: „Bringe doch Thee! Zu mir her! — Boris Petrowitsch, wie befehlen Sie ihn, mit Prälatensahne?“

„Nein, Täubchen, Spirituosen sind nicht nötig.“

„Wie Sie wollen!“

Sie begaben sich nach der engen Stelle des Decks, zwischen dem Oberdeck und dem linken Kaminmantel. Die Räder klappten noch seltener, und vom Bug her tönte ununterbrochen das Ausrufen der Flußmaße.

Im Oberdeck erster Klasse befand sich außer der Koje, wo der Kaufmann mit seiner Gattin Thee trank, noch eine ziemlich geräumige Kajüte, aus der soeben noch ein Passagier trat, welcher gleich den Kapitän anrief, ohne daß dieser sofort auf seinen Namen hörte.

„Andreas Thomitsch!“ wiederholte der Passagier und folgte dem Kapitän.

Das Wort „Andreas“ klang fast mit einem O statt des A, und das Wort „Thomitsch“ verriet ganz den wolgischen Dialekt. Er war fast von demselben ansehnlichen Wuchs wie der Kapitän Kusmitschew, aber bei weitem schlanker von Gestalt und jünger von Gesicht. Er sah eher wie ein reicher Kaufmann aus, als wie ein Edelmann, oder vielleicht wie ein Dampfschiffbesitzer, ein Ingenieur, ein Fabrikant oder überhaupt ein Geschäftsmann; er war gut gekleidet und hielt den Kopf etwas zurück, was seine Figur noch stattlicher machte. Aus der Seitentasche des dunkel gewürfelten, oben zugeknöpften Gehrockes hing eine dicke, goldene Kette. Das mächtige Haupt bedeckte ein Hut aus Lammwolle nach ungarischer Art. Unter diesem fielen dunkelblonde Haare lockig herab; der etwas hellere und rötliche Bart war in zwei Zwickeln sorgfältig zugestutzt. In den groben Zügen des anziehenden bäuerlichen Gesichts lag ein gesetzter Ausdruck. Die dunklen, großen Augen mit starken Wimpern schauten unter dichten, schön geschwungenen Brauen hervor, die Nase trat kräftig heraus, und unter dem Schnurrbart erschien ein voller, roter Mund mit einem sinnlichen Zuge der Unterlippe.

Zum zweitenmal rief er den Kapitän mit einer klangvollen Stimme an, die etwas Jugendlicheres besaß als Figur und Antlitz des etwa dreißigjährigen Mannes.

„Ah, Wassili Iwanowitsch, was befehlen Sie?“

Der Kapitän ließ sogleich die Hand der von ihm Boris Petrowitsch genannten Person los und trat mit der Hand am Mützenschirm heran.

Bei dieser Begrüßung drang durch die Heiterkeit der Augen doch etwas Besonderes hindurch. An dem hübschen Passagier fühlte man etwas, wenn auch nicht gerade von einem Machthaber, so doch von einer einflußreichen Persönlichkeit im Dampfergeschäft heraus.

„Wir werden doch nicht festsitzen?“ sagte er halblaut.

„Das soll Gott verhüten!“ antwortete der Kapitän laut.

„Das sollen Sie doch aber auch? Sie denken noch daran, Thee zu nehmen; es muß aber, beim Himmel, Zeit sein, daß wir nach Nishni kommen?“

„Ja, hohe Zeit!“

Der Ton dieser Frage klang nicht gerade gebieterisch, aber doch in hohem Grade bestimmt.

Die großen Augen Wassili Iwanowitschs richteten sich auf den Passagier im Seidenkittel.

„Mit wem sind Sie da?“ fragte er wieder leise den Kapitän.

„Der dort?“

„Ja, er streicht sich gerade den Bart.“

„Den kennen Sie noch nicht?“

„Nein.“

„Und haben auch noch nie sein Bild gesehen?“

„Mag sein; ist es ein berühmter Mann?“

„Ei gewiß, das ist ja Boris Petrowitsch . . .“

Und er nannte den Namen eines bedeutenden Schriftstellers.

„Das ist nicht möglich!“

Wassili Iwanowitsch nahm den Hut ab und bewegte sich ganz unruhig hin und her.

„Wir haben schon seit lange Brot und Salz zusammen gegessen. Mir war er bereits als Student bekannt.“

„Warum haben Sie mir das nicht gesagt, Väterchen? . . . Ich treibe mich in der Kajüte herum und weiß nicht, daß Boris Petrowitsch mit uns fährt.“

„Ja, als Sie gerade vor dem Essen aufs Schiff kamen, Wassili Iwanowitsch, war ich nicht zur Stelle. Wollen Sie sich bekannt machen?“

„Ei gewiß, er ist mein Liebling! Ich hatte ihn

schon sozusagen auf der Tertia des Gymnasiums ausgelesen."

Die Augen des hübschen Passagiers verdunkelten sich. Seine Augensterne zeigten eine ungewöhnliche Beweglichkeit. Er geriet ganz in Aufregung durch diese Begegnung mit seinem Lieblingsschriftsteller und die Möglichkeit, sich ungestört mit ihm zu unterhalten.

„Wassili Iwanowitsch Tjorkin," stellte der Kapitän ihn Boris Petrowitsch vor, „ein Teilhaber an unserer Liniengesellschaft."

II.

Sie saßen getrennt von einander nahe am Heck; der Kapitän war fortgegangen, um den Thee aufzugießen.

Ihre Unterhaltung war schleppend.

„Boris Petrowitsch," sagte Tjorkin nach fünf Minuten, „wofür ich Sie am meisten liebe und verehre, ist das, daß Sie sich nicht fürchten, die Wahrheit über den Bauern zu sagen ... überhaupt über das niedere Volk."

Er war noch sehr erregt, und, obschon sonst ganz redegewandt, suchte er jetzt nach Worten. Nicht das bedrückte ihn, daß er sich in Unterhaltung mit einem wahrhaft berühmten Schriftsteller befand, waren doch der ganze Ton und das ganze Benehmen von Boris Petrowitsch einfach und bescheiden. Seine Aufregung hatte eine ganz andere Quelle. Er hatte das heiße Verlangen, sich auszulassen.

„Sie sehen in mir selbst einen Bauernsohn," sagte er ohne jeden Umschweif, indem er die Augenlider senkte, „ein Findelkind. Mein Vater, Iwan Prokopitsch Tjorkin, ist aus dem Kirchdorf Kladjenjez. Wir haben dort etwa um die Vesperzeit angehalten. Sie entsinnen sich vielleicht?"

„Ganz recht, ganz recht! Ein altertümliches Dorf! Es scheint auch dort ein Bethaus der Raskolniks zu geben?"

„So ist's! ... Möglicherweise ist Ihnen mein Vater begegnet. Er hat mit den Herren Literaten zu thun gehabt. Ueber ihn haben Artikel in den Zeitungen gestanden. Der Gemeinderat hat ihn vor seinen Richterstuhl gefordert. Man hat ihm Unruhestiftung vorgeworfen. Mit fast siebenzig Jahren ist er auf Gemeindebeschluß in die Verbannung geschickt worden."

Die guten und müden Augen des Schriftstellers belebten sich.

„Ich entsinne mich, ja, ja. Ich habe davon gelesen."

„Jetzt liegt er bei Nishni auf dem Friedhof. Darum freue ich mich aber, Boris Petrowitsch, wenn ein Mann wie Sie die Wahrheit über die Bauernseele spricht und über alles, was das Volk jetzt bedrückt. Ich habe mich ziemlich viel mit ihm abgegeben, kenne seine Laster und darf wohl behaupten, daß ich mein ganzes Leben mit ihm zubringen werde. Dennoch bin ich nicht dafür, daß man es mit Honig einschmiert. Vor allem halte ich die herrschaftlichen Bestrebungen, sich in Bauernbünde zu vereinigen, für schädlichen Unsinn."

„Diese Bestrebungen sind doch aber immer besser, als ein Zustand der Faustkämpfe," wandte der Schriftsteller schüchtern ein.

„Dem kann man nicht abhelfen, weder an und für sich noch für den Bauer, Boris Petrowitsch, was Sie doch am ersten einsehen müssen. Denken Sie nur an Ihre eigenen Dichtungen. Jede Teufelei hat sich im Bauer festgesetzt, Liederlichkeit, Gier, Betrug an Land, Acker, Holz, Wiese, Fluß, an allem, was in der Bauernseele lebt. Und so sehr ich meinen armen Verstand anstrenge, finde ich nicht die geringste Abhilfe. Vielleicht nur in einem ..."

Er redete nicht aus, blickte auf den Flußlauf, auf die grünen Ufer im Abendschein und fuhr dann noch eifriger fort:

„Dort ist sie, das Mütterchen Wolga! Freuet Euch! Und was haben wir daraus gemacht! ... An solcher Stelle ... vierzig Werst etwa von der Mündung ... Nach meiner Lesart" — schaltete er für sich ein — „die Oka fällt nicht in die Wolga, sondern umgekehrt. Nun hört doch, fünf Fuß oder gar dreiviertel, soll das genügen? In weiteren zehn Minuten sitzen wir vielleicht ganz auf der Sandbank fest. Ich bin ja selbst ein eingewurzelter Wolgaländer. Seit Kindheit zog es mich zum Wasser, zum überflutenden Strom. Ebenso zum Walde. Was ist aus dem einen wie aus dem andern geworden? Das Herz des Landmanns ist ganz verholzt. Brenne, schlage, vernichte ... Das wird keinen Widerstand in seiner Seele wirken. Man hilft selbst wohl noch gar, wider Willen, an dem Raube."

Der Schriftsteller hob lächelnd die Augen zu ihm auf.

„Andreas Thomitsch hat mich Ihnen als Kandidat zur Theilhaberschaft empfohlen, das ist nicht nötig. Ich bin auf dem Wege, Schiffsherr zu werden, das heißt, ich werde, wenn auch indirekt, zur Waldverwüstung beitragen. Ha, ha! ... Ein solches Geschäft blüht. Unseren gewerbetreibenden Ländern läßt sich keine Laufbahn vorschreiben wie dem kleinen Themistokles von Papa und Mama bei Gogol. Er wird Diplomat, punktum!"

„Und in eben diese Gesellschaft wollen Sie eintreten?"

„In eben diese, nur muß noch einiger Bedarf an Geldmitteln aufgebracht werden ..."

Tjorkin unterbrach sich wiederum.

Das Gespräch zog ihn nach verschiedenen Seiten. Auf seine Geldgeschäfte und Berechnungen wollte er nicht eingehen. Er konnte aber nicht gleich zur

Wolga zurückfinden, zur einzigen Verwandten, die er auf Erden hatte.

„Wenn man richtig Schiffsherr ist, Boris Petrowitsch," fuhr er noch immer aufgeregt fort, „dann beginnen erst die schmerzlichsten Plagen. Wenn wir nicht allzu spät nach Nishni kommen, werden Sie dort an der ‚Kälberfurt' eine ganze Flotte aufgebaut sehen. Mit diesen Schiffen fahre ich nicht den Fluß hinauf. Und mit jedem Sommer wird es schlimmer und schlimmer. Die großen Herren aber ... die gelehrten Wegebauer ... verpflanzen nur Rubelscheine in die schwimmenden Sandbänke. Wir werden gegen Abend auf Nishni zufahren, dann betrachten Sie einmal gefälligst die Straßen ‚Glatze', wie die Leute hier zu Lande ihren Damm nennen. Den hat man ohne Sinn und Verstand in den Fluß hinein gebaut und damit einen dnjeperhaften Strudel konstruirt, der kaum mit der kleinsten Barke zu passiren geht. Aber, wohl gemerkt, dreimalhunderttausend sind verpuzt!"

Und als ob er befürchtete, daß ihm sein Hauptgedanke entfliegen möchte, rückte er näher an seinen Gesellschafter heran, ergriff sogar den Saum seines Seidenkittels und fuhr in leiserem Ton, aber noch feuriger fort:

„Worin die Rettung des Bauern beruht? Worin anders, als in einem bestimmten Glaubensbekenntnis ... wissen Sie, in einem solchen, das sein ganzes Wesen erfüllt — wenn ich mir auch nicht darüber klar werden kann, in welchem? Eigentlich gilt doch nur bei den Sektirern ein Gemeinderecht, das Wortvertrauen, eine gegenseitige Bürgschaft. Auch bei den evangelischen Gemeinden findet sich das noch, sogar bei den verstümmelten Raskolniks, obwohl bei diesen schon manches ins Schwanken geraten ist, besonders in hiesiger Gegend. Ohne Verbot und ohne Regel läßt sich nichts erhalten ... man nehme zum Beispiel die Tataren mit dem Alkoran. Was läßt sich aber mit Armut und Verkommenheit aufbauen? Vor allen Dingen muß am schwarzen Tage die Kopeke vorhanden sein, für sich und für die Gemeinde; ersparen läßt sich dieselbe aber nur, wenn ein strenges Gesetz über alten Thaten und Worten waltet."

„Die Kopeke!" wiederholte seufzend Boris Petrowitsch, indem er charakteristisch eine Braue runzelte und seinen Bart strich. „Ich habe mich, mein Täubchen, im Süden auf den südrussischen Steppen und im Lande der Verschnittenen umgesehen. Bei den Sektirern sowohl wie bei den Rechtgläubigen. Es verderben Schobern- und Scheunen — ackerweis; überall gibt es Dampfdreschen, Schnitter! Und was sind die Götzen der Besitzer? Geld, Getreide, Hammel, das ist der ganze Kram!"

Die Augen des Schriftstellers sanken müde und traurig zu Boden und richteten sich auf den Schaumstreifen, der hinter dem Dampfer folgte.

„Bei uns, hier zu Lande wenigstens, hat man sein geistiges Leben noch nicht so vollständig eingebüßt. Man baut ein Kirchlein. Man stiftet ein ewiges Lämpchen. Noch hat man nicht wie dort die Götzen in einem irdenen Topf begraben."

Die Stimme sank und mit gebeugtem Kopf begann er in seiner Rocktasche nach dem Cigarrettenetui zu suchen.

Tjorkin wollte nichts erwidern. Er fühlte sich unter dem Zauber dieses sanften Mannes mit der melancholischen Stimme und dem leidenden Ausdruck des häßlichen Gesichts. Er selbst würde wohl leider bald in einen andern Ton verfallen, in das allgemeine Horn stoßen und den Bauersmann nicht mehr so beklagen, wie es sich gehört.

„Ein Kirchlein! Ein Lämpchen!" wiederholte er bei sich.

„Ach, Boris Petrowitsch, er hat überhaupt keinen Glauben. Mit ihm ist es besser, nicht von geistlichen Dingen zu reden."

Er schwenkte mit der Hand.

„Doch hat jedermann seinen Glauben, der Pope für sich und das Volk für sich."

„Darin liegt eben das ganze Elend, Boris Petrowitsch, daß sich die ganze rechtgläubige Christenheit in solchem Doppelglauben befindet. Jeder von uns, der auf dem Dorf, wenn er nicht gar ein zu arger Lümmel war, von Kindsbeinen an alles erlernte, trug nur niederdrückende Gefühle davon. Wo ist von irgend welcher Leitung des Gewissens die Rede?"

Tjorkin schwenkte wieder mit der Hand.

„Das ist alles wahr, mein Täubchen," sagte noch leiser der Schriftsteller. „Die Verteufelung der Bauernseele — wie Sie sich so treffend ausgedrückt haben — geht noch weiter. Der Zinsschein hat die Seele unserer Städtebewohner angefressen, und diese Pest wütet über das ganze Land. Das muß wohl so der Lauf der Weltgeschichte sein. Man nennt das Differenzirung."

„Von dieser selbigen Differenzirung habe ich auch schon etwas gelesen, Boris Petrowitsch. Vom Zinsschein aber — bis zum Bauern — o, wie weit! Aus der Armut und der Verkommenheit muß er vor allen Dingen heraus, und ohne ein Gesetz, das seiner ländlichen Natur angepaßt ist, wird er nie auf die Beine kommen."

„Sie haben auch hierin recht," stimmte der Schriftsteller bei, und beide hoch gezogenen Brauen gaben dem Gesicht einen noch nervöseren Ausdruck.

III.

„Boris Petrowitsch!" ertönte die tiefe Stimme des Kapitäns aus dem Oberdeck. „Der Thee wird kalt, mit Verlaub!"

Er ging auf ihn zu.

„Sie haben sich verplaudert? Aber Sie, Wassili Iwanowitsch, nehmen Sie nicht teil?"

„Ich habe eben erst getrunken."

„Wenn es gefällig ist, Boris Petrowitsch! Ich möchte gar zu gern ein wenig schlafen. In Nishni muß man bis in die späte Nacht hinein auf den Beinen sein. Sie wollen doch nach Nishni?"

„Ja, Täubchen, ich bleibe dort zwei oder drei Tage bei einem Freunde zum Besuch und gehe dann nach Moskau auf eine Eisengießerei."

„Also, wenn es gefällig ist!"

„Sogleich, Andreas Thomitsch," äußerte Tjorkin, „das ist recht ärgerlich. Mein ganzes Leben lang war es mir nicht vergönnt, Boris Petrowitsch zu treffen, und nun, da eben die Unterhaltung mit ihm in Gang gerät, kommen Sie mit Ihrem Thee!"

„Die Minute," sagte höflich der Schriftsteller. „Schenken Sie mir nur ein Täßchen ein. Ich liebe ihn kalt. Und ein Scheibchen Zitrone."

„Gut, gut!"

Der Kapitän verschwand im Oberdeck. Sie schwiegen ein wenig und Tjorkin eröffnete zuerst wieder die Unterhaltung.

„Ein tüchtiger Bursche, der Andreas Thomitsch! Schade, daß er auf solch altem Kasten fahren muß, wie dieser Birjutsch. Und seh 'mal einer, wie viel Waren er zusammengestaut hat. Ein guter Funke auf diese Ballen und wir sind alle zusammen ein Braten."

„Meinen Sie?" fragte Boris Petrowitsch ganz erschreckt.

„Unmaßgeblich! Etwas faul ist der Kusmitschew, aber verständig. Wenn ich mit meinem Dampfer in seine Gesellschaft eintreten sollte, würde er mir schon behagen. Wir würden ihn ein wenig zurechtstutzen," schloß Tjorkin, mit den Augen zwinkernd. „Ist Ihnen seine Geschichte bekannt?"

„So etwas!"

„Ich habe irgendwo gelesen, daß ein Moskowiter Alter, Michael Petrowitsch Pogodin, zu sagen liebte: ‚Seht, so backt ein russischer Ofen.' Erst studirte er Medizin, hielt sich dann hier herum auf, wurde Apothekergehilfe und ist nun, wie man sieht, ein wohlbestallter Kapitän, der auf der Wolga fährt!"

Er begegnete dem Blick des Schriftstellers, als er den Namen Pogodins nannte und einen seiner Sinnsprüche citirte. In diesem Blick lag die Frage: „Wie mag es wohl um den Bildungsstand meines Gesellschafters stehn?"

„Wie Sie mich, Ihren ergebensten Diener, hier in der Eigenschaft als Schiffsherrn sehen, was habe ich nicht alles durchgemacht? Wozu bin ich nicht alles vorbereitet? Ich bin unter die Gelehrten geraten und habe klassische Schulung erfahren."

„Wieso das?"

„Das kam so! Mein Pflegevater hat mich mit seinen kärglichen Ersparnissen auf dem Gymnasium erhalten. Nun, Unterricht hat es genug gegeben. Die ganze griechische und lateinische Weisheit habe ich bis zur sechsten Klasse ergründet, worauf ich ausgeschlossen worden bin."

„Sie sind ausgeschlossen? Weshalb?"

„Das ist eine lange Geschichte. Ihnen aber, als Ergründer der Wahrheit, mag sie wissenswert sein. Aber Andreas Thomitsch hat sich wohl schon ganz aufgerieben."

„Sie setzen sich vielleicht zu uns?"

„Seine Koje reicht nur für anderthalb Menschen. Und ich bin ein vierschrötiger Bauer. Ich warte hier im Kühlen. Ueberdies bin ich übermäßig erfreut, daß ich das Glück gehabt habe, mit Ihnen zu plaudern."

Aus dem Oberdeck erschien wieder die robuste Gestalt des Kapitäns.

„Mit Verlaub, Boris Petrowitsch!"

„Ich komme, ich komme!"

Der Schriftsteller brach schnell auf, gab Tjorkin in aller Eile noch die Hand und lud ihn wiederholt ein.

„Nein, schon zu zweien werden Sie ersticken. Es ist kein Platz da, und zudem bin ich auch noch ein schlechter Theetrinker, obgleich man uns fälschlicherweise Wasserschlucker nennt."

Es zog ihn zu Boris Petrowitsch hin, doch hielt er es für taktisch unrichtig, sich in ihre Gesellschaft zu zweien zu drängen. Ihn beherrschte stets ein Gefühl des Stolzes. Jenen Schriftsteller liebte er von Herzen und verehrte ihn seit langem, aber „scherwenzeln" wollte er nicht vor ihm angesichts einer dritten Person, und wäre diese auch ein so guter Junge wie Kusmitschew. In einigen Wochen konnte überdies der Kapitän sein Beamter sein.

Tjorkin überschritt das Deck und setzte sich an den andern Bord, von wo er die Gruppe der hübschen Blondine mit dem Offizier am Steuerruder betrachten konnte. Der Dampfer ging schneller. Die Rufe des Matrosen hörten auf, am Mast wurde eine bunte Laterne gehißt, die Gespräche tönten deutlicher in der stillen Abendluft. Mehr als eine Werst begegnete der Birjutsch weder einem andern Dampfer noch überholte er einen solchen.

So zog sein heimatlicher Fluß an ihm vorüber, wohl noch immer wasserreich, aber mit jedem Tage erschreckend mehr versandend. Tjorkin hatte im Gespräch mit Boris Petrowitsch nicht übertrieben. Der Gedanke beklemmte ihm die Brust, was aus diesem mächtigen, russischen Strom wohl in zehn oder zwanzig Jahren werden möchte. Dieses Gefühl, wie sein Mitleid mit dem Walde, war mit ihm aufgewachsen. Daß er am Dampfergeschäft beteiligt war,

kam hier nicht in Betracht. Er denkt daran, Naphthaheizung für sich einzuführen. Naphtha hat noch eine große Zukunft, wenn auch mit ihm Raubbau getrieben wird, wie mit allem, was sich in Geld umsetzen läßt.

Sein Verdruß stieg, daß der Kapitän ihre Unterhaltung gestört, daß er selbst sein Gespräch mit Boris Petrowitsch nicht ausgenützt hatte. Er hätte gewünscht, ihm zu beichten, seine ganze Seele zu eröffnen, nicht nur über eine Bauernfrage, sich ihm in seiner ganzen Wirklichkeit zu zeigen, ohne jede Beschönigung und womöglich seinen Urteilsspruch über sich zu vernehmen. So konnte er ihn für einen Aufschneider halten, für einen „Schönfärber“, wie er alle Leute nannte, die etwas herausstrichen. Alles, was er über sich gesagt hatte, war wahr. Ja, er war ländlicher Herkunft, ein echter Bauernsohn, ein Findelkind, das in das Haus des Aufwieglers Iwan Prokopitsch Tjorkin aufgenommen war, in das Haus eines ehemaligen Leibeigenen des Grafen Roschtschin, dem das halbe Dorf Kladjenjez gehörte.

Warum war er aber vor drei Stunden, als sie bei Kladjenjez anlegten, nicht einmal aus seiner Kabine heraus gekommen? Mußte ihm das Herz nicht hüpfen beim Anblick des hübschen Dorfes mit seinen Kirchen und Klöster tragenden Hügeln, mit dem alten Walle, der schon zur Tatarenzeit ein Fürstensitz gewesen war? Zu der Zeit lag er aber auf dem Diwan seiner Kajüte, die ihm die Gesellschaft als ihrem künftigen Teilhaber zur Verfügung gestellt hatte, und erblickte durch die engen Fenster nur den Ufergürtel, das Volk am Landungsplatz, zwei oder drei Häuser am Aufstieg zur Höhe, aus der Reihe der mit Galerien versehenen Bauten — alles ihm mehr als fünfundzwanzig Jahre bekannt.

Ja, es zog ihn nichts an Deck. Er liebt sein Dorf nicht und hatte es seit der Zeit nicht mehr geliebt, als er begreifen lernte, was um ihn vorging. Er hielt seinen Pflegevater für einen Biedermann; was brauchten die heimatlichen Machthaber, die an einer unausdenkbaren Armenordnung bastelten, den Iwan Tjorkin Aufkäufer, Aufkäufergenosse, Volksfeind zu nennen? Seit jener Zeit verzieh er der Bauernschaft nicht die Verbannung seines schon durch zweiundsechzig Jahre bedrückten Vaters auf Beschluß der Dorfgemeinde, die scheußlichste Handlung, die ihm in seinem Leben vorgekommen war; und das hatten Bauern gethan! Das hatten nicht etwa die Raskolniks gethan, die in Kladjenjez in einem besondern Verband, auch als ehemalige Leibeigene, wenn auch eines andern Herrn, lebten. Gott behüte, sondern rechtgläubige Christen, solche, die pudschwere Lichter stiften, auf Gemeindekosten Sänger halten, wenn die Hälfte davon auch nicht den Hunger stillen kann. Nein, aus freien Stücken wird er nicht nach Kladjenjez gehen; und sollte er Millionär werden, wird er dem Teil der Bauernschaft, der im ehemaligen herrschaftlichen Gebiet, dem sogenannten Grafensitz, seine Gemeindeversammlungen hält, keinen Dreier zuwenden.

Mit der Persönlichkeit seines Pflegevaters war in seiner Erinnerung eine andere Persönlichkeit eng verbunden, der Sohn des Postmeisters — in Kladjenjez war ein Postamt — der mit ganzer Seele dem Geschäft eben derselben Armenkommission diente, die den Iwan Prokopitsch verbannt hatte. Ihn betrübte der kümmerliche Lohn der Kossäthen; er versammelte sie und bearbeitete ihre Schädel, wie vorteilhaft die Bildung von Gesellschaften und Genossenschaften für sie sein würde; er schrieb in die Zeitungen, er reiste nach Petersburg, er erbat bei den Behörden Unterstützungen, setzte sie durch, er verfaßte selbst ein Statut und widmete zwei Jahre dieser Thätigkeit, indem er von Brot und Kwaß lebte. Und was erreichte er damit? Auch er wurde verklagt, angeschuldigt, hinter Schloß und Riegel gesetzt, obgleich einer der ehemaligen Regierungsbeamten, die später die Kassen beraubten, für ihn eintrat...

Tjorkins Gesicht zog sich merklich in Falten und die Augen verfinsterten sich. Der alte Groll auf die Bauerngemeinde in Kladjenjez erwachte in ihm. Ihm war es wunderbar, wie er in solchem Ton überhaupt mit Boris Petrowitsch über die Bauerngerichte hatte sprechen können. Und jedesmal, wenn er auf diese Gerichte zu sprechen kam, war es ihm gar nicht beschämend, daß er ein Geschäftsmann geworden, und er ersehnte heiß ein mächtiges Kapital, das er nach Millionen aus eben dieser Wolga reißen wollte.

IV.

Das klangvolle Gelächter einer jungen Dame kam vom Steuerruder herüber.

Tjorkin hob den Kopf.

Die Blondine wandte sich mit dem Gesicht nach dem Heck des Dampfers und ihr Profil, im Schatten des umhüllenden Tuches, trat wie auf hellgrauem Untergrunde gemeißelt hervor.

„Solche Dummheiten!“ rief sie mit bebender Stimme.

Ihr Leib erzitterte vor Lachen. Sie blieb auf der Bordbank sitzen und schaute Tjorkin von ihrer Warte aus aufmerksam an.

Er fand ihr Gesicht lieblich und von einem sehr bekannten Typus. Sie mußte irgendwo her von der Wolga stammen, etwas von oberhalb, etwa aus Jaroslaw, Kostroma oder Kineschma, war wohl die Tochter eines Hausbesitzers, Frau oder Mädchen, sehr, sehr jugendliche Gattin eines stattlichen Steuer- oder Dampfbootsbediensteten, die zum Vergnügen auf die Messe fuhr, zum Gatten, oder auch allein

ausriß. Vielleicht ist sie im Pensionat erzogen, weil sie sich, frei von krämerhafter Ziererei, so ungebunden zeigt, daß man sie für eine zu Abenteuern geneigte Person halten kann.

Ihr Ausruf: „Solche Dummheiten!“ erweckte in ihm sofort andere Gefühle und Bilder. Wie ähnlich klang doch ihr Ruf „Dummheiten“ in denselben zitternden Brusttönen. Vielleicht singt sie auch mit der gleichen tiefen Stimme. Auch in den Gesichtszügen findet sich gemeinschaftliches, nur sind die Haare, in denen der jetzt über das Deck streichende Abendwind spielt, bei dieser aschblond und schlicht; bei jener aber — wie Pech schwarz und leicht gelockt. Auch die Büste ist wohl ähnlich, so weit man von unten sehen kann, sowie auch der Wuchs. Jene wartet jetzt. In Nishni muß im Telegraphenamt, gegenüber der Sofronewskischen Landungsstelle, wo sich auch ein Gasthaus befindet, eine Depesche postlagernd liegen. Tjorkin bleibt heut nur über Nacht und so lange es sein Geschäft verlangt. Er muß noch weiter hinab, nach Kasan.

Ja, wenn er vor dem Spott nur sicher wäre, so würde er sich gern vor Boris Petrowitsch seiner Jämmerlichkeiten wegen verklagen.

Es zieht ihn hin zu jenem Weibe, nicht so wie einen echten Wüstling oder ein wildes Tier, aber doch nicht so, daß ihn Boris Petrowitsch bei aller seiner Güte und Duldung darob beloben könnte. Das Uebel liegt darin, daß er nicht alle seine Leidenschaften so beherrschen kann, wie ein guter Kutscher das Dreigespann von feurigen Rossen. Die Ueberlegung sitzt ihm wohl im Kopf, behält aber nicht immer die Oberhand. Er hat das Weib bisher immer nur als Liebhaber betrachtet, ohne je eine große Meinung von ihm gehabt zu haben — darin zeigt er sich als rechter Bauer; fangen wird er sich nicht lassen, doch kann er sich ihrem Zauber nicht entziehen. Nicht durch seine Schönheit allein hat ihn das Weib beirrt, seit früher Zeit — schon als er mit sechzehn Jahren Schüler war — sondern durch ein gewisses Verlangen, sich zu geben, auf sie zu schauen, die Neigung für sich zu erwecken, zu sehen, wie in irgend einem unbedachten oder schüchternen, thörichten Mädchen plötzlich eine Seele erwacht, die wohl Geist, Witz, Kühnheit und dreistes Wagen zeigt. Zu allem ist sie im stande, mit und für den geliebten Mann. Nur in solchen Minuten fühlt man seine ganze Manneskraft, besonders im Bewußtsein eines hellen Kopfes, wenn man schneller und schneller auf der Lebensbahn dahin rollt. Aber auf der Hut muß man sein, dann wird man herrlichen Gewinn davon tragen.

Zu dem allen wollte er sich vor Boris Petrowitsch bekennen, wenn das Gespräch darauf kommen sollte. Würde ihn aber jener fragen: „Aber warum wollen Sie nicht als Volksfreund behilflich sein? Warum streben Sie so nach Geldmacht?“ Dann würde er nicht lügen können und ihm nicht vorreden, daß er nur vorübergehend, zeitweise so lebe, und daß alles nur zum Besten des Volkes dienen solle.

Nein, er liebt den Erfolg als solchen, er kann nicht ohne das Bewußtsein leben, daß solche Leute, wie er, den Gipfel erreichen müssen, in Geldsachen wie in der Liebe.

Tjorkin hob wieder den Kopf, aber die Blondine schaute immer noch auf ihn, indem sie die Unterhaltung mit dem Offizier fortsetzte. Er lächelte ihr mit den Augen zu, wandte sich aber sofort ab. Kleinliche Liebelei verachtete er, wie alles, was zu leicht zu haben war.

Er ging auf dem Vorderdeck auf und ab, wo die Passagiere zweiter Klasse saßen und rang mit dem Wunsche, in die Kapitänskajüte zu schauen und die Unterredung mit dem Schriftsteller fortzusetzen.

„Kusmitschew wird sich schon schlafen gelegt haben,“ beruhigte er sich, „und Boris Petrowitsch wohl auch.“

Die melancholischen Melderufe fingen wieder an.

„Vie—ie—r!“ johlte der Matrose.

„Wir werden festsitzen,“ dachte Tjorkin und sah nach dem Oberdeck, wo der erste Offizier am Sprachrohr stand. „Er setzt uns auf, wie er zu trinken gibt,“ dachte er weiter mit einem herrischen Gefühl von Entrüstung, „es wird gemessen, aber ohne Sinn.“

Der Dampfer erbebte thatsächlich und stand. Die gewaltigen Räder sträubten sich ein wenig, dann erfolgte das Kommando: „Stopp!“

„Wir sitzen,“ sagte Tjorkin laut, regte sich aber nicht weiter auf, sondern begab sich nach dem Bug, um zuzusehen, wie sich der erste Offizier mit der Sandbank abfinden würde.

Der Lotse und sein Gehilfe drehten das Rad nach rechts und links, worüber noch mit dem Offizier einige Worte gewechselt wurden.

Dieser ließ einige heftige Bewegungen ausführen, vorwärts, rückwärts, bald mit vollem, bald mit wenigem Dampf. Das Schiff rückte etwas vor, zurück, zur Seite, kam aber nicht vom Fleck.

Das Publikum oben blieb ruhig sitzen und zeigte keinerlei ungewöhnliche Aufregung. Zwischen den Passagieren belebte sich einfach die Unterhaltung; sobald man erfahren hatte, daß der Dampfer auf der Sandbank nicht leck geworden war, erschien für jedermann eine größere Unannehmlichkeit, als daß man etwas später nach Nishni kam, ausgeschlossen zu sein.

Tjorkin hielt sich nicht für berechtigt, einzugreifen. Er begab sich nur auf das Oberdeck, um genauer zu beobachten, was für Maßregeln man dort treffen würde. Einer der Passagiere fragte eben laut und ernsthaft den Lotsen:

„Wo ist der Kapitän?"

„Er schlummert ein wenig."

„Warum weckt man ihn denn nicht?"

„Wir werden fragen! Es ist kein Grund zur Unruhe," antwortete der Gehilfe für den Lotsen.

Sie fragten aber doch nicht nach dem Erscheinen von Kusmitschew, das etwa anderthalb Stunden später stattfand, als der letzte Streifen der Abendröte verblichen war, etwa um neun Uhr. Weder dem ersten Offizier noch dem Schiffsarbeiter gelang es, das Fahrzeug mit Dampf loszureißen. Das Auswerfen des Ankers mißglückte auch zweimal. Diesem allen schaute Tjorkin zu und wiederholte bei sich:

„Diesen ersten Offizier werde ich keinenfalls anstellen, aber auch der Andreas Thomitsch kommandirt mir mit zu großer Kaltblütigkeit."

Kusmitschew war indessen auf der Wolga nicht nur wegen seiner Kenntnisse, sondern auch wegen seiner Umsicht und Erfolge bekannt. Es verging keine halbe Stunde, bis sie ein Bugsirdampfer von der Sandbank befreite, so daß schon um zehn Uhr Borachna angelaufen wurde, wo man nur eine Viertelstunde hielt, um nicht zu spät nach Nishni zu gelangen.

Es war ganz dunkel geworden, und je näher man der Okamündung kam, desto häufiger kreuzte man sich mit entgegen kommenden Dampfern. Man vernahm dann einen grellen Pfiff und sah bunte Laternen am Schlot sich auf und ab bewegen; eine Ruderbarke wurde beinahe übergerannt.

„Alles zwischen Baum und Borke," sagte Tjorkin, der sich unbemerkt vom Kapitän auf dem Oberdeck niedergelassen hatte, für sich, „wie wir nur mit heiler Haut durch dieses teufelsmäßige Gedränge kommen?" Wenn es ihm gelingen sollte, schon in diesem Jahr sein Besitztum anzutreten, wollte er schon andere Ordnung schaffen. Aber auf diese Einrichtungen beschränkte sich sein Kopf nicht, der schnell von den nüchternen Gedanken eines thätigen und unternehmenden Wolgaländers beherrscht wurde. Nicht nur mit seinem persönlichen Emporkommen beschäftigte er sich, als er auf dem Deck im Schaukelstuhle saß. Sein Geist schweifte weiter: da ist er aus dem Teilhaber einer bescheidenen Gesellschaft eine Hauptperson an der Wolga geworden; und er nimmt den Kampf mit der Versandung als eine nationale Angelegenheit auf, bis daß der Fluß mit einem Aufwand von Millionen auf immer von seinen Untiefen befreit ist! Sollte dies möglich sein? Die Ufer aber würden sich auf Hunderte und Tausende von Morgen landeinwärts von neuem mit Waldungen bedecken!

Solche Gedanken fächelten ihm geistige Kühlung zu und versöhnten ihn mit dem, was er selbst nicht billigen konnte und was wohl auch von Boris Petrowitsch nicht gebilligt wurde.

Als der Birjutsch an der Landungsstelle zu Nishni anlegte, war schon Mitternacht vorüber. Tjorkin übergab seinen Koffer einem Matrosen, und als er an dem Kapitän vorbei kam, der die Billets abnahm, fragte er:

„Und Boris Petrowitsch?"

„Hat gebeten, ihn erst am Morgen zu wecken. Aber Sie, Wassili Iwanowitsch, werden Sie lange in Nishni bleiben? Fahren wir vielleicht wieder zusammen hinauf nach Saratowa?"

„Vielleicht, wie es kommt!" rief Tjorkin und schritt im Schwanz der Passagiere über das feste Gerüst nach dem Quai, wo er sich das große Haus mit dem Telegraphenamt weisen ließ.

V.

Der lange, öde Platz mit dem Kaufhof schimmert im Lichte eines schwülen Nachmittags. Von der weißen Rückwand eines vierstöckigen Ladengebäudes prallt die Hitze zurück. Die Ladendiener dämmern an den eisernen Thüren oder spielen Schach.

Am Fenster eines Gastzimmers hatte Tjorkin, halb bekleidet, ein Glas Selterswasser getrunken. Er litt sehr unter der Schwüle. Die Hitze machte ihm Kopfweh. Heut war er schon zweimal nach dem Fluß baden gegangen.

Weiteres hatte er in dieser Stadt nicht zu thun. Aus Nishni war er am frühen Morgen geflohen, auf einem Dampfer nach amerikanischem System, auf welchem er, von der Hitze überwältigt, den halben Tag verschlafen hatte und erst gegen Abend zu sich gekommen war. Der Thermometer zeigte gestern und heut, sowohl auf dem Fluß wie in der Stadt, dreiunddreißig Grad in der Sonne. In Nishni war er nur zwei Tage geblieben; er hatte zwar vieles glücklich erledigt, doch nicht alles. Nur das halbe Kapital hatte er in der Hand, um seinen Dampfer „Batrak", der fast fertig auf der Werft in Sormowa lag, zu bezahlen. Ein Viertel der Summe wollte man ihm kreditiren; das letzte Viertel mußte er bar zu beschaffen suchen, dort, unterhalb von Saratowa, bei seinem guten Freunde Ussatin, der noch vor kurzem in einem technischen Geschäft sein Lehrer und Gönner gewesen war.

Jetzt bewegte aber nicht die Fahrt nach der unteren Wolga seine Seele. Er blickte nach dem Westen und erwartete den Sonnenuntergang; noch stand die Sonne ziemlich hoch über dem langen, blendend weißen Nachbargebäude. Vor anderthalb Stunden wird sich keine Röte zwischen den grünen Dächern des Kaufhofes zeigen.

Er suchte mit seinen lebhaften Augen nach einem Punkte nahe am Ufer, auf der erhabensten Stelle der Uferhöhe, links von den Kuppeln und Kreuzen der neuen Kathedrale.

Dieser Punkt befand sich oberhalb des Denkmals, einer Granitsäule, die auf dem Hauptplatz inmitten eines dürftigen Gartens stand.

Sollte er wohl wieder in diesen Garten gehen, wie schon einmal vor dieser Zeit, zwischen Abend und dunkler Nacht. Dorthin kommt keine Seele, nicht einmal ein Hausirer mit Lebkuchen und Gurken. Die Stadt ruht vollkommen bei der nachmittäglichen Hitze. Vielleicht kann man auch dort am hellen, lichten Tage sitzen, trotz der heißen Stunde? Kann aber nicht unversehens ein Bekannter dazu kommen? Sie kennen gewiß alle. Sie, die Gattin einer Gerichtsperson, die hier schon über fünf Jahre im Amt, in der Würde eines ersten Untersuchungsrichters ist. Da würde doch gewiß sofort jemand ausplaudern:

„Ei, ei, Serafima Jefimowna sitzt in der Lichtung beim Denkmal mit einem fremden, jungen Mann!"

Vorsicht ist geboten! Womit noch ihre Liebe enden, ob sie ihren Gatten verlassen wird oder nicht, jedenfalls muß er sie auf Schritt und Tritt bewachen, sie, sie mehr wie jedes andere Frauenzimmer. Sie — ist ganz Feuer und Flamme, und nichts ist leichter als sie anzufachen, zur Besinnungslosigkeit, zur eigenen Schmach ...

Ihm wurde am Fenster etwas leichter. Hitze und Schwüle nahmen ab. Er schritt im Zimmer umher, immer noch in Hemdsärmeln, ohne Halstuch, legte sich dann auf das Sofa, schob sein ledernes Reisekissen unter den Kopf und rauchte — alles zum besseren Zeitvertreib. Er war kein großer Raucher und griff nur dann zur Cigarrette, wenn er Zeit totschlagen wollte, keine Geschäfte hatte oder unter der Hitze litt.

„Der Cigarrettenqualm ist nur dazu gut," dachte Tjorkin, „um aus ihm eine Reihe lieblicher Bilder zu ersehen, oder eine Kombination, einen Geschäftsplan zu entwickeln, wie du etwa eine algebraische Gleichung oder ein Rätsel löst, oder als echter Spieler einem Schachzug nachsinnst."

Er war im ganzen zum drittenmal in dieser Stadt; keinmal hatte er sich länger als drei oder vier Tage aufgehalten, und dennoch gab es für ihn hier eine echte, räuberische und vielleicht verhängnisvolle Liebe.

Alles dies hatte ihn so schnell überkommen. Jetzt als er die Angelegenheit eines Zusammentreffens mit ihr erwog, brauchte er gedankenvoll das Wort „überkommen".

Im vorigen Jahr hatten ihn Geschäfte hergeführt, doch wollte er nicht über Nacht bleiben, sondern, nachdem er alles an einem Tage geordnet, mit nächstem Tagesanbruch auf einem anderen Dampfer stromauf nach Ribinsk verschwinden. Wo sollte er den Abend verbringen? In einem Vergnügungsgarten, deren es damals zwei gab; jetzt ist der eine Wirt verkracht. An Bekannten hatte er in der Stadt einen Ingenieur vom Dampferwesen, dann einen zugezogenen Advokaten, einen kleinen, ruppigen Kerl, der ein mit allen Hunden gehetzter, regelrechter Bummler war.

Er hatte mit ihm Verbindung.

Im Garten wurde eine Komödie gespielt, die wohl „Der Tölpel" hieß, von einer so schlechten Truppe, daß er im zweiten Akt gar nicht mehr hineinging, sondern auf dem Restaurationsbalkon blieb. Im Garten trieben sich Zigeuner umher, elende, abgerissene Kerle, von Pensa oder Tambowa her.

Auf dem Balkon traf er den Advokaten, und im Verlauf einer Viertelstunde befand er sich in großer Gesellschaft. Es waren im ganzen drei Damen, ein Offizier und jener ihm bekannte Ingenieur.

Sie begaben sich zum Abendessen in eines der Seitenzimmer des Saales, in welchem Künstler und Zigeuner während der Zwischenakte sangen und spielten. Er wurde den Damen vorgestellt; zuerst einer nicht mehr jungen und dicken Gutsbesitzerin, die von ihrem Manne geschieden leben sollte. Tjorkin erkannte in ihr sofort eine „Durchgängerin". Sie schenkte auch fortwährend ein, las laut Gedichte vor und trank gehörig. Von den übrigen beiden war die eine ein etwa zwanzigjähriges, langes, unschönes, doch unterhaltendes Mädchen, die Tochter eines alten Arztes. Der Vater befand sich auch bei ihr. Die zweite saß neben ihm und der Advokat stellte sie ihm laut vor:

„Serafima Jefimowna Ruditsch, die Gattin des Untersuchungsrichters, meines Schulkameraden."

Hieraus sah er, daß es beide Rechtsgelehrte waren.

Er fühlte sich beklommen in ihrer Nähe. Noch nie im Leben hatte er einen solchen Druck gespürt, daß er errötete und die Lippen zusammenpreßte. In den ersten Minuten konnte er nichts Gescheites herausbringen, saß ganz einfältig da, während ihm der helle Schweiß auf die Stirn trat.

Sie mußte ihn zuerst anreden. Ihre Stimme tönte in seinem Innern wieder. Er verschlang sie mit den Augen und konnte sich nicht abwenden, obwohl er fühlte, daß man so eine anständige Frau nicht gleich betrachten durfte.

Sie war ohne Zweifel anständig, benahm sich vortrefflich, wenn auch frei und war ausgezeichnet gekleidet. Seitdem denkt er noch an den großen, schwarzen, vom Schleier umwallten Hut mit den bunten Federn, unter dem her wie aus einer Lichtung ihre Augen auf ihn blickten und ihn anlächelten. Ja, sie lächelten von vornherein. Er dachte bei sich, sie spotte über ihn, weil er so dumm da säße.

Sobald sie ihn anredete, erkannte er in ihr die Wolgaländerin. Ihr Dialekt war fast der gleiche

wie der seine, nur mit einer besonderen Aussprache des schtsch, das wie sch—sch klang. Und er sah auch sofort, daß sie noch sehr jung, höchstens zwanzig Jahre war. Ihre Büste war erstauntich wohlgebildet, und ihre Augensterne blitzten gleichsam wie Brillanten aus den Augäpfeln, in noch nie gesehener Weise.

„Nein, sie ist keiner Edelleute Kind," sagte er für sich, und von dieser Minute an belebte sich ihre Unterhaltung immer mehr und mehr, und sie erzählte ihm unter dem Stimmengewirr, daß ihr Mann als Gehilfe des Staatsanwalts zur Untersuchung einer bekannten Mordsache verreist sei, daß sie seit zwei Jahren ihren Kursus beendet und seitdem verheiratet sei, daß ihre Mutter dem alten Glauben angehöre, ihr Vater aber erst vor kurzem zur Rechtgläubigkeit übergetreten sei und zwar von der „popenlosen" Sekte aus. Sie bemerkte, zu seinem großen Erstaunen, daß sie frei denke und die Ehezeremonie nur als eine notwendige Form betrachte.

Er lauschte und wurde sich bewußt, daß sie dies alles einem vollständig fremden Menschen erzählte und sicher nicht aus Einfalt. Sie besaß mehr Verstand als die beiden anderen Damen zusammengenommen und keine Naivität. Aber daraus schloß er auch, daß ihr erstes Zusammentreffen ein verhängnisvolles gewesen sei.

Und als er sich dann wie im Traum zum Dampfer begab, sagte er sich, daß diese Begegnung „ihm nicht geschenkt sei!"

VI.

Gegen Ende des Abendessens, als er schon einigemal mit ihr angestoßen hatte und anfing, ihr auch von sich zu erzählen, von seinem Pflegevater, Iwan Prokopitsch, vom Gymnasium und seinen Lebenserfahrungen, wie er aus der Schule heraus geflogen war — da rief der fremde Advokat, der Anstifter und Leiter dieses improvisirten Picknicks, die Zigeuner heran.

Es war ein erbärmlicher Chor: schlecht gekleidete, augenscheinlich nur für kleine Messen zusammengeraffte Frauenzimmer, dabei aber echte, dunkelhäutige, großaugige Zigeuner, und nicht etwa zweifelhafte, russische Findelkinder, wie sie heut in den berühmtesten Chören stecken. Und die abgedroschenen Romanzen, die sie sangen, waren wohl dreißig Jahre alt.

Eine dieser Romanzen fand indessen großen Anklang: „du glaubst es nicht," — sie wurde zweistimmig gesungen. Darauf nahm der Chor einen alten Rundgesang auf, dem der Text von Puschkins „Bernsteinbecher" untergeschoben war.

Das Duett sangen eine Solistin, mit einer verbrauchten, aber sympathischen Stimme und der Chorführer, ein Baß, angethan — ihm ist noch heut der Umstand erinnerlich — mit einem Kosakenrock aus Kamelgarn, einem silbergestickten Riemengürtel und übermäßig weiten, hellgrünen Pluderhosen, die bis über die Fußspitzen reichten und breit nach oben zurückgeschlagen waren.

Und plötzlich fragte sie ihn:

„Sie singen?"

„Etwas."

„Schön, und spielen auch Guitarre?"

„Ich klimpere."

Er hatte schon immer im Schülerchor Guitarre geschlagen und mitgesungen; sein Alt wechselte dann in Baryton.

„Wir wollen dieselbe Romanze singen ... Ich liebe sie ... Sie erinnert mich an die Zeit, als ich laufen lernte. Ich habe sie von unserer Dienstmagd vernommen ... sie sang sie heimlich. Der Vater erklärte jeden Gesang und jede Musik für Teufelswerk."

Ihr Vorschlag ergriff ihn so, daß er sich dessen schämte. Der Wunsch, mit ihr zu singen, war übermächtig.

Sie selbst verkündete dem Advokaten, daß sie ein Duett singen wollten. Alle stimmten bei. Sie dankten die Zigeuner ab und behielten nur die Guitarre vom Chorführer.

Als er die Akkorde anschlug, trafen sich ihre Augen so unwillkürlich, daß beide erröteten. Er begann zuerst, ohne die Augen von ihr abzuwenden:

„Wie glücklich lebe ich mit dir,
Du lächelst, wie der liebe Mai!"

Der Text war gewiß nicht ganz richtig; er hatte ihn aber in seiner Kindheit so gelernt, und sie gleichfalls.

Was sie aber auch singen, was sie zusammen reden mochten, ihre Stimmen flossen inbrünstig zusammen, und in ihrer Seele war Feiertag. Und sie, und er, vergaßen alles, wo und wer sie waren; später hat sie ihm bekannt, daß Gatte und Haus ihr vollständig aus dem Sinn geschwunden seien, daß sie das heiße Verlangen erfaßt habe, ihn zu umschlingen, los zu reißen und mit ihm wer weiß wohin zu entfliehen...

Nach dem Duett stimmten die übrigen Teilnehmer des Abendessens im Chor den Bersteinbecher an, dann sang sie die Zigeunerromanze:

„Ich liebte dich —"

Er konnte dies Bekenntnis nicht mißverstehen. Keine Minute war er zweifelhaft, daß sie nur für ihn sang, während er sich von jeder Galanterie frei wußte und sein Benehmen Frauen gegenüber, zumal bei der ersten Bekanntschaft, eher linkisch zu sein pflegte.

Er vergaß, daß sie eine Ehefrau, und er fragte sie nicht einmal nach ihrer Lebensweise, ob sie glücklich sei, obgleich er sich dem nicht verschließen konnte, daß sie ihr Raskolnikhaus, wenn auch nicht heimlich,

so doch nicht mit voller Zustimmung der Eltern verlassen haben müsse. Jener Edelmann, der Jurist, mochte wohl auf ihre Mitgift spekulirt haben; sie ihrerseits war aber auch nicht ohne Berechnung sein Weib geworden.

Alles dies flog an ihm vorüber. Es war schon spät, gegen zwei Uhr. Die beiden anderen Damen zechten und sie trank Champagner; aber sie wurde nur blaß und ihre Augen erglänzten wunderbar — wie große Diamanten aus der Tiefe der Augensterne.

„Jetzt sich auf einem Boot schaukeln," sagte sie nach dem Gesange, als er noch ihre Hand hielt und küßte.

Ein Boot! Er war bereit, ein Dampfboot zu mieten. Nach einigen Minuten befand sich die ganze Gesellschaft unten an der Landungsstelle. Sie nahmen eine große Barke. Die Nacht war — gleichsam wie mit in der Verschwörung — von Silber übergossen. Auch auf der Wolga stimmte alles überein: das Säuseln der weichen Abendluft, das Spiel der Fische, sowie der Duft der Wiesen, der von dem andern Ufer des Flusses herüberzog. Er flüsterte ihr, neben ihr am Bug des Schiffes sitzend, denn sie führte das Steuer, liebevolle Worte zu. Welche? Heute weiß er nichts mehr davon. Seine freie Hand ruhte in der ihren und auf seinem Antlitz spielte ihr Atem.

Sie sprach zuerst von ihrer Ehe. Aus Berechnung war sie nicht Frau des Rates geworden, aber auch nicht aus Neigung.

„Ich war ein Mädel! Ein dummes ... Das Haus war öde! Es war zum verkommen. Wüstenei! Jetzt beginne ich erst recht zu verstehen, was das Leben heißt."

Und in ihren Augen schimmerte etwas von Schmerz und Kraft.

Der Wink war deutlich: In der Ehe fand sie keine Liebe, sie suchte sie, und das Geschick hatte beide nicht umsonst zusammengeführt.

Schon mit Tagesanbruch kehrte die ganze Gesellschaft zur Stadt zurück. Aber niemand wollte dem andern Rechenschaft geben. Der Advokat entführte die dicke Dame, das Fräulein ging mit ihrem Vater.

„Mich wird Wassili Iwanowitsch geleiten; er hat dann nur noch zwei Schritt bis zum Gasthaus."

Das sagte sie selbst. Sie gingen schweigend Arm in Arm. Er fühlte, wie ihr Leib bei der Berührung seiner Schulter erbebte. An der Freitreppe ihres Hauses flüsterte sie plötzlich:

„Sie wollen mit dem Dampfer fort?"

„Ja, aber ich bleibe."

„Nein, nicht nötig. Gehen Sie! Wir werden uns ja doch wohl nicht wieder sehen."

Und sie reichte ihm die Hand. Er ergriff diese Hand, ohne Handschuh, und küßte sie. Sie schmiegte sich an ihn, küßte seine Wange, rief aber sofort:

„Gehen Sie, gehen Sie!"

Und sie zog die Schelle.

Er konnte ganze Tage nicht schlafen auf dem Dampfer. Sollte er sie noch einmal wieder sehen? Auf den verbotenen Weg war er erst nach Monden zurückgekehrt, blieb ohne Not, suchte den Ingenieur, suchte den Advokaten; weder der eine noch der andere war vorhanden, sie waren nach Nishni zur Messe gefahren.

Das Haus, wohin er sie geleitet hatte, konnte er nicht herausfinden; er erkundigte sich, wo der Rat Rubitsch wohne; man zeigte es ihm; er ging zweimal vor den Fenstern auf und ab. Niemand ließ sich sehen, und offenbar mußten die Herrschaften verreist sein, denn nach dem Hof zu waren die Fensterläden geschlossen, und nach der Straße zu alle Vorhänge herunter.

„Schlag es dir aus dem Sinn! Die reine Schande, wie ein grüner Gymnasiast," wiederholte er noch auf dem Wege nach Nishni.

Und unvermutet, dort, auf der Messe im Theater — man gab „Das Gewitter mit der Jermolon als Katerina", — als er von seinem Sessel in der zweiten Reihe zufällig sein Opernglas nach der Parterreloge richtet — sie mit zwei anderen Damen, die er für reiche Kaufmannsfrauen hielt, und einem bejahrten Mann, der gewiß auch dem Kaufmannsstande angehörte.

Er war ganz starr. Er kann das Glas nicht von ihr wenden. Im einfachen, weißen Kleid, eine frische Blume im Haar, mit halb entblößtem Hals sitzt sie da. Endlich läßt er das Glas sinken und schaut sie voll an. Von der Bühne her tönt das leidenschaftliche Flüstern der Aktrice in der Scene des dritten Aktes, in der Schlucht am Wolgaufer, gerade als ob es an ihn gerichtet wäre.

Er wagte nicht, sie zu begrüßen und blieb im ganzen Zwischenakte wie angeschmiedet. Sie hatte seine Gestalt und sein Gesicht augenscheinlich bemerkt und erkannt, denn sie war tief errötet, hatte sich allerdings auch zu keinem Gruß entschlossen, während doch die helle Freude aus ihren Augen blitzte, so daß er Hals über Kopf ins Foyer stürzte, überzeugt, daß sie sich auch dort einfinden würde.

Eine Woche war er in Nishni geblieben. Wie viele Abende halten sie zusammen im Garten des Alkoß zugebracht! Als er sich losreißen mußte, hatte sie ihm noch nicht angehört.

Da kam ein Brief. Im Winter reiste er heimlich hierher und hatte mit ihr verstohlene Zusammenkünfte. Mit ihrem Gatten wollte sie ihn nicht bekannt machen.

Jetzt war er zum zweitenmal auf ihren Ruf hierher geeilt. In ihren letzten Briefen und in der Depesche, die er in Nishni vorgefunden hat, zuckt schon die Leidenschaft.

VII.

In dem Gärtchen am Denkmal wurden die Schatten lang und düster. Die letzte Abenddämmerung lag auf der steilen Uferhöhe wie ein riesiger Fisch mit hellrötlichen Farbenstreifen.

In der Luft duftete es von den verstaubten und verkrüppelten Akaziensträuchern, die in dem kleinen Square eingegittert waren.

Tjorkin war zuerst da. Auf den Straßen der Stadt war ihm niemand begegnet. Nicht einmal von fern hatte er das Rollen einer Droschke vernommen.

Er saß auf einer Bank gerade gegenüber der Dampfschiffstation und der Dampfmühle am andern Flußufer, halb umgewendet, so daß er sie von weitem erkennen kann. So beherrscht er den ganzen Hauptweg, von dem durch den grünen Pfahl mit beweglichem Balkenkreuz geschlossenen Anfang an.

Er weiß, daß sie kommen wird, wenn auch ihr Gatte in der Stadt ist. Zuletzt hatte sie ihm vor Absendung der Depesche geschrieben, daß ihr Mann wohl nach Moskau reisen würde. In dem Telegramme, das er in Nishni vorgefunden hatte, war nichts mehr davon gesagt.

Sie wird kommen. Sie mußte die Minute ihres Wiedersehens mit denselben Gefühlen erwarten, wie er. Er gab aber zu, daß sie sich ihrer Sehnsucht vollständiger überließ, als er. Sie wagte auch mehr. Wie sie auch mit ihrem Manne stand, gut oder schlecht, sie war doch immer eine Edeldame, im Angesicht der ganzen Stadt, eine junge, einundzwanzigjährige Ehefrau. Mit einem solchen Wiedersehen konnte sie ihren Glanz einbüßen, ihre Stellung erschüttern. Und dann konnte es ihr wohl beikommen, auch wider Willen mit ihm zu fliehen.

Wollte er das etwa? Sollte es stets nur bei Zusammenkünften und Briefen bleiben? Nein! Er schreckt vor nichts zurück, wird sie aber nicht drängen. Ist diese Leidenschaft wirklich „verhängnisvoll", dann müssen sie auch zusammen leben. Aber leben, wirklich leben, ohne Betrug, zu zweien, nicht zu dreien.

Und heute, wie er dort am Denkmal auf der Warte sitzt, wenige Minuten vor ihrer Ankunft, ist er immer noch nicht mit dem „Herrn Rat" bekannt, kann sich keine Vorstellung von seinem Aussehen machen; sie hat ihm nicht einmal ein Bild von ihm gezeigt.

Dafür ist er ihr dankbar. Es spricht für ihre Gradheit. Sie verschmäht es, ihn in ihr Haus einzuführen und ihn dort unter einer Maske als heimlichen Liebhaber zu halten. Von ihren seltenen Zusammenkünften ist nichts ruchbar geworden. Bisher standen sie noch freier da. Auch ein solches Zusammentreffen im Garten konnte zufällige Begegnung sein. Dazu bedurfte es doch keiner Verabredung. Es erschien ihm einfach, sie bei Abwesenheit ihres Mannes an den Quai zu führen.

In ihrer Seele ist kein Arg. Und er liebte es nicht, verheirateten Frauen nachzustellen, nicht einmal unter den günstigsten Umständen, wenn nämlich die Frauen sehr bereitwillig, und die Männer noch erfreut waren. So etwas war in jetzigen Zeiten überall an der Tagesordnung.

Was ihn noch mehr zu ihr hinzog, war, daß sie ihm im zweiten Jahr noch nicht angehört hatte. Darüber wollte er sich keine Rechenschaft geben, wie der Kampf zwischen ihnen stand und wer der aufrichtigere Teil wäre; aber jetzt schien es ihm, das war — sie. Hatte er doch nicht ein einzigesmal, weder mündlich noch schriftlich zu ihr gesagt:

„Mein Leben . . . Komm zu mir! Reiße Dich los. Laß uns Mann und Weib werden!"

Und wenn er für sich mit seinem Gewissen zu Rate ging, wollte er sich nicht selbst belügen. Zur Ehe mit ihr trieb es ihn nicht. Warum? Das konnte er selbst nicht beantworten. Keineswegs war es die Sorge um seine Junggesellenfreiheit. Vielmehr kämpfte gegen seine heiße Neigung zu diesem Weibe der leise Zweifel an, ob in ihr wohl sein Verlangen nach unumschränkter, reiner Liebe vollen Anklang finden möchte?

In ihrer Verbindung konnte von völliger Reinheit keine Rede sein, selbst wenn sie sich heirateten. Zu einem Eheschluß würde sie ihn übrigens schwerlich drängen. Sie hielt nichts vom Sakrament der Ehe. Das hatte sie ihm bei ihrer ersten Unterredung, beim Abendessen im Vergnügungsgarten, gesagt.

In Tjorkins Seele wogten diese Gedanken und Fragen heftig durch einander. Jede neue Minute — er hatte jetzt den Kopf ganz dem grünen Pfahl zugewandt — erfüllte ihn mehr und mehr mit dem jugendlichen Gefühl liebender Erregung, schmeichelte seiner männlichen, unabweisbaren Eitelkeit, flößte ihm eine eigentümliche Lebenslust ein und machte ihn kühner und braver.

Bei ihrem Wiedersehen zur Winterszeit im Gasthaus hatte er sich wie jeder eifersüchtige Liebhaber benommen, hatte ihr vorgeworfen, daß sie sich absichtlich gegen ihr Verhältnis sperre, ihm nicht traue, über ihn wie über einen Knaben spotte, und das hatte er alles vorgebracht, wie es alle Männer zur Verhüllung ihrer Selbstsucht und Sinnlichkeit, bei uns, in fremden Ländern, auf der ganzen Welt, in der Dorfhütte wie im Palaste thun.

Sie hatte sich indessen nicht ergeben. Er entsann sich ihrer damaligen Auslassungen:

„Wassia! Erzürne Dich nicht! Meine Seele ist Dein, aber so lange ich mit meinem Mann lebe — werde ich nicht vor ihm ausschweifen."

Und dieses raskolnische Wort „ausschweifen" hatte ihn betroffen gemacht. Es lag etwas Niedriges darin, was zu ihrem Wesen paßte. Wohl hatte sie etwas gelernt, sie las, spielte gut Klavier, wußte sich seit lange gewählt und anständig, ohne vulgäre Wendungen und Worte auszudrücken, und nun auf einmal dieses Ausschweifen.

Er war fast empört abgereist. Ihre Briefe beschwichtigten aber den gefährlichen Sturm. Zuerst zählte er sie zu den schädlichen Weibern, die sich dem geliebten Mann nicht aus Reinheit und Gradheit der Seele, sondern aus einer besonderen Art mißgünstigen Hochmutes vorenthalten, wie er deren kannte.

„Niemand kann mir etwas nachsagen. Wenn ich auch liebe und es gestehe, so besiegle ich es doch nicht, und der Liebste kommt nicht dazu, mich zu seiner Sklavin zu machen."

Ihre Briefe atmeten aber einen ganz anderen Geist. Sie enthielt ihm nichts vor. Sie vertraute ihm unumwunden an, daß sie sich noch mit ihrem lästigen Gatten hinschleppe, dessen gemeine Natur sie täglich mehr erkenne, daß sie aber irgend eine neue „Abscheulichkeit", wie sie sich ausdrückte, von ihm abwarte, um von ihm fort zu gehen, was sie dann ohne Furcht und Zaudern thun werde.

Und im Frühling, als sich die Möglichkeit neuen Wiedersehens bot, stand er ihr entschlossen zur Seite, bändigte in sich die Bestie und unterdrückte jede Regung männlicher Eitelkeit. Er wollte ebenso ehrbar lieben, wie sie.

Es wäre ihm lieb gewesen, wenn ihn seine Leidenschaft so unwiderstehlich beherrscht hätte, daß ihm keine Zeit zum Denken, zum Ueberlegen, zum Mißtrauen, zum Ringen mit erkältenden Zweifeln blieb.

Als er vor einer Viertelstunde hierher in den Garten gekommen war, hatte er im Busen eine Regung wie vom schnellen Schlürfen schäumenden Weines gespürt; es ward ihm heiß im Kopf, doch kühl an den Schläfen. Diese Empfindung gab ihm das wahre Bild dessen, was ihn zu Serafima zog, und zwar aufrichtig und ohne sinnliche Phantasien zog. Er träumte nicht von ihren Küssen, wie sollten sie sich auch an einem öffentlichen Ort liebkosen? — sondern er dürstete nach Verständigung mit ihr; er erwartete den elektrischen Funken, der die verhaltene Leidenschaft zweier lebender Wesen verschmelzen sollte.

Er hatte sich lange und mit Sorgfalt angekleidet, gleichsam als ob er zur Parade ging. Alles war erwogen; Farbe des Halstuches, Form der Weste, damit es ihm gut stände. Er wußte, daß ihr seine gewöhnlichen, hellen Hüte gefielen. Ohne diese Sorgsamkeit in der Toilette gibt es keine junge Liebe, und ohne die Besorgnis in irgend etwas geschmacklos, lächerlich oder häßlich zu erscheinen. Sie selbst kleidete sich auch vortrefflich, und mit solchem Geschmack, daß er gar nicht begriff wo und von wem sie dies in der Provinz gelernt haben konnte.

Sichtlich war es in dieser ganzen Zeit ihr Bestreben gewesen, sich sorgfältig zu putzen und darnach zu trachten, wie sie ihm noch besser gefallen könne.

Für ihn gab es noch ein untrügliches Kennzeichen, jener Nervenschauer beim Anblick des geliebten Weibes. Durch keine Willenskraft ließ sich diese Empfindung unterdrücken. Schon bei ihrer ersten, heimlichen Zusammenkunft in Nishni auf dem Atkoß, um zehn Uhr auf der Allee, unter dem düsteren Schatten der Linden, hatte er es bereits wie einen Schlag aufs Knie verspürt. Hier aber, im Winter, als sie vorsichtig im halbdunklen Vorzimmer einher schritt, hatten seine Kniee gezittert, sobald er ihre Gestalt erkannt, noch ehe sie seine Hand ergriffen hatte.

„Ohne weiteres zittern sie doch nicht?" dachte Tjorkin wider Willen, indem er sich im Innern dieser Frage schämte.

Rechts vom Eingang erfaßten seine Augen eine dunkle, wohlgebildete Gestalt, einen schnellen Schritt, einen großen Hut. Er schwankte und wäre fast gefallen, so stark war die Empfindung, an die er als ein untrügliches Kennzeichen glaubte. Die Freude erschütterte ihn, seine Augen wurden feucht. Ihm fehlte die Kraft, ihr entgegen zu eilen.

(Fortsetzung folgt.)

Schade!

Von A. Asnyk.

Schad' um die Blumen, die welken in Klüften,
Niemand erfreuend mit Blüten und Düften.

Schad' um die Perle im Schoße des Meeres,
Um die Begeist'rung der Jugend für Leeres.

Schad' um die Träume, in Nebel zerronnen,
Schad' um die Opfer, womit nichts gewonnen.

Schad' um den Wunsch, den Erfüllung nicht krönte,
Schad' um das Lied, das für niemand ertönte.

Schad' um den Mann, den nicht stählten die Gluten,
Und um die Herzen, die zwecklos verbluten!

Teß.

Von

Thomas Hardy.

Erstes Buch.

I.

An einem Abend in der letzten Hälfte des Mai ging ein Mann mittleren Alters von Shaston heimwärts dem Dorfe Marlott zu, das im angrenzenden Thal von Blakemoor oder Blackmoor liegt. Das Paar Beine, das ihn trug, war schwach und in seinem Gange gab eine gewisse Neigung sich kund, von der geraden Linie links abzuweichen. Zuweilen nickte er leicht mit dem Kopfe, als wolle er irgend eine Meinung bekräftigen, obgleich er durchaus nicht an irgend etwas im besondern dachte. Ein leerer Eierkorb hing an seinem Arm; das Band seines Hutes war zerknittert, ein Teil des Randes, den seine Finger beim Abnehmen berührten, ganz abgegriffen. Ein ältlicher Geistlicher, der auf einer grauen Stute ritt und während des Reitens ein Wanderlied vor sich hin summte, begegnete ihm.

„Guten Abend, Herr!" sagte der Mann mit dem Korb.

„Guten Abend, Sir John!" erwiderte der Geistliche.

Der Fußgänger hielt nach ein paar Schritten an und wendete sich um.

„Verzeihung, Herr," sagte er. „Am letzten Markttag begegneten wir uns auf diesem Wege um dieselbe Zeit; ich sagte: ‚Guten Abend!' und Sie antworteten mir: ‚Guten Abend, Sir John!' ganz wie jetzt."

„Freilich!" entgegnete der Geistliche.

„Und schon einmal — vor einem Monat ungefähr — war es ebenso."

„Das kann schon sein."

„Dann, bitte, geben Sie mir gefälligst Auskunft, was Sie mit Ihrem ‚Sir John' gemeint haben, da ich doch einfach Jack Durbeyfield, der Händler, bin."

Der Geistliche ritt einen oder zwei Schritte näher.

„Das war nur ein Einfall," sagte er, und nachdem er einen Augenblick gezögert hatte, setzte er hinzu: „Ich wurde dazu veranlaßt durch eine Entdeckung, die ich vor kurzem machte, als ich nach Stammbäumen für die neue Grafschaftsgeschichte suchte. Ich bin Pfarrer Tringham, der Altertumsforscher, von Stagfort Lane. Wissen Sie wirklich nicht, Durbeyfield, daß Sie in gerader Linie von der alten und ritterlichen Familie der D'Urbervilles abstammen, deren Stammvater jener berühmte D'Urberville ist, der, wie aus der Battle Abbey Roll hervorgeht, mit Wilhelm dem Eroberer aus der Normandie kam."

„Davon habe ich bisher noch nichts gehört, Herr!"

„Aber es ist wahr! Heben Sie Ihr Kinn einmal hoch, damit ich Ihr Profil besser sehen kann. Ja, das ist die Nase und das Kinn der d'Urbervilles — ein bißchen degenerirt zwar, aber sie sind es unverkennbar. Ihr Stammvater war einer der zwölf Ritter, die dem Lord von Estremarstilla in der Normandie bei seiner Eroberung von Glamorganshire Hilfe leisteten. Zweige Ihrer Familie hatten Schlösser in allen Teilen Englands; ihre Namen erscheinen in den Pipe-Rolls der Zeit Stephans. In der Regierungszeit König Johanns waren sie reich genug, um den Hospitalitern ein Schloß zu schenken, und zu Eduards II. Zeit wurde Ihr Vorfahr Brian nach Westminster geladen, um dem großen Rat beizuwohnen. Zu Cromwells Zeit waren sie etwas gesunken, aber nicht in bedenklichem Maße, und unter der Regierung Karls II. wurden sie ihrer Loyalität wegen zu Rittern von der königlichen Eiche gemacht. Ja, unter Ihren Vorfahren hat es Generationen von Sir Johns gegeben, und wenn die Ritterwürde erblich wäre, gleich der Baronetswürde, wie in alten Zeiten, so würden Sie jetzt Sir John sein."

„Was Sie sagen!"

„Kurz, es gibt kaum noch eine zweite solche Familie in England!" schloß der Pfarrer, indem

er zur Bekräftigung mit der Gerte gegen sein Bein schlug.

„Nicht meiner Augen, wirklich nicht!" erwiderte Durbeyfield. „Und ich habe mich hier umhergetrieben jahraus, jahrein, hin und her, als wenn ich nicht mehr wäre als der gemeinste Bursche im Kirchspiel! ... Und wie lange sind diese Neuigkeiten über mich schon bekannt, Pastor Tringham?"

Der Geistliche erklärte, daß, so weit er wisse, die Sache fast völlig vergessen worden sei. Seine eigenen Nachforschungen hätten begonnen an einem Tage des vergangenen Frühlings, als er — damit beschäftigt, die Schicksale der d'Urbervilles zu erforschen — den Namen Durbeyfield an einem Wagen entdeckt habe; infolge dessen sei er veranlaßt worden, Nachfragen nach seinem Vater und Großvater anzustellen, bis alle Zweifel gewichen seien.

„Anfangs hatte ich beschlossen, Sie mit einem Stück so wertloser Aufklärung nicht zu beunruhigen," setzte er hinzu. „Aber unsere Impulse sind zuweilen stärker als unsere Einsicht. Ich dachte, Sie könnten möglicherweise doch schon um die Sache gewußt haben."

„Ein paarmal habe ich gehört, daß meine Familie bessere Tage gesehen habe, bevor sie nach Blackmoor kam, das ist wahr; aber ich nahm keine Notiz davon, da ich dachte, wir möchten früher vielleicht zwei Pferde gehabt haben, während wir jetzt nur eins besitzen. Ich habe auch daheim einen silbernen Löffel und ein gravirtes Petschaft aus alter Zeit, aber, Gott, was bedeutet ein Löffel und ein Petschaft? — Wie sollte ich daran denken, daß ich und diese edlen d'Urbervilles ein Fleisch und Blut seien. Es wurde freilich erzählt, daß mein Großvater seine Geheimnisse gehabt und niemals gesagt habe, woher er sei ... Und wo erhebt sich jetzt unser Rauch, Pastor, wenn ich fragen darf — ich meine, wo halten wir d'Urbervilles uns denn jetzt auf?"

„Ihr lebt nirgendwo mehr, ihr seid erloschen — als Grafschaftsfamilie, heißt das!"

„Das ist schlimm."

„Ja, wie die lügenhaften Familienchroniken sagen: erloschen in der männlichen Linie, das heißt aber nichts anderes als zurückgekommen, untergegangen!"

„Wo liegen wir denn?"

„Zu Kingsbere-sub-Greenhill, Reihe bei Reihe in eurer Gruft mit eueren Bildnissen unter Baldachins von Purbeck-Marmor."

„Und wo sind die Häuser und Güter unserer Familie?"

„Ihr habt keine mehr."

„Kein Stück Land mehr?"

„Nein, obgleich ihr derselben einst, wie ich schon gesagt habe, in Ueberfluß hattet, als eure Familie noch in verschiedenen Zweigen blühte. In unserer Grafschaft hattet ihr einen Sitz in Kingsbere, einen andern in Sherton, dann noch einen in Millpond, Lullstead und Wellbridge."

„Und werden wir niemals wieder zu unserem Eigenen kommen?"

„Das kann ich nicht sagen."

„Und was kann ich am besten dabei thun, Herr?" fragte Durbeyfield nach einer Weile.

„Nichts, nichts, als Euch selbst kasteien mit dem Gedanken: ‚Wie tief sind die Mächtigen gefallen!' Die Sache ist von einigem Interesse für den Lokalhistoriker und -Genealogen, sonst hat sie keine Bedeutung. Unter den Häuslern dieser Grafschaft gibt es verschiedene Familien von ebenso glänzender Abkunft. Guten Abend!"

„Wollen Sie nicht umkehren, Pfarrer Tringham, und ein Viertel Bier mit mir trinken? Es gibt einen recht guten Schoppen in der Schenke ‚Zum reinen Tropfen', obgleich er, wie ich Sie versichern kann, nicht so gut ist wie bei Rolliver."

„Nein, danke — heute abend nicht, Durbeyfield! Ihr habt schon genug."

Nach diesen Worten ritt der Geistliche seines Weges, in Zweifel, ob er nicht besser gethan hätte, dies sonderbare Stück Wissenschaft für sich zu behalten.

Als er fort war, machte Durbeyfield in tiefem Nachdenken einige Schritte vorwärts und ließ sich dann auf einer Rasenbank am Straßenrain nieder, indem er seinen Korb vor sich hin stellte. Einige Minuten später erschien in einiger Entfernung ein junger Mensch, wie es schien, mit derselben Marschrichtung, die Durbeyfield vorher verfolgt hatte. Sobald dieser ihn gesehen hatte, winkte er mit der Hand; der Bursche beschleunigte seine Schritte und kam näher.

„Junge, nimm dort den Korb! Ich habe einen Auftrag für Dich."

Der Bursche, der einer zerzausten Hopfenstange glich, runzelte die Stirn.

„Wer bist Du denn, John Durbeyfield," erwiderte dieser, „daß Du mir zu befehlen hättest und mich ‚Junge' nennst? — Du kennst meinen Namen ebenso gut als ich den Deinen."

„So, so — wirklich? Das ist ja das Geheimnis — ja, ja, das ist es! Und nun gehorche meinen Befehlen und richte die Botschaft aus, die ich Dir jetzt erteilen werde ... Nun wohl, Fred, ich habe durchaus nicht die Absicht, Dir zu sagen, daß mein Geheimnis darin besteht, daß ich ein Mann von edler Rasse bin — es ist nämlich gerade erst heute nachmittag von mir heraus gebracht worden."

Nachdem Durbeyfield diese Neuigkeit zum Besten gegeben, stand er auf und streckte sich großartig zwischen den Maßliebchen aus.

Der Bursche blieb vor Durbeyfield stehen und

betrachtete ihn seiner ganzen Länge nach vom Kopf bis zu den Füßen.

„Sir John d'Urberville — der bin ich!“ fuhr der stolz sich spreizende Mann fort, „das heißt, wenn Ritter Barone wären, wie sie es eigentlich sind. Das alles steht in der Geschichte über mich verzeichnet. Hast Du je von einem ähnlichen Ort wie Kingsbere-sub-Greenhill gehört, Du Lump, Du?“

„Ja, ja! In Greenhill Fair bin ich schon gewesen.“

„Gut! Unter der Kirche jener Stadt, da liegen —“

„Das ist keine Stadt, der Ort, den ich meine! Wenigstens war er es nicht, als ich dort war — es war eine kleine, einäugige, dunkle Art von Platz.“

„Das ist nicht der Ort, um den es sich hier für uns handelt, mein Junge. Unter der Kirche jenes Kirchspiels liegen meine Vorfahren — Hunderte von ihnen — in Panzerhemden und Juwelen in großen bleiernen Särgen, die Tons über Tons wiegen. Es gibt keinen Mann in der ganzen Grafschaft Südwessex, der größere und edlere Skelette in der Familie hat als ich.“

„Wirklich?“

„Und nun nimm den Korb und geh nach Marlott; und wenn Du zu der Schenke ‚Zum reinen Tropfen‘ kommst, so bestelle dort, daß man mir sogleich Pferd und Wagen senden möge, damit ich heim komme. Und sag ihnen, sie möchten auf den Boden des Wagens eine Kanne Rum in einer kleinen Flasche legen und das, was es kostet, mir auf Rechnung setzen. Und wenn Du das gethan hast, so geh mit dem Korbe nach meinem Hause und sage meiner Frau, sie möchte ihre Waschgeschichten nur weg thun, weil sie nicht nötig hätte, sie zu beenden und zu warten, bis ich heim käme, da ich ihr allerlei Neues zu erzählen hätte.“

Da der Bursche nicht recht zu wissen schien, was er thun sollte, so steckte Durbeyfield seine Hand in die Tasche und zog einen Schilling hervor, einen der verhältnismäßig wenigen, die er besaß.

„Hier hast Du etwas für Deine Mühe, Kerl!“ sagte er.

Das veränderte offenbar die Anschauung des Burschen in Betreff der Lage der Dinge.

„Danke, Sir John! Ja wohl! Kann ich sonst noch mit etwas dienen, Sir John?“

„Sage ihnen zu Hause, daß ich zum Abendessen gerne — nun — sagen wir geschmortes Lamm haben möchte, wenn es zu kriegen ist, und wenn nicht — Schwarzsauer; und wenn es auch das nicht gibt — nun gut, so würden es auch Kaldaunen thun.“

„Ja wohl, Sir John!“

Der junge Mensch nahm den Korb auf. Als er sich in Marsch setzte, hörte man vom Dorfe her die Töne einer Blechmusik.

„Was hat denn das zu bedeuten?“ fragte Durbeyfield. „Das gilt hoffentlich nicht mir?“

„Das ist der Frauenklubmarsch, Sir John. Ihre Tochter ist ja auch dabei.“

„Ganz recht, ich hätte es beinahe vergessen über größeren Dingen,“ erwiderte Durbeyfield. „Fort jetzt nach Marlott, und besorge mir die Kutsche; vielleicht fahre ich hinunter und inspizire den Klub.“

Der Bursche eilte fort; Durbeyfield blieb liegen in Gras und Blumen und wartete im Abendsonnenschein. Keine Menschenseele ging vorbei, und nur die verschwommenen Klänge der fernen Musik zeugten im ganzen Umkreis der blauen Hügel von Menschenthun und -wirken.

II.

Das Dorf Marlott liegt, wie schon gesagt, inmitten der nordöstlichen Erhebungen des schönen Thales von Blakemoor oder Blackmoor, einer von Bergen umgürteten, abgeschlossenen Landschaft, die bis heute selbst von Touristen und Malern kaum besucht wird, obgleich sie schon in vier Stunden von London aus zu erreichen ist.

Am besten lernt man das Thal durch eine Rundschau von der Spitze eines der Hügel kennen, die es umkränzen — ausgenommen vielleicht im Sommer zur Zeit der Trockenheit. Bei schlechtem Wetter erregt ein Umherschweifen ohne Führer, der schmalen, schwer zu passirenden kotigen Wege wegen, bald Unbehagen.

Dieser fruchtbare und geschützte Teil des Landes, in welchem die Wiesen nie braun werden und die Quellen niemals versiegen, ist nach Süden hin durch den abschüssigen Kalkrücken begrenzt, der die Höhen von Hambledon-Hill, Bulbarrow, Nettlecombe-Tout, Dogbury, High Stoy und Bubbdown umschließt. Der Reisende, der von der Küste kommend, plötzlich, nachdem er sich zwanzig Meilen weit über kalkhaltige Niederungen und Saatländereien hingeschleppt hat, die Grenze eines dieser Thaleinschnitte erreicht, ist überrascht und entzückt, eine Landschaft wie eine Karte zu seinen Füßen sich ausbreiten zu sehen, die durchaus verschieden ist von der hinter ihm liegenden. Hinter ihm sind die Hügel offen, die Sonne scheint hernieder auf Felder, die so groß sind, daß sie endlos scheinen, die Abhänge sind weiß, die Hecken niedrig und beschnitten, die Atmosphäre entbehrt der Farbe. Hier im Thal scheint die Welt nach einem kleineren Maßstab und sorgsamer zugeschnitten, die Felder sind so zerteilt, daß ihre Baumhecken einem Netzwerk von dunkelgrünen Fäden gleichen, die das hellere Grün des Grases durchziehen. Die Atmosphäre drunten ist weich und von einer solchen Bläue, daß alles, was die Maler die mittlere Distanz nennen, an dieser Farbe teilnimmt, während der Horizont

darüber hinaus im tiefsten Ultramarin ergläuzt. Pflugland gibt es wenig und nur in sehr begrenztem Umfange; mit wenigen Ausnahmen hat man überall eine Aussicht auf eine breite, reiche Masse von Gras und Bäumen, welche in geringerer Ausdehnung die Hügel, in größerer den Thalboden durchzieht. So beschaffen ist das Thal von Blakemoor.

Der ganze Distrikt ist geschichtlich und nicht minder topographisch interessant. Das Thal war in früheren Zeiten bekannt als der Forst vom weißen Hirsch, so benannt nach einer sonderbaren Legende aus der Regierungszeit Heinrichs III., die erzählt, daß ein gewisser Thomas de la Lynd einen schönen weißen Hirsch, den der König gestellt und geschont hatte, tötete und infolge dessen zu einer schweren Geldbuße verurteilt wurde. In jenen Tagen und bis in verhältnismäßig neuere Zeit hinein war die Landschaft dicht bewaldet. Noch jetzt findet man Spuren ihres früheren Zustandes in den alten Eichenhainen, den unregelmäßigen Waldstreifen an den Bergabhängen und den hohlen Bäumen, welche so viele ihrer Weiden beschatten.

Die Forste sind verschwunden, aber einige alte Gewohnheiten, die in ihrem Schatten sich einbürgerten, sind geblieben. Manche von ihnen leben weiter in veränderter oder entstellter Form. Die Feier des ersten Mai war zum Beispiel, wie berichtet wird, eine Art Gesellschaftsfestlichkeit oder ein Klubspaziergang, wie man es hier nannte.

Für die jüngeren Einwohner Marlotts war es ein interessantes Ereignis, obgleich sein wirklicher historischer Charakter den Teilnehmern an der Zeremonie nicht zum Bewußtsein kam. Seine Besonderheit lag weniger in der Beibehaltung einer alten Sitte, an jedem Jahrestage in Prozession hinaus zu wandern und zu tanzen, als in dem Umstande, daß die Feiernden allein Frauen waren. In Männerklubs waren solche Feste, obgleich selten, weniger ungewöhnlich; aber die natürliche Schüchternheit des sanften Geschlechts oder eine sarkastische Haltung von seiten der männlichen Einwohner hatte solche Frauenklubs, so weit sie noch bestanden, dieses ihres Ruhmes und ihrer Krone beraubt. Der Klub von Marlott allein hielt das Fest der Ceres noch aufrecht. Hunderte von Jahren war er, wenn nicht als eine Wohlthätigkeitsgesellschaft, so doch als eine durch Gelübde gebundene Schwesterschaft irgend welcher Art hinaus gewandert, und so wanderte er noch jetzt hinaus.

Alle Teilnehmerinnen waren weiß gekleidet — ein heiteres Ueberbleibsel aus jenen Tagen alten Stiles, in welchen Fröhlichkeit und Maienzeit synonym waren. In einem Zuge von zwei bei zwei ging man um das Dorf. Ideal und Wirklichkeit mischten sich durchsichtig, wenn die Sonne ihre Figuren auf die grünen Hecken und schlingpflanzenüberwucherten Häuser warf, denn obgleich die ganze Schar weiße Kleider trug, so waren dennoch nicht zwei ganz Gleiche dabei. Einige näherten sich dem reinen Weiß, einige hatten einen bläulichen Schimmer, einige neigten sich infolge des Alters der Leichenfarbe und dem georgischen Stil zu.

Zu den Unterschieden der weißen Kleider kam hinzu, daß jede Frau und jedes Mädchen in ihrer rechten Hand eine geschälte Weidenrute und in ihrer Linken einen Strauß weißer Blumen trug. Sowohl die Form der zuerst genannten, als die Auswahl der letzteren waren dem Geschmack und dem Belieben jeder einzelnen überlassen worden.

Auch einige wenige Frauen höheren und mittleren Alters befanden sich im Zuge; ihr silberglänzendes Haar und ihre runzeligen Gesichter, die Alter und Leid durchfurcht hatten, machten fast einen grotesken, sicher aber einen pathetischen Eindruck in einem so geputzten Aufzuge. In Wahrheit erzählen die Züge eines Menschen, der viel erduldet und erfahren hat, wenn die Jahre kommen, von denen es heißt, sie gefallen mir nicht, mehr als die Züge seiner Gefährten im Blütenalter. Aber hier wurden die älteren zu Gunsten jener übersehen, unter deren Mieder das Leben noch schnell und warm pulsirte.

Die jungen Mädchen bildeten in der That die große Mehrzahl der Schar, und ihre Köpfe mit dem schimmernden Haar reflektirten im Sonnenschein jede Nuance von Gold, Schwarz und Braun. Einige von ihnen hatten schöne Augen, andere eine schöne Nase, andere einen hübschen Mund oder eine zierliche Figur; einige wenige hatten alles. Eine gewisse Schwierigkeit, ihre Lippen bei dieser öffentlichen Schaustellung in die rechte Lage zu bringen, eine gewisse Unsicherheit in der Haltung des Kopfes und das Bestreben, das reine Selbstbewußtsein aus ihren Mienen zu verbannen, ließ sich leicht bemerken und verriet, daß es echte Landmädchen waren, ungewohnt, viele Augen auf sich gerichtet zu sehen.

Und wie jede von ihnen von außen durch die Sonne erwärmt wurde, so trug jede von ihnen ihre kleine Privatsonne drinnen in ihrer Seele; ein kleiner Traum, ein bißchen Liebe, irgend ein Dummkopf, irgend eine unbestimmte und entfernte Hoffnung, die an nichts stirbt, lebte in jeder von ihnen, wie Hoffnungen eben leben. So waren alle fröhlich und viele von ihnen ausgelassen.

Sie kamen gerade an der Schenke „Zum reinen Tropfen" vorbei und schwenkten von der Hauptstraße ab, um durch ein Nebengäßchen auf die Wiesen zu kommen, als eine der Frauen rief:

„Um Gottes willen, Teß Durbeyfield, kommt nicht dort Dein Vater in einem Wagen heim?"

Ein junges Mädchen wendete bei diesem Ausruf

den Kopf. Es war ein zartes und hübsches Mädchen, möglicherweise nicht gerade hübscher als einige andere, aber ihr ausdrucksvoller Mund, der wie eine Pfingstrose blühte, und ihre großen, unschuldigen Augen fügten der Farbe und der Form Ausdruck und Beredsamkeit hinzu. Sie trug ein rotes Band im Haar und war die einzige der weißen Gesellschaft, die sich eines so prononzirten Schmuckes rühmen konnte. Als sie sich um sah, entdeckte sie Durbeyfield, wie er in einer Chaise daherkam, welche dem Wirt „Zum reinen Tropfen" gehörte und durch ein krausköpfiges braunes Mädchen mit aufgekrämpelten Aermeln kutschirt wurde. Dies war die lustige Magd jenes Etablissements, die in ihrem Amt als Faktotum Groom und Hausknecht zu gleicher Zeit war. Durbeyfield, der sich zurücklehnte und mit halb geschlossenen Augen voll Behagen vor sich hin blinzelte, schwenkte die Hand über seinem Kopf und sang in einem eintönigen Recitativ:

„In Kingsbere hab' ich 'n Grab, meiner Treu,
Und Ritter als Ahnen in Särgen von Blei!"

Die Klubistinnen kicherten mit Ausnahme des Mädchens, das man Teß genannt hatte und in der bei dem Gedanken, daß ihr Vater in den Augen ihrer Gefährtinnen sich lächerlich mache, langsam eine gewisse Schwüle emporzusteigen schien.

„Er ist müde, das ist alles," sagte sie hastig, „und hat einen Wagen genommen, um heim zu kommen, weil unser eigenes Pferd ausruhen mußte."

„Gott segne Deine Einfalt!" antworteten ihre Nachbarinnen. „Er hat nichts weiter als seinen Markttipps!" Und sie lachten laut.

„Ich gehe keinen Schritt weiter mit euch, wenn ihr noch weiter über ihn spottet!" rief Teß und das Rot ihrer Wangen überflutete ihr ganzes Gesicht und ihren Nacken. Ihre Augen wurden feucht und ihr Blick suchte den Boden. Als die jungen Mädchen sahen, daß sie ihr wirklich weh gethan, sagten sie nichts mehr, und die Ordnung wurde wieder hergestellt. Teß' Stolz erlaubte ihr nicht, sich abermals umzusehen, um zu erfahren, was ihr Vater vorhabe, wenn er überhaupt etwas vorhatte, und so ging sie vorwärts mit dem großen Haufen dem Platze zu, wo auf dem Rasen getanzt werden sollte. Als man dort angekommen war, hatte sie ihren Gleichmut wieder gefunden, neckte ihre Nachbarin mit der Gerte und sprach mit ihr wie immer.

Teß Durbeyfield war in jenen Tagen ihres Lebens nur ein Gefäß voll Empfindung ohne die Farbe der Erfahrung. Der Dialekt beherrschte ihre Zunge in weitester Ausdehnung trotz der Dorfschule. Gewisse Phasen ihres Kindesalters blickten überall in ihrer äußern Erscheinung durch. Zuweilen sah man ihr zwölftes Jahr auf ihren Wangen, ihr neuntes im Glanz ihrer Augen und zuweilen glitt selbst ihr fünftes noch durch die Wellenlinien ihres Mundes.

Nur wenige wußten und noch weniger sahen es. Nur eine kleine Minorität von Leuten, meistens Fremde, folgte ihr mit den Augen, wenn sie vorbeiging, wurde durch ihre Frische gefesselt und war begierig, sie wieder zu sehen; den meisten aber war sie ein hübsches, malerisches Landmädchen und weiter nichts.

Von Durbeyfield in seinem Triumphwagen sah und hörte man nichts mehr, und der Klub begann unverzüglich seinen Tanz, sobald er den Platz erreicht hatte, der dafür in Aussicht genommen war. Da kein Mann in der Gesellschaft war, so tanzten die Mädchen anfangs mit einander; nach Schluß der Arbeitszeit aber sammelten sich die männlichen Einwohner des Dorfes zusammen mit anderen Müßiggängern und Vorbeipassirenden rund um den Platz und ließen deutlich erkennen, daß sie nicht abgeneigt waren, mitzuthun.

Unter diesen Zuschauern befanden sich auch drei junge Leute einer höheren Gesellschaftsstufe mit kleinen Tornistern auf dem Rücken und dicken Stöcken in den Händen. Ihre Aehnlichkeit mit einander und der gleichmäßige Unterschied im Alter ließ vermuten, daß sie Brüder seien, wie sie es in der That auch waren. Der Aelteste trug eine weiße Binde, eine hohe Weste und einen schmalrandigen Hut, wie die Vikare sie tragen; der zweite war der normale Untergraduirte; die äußere Erscheinung des dritten und jüngsten würde kaum genügt haben, ihn zu charakterisiren; in seinen Augen und in seiner Haltung lag etwas Unbestimmtes, Unausgesprochenes, das vermuten ließ, daß er bis jetzt den Eingang zu einer professionellen Laufbahn noch nicht gefunden hatte. Nur das eine hätte man vielleicht sagen können, daß er ein planlos überall sich versuchender Student von allem und jedem sei.

Einer zufälligen Bekanntschaft erzählten die drei Brüder, daß sie ihre Pfingstferien zu einer Fußtour durch das Thal von Blakemoor benützten und aus dem Südwesten der Stadt Shaston nach Nordost gingen.

Sie lehnten sich über das Thor an der Landstraße und fragten, was dieser Tanz und diese Mädchen in weißen Kleidern zu bedeuten hätten. Die beiden älteren wollten offenbar nicht länger als einen Augenblick sich aufhalten, aber das Schauspiel einer Schar Mädchen, die ohne Herren tanzten, schien den Dritten zu erheitern und hielt ihn fest. Er nahm seinen Ranzen ab, legte ihn mit seinem Stock auf die Rasenbank und öffnete das Thor.

„Was willst Du machen, Angel?" fragte der älteste.

„Ich möchte 'mal einen Hopser mit ihnen machen!

Kommt doch alle — nur für eine oder zwei Minuten — es wird uns ja nicht lange aufhalten!"

„Ach was, Unsinn!" rief der erste. „Ein Tanz mit einem Haufen Landmädchen — nimm an, wir würden einmal gesehen! Komm schnell, oder es wird Nacht, bevor wir Stourcastle erreichen, und vorher finden wir nirgends einen Ort, wo wir schlafen können; zudem müssen wir noch ein Kapitel von ‚A counterblast to agnosticism' durchgehen, bevor wir einkehren; ich habe das Buch doch einmal mitgebracht."

„Gut," antwortete er, „ich werde Dich und Cuthbert in fünf Minuten wieder einholen; haltet euch nicht auf. Ich gebe Dir mein Wort, Felix, daß ich euch nicht warten lassen werde."

Die beiden älteren ließen ihn unverzüglich allein und wanderten weiter, indem sie ihres Bruders Tornister mit sich nahmen, um es ihm leichter zu machen, sie einzuholen; der jüngste trat auf das Feld hinaus.

„Ich bitte vielmals um Verzeihung," sagte er, als eine Pause im Tanz eintrat, galant zu zwei oder drei der ihm zunächst stehenden Mädchen. „Wo haben Sie denn Ihre Tänzer, schöne Damen?"

„Sie sind noch bei der Arbeit!" antwortete eine der Kühnsten. „Sie werden jetzt nach und nach kommen. Möchten Sie uns nicht bis dahin aushelfen, Herr?"

„Gewiß! Aber was bedeutet einer unter so vielen!"

„Besser einer als keiner! Es ist eine langweilige Geschichte, so mit einer unserer eigenen Art herum zu hopsen, kein Fisch und kein Fleisch! Fangen Sie nur an und suchen sich eine!"

„Scht — sei doch nicht so keck!" fiel eine Gesetztere ein.

Auf diese Einladung hin schaute der junge Mann sich um und suchte die hübscheste herauszufinden, aber erfolglos, da er sich unter all den unbekannten Gesichtern nicht so schnell orientiren konnte. Er wählte deshalb die nächste, die ihm in den Weg kam, und das war nicht die Sprecherin, wie sie erwartet hatte, aber zufällig auch nicht Teß Durbeyfield. Abstammung, Ahnenskelette, Monumente, die Gesichtszüge der D'Urbervilles hatten Teß bisher im Kampfe ums Dasein nichts genützt, selbst nicht so viel, ihr über die Köpfe des gemeinsten Bauernvolkes hinweg zu einem Tänzer zu verhelfen. So viel war das normannische Blut wert ohne Unterstützung der Siegesbeute.

Der Name des siegenden Mädchens ist uns nicht überliefert worden; die Unglückliche aber wurde von allen gehaßt, weil sie die erste gewesen war, die sich des Luxus eines Tänzers erfreut hatte. So groß war indes die Macht des Beispiels, daß alle jungen Leute aus dem Dorf, die nicht gewagt hatten, das Thor zu durchschreiten, weil noch keiner es ihnen vorgemacht hatte, jetzt schnell eindrangen; und bald bestanden die meisten Paare aus Mann und Weib, so daß die großen Mädchen nicht mehr gezwungen waren, als Tänzer zu figuriren.

Die Dorfglocke schlug, als dem Studenten plötzlich einfiel, daß er seine Gefährten wieder aufsuchen müsse, und er sagte, daß er sich vergessen habe und sie zu verlassen gezwungen sei. Gerade als er aufhörte zu tanzen, fiel sein Blick auf Teß Durbeyfield, deren große Augen, um die Wahrheit zu sagen, mit dem schüchternsten Ausdruck eines Vorwurfs, daß er sie nicht gewählt habe, auf ihn gerichtet waren. Er selbst war ebenfalls betrübt, daß sie ihm entgangen, weil sie sich zu sehr im Hintergrunde gehalten hatte, und mit dieser Empfindung im Herzen verließ er die Wiese.

Um den Zeitverlust wieder einzuholen, eilte er den Hügel fliegenden Schrittes westwärts hinab, hatte bald die Thalsenkung hinter sich und stieg die nächste Erhebung hinan. Er hatte seine Brüder noch nicht eingeholt, aber er hielt an, um Luft zu schöpfen, und sah zurück. Noch immer sah er die weißen Figuren der Mädchen in ihrer grünen Umgebung durch einander wirbeln, wie sie es gethan hatten, als er noch zwischen ihnen war. Schon schienen sie ihn völlig vergessen zu haben.

Alle, eine vielleicht ausgenommen! Eine weiße Gestalt stand abgesondert an der Hecke allein. An ihrer Haltung erkannte er sie als das hübsche Mädchen, mit dem er nicht getanzt hatte. So unbedeutend die Sache an und für sich auch war, so empfand er dennoch instinktiv, daß sie sich verletzt fühlte, weil er sie übersehen hatte. Er war unzufrieden mit sich selbst, daß er sie nicht um einen Tanz gebeten und nach ihrem Namen gefragt hatte. Sie war so bescheiden, so lebendig gewesen, sie hatte so sanft ausgesehen in ihrem weißen Kleid, daß er sich selbst einen Dummkopf schalt, so gehandelt zu haben, wie er gehandelt hatte.

Jetzt war es zu spät, und Kehrt machend, zwang er sich zu einem beschleunigten Marsch und suchte sich die Sache aus dem Sinn zu schlagen.

III.

Teß Durbeyfield gelang es nicht so leicht, das Ereignis aus ihrer Erinnerung zu entfernen. Lange Zeit hatte sie keine Lust mehr, zu tanzen, obgleich sie viele Tänzer hätte haben können; aber, ach, sie alle sprachen nicht so hübsch wie der junge Fremde! Dennoch war in den Strahlen der niedergehenden Sonne die verschwindende Gestalt des Namenlosen auf dem Hügel immerhin noch sichtbar, als auch sie bereits ihre vorübergehende Traurigkeit abgeschüttelt hatte und einem der jungen Landleute, der sie um einen Tanz bat, eine zustimmende Antwort gab.

Sie blieb bei ihren Gefährtinnen bis zum Dunkelwerden und beteiligte sich sogar mit einem gewissen Eifer am Tanz, obgleich sie, frei von Liebesleidenschaft, rein der Sache wegen eine Freude daran hatte, sich im Takte herum zu schwingen, und wenn sie die sanften Qualen, die bitteren Wonnen, die angenehmen Mühen und die „wonnevolle Traurigkeit", dieser Mädchen sah, die umworben und gewonnen wurden, wenig ahnte, welche Liebeskraft in ihr schlummerte. Der Streit und der Zank der Burschen um ihre Hand zu einem Tanz war nur ein Spaß für sie — nichts weiter; und wenn sie zu zudringlich wurden, zankte sie sie aus.

Sie würde vielleicht länger geblieben sein, aber das sonderbare Aussehen und Gebahren ihres Vaters fiel ihr wieder ein und machte sie besorgt; und neugierig, zu erfahren, was mit ihm geschehen sei, ließ sie ihre Tänzer im Stich und lenkte ihre Schritte dem Ende des Dorfes zu, wo ihr elterliches Haus sich befand.

Sie war noch viele hundert Ellen davon entfernt, als andere rhythmische Töne als die, welche sie hinter sich zurückgelassen, an ihr Ohr schlugen, Töne, die sie sehr wohl kannte, nur zu gut kannte. Es waren regelmäßige Serien dumpfer Schläge aus dem Innern der Wohnung, die hervorgebracht wurden durch das heftige Schaukeln einer Wiege auf einem steingepflasterten Flur, zu denen eine weibliche Stimme im schnellsten Tempo das beliebte Lied von der „bunten Kuh" sang:

„Sah sie niederliegen unterm grünen Baum;
Komm nur her, mein Lieb, und ich zeig' sie dir!"

Sie wußte, das Stampfen der Wiege und der Gesang würden gleichzeitig für einen Augenblick aufhören und eine Stimme im höchsten Diskant rufen: „Gott segne deine Diamantaugen und deine wächsernen Wangen und deinen süßen Mund und jeden Teil deines gesegneten Leibes!"

Nach diesem Ausruf würden Singen und Schaukeln abermals beginnen und die bunte Kuh weiter gehen wie bisher. So war es in der That, als Teß die Thüre öffnete, auf der Schwelle stehen blieb und die Scene überschaute.

Trotz des Gesanges machte das Innere der Hütte auf die Sinne des Mädchens einen unaussprechlich traurigen Eindruck. Von den Festfreuden dieses Tages zu der gelben Melancholie dieses von einer Kerze beleuchteten Schauspiels — welch ein Schritt! Neben dem Mißton dieses Gegensatzes drang zudem noch die Last des Selbstvorwurfes auf sie ein, daß sie nicht eher zurückgekehrt sei, um ihrer Mutter bei den häuslichen Arbeiten zu helfen, statt sich selbst draußen zu amüsiren.

Noch immer stand ihre Mutter, wie sie sie verlassen hatte, inmitten einer Gruppe von Kindern über den Zuber mit der Montagswäsche gebeugt, welche jetzt, wie stets, bis ans Ende der Woche angehalten hatte. Aus diesem Zuber war am vorhergehenden Tage — Teß dachte jetzt mit peinigenden Gewissensbissen daran — das weiße Kleid hervorgegangen, dessen Saum sie so sorglos über das dampfende Gras geschleift und beschmutzt hatte — dasselbe Kleid, das ihre Mutter mit eigener Hand ausgerungen und gebügelt hatte.

Wie gewöhnlich balancirte Frau Durbeyfield auf dem einen Bein neben dem Zuber und besorgte mit dem andern das vorher beschriebene Geschäft, ihr kleinstes Kind zu wiegen. Die Wiegenfüße hatten auf dem Ziegelsteinflur unter dem Gewicht so vieler Kinder schon so viele Jahre ihre Dienste gethan, daß sie fast flach geworden waren, infolge dessen ein heftiger Stoß jede Schwingung des Obergestells begleitete, so daß der Säugling wie ein Weberschiffchen hin und her flog, wenn Frau Durbeyfield, aufgeregt durch ihren Gesang, mit aller Kraft, die ihr, nachdem sie einen ganzen Tag lang in dem Brodem gesotten worden, noch innewohnte, die Wiege hin und her warf.

Nicknack, nicknack, so ging die Wiege. Die Kerzenflamme streckte sich selber lang und begann auf und ab zu zucken; das Wasser tropfte von den Ellenbogen der Matrone und der Gesang eilte dem Ende des Verses zu, als Frau Durbeyfield ihre Tochter bemerkte. Teß' Mutter hatte selbst unter der Last einer jungen Familie eine leidenschaftliche Vorliebe für Musik, und kein Lied kam ins Blackmoorthal, ohne daß sie es im Lauf einer Woche kannte.

Auch jetzt noch verriet ihr Gesicht, wie frisch und hübsch es in ihrer Jugend gewesen; es war daher wahrscheinlich, daß die Reize, die Teß auszeichneten, von seiten ihrer Mutter kamen und daher keinen Anspruch auf ritterliche, geschichtliche Herkunft machen konnten.

„Ich will die Wiege wohl in Bewegung halten und, wenn ich mein Kleid ausgezogen habe, Dir beim Ausringen helfen," sagte Teß. „Ich habe geglaubt, Du wärst längst fertig."

Teß' Mutter war keineswegs mißgelaunt, daß ihre Tochter ihr allein so lange die Mühen des Haushaltes überlassen hatte; sie warf ihr nach dieser Richtung hin überhaupt selten etwas vor und bemerkte den Mangel an Hilfe von seiten des Mädchens kaum, da es instinktiv in ihrer Natur lag, die Arbeiten aufzuschieben, wenn eine Erleichterung ihr erwünscht war. Heute abend besonders schien sie noch aufgeräumter als gewöhnlich. Im Blick ihrer Mutter lag etwas Träumerisches, innerlich Beschäftigtes, eine Erregung, für die das Mädchen keine Erklärung fand.

„Es ist gut, daß Du kommst!" sagte die Mutter,

sobald der letzte Ton verklungen war. „Ich muß fortgehen, um Deinen Vater zu holen. Erst aber will ich Dir erzählen, was sich inzwischen ereignet hat."

„Seit ich fort war?" fragte Teß.

„Ja."

„Hat es etwas zu thun mit der Mummerei, die Vater diesen Nachmittag in der Kutsche aufführte? Weshalb hat er das gethan? Ich hätte in den Boden sinken mögen, so hab' ich mich geschämt."

„Das hängt schon mit der Geschichte zusammen. Wir haben entdeckt, daß wir die vornehmsten Edelleute der ganzen Grafschaft sind; unser Geschlecht reicht weit in die Zeiten vor Oliver Grumble hinauf, bis zu den Tagen der heidnischen Türken; wir haben Monumente, Grabgewölbe, Helmbüsche und, der Himmel weiß, was sonst noch alles. Zur Zeit des heiligen Karl wurden wir zu Rittern von der heiligen Eiche gemacht und unser wirklicher Name ist D'Urberville. — Macht Dich das nicht stolz? Deswegen kam Dein Vater im Wagen heim — nicht, weil er betrunken war, wie die Leute meinten."

„Das freut mich. Wird es für uns von Nutzen sein, Mutter?"

„Natürlich! Man glaubt, daß wir es noch weit bringen werden. Gewiß werden Scharen unseres Ranges in Wagen zu uns herabkommen, sobald sie es wissen. Dein Vater hat es erfahren, als er von Stourcastle heimkam, und mir bereits den ganzen Stammbaum von dem allem geschildert."

„Und wo ist Vater jetzt?" fragte Teß hastig.

Ihre Mutter gab nur unbestimmte Antwort, indem sie erwiderte:

„Er sagte, er wolle den Doktor in Stourcastle aufsuchen. Er hat nicht Verdauung genug, wie es scheint. Er hat zu viel Fett ums Herz herum, sagt er."

Jane Durbeyfield krümmte einen ihrer von heißem Wasser verschrumpften Daumen und den einen Zeigefinger in Form eines C und zeigte mit dem andern darauf hin.

„‚In diesem Augenblick,' sagte er zu Deinem Vater, ‚ist Ihr Herz so weit eingeschlossen — so weit! Dieser Raum ist noch offen! Wenn es so weit gekommen ist, so'" — Frau Durbeyfield schloß ihre Finger zu einem vollen Kreise zusammen — „‚so werden Sie abfahren wie ein Schatten, Herr Durbeyfield.' Das hat er gesagt. ‚Sie können noch zehn Jahre leben; Sie können auch schon in zehn Monaten abfahren oder in zehn Tagen.'"

Teß schaute erschreckt auf. Ihr Vater könnte möglicherweise schon so bald im ewigen Dunkel verschwinden trotz seiner plötzlichen Größe?

„Aber wo ist Vater?" fragte sie noch einmal.

Ihre Mutter warf einen vorwurfsvollen Blick auf sie.

„Nun, sei nur nicht so aufbrausend und ärgerlich!" sagte sie. „Der arme Mann — fühlte sich nach der Aufregung über die Mitteilungen des Pfarrers so schwach — daß er vor einer halben Stunde — zu Rollivers hinaufging. Er muß sich etwas stärken für die Reise morgen mit den Bienenkörben, die geliefert werden müssen, ob wir nun von Familie sind oder nicht. Er muß schon kurz nach zwölf Uhr nachts aufbrechen, da die Entfernung so groß ist."

„Er muß sich stärken!" rief Teß heftig, während die Thränen über ihre Wangen rollten. „Mein Gott, er geht in das Wirtshaus, um sich zu stärken! Und Du, Mutter, Du bist ganz damit zufrieden!"

Ihre Vorwürfe und ihr Zorn schienen das ganze Zimmer zu füllen und den Möbeln, dem Licht, dem Kinderspielzeug und selbst dem Gesicht der Mutter einen strafenden Blick zu geben.

„Nein, nein," antwortete die letztere, „ich bin keineswegs damit zufrieden. Aber was soll ich machen? Ich habe nur darauf gewartet, daß Du heimkommst und das Haus verwahrst, damit ich gehen kann, ihn zu holen."

„Ich will gehen."

„Nein, nein, Teß! Du weißt wohl, daß es nichts nützen würde."

Teß widersprach nicht. Sie wußte ganz gut, was die Bemerkung ihrer Mutter sagen wollte. Jacke und Hut der Frau Durbeyfield hingen am Stuhl an ihrer Seite schon heimlich bereit für den beabsichtigten Gang, dessen Ursache die alte Frau mehr beklagte als dessen Notwendigkeit.

„Trage den ‚Vollständigen Wahrsager' in die Scheune," setzte Frau Jane eilig hinzu. Dann trocknete sie sich die Hände und machte sich fertig.

Der Vollständige Wahrsager war ein alter, dicker Band, der auf dem Tische lag und so abgenützt war, daß der Schnitt den Rand der Buchstaben bereits erreicht hatte. Teß nahm es auf, während ihre Mutter fortging.

Diese Spaziergänge, um ihren haltlosen Gatten in der Schenke zu suchen, waren im Gewühl und Gezeter ihrer heulenden Kinder sogar noch ein besonderes Vergnügen für Frau Durbeyfield. Ihn bei Rollivers zu finden, dort zwei oder drei Stunden an seiner Seite zu sitzen, alle Gedanken fortzuschicken und die Sorgen um ihre Sprößlinge zu vergessen, das machte sie glücklich. Eine Art Hof, ein Abendrot breitete sich um ihr Leben. Alle Ereignisse, alle Verlegenheiten nahmen einen Schein von Unwirklichkeit an, sie sanken zu bloßen Geistesphänomenen für eine heitere Betrachtung hinab und standen nicht länger als etwas Beängstigendes mit Körper und Seele da. Das junge Volk schien, da es außer Sicht war, eher eine angenehme und wünschenswerte Zugabe; die

Misèren des täglichen Lebens waren in ihrem Aussehen nicht ohne Humor und Heiterkeit. Etwas von dem Gefühl lebte wieder in ihr auf, das sie empfunden, als sie ehemals an demselben Platze neben ihrem ihr eben angetrauten Gatten gesessen und sich von ihm hatte den Hof machen lassen, ohne ein Auge zu haben für die Fehler seines Charakters, nur von dem einen Gedanken beseelt, daß er sie und sie ihn liebe.

Als Teß mit den jüngeren Kindern allein war, ging sie zunächst mit dem Wahrsagerbuch in den Stall und steckte es dort unters Dachstroh. Eine sonderbare, fetischistische Furcht vor diesem gefährlichen Band verhinderte ihre Mutter, zu gestatten, daß er auch nur eine Nacht in der Wohnung blieb; und jedesmal, wenn er gebraucht worden war, mußte er wieder zurückgetragen werden. Zwischen der Mutter mit ihrem Haufen schnell absterbender abergläubischer Vorstellungen, mit ihrem Dialekt, ihren von Mund zu Mund weiter gehenden Balladen und der Tochter mit ihrem Volksunterricht und ihrer Musterweisheit nach einem endlos verbesserten Codex war eine Kluft von zweihundert Jahren im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Wenn sie beide zusammen waren, berührten sich das Zeitalter Jakobs und das der Königin Viktoria.

Als Teß den Gartenpfad zurückkam, dachte sie darüber nach, was ihre Mutter an diesem besonderen Tage aus dem Buche wohl habe erfahren wollen. Sie vermutete, daß die neue Entdeckung ihrer Herkunft damit im Zusammenhang stehe, erriet aber nicht, daß es sich allein um sie gehandelt hatte. Dann beeilte sie sich, das während des Tages getrocknete Leinen einzusprengen, lebhaft unterstützt von ihrem neunjährigen Bruder Abraham und ihrer zwölf und ein halbes Jahre alten Schwester Eliza-Louisa, genannt Liza-Lu; ihre jüngsten Geschwister waren bereits im Bett. Zwischen Teß und dem nächstjüngsten Familienglied war ein Zwischenraum von mehr als vier Jahren; die Knaben, die ihn ausgefüllt hatten, waren in frühester Kindheit gestorben, und das gab ihr eine mütterliche Haltung, wenn sie mit den jüngeren allein war. Nach Abraham kamen noch zwei Mädchen, Hope und Modesty, dann ein Knabe von drei Jahren, dann das Baby, das eben seinen zwölften Monat hinter sich hatte.

Alle diese jungen Seelen waren Passagiere im Durbeyfieldschiff — in ihrem Vergnügen, ihren Bedürfnissen, ihrer Gesundheit, selbst in ihrer Existenz gänzlich abhängig von der Urteilskraft der älteren Durbeyfields. Wenn es den Häuptern des Durbeyfieldschen Haushalts einfiel, sich in Schwierigkeiten, Unheil, Untergang, Unannehmlichkeiten, Erniedrigung und Tod zu begeben, so war dieses halbe Dutzend kleiner Gefangener gezwungen, mit ihnen zu segeln — sechs hilflose Geschöpfe, die niemals gefragt worden waren, ob sie unter gewissen Bedingungen zu leben wünschten und noch weniger, ob sie es wünschten, unter so harten Bedingungen, als die Lage des hilflosen Hauses Durbeyfield es notwendig machte.

Es wurde später und später und weder Vater noch Mutter kamen zurück. Teß schaute aus der Thür und machte in Gedanken einen Gang durch Marlott. Das Dorf schloß seine Augen. Kerzen und Lampen wurden überall gelöscht; sie sah überall den, der sie ausblies, und den Mund, der als Werkzeug diente.

Der Spaziergang ihrer Mutter hatte nur das eine zur Folge gehabt, daß jetzt noch eine Person mehr geholt werden mußte. Teß begann einzusehen, daß ein Mann mit schwankender Gesundheit, der am frühen Morgen eine Reise zu machen beabsichtigte, zu so später Stunde nicht mehr in einer Schenke sich aufhalten dürfe, um sein altadeliges Blut zu feiern.

„Abraham," sagte sie zu ihrem kleinen Bruder, „nimm Deinen Hut — Du bist ja nicht bange — und geh zu Rollivers und sieh zu, was mit Vater und Mutter passirt ist."

Der Junge sprang sofort von seinem Platz auf, öffnete die Thür, und die Nacht verschlang ihn. Wiederum verging eine halbe Stunde; weder Vater, Mutter noch Bruder kamen zurück. Abraham sowohl wie die Eltern schienen angeleimt und gefangen durch die verführerische Schenke.

„Ich muß selbst gehen!" sagte sie.

'Liza-Lu ging zu Bett; Teß aber eilte, nachdem sie sie alle eingeschlossen hatte, die dunkle und krumme Straße hinauf, die für einen eiligen Schritt kaum gemacht war, eine Straße, gepflastert, bevor jeder Zoll Land Wert hatte und eine Glocke, von einer Hand gezogen, genügte, um den Tag einzuteilen.

IV.

Rollivers Schenke, das einzige Bierhaus an diesem Ende des langen und unregelmäßigen Dorfes, konnte sich nur einer Schankgerechtigkeit rühmen; da dem Gesetze nach niemand auf dem Grundstück trinken durfte, bestand die ganze Summe öffentlicher Bequemlichkeit für die Gäste in einem Brett von zwei Ellen Länge und zwei Zoll Breite, das auf Gartenpfählen durch Draht befestigt war, als bilde es einen Zaun. Auf dies Brett stellten die durstigen Fremden ihre Gläser, wenn sie auf der Straße standen und tranken, gossen die Neige auf den staubigen Boden und wünschten drinnen ruhig sich niederlassen zu können.

So die Fremden.

Es gab aber auch noch Kunden aus dem Ort,

die denselben Wunsch hegten; und wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

In einem großen Schlafzimmer im obern Stock, dessen Fenster mit einem großen, wollenen, kürzlich von Frau Rolliver abgelegten Shawl dicht verhängt war, hatte sich an diesem Abend fast ein Dutzend Personen zusammen gefunden, die alle Zeitvertreib suchten; alle waren Einwohner des benachbarten Endes von Marlott und ständige Gäste dieses Buen-retiro. Nicht nur die Entfernung vom „Reinen Tropfen", der Schenke mit voller Lizenz für den mehr entfernt liegenden Teil des zerstreuten Dorfes, machte seine Bequemlichkeiten für die Einwohner dieser Gegend thatsächlich wertlos; mehr noch fiel ins Gewicht die Qualität des Getränkes; und es stand fest, daß überwiegend die Meinung herrschte, es sei besser bei Rolliver in einem Winkel des Giebels zu trinken, als mit den anderen Landleuten in einem großen Hause.

Eine schmale, vierpfostige Bettstelle, die im Zimmer stand und Sitzplätze für verschiedene Personen gewährte, war auf allen drei Seiten besetzt; ein paar Leute hatten sich auf eine Kommode geschwungen; noch andere saßen auf einem eichengeschnitzten Koffer, zwei auf dem Waschtisch, ein anderer wieder auf einem Schemel. Und so hatten alle nach Belieben Platz genommen. Die Stufe seelischen Komforts, zu welcher sie sich zu dieser Stunde emporgeschwungen hatten, war bereits eine solche, daß ihre Herzen sich weiteten und ihre Eigenheiten über das Zimmer breiteten. Der dürftige Raum dehnte sich aus und wurde würdiger und luxuriöser; der Shawl, der das Fenster verdeckte, nahm den Reichtum eines Teppichs an; die Messinggriffe an der Kommode vergoldeten sich; und die gekerbten Bettpfosten schienen einige Aehnlichkeit mit den kunstvollen Säulen des Salomonischen Tempels zu haben.

Frau Durbeyfield war, nachdem sie Teß verlassen hatte, schnell hierher geeilt, öffnete die Hausthür, durchschritt das untere Zimmer, welches in tiefer Dunkelheit lag, und machte die Treppenthür mit einer Leichtigkeit auf, die bewies, daß sie mit dem Verschluß wohl vertraut war. Langsamer wickelte sich der Prozeß ab, die gekrümmte Treppe zu ersteigen, und als ihr Gesicht im Licht oberhalb der letzten Stufe erschien, erregte es das Staunen aller, die im Schlafzimmer versammelt waren.

„Nach dem Spaziergange des Klubs habe ich einige Privatfreunde gebeten, sie auf meine Kosten bewirten zu dürfen," rief die Gastwirtin, als sie Tritte auf der Treppe hörte, eintönig wie ein Kind, das den Katechismus wiederholt, aus und schielte über die Stufen hinab. „O, Sie sind es, Frau Durbeyfield! Gott, wie Sie mich erschreckt haben! Ich dachte, es wäre irgend ein guter Freund, den die Polizei gesendet habe."

Frau Durbeyfield wurde mit Nicken und Blicken von seiten der Teilnehmer am Konklave willkommen geheißen und begab sich dorthin, wo ihr Gatte saß. Er murmelte in dumpfem Ton geistesabwesend vor sich hin:

„Ich bin gerade so gut wie nur irgend jemand. Ich habe ein großes Familiengrab in Kingsbere-sub-Greenhill und schönere Skelette als irgend jemand in Wessex."

„Ich habe Dir etwas zu sagen, das mir infolge dieser Geschichte eingefallen ist — ein großes Projekt!" wisperte ihm sein freudig erregtes Weib zu. „Hier, John, siehst Du mich nicht!" Sie stieß ihn in die Seite, während er in seinem Rezitativ fortfuhr und sie mit einem Blick anstierte, als sehe er durch eine Fensterscheibe.

„Heda, singt nicht so laut, guter Freund!" sagte die Wirtsfrau. „Im Falle jemand von der Polizei vorbeigehen sollte, könnte mir meine Lizenz genommen werden."

„Hat er Ihnen gesagt, was bei uns geschehen ist?" fragte Frau Durbeyfield.

„Ja, gleich wie er gekommen ist! Glauben Sie, daß etwas für Sie dabei herausschauen wird?"

„Das ist eben das Geheimnis!" erwiderte Joan Durbeyfield klüglich. „Es ist wohl so, als wäret ihr mit einem Kutscher verwandt, wenn ihr nicht einmal auf einem Esel reitet." Sie dämpfte ihre Stimme, die sich an alle gewendet hatte, und fuhr in leisem Ton zu ihrem Manne fort:

„Es ist mir, nachdem Du mir Deine Neuigkeiten erzählt hast, eingefallen, daß da außerhalb Trantridge, an der Ecke der ‚Chase', eine vornehme, reiche Dame wohnt, die D'Urberville heißt."

„He, was willst Du?" rief Sir John.

Sie wiederholte, was sie gesagt hatte. „Die Dame muß aus unserer Verwandtschaft sein," setzte sie hinzu. „Meine Absicht ist, Teß hinzusenden, um sie an uns zu erinnern."

„Es gibt eine Dame dieses Namens, wie Du erwähnst," rief Durbeyfield: „Pastor Tringham hat nicht daran gedacht. Aber sie ist nichts neben uns — ein jüngerer Zweig von uns, von einer viel späteren Abstammung als von König Normans Tag."

Während diese Frage erörtert wurde, bemerkte im Eifer des Gesprächs keiner von den beiden, daß der kleine Adam ins Zimmer gekommen war und auf eine günstige Gelegenheit wartete, um sie zu bitten, sie möchten heimkommen.

„Sie ist reich und wird sicher Rücksicht auf das Mädchen nehmen," fuhr Frau Durbeyfield fort; „und das wird sicher auch von Nutzen für uns sein. Ich sehe nicht ein, warum zwei Zweige einer Familie nicht in verwandtschaftlichem Verkehr mit einander stehen sollten."

„Gewiß, wir alle wollen die Verwandtschaft geltend machen," rief Abraham fröhlich von unterhalb der Bettstelle her; „und wir alle wollen hin und sie besuchen, wenn Teß erst mit ihr zusammen lebt; wir werden in einer Kutsche fahren und schwarze Kleider anziehen."

„Wie kommst Du hierher, Kind, und was für Unsinn schwatzest Du da?" fragte Joan überrascht. „Mach, daß Du fortkommst, und warte an der Treppe, bis Vater und Mutter nachkommen. — Ja, Teß muß unbedingt zu diesem anderen Mitglied unserer Familie gehen. Sie wird, wenn sie es will, sie dann sicher gewinnen; und das wird leicht dahin führen, daß irgend ein Edelmann sie heiratet. Kurz, das ist nicht nur ein Hirngespinnst, ich weiß es."

„Wie denn?"

„Ich habe den ‚Wahrsager' befragt und dies herausgebracht. Du hättest nur sehen sollen, wie hübsch sie heute aussah. Ihre Haut ist so weiß, wie die einer Herzogin."

„Was sagt denn das Mädel selbst dazu?"

„Ich habe sie noch nicht gefragt; sie weiß noch nichts davon, daß wir eine solche Dame in unserer Verwandtschaft haben. Aber es wird sie sicherlich dahin bringen, eine vornehme Heirat zu machen, und sie wird es deshalb nicht verweigern, zu gehen."

„Teß ist aber ein Querkopf."

„Aber sie ist sehr leicht zu behandeln. Ueberlaß sie mir nur."

Obgleich diese Unterhaltung privat gewesen war, so erreichte dennoch von ihrem Gehalt die Umstehenden ein genügender Teil, um diesen zu verraten, daß die Durbeyfields jetzt wichtigere Angelegenheiten zu besprechen hatten, als der gemeine Mann, und daß Teß, die hübsche älteste Tochter, gute Aussichten in Menge habe.

„Teß ist ein hübsches Mädchen," sagte ich heute selbst zu mir, als ich sie mit den andern ums Dorf gehen sah, bemerkte einer der älteren Zecher in halblautem Ton, „aber Joan Durbeyfield muß glauben, daß sie grünes Korn in Mehl verwandeln kann." Das war eine Lokalphrase, die eine besondere Bedeutung hatte, und keine Antwort erfolgte darauf.

Die Unterhaltung hatte sich geteilt, als plötzlich abermals Fußtritte gehört wurden, die das untere Zimmer durchkreuzten:

„Nach dem Spaziergange des Klubs habe ich einige Privatfreunde gebeten, sie auf meine Kosten bewirten zu dürfen," begann die Wirtin abermals die Formel abzulegen, welche sie für die Eintretenden bereit hatte, bevor sie erkannte, daß der neue Gast Teß war.

Selbst zu ihrer Mutter Staunen sah das junge Antlitz des Mädchens düster aus inmitten der Alkoholdünste, welche hier als ein Medium umherflatterten, das nicht einmal für das Mittelalter ganz passend ist; und ein vorwurfsvoller Blick aus Teß' schwarzen Augen war kaum noch nötig, um ihren Vater und ihre Mutter zu veranlassen, sich von ihren Sitzen zu erheben, hastig ihr Ale auszutrinken und die Treppe hinter ihr hinab zu steigen, während die Vorsicht Frau Rollivers ihren Schritten folgte.

„Kein Geräusch, bitte, meine Lieben, wenn Sie so gut sein wollen, oder ich verliere meine Lizenz, werde gerichtlich vorgeladen und erlebe noch ich weiß nicht was alles! Gute Nacht, alle mit einander, gute Nacht!"

Sie gingen zusammen heim, indem Teß den einen Arm ihres Vaters und Frau Durbeyfield den andern hielt. Er hatte in Wirklichkeit sehr wenig getrunken — nicht ein Viertel der Quantität, die ein systematischer Trinker an einem Sonntagmorgen ohne jeden Einfluß auf seinen geraden Gang und auf seine Kniekehlen zur Kirche tragen kann; aber die Schwäche Sir Johns machte Berge aus seinen kleinen Sünden dieser Art. Sobald sie in die frische Luft kamen, hatte er Lust genug, in einem Augenblick so viel Lärm zu machen wie drei, die nach London gehen, und im andern für drei, die nach Bath gehen; und das machte einen komischen Eindruck, wie er in Familien auf ihrem nächtlichen Heimwege nicht selten ist. Die beiden Frauen suchten tapfer die Ursache dieser Hinundhermärsche vor sich, Durbeyfield und Abraham, so gut es ging, zu bemänteln; und so näherten sie sich nach und nach ihrer eigenen Thür, als das Haupt der Familie plötzlich, wie wenn er sich beim Anblick seines kleinen Wohnhauses Mut machen müsse, in den früheren Refrain ausbrach:

„Ich habe zu Kingsbere ein Familiengrab!"

„Still, Jacky, nicht so laut!" rief seine Frau. „Deine Familie ist nicht die einzige, die auf Rechnung dieses Tages gesündigt hat. Guck nur zu den Anktells, den Horseys und selbst zu den Tringhams hinüber, sie sind fast ebenso sehr in Samen geschossen als Du, obgleich Du ja von viel höherer Abstammung bist — das muß wahr bleiben. Gott sei Dank, war ich niemals von Familie und brauche mich derentwegen nicht zu schämen!"

„Das ist noch nicht so sicher! So viel Deine Vorfahren in Frage kommen, bin ich unbedingt der Meinung, daß Du Dich mehr als irgend einer von uns verunehrt hast; jedenfalls waren sie einmal Könige und Königinnen."

Teß lenkte das Gespräch auf einen Gegenstand, der ihr augenblicklich mehr am Herzen lag, als ihre Abstammung.

„Ich fürchte, daß Vater die Reise mit den Bienenkörben morgen so früh nicht wird machen können," sagte sie.

„Ich nicht? Ich werde in zwei oder drei Stunden schon auf dem Wege sein!" antwortete Durbeyfield.

Es war elf Uhr, als die ganze Familie endlich im Bett lag; um zwei Uhr am andern Morgen mußte spätestens Sir John abfahren, wenn er die Bienenkörbe an die Abnehmer in Casterbridge abliefern wollte, bevor der Sonnabendmarkt begann; der Weg war schlecht und betrug zwischen zwanzig und dreißig Meilen; Pferd und Wagen zeichneten sich nur durch ihre schlechte Qualität aus. Um halb zwei Uhr kam Frau Durbeyfield in das große Schlafzimmer, in welchem Teß und alle ihre kleinen Geschwister schliefen.

„Der arme Mann kann nicht fahren," sagte sie zu ihrer ältesten Tochter, deren große Augen sich geöffnet hatten, als die Hand ihrer Mutter die Thür berührte.

Teß setzte sich im Bette auf, verloren in dem Vacuum zwischen dieser Mitteilung und einem süßen Traum.

„Aber irgend jemand muß gehen," antwortete sie. „Es ist schon spät für die Schwärme. Die Schwarmzeit wird für dieses Jahr bald vorbei sein und wenn wir sie bis zum nächsten Markttag behalten, wird niemand sie mehr verlangen und werden wir sie nicht mehr los werden."

Frau Durbeyfield schien bei dieser Notlage nicht recht zu wissen, was zu thun sei.

„Würde nicht vielleicht irgend einer der jungen Burschen gehen? Einer von jenen, die gestern so eifrig mit Dir getanzt haben?" fragte sie unsicher.

„O nein — um alles in der Welt nicht!" erklärte Teß stolz. „Jedermann die Ursache erraten lassen? Das wäre doch eine Schande! Meiner Meinung nach könnte ich gehen und Abraham mich begleiten, um mir Gesellschaft zu leisten."

Ihre Mutter war schließlich mit diesem Arrangement einverstanden. Klein Abraham wurde aus seinem tiefen Schlaf in einer Ecke desselben Zimmers geweckt und herausgetrommelt, um sich anzuziehen, während er innerlich noch in einer andern Welt sich befand. Inzwischen hatte Teß hastig ihre Kleider übergeworfen und beide gingen jetzt mit einer Laterne in den Stall. Der wackelige kleine Wagen war schon beladen; das Mädchen hatte nun nichts weiter mehr zu thun, als das Pferd, das den schönen Namen „Prinz" trug und noch um einen Grad gebrechlicher als der Wagen war, hinaus zu führen.

Das arme Tier schaute sich in der Nacht verwundert nach der Laterne und nach den beiden Gestalten um, als könne es nicht glauben, daß es zu einer Stunde, in der jedes lebende Wesen bestrebt war, Obdach und Ruhe zu genießen, hinaus gerufen werde, um an die Arbeit zu gehen. Sie steckten einen Lichtstumpen in die Laterne, hingen die letztere an die Seite des Wagens und leiteten das Pferd hinaus, indem sie, so lange der Weg bergan ging, nebenher schritten, um das schwache Tier nicht zu sehr anzustrengen. Um sich so gut als möglich zu unterhalten, machten sie, während der wirkliche Morgen noch fern war, sich — einen künstlichen mit der Laterne, etwas Brot und Butter und einer fröhlichen Unterhaltung. Als Abraham ganz erwacht war, denn bis hierher hatte er sich in einer Art Halbschlaf dahinbewegt, begann er von den sonderbaren Schatten zu sprechen, mit welchen verschiedene dunkle Gegenstände von dem helleren Hintergrund des Himmels sich abhoben, von dem Baum, der wie ein springender Tiger aussah, von einem andern, der dem Kopf eines Riesen glich.

Als sie die kleine Stadt Stourcastle, die unter ihren dicken, braunen Strohdächern stumm schlief, hinter sich hatten, erreichten sie ein höher liegendes Gelände. Zu ihrer Linken schwoll die Höhe, die den Namen Bulbarrow oder Bealbarrow trägt und beinahe die höchste in Süd-Wessex ist, bis zum Himmel empor. Von hier ab ging die Straße auf eine große Entfernung sanft bergab. Sie kletterten auf den Vordersitz des Wagens und versanken in stummes Nachdenken.

„Teß!" sagte Abraham nach einer Weile in einem Ton, der auf ein längeres Gespräch vorzubereiten schien.

„Ja!"

„Bist Du sehr froh darüber, daß wir Edelleute geworden sind?"

„Nicht sehr!"

„Aber Du freust Dich doch, daß Du einen feinen Herrn heiraten wirst."

„Worüber?" fragte Teß, indem sie ihren Kopf hob.

„Daß unsere vornehme Verwandtschaft Dir zu einer Heirat mit irgend einem Grafen verhelfen wird."

„Ich? Unsere vornehme Verwandtschaft? Wir haben ja keine solche Verwandtschaft! Wer hat Dir diese Dummheiten in den Kopf gesetzt."

„Ich hörte sie darüber sprechen bei Rollivers, als ich Vater suchen wollte. Es gibt eine reiche Dame aus unserer Familie in Trantridge und Mutter sagte, wenn Du zu ihr gingest und Dich als Verwandte auswiesest, so würde sie schon dafür Sorge tragen, daß Du einen feinen Herrn zum Mann kriegtest."

Teß wurde plötzlich still und versank in ein drückendes Schweigen. Abraham sprach weiter, mehr zum Vergnügen als um gehört zu werden, so daß es ihm gleichgiltig war, ob seine Schwester auf ihn lauschte oder an anderes dachte. Er lehnte sich zurück gegen die Bienenkörbe und machte mit zum Himmel gewendetem Gesicht Beobachtungen an den Sternen, die inmitten der schwarzen Schatten da oben, weit entfernt von diesen beiden unbedeuten-

den Regungen menschlichen Lebens ihren heiteren Reigen zogen. Er fragte, wie weit wohl diese Strahlenkörper entfernt seien, und ob Gott jenseits derselben vielleicht seinen Wohnsitz habe. Aber immer wieder kam er auf das zurück, was einen stärkeren Eindruck auf seine Phantasie gemacht hatte, als die Wunder der Schöpfung. Wenn Teß durch eine Heirat mit einem feinen Herrn reich geworden sei, würde sie nicht Gold genug haben, um ein Fernrohr zu kaufen, groß genug, die Sterne so nahe an sich heran zu ziehen, als Nettlecombe-Tout es war?

Die wiederholte Erwähnung der Sache, welche ihre ganze Familie mit einem Krankheitsstoff erfüllt zu haben schien, machte Teß ungeduldig.

„Das ist doch jetzt vollkommen gleichgiltig!" rief sie aus.

„Sagtest Du nicht, die Sterne seien Welten."

„Ja."

„Wie unsere?"

„Das weiß ich nicht, aber ich glaube wohl. Zuweilen scheinen sie den Aepfeln an unserem Reinettenbaum zu gleichen; die meisten sehen glänzend und gesund aus, einige wenige blind und brandig."

„Auf was für einem leben wir, auf einem hellen oder auf einem dunklen?"

„Auf einem dunklen!"

„Das ist aber dumm, daß wir keinen hellen gewählt haben, wenn es deren so viel mehr gibt!"

„Freilich!"

„Ist das wirklich wahr, Teß?" fragte Abraham, in Anbetracht dieser seltsamen Aufklärung mit größerem Interesse sich ihr zuwendend. „Wie würde es gewesen sein, wenn wir einen glänzenden gefunden hätten?"

„Nun, Vater hätte sich nicht so zu schinden und abzurackern brauchen als er jetzt thut und würde keinen Rausch bekommen haben wie heute; und Mutter hätte nicht immer zu waschen, um doch niemals fertig zu werden."

„Und Du würdest eine richtige reiche Dame gewesen sein und hättest nicht erst reich zu werden brauchen durch einen Mann."

„O, Aby, bitte, sprich nicht mehr davon."

Seinen eigenen Gedanken überlassen, wurde Abraham bald schläfrig; Teß war in der Führung des Pferdes nicht erfahren, aber sie dachte, sie könne für den Augenblick die Verantwortung für die Ladung wohl übernehmen und gab Abraham die Erlaubnis zu schlafen, wenn er wolle. Sie machte ihm vor den Bienenkörben eine Art Nest, so daß er nicht heraus fallen konnte, nahm die Zügel in ihre Hände und fuhr langsam weiter wie bisher.

Prinz verlangte indes nur wenig Aufmerksamkeit, da er der Energie entbehrte, um nur irgend eine überflüssige Bewegung zu machen. Da sie niemand mehr hatte, der ihre Aufmerksamkeit ablenkte, so fiel Teß, indem sie sich mit ihrem Rücken gegen die Bienenkörbe lehnte, bald in so tiefe Träumerei wie kaum je vorher. Die stumme Prozession der Bäume und Hecken neben ihr wurde zu einer Reihe phantastischer Scenen außerhalb der Wirklichkeit, der hie und da sich erhebende Windhauch zum Seufzer einer großen düsteren Seele, die im Raume mit dem Weltall und in der Zeit mit der Geschichte zusammenstieß.

Als sie dann das Gewebe der Ereignisse in ihrem eigenen Leben durchging, schien sie zu erkennen, wie eitel der Stolz ihres Vaters war; sie sah den adeligen Werber, der in der Phantasie ihrer Mutter ihrer wartete, Grimassen schneiden, lachen über ihre Armut und ihre geheime ritterliche Abkunft. Jedes Ding wurde, je weiter sie kam, um so überspannter, und die Zeit verging ihr, sie wußte nicht wie. Ein plötzlicher Stoß traf sie in die Seite und weckte sie aus dem Schlummer, in den sie schließlich ebenfalls gefallen war.

Sie waren, seit sie das Bewußtsein für die Außenwelt verloren hatte, ein gutes Stück Weges weiter gekommen und der Wagen hielt. Ein hohles Stöhnen, wie sie es noch niemals in ihrem Leben gehört hatte, ließ sich von vorne her vernehmen, und ihm folgte ein lautes: „Heda!"

Die Laterne, die an ihrem Wagen hing, war ausgegangen, und eine andere schien ihr ins Gesicht, aber mit einem viel helleren Licht, als die ihre verbreitet hatte. Etwas Schreckliches hatte sich ereignet. Ihr Gefährt war mit etwas Unbekanntem zusammengestoßen, das die Straße versperrte.

In ihrer Verwirrung sprang sie vom Wagen und erkannte nun die schreckliche Wahrheit. Das Stöhnen war ausgegangen von dem armen Pferde ihres Vaters. Der Morgenpostwagen, der wie ein Pfeil die abschüssige Straße herabgerast war, hatte ihren kleinen, unbeleuchteten Karren angerannt. Die spitze Deichsel hatte dem armen Prinz die Brust wie ein Schwert durchbohrt; aus der Wunde floß das Blut in Strömen und ergoß sich zischend auf die Straße.

In ihrer Verzweiflung sprang Teß vorwärts und legte ihre Hand auf die Wunde, aber mit dem einzigen Erfolge, daß sie von oben bis unten mit den roten Tropfen bespritzt wurde. Dann blieb sie stehen und schaute sich hilflos um. Prinz stand ebenfalls fest und bewegungslos, so lange er konnte; dann sank er plötzlich auf einen Haufen zusammen. (Fortsetzung folgt.)

Ein Frühlingstraum.

Von

Gestur Pálsson.

I.

Es begann wie gewöhnlich erst spät im Frühjahr warm zu werden.

Erst kam ein Schneesturm zu Ostern, dann ein Unwetter am Königsbettage und endlich ein Schneegestöber am Himmelfahrtstage. Zu Pfingsten aber ward dieses Jahr aus einem Schneesturm nichts; denn gerade kurz vor Pfingsten begann das Wetter wärmer und still zu werden, und am Feste selbst war es wunderschön.

Rings um die Höfe und hin und wieder in den Grasgärten begannen sich grüne Flecken zu zeigen, und die Bauern in der Stadhargemeinde begannen davon zu sprechen, daß es noch nicht unmöglich sei, daß der Graswuchs ziemlich gut ausfiele, obgleich der Frühling erst spät gekommen wäre. Und da tranken sie ein Gläschen; denn die Schiffe waren gekommen, und sie waren fröhlich nach dem Gebote Salomos.

Aber das warme Wetter hielt nur einige Tage an.

Dann begann es allmälich wieder kalt zu werden, und eines Abends blickten viele hinauf nach den Bergen von dem Gemeindebezirke landeinwärts: dort zogen weiße Wolken hin und her, sacht, gleich als ob eine Frühlingsruhe über sie gekommen sei. Dann ballten sie sich hier und da zusammen, wie wenn sie spielten; aber dort, wo sie wegzogen, so daß man die Berge sehen konnte, war alles unter ihnen schneeweiß. Und dann leckten sie sich hier und da an den Abhängen hinab, und überall hinterließen sie weiße, schneeweiße Spuren. Unten im Lande aber standen die Bauern und sahen dem Spiele der Schneewolken an den Abhängen betrübt zu: sie dachten an kleine Heuvorräte und an mageres Vieh, und dann kamen ihnen Weib und Kinder in den Sinn, und — an diesem Abend ging kein Bauer froh zu Bett.

Am Tage darauf war ziemlich starker Frost eingetreten; die Berge waren schneeweiß bis herab ins Land, und all die grünen Flecken in den Grasgärten waren verschwunden. Alles Frühlingsleben war in einer Nacht erloschen, fast wie ein Wiegenkind, das keinen Begriff von der Freude hat, die seine Geburt hervorruft, oder von der Trauer, die sein Tod erregt.

Dann kam eine Zeit lang strenge, bittere Kälte; bisweilen trockenes Wetter mit Nordstürmen, mit Frost in den Nächten und Kälte am Tage, und bisweilen Schneegestöber, die wie in kalter Laune große Flächen der Landschaft mit Schnee bedeckten, an einigen Höfen aber schadlos vorüberzogen.

Es war daher nicht anders als ganz natürlich, daß Bergur auf Holl, da eben ein Schneegestöber Grasgarten und Wiesen bei ihm mit Weiß bedeckte, ohne bei seinen Nachbarn Einkehr zu halten, darüber nachzudenken begann, wie unverständlich oder sogar sonderbar doch die Weltregierung sein könne, daß sie ihn jetzt heimsuchte, der doch am ärmsten war und das wenigste Heu besaß, seinen beiden reichen Nachbarn gegenüber aber, die genug Heu hatten, sich stellte, als ob sie dieselben nicht sähe.

Dann begann das Wetter nach und nach besser zu werden, und eines Tages, spät im Juni, war auf dem Pfarrhofe Stadhur alles in Bewegung.

Bjarni Sveinsson, Kandidat der Theologie, der Verlobte Björgs, des einzigen Kindes des Propstes, war gekommen, vom Wetter mitgenommen und sonnengebräunt von der Reise.

Der Propst, Sir Thordhur, hatte ihn auf dem Hofplatze in seinem schwarzen Rock empfangen, den er sonst niemals an hatte, außer wenn er daheim in der Kirche bei seinem Hofe Messe hielt; denn in der Nebenkirche ließ er seinen alten Rock gut genug sein.

Dann war nach der besten Freundin Björgs gesandt worden, der Witwe des Bezirksvorstehers auf Grund, dem nächsten Hofe von Stadhur, damit sie teil an der Freude nähme, daß Bjarni nach den Reisestrapazen glücklich heim gekommen sei.

Und doch war dies das geringste, was Sir Thordhur gethan hatte, um die Ankunft Bjarni Sveinssons diesem selbst und seiner Tochter so erfreulich als möglich zu machen.

Er hatte seit Anfang Juni sein Amt als Geistlicher und Propst niedergelegt. Dann hatte er eine allgemeine Gemeindeversammlung in seiner Pfarre abgehalten, und von da wurde ein Eilbote mit der heißen Bitte an den Bischof gesandt, es doch so einzurichten, daß Bjarni einer von den drei Kandidaten bei der Wahl eines Geistlichen für das Pfarramt Stadhur würde.

Es hatte zwar keine lebendige Seele in der Gemeinde Bjarni gesehen, geschweige denn ihn näher

kennen gelernt; denn Björg hatte sich mit ihm in Reykjavik verlobt, als sie auf der Mädchenschule war. Der alte Thorgrimur auf Dalur, der Gemeindevorstand und ein reicher Bauer, hatte auch in der Versammlung deutlich und ausdrücklich gesagt, daß er und niemand in der Gemeinde diesen jungen Kandidaten auch nur im geringsten kenne; jedoch scheine es ihm unrecht, wenn irgend jemand in der Gemeinde ihrem lieben Propste eine Bitte abschlüge, die vielleicht seine letzte sei, besonders wenn sie nicht größer wäre, als seinen Namen auf ein Blättchen Papier an den Bischof zu setzen.

Dem stimmten auch die meisten anderen bei, ausgenommen Ingvar auf Vik, der Bruder Sir Thorvalds auf Ás, welcher letztere sich um die Stelle Stadhur beworben hatte. Ingvar sagte dem Propste ins Gesicht, es könne ihm nicht einfallen, einen Seelsorger zu wählen, den kein Mensch kenne, um sich dadurch die Freundschaft irgend jemandes zu erwerben, wer es auch sein möge. Aber es waren nur wenige, die sich ihm anschlossen und sich weigerten, das Schreiben an den Bischof zu unterzeichnen. Und in der Gemeinde wurde ihm dieses Vorgehen sehr schlimm ausgelegt. Alle sprachen davon, wie unschön es gehandelt wäre, den alten Propst, einen so geehrten und geliebten Mann, zu kränken, und das aus lauter Eigennutz; denn Ingvar könne natürlich keinen andern Grund dazu haben, als seinen Bruder in die Stelle zu bringen.

Es ist schwer zu sagen, ob es jenes Gesuch an den Bischof oder Bjarnis Geistesfähigkeit war, was bewirkte, daß er unter den sieben, die sich um die Stelle beworben hatten, einer von den dreien wurde, unter denen die Gemeindeglieder in dem Kirchspiele von Stadhur zu wählen hatten.

Einige vermuteten, daß in dieser Angelegenheit der Umstand einige Wirkung gehabt hätte, daß im Südlande in aller Munde das Gerücht ging und für wahr gehalten wurde, daß die Gemeinden in dem Kirchspiele von Stadhur den festen Entschluß hegten, aus der Volkskirche auszutreten und Bjarni zu ihrem Geistlichen zu wählen, wenn ihnen verweigert würde, ihn wählen zu können. Im Kirchspiele von Stadhur wußte freilich niemand etwas von einem derartigen Vorhaben, und als man es dort viel später hörte, wurde allgemein vermutet, der alte Propst, der überall bekannt war und an jedem Orte Bekannte und Freunde hatte, habe dieses Gerücht heimlich nach der Hauptstadt gebracht, um dem Bittgesuche an den Bischof Nachdruck zu verleihen.

Wie nun das alles auch sein mochte, Bjarni brachte dem Propste einen Brief von dem Bischof mit dem Auftrage mit, die Versammlung zur Wahl eines Pfarrers in dem Kirchspiel von Stadhur abzuhalten; und als der Propst sah, daß sein zukünftiger Schwiegersohn einer von den drei zu Wählenden war, klärte sich sein Gesicht in wunderbarer Weise auf: er war in keinem großen Zweifel darüber, der alte Mann, wer wohl gewählt werden würde.

Das Gerücht von der Freude des Propstes brauchte nicht lange Zeit, um aus der Stube hinaus verbreitet zu werden, und seine Freude war die Freude aller Hausgenossen; denn alle waren Björg gut, die, seit ihre Mutter gestorben war, mit ihrem Vater dem Hause vorgestanden hatte.

Die Dienstmädchen waren um ihrer jungen Hausmutter willen fröhlich und vergnügt, und auf dem Wege nach der Speisekammer und Küche flüsterten sie davon, wie außerordentlich schön Bjarni sei, und wie gut er, den Gerüchten nach, den Mädchen gewesen wäre. Die Knechte verschafften sich irgend etwas zu thun, was sie an dem Stubenfenster vorbei führte, um Gelegenheit zu finden, hinein zu blicken und etwas von dem schönen Schwiegersohne des Propstes zu sehen zu bekommen. Und oben auf dem Boden hielt die alte Thorunn, der Gemeindekrüppel, in ihrem Bette eine lange Segenspredigt.

In der guten Stube auf Stadhur aber saß die Herrschaft und unterhielt sich.

Der alte Propst besaß, wenn er mit gebildeten Leuten sprach, ein wunderbares Geschick, die Unterhaltung auf etwas Ernstes zu lenken, am liebsten auf etwas, wodurch er den Charakter und die Ansichten desjenigen kennen lernen konnte, mit dem er sprach, wenn er ihn nicht schon früher kennen gelernt hatte. Nachdem er nach den allgemeinen Nachrichten aus der Hauptstadt gefragt hatte, begann er in der Stube auf und ab zu gehen und davon zu sprechen, wie das Wetter den größten Teil des Frühjahrs kalt gewesen sei und wie das Leben hier zu Lande doch kalt und eintönig wäre. Er sagte, es schiene ihm, als ob das Wetter und das Klima dem ganzen Volke mit einer Eislast deutlich seinen Stempel aufdrücke, es schwerfällig wie einen Holzklotz und energielos mache und es in sonderbarer Weise an der Armut festhängen ließe.

Daraus entstand eine sehr weitläufige Diskussion. Man war sich nicht über die Ursache einig. Bjarni wollte sich der Ansicht seines zukünftigen Schwiegervaters nicht anschließen, daß das Klima schuld daran wäre, daß die Leute in diesem Lande so geartet seien; er sagte, dieses Ungeschick und die Energielosigkeit lägen an nichts anderem als an jener Unzufriedenheit mit allem und allen, die den Leuten hier zur Natur geworden sei, und die daher rühre, daß die Bildung oder Kultur hier nur halb Platz gegriffen habe. Es sei den Leuten sehr gut gelungen, von den Ausländern zu lernen, hohe Anforderungen an das Leben zu stellen; aber es sei ihnen schwerer geworden, zu lernen, die Vermögenszustände und die Erwerbsquellen des Landes so zu gestalten, daß das Land solchen Lebensanforderungen genügen könne.

„Das kann es auch niemals," sagte der alte Propst und schüttelte den Kopf; „unser Land ist von anderen Ländern so verschieden, daß unsere Kultur von der anderer Länder erheblich verschieden sein muß, wenn sich alle dieselbe sollen aneignen können."

„Das möchte ich auch beinahe befürchten; und deswegen glaube ich, daß es viel heilsamer sein würde, zu versuchen, die Leute zufriedener zu machen, als sie sind,

als ihnen zu predigen, daß es hier unzählige Reichtumsquellen gibt, daß aber die schlimmen politischen Zustände sie hindern, dieselben zu benutzen."

„Ja, aber es ist leichter, den Leuten ihre Zufriedenheit zu nehmen, als sie ihnen wiederzugeben."

„Das kann sein; aber eine Abhilfe, glaube ich, gibt es. Wenn es genug Leute gäbe, die unsere Landsleute die einfache Wahrheit lehrten, daß die Pflichttreue, auf das Christentum als Grundstein alles dessen gebaut, was im Menschenleben gut ist, in jeder Stellung und Lage die erste Tugend sei, und wenn sich die Leute der Pflichttreue ernstlich befleißigten, dann, bin ich überzeugt, würde es hier zu Lande mehr Zufriedenheit geben als jetzt. Ich bin sicher, daß solche Reden Frucht tragen würden; denn im Innersten eines jeden Menschen lebt doch das Bild Gottes, und dieses ermahnt am ersten zur Pflichttreue."

„Ja — das kann ein sehr guter Gedanke sein. Aber nun betrachte Dir einmal das Bild von Mynster dort an der Wand. Unsere Björg hat es abgewischt und viele Jahre versucht, es glänzend zu machen; und doch ist das Bild, wie Du siehst, gewaltig verdorben. Das rührt von dem Staube und der Feuchtigkeit hier in der Stube her. Ich sage Dir wahrhaftig, daß das Bild Gottes in manchem Menschen keine Björg hat, die es reinigt, und es hat doch unter viel mehr Staub und Feuchtigkeit zu leben, als hier in der Stube herrscht. Du kannst gewiß sein, daß es dem Gottesbilde schwer wird, sich aufzuschwingen, wenn das Alter es mit Staub belastet und das Leben es von Feuchtigkeit schwer macht. — Aber nun wollen wir uns den Frauen zuwenden. Ich habe Dich ja kaum der Frau unseres Bezirksvorstehers vorgestellt. Sie ist eine Amtmannstochter, wie Du weißt, hat sich lange in Kopenhagen aufgehalten und sich dort unter anderem verschiedene unpriesterliche Ansichten angeeignet, die sie auch gar nicht verbirgt. Sie ist auch in Reykjavik gewesen; aber jetzt sitzt sie hier auf dem nächsten Hofe und amüsirt sich damit, ihre Haustiere gut zu behandeln und deutsche und englische Bücher zu lesen — alle möglichen Bücher, sogar über Philosophie. Doch zum Glücke bin ich nicht ihr Beichtvater; denn sie hat keinen," meinte der Propst lächelnd.

Die Frau des Bezirksvorstehers sagte, es freue sie sehr, den zukünftigen Mann ihrer Freundin kennen zu lernen, und meinte lächelnd, sie habe sich gefreut, zu hören, daß er die Pflichttreue betone; denn die Geistlichen hätten jetzt kaum Zeit, über etwas anderes als über Dogmatik zu sprechen.

Darauf wandte sie sich an den Propst und sagte: „Aber warum lassen Sie uns nicht hören, welche Tugend Sie für die oberste im Leben halten? Sie hörten die Auseinandersetzung des Herrn Kandidaten Bjarni über die Pflichttreue so teilnahmslos an."

„Das that ich nun zwar nicht, aber ich will gar nicht verheimlichen," versetzte der Propst ziemlich ernst, „daß ich, je länger ich gelebt habe, desto mehr davon überzeugt worden bin, daß Eines jedem Christen not ist — und wenn ich alle meine langen Lebenserfahrungen in einem Worte zusammenfassen sollte, dann wäre es das Wort: ‚Verzeihe'. Das Verzeihen ist die segensreichste Tugend im Leben, denn es bringt zugleich sich selbst und anderen Frieden und Zufriedenheit."

„Und wenn ich sagen sollte, was ich für die segensreichste Tugend halte," sagte die Bezirksvorstehersfrau halb lächelnd, „so ist das die, nie etwas zu lieben. Dann hat man Frieden mit sich selbst und mit anderen, gerade wie mit der Verzeihungsregel des Herrn Propstes, und es wird einem dann auch so leicht, das Gesetz der Pflichttreue des Herrn Kandidaten zu befolgen."

Alle lachten ein wenig über Frau Annas Witz, und dann bat Björg dieselbe, etwas zu singen. Und Frau Anna nahm die Guitarre Björgs von der Wand, stimmte sie und begann zu spielen und dazu zu singen.

Sie war ein schönes Weib, die Frau Anna; obwohl sie um die Dreißig war, sah sie doch wunderbar jung aus. Sie waren sehr verschieden von einander, die beiden Freundinnen, sie und Björg. Anna war von mittelhohem Wuchse, ziemlich voll, hatte dunkle Haare, braune Augen und eine blasse Gesichtsfarbe, und alle ihre Bewegungen waren voll Anmut und Weichheit. Björg hatte lichtes Haar, blaue Augen, war von hohem Wuchse und schmächtig, und obwohl ihre Bewegungen etwas unbeholfen und langsam waren, so machte sie doch einen sehr guten Eindruck; denn der Blick ihrer Augen und ihr ganzes Benehmen waren freundlich und geradezu.

Frau Anna hatte eine reine und schöne Stimme, und als sie einige Melodien gesungen hatte, hörte sie auf zu singen und spielte ohne Gesang nach ihrem Kopfe auf der Guitarre weiter.

Bjarni fand sehr großes Gefallen an dem Gesange. Er glaubte, nie vorher die Guitarre so gut spielen gehört zu haben. Die kleinen Finger, schneeweiß und weich geformt, bewegten sich im Wechsel schnell auf den Saiten, so schnell, wie ein Blitz sich zeigt, und lockten dann wunderbare Zaubertöne hervor, voll von Schmerz und Sehnsucht, die durch einander wirbelten, dann von einer Harmonienallmacht sich zusammen zu fügen gezwungen wurden und dann einen unzerreißbaren Kreis bildeten, der immer größer und größer ward, und wie mit einer Stimme von unauslöschlicher Trauer zum Himmel emporriefen.

Frau Anna lehnte sich in den Lehnstuhl zurück, der am Fenster stand, blickte hinaus und ließ die langen, dunklen Wimpern ihre Augen halb bedecken.

Bjarni konnte die Augen nicht von ihr wenden. Er blickte auf die kleinen Finger, auf den schneeweißen und weichen Arm, an dem sich der Aermel etwas hinaufgeschoben hatte, und auf den Fuß, der, ihr unbewußt, unter dem Kleide auf dem Schemel hervorguckte.

Dann hörte sie plötzlich mitten im Spiel auf, erhob sich, legte die Guitarre aus der Hand und bat den Propst, ihren Gráni satteln zu lassen; ging selbst

hinaus, um nachzusehen, wie es verrichtet würde, zog dann ihr Reitkleid an und stieg zu Pferde. Und Gráni trabte mit ihr über den Grasgarten hinüber nach der Landstraße, die nach Grund führte.

Das alles ging so schnell, und Bjarnis Gedanken waren so voll von dem Guitarrespiel, daß er sich fast wie in einem Traume befand, bis Frau Anna schon den Hohlweg durch den Grasgarten hinausritt.

„Sie ist sowohl schön als begabt, die Frau Anna," sagte der Propst, als sie weg war. „Gefiel Dir ihr Spiel?"

„Außerordentlich gut."

„So; mir scheint es immer, als ob ihr ganzes Spiel von einer unbehaglichen Aufregung durchzittert wäre. Sie ist etwas anders als andere Leute. Aber unterhaltend ist sie und belesen."

Dann geleitete der Propst Bjarni nach seinem Schlafzimmer neben der Stube und wünschte ihm gute Nacht.

Und Bjarni ging zu Bett, konnte aber bis spät in die Nacht nicht einschlafen, obwohl er müde von der Reise war. Er dachte hin und wieder an das, was er am Abend erlebt hatte.

Und als er endlich einschlief, da träumte er nicht von seiner Verlobten, sondern nur von der Bezirksvorsteherswitwe auf Grund.

II.

Frau Anna ritt sozusagen in einem Atem heim nach Grund. Der Weg war auch nicht weiter als eine Viertelstunde zu reiten und fast durchweg glatter Kiesweg.

Als sie nach Hause kam, standen einige von ihren Knechten auf dem Hofplatze. Alle nahmen die Hüte ab, und der Verwalter sprang sogleich aus dem Haufen heraus und machte sich, sobald die Herrin abgestiegen war, daran, Gráni abzusatteln.

Dann ging sie in das Haus und kehrte mit einer Schale voll Milch zurück; und Gráni lief sogleich auf sie zu, steckte das Maul in die Milchschale und trank sie bis auf den Grund aus. Dann warf er plötzlich den Kopf in die Höhe, so daß die Milchtropfen von dem Maule nach allen Richtungen umher spritzten und sah Anna eine Weile an. Und sie legte ihre Wange an seine Stirn, streichelte ihm einigemale den Kopf und zog ihn dann hinter sich her nach dem Grasrande des Hofplatzes; und dort nahm sie Abschied von ihm.

Darauf erkundigte sie sich bei dem Verwalter nach den Wirtschaftsarbeiten, sagte ihm, er solle die Leute zu Bett gehen lassen, und begab sich selbst nach ihrer Schlafstube, einem kleinen, aber sehr netten Zimmer, das nach dem Hofplatze hinaus lag.

Nachdem sie das Rouleau heruntergelassen hatte, begann sie sich auszukleiden, hörte aber plötzlich mitten in ihrer Beschäftigung auf, setzte sich auf einen Stuhl neben dem Nachttische, stützte die Wange auf die Hand und starrte vor sich hin.

Dann stand sie nach einer guten Weile auf und zog sich weiter aus. Als sie aber ins Bett gekommen war, konnte sie lange nicht einschlafen. Da griff sie zu den Gedichten Jonas Hallgrimssons, die stets auf ihrem Nachttische lagen, las darin ein Gedicht nach dem anderen, bis eine weiche und warme Ruhe über ihre Gedanken kam, und schlief schließlich, mit dem Buche in der Hand, ein. —

Auf Stadhur gab es in diesen Tagen vor der Pfarrerwahl viel zu thun.

Die meisten Bauern schafften sich etwas dort zu bestellen, um den zukünftigen Schwiegersohn des Propstes und den zukünftigen Pfarrer ihres Kirchspieles zu sehen. Daher gab es auf Stadhur vom Morgen bis zum Abend immer vollauf Gäste. Der alte Propst war wegen seiner Gastfreundschaft allgemein bekannt; aber in diesen Tagen übertraf er sich in dieser Hinsicht beinahe selbst. Er stand zeitig auf, und seine Beschäftigung vom Morgen bis zum Abend war, für die möglichst beste Bewirtung seiner Gemeindekinder zu sorgen und sie so zu unterhalten, daß ihnen der Aufenthalt so behaglich wie möglich wurde.

Ebenso war es mit Björg: sie war vom Morgen bis zum Abende thätig, ihren Hausfrauenpflichten nachzukommen und für die Bewirtung der Gäste zu sorgen.

Daher bat sie ihre Freundin, Frau Anna, so oft herüber nach Stadhur zu kommen, als sie könne, und dort den Tag über so lange zu verweilen, als es ihr möglich war, um ihrem Geliebten die Zeit zu verkürzen, dem sie sich nur hin und wieder widmen konnte, und der ihr sehr leid that, für den Fall, daß er sich die ersten Tage auf Stadhur langweilen sollte.

Es fehlte aber auch nicht viel daran, daß sich Bjarni gelangweilt hätte. Der Propst stellte ihn allen jenen Bauern vor, und diese starrten ihn einer nach dem andern an, beinahe wie die Kuh das neue Thor, sprachen aber so gut wie nichts mit ihm; denn sie richteten ihre Worte fast ausnahmslos an den Propst.

Und Björg sah, was im Herzen ihres Verlobten vorging, und wußte es deswegen bei ihrem Geschicke so einzurichten, daß Bjarni und Anna sich von den anderen zurückziehen konnten.

Bisweilen gingen sie dann in Bjarnis Zimmer und begannen sich dort über alles Mögliche zu unterhalten, am liebsten über Dicht- und Sangeskunst. Und diese Gespräche endeten immer damit, daß Anna die Guitarre zu spielen begann; und meist sang dann eines von ihnen dazu; denn Bjarni war auch ein sehr guter Sänger.

Bisweilen unternahmen sie weite Spaziergänge, am liebsten nach den Abhängen des Stadharhöhenzuges, nicht weit von Stadhur entfernt. Von da hatte man eine schöne Aussicht auf die Gegend und weit hinaus aufs Meer.

Das Wetter war warm geworden und bisweilen von leichten Regenschauern begleitet, so daß der Frühjahrswuchs mit jeder Stunde zunahm.

Sie fanden beide viel Vergnügen daran, dort an dem Abhange der Höhe zu sitzen und über die Gegend zu schauen, das junge Leben unter sich zu

betrachten, das immer mehr wuchs und gedieh, und zu beobachten, wie das Frühjahr mit jedem Tage sein Reich erweiterte, indem es einen hellgrünen Lebensschleier über die nach dem Winter und dem Schnee weißlich-gelben Strecken von abgestorbenem Grase breitete.

Als sie einmal zu einem solchen Gange von dem Hofe aufgebrochen waren, sagte Bjarni halb lächelnd:

„Es kommt mir vor, als ob mich diese Gemeindebauern dort in der Stube wie ein Schaf bei der Einsammlung des Viehes betrachteten; und wenn sie mich am meisten anstarren, dann kommt es mir bisweilen vor, als ob sie im nächsten Augenblick aufstehen und mich an den Seiten und auf dem Rücken befühlen wollten, um sich zu vergewissern, ob sie mich kaufen sollen."

„Nein, das ist nur Einbildung; denn sie sind fest entschlossen, Sie zu kaufen."

„Fest entschlossen?"

„Ja, seit lange fest entschlossen." Und dann erzählte Anna ihm halb lachend, daß seine Predigt über die Pflichttreue an jenem ersten Abend auf Stadhur sie sehr amüsirt habe. Es sei sehr leicht, die Pflichttreue im Munde zu führen, wenn einem andere schon ein warmes Nest bereitet hätten, so daß man nichts anderes zu thun brauche, als sein ganzes Leben lang wie ein Vogel auf Eiern zu sitzen und die Raubvögel draußen, die entweder schlechte Nester oder gar keine hätten, mit dem Worte „Pflichttreue! Pflichttreue!" anzuschreien. Sich selbst mit Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit eine Lebensstellung zu bereiten, oder dasselbe von anderen während ihres ganzen Lebenswandels zu verlangen, sei etwas ganz Verschiedenes. Aber nun habe ihm der Propst ein Erbrecht auf die Seelen in dem Kirchspiele von Stadhur verschafft und dieselben gleich wie die Schafe in der Hürde und die Kühe im Stalle seiner Tochter als Mitgift mitgegeben. Der Propst habe die Gemeindebauern die Bittschrift an den Bischof unterschreiben lassen, und dann lasse der Propst sie ihn auch wählen; und da es ihm so eigen sei, zu verzeihen, so „verziehe" er ihnen nachher — nach dem, was man sich in der Gemeinde erzähle — alle ihre Schulden; denn ein jeder Bauer in den Gemeinden sei ihm viel schuldig. Er habe nämlich, seit seine Tochter mit Bjarni verlobt sei, von keinem Menschen die ihm gebührenden Abgaben eingefordert.

Bjarni stand ganz erstaunt und starrte Anna an, während sie sprach; und als sie geendigt hatte, sagte er:

„Was ist das? Ich habe nichts von alledem gewußt. Der Propst schrieb mir, seine Gemeindekinder hätten so viel Gutes über mich gehört, daß sie darum gebeten hätten, daß ich mit zur Wahl vorgeschlagen würde. Aber daß der Propst beabsichtigt, die Gemeindebauern mich für Schuldquittungen kaufen zu lassen, davon habe ich nie ein Wort gehört. Trauen Sie mir zu, Frau Anna, daß ich meine Lebensstellung auf einem Gewebe von Trug und Falschheit aufbauen möchte? Nein, mein Beruf ist mir heilig, und ich will ihn auf Gerechtigkeit aufbauen und mit Pflichttreue erfüllen. Wenn alles bei meiner Wahl so unsauber zugeht, wie Sie sagen, dann werde ich dem Propste gleich morgen sagen, daß ich mich nicht bewegen lasse, mich hier zum Geistlichen wählen zu lassen."

„Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie mißverstanden habe. Ich glaubte nur, Sie wären wie andere."

„Wie andere?"

„Ja; mir scheint es, als ob bei den meisten Menschen eine gewisse Unehrlichkeit über alles herrscht, nicht nur im geschäftlichen Verkehre, sondern auch in der ganzen Denkweise. Mir ist es so oft aufgefallen, daß sich die Leute daran gewöhnen, sich selbst zu belügen und zu täuschen, bis sie so weit gekommen sind, daß sie jede That, die sie selbst ausführen und ausführen lassen, zu rechtfertigen im stande sind."

„Ja, leider ist die Sünde mächtig in der Welt."

„Sprechen Sie nicht von der Sünde. Gerade die Sünde ist einer jener Vorwände, welche die Leute brauchen. Sie reden sich selbst ein, die Sünde, eine angeborene Schwachheit, die Erbsünde, sei an allem schuld; und deshalb sei das alles selbstverständlich und natürlich, und wenn man dann die That nur noch bereue, ehe man stürbe, so wäre alles gut."

„So dürfen Sie nicht sprechen."

„Ich muß nach meiner Lebenserfahrung reden."

„Darf ich es versuchen, Sie davon zu überzeugen, daß es Leute gibt, die die Wahrheit aufrichtig lieben?"

„Ja, überzeugen Sie mich davon. — Aber jetzt muß ich nach Hause. Leben Sie wohl und grüßen Sie daheim auf Stadhur." Und dann reichte sie ihm ihre Hand; und er nahm sie und hielt sie ziemlich lange, bis sie sie, etwas langsam, wieder an sich zog.

„Sie wissen nicht, welche Freude es mir bereitet, gerade Sie davon zu überzeugen, daß ich es versuche, die Wahrheit zu lieben und das zu thun, was recht ist. Wissen Sie das?"

Darauf reichte er ihr die Hand wieder; aber sie that, als ob sie dieselbe nicht sähe, und blickte nieder, blutrot im Gesichte.

Dann sah sie plötzlich auf, blickte ihn eine kleine Weile mit ihren dunklen Augen an, die von Liebe und Freude leuchteten, reichte ihm beide Hände und sagte leise:

„Ich weiß es von — von mir selbst."

Dann zog sie mit einemmale ihre Hände zurück, eilte davon, sah sich noch einmal kurz um, heiter und lächelnd, und ging dann langsam weiter, den Weg heimwärts nach Grund. —

Als Bjarni am Abend in sein Zimmer gekommen war, konnte er sich nicht dazu bequemen, sich auszukleiden und zu Bett zu gehen. Er ging im Zimmer auf und ab und dachte darüber nach, was er dem Propste und seiner Verlobten beim Abendessen geantwortet habe; aber er konnte sich eigentlich gar nicht entsinnen, wovon gesprochen worden war.

Dann ging er an das Fenster und öffnete es:

Die Nachtluft fächelte ihm ins Gesicht, frühlingswarm und erfrischend, und unterhalb des flachen und frischgrünen Grasgartens lag das Meer. Dort spielten kleine Wellen auf der Meeresoberfläche, plätscherten und hüpften in allen Weisen und warfen sich dann, wie in jugendlichem Uebermute, auf den Strand hinauf. Es war beinahe, als ob sie die kleinen Kieselsteine am Strande kitzeln wollten, sich darnach sehnten, sie lustig zu machen und das Leben und das Frühjahr fühlen zu lassen. Aber dann hüpften sie wieder zurück, gleich als ob sie sich vor dem Lande fürchteten, das so kalt und gefühllos sei.

Bjarni blickte um sich; es war totenstill um Stadhur. Alle die Höfe waren gleichsam in tiefen Schlaf versenkt, und an den Rändern der Hofplätze sah er die Hunde auf ihren Pfoten liegen, schlafend wie alles andere.

Er blickte hinüber nach Grund; der hölzerne Giebel lag ihm gerade gegenüber. Er ging in die Stube und holte das Fernglas des Propstes, und dadurch sah er deutlich, daß das eine Fenster auf Grund offen stand; und er glaubte klar zu sehen, daß jemand zu demselben herausblicke.

Er legte das Fernglas aus der Hand, sprang zum Fenster hinaus, machte es leise hinter sich zu und rannte dann ein kleines Stück von dem Hofe hinweg. Dann begann er etwas langsamer zu gehen, schritt aber doch immer in halbem Laufe den Kiesweg nach Grund entlang.

Als er dort ankam, sah er, daß Frau Anna im Fenster lag und nach ihm ausschaute. Er trat schweigend an das Fenster heran, seiner Sinne beinahe nicht mehr mächtig, reichte ihr die Hand und sprang dann zum Fenster hinein.

Dann standen sie eine kleine Weile und sahen einander an, völlig sprachlos.

„Ich wußte, daß Du kommen würdest und wartete auf Dich," sagte Anna mit halber Stimme.

Da faßte er sie um den Hals, drückte sie an sich, küßte sie auf den Mund, auf das Haar, auf die Wange, so daß sie kaum Atem holen konnte; dann hielt er sie von sich und blickte sie an, über und über rot und verlegen, wie sie war; und dann drückte er sie wieder an sich, und als er endlich ein Wort hervorbringen konnte, sagte er:

„Ich komme zu Dir, weil ich weiß, daß ich bei Dir allein all das wonnevolle Glück finde, von dem ich geträumt habe; und ich komme demütig zu Dir."

„Nein, Du kommst zu mir wie der Königssohn in dem Märchen, um mich von dem Zauber zu erlösen."

„Von dem Zauber?"

„Ja, ich bin oder, richtiger gesagt, ich war verzaubert — Du erlösest mich."

„Wie kann ich Dich vom Zauber erlösen? Und von welchem Zauber?"

„Das ist eine lange Erzählung!" — und dann führte sie ihn nach dem Sofa, und sie setzten sich beide; und sie nahm die eine von seinen Händen und hielt sie fest in ihren beiden kleinen, während sie sprach: „Die Natur hat mir ein feuriges Sehnen nach Glück verliehen. Und dann ist mir weiter nichts zu teil geworden, als daß es mir einmal in meiner Jugend vergönnt wurde, das Glück einige wenige Tage zu besitzen — dann erlosch alles wie eine Sternschnuppe. Seitdem hat mir das Leben nichts gegeben als einen Ehestand — einen sehr kurzen, Gott sei Dank! — aber seit jener Jugenderscheinung habe ich gefühlt, wie jedes Jahr und jeder Tag mich gleichsam in einen sargengen Todesmantel einschnürte. Ich habe das Leben in mir gefühlt, irgend einen Schein, wenn auch nur den eines Augenblickes, von Glück heiß ersehnt; aber — gefühlt habe ich nur, wie der Mantel mich immer mehr und mehr zusammenschnürte. Und ich wußte, daß es eine Heilung gab, nämlich die liebe Selbstverleugnung, die die Menschen für das Höchste und Beste von allem halten. Ich wußte, daß, wenn ich glaubte, diese sei das Beste für mich, der Todesmantel eine Gnadengabe wäre, und daß, wenn ich hätte sagen können: ‚Gott sei Dank, mir geht es gut' — ich die Enge des Mantels hätte vergessen und ruhig einschlafen können, bis kein Lebensfunke mehr in mir gewesen wäre. Aber das konnte ich nicht, werde es auch nie können. Die Selbstverleugnung ertötet, was in der Natur des Menschen das Höchste und Edelste ist; sie ist nur ‚Morphin', ein christliches Morphin. Aber Morphinschlaf ist kein Leben, und ich liebe das Leben. — Und da kamst Du und hast mich von dem Todesmantel befreit."

Bjarni starrte sie an, während sie sprach; er hatte nie ein so schönes Weib gesehen, nie ein so wonnevoll lebendiges Gesicht; die Gemütsbewegungen schossen über dasselbe wie Blitze, und jeder Gedanke gab demselben seinen Ausdruck und sein Leben.

Und als sie schwieg, konnte er sich nur über sie niederbeugen und leise und warm sagen:

„Schrecklich, schrecklich viel mußt Du gelitten haben. Aber nun fängt eine neue Zeit für uns beide an."

„Ja, ja, nun beginnt eine neue Zeit; mich schaudert bei all dem Alten."

„Wir wollen nur in die Zukunft denken, in die Zukunft."

Dann begannen sie davon zu sprechen, wie viel man der Menschheit nützen könne, wenn man gewissenhaft arbeite, und wie entsetzlich viel in der dortigen Gegend geändert und anders gemacht werden müsse; und wie wichtig es sei, nicht zu ermüden, wenn es im Anfange auch schwer von statten ginge. Sie kamen überein, daß man zu allererst die Denkweise der Menschen ändern müsse, sie lehren, ohne Vorurteil zu urteilen und sich nicht selbst zu täuschen oder seine Ungerechtigkeiten und Lügen zu rechtfertigen.

Wie schön schien es ihnen, daran zu denken, mit einander an jedes Werk gehen zu können, jeden Gedanken gemeinsam zu besitzen, und zusammen die Freude genießen zu können, ihn wie Frühlingsleben gedeihen und wachsen und in der Gesellschaft um sich Frucht tragen zu sehen!

Und dann sahen sie einander an und sprachen von der Liebe; wie heiß und stark dieselbe sei — jene alten Worte, ebenso alt wie die Menschheit, und doch immer neu für diejenigen, die sie ernstlich meinen . . .

Und die Sommernacht breitete sich liebreich und mild über die Gegend, hing Tautropfen, himmelsklar und befruchtend, an jedes Gräschen, das den Kopf aus der Erde emporstreckte, um die Feuchtigkeit zu erreichen, damit es leben könne; zog einen wohlthuenden Schleier der Ruhe über Land und Meer, damit alles Lebendige ausruhen und sich vorbereiten könne, das Licht des nächsten Tages zu genießen.

Und alle Flüsse und Bäche strömten mit Zauberstille durch die Nachtruhe dahin, so daß das Gemurmel wie ein traumwarmer Freudenbringer über die ganze Landschaft getragen wurde.

III.

Bjarni erwachte spät am nächsten Morgen.

Er lag eine kleine Weile still im Bett und rief sich alles ins Gedächtnis zurück, was er in der Nacht und am Tage vorher erlebt hatte; und es überkam ihn eine wonnevolle Freude, als er an Anna dachte. Wie viel reicher war sie an Liebeswärme und Schönheit als alle anderen Weiber, die er gekannt hatte, und wie entschlossen in ihrem Thun und wie weise!

Und — doch — seine Freude schien ihm aus irgend einem Grunde keine ungemischte zu sein; er erstaunte beinahe darüber, wie wenig der Mensch denkt, wenn die Liebe ihn fesselt. Gestern hatte er nicht im geringsten an seine Verlobte und noch weniger an den Propst gedacht; heute aber warfen dieselben einen gewissen Schatten über seine Freude.

Er mußte so bald wie möglich von Stadhur fort, gleich heute noch, und für immer nach Grund hinüber ziehen. Was kümmerte ihn dieses Kirchspiel? Ihm waren alle Kirchspiele in der Welt gleichgiltig. Aber er mußte mit dem Propste sprechen, mit diesem alten Fuchse, der ihm eine Lebensstellung auf lauter Betrügereien zu erbauen gedacht hatte. Und dann mußte er sich von Björg lossagen.

Er begann aufzustehen, langsam und bedächtig, und blickte dann durch das Fenster hinüber nach Grund. Dann richtete er seinen Blick auf das Meer; und er hatte seine Freude daran, zu sehen, wie die Stadharinsel von Eiderenten ganz bedeckt war. Und diese kleine Insel lieferte einen Gewinn von zweihundert Pfund Eiderdaunen. Ein riesenhafter Ertrag für einen so kleinen Fleck! Die Stelle Stadhur war vielleicht die beste im Lande, bezog viele Einkünfte, war leicht zu verwalten und angenehm. Alles, alles das gab er auf um Annas willen.

Verdiente sie nun das alles?

Ja, ja! Wie konnte darüber irgend welcher Zweifel herrschen?

Dann stand er eine kleine Weile still.

Er sah Björg zur Hofthür hinaustreten und sich daran machen, die Hühner zu füttern. Die Hühner liefen um die Wette auf sie zu, alle gackernd vor Freuden; und sie streute ihnen Körner hin und streichelte sie dann freudestrahlend über den Rücken. Dann sah sie nach dem Fenster hinauf, erblickte Bjarni und wünschte ihm guten Morgen; und er erwiderte ihren Gruß, trat vom Fenster weg und begann darüber nachzudenken, wie jugendlich und gutmütig Björgs Gesicht doch sei, alles ein Lächeln der Zufriedenheit, das ihm guten Morgen sagte. Und er begann sich zu überlegen, wie wonnevoll weiblich Björg sei; nicht so heiß und feurig wie Anna, aber doch so mild und von Zufriedenheit leuchtend. Man konnte kaum anders als Björg gut sein.

Und nun sollte er sich von ihr lossagen. Anders war es nicht möglich. Wie schwer schien es ihm, über dieses wonneweiche Gesicht einen Ausdruck der Trauer breiten zu müssen! — Aber was wollte er mit allen diesen Gedanken? Liebte er etwa Björg? Liebte er denn nicht Anna? Oder liebte er sie beide? Er schauderte bei dem Gedanken, daß es beinahe sei, als ob seine Sinne von einem heidnischen Vielweibereigeiste durchdrungen wären. Es kam ihm vor, als ob er in ein Netz verstrickt wäre, und es war ihm, als ob er keinen Platz für seine Pflichttreue finden könne, um sich aus dem Netze zu befreien.

Aber wer war an alle dem schuld? Wer hatte ihn in diesen Abgrund gestürzt? Ja, er sah es gleich: das war der alte Propst. An alle dem war nur er schuld. Er hatte beabsichtigt, ihn mit Lug und Trug in die Stelle Stadhur zu bringen, und die Kunde davon hatte seine Neigung mit Aerger von ihm und seiner Tochter abgewendet. Der Propst selbst und kein anderer war daran schuld, wenn seine Tochter und daß eine solche Tochter ihr ganzes Lebensglück verlöre.

Er war mit dem Ankleiden fertig, öffnete dann das Fenster und sah hinaus nach dem Grasgarten und hinüber nach der Insel.

„Wie gut hatte die Vorsehung diese Stelle Stadhur versorgt!“ dachte er bei sich.

Dann begab er sich hinab zu dem Propste.

Der Propst hatte sich zum Frühstück niedergesetzt, und Bjarni setzte sich auch, um ihm zu zeigen, wie kalt und ruhig er sein könne.

Der Propst war in sehr fröhlicher Stimmung, begann sogleich mit ihm darüber zu spaßen, wie viel er am vorigen Tage mit Frau Anna zusammen gewesen sei und sagte:

„Nimm Dich vor Frau Anna in acht; sie ist gefährlich. Ich bin Deinetwegen zwar unbesorgt, da meine Björg auf der andern Seite steht; aber gefährlich ist sie. Ich möchte beinahe sagen, daß irgend ein heidnischer Zauber über ihrer ganzen Schönheit liegt, über der äußeren sowohl wie der inneren.“

„So, haben Sie das erfahren?“

Der Propst schwieg eine kleine Weile, blickte durch das Fenster, gleichwie in Gedanken, und als er wieder zu sprechen begann, war seine Stimme beinahe traurig ernst:

„Ja, mein lieber Bjarni, ich habe das erfahren; sie hat mich, den alten Mann, so verzaubert, daß ich um ihre Hand angehalten habe.“

„Sie haben um sie angehalten?“

„Ja, aber Gott rettete mich.“

„Rettete Sie?“

„Ja, er ließ sie mich rundweg ausschlagen. Sie weigerte sich durchaus und sagte, sie könne mich nie lieb haben. Seitdem habe ich Gott nie genug danken können, daß es so kam. Ich sah mit der Zeit ein, daß zwischen uns keine Liebe bestehen konnte: sie ist ein Kind dieser Welt, ich aber nicht; zwischen uns liegt eine tiefe Kluft. Obwohl es mich freut, daß sie hierher kommt, um meine arme Björg in ihrer Einsamkeit zu unterhalten, so besteht in Wahrheit zwischen unserer inneren Natur und der ihrigen doch kein engerer Verkehr als zwischen den beiden Erdpolen. Sie gehört einer andern Herde an als wir. Jegliche Demut des Christentums steht ihr ebenso fern als der Mond.“

Bjarni fühlte, daß in diesen Worten über Anna ein Funke von Wahrheit läge. Christliche Demut war ihr nicht eigen. Aber warum wollte nun der Propst den Richter spielen? Er hätte doch lieber an seine eigenen Werke denken sollen. Und Bjarni sagte sehr ruhig:

„Ich wollte mit Ihnen über die Vorbereitungen zu der Pfarrerwahl sprechen, die Sie hier getroffen haben sollen. Ich habe erst gestern davon gehört. Sonst hätte ich es Ihnen früher gesagt, daß ich eine Pfarrstelle hier nicht annehme, da Sie die Gemeindebauern haben darum ansuchen lassen, daß ich mit zur Wahl vorgeschlagen würde, und da Sie dieselben dann durch ihre Schulden zwingen, mich zu wählen.“

„Was — was — heißt das? Wer hat Dich so verblenden können? Wer hat dieses Lügengewebe spinnen können?“ und die Stimme des Propstes zitterte. Dann schwieg er eine kleine Weile.

Bjarni sah den Propst an und wußte nicht, was er sagen sollte. Aber der Propst fing wieder an, und seine Stimme war ruhig, beinahe wehmütig:

„Nein, ich habe ein gutes Gewissen, was das anbetrifft, daß ich von dem Wege der Gerechtigkeit in nichts abgewichen bin, um Dir hier zu einer Stelle zu verhelfen. Ich muß nun bald heimgehen und Rechenschaft über meine Werke ablegen, und ich glaube daran und ich weiß, daß die morgende hiesige Pfarrerwahl mir beim Gerichte nicht zur Schuld angerechnet werden wird. Laß uns nun ruhig über das alles sprechen. Ich sehe, daß Du etwas aufgeregt bist; vielleicht hat irgend ein Kind dieser Welt versucht, Deine gottliebende Seele zu vergiften. Laß uns nun ruhig sprechen; urteile über mich und unsere ganze Angelegenheit, mein geliebter Bjarni, wenn ich gesprochen habe; ich werde mich Deinem Urteil freudig fügen. Aber laß uns vor allen Dingen beide demütig sein, wie es Christen geziemt, und vorurteilsfrei. — Bitte, hier sind frische Eier von unserer Insel. — Es ist wahr, wie Du weißt, daß die Gemeindekinder hier um Dich gebeten haben; aber ganz aus freiem Willen. Ich habe sie in keiner Weise dazu genötigt. Sollte ich ihnen verbieten, um Dich zu bitten? Vielleicht haben sie bei sich gedacht, es wäre mir das liebste, wenn Du und Björg hier alles nach mir übernehmen würdet, und haben, da sie ja von Deiner Begabung gehört haben, sowie davon, daß Du ein so hoffnungsvoller Geistlicher seist — denn so etwas spricht sich herum — mir dann irgend ein Liebeszeichen für meine vierzigjährige Seelsorge hier in den Gemeinden erweisen wollen. Aber sollte ich es ihnen verbieten? Ist es mir als dem Diener Gottes befohlen, mich gegen gute Werke zu stemmen? Dies war eine Wohlthat, die sie mir in meinem Alter erweisen wollten, und doch mit derselben sich selbst und dem Reiche Gottes nützen. War das etwa unchristlich?“

Bjarni konnte die Augen nicht von diesem alten, weißhaarigen Manne abwenden, der mit ihm, dem jungen Manne, der ihn ins Gesicht angeklagt hatte, obgleich er schuldlos war, so ruhig und brüderlich sprach, und der auf alles mit christlicher Demut antwortete. Er konnte, als jener geendet hatte, weiter nichts sagen als:

„Ich fürchte, es liegt hier irgend ein Mißverständnis vor, und ich muß Sie um Verzeihung bitten —“

„Nein, nein, nichts von Verzeihung. — Bitte, darf ich Dir diesen frischen Lachs hier aus dem Stadharflusse anbieten? — Meine arme Björg, sie besitzt unter manchem andern das Geschick, den Tisch gut zu decken, und alles, was hier auf dem Tische steht, ist, das Brot ausgenommen, Ertrag von Stadhur. Gott sei Dank, sie bekommt einen hoffnungsvollen und — was noch mehr wert ist — einen guten Mann. — Aber, mein geliebter Bjarni“, — und der Propst legte seine Hand weich auf den Arm seines zukünftigen Schwiegersohnes — „nun wollen wir fortfahren. Du sprachst von Bestechungen oder wie ich es nun nennen soll — ich meine die Schulden. Es findet morgen Pfarrerwahl hier statt, und ich sage Dir wahrhaftig, es fällt mir gar nicht ein, irgend jemand Geld anzubieten, damit er Dich wähle. Aber ich vermute doch, daß Du gewählt werden wirst. Habe ich irgend welche Macht, meinen Gemeindekindern zu verbieten, Dich zu wählen? Und ist es sündhaft, wenn ich **nach** der Wahl — merke wohl, **nach** der Wahl — und wer nun auch gewählt werden mag und wer auch sonst gewählt worden wäre — meinen Gemeindekindern diese kleinen Schulden an mich erlasse? Es ist mir nie eingefallen, das glaube mir, das Ende eines vierzigjährigen Zusammenlebens in Glaube und Liebe mit dieser Gemeinde, die Gott mir anvertraut hat, elende Geldforderungen sein zu lassen. Es scheint mir auch, daß dieser kleine Erlaß irgend jemand zur Aufmunterung dienen kann, seinen Mitmenschen Gutes zu erweisen und sich der Barmherzigkeit zu befleißigen.“

Bjarni stand vom Tische auf und ergriff die Hand des Propstes:

„Ich bitte Sie, mir meine Worte zu verzeihen; ich — ich bin gestern und heute Nacht nicht recht

wohl gewesen; aber ich will jetzt ausgehen, die Einsamkeit suchen und dann wieder zu Ihnen kommen."

Und der Propst legte die Hand auf seine Schulter: „Ja, suche die Einsamkeit auf, lieber Sohn, laß dort Deinen wiedergeborenen Geist das Licht suchen."

Und Bjarni ging hinab ans Meer und setzte sich dort.

Welche Bewunderung flößte ihm dieser greise Geistliche ein, voller Milde und Liebe! Wie viele Lebenserfahrung und christliche Demut zeigte sich in seinen Worten! Bjarni fühlte wohl, wie vieles und gutes er von ihm lernen konnte. Es wäre ein außerordentliches Glück, seine ersten Schritte auf dem Wege eines Seelsorgers unter seiner Leitung thun zu können. Wie schnell hatte er jenes Lügengewebe zerstört, das Anna um ihn gewoben, und wie boshaft war das alles von seiten Annas gewesen!

Der Propst hatte recht, sowohl was sie anbetraf, als in allem anderen. Sie war nur ein Kind dieser Welt; sie verachtete die Menschen, das hatte er so oft aus ihren Worten heraus gemerkt, und legte alle ihre Worte und Werke so schlimm als möglich aus, weil sie selbst voll Hochmut war und nichts von der Demut des Christentums wußte.

Ihre Liebe konnte kein Glück ins Haus bringen. Und als er es sich besser überlegte, schien es ihm auch keine eigentliche Liebe gewesen zu sein, was seine Schritte in der letzten Nacht gelenkt hatte, sondern eine Raserei, ein sündhafter Taumel. Die Liebe, die echte und reine Liebe, war keine Leidenschaft, die alles andere vergessen konnte, sondern nur ein himmlischer Freudenstrahl, erwärmend und erfreuend.

Nein, er liebte Frau Anna nicht und hatte sie nie geliebt.

Wie widerte ihn all diese überspannte Liebe der vorigen Nacht an!

Aber — darauf konnte er sich deutlich besinnen — er hatte ihr kein Versprechen gegeben, und von einer Verlobung war mit keinem Wort gesprochen worden. Wie unweiblich war es von Anna, sich einem Manne so schnell hinzugeben, so ganz ohne Bedingungen! Er hatte sogar nie um sie geworben — es war alles mit einem gewissen Ungestüm vor sich gegangen, und alle Regeln der Liebe waren außer acht gelassen worden.

Er pries Gott, daß er Frau Anna gegenüber doch unverpflichtet und unverbunden war; sie hatte keine Forderung an ihn und er keine an sie: sie waren vollkommen von einander geschieden.

Er war ruhig, als er wieder heim ging, und dachte unterwegs darüber nach, wie schön doch die Verwandtenliebe sei, und wie viel Glück sie den Menschen bringe. Wenn er am nächsten Tage gewählt würde, so wäre das doch indirekt und zum Teile der geplanten Verwandtschaft mit dem alten Propste zu verdanken, den die Gemeinde mit Recht so heiß liebe. Die Verwandtenliebe sei doch schön; sie sei die Menschenliebe in ihrer schönsten und vollkommensten Form.

Und als er besser darüber nachdachte, schien es ihm, daß dieses Land mehr als andere mit so viel von derartiger Menschenliebe beglückt sei. Es war beinahe, als ob die Verwandten- und Schwägerliebe in jeder Gemeinde und jeder Gegend des geliebten Vaterlandes das Scepter führe. Für wie vieles und gutes schien ihm dieses Land Gott zu Danke verpflichtet zu sein, trotzdem daß es etwas kalt und rauh war.

Er ging nach Hause und in sein Schlafzimmer und setzte sich dort.

Wie ruhig war er in seinem Innern, nachdem er Frieden mit sich selbst gefunden hatte! Es schien ihm, als ob alles Gute und Edle in seiner Seele zu neuem Leben erwache, nachdem er alle jene unreine Leidenschaft, die ihn den letzten Tag über beherrscht, überwunden hatte.

Dann nahm er einen Briefbogen vom Tische und schrieb:

Stadhur, am 26. Juni 1887.

„Hochverehrte Frau!

„Ich beeile mich, Sie wissen zu lassen, daß ich so glücklich bin, als sicher erfahren zu haben, daß alle Gerüchte über eine üble Handlungsweise des Propstes in Betreff der hiesigen Pfarrerwahl rein aus der Luft gegriffen sind. Ich weiß, daß Sie, die Sie so gut über alle Menschen denken, sich freuen werden, dies zu hören. Ich erwarte nicht, die Freude genießen zu können, Sie fürs erste zu sehen, weder zu Hause bei Ihnen noch hier; denn sollte mir die Vorsehung die Gnade bestimmt haben, morgen hier zum Seelsorger gewählt zu werden, so habe ich so viel zu denken, und es wird hier so viel zu thun geben, daß man nicht erwarten kann, daß sich Zeit für etwas anderes erübrigt. Ich kann Sie von meiner geliebten Verlobten und von unserem edlen greisen Propste grüßen.

„Mit Hochachtung

Bjarni Sveinsson."

Er las den Brief zweimal durch, lächelte dann ruhig und steckte ihn in einen Umschlag. Er hatte seine Freude daran, Briefe gut zu stilisiren, und dieser schien ihm so kurz zu sein und doch alles auszudrücken, was zu sagen war.

Dann begab er sich zu dem Propste und bat ihn, ihm einen Knaben zur Verfügung zu stellen, damit er den Brief an die Bezirksvorstehersfrau auf Grund bringe.

Der alte Propst sandte einen Knaben mit dem Briefe ab und sagte leise und lächelnd zu Bjarni: „Nun wäre also alles gethan?"

„Ja, nun ist alles gethan."

Und dann drückten sie sich die Hände, fest und lange, und sahen einander an — in Achtung und Liebe.

IV.

Pastor Erlendur, der Nachbarpfarrer des Propstes Pastor Thordhur, leitete die Pfarrerwahl auf Stadhur.

Zwar verwaltete Pastor Thordhur vorläufig noch das Amt eines Propstes, sowie das Pfarramt in seinem Kirchspiele; aber bei der Pfarrerwahl hatte er

Pastor Erlendur an seine Stelle gesetzt; denn er sagte, er wolle nicht den Glauben erwecken, daß er auf die Pfarrerwahl dadurch einen Einfluß ausübe, daß er sie selbst leite.

Es kamen massenhafte Menschen an dem Wahltage nach Stadhur: fast alle Bauern aus den Gemeinden, alle Weiber, welche wahlberechtigt waren, und außerdem ein zahlreiches Gefolge von jungen Leuten.

Von denjenigen, welche zur Wahl vorgeschlagen waren, war niemand zugegen als Bjarni Sveinsson.

Pastor Erlendur saß vor der Mitte des Tisches in der guten Stube, und je nachdem die Gemeindevertreter, die an einem andern Tische, mehr in der Nähe der Thür, saßen, den Namen der wahlberechtigten Gemeindeglieder aufriefen, traten diese vor, stellten sich Pastor Erlendur gegenüber an den Tisch und sagten, wen sie wählten; und die Gemeindevertreter trugen es gleichzeitig in ihre Listen ein.

Der Propst Pastor Thordhur saß an dem Ende des Tisches, an welchem Pastor Erlendur saß, blickte keinen der Wählenden an und stellte sich, als ob die Wahl ihn gar nichts anginge.

Er blätterte in einem kleinen, länglichen, blaugebundenen Buche und hatte einen blauen Stift in der Hand, mit dem er spielte.

Aber die Gemeindebauern kannten das blaugebundene Buch recht wohl, und ein jeder, der zur Wahl vortrat, blickte erst nach dem Propste und dem blauen Buche, und einige stutzten ein wenig; denn stets stand der Name des Wählers mit deutlichen Buchstaben oben auf der Seite in dem blauen Buche. Darunter standen kleingeschriebene Zeilen, und am Rande lief eine Zahlenreihe hinunter; und der Propst ließ den blauen Stift den Zahlen in der Reihe folgen, gleich als ob er gedankenlos oder zur Kurzweil sich ein Spiel daraus mache, diese Zahlen zu addiren. Und wenn der Wählende Bjarni Sveinsson gewählt hatte, dann machte der Propst mit dem blauen Stifte zwei Striche kreuzweis über die ganze Seite.

Und alle wählten Bjarni Sveinsson, und der Stift zog stets die Querstriche.

Aber als Jonas auf Melar vortrat, wählte er Pastor Brynjolfur auf Fell, einen von den dreien, die zur Wahl vorgeschlagen worden waren.

Der Propst saß ebenso ruhig wie zuvor und blickte nicht auf; als er hörte, wer gewählt wurde, sah er zum Fenster hinaus und machte keinen Strich mit dem blauen Stifte. Es war, als ob er an etwas anderes zu denken begonnen hätte als an die Unterhaltung mit den Zahlen.

Dann trat Ingvar auf Vik vor.

Er blickte nach dem blauen Buche und sah seinen Namen oben auf der Seite stehen, und die ganze Seite war über und über eng beschrieben; und der Propst wendete das Blatt um, und da stand wieder Ingvars Name oben an; und diese Seite war auch über und über beschrieben, und an dem unteren Ende der Zahlenreihe glaubte Ingvar deutlich drei Ziffern hinter einander unterscheiden zu können.

„Ingvar Jonssen, wen wählen Sie?"

Es war, als ob Ingvar etwas unschlüssig wäre:

„Ich wähle — wähle — Bjarni Sveinsson."

Und der Propst blickte zum erstenmal auf, sah Ingvar lächelnd an, und sein Lächeln war mild und väterlich. Dann löste er das Blatt bedächtig aus dem blauen Buche, riß es langsam in Querstreifen und die Querstreifen wieder in kleine Teile und warf dann alles in den Spucknapf auf der Diele.

Der letzte der Wählenden war Oessur von Skál. Er war etwas angeheitert, das Männchen, als er zur Wahl vortrat.

„Ich wähle denjenigen, den mein geliebter Propst will; ich wähle Björn hier, den zukünftigen Schwiegersohn des Propstes."

„Wählen Sie Bjarni Sveinsson?"

„Ja, so heißt er; ja, ihn wähle ich und niemand anders."

Der Propst blickte ihn sehr ernst an.

„Ich habe keinen Wunsch in dieser Hinsicht geäußert, mein Oessur; Du sollst denjenigen wählen, dem Du Dein Seelenheil am liebsten anvertraust, den allein und keinen andern."

„Ja, ganz, wie Sie sagen — ganz richtig — Sie sagen stets die Wahrheit, mein lieber Propst."

„Wen wählen Sie dann?" fragte Pastor Erlendur.

„Ich wähle den Schwiegersohn des Propstes, ihn und keinen anderen — basta! — ich habe es gesagt — oft gesagt."

Als die Wahl vorüber war, verkündete Pastor Erlendur, daß der Kandidat Bjarni Sveinsson mit dreiundfünfzig Stimmen gewählt worden sei. — —

Frau Anna war ungewöhnlich spät aufgestanden, und gegen drei Uhr nachmittags ließ sie ihren Gráni satteln; sie sagte, sie wolle zu ihrem Vergnügen in das Grundarthal reiten, wie sie oft im Sommer zu thun pflegte.

Sie ritt das Thal rasch hinauf.

Gráni konnte sie nicht verstehen: sie ließ ihm nie Zeit zu verschnaufen; sie ließ ihn durch den Grundarfluß wie auf einem Kieswege galoppiren, und sie schlug ihn, wenn er galoppirte, und schlug ihn ebenfalls, wenn er trabte: er spitzte im Wechsel die Ohren und legte sie nieder, schoß dann wie ein Pfeil vorwärts, wußte aber eigentlich nicht, woher der Wind wehte.

Als sie an den Wasserfall des Grundarflusses gekommen war, stieg Frau Anna endlich von dem keuchenden Gráni ab.

Sie warf die Peitsche von sich und blickte Gráni nicht an; und doch sah Gráni sie an und hoffte, irgend eine Freundlichkeit für den Lauf zu erfahren. „War sie mit ihm unzufrieden?" dachte er.

Frau Anna schritt dem Wasserfalle zu.

Er war sowohl hoch als breit und stürzte sich in silberweißem Perlenschaume von dem Felsen in den furchtbar tiefen und dunkelgrünen Strudel hinab; und der Strudel faßte alle die schäumenden Ströme, sog sie in sich, schleuderte sie dann wieder empor, rollte sie vor sich her und zerrte sie auf alle mög-

lichen Weisen, gleich als ob er erfahren wollte, ob sie etwas taugten; und dann schleuderte er sie wieder von sich weg, und die Perlen schossen ein Stück den Strom hinunter, zerplatzten dann und zerflossen in nichts.

Frau Anna setzte sich auf einen flachen Stein, der dicht an dem Strudel unter dem Wasserfalle lag.

Sie ließ den Tau des Wasserfalles ihr Antlitz und ihren ganzen Körper benetzen.

Sie warf den einen ihrer Handschuhe in den Strudel, und der Strudel sog ihn in sich, schleuderte ihn dann wieder von sich, und er schwamm weit den Fluß hinunter, und Anna blickte ihm nach.

Dann beugte sie sich nieder und tauchte ihre Hand ein wenig in das Wasser. Wie eisig war dasselbe!

Es überlief sie kalt, so daß sie ihr Kleid dichter an sich zog.

Sie saß lange, lange dort.

Dann stand sie auf.

Wie erbärmlich und beinahe verächtlich kam ihr doch die Liebe zum Leben im Menschen vor! Man konnte vor Lebensmüdigkeit dem Tode nahe sein und keine Hoffnung auf eine Besserung haben, man konnte den Todesmantel Leben und Atem beengen fühlen: und doch liebte man das Leben oder wollte es nicht verlieren — wagte nicht zu sterben.

Sie stieg wieder auf Gráni und ritt heimwärts, langsam, Schritt für Schritt.

Sie versuchte sich dadurch aufzuheitern, daß sie im Thale umher blickte. Wie viel herrlichere Schönheit schien ihr in jeder einzelnen Krümmung des Flusses zu liegen, und wie drollig war dieses Spiel des Stromwirbels um die Steine, die emporragten, gleichsam als wolle jener sie mit sich fortreißen! Und wenn sie die Bergabhänge hinaufblickte, sah sie etwas Neues an jeder Erhebung, jedem Hügelabhange und jeder Vertiefung, irgend eine neue Schönheit, die sie früher nie bemerkt hatte.

Wie mächtig war der Frühling, Leben und Schönheit hervorzurufen! Auch sie hatte jüngst von einem Frühlinge und Sommer für sich selbst geträumt; aber — wie war ihr Frühlingstraum so kurz gewesen!

Als Frau Anna nach Hause an die Melkhürde kam, war man eben mit dem Melken beschäftigt; und als sie vorüber ritt, blickten sich ihre Schafe um und sahen sie wiederkäuend an, und die Melkmädchen grüßten sie mit der größten Ehrfurcht.

Wie viel schöner kamen ihr die Schafe vor als die Melkmädchen in ihren schmutzigen Lumpen, und ein wie viel herzlicherer Gruß schien ihr das Wiederkäuen der Schafe zu sein als der kriechende Ton der Melkweiber!

War es vielleicht doch nicht die reinste Freude des Lebens, seine Haustiere gut zu behandeln und zu sehen, wie wohl sich dieselben fühlten?

Ueber einen Punkt konnte man sicher sein: sie logen nicht — es fehlte ihnen die Sprache! — —

Auf Stadhur herrschte viel Lärm und Freude.

Nach der Wahl lud der Propst alle Gemeindemitglieder, die gekommen waren, ein, zum Mittagessen da zu bleiben und sich bis zum Abende zu vergnügen.

Da wurde ein Gastmahl auf Stadhur abgehalten. Es war genug von allem dort vorhanden; aber der Platz wurde während der Mahlzeit doch ziemlich eng, obwohl die Räumlichkeiten des Hauses groß waren. Als man nachher noch anfing, Grog zu trinken, empfand man das weniger.

Als es spät Abend geworden war, ging Bjarni allein aus, begab sich hinunter an das Meer, setzte sich dort und begann nachzudenken.

Es schien ihm, als ob ihm die Vorsehung jetzt so viel Gnade erwiesen habe, daß es seine Pflicht sei, zu versuchen, sich selbst zu prüfen.

Es war besonders jene rasende Leidenschaft für Frau Anna, die nie hätte existiren sollen, deren Grund er suchte.

Eigentlich war sie an allem schuld, wie es von einem glaubensarmen oder glaubenslosen Weltkinde zu erwarten stand. Aber er selbst — war er schuldlos? Nein — nein! Zwar hatte jene Lüge von der Handlungsweise des Propstes betreffs der Pfarrerwahl sein ganzes ihm angeborenes und durch das Christentum verschärftes Gerechtigkeitsgefühl erweckt und ihn so geärgert, daß sein ganzes Seelenleben in Aufregung geraten war. Aber — das konnte er nicht leugnen — es hatte auch der Umstand mitgewirkt, daß es ihm vorgekommen war, als würdige man ihn durch alle jene Anstrengungen, ihn in die Stelle zu bringen, von denen man Annas Erzählung nach alle außer ihm hätte wissen lassen, herab, und daß es ihm geschienen hatte, als ob er wie ein hilfloses Kind behandelt würde; denn dadurch war seine Ehrfurcht vor dem Propste in einen blinden, widersetzlichen Trotz verwandelt worden. Und dann kam die Schönheit Annas hinzu, eine dämonische Schönheit, sinnlich und bezaubernd. Und dazu kam auch der Frühling, der alle Sinne umspann und trunken machte. — Wie gefährlich konnte doch der Frühling für die menschliche Gebrechlichkeit werden! Statt daß man all diese Schönheit gleichwie einen lebendigen Lobgesang auf den Schöpfer in seine Seele austrank, wie man es sollte, lief man Gefahr, daß der Leib sie in sich trank, um seine sinnlichen Regungen zu verstärken, die von der Sünde verdorben waren und von einem wiedergeborenen Geiste geleitet werden mußten.

Er vergrub sein Gesicht in den Händen, betete heiß und innig und ließ den Demutsgeist des Christentums sich so ganz durchdringen, daß er fühlte, daß er im eigentlichsten Verstande des Wortes nur Staub und Asche sei, ein unnützer Knecht, der sich durch seine verdorbene, von Frühlingsgefühlen und Empörungsgeist gereizte Menschennatur in den Strom der Sünde hatte reißen lassen.

Wie dankbar war er für die Rettung, und wie heiß gelobte er Besserung!

Seine Verlobte suchte ihn und fand ihn endlich da, wie er in seinen Andachtsgedanken saß, und erzählte ihm froh und vergnügt, daß ihr Vater ihnen

die ganze Wirtschaft, wie sie stehe und liege, mit zweihundert Melkschafen und zwölf Kühen übergeben wolle.

Wie wonnevoll innig erschien sie ihm, seine Verlobte, voller Liebestreue und Wirtschaftlichkeit! In seinen Augen war sie das vollkommene Musterbild einer Landpfarrersfrau. Wie gut würde es ihr stehen, in der Vorratskammer zu weilen, im Kuhstalle nachzusehen und dann bisweilen die Hühner zu füttern und für ihren Mann den Tisch zu bereiten! Und dann dachte er an all die Milch von zwölf Kühen und überlegte sich, ob er lieber warme Milch am Morgen und neumelkene Milch am Abend oder neumelkene Milch am Morgen und warme Milch am Abende trinken sollte.

Er umfaßte seine Verlobte, drückte sie mit abgemessener Zärtlichkeit an sich und hütete sich, sie zu küssen. Er wollte in dieser feierlichen Stunde der Selbstprüfung nichts Irdisches seine Seelenfreude stören lassen.

Dann kam der Propst zu ihnen.

„Es ist schade, daß ihr nicht zugegen wart. Der alte Thorgrimur auf Dalur hat eben einen Trinkspruch auf uns drei ausgebracht und sagte, wir seien für dieses Kirchspiel der Glaube, die Hoffnung und die Liebe. Er meinte, ich wäre der Glaube, meine Björg die Liebe und Du die Hoffnung, mein lieber Bjarni. Das ist nun vielleicht etwas viel gesagt," sagte der Propst und lächelte dabei, „aber es ist sehr schön gesagt, denn es war so gemeint, aufrichtig gemeint. Aber nun kommt nach Hause."

Und dann brachen sie alle auf. Björg ging in der Mitte und führte ihren Vater auf der einen Seite und auf der andern ihren Verlobten. Und sie gingen alle drei heim, der Glaube, die Hoffnung und die Liebe — im Kirchspiele von Stadhur.

Von Diesem und Jenem.

Der Selbstmord aus Liebe.

Von

Cesare Lombroso.

Man hat in letzter Zeit so viel über den Selbstmord geschrieben, daß die Psychologen nicht viel Neues mehr darüber zu sagen wissen. Es gibt indes eine Art von Selbstmord — der Selbstmord aus Liebe — welche den Romanschriftstellern und den Dramendichtern unendlich viel besser bekannt ist als den Irrenärzten und Gelehrten; denn die zuletzt Genannten sind im Gegensatz zu den ausschweifenden Phantasien der anderen dahin gelangt, dem Selbstmorde aus Liebe die Bedeutung abzusprechen, welche er in Wirklichkeit hat. Es ist also zur Ehre unserer Epoche nicht unnütz, zu versichern, daß die Liebe durch den gähnenden Schlund der Politik und des Geldes noch nicht verschlungen worden und der Selbstmord, der die Liebe zur Ursache hat, besonders bei den Frauen, noch immer häufig ist.

Führen wir zunächst einige Zahlen an. In Italien hat man während der letzten Jahre 569 Frauenselbstmorde auf 2516 Männerselbstmorde gezählt. Wenn wir indes nur die Selbstmorde aus Liebe in Betracht ziehen, so sehen wir, daß die Frau 71 bis 75 %, der Mann 20 bis 30 % ergibt.

Unter der Zahl der Selbstmorde, die in Frankreich 25,441 betragen hat, figuriren die Männer mit 19,982 und die Frauen mit 5,869, aber bei den Frauen haben sich 172 — also 28 % — bei den Männern nur 134 — also 7 % — aus Liebe getötet.

Diejenigen, welche der Genauigkeit der offiziellen Zahlen — und nicht ganz mit unrecht — mißtrauen, greifen besser auf eine Studie zurück, welche Brierre de Boismont (Der Selbstmord, zweite Auflage 1865) über 4,595 Individuen angestellt hat, über die er die Gerichtsakten einer Untersuchung unterziehen konnte. Als vorherrschende Ursachen ergaben sich:

Häuslicher Kummer	in 361	Fällen	= 15,76 %.
Enttäuschung	„ 311	„	= 13,59 %.
Liebe	„ 306	„	= 13,35 %.
Armut	„ 282	„	= 12,35 %.
Vermögensverlust	„ 277	„	= 12,35 %.
Lebensüberdruß	„ 237	„	= 10,45 %.
Gewissensbisse	„ 134	„	= 5,85 %.
Ausschweifung	„ 124	„	= 5,28 %.
Trägheit	„ 56	„	= 2,45 %.
Ehrgeiz	„ 54	„	= 2,36 %.
Spiel	„ 44	„	= 1,92 %.
Mangel an Arbeit	„ 43	„	= 1,87 %.
Religiöse oder politische Ueberspanntheit	„ 38	„	= 1,66 %.
Stolz	„ 26	„	= 1,14 %.

Wie man sieht, nimmt die Liebe unter den Ursachen des Selbstmordes die dritte Stelle ein. Sie müßte eigentlich an die zweite Stelle rücken, denn die Selbstmorde, die unter die Kategorie Selbstmorde aus häuslichem Kummer eingereiht sind, haben oft die Liebe zur Triebfeder. Unter 306 Fällen hat Brierre feststellen können:

117 aus Liebeskummer, ohne irgend einen andern Umstand,
88 wegen Untreue des Geliebten,
38 „ Ehebruch oder Mangel eines Gatten,
16 „ Tod des Bräutigams,
11 „ erzwungener Scheidung,
11 „ Liebesstreitigkeiten,
5 „ Untreue geliebter Personen.

Wir haben schon bemerkt, daß in dieser Hinsicht sich das starke Geschlecht als das schwächere erweist. In der That tragen die Männer, deren Selbstmorde diejenigen der Frauen um das vier- und selbst um das fünffache übersteigen, nur die Hälfte und selbst nur ein Viertel zu den Selbstmorden aus Liebe bei. Selbst bei den Wilden findet sich, wie es scheint, der Selbstmord ausschließlich unter den Frauen, und immer ist es entweder Liebeskummer oder Abscheu vor dem Alter und vor der Häßlichkeit, welche ihn herbeiführt. Das ist alles in allem natürlich, da die Liebe, wie Frau von Staël sagt, im Leben der Männer meistens nur eine Anekdote, eine Episode ist, während sie im Gegenteil für die arme Frau etwas sehr Ernstes, ihr Schicksal vorstellt. Bei dem Manne hat die Freundschaft tiefere Wurzeln als bei der Frau, für welche dies Gefühl nur Formsache ist. Die Geschichte hat die Namen gewisser Männer aufbewahrt, die sich getötet haben, um, wie Volumnius und Petronius, ihren Freund nicht zu überleben, oder um ihn nicht zu verraten, oder selbst um ihm ein banales Vergnügen zu machen, wie Antinous. In den Briefen, welche Selbstmörder hinterlassen haben, findet man häufig eine Erinnerung an die Freunde, während das bei Selbstmörderinnen entsprechend niemals vorkommt.

Ebenso bemerkenswert ist es, daß 50 Ehemänner sich töten, um das Hinscheiden oder die Flucht ihrer Frau nicht zu überleben, während bei den Frauen nur je 14 aus derselben Ursache Trost im Tode suchen. Das bestätigt sonderbar genug die Beobachtung Dantes, der die Liebe bei den Frauen folgendermaßen charakterisirt:

poco dura
Se il tatto o l'occhio spesso nol riaccendo.

(Eine Flamme, welche schnell erlöscht, wenn zärtliche Küsse oder brennende Blicke sie nicht mehr beleben.)

Auf jeden Fall ist sicher, daß die Liebe bei den Frauen mehr plötzlich und intensiv als dauernd ist. Man findet häufig genug Frauen, die sich getötet haben, nachdem sie von dem Manne, den

sie liebten, insultirt worden waren, während andere, weniger heroische, sich aus Aerger verheirateten. Als Gegensatz zu diesen ruft man sich gerne die Erinnerung an jene Frauen zurück, die den Tod suchten aus Scham, sich dem Geliebten nicht mehr unentweiht darbieten zu können.

Die Geschichte (die Statistik ist hier stumm) verzeichnet die Namen mehrerer Frauen, die sich den Tod gegeben haben, um ihre bedrohte oder beleidigte Keuschheit zu bewahren oder zu rächen: Lukrezia, Syria, Sophronia, die deutschen Frauen beim Siege des Marius, die Byzantinerinnen, von denen Cicero spricht, die heilige Pelagia und so weiter.

Am zahlreichsten sind die Selbstmorde aus Liebe, welche die Flucht oder den Tod der geliebten Person zur Ursache haben. So schrieb die berühmte Sophie, die Geliebte Mirabeaus, als dieser gestorben war, mit fester Hand ihre letzten Willensäußerungen nieder; dann zündete sie Kohlen an und starb den Erstickungstod mit dem Porträt des Mannes in der Hand, den sie bis zu ihrem letzten Atemzuge nicht aufgehört hatte zu lieben.

Selbstmorde dieser Art finden zuweilen erst mehrere Monate nach dem Tode der geliebten Person statt, wenn auf den betäubenden Paroxismus des ersten Schmerzes, die Zerrüttung des weniger heftigen, aber stärkeren chronischen Kummers folgt.

B... besuchte vier Jahre lang, ohne Unterbrechung, das Grab der Frau, die er verloren hatte. Dann ertrug er es nicht mehr, und nachdem er auf den Grabstein die Inschrift hatte anbringen lassen: „Er ist gegangen, um die Geliebte wieder zu finden!" tötete er sich.

R... hatte keinen andern Trost seit dem Tode seiner Frau, als die Stellen wieder zu sehen, wo sie ihren letzten Seufzer ausgehaucht hatte. Gedrängt durch den Besitzer, dies Haus zu verlassen, machte er gleichzeitig seinem Leben ein Ende.

Viele töten sich, weil sie es nicht ertragen können, daß die geliebte Person sich entfernt oder sich in die Arme eines andern wirft. Ein Argwohn genügt zuweilen schon, um den Selbstmord herbeizuführen, und in diesem Fall ist der Selbstmord häufig ein zweifacher oder begleitet von einem Morde. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß, während der gewöhnliche Selbstmörder meistens die Einsamkeit aufsucht, um seine traurige Absicht auszuführen, diejenigen, welche sich aus Liebe töten, im Gegenteil darnach streben, ihre That öffentlich oder vor der geliebten Person oder in ihrer Wohnung zur Ausführung zu bringen. Ein Diener sucht aus Eifersucht, einen Kameraden sich vorgezogen zu sehen, den Tod; ebenso stürzt ein Ehemann, nachdem er seine Frau durch einen Bajonettstich verwundet hat, aus Verzweiflung sich aus dem Fenster, weil er nicht auch den Liebhaber niedermachen kann.

Gehen wir zu den Doppelselbstmorden über.

Ein junges Mädchen von gewöhnlich sehr ruhigem Temperament bemerkt, daß ihre Eltern in eine Verbindung, welche es sehr lebhaft wünscht, nicht einwilligen wollen: „Ich bin entschlossen," schreibt sie an ihren Geliebten, „mich eher zu töten als auf Dich zu verzichten. Gib auch Du mir denselben Beweis Deiner Liebe!" Der junge Mann willigt mit Begeisterung ein, und alle beide sterben durch Kohlendunst, der eine in den Armen des andern.

Ein anderes junges Mädchen in Turin sieht seinen Bräutigam zum Militär einberufen; gedrängt durch die Eltern, einen andern Mann zu heiraten, der viel reicher ist, kann es sich mit diesem Plane nicht befreunden. In seiner Verzweiflung entflieht es mit dem Geliebten, der auf Urlaub ist, auf den Sankt Bernhard. Nach einem Aufenthalt von wenigen Stunden binden sich beide mit Händen und Füßen zusammen und stürzen sich in den Eissee. In einem Briefe an ihre Eltern schreibt die Unglückliche, daß sie aus Furcht, entweder eine Ehebrecherin oder dem, den sie mehr liebt als ihr Leben, untreu zu werden, vorziehe, ihrem Leben ein Ende zu machen.

Vor kurzem noch lebten zwei zahlreiche und im gewissen Sinne patriarchalische Familien in der lustigen Stadt Ivrea Thür an Thür. Eines Tages mußte ein junger Mann, der zu einer dieser Familien gehörte, nach Turin sich begeben, um seine Studien zu vollenden. Als die Zeit seiner Abreise herangekommen war, bat er seine Mutter, ihm für die Abendmahlzeit eine gewisse Speise zu bereiten, die er gerne mochte. Er verbrachte den Abend damit, sich mit seinem Vater heiter zu unterhalten, verschwand indes, als die Nacht kam. Ein junges Mädchen der benachbarten Familie, mit welchem er durch eine alte Neigung verbunden war, bat ebenfalls die Mutter, ihm dieselbe Speise zu machen. Zum erstenmal zog es ein Kleid an, das es selbst genäht und seit Monaten für diesen Tag bestimmt hatte, und fragte die Mutter: „Findest Du nicht, daß ich einer Neuvermählten ähnlich sehe?" In derselben Nacht verschwand auch dieses. Beim Anbruch des Tages fanden die beiden von derselben Unruhe gequälten Väter einen Brief, in welchem der Student erklärte, den Tod der Trennung vorzuziehen. Beide eilten an den Fluß, ließen das Bett trocken legen und fanden auf dem Grunde desselben die Leichname der beiden jungen Leute, eng aneinander geschmiegt, das Antlitz verklärt durch ein ruhiges Lächeln, als habe der Tod sie im vollen Glück überrascht. Als die Mutter im Zimmer ihrer Tochter nachsuchte, fand sie dort eine Art Tagebuch, in welchem das arme Kind bekannte, daß es sich schon seit einem Jahr mit seinem traurigen Vorhaben beschäftigt und mit Freude an diesen Tag gedacht hatte.

Man wird die Physiologie dieser so allgemeinen Ursache des Selbstmordes leicht begreifen, wenn man sich erinnert, daß die Liebe die Wirkung einer Art Wahlverwandtschaft ist, welche die Gewohnheit noch verstärkt, infolge dessen die Moleküle des einen Organismus sozusagen einen Teil des andern Organismus bilden und eine Trennung nicht mehr ertragen.

Hierin muß man zunächst die Ursache des eigentümlichen Ritus suchen, daß sich die Witwen in Hindostan und Malabar mit ihren Gatten verbrennen, viel eher als in der religiösen Vorschrift, welche nur die Gewohnheiten heiligt, viel eher als in dem Absolutismus des Mannes.

Wir wissen ja auch in der That, daß die Engländer, als sie diesen barbarischen Gebrauch zu hindern versuchten, ihn selbst mit Hilfe des priesterlichen Einflusses nicht ausrotten konnten. Als der Lieutenant Earle und der Doktor Kreß sich Mühe gaben, eine dieser Witwen, welche lächelnd auf den Verbrennungsprozeß sich vorbereiteten, zu belehren und sie aufforderten, vorher erst einmal den Versuch zu machen, sich nur den Finger zu verbrennen, tauchte das junge Weib mit einer Miene der Verachtung ihren Finger in das Oel der heiligen Lampe, hielt ihn ins Feuer und antwortete, als sie sah, daß er brannte: „Sie mögen sagen, was Sie wollen, aber ich kann nur ihm und keinem andern angehören. Er allein ist es, den ich liebe. Nach ihm würde ich keinen mehr lieben können!" Sie schichtete darauf den Scheiterhaufen, bestieg ihn, bettete das leblose Haupt ihres Gatten an ihrer Brust und entzündete die Kohlen mit einem Zündschwamm. Einige Stunden später waren nur noch einige Aschenreste von ihr übrig, über welchen die Brahminen ihre Gebete murmelten.

Einen andern Beweis für die Wirksamkeit dieses Einflusses finden wir wieder, wenn wir ähnliche Gewohnheiten in Ländern blühen sehen, wo die Religion sie nicht befiehlt: In China zum Beispiel, wo die Witwen und Waisen sich unmittelbar mit ihren lieben Toten wieder zu vereinigen glauben, wenn sie sich öffentlich erhängen. Ebenso ist es in einigen wilden Ländern. In Neuseeland sucht das Weib aus dem Stamme der eroberungslustigen Hongi auf dieselbe Weise ein Wiedersehen mit ihrem Bruder, aber nicht mit ihrem Manne, der in der Schlacht getötet worden ist. Um sich mit diesem schneller im Lande der Seelen wieder zu vereinigen, ergreift es einen Degen, tötet mit eigener Hand sechzehn Gefangene, verwundet sich darauf mit einem Pistolenschuß und erdrosselt sich schließlich mit ihren eigenen Händen.

Es ist wahr, man könnte erwidern, daß dies alles sich in barbarischen Ländern ereignet und daß in unserem zivilisirten Europa die Witwen sich ganz anderen Flammen aussetzen als denjenigen des Scheiterhaufens für ihren Gatten. Aber ich erinnere hier daran, daß die Statistik uns in Italien selbst in den letzten Jahren ein Mißverhältnis in den Selbstmorden aus Liebe bei den Frauen aufweist, ein Mißverhältnis, welches den Unterschied von 20 zu 75 % erreichen kann.

Andererseits hat die alte Geschichte des »Non dolet« der Frau des Paetus und den Tod derjenigen des Poliorketes, des Emilius Scaurus, des Labeon und des Brutus unsterblich gemacht.

Wenn bei den Frauen die Zahl der Selbstmorde wegen Witwenschaft geringer ist als die entsprechende bei den Männern, so ist bei ihnen die Zahl der Selbstmorde aus getäuschter Liebe größer, und das bestätigt den oben geäußerten Gedanken, daß bei der Frau die Liebe vielleicht weniger andauernd, aber intensiver ist.

Man erkennt diese Einflüsse sehr wohl in den Ausdrücken, durch welche die Selbstmörder die Gedanken zu erkennen gaben, welche sie in dem verhängnisvollen Augenblick beherrschten. Brierre erwähnt ungefähr ein Dutzend Selbstmörder, die bei dem gemeinsamen Tode mit der geliebten Person den Wunsch äußerten, mit ihr begraben zu werden:

„O Du, wer Du auch seist, trenne nicht diejenigen, welche der Tod vereinigt hat. Das ist unser letzter Wunsch. Achte ihn und laß uns in demselben Grabe bei einander ruhen!“

Eine andere Selbstmörderin schrieb: „Ich habe Dein Bild mit meinen letzten Thränen bedeckt. Ich habe alles gethan, um ohne diese Neigung zu leben, so weit meine Kraft reichte, aber ohne Erfolg. Ohne denjenigen, den ich verloren habe, ist mir das Leben unerträglich.“

Die Moralisten und Theologen können darüber denken, was sie wollen. Aber in unserem Zeitalter des Geldes und der Agiotage füllen diese schmerzlichen Dramen, weit davon unsern Abscheu zu erregen, unsere Augen mit Thränen und das Herz mit einer tiefen Bewegung. Sie beweisen uns, daß wir auch jetzt noch starke, ideale, uneigennützige Leidenschaft kennen und für sie sterben.

P. D. Boborykin.

Die Aufgabe der russischen liberalen Belletristen der sechziger Jahre bestand hauptsächlich darin, die Traditionen ihrer Vorgänger aus den vierziger Jahren zu bewahren und die Richtung zu verfolgen, die ihnen von diesen vorgezeichnet worden war. Die meisten von ihnen waren Nachfolger Turgenjews, dessen Naturschilderungen und Analysen des Seelenzustandes seiner Heldinnen und Helden sie zur Nachahmung reizten. Sie glauben an den Triumph ihrer liberalen Grundsätze, hoffen auf die Zukunft und ihre Werke atmen eine gewisse Lebensfreudigkeit. Ihre Helden sind nicht mehr charakterlose und verzärtelte Rudins und Oblomows, sondern hochgebildete Leute, die sich durch weltmännischen Schliff und energische Thätigkeit hervorthun, die zwischen den extremen Richtungen hindurchzusteuern verstehen und die schließlich sowohl über die Zurückgebliebenen wie auch über die Vorwärtsstürmenden triumphiren.

Zu den talentvollsten und fruchtbarsten Schriftstellern dieser Epoche gehört unbedingt auch Pjotr Dimitrijewitsch Boborykin, der, am 3. (15.) August 1836 in Nishnij Nowgorod geboren, einer reichen, adeligen Familie entstammte und eine glänzende Erziehung erhielt. Schon frühzeitig lernte er fremde Sprachen und bekam Unterricht in der Musik; er zählte zu den besten Schülern des Gymnasiums, und zog schon damals durch seine schriftstellerische Begabung die Aufmerksamkeit der Lehrer auf sich, welche außergewöhnliche Leistungen von ihm erwarten zu müssen glaubten. Im Jahre 1853 bezog er die Universität Kasan, um sich zur juristischen Laufbahn vorzubereiten, aber die Naturwissenschaften zogen ihn vom Studium der Rechtswissenschaft ab und es war vorzugsweise die Chemie, der er sich zu widmen beschloß. Eine seiner ersten schriftstellerischen Leistungen war die Uebersetzung von Lehmanns Lehrbuch der Chemie. Dann ging er nach Dorpat, wo er fünf Jahre lang Medizin studirte, ein Lehrbuch der physiologischen Chemie schrieb und in Gemeinschaft mit Bart, Donders Lehrbuch der Physiologie übersetzte. Anstatt nun sein Doktorexamen zu machen, wandte er sich plötzlich der schönwissenschaftlichen Literatur zu, der er schon während seiner Studienjahre gehuldigt hatte. Von drei Dramen, die er damals bereits gedichtet, hatte das eine „Der Einhöfer“, welches 1860 in einer Zeitschrift erschienen war, gefallen und dieser Erfolg veranlaßte den vierundzwanzigjährigen Dichter die Medizin an den Nagel zu hängen, nach Petersburg zu gehen und sich dort gänzlich der Literatur zu widmen. Bald darauf machte Boborykin eine Erbschaft, mit der er nichts Besseres anzufangen wußte, als eine abgewirtschaftete Zeitschrift anzukaufen und fortzuführen. Da aber zu jener Zeit der »Ssowremennik« (Zeitgenosse) die ganze russische Journalistik beherrschte und sogar eine so festbegründete Zeitschrift wie die „Vaterländischen Annalen“ dessen Konkurrenz kaum ertragen konnte, so mühte sich Boborykin mit seiner „Lesebibliothek“ drei Jahre lang vergebens ab und mußte schließlich dennoch unterliegen. Der einzige Vorteil, den er aus diesem verunglückten Unternehmen zog, war die Veröffentlichung von zwei Romanen „Glückliche Reise“ und „Provinzielle Mächte“, die seinen schriftstellerischen Ruf befestigten. Sein ansehnliches Vermögen hatte er eingebüßt und noch große Schulden gemacht, die er während der folgenden zehn Jahre mit dem Erträgnis seiner Feder tilgen mußte. Erst nachdem er im Jahre 1873 den Nachlaß seines verstorbenen Vaters erbte, konnte er sich von seinen Schulden gänzlich befreien.

Die jahrelange Notwendigkeit viel und schnell zu schreiben, um existiren und Schulden tilgen zu können, wurde ihm schließlich zur Gewohnheit; die Anzahl und die Vielseitigkeit seiner literarischen Produktion setzte seine Zeitgenossen in Erstaunen. Er schrieb nicht nur bändereiche Romane, sondern auch dramatische Werke, Theaterkritiken, Zeitungskorrespondenzen und publizistische Artikel. Seine Leidenschaft fürs Theater veranlaßte ihn sogar als Lehrer der Deklamationskunst aufzutreten und ein Werk über die Schauspielkunst zu verfassen. Wenn man aber meint, Boborykin müsse wohl, weil er so viel produzirte, ein rechter Stubenhocker, ein an den Schreibtisch gefesselter Sklave sein, so irrt man sich, denn er konnte es nur selten mehr als ein paar Monate lang an einem Orte aushalten und einen großen Teil seines Lebens brachte er auf Reisen zu. Dieser Umstand und Boborykins lebhaftes Interesse für alles Neue, führte ihn schließlich ins feuilletonistische Fahrwasser und machte ihn zum Zeitungskorrespondenten.

Diese beiden Spezialitäten finden sich auch in seinen Werken ausgeprägt; er gehört daher nicht zu den Künstlern, die ihre Geistesprodukte reiflich überlegen und sorgfältig feilen, sondern er ist ein wahrer Feuilletonist, dem es hauptsächlich darum zu thun ist, so schnell als möglich und so viel als möglich zu produziren. Man findet daher in seinen Romanen sehr viele eingeschaltete Episoden, die den Gang der geschilderten Ereignisse nur unnütz hemmen und schließlich führt er häufig einen so urplötzlichen und unerwarteten Schluß herbei, daß man das Gefühl hat, er habe, nur um zu Ende zu kommen, eine willkürliche Lösung ersinnen müssen. Manche seiner Figuren sind photographisch-treue Nachbildungen lebender Persönlichkeiten, deren Namen genannt wurden, denen er aber Handlungen imputirte, die ihnen keineswegs zur Ehre gereichten und die daher Reklamationen veranlaßten.

Aber Boborykin hat einen Vorzug, den ihm keiner von seinen Kollegen streitig machen kann; er versteht es, die in der Gegenwart am meisten hervortretenden Ereignisse und Strömungen sofort zu erfassen und zu schildern. In jedem seiner Romane wird vorzugsweise dasjenige dargestellt, was die Gesellschaft momentan am meisten interessirt und daher kann man die Reihe seiner Dichtungen gleichsam als eine Chronik der Strömungen betrachten, die seit dem Ende der fünfziger Jahre bis zur Gegenwart die russische Gesellschaft bewegten.

Seine sämtlichen Geistesprodukte hier aufzuzählen, ist unmöglich, dazu würde ein umfangreiches Verzeichnis nötig sein. Zu seinen beliebtesten Romanen gehören „Das abendliche Opfer“, „Gediegene Tugenden“, „Die Rechtskundigen“, „Doktor Zibulka“, „Kitai-Gorod“, „Einer von den Neuen“ und „Wassili Tjorkin“.

Der zuletzt genannte, im Jahre 1892 erschienene Roman verdient das ihm von der russischen Kritik gespendete Lob. Als Charakteristikum der heutigen Generation wird von den neueren russischen Belletristen der praktische Sinn, der Unternehmungsgeist, bezeichnet. Wassili Tjorkin gehört dieser Generation an, aber der Verfasser stattete ihn auch mit edleren Eigenschaften aus: er hat Gemüt, ist gläubig und strebte nach Sittlichkeit. Der Roman schildert viele charakteristische Züge der russischen Gegenwart: die wirtschaftliche und geistige Gärung der Volksmassen, das Wucherwesen in den Dörfern, die Exploitation der Arbeiter, die Propaganda der Sektirer, die Willkür der Dorfobrigkeiten u. a. m. Man kann „Wassili Tjorkin“ vielleicht als das gelungenste von Boborykins Werken bezeichnen; jedenfalls ist es dasjenige, welches bei seinem Erscheinen das größte Aufsehen erregte. W. H.

Herausgeber: Joseph Kürschner in Eisenach; verantwortlicher Redakteur: Ludwig Thaden in Stuttgart.
Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

1895. Heft 2. Preis 50 Pfg. Vierteljährlich (6 Hefte) Preis 3 Mark.

1895

Aus fremden Zungen

Eine Halbmonatsschrift

Herausgegeben von

Joseph Kürschner

Stuttgart. Leipzig. Berlin. Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

„Die Epoche der Welt-
litteratur ist an der
Zeit und jeder muß
jetzt dazu wirken,
diese Epoche zu be-
schleunigen.“ Goethe.

Inhalt des zweiten Heftes.

Von Diesem und Jenem:

Madame Chrysanthème.

Von

Pierre Loti.

(Fortsetzung.)

V.

Seit drei Tagen ist es vollendete Thatsache.

Auf einer Art „Standesamt", da unten in einem auffallend bemalten Hause des neueren, internationalen Stadtviertels ist der Ehevertrag unterzeichnet und beglaubigt worden — mit merkwürdig großen Buchstaben wurde er in das Register eingetragen, und als Zeugen fungirten ein paar von jenen kleinen, spassigen Wesen, die man ehemals Samuraï nannte, so lange sie noch ihre japanischen Seidenroben trugen, die aber den Titel Polizeibeamte beanspruchen, seitdem sie enge Uniformröcke und russische Mützen tragen.

In der heißesten Stunde des Tages hat sich der feierliche Akt abgespielt.

Von seiten der Braut war Chrysanthème und ihre Mutter, von seiten des Bräutigams war — ich allein erschienen. Man sah uns wohl an, daß wir zum Abschluß eines etwas dunklen Vertrags zusammen gekommen waren, die beiden Frauen zitterten vor diesen niederen Beamten, die allerdings für sie das „Auge des Gesetzes" bedeuteten.

Mitten auf eine Seite des offiziellen Ehestandsregisters, das mit seinem Gekritzel wie der Foliant eines Hexenmeisters aussah, mußte ich französisch meinen Namen, Vornamen, Stand und Titel eintragen. Dann erhielt ich auf feinstem Reispapier die Erlaubnis von der Zivilbehörde der Insel Kiu-Siu, in einem Häuschen der Vorstadt Diu-dschen-dschi mit Fräulein Chrysanthème zusammen zu wohnen; für die ganze Dauer meines Aufenthalts stehe ich nun unter polizeilichem Schutz.

Am Abend ist es wieder recht nett in unserem Heim, wir feiern Hochzeit: Lampionzug, große Theegesellschaft, Musik — wie es sich gehört . . .

Wir fühlen uns beinahe schon wie alte Eheleute, langsam tritt die Gewohnheit in ihr Recht.

Chrysanthème füllt täglich die Bronzevasen mit frischen Blumen, verwendet große Sorgfalt auf ihre geschmackvolle Toilette, trägt kurze Halbstrümpfchen mit getrennter großer Zehe — und spielt den ganzen Tag auf einer langhalsigen Guitarre die melancholischsten Melodien . . .

VI.

Bei uns sieht es genau so aus, wie auf japanischen Bildern: Nichts als zahllose Fächer und Schirme, kleine, sonderbare Schemel, auf denen blumengeschmückte Vasen stehen — und im Hintergrund eine Altarnische mit einer großen, vergoldeten Buddhabüste, die aus einer Lotosblume herauszuwachsen scheint.

Das ganze Heim entspricht überhaupt genau den Plänen, die ich in meinen Japanträumen auf hoher See entworfen hatte: Auf einer Anhöhe gelegen, in einer ruhigen Vorstadt, inmitten frischgrüner Gärten, ganz aus Papier; man könnte es wie ein Kinderspielzeug Stück für Stück aus einander nehmen.

Scharen von Cikaden zirpen Tag und Nacht auf unserem alten Dache.

Von unserer Veranda sieht man auf Nagasaki wie aus der Vogelperspektive herab, auf all die Straßen und Dschunken und Tempel.

Zu manchen Stunden des Abends erstrahlt dies ganze Panorama wie das Dekorationsbild einer Feerie.

VII.

Diese kleine Chrysanthème . . . Jeder hat schon ihr Bild gesehen. Wer je die Porzellanmalereien oder die gestickten Seidenstoffe in unseren Verkaufsläden betrachtet hat, der kennt die hübsche, kunstvoll aufgebaute Frisur, die kleine Gestalt mit dem immer nach vorn gebeugten Oberkörper — um jeden Augenblick zu einer graziösen Verbeugung bereit zu sein — der kennt den Gürtel, der hinten in einen unförmlichen Tuff und Riesenschleifen endet, die langen, weiten, den halben Arm freilassenden Aermel an dem unten enger werdenden Kleide, dessen schräge Schleppe wie ein Eidechsenschwanz aussieht.

Ihr Gesicht allerdings ist der großen Welt weniger bekannt, weil es etwas ganz Besonderes ist.

Uebrigens ist jener Frauentypus, den die Japaner mit Vorliebe auf ihre Töpfchen malen, sehr selten in ihrer Heimat. Nur in den höheren Kreisen trifft man diese langen, bleichen, rosig angehauchten Gesichter mit fast zu schlankem Hals und der Storchenphysiognomie. Dieser aristokratische Typus, den ich z. B. an Fräulein Jasmin bemerkte, ist besonders in Nagasaki spärlich vertreten.

Bürgerstand und Volk sind von einer viel angenehmeren Häßlichkeit, die oft fast anziehend wirkt. Ueberall die ganz kleinen Augen, denen es schwer zu fallen scheint, offen zu bleiben; aber die Züge sind runder, frischer und lebendiger. Die Gesichter der Frauen erscheinen bis ins späte Alter unentwickelt, kindlich.

Und wie lachlustig, wie ausgelassen all die japanischen Püppchen sind! Eine vielleicht etwas absichtliche, studirte und manchmal unnatürlich klingende Fröhlichkeit, von der man sich aber doch gefangen nehmen läßt.

Chrysanthème freilich darf man dabei nicht mitrechnen — sie ist immer ernst. Was mag wohl in diesem kleinen Köpfchen vorgehen? Meine Kenntnis der Landessprache reicht noch nicht aus, um es erfahren zu können. Uebrigens möchte ich hundert gegen eins wetten, daß gar nichts darin vorgeht. Und wenn auch, mir wäre es ganz gleich!

Ich habe sie zu meiner Zerstreuung zu mir genommen, und es wäre mir viel lieber, sie hätte auch so harmlose, unbedeutende, ewig lachende Züge wie alle anderen.

VIII.

Wenn die Nacht hereinbricht, zünden wir zwei Hängelampen von geheiligter Form an, die dann bis zum nächsten Morgen vor unserem vergoldeten Götzenbild brennen.

Wir schlafen auf dem Boden, über dessen weiße Matten jeden Abend ein dünner Wollteppich gebreitet wird. Chrysanthèmes Kopfkissen ist ein kleines Gestell aus Mahagoniholz, in das der Nacken so genau hineinpaßt, daß an der umfangreichen Frisur, die nie gelöst werden darf — an den reizenden Haaren, die ich wohl kaum je offen sehen werde, nicht die geringste Verwirrung entstehen kann.

Ich habe nach chinesischer Sitte einen kleinen viereckigen Rahmen, der mit Schlangenhaut überspannt ist.

Wir ruhen unter einem großen Zelt aus blaugrüner Gaze, von der dunklen Farbe des Nachthimmels. Orangegelb bemalte Stäbe bilden die Stützen. In allen Häusern von Nagasaki hat man die gleichen Zelte, mit den gleichen traditionellen Farben. Mosquitos und Nachtfalter umschwärmen uns . . .

Beim Erzählen macht sich das alles recht hübsch, es liest sich auch ganz nett.

Aber daß es im Leben ebenso angenehm wäre, könnte man gerade nicht behaupten. Es fehlt etwas — was, könnte ich nicht einmal sagen — und das ist kläglich genug.

Früher, in anderen Ländern, auf jener reizenden Insel mitten im Weltmeer*), oder in den ausgestorbenen Vierteln Stambuls**), schien es mir immer, als könnten die Worte nicht annähernd das wiedergeben, was ich sagen wollte, und ich verzweifelte an der Möglichkeit, in einer der menschlichen Sprachen dem Zauber dieser Länder Ausdruck zu verleihen.

Hier ist es umgekehrt, hier sagen die Worte, selbst ganz richtig angewandt, immer noch zu viel und lassen allerlei Deutungen zu. Ich habe die Empfindung, daß ich mir selbst eine Komödie vorspiele, und noch dazu eine recht armselige und banale — und wenn ich den Versuch mache, meine Ehe ernst zu nehmen, dann taucht vor mir die grinsende Fratze des Herrn Kanguru auf, des würdigen Heiratsvermittlers, dem ich dies Glück verdanke.

IX.

12. Juli.

Yves besucht uns, so oft er frei ist, — abends gegen fünf Uhr, wenn sein Dienst es gestattet.

Er ist der einzige Europäer, der zu uns kommt. Mit Ausnahme einiger Höflichkeitsvisiten und Einladungen zu einer Tasse Thee, wie es unter Nachbarn Sitte ist, leben wir sehr zurückgezogen. Nur in der Nacht klettern wir die schmalen, steilen Gäßchen nach Nagasaki hinab — jeder mit einem brennenden Lampion — um in den Theatern, den Theehäusern oder in den schönen Läden Zerstreuung zu suchen.

Yves hat an meiner Frau Spaß wie an einem Spielzeug, und erklärt mir fortwährend, daß sie wirklich entzückend sei.

Ich finde sie dagegen gerade so unerträglich wie — den Lärm der Cikaden auf meinem Dache . . .

Und bin ich allein in meinem Heim, allein mit diesem kleinen Wesen, das auf der Guitarre klimpert, dann starre ich schweigend in die Nacht hinaus — und bin traurig, traurig bis zum Weinen . . .

X.

13. Juli.

Heute nacht, als wir unter dem Dache unseres Heims in Diu-dschen-dschi ruhten — unter diesem alten, dünnen, von hundertjähriger Sonnenglut ausgedörr-

*) „Mariage de Loti“.

**) „Azyiadé“.

ten Holzdache, das bei der geringsten Erschütterung wie das Fell einer Trommel vibrirt — also heute nacht gegen zwei Uhr, jagte plötzlich eine wahre wilde Jagd über unseren Köpfen dahin:

„Nidzumi! (Mäuse!)“ flüsterte Chrysanthème.

Und plötzlich fiel mir ein anderes Wort ein, aus einer ganz andern Sprache, und weit, weit von hier ausgesprochen: „Setchan!“ ein Wort, das ich ehemals wie alle derartigen Dinge gehört, als ich an der Seite einer jungen Geliebten ruhte. Die Umstände waren heute die gleichen wie damals, und da wie dort wurde unsere Nachtruhe gestört.

„Setchan ...“ In einer jener ersten Nächte in Eyub*), als uns noch ringsum Gefahr drohte, ließ uns ein Rascheln auf den Stufen der alten Holztreppe in Todesangst erbeben, bis jene kleine Türkin mir in ihrer bezaubernden Sprache beruhigend zugeflüstert hatte: „Setchan! (die Mäuse!)“

Bei der Erinnerung an jene Zeit überrieselte es mich kalt: es kam mir vor, wie wenn ich jetzt eben aus zehnjährigem Schlafe erwacht wäre. Mit einem an Haß grenzenden Gefühl betrachtete ich die Puppe an meiner Seite, ich fragte mich nach dem Zweck dieser Ehe und, erfaßt von Aerger und Selbstanklagen, erhob ich mich und kroch unter dem blauen Gazezelt hervor ...

Ich ging hinaus auf die Veranda — und blickte hinauf zu dem mit Sternen besäten, unergründlichen Himmel. Tief unten schlief Nagasaki ruhig und fest, im bleichen Mondlicht schwirrten Myriaden summender Insekten durch die Nachtluft.

Hinter mir sah ich unsern Hausgötzen, den vergoldeten Buddha, vor dem die Lämpchen brannten — er grinste mit jenem unerträglichen buddhistischen Lächeln; seine Gegenwart stört mich, seinetwegen liegt in der Luft, die mich hier umgibt, so etwas Fremdartiges, Unbegreifliches — vielleicht weil ich bisher noch nie unter der Obhut dieses Gottes geschlafen ...

Mitten in der tiefen Stille der Nacht suchte ich die quälenden Gedanken zu sammeln, die mich immer wieder nach Stambul zurückführten.

Ach, in diesem fernen Land, in dieser Umgebung ließ sich nicht vom goldnen Horn träumen ...

Dort, hinter jenen Gazeschleiern, schlief die Japanerin, ein blaues Nachtgewand umhüllte die in bizarrer Anmut hingestreckte Gestalt, der Nacken mit den schönen Haaren ruhte auf seinem Holzgestell. Die zarten, schönen Arme lagen bis zur Schulter frei.

Was kümmern dich die Mäuse auf dem Dache, dachte wohl Chrysanthème — natürlich, wie hätte sie ahnen können, was meine Seele bewegte. Wie ein kleines Schmeichelkätzchen schielte sie zu mir herüber, als wolle sie mich fragen, warum ich mich nicht niederlege — und ich kehrte an ihre Seite zurück ...

*) „Azyiadé“, zweiter Teil: „à Eyoub“.

XI.

14. Juli.

Heute ist der Tag des französischen Nationalfestes. Auf der Rhede von Nagasaki ist alles mit Flaggen geschmückt und die Geschütze feuern den Ehrensalut.

Ach, ich träume schon den ganzen Vormittag von dem vierzehnten Juli des vergangenen Jahres, den ich in tiefster Zurückgezogenheit in meinem Elternhause feierte, das an diesem Tage für alle Besucher verschlossen war. Ich hatte mich in eine von wildem Wein und Geißblatt dicht umsponnene Laube geflüchtet, und saß bis zur Dämmerung auf der Bank, die so oft in den Sommertagen meiner Kindheit den Knaben mit seinen Schulheften getragen hatte. Damals schweiften die Gedanken so gern von den Schularbeiten ab und in ferne Welten, in die Urwälder der Tropen, die meine Träume erfüllten ...

Und dort, in den Rissen und Spalten der alten Mauer, verbargen sich damals schwarze Spinnen, die den ganzen Tag lauernd die Nase herausstreckten, um die Mücken und vorüberkriechenden Tausendfüßler abzufangen. Damals war es mein größtes Vergnügen, diese Spinnen mit einem Grashalm oder Kirschenstiel sachte, ganz sachte zu kitzeln, bis sie aus ihrem Versteck herausfuhren, um sich auf die vermeintliche Beute zu stürzen — dann zog ich geschwind die Hand zurück — die Tiere flößten mir Ekel ein.

Eben an jenem vierzehnten Juli des vergangenen Jahres hatte ich dieselben Spinnen wieder gefunden — oder vielmehr die Enkelkinder der Alten — sie hausten in den gleichen Rissen und Spalten. Spinnen und Grashalme hatten tausend schlummernde Erinnerungen erweckt, Erinnerungen, die all die Jahre hindurch, wie die alte Mauer unter den dichten Epheuranken, geschlummert hatten ...

Ich merke, daß die Jugend- und Spinnenepisode recht schlecht zur Geschichte Chrysanthèmes paßt — aber so abgeschmackte Unterbrechungen findet man hier zu Lande ganz natürlich; sie drängen sich störend in die Gespräche, in die Musik, ja selbst in die Malerei — ein Landschaftsmaler würde wenigstens ohne alle Skrupel mitten in den klarblauen Himmel, der sich über Berg und Thal wölbt, einen Kreis, ein Viereck oder sonst einen Rahmen zeichnen, und dann etwa einen Bonzen mit dem Fächer oder eine Dame mit der Theetasse hineinpinseln — jedenfalls irgend etwas, was zu dem Motiv seines Bildes ganz und gar nicht paßt. Der Japaner liebt es eben, ohne den geringsten Grund vom Thema abzuschweifen.

Je mehr ich mich in Träumen verliere, um so deutlicher empfinde ich den Unterschied zwischen dem vierzehnten Juli des vergangenen Jahres und dem heutigen. Damals die tiefe Stille, die Ruhe des Elternhauses, das jene trauten Erinnerungen an meine Kind-

heit in mir weckte und heute — heute ziehen uns in der brennenden Sonnenglut der ersten Nachmittagsstunden drei flinke Dschins im Galopp durch die Straßen von Nagasaki, Yves, Chrysanthème und mich, bis ans andere Ende der Stadt, um uns dort am Fuße einer Riesentreppe abzusetzen, die steil an der Bergwand emporsteigt.

Die Treppe, die zu dem berühmten Osuevatempel hinaufführt, ist aus mächtigen Granitquadern aufgetürmt und für ein ganzes Armeecorps breit genug. In ihrer gigantischen Größe und Einfachheit erinnert sie an die Bauten von Ninive oder Babylon, und sticht dadurch um so mehr von dem Spielwarenstil der anderen japanischen Gebäude ab.

Wir klettern und klettern. Chrysanthème wankt mit allen Zeichen der Ermüdung hinter uns her und schützt sich mit ihrem Sonnenschirm — rosenrote Schmetterlinge auf schwarzem Grund — gegen die sengenden Strahlen. Auf halber Höhe durchschreiten wir die heiligen Säulenhallen, die gleichfalls aus Granitblöcken roh und kunstlos errichtet sind, und trotzdem zu den imposantesten Bauwerken des Landes zählen. Man fragt sich erstaunt, ob einheimischer Geist dies erdacht habe — es ist so wenig japanisch.

Wir klettern immer höher. Um diese Stunde ist auf der ganzen Treppe kein Mensch außer uns dreien zu entdecken, und von den grauen Granitstufen heben sich nur die leuchtenden Farben der rosenroten Schmetterlinge auf Chrysanthèmes Sonnenschirm ab.

Nun durchschreiten wir den ersten Hof des Heiligtums, der mit zwei weißen Porzellantürmchen, Bronzelampen und Tiergestalten aus kostbaren Steinen geschmückt ist. Dann wenden wir uns, ohne das Allerheiligste zu betreten, nach links und betreten einen, in Terrassen dem Berg abgerungenen, schattigen Garten, in dem das „Donko-Tschaya" liegt — das Theehaus „Zu den quakenden Fröschen".

Dahin wollte uns Chrysanthème führen. Wir nehmen an einem Tischchen Platz, über das ein schwarzes Zeltdach mit weißen Verzierungen — der reine Trauerbaldachin — gespannt ist, und lassen uns von zwei lustigen, gewandten Musmes bedienen.

Ich kenne kaum ein reizenderes Wort in der Sprache des Inselreiches als dieses „Musme", mit dem der Japaner junge Mädchen und jung vermählte Frauen anredet.

Man könnte glauben, ein japanischer Watteau habe den Plan zu Donko-Tschaya, dem Theehaus „Zu den quakenden Fröschen", entworfen — alles ist trotz der ländlichen Einfachheit von einer steifen Geziertheit.

Ueber unseren Sitzen wölben sich die schattigen Kronen dichtbelaubter, hoher Bäume — und dort drüben in jenem kleinen Teiche hausen ein paar Frösche, denen das Theehaus seinen anziehenden Namen verdankt.

Glückliche Frösche, die auf den zartesten Gräsern und dem sammetweichen Moos auf und ab spazieren, das die niedlichen, mit blühenden Sträuchern bepflanzten, künstlichen Inselchen inmitten des Teiches überzieht.

Von Zeit zu Zeit beendigt einer der Herren Frösche seine tiefsinnigen Reflexionen mit einem lauten „Quak!" und gibt mir dadurch Gelegenheit festzustellen, daß das Organ der japanischen Frösche viel rauher und tiefer klingt als das unserer heimatlichen Sumpfbewohner.

Unter dem Zelte dieses Theehauses sitzt man wie auf einem weit vorspringenden Balkon: Tief unten sieht man die alte Stadt und, weiter hinaus, die in frisches Grün eingebetteten Vorstädte. Um uns, unter uns, über uns, überall hängen und schweben reizende Baumgruppen, die im herrlichsten Blätterschmuck prangen. Auf der Sohle des Thales aber, gerade zu unseren Füßen, liegt, halb versteckt, zwischen den hochragenden Bergen die Rhede, auf deren dunkler, spiegelglatter Flut die heute über und über mit Flaggen und Wimpeln geschmückten Dampfer und Dschunken so klein wie Kinderspielzeug erscheinen. Von dem satten Grün der Umgebung heben sich leuchtend die tausenderlei bunten Wimpel ab — zu Ehren des fernen Frankreichs haben alle Nationen ihre Flaggenembleme aufgezogen. In dem Farbengewirr ist am stärksten das weiße Banner mit der violetten Rosette in der Mitte vertreten, das Wappen des „Reiches der aufgehenden Sonne".

Außer drei oder vier Musmes, die sich im Garten mit Bogenschießen vergnügen, sind wir heute die einzigen Besucher des Theehauses; alles ist hier ruhig, selbst die Wälder und Berge rings umher.

Chrysanthème ist mit ihrer Cigarrette und dem Täßchen Thee zu Ende, und möchte nun auch am Bogenschießen teilnehmen, das noch immer von der jungen Welt nicht nur als muskelstärkendes, sondern auch sehr vornehmes Vergnügen betrachtet wird. Ein gutmütiger Alter, der Wächter des Schießplatzes, wählt für sie seine besten, rot und weiß befiederten Pfeile aus, und Chrysanthème beginnt mit ernster Miene zu zielen. Als Scheibe dient ein Kreis, der mitten auf ein scheußliches Drachenbild gemalt ist.

Chrysanthème ist geschickt, das sieht man. Wir bewundern zu ihrer großen Freude ihre Gewandtheit.

Nun möchte sich auch Yves, der im allgemeinen zu solchen Dingen eine recht geschickte Hand hat, versuchen, aber es will ihm nicht glücken und da ist es zu reizend, wie sie unter tausend Knixchen und Mätzchen versucht, mit ihren kleinen zarten Fingern den schwieligen Matrosenfäusten die richtige Lage an Bogen und Sehne zu geben. Niemals schienen sie

mir so gut zusammen zu passen, Yves und mein Püppchen; ja sie passen so gut zusammen, daß es mich beunruhigen könnte, wenn ich nicht meines Bruders so sicher und — es mir nicht absolut gleichgiltig wäre.

Die tiefe Stille des Gartens, die schweigende Ruhe der Berge, wird plötzlich durch ein Geräusch unterbrochen, das uns zusammenschrecken läßt. Ein einziger überlauter, dröhnender Ton klingt aus der Tiefe zu uns herauf und zittert noch lange in den Lüften nach. Und jetzt ein zweiter, noch lauter und betäubender: Bum! Die frische Brise, die vom Meere aufsteigt, trägt ihn zu uns herüber.

„Nippon Kané!“ erklärt uns Chrysanthème, und greift ruhig wieder nach ihren bunt befiederten Pfeilen.

Nippon Kané! Die japanische Riesenglocke, die in einem Heiligtum, tief unter uns in einer der Vorstädte, läutet. Einen guten Klang hat sie, diese Riesenglocke, das muß ich gestehen! Schon längst ist ihr Läuten verklungen und noch immer geht es wie ein leises Zittern und Beben durch die Blätter der Bäume, die zarten Halme und die schwüle Luft.

Chrysanthème erscheint mir wirklich reizend, wenn sie sich beim Schießen graziös zurückbeugt, um den Bogen besser spannen zu können. Dann fallen die weiten, offenen Aermel bis zu den Schultern zurück und zeigen schön geformte Arme, die im Glanz wie in der zarten Farbe der Haut an Ambra erinnern.

Mit einem leichten Rauschen, gleich dem Flügelschlag eines Vogels, hört man jeden Pfeil dahinsausen — dann ein kurzes, hartes Aufschlagen — und jeder Schuß trifft das Ziel ...

Beim Einbruch der Nacht bringen wir Chrysanthème nach Diu-dschen-dschi zurück und kehren dann, quer durch das europäische Viertel, an den Hafen zurück, um an Bord die Wache bis zum andern Tage zu übernehmen.

In dem nach Absinth riechenden, von Angehörigen aller Nationen bewohnten Stadtteil ist alles beflaggt, und Feuerwerk und Schwärmer werden zu Ehren Frankreichs abgebrannt. In langen Wagenreihen fahren an uns die Matrosen von der „Triomphante“ vorüber, die sich johlend und mit den Fächern grüßend von den flinken Dschins herumschieben lassen.

Aus jedem Hause erklingt die schlichte Melodie unserer Marseillaise — selbst die englischen Matrosen singen sie mit rauher Kehle so langsam und feierlich wie ihr „God save“.

In den amerikanischen Trinkstuben spielt man sie gar mit schauderhaften Variationen und in endlosen Wiederholungen auf Drehklavieren, um unsere Leute heranzulocken ...

Ach, da fällt mir noch eine drollige Scene ein, die sich an diesem Abend abspielte. Auf dem Rückweg waren wir in eine Gasse geraten, die von einer Menge Dämchen zweifelhaften Rufes bewohnt wird. Ich sehe noch den großen Yves vor mir, wie er sich einer Schar dieser kleinen Musmes, Dirnen von höchstens zwölf bis fünfzehn Jahren, erwehrte, die, obwohl halb so groß als er, ihn am Rockzipfel und an den Händen faßten, um ihn — zu verführen... Er aber machte sich los und sagte: „Nein! So etwas! Das wäre noch schöner!“ und war außer sich vor Entrüstung über die freche Lüsternheit dieser Kinder.

XII.

18. Juli.

Vier von meinen Kameraden sind jetzt gleich mir verheiratet; sie wohnen in demselben Viertel wie wir, nur etwas höher den Berg hinauf. Solche Heiraten werden als etwas Selbstverständliches betrachtet. Herr Kanguru vermittelt die Sache ohne jede Gefahr, ohne Schwierigkeiten, ohne Heimlichkeiten.

Natürlich statten sich unsere Frauen gegenseitig Besuche ab.

Da wäre zuerst Frau Glockenblume zu nennen, unsere Nachbarin mit dem stereotypen Lächeln, die mit dem kleinen Karl N*** verheiratet ist; dann Frau Narzisse, die womöglich noch mehr lacht als Frau Glockenblume und große Aehnlichkeit mit einem jungen Vögelchen besitzt. Sie ist die niedlichste der ganzen Gesellschaft, und mit einem blonden Nordländer vermählt, der sie vergöttert: sie sind die Verliebtesten unter uns und unzertrennlich, die einzigen, die mit Thränen an den einstigen Abschied denken. Dann Siku-San und der Doktor Y*** Und endlich der Seekadett Z*** mit seiner Puppe, Frau Tuki-San, die kaum drei Spann hoch, höchstens dreizehn Jahre alt, aber doch schon voll entwickelt ist, sich furchtbar wichtig macht und wie eine alte Base klatscht.

In meiner Jugend durfte ich hin und wieder ins Affentheater. Dort spielte eine Frau von Pompadour die Hauptrolle, eine Meerkatze mit einem großen Federbusch — diese Tuki-San erinnert mich lebhaft daran.

Am Abend trifft sich alles bei uns zum gemeinschaftlichen Spaziergang, den wir mit Laternen bewaffnet in einer langen Reihe anzutreten pflegen. Meine Frau, die wohl einer etwas höheren Gesellschaftsklasse angehört als die anderen, versucht die Hausfrau zu spielen und empfängt die Freunde mit ernster, vornehm sein sollender Miene. Mir dagegen macht es Vergnügen, die schlecht zusammenpassenden Eintagspärchen bei ihrem Eintritt zu mustern, besonders die Dämchen mit ihren Knixen wie Gliederpuppen, die sich „in drei Tempis“ vor Chrysanthème, der Königin des Hauses, niederwerfen.

Sobald alle beisammen sind, brechen wir auf und dann geht es, untergefaßt, im Gänsemarsch vor-

wärts. Da jeder eine kleine weiße oder rote Laterne auf einem Bambusstäbchen trägt, muß sich der Zug ganz hübsch ausnehmen ...

Um in das alte, japanische Nagasaki zu kommen, müssen wir einen halsbrecherischen Geißpfad, der sich Straße nennt, hinab klettern — ach! und jede Nacht wieder hinaufklimmen, hinauf all die vielen steilen Stufen und glatten Abhänge, über all die Steine, an die jetzt der Fuß stößt, ehe man wieder zu Hause ist und zu Bett gehen kann. In tiefer Finsternis wandert man abwärts, unter überhängenden Zweigen, zwischen dunklen Gärten oder alten Häuschen, aus denen ein paar spärliche Lichtstrahlen auf den Weg fallen. Die Laternen sind sehr nötig, wenn der Mond nicht scheint oder von Wolken beschattet ist.

Endlich ist man unten und auch sogleich im Herz von Nagasaki, in einer langen, hell erleuchteten Straße, die von Menschen wimmelt. Schreiend sausen die flinken Dschins dahin und im Winde schaukeln Tausende bunter Papierlaternen. Um uns, die aus der stillen Vorstadt kommen, tobt plötzlich der Lärm einer Großstadt.

Hier müssen wir uns, Anstands halber, von den Frauen trennen. Alle fünf fassen sich bei den Händen, wie kleine Mädchen auf dem Spaziergang, und wir schlendern mit blasirten Mienen hinterdrein. So, von rückwärts betrachtet, sind unsere Püppchen ganz niedlich, mit ihren kunstvoll frisirten Chignons und den kokett eingesteckten Haarpfeilen. Schlürfenden Schrittes trippeln sie in ihren Holzpantoffeln dahin — als elegante Damen natürlich mit einwärts gekehrten Fußspitzen. Jede Minute brechen sie in helles Gelächter aus.

Ja, von rückwärts gesehen, sind sie niedlich — sie haben wie alle Japanerinnen einen reizenden Nacken, und sehen in Reih und Glied zu drollig aus. Wir nennen sie unter uns „unsere dressirten Schoßhündchen“, und nicht ohne Grund, sie erinnern in ihrem Wesen an jene klugen Tierchen.

Nagasaki ist von einem Ende zum andern ganz gleich — überall brennen Petroleumlampen, baumeln bunte Papierlaternen, jagen gewandte Dschins dahin. Ueberall die gleichen engen Straßen, mit den niederen Holz- oder Papierhäuschen, überall dieselben offenen Läden ohne Fensterscheiben, alle gleich einfach und primitiv, einerlei, ob darin die feinsten Goldbronzen, die wunderbarsten Porzellangefäße oder alte Kochtöpfe, geräucherte Fische oder sonstiger Plunder feilgeboten werden.

Und jeder Verkäufer sitzt inmitten seiner kostbaren oder gewöhnlichen Waren am Boden, mit bis zu den Hüften nackten Beinen — man sieht beinahe alles, was wir so sorgsam verbergen — dafür ist der Oberkörper züchtig bekleidet ... Und jeder betreibt sein Handwerk vor allen Leuten ganz öffentlich; man muß bei manchem Künstler die Ruhe bewundern, mit der er die schwierigsten Arbeiten mit verblüffender Geschicklichkeit und fast ohne besondere Hilfsmittel ausführt.

Geradezu blendend ist die Art der Schaustellung der reizenden Nippsachen auf den Straßen und in den Bazaren!

Pferde sieht man niemals in der Stadt, auch keine Fuhrwerke, alle Welt geht zu Fuß oder läßt sich von den Dschins in den kleinen Wagen fahren. Hie und da sieht man einen Europäer, der sich vom Hafen hierher verirrt hat — auch einige, glücklicherweise nur wenige Japaner, in abendländischer Kleidung; die anderen begnügen sich damit, zu der nationalen Kutte einen melonenförmigen Hut zu tragen, unter dem die glatten Haarsträhne hervorstehen.

Ueberall Eile, Geschäftigkeit, Handel, Nippsachen — und Gelächter ...

Unsere Musmes machen jeden Abend in den Bazaren ihre Einkäufe; wie verwöhnte Kinder möchten sie gern von allem kaufen, Spielzeug, Haarnadeln, Gürtel, Blumen. Dann beschenken sie sich gegenseitig unter fröhlichem Lachen. Frau Glockenblume wählt zum Beispiel für Chrysanthème eine sinnreich konstruirte Lampe, bei der, durch einen unsichtbaren Mechanismus in Bewegung gesetzt, chinesische Schattenbilder sich in endlosem Reigen um die Flamme drehen. Chrysanthème beschenkt dafür Glockenblume mit einem Zauberfächer, dessen Malerei nach Belieben entweder Schmetterlinge zeigt, die blühende Kirschenzweige umgaukeln, oder Gespenster, die sich zwischen dunklen Wolken jagen.

Tuki bietet Siku eine Figur aus Pappe an, die den Dai-Kok, den Gott des Reichtums parodirt; Siku rächt sich mit einer Glastrompete, mit der man wie ein Truthahn glucksen kann — jedenfalls suchen sie stets etwas ganz Bizarres aus, stets Dinge, die irgend eine Ueberraschung in sich bergen, und von Köpfen erdacht zu sein scheinen, die genau die entgegengesetzten Ansichten und Absichten haben wie wir ...

In den feineren Theehäusern, die wir regelmäßig zuletzt besuchen, begrüßen uns die kleinen Aufwärterinnen jetzt schon mit dem gleichen Respekt wie die reichsten Kavaliere von Nagasaki. Da plaudert man, beginnt einen Satz, bricht ihn ab oder verliert den Faden des Gespräches — spricht über tausend Dinge in einer fremden Sprache — und sitzt dabei in einem von bunten Laternen beleuchteten Gärtchen, in dem sich kleine von Goldfischen belebte Teiche befinden, mit Brücken, kleinen Inselchen und künstlichen Ruinen. Wir nehmen Thee, weiße oder rote Bonbons mit Pfeffer, deren Geschmack uns ganz fremd ist, merk-

würdige, parfümirte oder nach Blumen duftende Mischungen, die unserem Fruchteis ähnlich sind.

Um einen solchen Abend ganz getreu zu schildern, müßte man sich einer geschraubteren Sprache bedienen, als es die unsrige ist, und dazu noch ein besonderes, graphisches Zeichen erfinden, das da und dort zwischen die Worte gestreut, dem Leser je einen Lachanfall unserer kleinen Frauen anzeigte — manchmal klingt dies Lachen etwas gezwungen, aber trotzdem frisch und anmutig . . .

Und zum Schluß eines solchen Abends heißt es dann, heimwärts klettern . . .

O, diese — Straße, dieser Bergpfad, den man jede Nacht, beim Licht der Sterne oder bei gewitterdrohendem Himmel, hinaufwandern muß, mit der einen Hand seine todmüde Musme nachschleppend, in der andern die Laterne tragend — um endlich sein luftiges Nest auf dem Berge zu erreichen, und sich auf den weichen Matten zum Schlummer legen zu können . . .

XIII.

Der klügste von uns war ohne Zweifel Louis von S * * *. Da er bei einem früheren Aufenthalt in Japan bereits einmal „verheiratet" gewesen, begnügte er sich jetzt damit, bei uns vieren — Hausfreund zu sein. Unsere Frauen gaben ihm den Namen „Komodachi-taksan-takaï", der lange Freund — er ist nämlich ganz außergewöhnlich groß und schlank.

Da er viel besser als wir die japanische Sprache beherrscht, so benützen sie ihn stets als Vertrauten, und er hat es dadurch in der Hand, unseren häuslichen Frieden zu stören oder wieder herzustellen; er amüsirt sich auf unsere Kosten.

Unser langer Freund genießt so alle Annehmlichkeiten, die unsere kleinen Frauen bieten können — die Sorgen und Lasten läßt er uns tragen.

Rechne ich noch Yves und die kleine Oyuki, das Töchterchen unserer Hauswirtin, hinzu, so ist das Bild unserer zusammengewürfelten „Familie" fertig.

XIV.

Sato-san (Herr Zucker), mein Hauswirt, und Ume-san (Frau Pflaume), seine Ehehälfte — zwei unbeschreiblich komische Figuren, die dem erstbesten Wandschirm entstiegen zu sein scheinen, wohnen unter uns im Erdgeschoß. Sie sind viel zu alt für ein Töchterchen von fünfzehn Jahren wie Oyuki, die intimste Freundin meiner Chrysanthème.

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend knieen die guten Alten in tiefer Andacht vor ihren Shinto-Götzenbildern*) und murmeln endlose Fürbitten, die von Zeit zu Zeit von einem Händeklatschen begleitet werden, das jene Geister beschwören soll, die den langweiligen Gebeten zu wenig Beachtung schenken und neckend die Andächtigen umgaukeln.

In ihren freien Minuten widmen sich die beiden Alten der Zucht von Zwergbäumchen mit seltsamen, süßduftenden Blumen, die sie in buntbepinselten Steinguttöpfen ziehen.

Herr Zucker ist immer schweigsam, lebt so zurückgezogen als möglich, und sieht in seiner blauen Baumwollkutte vertrocknet wie eine Mumie aus. Häufig treffe ich ihn beim Schreiben — wohl seine Memoiren! Er malt dann mit steifen Fingern allerlei Zeichen auf lange Streifen aus grauem Reispapier.

Frau Pflaume, geschäftig, unterwürfig, habsüchtig, markirt mit den glattrasirten Augenbrauen und den schwarzlackirten Zähnen, die „Dame von Stand".*) Keine Stunde vergeht, ohne daß ich ihren Kopf über der obersten Treppenstufe auftauchen sehe — dann erkundigt sie sich, natürlich auf allen vieren liegend, nach unseren Wünschen.

Oyuki endlich überrascht uns zehnmal am Tage, und stets zu ungelegener Zeit, mit ihrem Besuch — bald wenn wir ein Schlummerstündchen halten wollen, bald mitten bei der Toilette. Sie ist die Verkörperung lieblichster, sorglos heiterer Jugend — alles ist rund und zierlich an dem Lachtäubchen, das noch halb Kind halb junge Dame ist — ein herziger Backfisch, der mich jeden Augenblick und ohne allen Grund umarmt und küßt, mit weichen, frischroten, vollen Lippen küßt . . .

XV.

Unsere Wohnung bleibt Tag und Nacht offen, kein Wunder, daß wir von allerlei Getier umschwirrt werden, das die Lämpchen vor dem goldglänzenden Buddhabild aus den Gärten herbeilocken: Nachtfalter, Mosquitos, Cikaden und andere, seltenere Insekten, deren Namen mir nicht geläufig sind — die ganze fliegende Nachtwelt gibt sich bei uns ein Stelldichein.

Stolzirt dann aber einer dieser ungebetenen Gäste, eine Heuschrecke oder ein Käfer, frech auf unseren Teppichen herum, dann macht mich Chrysanthème durch ein einfaches „Huh!" darauf aufmerksam, und eine Handbewegung zeigt mir den Eindringling. Sie selbst aber wendet entsetzt das Köpfchen ab und verzieht das Mäulchen.

Wir haben einen besonderen Fächer, um das Ungeziefer wieder an die Luft zu setzen.

XVI.

Ich sehe immer mehr selbst ein, daß der Leser diese Geschichte doch etwas zu weit ausgesponnen finden muß.

*) Der Shintokultus ist älter als der Buddhismus, und zählt besonders unter dem niederen Volk noch viele Anhänger.

*) Das „Schwärzen" der Zähne scheint nach den Berichten deutscher Japanschilderer das Symbol der dauernden Verbindung mit einem Manne zu sein, im Gegensatz zu dem ebenso häufigen Konkubinat.

Es fehlt an Verwicklungen und tragischen Konflikten — o, könnte ich dafür nur eine Spur von dem süßen Duft der Blüten, die mich umgeben, der wohligen Glut der Sonne, die mich durchwärmt, von dem kühlen Schatten der himmlischen Wälder, auf das Papier bannen. Und an Stelle der mangelnden Liebesabenteuer möchte ich die behagliche Ruhe dieses versteckten Vorstadtwinkels schildern — dazu die Töne von Chrysanthèmes Guitarre erklingen lassen, der ich, in Ermanglung eines Besseren an den stillen, schönen Sommerabenden nach und nach Geschmack abgewonnen habe . . .

Der Julivollmond hatte uns eine Reihe von ruhigen, klaren, sternhellen Nächten gebracht, in denen Baum und Strauch von mildem, magischem Mondlicht umflossen, bläuliche Schatten warfen . . .

Und wie märchenhaft war der Ausblick von unserer Veranda hinab auf die schlafende Stadt . . .

Mein Gott, im ganzen genommen, ist meine kleine Chrysanthème doch nicht gar so unangenehm. Schließlich wird, wenn nicht etwa auf einer oder der andern Seite eine starke Abneigung sich bemerklich macht, die Gewohnheit doch noch ein recht festes Band zwischen uns knüpfen . . .

XVII.

Unaufhörlich durchtönt die weiten Ebenen Japans das Mark und Bein durchdringende, endlose Zirpen der Cikaden. Von überall und zu allen Tageszeiten klingt es zu uns herüber, in der schwülen Mittagsglut, wie in den erfrischenden Stunden der Nacht. Als wir mitten im Hafen vor Anker gingen, begrüßte es uns von beiden Ufern, von den grünen Abhängen der Berge. Durch seine Unermüdlichkeit doppelt quälend, gibt es gewissermaßen den Grundton an, auf den das eigenartige Leben und Treiben dieses Landes abgestimmt ist. Man könnte es für die Stimme des Sommers halten, oder für einen unbewußten, einförmigen Festgesang, der sich manchmal zu einer gewaltigen Hymne auf die Freuden des Lebens zu erheben scheint. Für meine Begriffe ist es das für dieses Land charakteristischste Geräusch — nächst ihm dann das Schreien der Falken, das uns ebenfalls schon vor der Landung begrüßt hatte. Hoch über den Thälern und den tiefen Buchten schweben diese Vögel und lassen von Zeit zu Zeit jenes schauerliche „Han, han, han!“ erschallen, als wollten sie tiefstem Kummer Ausdruck geben.

Und in den Bergen hallt ihr Geschrei wider . . .

XVIII.

Yves, Chrysanthème und die kleine Oyuki haben so innige Freundschaft geschlossen, daß ich meine Freude daran habe — ich glaube, von meiner ganzen Häuslichkeit ist diese Vertraulichkeit das Amüsanteste. Dabei sind sie unter einander so sehr verschieden, daß sich täglich unbezahlbar komische Zwischenfälle ereignen.

Er, mit seiner matrosenhaften Ungenirtheit und seinem bretonischen Accent, an Seite dieser formgewandten Musmes — das ganze in einem leichten Papierhäuschen! Der gute, große Junge mit seiner knappen, schwerfälligen Redeweise, zwischen zwei kleinen Mädchen, die wie Vögel zwitschern, ihre Scherze mit ihm treiben, ihn mit Stäbchen essen lehren, oder wie die japanischen Kinder „Vogel flieg!“ spielen, die ihn bemogeln, sich mit ihm streiten und ihn hinterher weidlich auslachen!

Daß sich Chrysanthème und Yves sehr gut leiden mögen, weiß ich wohl — aber ich vertraue ihm so unbedingt, daß mir ein ernstliches Zerwürfnis um diese „Zufallsgemahlin“ zwischen dem „Bruder“*) und mir undenkbar erscheint.

XIX.

Meine japanische Familie ist ebenso zahlreich wie besuchslustig — die Offiziere von Bord, die mich hier oben besuchen, besonders der Komodachi-taksantakai, der lange Freund, amüsiren sich jedesmal darüber.

Da ist zuerst eine reizende Schwiegermama — „Dame“ vom Scheitel bis zur Sohle — dann niedliche Schwägerinnen, hübsche Bäschen und etliche jugendliche Tanten.

Ich habe sogar einen entfernten, armen Vetter, der Dschin ist. Man zögerte zuerst lange, ihn mir vorzustellen — als es endlich so weit kam, konnten wir beide bei der gegenseitigen Vorstellung ein Lächeln nicht unterdrücken: Es war Nummer 415!

Ueber diesen armen Fiaker 415 machen sich meine Kameraden immerfort lustig, besonders einer, der am allerwenigsten das Recht dazu hätte, der kleine Karl N * * *, dessen Schwiegermutter Beschließerin oder wohl gar nur Pagodenhüterin ist.

Ich schätze dafür aber meinen Verwandten, seiner Behendigkeit und Ausdauer wegen, um so höher. Er hat unbedingt die flinksten Beine in Nagasaki, und ich lasse ihn mir stets durch Frau Pflaume von seinem Halteplatz holen, wenn es eine eilige Fahrt gilt.

XX.

Ich kam heute in brennender Sonnenglut ganz unvermutet nach Diu-dschen-dschi. Am Fuß der Treppe lagen Chrysanthèmes Holzschuhe und die Sandalen aus Lackleder unordentlich umher.

Oben, in unserer Wohnung, stand alles offen, nur auf der Sonnenseite waren die Bambusjalousien

*) Loti hat diesem Matrosen, Yves Kermadec, in seinem, Alphonse Daudet gewidmeten Roman „Mon frère Yves“ ein Denkmal gesetzt.

herabgelassen; ihre dünnen Stäbe konnten der Mittagsglut und den blendenden Sonnenstrahlen den Eintritt nicht wehren.

Chrysanthème hatte die Bronzevasen mit großen Sträußen rosenroter Lotusblüten geschmückt, die mir sofort in die Augen fielen.

Sie selbst hielt, auf dem Boden lang ausgestreckt, ihr gewohntes Schlummerstündchen.

Chrysanthème weiß den Blumensträußen täglich eine andere und immer originelle Form zu geben — das „Wie" ließe sich schwer beschreiben — eine echt japanische Duftigkeit bei aller Künstelei; jedenfalls aber ist es so, wie wir es nicht zu stande brächten.

Sie schlief mit dem Antlitz zu Erde, die hohe Frisur mit den Schildpattnadeln ragte wie ein Höcker über den ruhenden Körper hervor. Die kleine Schleppe ihres Kleides ließ ihre schlanke Gestalt noch größer erscheinen, die weit ausgestreckten Arme und die offenen Aermel lagen wie Flügel zu beiden Seiten und dicht dabei ruhte ihre Guitarre.

Wie eine tote Fee lag sie da. Oder man konnte sie für eine der großen, bläulichen Libellen halten, die jemand mit ausgebreiteten Flügeln am Boden festgenagelt hatte.

Frau Pflaume, die in gewohnter Pflichttreue eilig hinter mir hergelaufen kam, gab durch Gesten ihrer Entrüstung über die Nachlässigkeit Chrysanthèmes Ausdruck, die ihren Herrn und Gebieter schlafend empfing — eiligst wollte sie die Schlummernde wecken.

„Bitte, lassen Sie es, beste Frau Pflaume, sie gefällt mir so viel besser!"

Ich hatte unten meine Stiefel ausgezogen und durchschritt nun auf den Fußspitzen, leise, ganz leise, das Gemach, um mich auf den Balkon zu setzen.

Schade, daß die kleine Chrysanthème nicht immerzu schlafen kann, sie nimmt sich so viel hübscher aus — und dann langweilt sie mich dabei nicht. Wer weiß? Vielleicht gefiele sie mir besser, wenn ich ein Mittel wüßte, die geheimsten Gedanken ihres Köpfchens und die intimsten Regungen ihres Herzens zu erforschen ... Aber es ist zu sonderbar, seitdem ich mit ihr zusammenwohne, habe ich nicht nur keine Fortschritte gemacht, sondern mein bißchen Japanisch noch ganz verlernt — ich habe überhaupt eingesehen, daß ich diese Sprache nie erlernen könnte ...

Von meinem Balkon sehe ich auf die Tempel und Friedhöfe zu meinen Füßen hinab, auf die Wälder und grünen Berge, auf das von Sonnenlicht überflutete Nagasaki. Ueberall Ruhe, Sonnenglanz, Schwüle ... Nur das Zirpen der Cikaden erklingt schrill durch die Luft ...

Immerhin, so ganz nach meinem Geschmack ist dieses Land doch nicht. Was unterscheidet überhaupt die einzelnen Gegenden? Ich entsinne mich viel leuchtenderer Sommertage — der Sonnen-Baal erschien mir schon gewaltiger, furchtgebietender. Mir erscheint hier alles nur wie eine blasse, unvollkommene Kopie dessen, was ich auf meinen ersten Reisen sah. Und traurig frage ich mich selbst: Strahlt die Sonne nie heller? Strahlte sie nirgends heller? Oder täuschen mich nur meine Augen, und werden auch jene anderen Eindrücke einst verblassen ...

Hinter mir erklingt eine leise, traurige Melodie — es überrieselt mich bei den schrillen Dissonanzen — leise beginnt sie und schwillt dann zu einem tiefen Seufzer an; es klingt, als ob eine arme japanische Seele in der Einsamkeit der Mittagsstunden ihrem Kummer und ihrer Bangigkeit Ausdruck geben wollte. Und wer ist es: Chrysanthème und ihre Guitarre, die aus dem Schlummer erwacht sind ...

Mir gefiel die Idee, mich durch Musik zu begrüßen, besser als der sonst übliche Empfang. Ich habe ihr nie durch mein Benehmen zu zeigen versucht, daß ich mich für sie interessire — in der letzten Zeit war unser Verkehr, besonders wenn wir allein waren, sogar immer kühler geworden. Heute dagegen wende ich mich lächelnd zu ihr und bedeute ihr durch Gesten: „Nur zu, spiele weiter. Ich höre Deine eigenartigen Improvisationen sehr gern."

Es ist sonderbar, daß die Melodien dieses heiteren Völkchens meist so schwermütig sind. Jedenfalls verdiente aber die Weise, die Chrysanthème spielte, die Aufmerksamkeit, die ich ihr schenkte ...

Wie kommt sie auf solche Melodien? Was geht in diesem Köpfchen vor, was träumt sie wohl bei solcher Musik?

Plötzlich: Tak, tak, tak! Dreimal klopft es auf eine unserer Treppenstufen, dann taucht ein Dummkopf in einem grauen Anzug auf und knixt.

„Nur immer herein, Herr Kanguru! Sie kommen gerade recht — ich fange endlich an, den Eigenheiten Japans Geschmack abzugewinnen ..."

Herr Kanguru wollte nur eine kleine Wäscherechnung vorlegen — dabei verbeugt er sich so tief als möglich, legt die Hände auf die Kniee und zischelt wie eine Natter.

XXI.

Wenn man den Weg, der an unserem Heim vorüber bergauf führt, weiter verfolgt, findet man noch etwa ein Dutzend alter Häuschen und Gartenmauern — dann folgen von schmalen Fußsteigen durchzogene Berghalden, auf denen Thee- und Kamelienpflanzungen mit Gestrüpp und Felspartien abwechseln.

Alle diese Berge rings um Nagasaki sind Ruheplätze der Toten, seit vielen Jahrhunderten bestattet man auf jenen Höhen die Hingeschiedenen.

Die japanischen Friedhöfe machen weder einen traurigen noch unheimlichen Eindruck — das leichtlebige, kindliche Völkchen nimmt selbst den Tod nicht ernst.

Als Grabmäler dienen von Lotusblüten umgebene Buddhabilder aus Granit oder schmale Steine mit vergoldeten Inschriften. Sie stehen in kleinen Gruppen mitten im Gehölz, oder auf hübsch gelegenen, natürlichen Terrassen.

Als Zugang dienen gewöhnlich hohe, moosbewachsene Steintreppen, die in gewissen Abständen von jenen roh und einfach aufgemauerten Säulenhallen überdacht werden, die wir in fast allen Tempeln antrafen.

Die Grabstätten auf unserem Berge sind so alt, daß ihre Nähe selbst bei Nacht kein Grauen erregen kann.

Es sind seit langem verlassene Begräbnisplätze, die Toten, die man hier verscharrte, sind längst zu Staub zerfallen. All diese altersgrauen, verwitterten Steine, die Tausende kleiner, von Moos und Flechten überwucherter Buddhas, scheinen nur die letzten Reste einer Generation zu sein, die weit vor unseren Tagen das Rad der Zeit zermalmt hat.

XXII.

Unglaublich komisch sind Chrysanthèmes Mahlzeiten.

Am Morgen, kurz nach dem Aufstehen, nimmt sie zwei kleine, gedörrte Pflaumen — in Essig eingemacht und dann mit Zucker bestreut — zu sich... Das ist, nebst einer Tasse Thee, das übliche japanische Frühstück, das hier ebenso wenig fehlt, wie in den Fremdenherbergen.

Im Laufe des Tages folgen zwei kleine, drollige „Diners“, die bei Frau Pflaume zubereitet und in bedeckten Puppenschälchen und auf Kindertellerchen heraufgebracht werden:

Gehacktes Sperlingsfleisch, eine gespickte Crevette, eine Alge mit Sauce, ein gesalzenes Bonbon, ein Nelkenpfefferkorn in Zucker...

Das spießt Chrysanthème der Reihe nach auf ihre Stäbchen auf, und führt es zimperlich an die Lippen. Dann folgt eine Grimasse — drei Viertel der Speisen werden verschmäht — und schließlich reinigt sie mit peinlichster Sorgfalt die Nägel, als habe sie etwas Ekelhaftes berührt.

Je nach den Einfällen unsrer Wirtin wechseln diese Gerichte — nur eines bleibt immer gleich, im Süden wie im Norden des Landes: das Dessert und die Art, es zu verzehren. Nach all den lächerlichen Vorspeisen erscheint nämlich eine große, hölzerne, mit kupfernen Reifen beschlagene Bütte, ein Riesennapf, für einen Goliath passend, bis zum Rande mit in reinem Wasser gekochtem Reis gefüllt. Chrysanthème schöpft sich daraus eine, oft auch zwei oder drei große Schalen voll, übergießt die schneeweiße Masse mit einer schwarzen Fischsauce, die in einem kleinen, blauen Töpfchen daneben steht, rührt alles durch einander, führt die Schale zum Munde und stopft den Reisbrei mit Hilfe ihrer beiden Stäbchen hinein.

Dann werden die Schälchen und Tellerchen hinweggeräumt, die Krumen von den Matten, die immer tadellos rein sein müssen, abgeschüttelt, und die Mahlzeit ist beendigt.

XXIII.

2. August.

An einer Straßenkreuzung unten in der Stadt hatte sich eine wandernde Bänkelsängerin aufgestellt; Groß und Klein umlagerte sie und veranlaßte auch uns, Yves, Chrysanthème und mich, unsern Spaziergang zu unterbrechen.

Sie war noch ganz jung, aber ziemlich wohlbeleibt, und kratzte auf ihrer Guitarre mit einer Miene herum, wie ein großer Künstler, der spielend die größten Schwierigkeiten überwindet. Den Kopf hielt sie gesenkt und zog das Kinn tief ein, um den Tönen einen volleren Klang zu geben. Davon bekam sie allmälich ein hohles, rauhes Organ wie eine alte Kröte oder ein Bauchredner — ihr Vortrag ähnelte dem hohlen Pathos der Tragödienspieler.

Yves wirft ihr einen ärgerlichen Blick zu:

„Aber nein! Das ist ja ... (in seinem Aerger fehlen ihm die Worte) — die hat ja eine Stimme ... wie ein Ungeheuer ...“ Und seine Miene fragt mich, was ich darüber dächte.

Er war heute bei schlechtester Laune, weil ich ihm befohlen hatte, einen Strohhut mit aufgeschlagenem Rand zu tragen, der ihm nicht gefiel. Ich redete ihm zu: „Aber, Yves, glaube mir, er steht Dir sehr gut!“ — „So? Das sagen Sie... Ich finde, daß er wie ein Elsterneft aussieht!“

Von der Sängerin und dem Hut wird unsere Aufmerksamkeit durch einen Zug abgelenkt, der die Straße heraufkommt; er sieht wie ein Leichenbegängnis aus. An der Spitze schreiten Bonzen in langen schwarzen Roben, die den katholischen Priestertalaren ähneln. Dann kommt die Hauptperson des Zuges, der Tote, der in einer schönen, geschlossenen Sänfte sitzt. Hinterher laufen Musmes, die ihre lachlustigen Gesichtchen hinter dünnen Gazeschleiern verbergen, und in geweihten Vasen künstliche Lotusblüten mit versilberten Blättern tragen, die zu jeder Leichenzeremonie gehören; den Zug beschließen eine Anzahl hübscher, koketter Damen, die nur mit Mühe das Lachen verbeißen können. Jede trägt einen mit Schmetterlingen oder Störchen buntbemalten Sonnenschirm...

Jetzt kommen sie an uns vorüber, wir treten zur Seite, um Platz zu machen. Chrysanthème wird plötzlich ernst, Yves entblößt das Haupt ...

Es ist also doch der Tod, der vorüberzieht!

Ich hatte daran gezweifelt ... Es sah auch zu wenig darnach aus ...

Der Zug nimmt seinen Weg nach den von Gräbern bedeckten Höhen, die Nagasaki umsäumen. Dort wird man den armen Teufel mitsamt seiner Sänfte zur Ruhe betten, und die Vasen mit den Blumen aus Silberpapier rings herumstellen. Da ruht er dann in schöner Umgebung und mag sich der herrlichen Aussicht erfreuen ...

Das Leichengefolge aber kehrt teils mit lachenden, teils mit weinerlichen Mienen zurück ...

Und morgen ist er vergessen ...

XXIV.

4. August.

Die Triomphante, die bisher am Fuße des Berges, der unser Häuschen trägt, vor Anker lag, fährt heute in das Dock, um die Schäden zu repariren, die sie der langen Blockade von Formosa verdankte.

Die Folge davon ist, daß ich jetzt sehr weit nach Hause habe; ich muß jedesmal im Boot die Bucht durchqueren, um zu Chrysanthème zu gelangen. Das Dock liegt auf dem Diu-dschen-dschi gegenüber liegenden Ufer, und zwar in einem engen, aber tiefen Thaleinschnitt, so daß die Baumäste weit über unser Schiff hereinragen und Masten, Raaen und Tauwerk umranken.

Liegt ein Schiff im Trockendock, so hört natürlich alle Kontrolle auf, zu jeder beliebigen Stunde der Nacht schleichen sich unsere Matrosen davon und knüpfen zarte Verhältnisse mit den Mädchen aus den umliegenden Dörfern an.

Ich fürchte bei dieser Zügellosigkeit doppelt für den armen Yves, dem dies Land der Freude ein wenig den Kopf zu verdrehen scheint.

Zudem glaube ich mehr und mehr, daß er in Chrysanthème verliebt ist.

Es ist zu ärgerlich, daß ich nicht früher daran gedacht habe — sie wäre niemals meine Frau geworden ...

XXV.

Trotz des weiten Weges stelle ich meine täglichen Besuche in Diu-dschen-dschi nicht ein. Wie früher klettern wir an jedem Abend alle zusammen nach der Stadt hinab — die vier Pärchen, dann unser langer Freund, Chrysanthème, Yves und ich, und stolpern allnächtlich über die gleichen Treppen und Vorsprünge heimwärts ...

Jede dieser Abendpromenaden gleicht der anderen auf ein Haar, wir bleiben stets vor den gleichen Auslagen stehen und schlürfen immer die gleichen süßen Getränke in demselben Theehaus. Nur die Personenzahl wechselt: oft dürfen wir, mit Erlaubnis der Eltern, die kleine Oyuki mitnehmen, oder zwei niedliche Bäschen meiner Frau; zuweilen laden wir auch befreundete Nachbarinnen ein, kleine Mädels von zehn bis zwölf Jahren, gegen die sich unsere Frauen liebenswürdig zeigen wollen.

Eine nette Gesellschaft! Hübsche Kinderköpfchen mit pikanten Gesichtchen und blumengeschmückten Pfeilen im Haar! Das reine — Mädchenpensionat zur nächtlichen Erholung, unter unserem Schutz ...

Yves begleitet uns stets auf dem Heimweg. Chrysanthème seufzt jeden Augenblick tief auf wie ein müdes Kind, bleibt häufig stehen und stützt sich schwer auf unsere Arme.

Oben angekommen, verabschiedet er sich mit einem Händedruck von Chrysanthème und klettert den Abhang wieder hinunter zum Quai, um sich von einem Sampan nach der Triomphante übersetzen zu lassen.

Wir öffnen durch einen Druck auf das Geheimschloß das Thor unseres Gartens, in dem uns die in Reih und Glied aufgestellten Blumentöpfe Frau Pflaumes mit ihrem süßen Duft begrüßen. Mond und Sterne leuchten uns auf dem Weg durch den Garten, dann steigen wir in unser Heim hinauf.

Wenn wir, was zuweilen unvermeidlich ist, sehr spät nach Hause kommen, so hat der fürsorgliche Herr Zucker alle Jalousien herabgelassen — aus Furcht vor Dieben — und unser Wohnraum gleicht dann einem europäischen Zimmer.

Ein süßlicher, fast unangehm starker Duft von Moschus und Lotusblüten erfüllt diesen geschlossenen Raum, ein echt japanisches Parfüm, das den altertümlichen Möbeln, dem Getäfel der Wände zu entströmen scheint. Unser blaues Mosquitonetz schwebt wie ein Geistersegel von der Decke hernieder. Der Buddha grinst die brennenden Lämpchen an; um seine Nase tanzt ein Nachtfalter, der sich als Stammgast unserer Wohnung tagsüber schlafend an die Decke angeklammert hatte; andere Falter umschwirren die hellstrahlenden Flämmchen. An der Wand schläft, die Füße sternförmig ausgespreizt, eine riesige Gartenspinne — „die man nicht töten darf, weil man sie am Abend bemerkte."

„Hu!" Chrysanthème schüttelt sich vor Entsetzen, als sie auf das Ungeheuer deutet. Geschwind, den Fliegenfächer herbei, damit ich sie an die Luft setzen kann. So ... hinaus ...

Um uns herrscht tiefste Stille, die nach dem Trubel der Stadt und dem fröhlichen Gelächter der Mädchen fast peinlich wirkt — es ist still wie auf den weiten Fluren, still wie in einem schlummernden Dorf ...

XXVI.

Es gibt so manche charakteristische Geräusche, die ich nie wieder vergessen kann, so auch das Rascheln und Klappern der hölzernen Schiebwände, die in allen japanischen Häusern bei Einbruch der Nacht geschlossen werden. Von den Nachbarhäusern, die durch Gärten von uns getrennt sind, klingt es der Reihe nach herüber, je nach der Entfernung stärker oder schwächer.

Bei Frau Pflaume knarren sie ganz besonders laut und klappern in ihren ausgefahrenen Holzgeleisen. Auch bei uns macht es Lärm genug, bis die zwanzig Rollwände, die unsere offene Halle in eine Stube verwandeln, geschlossen sind. Manchmal versucht Chrysanthème diese Hausfrauenpflicht zu erfüllen, aber gewöhnlich zerquetscht sie sich dabei die kleinen, ungeschickten Fingerchen, die nicht an Arbeit gewöhnt sind.

Dann beginnt die Nachttoilette. Mit einer gewissen Anmut vertauscht sie ihr Tagkleid mit einer einfacheren blauen Linnenrobe von gleichem Schnitt, mit den üblichen, weit offenen Aermeln. Nur die Schleppe ist etwas kürzer, die Hüften umschließt ein Gürtel aus Musselin.

Die hohe Frisur bleibt natürlich unberührt, nur die Nadeln werden herausgezogen und in einer kleinen Dose verwahrt.

Dann wird vor dem Schlafengehen noch geschwind ein Pfeifchen geraucht — mir paßt das zwar gar nicht, aber ich kann es ihr nicht verbieten.

Wie eine Zigeunerin kauert sich Chrysanthème vor dem rotlackirten, hölzernen Kästchen nieder, das ein kleines Döschen mit Tabak, ein Porzellanbecken mit glühenden Holzkohlen, einen winzigen Aschbecher aus Bambus und ein Spucknäpfchen enthält. Das gleiche Kästchen mit denselben Gegenständen in der gleichen Anordnung besitzt Frau Pflaume, besitzen alle Japaner und Japanerinnen — überall, in dem Prunkgemach des Reichen wie in der Hütte des Aermsten sieht man es herumstehen.

Unser Wort „Pfeife“ klingt viel zu plump und trivial für dieses winzige, gerade Silberröhrchen, an dessen Ende eine kleine Höhlung eine Prise gelben Tabaks aufnimmt, der zu Fäden von kaum Haaresbreite zerschnitten ist.

Zwei, höchstens drei Züge, wenige Sekunden, und die Pfeife ist aus ... Tap tap, tap, tap ... Sofort wird das Röhrchen so lange gegen die Randleiste des Kastens geschlagen, bis die Asche herausfällt. Auch dieses Geräusch, das man in jedem Hause und zu jeder Tages- oder Nachtzeit hören kann, ist eine charakteristische Eigentümlichkeit Japans ...

„Anata, nomimasé!“ *) sagt Chrysanthème, und schon hat sie das Pfeifchen wieder gestopft und bietet es mir mit einem Knix an — aus Höflichkeit wage ich es nicht zurückzuweisen, aber es schmeckt abscheulich bitter ...

Bevor ich mich dann zur Ruhe begebe, öffne ich noch zwei der Schiebfenster, je eines nach der Straße und nach den Gärten, damit die frische Nachtluft durchziehen kann. Dafür muß man schon einige verspätete Maikäfer oder durch das Licht geblendete Nachtfalter ertragen.

Die dünnen Wände unseres alten Holzhäuschens wirken nachts wie der Resonanzboden einer großen Geige; das leiseste Geräusch tönt vielfach verstärkt wieder.

Auf der Veranda erklingen zwei Aeolsharfen beim leisesten Windhauch wie das harmonische Rieseln eines Baches; von fern her schallt das laute Zirpen der Cikaden herüber, und über uns, auf dem schwarzen Dache tobt eine wilde Jagd — dort bekämpfen sich Katzen, Ratten und Eulen ...

Später, in den letzten Stunden der Nacht, pflegt Chrysanthème die Schiebfenster wieder zu schließen, um uns vor der frischen Morgenluft zu schützen, die vom Meere aufsteigt.

Außerdem hat sie sich gewiß schon dreimal erhoben, um ein Pfeifchen zu rauchen: das heißt, zuerst gähnt sie, reckt sich, dreht die Arme hin und her, verschlingt die niedlichen Händchen; dann richtet sie sich mit einigen kindlichen Seufzern auf, schlüpft unter dem Zelt hervor, füllt die Pfeife und raucht die üblichen drei Züge.

Tap, tap, tap — die Asche wird herausgeklopft. Bei der Stille der Nacht schallt es durch das ganze Haus und weckt Frau Pflaume — die sich plötzlich auch nach einem Pfeifchen sehnt. Kurz darauf klingt es von unten als Antwort: Tap, tap, tap — genau wie ein Echo.

*) „Rauche Du auch“

(Fortsetzung folgt.)

Wassili Tjorkin.

Von

P. Boborykin.

(Fortsetzung.)

VIII.

Es begann merklich zu dunkeln. Die Sterne blitzten wie unregelmäßige Funken. Niemand war im Garten außer dem Paare, das sich auf der Bank hart am Abhange niedergelassen hatte.

Sie hielten einander an der Hand. Tjorkin schaute auf Serafima von oben herab; er beugte sich nieder, um mit den Augen besser unter den Schirm des schwarzen, mit bunten Bändern und schwarzen Federn bedeckten Hutes blicken zu können.

Sie war im letzten halben Jahr noch schöner geworden, und ihr Gesicht und ihre Büste hatten an Fülle gewonnen. Durch die brünette, wachsbleiche Haut schimmerte eine gleichmäßige Röte wie Bernsteinglanz. Und wie bei ihm, öffnete sich der üppige, mit leichtem Flaum bedeckte Mund, nur noch begehrlicher; ihre Lippen waren dunkler, und die Weiße der scharfen und festen Zähne gaben ihr etwas Morgenländisches. Der Hals war schön geschwungen. Ueber dem Grenadinekleide mit durchsichtigen Aermeln trug sie um die Schultern einen runden, kurzen Cape, dessen Kragen ihren Nacken malerisch und charakteristisch einrahmte. Niemand hätte sie bei dieser Toilette und der Art, sie zu tragen, für eine kleinstädtische Edelfrau aus einer raskolnischen Kaufmannsfamilie gehalten.

Lieber als alles waren ihm in ihrem Antlitz die wie Diamanten blitzenden Augen und die kühn geschnittene, schmale Nase, deren leicht geschwellte Flügel den östlichen, ein wenig tatarischen Typus ihres Gesichts verstärkten.

„Er ist also auf eine ganze Woche verreist?“ fragte Tjorkin mit dem Tone eines Menschen, der nicht an seinen eigenen Erfolg glaubt.

„Jetzt ist er den ganzen Tag fort. Vielleicht kommt er morgen wieder — er hat schon geschrieben, daß er alles nach Wunsch erledigt habe.“

„Er ist Staatsanwaltsgehilfe geworden?“

„Wirklicher Staatsanwalt!“

Der Ausruf verhallte in der Stille der durchsichtigen, abgekühlten Luft.

„Wirklich!“ wiederholte sie in leidenschaftlichem Flüsterton, indem sie das Gesicht zu ihm erhob und ihn fester an der Hand faßte: „Wassia! Er ist mir so zuwider ... Seine Stimme — und was ich nicht ausstehen kann, sein vornehmes Lispeln, sein Salbadern.“ Sie schnitt ein Gesicht. „Und solchen Menschen — Faulenzer, Kartenspieler, vollständigen Bummler — hält man für einen ausgezeichneten Beamten, betraut man mit wichtigen Aemtern, setzt man als Staatsanwalsgehilfe anderen Räten vor die Nase. Einer von diesen thut schon zwanzig Jahre seinen Dienst im Kreise.

Von ihrem Manne zu reden, war beiden unangenehm. Es ließ sich aber eine solche Aussprache nicht vermeiden.

Als sie zusammen getroffen waren und auf der Bank saßen, hatten sie nur einen Kuß und einige zärtliche Worte ausgetauscht. Es störte ihn, daß sie sich angesichts aller befanden, wenn auch sonst niemand im Garten zugegen war. Tjorkin wollte sie erst fragen, warum sie nicht zu ihm ins Gasthaus gekommen sei, besann sich aber, daß sie ihn brieflich darum gebeten hatte, darauf nicht zu bestehen.

Vom Manne war nicht länger als zehn Minuten die Rede. Serafima ergänzte, was er aus ihren Briefen noch nicht genauer wußte. Ruditsch — war ein Spieler, und fast ihre ganze Mitgift war dahin. Allerdings, einen Wechsel hatte er ihr gegeben; was war aber damit anzufangen?

Sie sprach nicht aus: „Damit ist gar nichts anzufangen, besonders wenn ich ihm durchgehe.“

Tjorkin hatte über die geheime Unterredung am Quai in jener dämmerigen Julinacht nicht nachgedacht. Was ging ihn eigentlich der Herr Ruditsch an? Mochte er Verschwender oder Geizhals, Schwächling oder Kraftmensch sein, er hätte sein Vorhandensein am liebsten vergessen. Aber Serafima, indem sie ihm die Person des Gatten schilderte, zeigte ihm zu-

gleich, bis zu welchem Grade ihr der endgiltige Bruch nahe gerückt sei. Ihre Worte atmeten den Entschluß, mit solch elendem Leben zu brechen. Sie gab sich ihm ganz hin, wollte aber vorher ihn und sich, als ehrbare Leute davon überzeugen, daß aus ihr nicht Thorheit oder Lüsternheit sprach, sondern das unwiderlegliche Gefühl, daß die Person ihres Gatten nicht die geringste Teilnahme verdiene.

Konnte aber nicht er, Tjorkin, Richter sein?

Sie glaubte es; die Thatsachen springen in die Augen. Rnditsch — Verschwender und Egoist, Murrkopf, Prahlhans, Junker, wirft er ihr — die trotz ihrer niederen Herkunft eine höhere Erziehung genossen hat — auf Schritt und Tritt vulgäres Benehmen vor, nimmt nicht die geringste Rücksicht auf sie, spielt ganze Nächte durch, macht Aufhebens von jedem Rubel, der in der Wirtschaft draufgeht, er, der sich doch bewußt war, an zehntausend ihrer eigenen Gelder durchgebracht zu haben.

Und dennoch konnte und wollte er nicht Richter sein. Es begann ihn zu ärgern, daß die Zeit über leerem Geschwätz verging.

„Gott sei mit ihm!“ drängte er, „Dein guter Wille hat ein Ende, wenn er ihn mißbraucht, Dein Herr und Gemahl; ich will nicht, daß Du Dich so erniedrigst! Fasse einen Entschluß — weiter zu dulden ist schmachvoll!“

„Das ist's!“ bestätigte sie laut, und nachdem sie sich umgesehen hatte, umschlang sie seinen Hals und küßte ihn mit einem langen, klanglosen Kuß.

Sein Kopf umwölkte sich.

„Alles, alles werde ich thun!“ flüsterte sie ihm ins Ohr, ohne seine Hand los zu lassen. „Mag alles über mir zusammenbrechen ... Dir nur habe ich angehört von Anbeginn.“

Plötzlich erhob sie den Kopf und sagte noch viel leiser, mit einem weichen, mädchenhaften Ausdruck, und von Seufzern unterbrochen:

„Mein Vater ist sehr krank ... Der Arzt fürchtet, er werde den Herbst nicht erleben. Ich werde jetzt mehr bei ihm sein als im vorigen und vorvorigen Jahre.“

„Wann ist er erkrankt?“ unterbrach sie Tjorkin.

„Schon vor zwei Jahren. Etwas wie Herzverfettung, Atemnot, die ihn ganze Nächte nicht schlafen läßt. Beginn der Wassersucht. Er sieht zum Erbarmen aus.“

„Wie steht's mit der Mutter?“

„Sie ist noch rüstig. Ich habe Dir ja wohl schon gesagt, daß sie fünfzig Jahr ist. Selbstverständlich müht sie sich um ihn Tag und Nacht.“

„Wie ist er zu Dir?“

„Zärtlich ... Er hat lange verziehen. Meinen Mann hat er gleich durchschaut, und er weiß, was die Glocke geschlagen hat. Aber, daß Rnditsch mein Geld verspielt hat, habe ich ihm nicht gesagt. Du weißt, Wassia, was in unserem Dasein die Hauptrolle spielt — das Kapital. Er beschuldigt mich, und das mit Recht. Es war nicht in der Ordnung, daß ich Rnditsch alles gab, obwohl ich kein Vertrauen zu ihm hatte, daß ich ihn gar nicht liebte, wie es sich gehörte, daß ich aus dem elterlichen Hause beinahe geflohen bin.“

Serafima schwieg ein wenig.

„Ich sage Dir das, da Du jetzt öfter mit mir zusammen kommen mußt, wenn Du zufällig in der Nähe bist. Der Vater kann plötzlich sterben ... ersticken. Wassia! Sei mir nicht böse!“

„Worüber denn, Täubchen?“

„Daß ich von Geschäften mit Dir rede ... Du siehst, eine Frau will nicht ohne Sicherung bleiben.“ Sie lächelte leise. „Ich weiß, die Intelligenten richten sich jetzt meist nach Ostrowski, zum Beispiel nach jener Kaufmannswitwe, die mit dem schönen Jüngling durchgeht. Besinnst Du Dich? Wie heißt doch das Stück?“

„Du meinst wohl ‚Die ungleichen Charaktere‘.“

„Ja, ja, da sagt sie: ‚daß ich ohne Kapital sein werde? o, ich Thörin ...‘ Ich bin gar nicht thöricht und nicht ungebildet, habe sogar zwei Jahr lang eine schwere Schule durchgemacht. Von meiner Mitgift ist noch ein Fetzen übrig geblieben! Die Ausstattung in Hausgerät!“

Ihre Augen verdunkelten sich, ihr Glanz schwand; sie saß mit gesenktem Haupt und ihre Wangen wurden bleich.

„Du fürchtest, daß Dich die Eltern kränken werden?

Bei dieser Frage empfand Tjorkin eine neue Unbehaglichkeit; dieses Gespräch war ihm überhaupt zuwider, da er fühlte, wie weit er von seinem Traum entfernt war, daß seine geschäftsmäßige Natur das Temperament eines galanten Mannes in ihm unterdrückt hätte.

Er zürnte Serafima nicht; aus ihr sprach weit mehr Liebe zu ihm als Selbstsucht. Sie will ihm zu erkennen geben, daß sie nicht auf seine materielle Unterstützung rechnet, daß sie das Leben mit ihm als freie und selbständige Frau zu beginnen wünscht. Daran hatte er nicht gezweifelt, wenn auch in irgend einem kleinen Winkel seiner Seele ein leiser Argwohn aufgestiegen war: ob er nicht dort etwa weibliche Natur suchte, wo sich nur sinnliche Neigung, Lüsternheit, vielleicht sogar Gemeinheit verbarg? „Bin ich nicht aber vom gleichen Schlage?“ fragte er sich streng und zeigte ihr im Blick, daß er mit ganzer Teilnahme zuhöre.

„Ich fürchte noch etwas, Wassia!“ fuhr sie noch leiser fort, „die Geschäfte meines Vaters scheinen in der letzten Zeit zurückgegangen zu sein. Ich hatte

selbst gedacht, wie man auch in der Stadt erzählt, daß sie außer der Mühle, in der sie wohnen, noch großes Kapital besäßen."

Tjorkin nickte mit dem Kopfe; er wußte, daß die Mühle ihres Vaters, Jefim Spiridonytsch Bjespalow, vor der Stadt an der Einmündung des Nebenflüßchens in die Wolga lag und schon im vorigen Jahr beinahe eingegangen war. Es war eine ziemlich alte Wassermühle mit Wohneinrichtung; nach seiner flüchtigen Taxe etwa zwanzigtausend, höchstens dreißigtausend Rubel wert.

„Aber Dir scheint?"

„Mutter hat mir schon angedeutet, daß nach dem Tode des Vaters nicht viel Geld da sein wird. Ein Testament hat er schwerlich geschrieben. Die Leute vom alten Gesetz sind keine Liebhaber von Testamenten. Das wird mündlich abgemacht oder von Hand zu Hand gegeben. Mutter liebt mich über alles. Sie muß aber auch leben. Wenn ich auch die Hälfte erhalte ... Ich weiß nicht, wie viel das ist."

Serafima dachte nach.

„Wassja! Du hast mich eben so angesehen, als wolltest Du sagen: ‚Die Habgierige ...' Ich schwöre Dir, ich liebe nicht das Geld, ich verachte es sogar; in meinen Augen gilt es weniger als Zeitungspapier. Versteh mich aber — Mutter ist eine kluge Frau und ich bin auch kein Backfisch oder Pensionsmädel. Versage uns nur nicht Deinen Rat, wenn er uns nötig wird. Mehr erbitte ich nicht von Dir."

„Darum bitten! Eine Zeile oder Depesche, und ich bin da, wie das Blatt vor dem Winde."

„Wie das Blatt vor dem Winde," wiederholte sie gedankenvoll. „Wassja! Du hast Dich in mich verliebt, das glaube ich Dir ... Aber eins wisse — das sage ich Dir, ehe ich die Deine werde... Ihr könnt nicht so lieben, wie wir lieben, wenn uns das Geschick einem Manne bestimmt. Nein! Das könnt ihr nicht!"

Bei den letzten Worten zitterte ihre Stimme. Er schwieg.

IX.

Es war ganz dunkel geworden. Vom Flusse her tönten die scharfen, melancholischen Pfiffe der Dampfboote, an deren Masten bunte Lampen Zeichen gaben. Jenseits der Wolga lag eine schwere Gewitterwolke auf dem niedrigen Horizont. An zwei Stellen zerrissen zuckende Blitze den nächtlichen Vorhang.

Der Abendwind spielte an Serafimas Hut. Sie lehnte sich an Tjorkins Schultern und fragte zögernd, als fürchte sie, ihre ganze Seele zu offenbaren:

„Was denkst Du überhaupt von solchen Mädchen?"

Sie waren jetzt wieder auf ihre Familienverhältnisse zurückgekommen. Auf ihre Worte über die Liebe des Mannes und des Weibes war er nicht eingegangen, sondern hatte sie nur lange, lange angesehen, so daß sie es aufgab, in diesem Sinne fortzufahren. Jetzt hatte sie ihn betreffs ihrer Cousine Kaljeria befragt, die vor zwei Jahren ihr Haus verlassen hatte, um sich in Petersburg als Heilgehilfin auszubilden.

„Was ich davon denke?" fragte Tjorkin. „Offen gestanden, halte ich von allen geschorenen Weiberköpfen nicht viel."

„Ihre Haare sind nicht geschoren," wandte Serafima ein; „sie trägt sie lang, damit alles einen recht engelmäßigen Anstrich hat," fügte sie mit recht boshaft klingender Stimme hinzu.

„Alles gleich ... die von früher, vor fünfundzwanzig Jahren, als ich noch zur Schule ging und allerlei Thorheiten im Kopfe hatte, wenn sich die auch lächerlich machten, brachen sie sich doch Bahn und wehrten sich ihrer Haut; die jetzigen wollen gnädige Fräuleins sein, spielen sich gehörig auf und sind zu keiner rechten Arbeit geschickt."

Ihre Augen glänzten freudig in der Dunkelheit.

„Das dachte ich doch, Wassja, daß Du so von allen diesen Damen denkst. Kaljeria war von Kindheit an auf sich angewiesen ... Da ist sie denn auf die Gottesfurcht verfallen, wollte sogar Einsiedlerin werden, wenn es nur in ganz Irgisa eine Einsiedelei gegeben hätte! Dann entdeckte sie, daß sie Talent hätte, und schrieb Gedichte ... Wahrscheinlich hat sie auch welche nach Moskau in eine Redaktion geschickt; dort muß man sie im Antwortschreiben grausam verhöhnt haben, denn damit war es bei ihr aus. Sie philosophirte nun über die hohe Bestimmung des Weibes in der heutigen Gesellschaft, erklärte das Evangelium und quälte sich mit dem Studium der Heilung menschlicher Gebrechen ab, nur," hier unterbrach ein häßliches Lachen ihre Worte, „für die Heilung muß man ein Diplom haben; und sie ist, trotz ihrer Gedichte, in der Rechtschreibung so wenig bewandert, daß sie ‚Erziehung' nicht einmal richtig schreiben kann. An das Studium der Medizin konnte sie also nicht denken, und so ist sie in Ermanglung eines Bessern Heilgehilfin irgendwo beim roten Kreuz geworden."

„So, so!"

Tjorkin hörte aufmerksam zu, obwohl ihm fortwährend die Frage durch den Kopf ging: Wozu erzählt Serafima das alles von Kaljeria? Er wollte sie doch erfassen und mit sich fortreißen, vergessen, wer sie war, wessen Gattin, von welchen Eltern, mit was für Sorgen ... Einmal kam ihm auch der Gedanke: „Liebt sie dich heiß, wenn sie gemächlich mit dir von häuslichen Angelegenheiten reden kann, wo sie doch weiß, daß du nur bis zur Morgenröte bleibst und sie dich wohl lange nicht wiedersehen wird?"

Sobald er sie aber nur um die Taille faßte oder seine Lippen auf ihren kühlen Hals drückte, erbebte sie über und über. Von ihr teilt sich ihm die Erschütterung mit ... Sie spricht nicht absichtslos von Kalſeria, sondern hat es ihm zugedacht. Sie kann ihm nichts vorenthalten und zeigt, daß er von jetzt an in allem ihr Führer und Berater ist. Sie muß sich ihm ganz eröffnen und wissen, ob er ihre Ansichten und Gefühle betreffs jener Kalſeria teilt.

„Siehst Du, Wassia," fuhr sie ganz leise fort, „meinem Papa wurde sie von seinem Bruder zur Pflege hinterlassen. Es war auch Kapital da ... Unbedeutend ... Onkel Prokop Spiridonytsch war stets ein solcher Projektenmacher, daß er viel Geld aus Dummheit verloren hat."

„Sie hat aber doch geerbt?"

„Wie soll ich Dir sagen ... Ja und nein. Ein Testament hat der Onkel nicht hinterlassen. Die Hauptumsätze im Kornhandel waren gemeinschaftlich. Oft hat ihn der Vater heraus gerissen. Ich glaube, es werden wohl noch ein paar Tausende geblieben sein, aber nicht mehr."

„Nicht mehr?" unterbrach sie Tjorkin, dem immer noch nicht klar wurde, worauf sie hinaus wollte.

„Auf keinen Fall! Das sagt auch die Mutter, die sich gewiß nichts ausgedacht hat. Ich weiß nicht, ob diese je im Leben, trotz ihrer grundsätzlichen Eidesenthaltung, in wichtigen Dingen von der Wahrheit abgewichen ist. Der Vater hat Kalſeria verzogen ... weit mehr als mich. Alle ihre Gedanken und Thaten hat er, wenn nicht gerade gebilligt, so doch auch nicht unterdrückt. Immer und ewig wiederholte er ein und dasselbe: ‚Meine erste Pflicht ist, Kalſeria zu hüten und ihr Kapital zu vermehren.'"

„Alles dies ehrlicherweise?"

„Das versteht sich," stimmte Serafima ein. „Nur wenn jetzt der Vater ohne Testament sterben sollte, würde es sich fragen, wie viel ihr zufällt und wie viel uns ..."

Ein längeres Schweigen trat ein. Tjorkin war endlich dahinter gekommen, was Serafima ihm sagen wollte. Jetzt verstand er, was ihre Sorge war und welche Meinung sie von ihm erwartete.

„Die Sache ist einfach," äußerte er, indem er die Augen etwas von ihr abwandte, „wenn kein Testament vorhanden ist und der Vater mündlich nichts bestimmt, dann müßt ihr gütlich teilen. Ihr werdet sie doch auf keinen Fall benachteiligen wollen."

Während er noch diese Worte sprach, schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf. Ihm fiel ein, daß jener Geschäftsmann, Ussatin, zu dem er die Wolga abwärts fuhr, um bei ihm oder durch seine Hilfe das Darlehen aufzunehmen, das er zur Deckung von zwei Dritteln der Bezahlung für den Dampfer Batrak brauchte, möglicherweise weder selbst noch durch andere jene Summe zur Verfügung hatte, obwohl sie, weiß Gott, nicht so groß war.

„Auf wie viel," fragte er, mit sich kämpfend, Serafima, „beläuft sich wohl nach Deiner Schätzung das Kapital von Kalſeria?"

„Das ist schwer zu sagen ... Er ist betreffs seiner Geschäfte immer sehr verschwiegen gewesen. Seit er krank ist, ist die Wahrheit gar nicht aus ihm heraus zu bringen ... Er sagt sogar der Mutter nichts ... Er wird reden, wenn der Tod an ihn heran tritt."

„Wie sie nur so vom Tode ihres Vaters reden kann," dachte er bei sich. „Wie hart das klingt!"

Er wollte ihr doch keinen Vorwurf machen. Er wußte, daß in Kaufmannsfamilien — ganz wie in der Bauernschaft — große Zärtlichkeiten nicht vorkommen. Hier lag noch ein besonderer Fall vor. Sie hatte sich voreilig verheiratet, weil es ihr zu Hause zu öde war. Ihr strenger Vater war der Bildung abgeneigt; er und die Mutter waren Raskolniks geblieben; sie dagegen hing einer andern Richtung an und betrachtete sogar die Sakramente als leere Zeremonien. Trotzdem kann sie ihren Vater auf ihre Art lieben; daß sie ihre Mutter liebt, fühlt man an jedem ihrer Worte.

„Aengstige Dich nicht, Sima," sagte er in beruhigendem Ton und wendete ihr sein Gesicht zu. „Weder Dich noch Deine Cousine wird der Vater beeinträchtigen, und Du und Deine Mutter werden euch eures euch zustehenden Vermögens erfreuen. Jenes Fräulein ist — ein abgeschnittener Lappen. Haus und Kapital stammen von Deinem Vater her und nicht von dessen Bruder. Am besten wäre es wohl, wenn die Mutter von dem Alten in Erfahrung brächte, wie viel Geld der Onkel noch hinterlassen hat, und die Anordnungen darnach getroffen würden."

„Das rätst Du, Wassia?" rief sie noch erfreuter. „Ich danke Dir, mein Lieber!"

Sie wand ihre Arme um seinen Hals. Heiße, nervöse Lippen preßten sich auf die seinen.

Und er fühlte noch mächtiger, daß dieses Weib ihm angehörte.

Während sie seinen Kopf in den Armen hielt, fragte ihn Serafima:

„Du sagst mir aber gar nicht, Wassia, wie lange Du in Zarizyn bleibst? Dorthin willst Du doch?"

Aus seinen Briefen wußte sie, daß er Gesellschaftsteilhaber werden würde und daß er hoffte, bis zum Schluß der Makarjewschen Messe seinen Dampfer zu erwerben.

„Eine Woche wird es dauern, Sima."

„Und wie viel Geld fehlt Dir?" fragte sie eifrig.

„Warum darüber sprechen?!"

Er liebte es nicht, mit Frauen von seinen Berechnungen zu sprechen, und hielt dies eines selbständigen Mannes für unwürdig.

„Warum willst Du das nicht?“ fragte sie stürmisch. „Denkst Du denn, daß ich darin nicht Deine Gefährtin sein will? . . . Nein, Wassja, ich will alles mit Dir teilen. Die Liebe besteht nicht nur aus Süßigkeiten. Als ich Dir vor einer halben Stunde sagte, daß eine Frau nicht ohne Sicherheit bleiben will, war es mir wegen der Erbschaftsgelder, nicht meinetwegen zu thun. Warum willst Du mir etwas vorenthalten?“

„Daran denke ich auch nicht,“ erwiderte Tjorkin sanft. „Etwa zwanzigtausend werden fehlen. Das übrige kreditirt man mir! Wir werden in einem Zug arbeiten.“

„Zwanzigtausend!“ brachte Serafima düster und nachdenkend hervor. „Danke, daß Du es gesagt.“

Sie küßte ihn unablässig. Tjorkin umfaßte mit beiden Armen ihre Schultern und sagte stockend:

„Sima! . . . Genug! . . . Nicht so. Schone mich! . . .“

„Lebe wohl, mein Leben, lebe wohl!“

„Begleite mich.“

Tjorkin brach auf, doch sie ließ ihn nicht.

Beide schritten schnell und schweigsam von dannen. Er fühlte, daß Serafima zu ihm kommen würde. Es war schon elf Uhr. Ueberall herrschte Stille, und nur aus dem Vergnügungsgarten, in dem sie sich zuerst getroffen hatten, klang stoßweise Musik.

An der Freitreppe des Gasthauses sank Serafima mit ihrem Kopf an seine Schulter und aus ihrer Brust rang sich nur das eine Wort:

„Wassja!“

X.

Der Dampfer Birjutsch plagte sich wieder an der zweifelhaften Flußstrecke, obwohl er bis an die Wolgamündung gelangt war und zwei bis drei große Aufenthalte gehabt hatte.

Früh am Morgen mit der ersten Dämmerung war er von seinem letzten Nachtaufenthalt aufgebrochen, wo er einzelne Passagiere aufgenommen hatte.

In der Zahl dieser befand sich auch Tjorkin. Er schlief seit fünf Uhr, und als der Abend herein brach, kam er an Deck. Sie fuhren zwischen bergigen Ufern, deren Waldbedeckung fast bis in das Wasser reichte. Tjorkin saß auf dem Hinterdeck, fast auf derselben Strecke wie damals, wo sich das Flußbett verengte und im Schatten der nahen Uferberge lag.

„Wassili Iwanowitsch!“ rief ihn von oben Kapitän Kusmitschew mit seiner fetten, gutmütigen Stimme an, „wie haben Sie geruht?“

„Ausgezeichnet!“ erwiderte Tjorkin und nickte ihm zweimal mit dem Kopf zu.

Der Kapitän ging rauchend am rechten Radkasten auf und ab.

„Sie sind also wieder zu uns geraten. Sehr erfreut!“

„Das bin ich auch,“ antwortete Tjorkin freundlich.

Es war ihm in der That lieb, daß er grade unerwartet auf den Birjutsch gekommen war. Es schien ihm nur sonderbar, daß dieser Dampfer so spät in die Gouvernementsstadt gelangt war, wo er ihn mit Tagesanbruch betreten hatte.

„Sie müssen doch irgendwo fest gesessen haben?“ rief er von unten dem Kapitän zu.

„Tüchtig!“

„Wo denn?“

„Beim Dorfe Rabotak. Es ist uns ein Unglück mit dem Rade passirt. Eine volle Woche haben wir still gelegen. Wir mußten die ganze Ladung umpacken.“

„Elendes Fahrzeug!“ bemerkte Tjorkin in herrischem Ton.

„Ich habe mir selbst schon daran die Zähne stumpf gebissen, Wassili Iwanowitsch.“

Kusmitschew hockte sich am Rand des Radkastens nieder, senkte den Kopf und ließ sich halb flüsternd vernehmen.

„Ich möchte Sie schön bitten . . .“

„Ich habe meinerseits zu bitten,“ erwiderte Tjorkin in halb scherzhaftem Ton, indem er aber doch für sich hinzu fügte, „ich werde Dich schon nicht laufen lassen, Du gewandter, herziger Bursche; nur noch etwas aufgerüttelt mußt Du werden.“

„Ich danke für das gütige Wort.“

Kusmitschews Augen strahlten vergnügt; von Natur schon rot, errötete er noch mehr und sprang munter auf die Füße.

„Gehen Sie mit uns bis Zarizym?“ fragte er noch heiterer.

„Ja, nach Zarizyn.“

„Aber Ihr Batrak soll ja ganz fertig sein und nur darauf warten, daß er über die Taufe gehalten wird . . . Nun, wie steht die Sache?“

Tjorkin, ohne ein Wort zu sagen, machte mit dem Daumen und Zeigefinger das Zeichen des Geldzählens.

„Ha, ha!“ lachte vergnügt der Kapitän. „Das werden Sie schon mit eigener Hand heraus arbeiten.“

Das sollte keine Schmeichelei sein. Er hielt Tjorkin für einen der klügsten und thatkräftigsten Burschen, der es weit bringen würde. „Wenn er auch betrügen wird,“ sagte er von ihm zu seinen Freunden, „wird er es in dem Maße thun, daß er noch einen gesunden Funken in der Seele behält.“

Der Ton des Kapitäns drang Tjorkin zu Herzen. Ihr ganzes Gespräch ging ohne nähere Zeugen vor sich. Es saß niemand in der Nähe; um sich aber noch weniger hörbar zu machen, näherte sich Tjorkin dem Radkasten.

„Glücklicher Erfolg!“ rief der Kapitän und schritt nach dem Geländer des Oberdecks, wo er dem Lotsen leise etwas sagte.

Tjorkin blieb auf dieser Hälfte des Heckbordes allein. Es reiste wenig Volk und auch von Waren war das Verdeck ziemlich frei; von den vorhandenen sollten welche nach Nischny gehen, andere bei Rabotak, wo das Unglück mit dem Birjutsch geschehen war, ausgeladen werden.

Das Gespräch vom Batrak und von seiner Reise nach Geld erinnerte ihn an die Gouvernementsstadt, an das Denkmal, an das Gasthaus mit allem, was dort geschehen war.

Als er aus der Kajüte getreten war und sich auf dem Hinterdeck niedergesetzt hatte, hatte er an nichts gedacht und sich an nichts erinnert; es war eine sonderbare Ruhe und förmliche Geistesabwesenheit über ihn gekommen. Seine Vorstellungen und Gefühle schliefen.

Das Gespräch mit Kusmitschew rief ihm plötzlich alles wieder zurück, von dem er sich getrennt hatte, als er heute morgens vier Uhr auf den Birjutsch gestiegen war.

Er war voll von Serafima, was ihn fast erschreckte . . . Sie hatte ihm gefallen, ihn angezogen; er hatte ein Jahr lang davon geträumt, sie zu gewinnen, und das mit jedem Tage leidenschaftlicher; aber er hatte nicht geahnt, daß er sie so voll Reiz, Feuer, kühner Regung, Zauber finden würde.

Er begriff gar nicht, wie er sich hatte losreißen und auf den Dampfer begeben können. Hätte er ein Wort gesagt, so wäre sie bis zur letzten Stunde bei ihm geblieben, und die Losreißung vom Mann wäre dann schon heute erfolgt. Noch vor Abend sollte ja Ruditsch von Moskau zurückkehren. Sie war aber zu einer ganz angemessenen Zeit nach Hause gekommen — um zwei Uhr. Um diese Zeit konnte sie in den Augen der Dienstboten ganz gut aus dem Garten oder einer Gesellschaft heimkehren.

Tjorkin war fest überzeugt, daß ihr vor ihm niemand etwas gewesen sei und sie, da sie ihren Gatten nicht liebte, bei seinen Liebkosungen auch keinen Rausch empfunden habe. Sie war noch zu jung. Sie hatte sich noch nicht auf sinnliche Lügen einlernen können. Ueberhaupt konnte man ihre Natur nicht mit Heuchelei in Verbindung bringen.

Es erschreckte ihn fast, daß ihn dieses Weib vergötterte. Sein Triumph als Mann ist vollständig. Es kostet ihn nur eine Depesche aus der nächsten Stadt, und sie kommt.

Und heute, beim Abschied an der Freitreppe des Gasthauses, im Halblicht des dämmernden Morgens, hatte sie zu ihm im Flüsterton, unterbrochen durch ersticktes Schluchzen, gesagt:

„Wassja, ich bin bereit, mit Dir zu gehen, auf diesem Dampfer, so, wie ich bin . . . mit einem Kleide . . . Würdest Du mir aber dann nicht später die Art und Weise vorwerfen, wie ich mich von meinem Manne getrennt habe? Ich werde ihm sagen, daß ich einen andern liebe und nicht mehr mit ihm leben will. Warte nur . . . das thue ich für Dich . . .“

Und sie log nicht. Er konnte sich nicht vorstellen, daß die Leidenschaft eines Weibes, mit dem er knapp viermal im Leben zusammen getroffen war, so alle Grenzen überstieg.

Er spürte in sich weder Lust noch Kraft, irgendwie über die Folgen nachzudenken. Er saß bereits im Käfig, wenn derselbe auch mit Süßigkeiten gefüllt war. Ob er aber lange so schwelgen würde — das wußte er nicht und wollte er nicht ergründen.

Inzwischen erschien auf dem Verdeck, zwischen dem Radkasten, am Geländer, wo die Maschine arbeitet und wohin die Strahlen der Abendsonne fallen, eine männliche Gestalt.

Es war ein Passagier von etwa fünfzig Jahren, mit einem Kranz ergrauenden Bartes — sonst glatt rasirt — mit weißer Mütze und zimmetfarbenem Kamelotmantel. Das erdfarbene Gesicht war förmlich nach innen eingeschrumpft, so daß die Nase wie ein Fels hervortrat, und über die Unterlippe zog sich eine bedeutende Narbe. Gegen die Sonne schützte ihn ein langer, aus weißem Lasting genähter Mützenschirm. Seine wimperlosen, gelben, durchdringenden Augen mit entzündeten Lidern thränten. Unter der Mütze, trat dunkelblondes, noch nicht ergrautes Haar hervor, aber auch der Ansatz einer Glatze.

Er hatte den Mantel unzugeknöpft um die Schultern geworfen, und unter seinem Halstuch glänzte ein Stück Kreuz mit dem Band irgend eines Ordens. Man sah ihm sehr den Provinzialen an, er mochte wohl Beamter in irgend einem entlegenen Gouvernement sein.

Er stand einige Minuten und schaute über den Dampfer hinüber nach den vorbei ziehenden Uferhöhen; dann hustete er auf einmal anhaltend, mit der Nase, in ganz eigentümlicher Weise.

Tjorkin wurde durch dies eigentümliche Geräusch förmlich aufgeweckt und fuhr mit dem Kopf in die Höhe.

Der Passagier mit dem Kamelotmantel stand neben ihm und zeigte Tjorkin unter dem Mützenschirm das Profil.

„Was ist das?“ Beinahe hätte er laut gesagt: „Fröschchen?“

Er wollte sich davon überzeugen, daß er sich nicht getäuscht hatte. Er spannte die Augen an und lehnte sich mit dem ganzen Körper vor.

„Er ist's!“ rief Tjorkin für sich und erstarrte fast. In einem Moment war alles verflogen, was ihn bisher erfüllt hatte, und ein dunkles Rot ergoß sich über seine Wangen.

Der Passagier hustete noch einmal, spuckte, hüllte sich in den Mantel und ging mit schnellen Schritten nach dem Oberdeck zu, in dessen Thür er verschwand.

„Fröschchen, Fröschchen! Mit einem Orden am Hals. Er ist's, er ist's!" wiederholte Tjorkin, erhob sich tief erregt und schritt auf dem Verdeck auf und ab.

XI.

In dem Herrn mit dem Orden am Hals hatte er „Fröschchen" erkannt, wie sie auf dem Gymnasium den Erzieher und Lehrer Frumentius Lukitsch Pjernowski nannten. Seinetwegen war er vor zwölf Jahren vom Gymnasium gejagt.

Das plötzliche Erscheinen des Todfeindes ergriff Tjorkin vollständig. Die Geschichte seiner Ausschließung erfaßte sein Gehirn im Bild und Rahmen von Anfang bis zu Ende.

Vor Aufregung mußte er sich auf einer nahen Bank des Hinterdecks niedersetzen. Er kämpfte mit dem Gelüst, sofort in die Kajüte zu gehen, um sich zu überzeugen, daß es wirklich Pjernowski ist, um mit ihm zu reden.

Das geht nicht an.

Er war damals in der sechsten Klasse und stand anderthalb Jahre vor der Universität. Sein Vater Iwan Prokopitsch war schon durch seine Vereinsamung erkrankt. Man hatte ihn bereits mit Nachstellungen und Beschuldigungen überhäuft, wie sie zwei Jahre später zu seiner Verbannung führen sollten. Die Angelegenheiten gingen schon drunter und drüber. Die kleine Zulage war vom Vater kaum zu erhalten. Er mußte Stunden geben. Vom Schulgeld war er schon längst befreit als Schüler von noch gar nicht da gewesener Güte.

Das Direktorium, besonders die Vorsteher, waren ihm nicht sehr günstig gesinnt; in dem Vorurteil, daß Bauernkinder nicht zu Studenten paßten und die Gesellschaft nur mit „übelgesinnten" Strebern füllten. Solche Phrasen drangen aus dem Lehrerkollegium zu den Schülern — man wußte nicht, auf welchem Wege, aber sie drangen hin.

Mit dem Gymnasium war eine Pension verbunden, die aus Adelsgeldern erhalten wurden. Kinder von Bürgerlichen blieben ausgeschlossen — mit Ausnahme von solchen aus einigen der ersten Kaufmannsfamilien der Stadt. Die Edelleute wohnten in einem Nachbargebäude und kamen in Jacken in die Klassen, doch später, da man sich zu sehr darüber aufhielt, in Blusen.

In seiner Klasse galt Wassili Tjorkin als Prachtkerl, vermöge seiner Kühnheit, physischen Kraft, Redegewandtheit, seines wunderbaren Gedächtnisses und kameradschaftlichen Sinnes. Was auch gemeinschaftlich unternommen wurde — er war immer an der Spitze.

Unter den Junkern der niederen Klassen zählte er viele Freunde. Zu diesen fühlte er sich besonders hingezogen. Er wurde sich seiner Ueberlegenheit bewußt, obwohl er Pflegekind eines Bauern und ehemaligen Leibeignen und sogar ein „Findling" war, das heißt, der unrechtmäßige Sohn irgend einer Soldatenfrau oder einer noch schlimmeren Person.

Einmal — er ging schon in die vierte Klasse — lief ein Schüler der zweiten Klasse auf ihn zu und warf ihm die Worte ins Gesicht:

„Tjorkin! Du . . ."

Das Schimpfwort hallte in der ganzen Klasse wider. Tjorkin ergriff ihn beim Kragen und warf ihn durch die halbgeöffnete Thür auf den Korridor, wo er fast verblutet wäre, da er auf eine eiserne Fliese zu liegen kam. Trotzdem wagte er nicht Klage zu führen — weil ihn sonst die Kameraden verhauen hätten; sie standen alle auf Tjorkins Seite, obwohl sie ihn und seine Herkunft lange kannten.

Seit jener Zeit zog er es vor, zu verheimlichen, daß er ein Findelkind; seiner bäuerlichen Abstammung schämte er sich keineswegs. In der Klasse war er der eigentliche „Aelteste", obwohl es in den Augen des Direktors einen andern gab, und die Kameraden erzählten sich, daß er für den Inspektor die Konduitenlisten führe und fleißig bei den in Einzelquartieren ohne Eltern wohnenden Mitschülern umherliefe, nicht um zu rauchen oder Thee zu trinken, sondern um alles zu überwachen und auszukundschaften. Er hieß deshalb auch spottweise der „Tutor" — ein Wort, das damals gerade in Mode kam; es war von Moskau ausgegangen, war aber den Gymnasien zehn Jahr lang unbekannt geblieben; man hielt es für besonders klerikal und seminaristisch.

In den höheren Klassen waren Ordinarien: Wittich von unbekannter Ausbildung und — Pjernowski, eben jenes „Fröschchen" aus geistlichem Stande; dieser war auch Aufseher in der Adelspension. Mit Wittich kam die Klasse wohl aus und fürchtete ihn nicht weiter, hielt sich nur viel über ihn auf. Wittich schwatzte auch selbst mit den Schülern in der Klasse sowohl wie in der Schule; er stand im Rufe einer Plaudertasche, der ins Gesicht schmeichelte und „Täubchen" sagte, dem Direktor aber alles zutrüge und in den Konferenzen — zur Beurteilung des Betragens — mehr als alle übrigen mitzureden wüßte.

In der Pension kam es bei Schülern der beiden höchsten Klassen vor, daß ihnen die Aufseher und sogar die Lehrer Darlehen gaben — allerdings zinsfrei. Von der Pension ging dies auf das Gymnasium und die Schüler aus bürgerlichen und Kleinbeamtenkreisen über.

Zuerst hatten die adeligen Kinder von den Gütern

angefangen zu bitten, wenn ihr Taschengeld von Hause ausgeblieben war.

„Ich reise in die Ferien! Bei Gott, ich bringe ihn wieder, geben Sie mir einen Zehnrubelschein!"

Man war schwach und — gab ihn, da ja auch kein großes Risiko dabei war. Aus den Ferien bringt der Zögling meist Geld mit, sonst kann man ja an die Eltern schreiben. Dagegen läßt sich im ganzen nicht viel sagen.

Dann kamen auch die übrigen Gymnasiasten aus dem Bürgerstande und wollten borgen. Bei Wittich konnte man eher und mehr als bei den übrigen bekommen. Fast alle Lehrer gaben Darlehen. Am freigebigsten war der Mathematiklehrer. Zu ihm ging Tjorkin zuerst, da er sich auch für die Universität auf die physiko-mathematische Fakultät vorbereitete, um Technologe oder Wegebauer zu werden.

Nur von einem Lehrer waren durchaus keine Vorschußgelder zu erlangen — von Pjernowski. Die ganze Klasse haßte ihn, und Pjernowski hatte an diesem Haß nur seine Freude. Nach Aussage aller, die seit zehn Jahren den Kursus abgeschlossen hatten, war früher solch ein Lehrer noch gar nicht dagewesen. In seinem Unterricht lag etwas Fanatisches und Unnachsichtliches. Pjernowski zeigte gleich im ersten Jahr — er war von Moskau hierher versetzt — was man von ihm zu erwarten hatte . . .

Schon damals sah Pjernowski so gealtert und vertrocknet aus, obgleich er erst drei- oder vierunddreißig Jahr alt war; nur auf den Backen zeigte sich zuweilen eine verdächtige Röte von blutunterlaufenen Adern . . .

Von den Pensionären halte sich Tjorkin besonders mit „Pjotka" Swjärjew, einem Kinde reicher Gutsbesitzer, befreundet. Sein Vater war Adelsmarschall in einem entfernten wolgischen Kreise. Swjärjew war ein hochgeschossener, rothaariger, sommersprossiger Junge, laut und lachlustig, mit junkerhaften Geberden. Vor Tjorkin kroch er aber zu Kreuze, da er ihn für die erste Kapazität des Gymnasiums hielt. Zur Versetzung in die fünfte Klasse, als die Wissenschaften anfingen ihn zu „überholen", repetirte er mit Tjorkin gegen gute Bezahlung.

Beide bummelten ein wenig — nicht daß sie dem Trunk oder sonst etwas ergeben gewesen wären; ihre eigentliche Leidenschaft war das Billard, und ein solches gehörte zur Ausrüstung jeder Kneipe.

Diesen beiden folgte nun Pjernowski, und obgleich er sie niemals abfaßte, brachte er doch in einer der nächsten Sitzungen zur Sprache, daß der Zögling der Adelspension Swjärjew und der Gymnasiast Tjorkin in die Wirtshäuser liefen.

Tjorkin nahm Pjernowski besonders heran: gab ihm niemals eine „fünf", sprach im Kollegium wie in der Klasse von seinen guten Fähigkeiten, mehr als zehn andere zu arbeiten, aber nichts im Fluge zu erwischen. Mit seinem bösen Mundwerk ließ er sich vom Katheder herab so vernehmen:

„Die Universitätsbildung ist nicht für — alle, meine Herren. Nur Auserwählte dürften zu den höheren Stufen gelangen."

Dabei war es offenkundig, daß er nur der Sohn eines Kirchendieners war, und diese Schmähungen und sonstigen unflätigen Bemerkungen brachten es zuwege, daß die ganze Klasse zu Ende der Stunde oft in einer Aufregung war, die an Schulrevolte grenzte.

Tjorkin hatte er angefangen „Du" zu nennen, augenscheinlich in der Absicht, zu zeigen, daß solch ein Bauernjunge eine derartige Behandlung dulden müsse.

Sie gingen aber zum Inspektor — ließen Tjorkin nicht im Stich — und erklärten, daß sie das für ihren Kameraden nicht dulden würden.

Der Inspektor wies die „Viper" an, Tjorkin nicht mehr Du zu nennen.

Hierauf wies Pjernowski jedesmal, statt ihn anzureden, mit dem Finger in die Richtung zur ersten Abteilung und rief:

„Tjorkin! An die Tafel!"

Der Ruf an die Tafel galt aber für erniedrigend.

XII.

Er und Swjärjew hatten vor den Winterferien von Wittich Geld geliehen, der eine fünf, der andere zehn Rubel.

Tjorkin wünschte dringend, die Seinigen wieder zu sehen; Stunden waren in diesem Winter keine zu geben, den Vater um Geld zu bitten ging nicht an, da er wohl wußte, daß nichts da war.

Er reiste also mit zehn Rubel ab, brachte seiner alten Pflegemutter ein Pfund Thee mit und kehrte dann ohne jede Gabe, als ein paar Lebensmittel, von Hause zurück. Die Stunden gingen wieder an, doch konnte er vor dem neuen Jahr seine Schuld nicht tilgen. Er entschuldigte sich bei Willich. Dieser machte sich nichts daraus, scherzte und sagte sogar:

„Sie sind ja arm, aber Ihr Kamerad Swjärjew da, von dem ist es unverzeihlich, unehrlich zu sein. Er sagt von seiner Schuld kein Wort."

Swjärjew hätte allerdings bezahlen können. Er hatte über dreißig Rubel mitgebracht, dieselben aber im Billard verspielt. Tjorkin hielt ihm dies ein wenig vor.

„An mir wird er nichts verlieren. Der Deutschmichel weiß doch wahrhaftig, daß ich kein Bettler bin."

Und auf einmal erfuhren sie, daß auf der halbjährigen Konferenz zur Feststellung der Betragennummer Tjorkin und Swjärjew nur „drei mit Plus" erhalten hätten, wobei nur fraglich blieb, ob sie das Pjernowski oder Wittich zu danken hätten.

Er hatte vor dem Direktor und Inspektor gesagt:

„Sowohl Tjorkin wie Swjärjew haben üble Neigungen — sie halten ihr Wort nicht. Weder der eine noch der andere hat mir nach Verlauf eines Monats seine Schuld abgetragen.“

Einen vollen Monat liefen sie ihm nach. Swjärjew, der im Pensionat wohnte, konnte besser beobachten, wohin Wittich ging.

Sie spürten ihm nach. Hinter einer Ecke — es war in der Dämmerung — lauerten sie ihm auf und fielen ihn auf einem engen dunklen Korridor an mit den Worten:

„Verleumder!“

„Sachte, meine Herren, sachte! Ihr Schicksal ist nun in meiner Hand; es steht bei mir, Sie dem Direktor anzuzeigen — und Sie sind verloren.“

Tjorkin schwieg.

„So steht es, meine Herren,“ fügte Wittich mit lauter Stimme hinzu. „Sie sind auf jeden Fall verloren. Wollen Sie es dazu kommen lassen? Was soeben vorgefallen ist — bleibt unter uns. Ich werde schweigen — schweigen Sie auch!“

Im Halbdunkel konnte Tjorkin die Gesichter von Wittich und Swjärjew nicht deutlich erkennen, doch schien es ihm, als ob sich sein Freund erst zu ihm wandte, ehe er fragte:

„Wassja, was sagst Du?“

Was sollte er sagen? Deshalb weggejagt werden oder wegen etwas Schlimmeren — war kein beachtenswerter Unterschied.

„Die heiligsten Eide mag er schwören,“ sprach er aus, „aber angeben kann er uns doch unter jedem Vorwand, auf die verschiedenste Art.“

„Gut, abwarten!“ rief Swjärjew erbittert, war aber heilfroh, daß die Sache so und nicht anders abgelaufen war.

Sie waren beide davon überzeugt, daß keine Seele etwas gehört oder gesehen hatte. In der Klasse zeigte sich Wittich nachsichtig, schien sie sogar zu bevorzugen, fragte sie häufiger und erteilte freigebiger Lobe. Als Aufseher in der Pension verkehrte er mit Swjärjew wie früher, plauderte mit ihm, erkundigte sich nach seinem Gute, seinen Eltern, sogar nach seinem Billardspiel.

So vergingen zwei Monate. Einer beruhigte den andern: Wittich hat Grund zu schweigen. Kommt die Geschichte heraus, wenn auch nicht durch ihn, dann werden wir fortgejagt, ihm geht es aber auch nicht durch und er wird gewiß nicht Inspektor.

Ueberhaupt machte er sich in der Klasse immer beliebter, besonders im Vergleich zum Fanatiker Pjernowski.

Wittich und Pjernowski konnten sich gegenseitig nicht leiden. In Bezug auf die Stundenzahl stellten sie stets einer dem andern ein Bein. Pjernowski las in der älteren Abteilung. In den ersten zwei Jahren unterrichtete in seinem Fach noch ein besonderer Lehrer, meist der Inspektor oder der Direktor. Dann verschaffte sich Wittich aber geschickt und unversehens auch diese Stunden; Pjernowski beneidete ihn darum giftigst, wenn sie auch äußerlich mit einander auskamen.

Bei Beginn der Fasten wurde der Pedell — der ehemalige Unteroffizier Silanti — wegen fortgesetzter Trunkenheit entlassen. Am Tage seiner Entlassung von der Pension verabschiedete er sich mit einem tüchtigen Rausch bei den verschiedenen Lehrern und Erziehern. Er begann mit den Vorstehern, deren drei waren; er ging zu allen, außer zu Wittich. Und als er von Pjernowski Abschied nahm, sagte er:

„Sie, Frumentis Lakitsch, sind ein boshafter Mensch. Auch sind Sie gegen mich über Gebühr streng gewesen, dennoch bin ich zu Ihnen gekommen, um Lebewohl zu sagen; zum Herrn Wittich aber gehe ich nicht, obwohl der viel besser war.“

Und nun erzählte Silanti in seiner Trunkenheit, welches Abkommen die Zöglinge mit Wittich getroffen hätten.

Silanti erklärte allerdings Wittich für besser, doch war er gegen ihn schlimmer gewesen, da er, seine Gewohnheit kennend, beargwöhnte, daß er die Abrede Wittichs belauscht habe.

Für Pjernowski war das ganz handgerecht, doch that er nichts Wichtiges ohne Salbung.

Er berichtete dem Direktor und kam kameradschaftlicherweise seinem Nebenbuhler zuvor. Der Direktor wollte erst die Sache totschweigen, aber Pjernowski hatte inzwischen schon vernommen, daß sich in den Klassen und auf den Schlafsälen Gerüchte davon verbreitet hatten.

„Nun, Wassja, sind wir verloren!“

Auf diesen Ausruf antwortete der Freund Tjorkin, ohne eine Sekunde zu zaudern:

„Jetzt muß man vor allem Pjernowski beschämen. Laß uns losen.“

Sie warfen zwei „Siebener“ in eine Mütze, von denen der eine eingeritzt war, beide sollten zugleich ein Geldstück erfassen.

Die eingeritzte Münze ergriff Swjärjew und erblaßte, wollte sich aber als Hauptkerl zeigen und rief:

„Ich, also ich . . .“

Er konnte sich aber nicht halten und fing fast an zu weinen.

„Bange?“ fragte ihn Tjorkin.

„Bange, Wassja!“

Swjärjew ergriff seine Hand, wollte sie küssen und weinte schließlich los.

„Du kannst es verantworten. Wenn sie Dich ausschließen, thut das nichts, meine Mama wird Dich nicht verlassen.“

„Nun gut! Aber sieh, Pjotka. Ich begebe mich in keine Annehmlichkeiten . . . Komme, was kommen mag — ich wanke nicht. Das merke Dir aber, wenn mein Vater in Not gerät, so daß es mir obliegt, ihn und die alte Mutter zu verpflegen, und Du und Deine Eltern sitzen dann hinter verschlossenen Thüren, bekreuzigen sich und sagen, wir wissen von gar nichts — dann kommst Du mir nicht lebend davon!"

Er sagte dies so drohend, daß sich Swjärjew zu kreuzigen und zu segnen begann. Es war ihm übel zu Mute.

„Gut, also morgen! Fröschchen wird mich an die Tafel rufen — zweifellos."

XIII.

In der zweiten Stunde erschien Pjernowski und rief Tjorkin sogleich zur Tafel.

Das erdfahle Gesicht Pjernowskis mit den spöttisch auf ihn gerichteten Augen trieb ihm das Blut in die Wangen. Seine Sehkraft umwölkte sich und mit zwei Sprüngen stand er am Katheder.

Die Laute eines Schimpfwortes dröhnten schallend durch die Luft . . . Der Lehrer sprang auf, hielt sich mit der Hand an der Kathederecke fest und stieß mit der andern Tjorkin zurück.

Das Ende vom Liede war, daß Tjorkin sofort in den Karzer abgeführt wurde.

Die Untersuchung begann. Das Sitzen im Karzer zog sich über zwei Wochen lang hin. Man fragte ihn aus, nahm den Thatbestand auf, drang in ihn, außer Swjärjew — der durch die Geschichte mit Wittich hineingeraten war — noch andere Teilnehmer an der Verschwörung anzugeben, mit der Drohung, daß man ihn andernfalls an seine Ortsbehörde abliefern würde, damit ihn diese mit Ruten züchtigen ließe, wie es sich mit widerspenstigen Bauern gehöre. Er blieb aber ein für allemal dabei: „Ich habe es selbst geplant. Weder Swjärjew noch jemand anders habe ich darin eingeweiht." Swjärjew konnte er aus der zweiten Sache nicht ganz herausreden, es war zu klar, daß sich dieser auch an Pjernowski rächen wollte.

Dem Vater Tjorkins, Iwan Prokopitsch, wurde keine Mitteilung gemacht, und dieser erfuhr länger als eine Woche nichts davon; dann schrieb ihm einer der Kameraden des Sohnes. Der Alte kam an, krank, ohne Geld, stürzte zum Direktor und fing in seiner stürmischen Weise an, in der Stadt herum zu laufen und über Ungerechtigkeit zu schreien.

Seinen Pflegesohn bekam er in den ersten Tagen nicht zu sehen.

Inzwischen erkrankte Wassili Tjorkin, nicht zum Schein, sondern in der That, und man legte ihn ins Lazaret des Pensionats in ein besonderes Zimmer, in das keiner der anderen Kranken eingelassen wurde.

Als man den Vater dann zuließ, bat er ihn inständig um Vergebung. „An Euch und Muttchen," er sprach mit den Seinen bäuerisch, „habe ich gar nicht gedacht, Väterchen, verzeiht. Mit meinem Unterricht ist es nun aus, darum bin ich aber noch nicht verloren. Ich werde Euch noch eine Stütze sein! Glaubt es mir!"

Als er dies sagte, dachte er keineswegs an Swjärjews Schwüre, die Alten mit Geld zu unterstützen. Daß dieser sein Wort halten würde, glaubte er selbst nicht recht, wie es sich auch später erwies.

Als Iwan Prokopitsch von seinem Pflegesohne Abschied nahm, sagte er zu ihm:

„Wassja! Du bist zwar nicht mein leibliches Kind, aber ganz mein eigenes!"

Die Mutter war ganz vernichtet, zerschlagen, sie weinte tagelang ganze Ströme. Das peinigte Tjorkin noch mehr, und sobald sein Vater nach Hause gereist war, erkrankte er um so heftiger. Obwohl er sich immer auf den Beinen hielt, stellte der Arzt doch eine Lungenentzündung fest.

Er fing an zu phantasiren. Eine ganze Woche lag er ohne Besinnung. Man begann um ihn besorgt zu werden.

Swjärjew wurde einfach auf Nimmerwiedersehen vom Gymnasium relegirt. Sein Vater und der Adelsmarschall des Gouvernements verwandten sich für ihn. Das Direktorium wollte aber nicht, daß die Geschichte mit Wittich herumkam. Wittich wurde seinerseits auf zwei Monate fortgeschickt, Pjernowski nahm selbst Urlaub und machte eine weite Reise nach dem Ural.

Nach der Krisis begann Tjorkin sich zu erholen, aber seine Eigenart, sein frisches braves Wesen und seine Heiterkeit waren dahin. Er fühlte sich wie ein andrer Mensch. Vor ihm — gähnte eine Kluft. Sein ganzes Leben war zerstört. Mit ihm würde man keine Umstände machen und den Vorschlag ausführen, den die Viper beim Ausschluß dem Direktor gemacht: ihn der Gouvernementsregierung zu überweisen, um ihn dem Ortsgericht auszuliefern, das ihm und dem „Aufwiegler", seinem Vater, zur Züchtigung würde hundert Hiebe aufzählen lassen, weil er sich für solchen Helden hielt.

Mit jedem Tage seiner fortschreitenden Genesung kam ihm deutlicher zum Bewußtsein, was ihm bevorstand. Erst wird er im Gemeindehause gepeitscht, dann in das Spritzenhaus gesperrt und schließlich durch Urteilsspruch in die Verbannung geschickt.

Dies stellte sich ihm deutlich in Bildern vor. Er sah die Fratzen aller Feinde Iwan Prokopitschs, sowohl der Führer, wie der Schreier der Gemeinde, hörte ihre Stimme in der Versammlung. Schon

lange atmen sie Gift und Galle gegen seinen Vater, da sie in ihrer Bosheit und Bornirtheit nicht verstehen, daß er der einzige Verfechter von Wahrheit und Gerechtigkeit ist. Vor solche Leute kommt nun die Sache ... Eine solche Gelegenheit, Iwan Prokopitsch zu erniedrigen und zu schädigen, darf man nicht vorübergehen lassen, und im Richteramt sitzen seine geschworenen Feinde: Paul Rassukin und Polykarp Steschkin. Das Haupt jener Menschen ist aber der Dummkopf, das üble Herzchen, Stefan Malmychski. Dieser tritt für jede schmutzige Sache ein, wenn er sich nur beim Vorstande beliebt machen kann.

Es war ihm weniger schrecklich seinetwegen, als wegen der Alten. Diese würde es töten. Iwan Prokopitsch ergibt sich nicht, braucht Gewalt, wird bestraft, vielleicht verbannt. Die Alte stirbt in Kummer und Elend.

Dann wurde er auch um sich selbst bange, in unbesieglicher Verzweiflung. Ganze Nächte lag er so in Qualen auf seiner Pritsche im Lazaret.

Für ihn gab es ja kein Recht! Man wird ihn peitschen! Dieses Wort vernimmt er Nächte hindurch, als ob es ihm jemand ins Ohr sagte. Bauer! Rechtloser! Verbannter auf Beschluß der Gemeindegenossen! Das ganze Gericht ist in der Wurzel angefressen. Und mit seinem Lebensdurst im Busen fühlt er nur Schande und Elend. Verlegt ist ihm der Weg zum Erfolg, zur Wissenschaft, zu allem, wofür er sich geeignet und berufen hielt.

Nach fünf Tagen solcher Qual kam ihm morgens der Gedanke:

„Besser ist's, ein Ende zu machen!"

Es schreckte ihn nicht. Wie schwer der Schlag auch für die Alten sein würde — der Selbstmord des Pflegesohns, es wäre doch nichts im Vergleich zu den Schmerzen, die sie erdulden müßten, wenn man ihn vor die Gemeinde schleppte, entehrte ...

Es gehört kein großer Mut dazu, mit sich selbst ein Ende zu machen.

Der Gedanke drang in sein Gehirn, wie ein Pfropfenzieher in den Pfropfen, stetig, hartnäckig, bis er mit aller Willenskraft nicht mehr zu entfernen war.

Ein Revolver war nicht zu haben. Ein Strick wohl eher, aber wie? Den Wärter bestechen? Bei ihm war es ein ausgedienter, störriger, halbtauber Unteroffizier, da hätte er schreien müssen. Von den Kameraden wurde keiner zu ihm gelassen.

Sein Kopf arbeitete Tag und Nacht. Die Sucht zu enden wuchs und ward seine unablässige Sorge. Die Genesung ging dabei schlecht voran, es traten wieder Bluthusten und Hitze ein, in der Nacht Phantasiren. Sein Zustand verschlimmerte sich; das galt ihm gleich — nur „aus dem Leben scheiden."

XIV.

Im Lazaret war ein Heilgehilfe Namens Tjerjentjew angestellt, ein Sprößling des Findelhauses. Diese Herkunft war Tjorkin längst bekannt und heimelte ihn an. Auch ihn würde seine Mutter wohl im Findelhause abgeliefert haben, wenn er nicht auf dem Dorfe, sondern in Moskau oder Petersburg zur Welt gekommen wäre. Tjerjentjew pflegte und bemitleidete ihn.

Der Arzt forderte vom Vorstand des Gymnasiums, daß sie ihn in Ruhe ließen, nicht in Schrecken setzten, auch nicht als Arrestanten behandelten.

Tjerjentjew gab Tjorkin Bücher, als er ihn in Trübsinn verfallen und ganze Tage schweigend daliegen sah. Im Hospital befand sich eine Hausapotheke nebenan in einem Durchgangszimmer.

Mit den Arzneien dieser Apotheke war Tjorkin gut bekannt. Meist waren es harmlose Mittel; in der Ecke stand indessen eine gehörige Phiole mit Opium.

Oft war der Schrank unverschlossen. Der Heilgehilfe konnte doch keinen Argwohn hegen. Sollte es einem Kranken einfallen, etwas Sprit zu entwenden und in sein Wasser zu gießen, so war er doch — kein Säufer, sondern vielmehr, seiner Meinung nach „eine wohlgeborene und feurige Natur."

Es wurde Tjorkin nicht schwer, das halbe Opium in ein Fläschchen abzugießen und die Phiole so in die Ecke zu rücken, daß sie nicht gleich in die Augen fiel.

Am Abend desselben Tages kam in der neunten Stunde der Arzt, maß die Temperatur, fragte nach dem Appetit und verordnete ein Schlafmittel.

Beim Fortgehen sagte er ihm, nachdem er den Heilgehilfen weggeschickt:

„Hören Sie, Tjorkin ... Bis Ostern kann ich Sie mit gutem Gewissen hier behalten. Aber nicht länger. Vielleicht, wenn Sie feierlich versprechen ...

„Wozu das!"

Der Arzt schien sich über seinen Gesichtsausdruck zu erschrecken und beeilte sich hinzuzufügen:

„Sie müssen vor allem Ihre Gesundheit wieder erlangen. Was auch mit Ihnen werden mag, das ist Ihr einziges Gut."

Um neun Uhr verließ ihn der Heilgehilfe; der Wärter schlief bei ihm im Vorzimmer. Um viertel auf zehn trank Tjorkin in einem Zuge den ganzen Inhalt des Fläschchens aus. Er hatte erst daran gedacht, zwei Briefe zu schreiben, den einen nach Hause, den andern an seine Kameraden; schließlich hatte er aber doch keinen geschrieben. Was sollte er groß erklären? Es war auch nichts daran gelegen, ob die Alten oder die Kameraden nach seinem Tode einen Brief erhielten.

Diesen erwartete er brav; seine Hand zitterte nicht, als er die dunkle Flüssigkeit in seinen Mund schüttete. Er vergoß keinen Tropfen, sondern schluckte alles.

Und er wartete und wartete — eine Vergiftung war nicht erfolgt. Es traten Anfälle ein — der Wärter lief zum Heilgehilfen; dieser erkannte sofort, was geschehen war, machte aber keine Anzeige. Er bat sogar den Arzt, die Sache zu vertuschen und nicht dem Direktor zu melden.

Der Arzt stimmte ein, bemerkte aber zu Tjorkin:

„Das hätten Sie uns doch nicht anthun sollen, Herr Tjorkin."

Weiter äußerte er nichts; er befahl aber dem Heilgehilfen, den Kranken noch sorgfältiger zu überwachen; er befragte ihn sogar unter vier Augen, ob keine Gefahr vorliege, daß in Tjorkins Gehirn ein Krankheitsprozeß beginne.

Tjerjentjew glaubte dies nicht, er machte sich aber die Worte des Arztes zu nutze.

„Wissen Sie was, Wassili Iwanowitsch," fing er einst an, als er abends auf der Bettkante bei dem Kranken saß, „ohne schwere Strafe kommen Sie bei Ihrem Charakter nicht durch . . . das fühlen Sie selbst . . . Sie haben nicht umsonst nach Ihrem Leben getrachtet. Ein Mittel," fuhr er fort, „Zeit zu gewinnen, vielleicht ganz zu entwischen, gäbe es wohl, das . . . das . . ."

Er sprach es nicht gleich aus.

„Was denn?" fragte Tjorkin, der nichts Wichtiges erwartete.

„Man könnte Ihren Zustand als unnormal bezeichnen, verstehen Sie? Unser Paul Sergjäjewitsch," — so hieß der Doktor — „hat einige Zweifel in dieser Beziehung . . ."

Der Heilgehilfe sah ihn lange und aufmerksam an. In seinen Augen lag der Wunsch, dem armen Schelm zu helfen, natürlich, ohne sich selbst bloßzustellen.

Tjorkin sagte nichts dazu. Tjerjentjews Worte fielen ihm jedoch schwer auf die Seele.

Noch zwei schlaflose Nächte — auch Chloral half nichts mehr — und das ganze, unerträgliche Elend, das ihn schon zum Selbstmordsversuch geführt hatte, suchte ihn wieder heim. Er sah wieder die Ruten des Gemeindegerichts, die Verschickung auf administrativem Wege.

Der Lazaretwärter kam an und fing an über etwas zu schelten. Tjorkin stürzte auf ihn zu, und wenn der Heilgehilfe nicht dazwischen gekommen wäre, er hätte den Alten gewürgt.

Seit diesem Tage war Tjerjentjew aufrichtig davon überzeugt, daß er an einer an Tobsucht grenzenden „Irritation" leide. Der Arzt neigte zu derselben Ansicht.

Die Krankheit schwand; Tjorkin aß und schlief besser, aber mit jedem Tage drückte er sich sonderbarer aus, sprach unzusammenhängende Dinge, wie der Wärter, der nicht ohne Grund vor ihm bange war, über ihn berichtete.

Noch nach zehn Jahren war sich Tjorkin nicht klar darüber, in welchem Verhältnis sein Zustand ein fingirter oder ein natürlicher war. In den ersten Tagen, nachdem er den Lazaretwärter angegriffen, und der Arzt so wie Tjerjentjew an seine Geisteszerrüttung zu glauben begannen, war höchstens ein Drittel Seelenkrankheit dabei, so daß er sich von Verstellung durchaus nicht frei sprechen konnte. In ihm hatte sich nur der eine furchtbare Gedanke festgesetzt:

Ein Untergang ist wie der andere! Doch ist es immer besser — da man im Lazaret doch nicht umkommen kann — die Stunde der Abrechnung dadurch hinauszuschieben, daß man sich in ein Irrenhaus bringen läßt. Entweder kann er dort Hand an sich legen, oder er wird auf eine Reihe von Jahren vor der entehrenden Züchtigung bewahrt. Schließlich lassen sie ihn wohl ganz in Ruhe und entlassen ihn als unschädlichen Geisteskranken.

Es wurde ihm ziemlich leicht, verschiedene Stückchen aufzuführen. Er war selbst über seine Talente in dieser Richtung erstaunt; besonders stürmische Dinge verübte er gar nicht, redete aber den ganzen Tag laut, sang oder schwieg hartnäckig und starrte auf einen Punkt . . . Tjerjentjew war schließlich ganz davon überzeugt, daß sein „junger Wohlthäter" richtig schwach sei.

Der Arzt befaßte sich praktisch nicht mit Psychiatrie, las aber, wie der Heilgehilfe auch „neue Bücher" und erkannte bei seiner Güte und Menschlichkeit hinreichende Gründe an, die bei einer so feurigen Natur wie Tjorkin das junge Seelenleben tief zerrütten konnten.

Ohne eine förmliche Untersuchung vorzunehmen, ließ er Tjorkin in das städtische Krankenhaus überführen, wo er ordinirender Arzt war, wenn auch in einer andern, der therapeutischen Abteilung.

Der Arzt der Irrenabteilung interessirte sich für Tjorkin. Er war ein Fanatiker seiner Wissenschaft, der in jedem Nervenkranken Geisteszerrüttung erkannte. Zu seinem Kummer war das Krankenhaus — in seiner Abteilung — seit alters her schlecht und schmutzig gehalten worden und konnte, bei dem Mangel an Mitteln und Gehilfen, auf keinen besseren Fuß gelangen. Die Dienerschaft hatte sich auch eine grobe Behandlung der Kranken angewöhnt. Das sollte Tjorkin gleich an sich selbst erfahren. Man brachte ihn ins Bad. Er hielt es wohl für nötig, „sich zu zeigen" und stieß einen Wärter. Dieser prügelte ihn. Er geriet in Wut und sie steckten ihn in die

Zwangsjacke, ehe der Arzt auf den Ruf des Heilgehilfen vom Tage erschienen war.

Man brachte ihn in keine Dunkelzelle, doch in einen Raum ohne Möbel, nur mit einer Matratze auf dem Boden, für Tobsüchtige, und begann ihn durch das Guckfenster an der Thür zu beobachten.

Das Liegen auf der schmutzigen Matratze ohne Bettzeug, sowie das Auf- und Ablaufen in dem engen, düsteren Loch quälten ihn so, daß er eine Aenderung seines Systems vornahm, dem Arzt Abbitte that und Stille gelobte.

Er hielt sein Wort, wobei er sich nicht besonders mit Verstellung abzumühen brauchte. Der Psychiater war davon überzeugt, daß er es bei ihm mit einer besonderen Form des sporadischen Affekts zu thun habe, der allerdings zur Manie ausarten, indessen auch zur Heilung führen könnte. Er erzählte schon überall, im Klub, bei Bekannten, bei Berufsgenossen davon, daß der junge Tjorkin Anfällen unterworfen sei, wenn sich im Verlauf einiger Monate zweimal Wutausbrüche einstellten.

So verstrichen noch zwei Monate. Plötzlich wurde der Psychiater als Direktor des eigentlichen Irrenhauses in ein benachbartes Gouvernement versetzt. Iwan Prokopitsch kam angereist und bat den Doktor, Wassia doch mit hin zu nehmen. Dem Vater gegenüber bewahrte Tjorkin düsteres Schweigen; es gelang ihm aber, ihm einen Zettel mit den drei Worten zuzustecken: „Papachen, alles vergeht.“

(Fortsetzung folgt.)

Küfer, reiche feurigen Burgunder.*)

Von **Holger Drachmann.**

Küfer, reiche feurigen Burgunder!
Nicht ein Gast mehr? Alle fortgeschreckt?
Reiche mir den Wein, doch ja nicht jenen,
Der wie Schwefel riecht, wie Tinte schmeckt!

Küfer, reiche feurigen Burgunder,
Den von achtzehnhundertsiebzig reich',
Den, auf den ich wahrlich dichten könnte
Achtzehnhundert gute Verse gleich.

Meine Gäste? — Wo sie hingekommen?
Und mein Geld? — Fort sind sie und dahin.
Geld und Gäste — alles ist zum —;
Doch ich habe Farbe noch am Kinn.

Noch erblüht für mich des Lebens Rose,
Atmet glühend noch die Sommerluft,
Und noch darf ich andachtsvoll sie küssen,
Noch erfreut mich ihr geliebter Duft.

Warum ich noch frisch bin und am Leben?
Ja, die Sache, leicht erklär' ich sie:
Gern mitunter trank ich gute Weine —
Wasser trank ich selten oder nie.

Diese Stadt erlebte gute Zeiten,
Doch benutzte leider sie nicht recht;
Sie hält edles Traubenblut auf Lager,
Nur für gutes Wasser sorgt sie schlecht.

Diese Seuche, die die Stadt verwüstet
Und im Lande rings hervor schon bricht,
Ist die Strafe nicht für gute Weine —
Nein — des schlechten Wassers Strafgericht!

*) Aus den Choleratagen Hamburgs.

Teß.

Von

Thomas Hardy.

(Fortsetzung.)

Inzwischen war der Postkutscher herangekommen und begann an dem erhitzten Körper des Pferdes herumzuzerren und ihn abzuschirren. Aber Prinz war bereits tot und da der Mann einsah, daß er hier direkt nichts mehr thun könne, kehrte er zu seinem Tier zurück, das indes unverletzt davongekommen war.

„Sie sind an der verkehrten Seite gefahren," schrie er. „Ich muß mit den Postsäcken weiter, so daß es am besten für Sie ist, wenn Sie mit Ihrer Fracht hier bleiben. Ich werde Ihnen, sobald ich kann, jemand zu Hilfe senden. Es wird bald Tag werden und zu fürchten haben Sie nichts."

Er stieg auf und setzte eilig seinen Weg fort, während Teß stehen blieb und wartete. Der Himmel wurde heller, die Vögel schüttelten sich in den Hecken, erhoben sich und zwitscherten; die Straße enthüllte ihr weißes Angesicht und Teß das ihre, das noch weißer war als jenes. Der große Pfuhl von Blut vor ihr nahm schon die Regenbogenfarbe des geronnenen an und, als die Sonne sich erhob, wurde das Licht in den verschiedensten Brechungen von ihm zurückgeworfen. Prinz lag auf der Seite still und starr, mit halb offenen Augen, mit dem Loch in seiner Brust, das kaum groß genug schien, allem, was ihn belebt hatte, einen Weg in die Außenwelt zu gewähren.

„Das ist meine Schuld — ganz allein die meine!" rief das Mädchen bei diesem Schauspiel aus. „Es gibt keine Entschuldigung für mich — keine. Wovon werden Vater und Mutter jetzt leben? Aby, Aby!" Sie schüttelte das Kind, welches das ganze Ereignis gesund verschlafen hatte. „Wir können nicht weiter — Prinz ist tot!"

Als Abraham sich das ganze Unglück vergegenwärtigt hatte, traten auf seinem Gesicht die Falten eines Fünfzigjährigen hervor.

„Und gestern tanzte und lachte ich nur!" schalt Teß sich selbst. „Welch eine Närrin war ich!"

„Das kommt daher, weil wir auf einem dunklen Stern sind und nicht auf einem hellen, nicht wahr, Teß?" murmelte Abraham durch seine Thränen hindurch.

Schweigend warteten sie während eines Zeitraums, der ihnen endlos schien. Zuletzt bewiesen ein Ton und etwas, das sich näherte, daß der Kutscher des Postkarrens sein Wort gehalten hatte. Ein Bauer aus dem nahen Stourcastle kam mit einem starken Hengst am Zügel; dieser wurde an der Stelle von Prinz an den Wagen mit den Bienenkörben gespannt und zog die Last Casterbridge zu.

Der Abend desselben Tages sah den leeren Wagen wieder an der Stätte des Unheils. Prinz war den ganzen Tag hier im Graben liegen geblieben; selbst der Blutfleck in der Mitte der Straße war noch sichtbar, obgleich verwischt und verscharrt durch die darüberfahrenden Wagen. Alles, was von Prinz übrig geblieben war, wurde nun auf den Wagen gehoben, den er früher gezogen hatte; und mit seinen Hufen in der Luft, die Eisen blitzend in der untergehenden Sonne, legte er das Dutzend Meilen bis Marlott zurück.

Teß war schon früher heimgekommen. Wie sie ihre Neuigkeiten vorbringen sollte, war mehr, als sie sich ausdenken konnte. Es war daher eine Erleichterung für sie, als sie in den Mienen ihrer Eltern las, daß sie mit ihrem Verlust schon bekannt waren, obgleich dies die Vorwürfe, die sie sich selbst machte, nicht verminderte, und sie fortfuhr, ihrer Unachtsamkeit wegen mit sich zu hadern.

Aber die Armseligkeit des ganzen Haushaltes milderte das Unglück und ließ es den einzelnen weniger empfinden, als in einer vorwärtsstrebenden Familie, obgleich es dort den Ruin bedeutete, während es hier nur eine Unbequemlichkeit gewesen wäre. Auf den Gesichtern der Durbeyfields machte sich von jener Röte des Zorns, welche auf das Mädchen herabgebrannt wäre, wenn ihre Eltern mehr Ehrgeiz für

sie behalten hätten, nichts bemerkbar. Niemand schalt Teß, wie sie sich selbst schalt.

Als sich herausstellte, daß der Schinder und der Henker für den Kadaver von Prinz seines hohen Alters wegen nur ein paar Schillinge geben wollten, erhob Durbeyfield sich zur Höhe der Situation.

„Nein," sagte er frisch, „ich will den alten Burschen nicht verkaufen. Als wir D'Urbervilles noch Ritter waren, haben wir unsere Streitrosse nicht für Katzenfleisch verkauft. Sie mögen ihre Schillinge behalten. Er hat mir zu seinen Lebzeiten gute Dienste geleistet; ich will jetzt, da er tot ist, keinen Nutzen mehr von ihm ziehen."

Am andern Tage arbeitete er härter, um für Prinz ein Grab im Garten zu graben, als er monatelang gearbeitet hatte, um etwas für seine Familie zu verdienen. Als das Loch fertig war, befestigten Durbeyfield und seine Frau einen Strick um das Pferd und schleppten es dorthin, während die Kinder den Leichenzug bildeten. Abraham und Liza-Lu seufzten, Hope und Modesty äußerten ihren Kummer in lautem Weinen, das von den Mauern widerhallte, und alle standen trauernd um das Grab, als endlich Prinz seine letzte Ruhe gefunden hatte. Derjenige, der sie mit Brot versorgt hatte, war von ihnen genommen worden; was sollten sie jetzt beginnen?

„Ist er in den Himmel gekommen?" fragte Abraham unter allgemeinem Schluchzen.

Dann begann Durbeyfield die Erde hinabzuschaufeln und die Kinder weinten aufs neue — alle, Teß ausgenommen. Ihr Antlitz war kalt und bleich, als ob sie sich selbst im Lichte einer Mörderin sähe.

V.

Das Handelsgeschäft, das hauptsächlich von dem Pferde abgehangen hatte, ging von nun an mehr und mehr zurück. Bedrängnis, wenn nicht Mangel und Elend winkten in der Zukunft. Durbeyfield war das, was man lokal einen schlaff geflochtenen Burschen nannte. Zeitweise hatte er Kraft genug, um flott zu schaffen; zu anderen Zeiten aber konnte man sich nicht darauf verlassen, daß er da war, wenn man nach ihm verlangte; und da er an die geregelte Arbeit des Tagesarbeiters nicht gewöhnt war, so hatte er auch nicht Ausdauer genug, wenn die Gelegenheit sie notwendig machte.

Teß als diejenige, die sie in dies Mißgeschick gebracht hatte, hätte inzwischen gerne gewußt, wie sie ihnen wieder aufhelfen könnte; und jetzt kam die Mutter mit ihrem Plan heraus.

„Wir müssen die schlechten wie die guten Chancen nehmen, wie sie sind, Teß!" sagte sie; „und niemals hätte Deine vornehme Abstammung zu einem gelegeneren Augenblick entdeckt werden können, als gerade jetzt. Du mußt Deine Freunde in Anspruch nehmen. Weißt Du, daß eine reiche Frau D'Urberville in der Vorstadt von The Chase wohnt, die unsere Verwandte sein muß? Du kannst jetzt zu ihr gehen, die Verwandtschaft geltend machen und sie um Hilfe in unserer Notlage bitten."

„Ich würde es nicht gerne thun," erwiderte Teß. „Wenn es wirklich eine solche Dame gibt, so würde es schon genug für uns sein, wenn sie uns freundlich gesinnt wäre, und wir sollten nicht von ihr erwarten, daß sie uns Hilfe brächte."

„Du kannst sie herumkriegen, daß sie etwas für uns thut, mein Kind!" entgegnete Frau Durbeyfield. „Nebenbei gesagt, vielleicht liegt mehr darin, als Du weißt. Ich habe gehört, was ich gehört habe!"

Unter dem Druck des Unrechts, das sie gethan hatte, war Teß gegen den Wunsch der Mutter nachgiebiger als sie es sonst vielleicht gewesen wäre; aber sie verstand es nicht, wie ihre Mutter eine so große Genugthuung im Hinblick auf ein Unternehmen finden konnte, das ihr selbst von so zweifelhaftem Nutzen schien. Ihre Mutter hatte vielleicht Nachforschungen angestellt und herausgebracht, daß jene Frau D'Urberville eine Dame von unvergleichlicher Liebenswürdigkeit und Tugend sei. Aber der Stolz machte Teß ihre Rolle als arme Verwandte zu einer ganz besonders abstoßenden.

„Ich würde lieber versuchen, Arbeit zu bekommen!" murmelte sie.

„Durbeyfield," sagte ihre Mutter, indem sie sich dem Hintergrunde zuwendete, wo er saß, „jetzt liegt die Sache an Dir. Wenn Du ihr sagst, daß sie gehen muß, so geht sie."

„Ich sehe nicht gerne," murrte er, „daß meine Kinder zu fremder Verwandtschaft gehen und sich diesen verpflichten. Ich bin das Haupt des edelsten Zweiges der Familie und ich muß demgemäß leben."

Diese Gründe zu bleiben, schienen Teß noch schlechter als ihre eigenen Bedenken zu gehen. „Gut," sagte sie kummervoll, „als ich das Pferd tötete, da nahm ich mir vor, daß ich etwas thun müsse. Ich mache mir nichts daraus, zu ihr zu gehen und ihr einen Besuch zu machen, aber Du mußt es mir überlassen, sie um Hilfe anzugehen. Und denke nicht mehr daran, sie zu veranlassen, eine gute Partie für mich zu suchen, das ist albern."

„Sehr gut gesagt, Teß!" bemerkte der Vater sententiös.

„Wer hat Dir verraten, daß ich solch einen Gedanken hätte?" fragte Joan.

„Ich erriet es, Mutter. Aber ich habe mich entschlossen zu gehen."

Schon in der Frühe erhob sie sich am andern Morgen und wanderte der Hügelstadt Shaston zu; von dort an benutzte sie einen Omnibus, der zweimal in der Woche von Shaston ostwärts nach Chase-

borough fuhr und nahe an Trantridge, dem Kirchspiel, in welchem die nebelhafte und geheimnisvolle Frau D'Urberville wohnen sollte, vorbeikam.

Teß Durbeyfields Weg an diesem denkwürdigen Morgen führte durch die nordöstlichen Hügelgelände des Thales, in welchem sie geboren war und in welchem sie ihr Leben verbracht hatte. Das Thal von Blackmoor war für sie die Welt, und ihre Bewohner die Rasse derselben. Von den Thoren und Steigen Marlotts hatte sie während ihrer wunderlichen Jugendzeit es der Länge nach hinaufgeblickt, und was ihr damals ein Geheimnis gewesen war, war es ihr jetzt nicht minder. Täglich hatte sie vom Fenster ihrer Kammer aus Türme, Dörfer, mattweiße Häuser gesehen und über allem, majestätisch auf der Höhe, die Stadt Shaston, deren Fenster in der Sonne blitzten, wie Lampen in der Nacht. Sie hatte den Ort niemals vorher besucht; nur ein kleiner Teil des Thales selbst und seiner Umgebung waren ihr bekannt durch einen flüchtigen Besuch. Noch viel weniger war sie außerhalb des Thales bekannt. Jede Kontur der umgebenden Hügel war ihr vertraut, wie das Gesicht ihrer Verwandten, aber was jenseits derselben lag, kannte sie nur aus dem Unterricht in der Dorfschule, in der sie bis zu der Zeit, in welche sie aus derselben ein oder zwei Jahre vorher geschieden war, stets einen der ersten Plätze eingenommen hatte.

In jenen Tagen war sie von anderen ihres Geschlechtes und Alters sehr geliebt worden und hatte man sie außerhalb des Dorfes stets mit zwei anderen, die fast desselben Alters waren, Seite an Seite von der Schule heimgehen sehen — Teß stets in der Mitte, mit langen, mageren Beinen in engen Strümpfen, die an den Knieen vom Herumrutschen auf den Straßen und Bänken beim Suchen nach vegetabilischen und mineralischen Schätzen stets einen lederartigen Fleck gehabt hatten; ihr damals erdfarbenes Haar hing ihr im Nacken in Form von zwei Topfhenkeln; die Arme der Mädchen ihr zur Seite schlangen sich um ihre Taille, wie die ihren um die Schultern ihrer Stützen.

Als Teß älter wurde und sah, wie die Sachen standen, wie schwer es wurde, die Familie zu ernähren und durchzubringen, überkam sie eine ganz malthusianische Empfindung gegen ihre Mutter, die ihr so viele kleine Schwestern und Brüder schenkte. Die Einsicht derselben glich ganz der eines glücklichen Kindes: Joan Durbeyfield war nur ein Familienglied mehr und nicht einmal das älteste jener, die vertrauensvoll auf die Hilfe der Vorsehung warteten.

Wie es zuging, wußte sie selbst nicht, später aber faßte sie eine lebhafte Zuneigung zu den Kleinen und, um ihnen zu helfen, arbeitete sie, sobald sie die Schule verlassen hatte, auf den benachbarten Bauernhöfen mit beim Heu oder bei der Ernte, mit Vorliebe indes bei der Milchwirtschaft oder beim Buttern, in denen sie einige Erfahrung gesammelt hatte, als ihr Vater noch selbst Kühe hatte; und da sie anstellig war, so zeichnete sie sich in dieser Art Arbeit bald aus.

Jeder Tag schien einen Teil der Familienlast mehr auf ihre jungen Schultern zu legen, und daß Teß die Repräsentantin der Durbeyfields im Hause D'Urberville sein müsse, war selbstverständlich.

Zu Trantridge Croß verließ sie den Omnibus und erstieg zu Fuß einen Hügel in der Richtung auf The Chase zu, in dessen Nähe, wie sie erfragt hatte, die Besitzung Frau D'Urbervilles The Slopes lag. Es war kein schloßartiger Landsitz im gewöhnlichen Sinne des Wortes mit Feldern und Wiesen und einem verdrießlichen Farmer, aus dem der Besitzer mit Ach und Krach den Lebensbedarf für sich und seine Familie herauszupressen hatte; es war mehr, weit mehr: Ein Landhaus, errichtet allein für Luxuszwecke, ohne einen Acker schweißgedüngten Bodens, ausgestattet mit allem, was für Vergnügungszwecke nötig ist und zu einer kleinen lustigen Farm gehört, die in der Hand des Eigentümers bleibt und nur durch einen Verwalter bewirtschaftet wird.

Das aus roten Backsteinen erbaute Thorhaus, bis zu den Dachrinnen mit Immergrün umkleidet, kam zuerst in Sicht. Teß glaubte, daß dies das Schloß selbst sei, bis sie, nachdem sie mit einigem Herzklopfen durch eine Seitenpforte eingetreten war und weiter voraus einen Punkt erreicht hatte, wo der Weg eine Wendung machte, plötzlich das Landhaus in seiner ganzen Ausdehnung vor sich erblickte. Es war von modischer Bauart — in der That fast neu — und hatte dieselbe reiche rote Farbe, die einen so angenehmen Kontrast mit dem ewigen Grün des Pförtnerhauses bildete. In der Ferne hinter dem Hause breitete die sanft blaue Landschaft von The Chase sich aus, ein wirklich ehrwürdiges Stück Waldland, einer der wenigen, übriggebliebenen Forste von unzweifelhaft vorgeschichtlicher Herkunft, in welchem die Mistel der Druiden noch auf uralten Eichen gefunden wurde und ungeheuere Eiben, die keine Menschenhand gepflanzt hatte, wuchsen, wie sie gewachsen waren, als noch Bogen aus ihnen geschnitten wurden. Diese Waldaltertümer lagen indes außerhalb der unmittelbaren Grenzen des Gutes, obgleich sie von The Slopes aus sichtbar waren.

Alles in diesem versteckt liegenden Besitztum glänzte, trieb und gedieh. Aecker mit Glashäusern streckten ihre Abhänge hinab bis zu dem Gebüsch an ihrem Fuße. Die Ställe, zum Teil verdeckt durch österreichische Tannen und immergrüne Eichen, und ausgestattet mit den neuesten Einrichtungen,

sahen aus wie Filialkirchen. Auf dem großen Platze war ein reich geschmücktes Zelt aufgeschlagen, dessen Eingang offen stand.

Die einfache Teß starrte und staunte in verwirrter Stellung an der Ecke des gefegten Kiesplatzes. Ihre Füße hatten sie bis hierher getragen, ohne daß sie sich recht klar darüber geworden, wo sie sich befand; und jetzt war alles so anders, als sie erwartet hatte.

„Ich dachte, wir wären eine alte Familie," sagte sie aufrichtig, „aber hier ist ja alles neu." Sie wünschte im Augenblick nichts mehr, als daß sie nicht so bereitwillig auf den Plan ihrer Mutter eingegangen wäre, „die Verwandtschaft in Anspruch zu nehmen", und sich bemüht hätte, Hilfe näher der Heimat zu finden.

Die D'Urbervilles — oder Stoke-D'Urbervilles, wie sie sich anfangs genannt hatten — denen dies alles gehörte, waren eine Familie, die man gewöhnlich in einem so altmodischen Teil des Landes nicht findet. Der Pfarrer Tringham hatte die Wahrheit gesagt, als er behauptete, unser saumseliger John Durbeyfield sei der einzige, der die alte Familie der D'Urberville im Lande oder in der Nachbarschaft vertrete; er hätte, wie er sehr gut wußte, hinzusetzen können, daß die Stoke-D'Urbervilles ebenso wenig D'Urbervilles vom alten Geschlecht waren als er selbst. Es muß indes zugegeben werden, daß diese Familie einen sehr guten Stamm abgab, um einen Namen darauf zu pfropfen, der sehr einer solchen Renovation bedurfte.

Als der alte Herr Simon Stoke, der kürzlich gestorben war, sein Vermögen als ehrenwerter Kaufmann — einige sagten als Wucherer — im Norden erworben hatte, war ihm der Gedanke gekommen, als Landmann im Süden Englands weit von dem Distrikt entfernt, wo er seine Geschäfte gemacht hatte, sich anzusiedeln. Um seinen Plan auszuführen, hatte er die Notwendigkeit empfunden, sich mit einem Namen zu empfehlen, der ihn mit dem schlauen Handelsmann der Vergangenheit nicht zu sehr verband und weniger gewöhnlich war als sein kahler, rauher, durch Geburt ihm überkommener. Als er eine Stunde lang die Seiten des Werkes durchblätterte, das sich mit den erloschenen, halberloschenen, verschollenen und ruinirten Familien jenes Teils von England beschäftigte, in welchem er sich niederzulassen beabsichtigte, kam er zur Ueberzeugung, daß D'Urberville so gut aussah und so gut klang wie nur irgend ein anderes entsprechendes Wort! Und D'Urberville wurde demgemäß seinem eigenen Namen und dem seiner Erben für ewige Zeiten hinzugefügt. Er war indes kein extravagant gesinnter Mann in dieser Sache; und indem er seinen Stammbaum auf der neuen Basis errichtete, war er vernünftig genug, bei Bildung seiner Zwischenheiraten und aristokratischer Glieder niemals auch nur einen Namen über einen Rang von absoluter Gleichgiltigkeit zu setzen.

Ueber dies Werk der Phantasie waren die arme Teß und ihre Eltern natürlich in Unkenntnis — sehr zu ihrem eigenen Schaden; denn in der That war die Möglichkeit einer solchen Aneignung ihnen völlig unbekannt, und sie nahmen eben an, daß ein Familienname durch die Natur verliehen werde, wenn auch Schönheit ein Geschenk des Glückes sein mochte.

Teß zögerte wie ein Badegast, der seinen Sprung ins Wasser machen soll, und wußte nicht recht, ob sie sich zurückziehen oder weiterschreiten solle, als eine Gestalt von dem dunklen dreieckigen Eingang des Zeltes her sich näherte. Es war diejenige eines großen, jungen Mannes, der rauchte.

Er hatte eine fast schwarzbraune Farbe und volle Lippen, die eine schlechte Form hatten, trotzdem sie rot und weich waren, und über diesen einen wohlgepflegten schwarzen Schnurrbart mit gelockten Spitzen, obgleich sein Alter das vierundzwanzigste Jahr nicht übersteigen konnte. Trotz der rohen Züge in den Konturen, prägte eine seltene Kraft im Gesicht und in den kalten, unruhigen Augen des Herrn sich aus.

„Nun, schöne Dame, womit kann ich Ihnen dienen?" fragte er, näher kommend. „Hoffentlich bin ich kein Stein des Anstoßes für Sie!" setzte er hinzu, als er ihre Verwirrung bemerkte. „Ich bin D'Urberville. Wollen Sie mich oder meine Mutter sprechen?"

Diese Erscheinung eines D'Urberville und Namensvetters unterschieden sich noch mehr von dem, was Teß erwartet hatte, als das Haus und der Grund und Boden. Sie hatte von einem ältlichen und würdevollen Antlitz geträumt, von einer Verklärung der D'Urbervilleschen Züge, von Furchen mit Fleisch gewordenen Erinnerungen, welche in Hieroglyphenschrift die jahrhundertelange Geschichte Englands und ihrer Familie wiederspiegelten. Aber sie erinnerte sich gewaltsam an den Zweck ihres Kommens, da sie nun doch einmal nicht mehr zurück konnte, und sagte:

„Ich möchte gerne Ihre Mutter sprechen, mein Herr!"

„Ich bedaure, daß Sie sie nicht sehen können, sie ist Patient," erwiderte der gegenwärtige Repräsentant des falschen Hauses — denn das war Herr Alec, der einzige Sohn des kürzlich verstorbenen Herrn. „Kann ich Ihr Anliegen nicht beantworten? In welcher Angelegenheit wollen Sie sie sprechen?"

„Geschäftlich will ich sie nicht sprechen. Es handelt sich um — ich kann es kaum sagen um was!"

„Doch nicht um irgend ein Vergnügen?"

„Ach nein! Aber wenn ich es Ihnen sagte, so könnte es scheinen —"

Teß' Empfindung für die komische Seite ihres

Irrtums wurde jetzt so stark, daß sie trotz ihrer Scheu gegen ihn und trotz ihres Unbehagens, hier zu sein, ihre Lippen zu einem Lächeln verzog, das dem braunen Alexander sehr anziehend schien.

„Es ist sehr närrisch,“ stotterte sie. „Ich fürchte, ich darf es Ihnen nicht sagen.“

„Das macht nichts! Ich habe eine Vorliebe für närrische Dinge. Versuchen Sie es nur!“ erwiderte er herablassend.

„Mutter bat mich, hierher zu gehen,“ fuhr Teß fort. „Und in der That schien mir ebenfalls gut, es zu thun. Aber ich habe nicht gedacht, daß ich es hier so finden würde. Ich bin hierher gekommen, um Ihnen zu sagen, daß wir aus derselben Familie sind wie Sie!“

„Arme Verwandte also?“

„Ja!“

„Stokes?“

„Nein, D'Urbervilles!“

„Ja, ja, ich meine D'Urbervilles!“

„Unser Name ist in Durbeyfield abgeändert worden, aber wir haben verschiedene Beweise, daß wir D'Urberville sind. Altertumsforscher halten uns dafür; und wir haben ein altes Siegel mit einem springenden Löwen auf einem Schild und einem Schloß über demselben. Wir haben auch einen sehr alten Silberlöffel, dessen Höhlung einer Schaufel gleicht und der mit demselben Schloß gezeichnet ist. Aber er ist so schlecht, daß Mutter ihn gebraucht, um die Erbsensuppe einzurühren.“

„Ein silbernes Schloß ist mein Helmschmuck,“ sagte er sanft, „und mein Wappen ein springender Löwe.“

„Deshalb meinte meine Mutter, wir müßten uns mit Ihnen bekannt machen — da wir unser Pferd durch einen unglücklichen Zufall verloren haben — und der älteste Zweig der Familie sind.“

„Sehr gütig von Ihrer Mutter, das ist sicher. Und ich für meine Person bedaure diesen Schritt nicht.“

Alec sah Teß bei diesen Worten an und in einer Weise, welche sie ein wenig erröten machte.

„Deshalb sind Sie also zu uns, als Ihren Verwandten, zu einem freundschaftlichen Besuch gekommen?“ setzte er hinzu.

„Nur deshalb!“ erwiderte Teß stockend und abermals unsicher aufblickend.

„Nun — das ist ja schön! Und wo wohnen Sie? Was sind Sie?“

Sie gab ihm kurz Auskunft und als Antwort auf weitere Fragen sagte sie ihm, daß sie mit demselben Wagen zurückkehren wolle, mit dem sie gekommen sei.

„Es vergeht noch geraume Zeit, bis er nach Trantridge zurückkehrt. Ich schlage vor, wir machen einen Spaziergang durch das Gut, um uns zu unterhalten, mein hübsches Bäsle.“

Teß wünschte ihren Besuch so viel als möglich abzukürzen, aber der junge Mann drängte sie und deshalb willigte sie schließlich ein, ihn zu begleiten. Er führte sie über die Lichtungen und freien Plätze, vorbei an den Blumenbeeten und Gewächshäusern und dann in den Fruchtgarten, wo er sie fragte, ob sie Stachelbeeren äße.

„Ja,“ antwortete Teß, „wenn sie reif sind.“

„Sie sind schon reif.“

D'Urberville begann die besten Früchte für sie zu pflücken und übergab sie ihr, sobald er sich bücken mußte; und dann, nachdem er ein besonders schönes Exemplar der Britisch-Queen Varietät ausgewählt hatte, erhob er sich und hielt es mit dem Stengel vor ihren Mund.

„Nein, nein!“ sagte sie, nachdem sie ihre Finger zwischen seine Hand und ihre Lippen gesteckt hatte. „Ich möchte sie lieber selbst nehmen.“

„Unsinn!“ beharrte er, und ein wenig zerstreut öffnete sie ihre Lippen und nahm die Beere.

Eine Weile waren sie so planlos herumgewandert, indem Teß halb vergnügt, halb widerstrebend alles aß, was D'Urberville ihr darbot. Als sie satt war, füllte er ihr die Taschen mit Früchten, und darauf gingen sie zu den Rosenbüschen, von denen er die schönsten Blüten abbrach, damit sie sie an ihren Busen stecke. Sie gehorchte wie im Traum und als sie keine mehr anbringen konnte, befestigte er mehrere Knospen an ihren Hut und füllte im Uebermaß seiner Güte ihren Korb mit andern. Dann sagte er auf seine Uhr sehend: „Wenn Sie jetzt etwas gegessen haben, wird es Zeit für Sie sein zu gehen, im Falle Sie den Omnibus nach Shaston zu benützen wünschen. Kommen Sie nur, ich will sehen, was ich Gutes für Sie auftreiben kann.“

Stoke-D'Urberville führte sie zu dem Kiesplatz zurück und in das Zelt, wo er sie allein ließ; in kurzer Zeit erschien er indes wieder mit einem leichten Frühstückskorb, welchen er selbst vor ihr ausleerte. Es war offenbar der Wunsch des Herrn, in dem angenehmen tête-à-tête durch die Dienerschaft nicht gestört zu werden.

„Genirt es Sie, daß ich rauche?“ fragte er.

„O durchaus nicht!“

Durch die Rauchwolken, welche das Zelt erfüllten, beobachtete er, wie hübsch sie, ohne es zu wissen, aß. Die Fülle ihrer Erscheinung und die Schnelligkeit, mit der sie gewachsen war, gaben ihr ein frauenhaftes Aussehen über ihre Jahre hinaus. Sie hatte das Gesicht ihrer Mutter geerbt, ohne daß deren Charakter sich darin aussprach. Es hatte sie dies zuweilen beunruhigt, bis gute Freunde ihr gesagt hatten, daß das ein Fehler sei, den die Zeit schon bessern werde.

Ihr Frühstück war bald beendet.

„Jetzt will ich heimgehen," sagte sie sich erhebend.

„Und wie heißen Sie?" fragte er, als er sie den Weg entlang begleitete, bis das Haus hinter ihnen verschwunden war.

„Dort drunten in Marlott — Teß Durbeyfield."

„Und Sie sagen, Ihre Leute haben ihr Pferd verloren?"

„Ich — tötete es!" antwortete sie, während ihre Augen sich mit Thränen füllten, als sie die Einzelheiten vom Ende des armen Prinz zum besten gab. „Ich weiß nicht, was Vater jetzt anfangen soll."

„Ich werde darüber nachdenken, ob ich nicht etwas für ihn thun kann. Meine Mutter muß irgend ein Unterkommen für Sie suchen. Aber, Teß, kein Unsinn mehr mit D'Urberville! Nur Durbeyfield! Sie wissen — das ist ein ganz anderer Name."

„Ich wünsche keinen besseren, mein Herr!" sagte sie nicht ohne Würde.

Einen Augenblick, nur einen Augenblick, als sie an der Wendung des Weges zwischen den großen Rhododendren und Koniferen sich befanden und das Thorhaus in Sicht kam, wendete er sein Gesicht dem ihren zu, als ob er — aber, nein: er besann sich und hielt es für vorteilhafter, sie gehen zu lassen.

Als D'Urberville das Zelt wieder erreicht hatte, setzte er sich rittlings auf einen Stuhl und dachte mit einem vergnügten Ausdruck in seinem Gesicht nach. Dann brach er in ein lautes Lachen aus und sagte:

„Was für ein verfluchter Unsinn! Aber — was für ein reizendes Mädchen!"

VI.

Teß ging den Hügel nach Trantridge Croß hinab und wartete zerstreut, bis sie ihren Platz in dem Omnibus einnehmen konnte, der von Chaseborough nach Shaston zurückkehrte. Sie wurde sich nicht bewußt, was die anderen Passagiere zu ihr sagten, obgleich sie ihnen antwortete. Als man wieder abgefahren war, saß sie da mit einem Blick, der nicht nach außen, sondern nach innen gewendet war.

Einer unter den Mitpassagieren wendete sich mit mehr Nachdruck an sie, als irgend ein anderer vorher gesprochen hatte:

„Sie gleichen ja förmlich einem Blumenstrauß! Woher haben Sie denn die schönen Rosen zu dieser Jahreszeit?"

Erst jetzt bemerkte sie, welch einen sonderbaren Anblick sie ihren überraschten Gefährten darbot: Rosen an ihrer Brust, Rosen auf ihrem Hut, Rosen und Stachelbeeren in ihrem Korb, so viel er nur fassen konnte. Sie errötete und erwiderte verwirrt, daß die Blumen ihr geschenkt worden seien. Als die Passagiere fortsahen, entfernte sie die Blumen, die am meisten hervorstachen, von ihrem Hut, legte sie in ihren Korb und bedeckte sie mit dem Taschentuch. Dann versank sie wieder in Gedanken. Der Dorn einer Rose, die sie an der Brust behalten hatte, ritzte sie zufällig am Kinn, als sie niedersah. Wie alle Dorfbewohner des Blackmoorthales, war Teß in Phantasien und abergläubischen Vorstellungen aufgezogen worden; sie glaubte die kleine Wunde für ein schlechtes Omen halten zu müssen — das erste dieses Tages.

Der Omnibus ging nicht weiter als bis Shaston; von dieser Bergstadt bis ins Thal von Marlott waren für den Fußgänger noch mehrere Meilen zurückzulegen. Die Mutter hatte Teß daher geraten, im Hause einer bekannten Frau zu bleiben, wenn sie sich zu ermüdet fühlen sollte, um heim zu kommen. Teß befolgte diesen Rat und ging erst am folgenden Nachmittage heim.

Als sie das Haus betrat, bemerkte sie sofort an dem triumphirenden Aussehen ihrer Mutter, daß irgend etwas inzwischen sich ereignet haben mußte.

„O ja, ich weiß alles! Ich sagte Dir, alles würde gut gehen und nun ist es schon eingetroffen."

„Seit ich fort gewesen bin? Was ist denn passirt?" fragte Teß erschöpft.

Ihre Mutter sah mit einem höchst zufriedenen Blick an ihr auf und hinunter und fuhr dann scherzend fort:

„Du hast sie also herumgebracht?"

„Wie weißt Du das, Mutter?"

„Ich habe einen Brief erhalten."

Teß erinnerte sich jetzt, daß der Zeit nach es wohl möglich gewesen.

„Sie sagen — das heißt Frau D'Urberville sagt, daß sie Dich zur Aufsicht für ihren Geflügelhof wünscht, der ihr Steckenpferd ist. Aber das ist nur ein geschickter Weg, um Dich dort zu haben, ohne Dir Hoffnungen zu machen. Sie will Dich als Verwandte anerkennen — das ist der ganze Witz."

„Aber ich habe sie ja gar nicht gesehen!"

„Irgend jemand wirst Du vermutlich doch angetroffen haben."

„Ich sah ihren Sohn."

„Begrüßte er Dich als Verwandte?"

„Nun ja — er nannte mich Bäsle!"

„Das ahnte ich! Jacky — er nannte sie Bäsle!" rief Joan ihrem Manne zu. „Nun gut, selbstverständlich, er sprach mit seiner Mutter und sie wünscht Dich dort!"

„Aber ich weiß nicht, ob ich im stande bin, das Geflügel richtig zu behandeln," sagte Teß unsicher.

„Dann weiß ich nicht, wer dazu im stande wäre! Du bist in einem Geschäftshause geboren und darin aufgewachsen. Diejenigen, welche von Kind auf an mit Arbeiten vertraut sind, finden sich leichter hinein

als die Faulenzer. Nebenbei, da kannst Du gerade zeigen, daß Du Dich keineswegs besonders verbunden fühlst!"

„Alles in allem glaube ich doch nicht, daß ich gehen muß," erwiderte Teß gedankenvoll. „Wer schrieb den Brief? Willst Du ihn mir nicht einmal zeigen?"

„Frau D'Urberville schrieb ihn. Hier ist er."

Der Brief setzte Frau Durbeyfield kurz in Kenntnis, daß die Hilfe ihrer Tochter jener Dame bei der Pflege ihres Hühnerhofes sehr nützlich sein würde, daß ein hübsches Zimmer für sie hergerichtet werden solle, wenn sie käme, und ihr Gehalt zu ihrer Zufriedenheit bemessen werden könne.

„O, das ist — alles?" fragte Teß.

„Du kannst doch nicht erwarten, daß sie kommt, um Dich zu umarmen und Dich zu küssen."

Teß sah bedrückt aus dem Fenster.

„Ich würde lieber hier bei Dir und Vater bleiben," sagte sie schließlich.

„Aber warum denn?"

„Ich würde es Dir lieber nicht sagen, Mutter. Ich weiß selbst nicht recht warum."

Eine Woche später kam sie eines Abends heim, nachdem sie vergebens leichte Arbeit in der nächsten Nachbarschaft gesucht hatte. Es war ihr Plan gewesen, während des Sommers so viel Geld zu verdienen, um ein anderes Pferd kaufen zu können. Kaum hatte sie die Schwelle überschritten, als eins der Kinder quer durch das Zimmer tanzte und ausrief:

„Der Herr ist hier gewesen."

Die Mutter beeilte sich eine Erklärung zu geben, während jeder Zoll an ihr lachte. Der Sohn der Frau D'Urberville habe zu Pferde vorgesprochen, nachdem er zufällig in die Richtung auf Marlott zu geritten sei. Er hätte endlich im Namen seiner Mutter wissen wollen, ob Teß kommen könne, den Geflügelhof der alten Dame zu besorgen, oder nicht. Der Bursche, der bisher das Hühnervolk beaufsichtigt habe, sei als unzuverlässig entlassen worden. „Herr D'Urberville sagte, Du müßtest ein gutes Mädchen sein, wenn Du so wärst, wie Du aussähst; er glaubte, Du müßtest Dein Gewicht in Gold wert sein. Um die Wahrheit zu sagen — er interessirt sich sehr für Dich."

Teß schien im Augenblick wirklich gern zu hören, daß sie so sehr die gute Meinung eines Fremden gewonnen, als sie in ihrer eigenen Achtung so tief gesunken war.

„Es ist sehr gütig von ihm, so zu denken," murmelte sie, „und wenn ich ganz sicher wäre, daß es dort auszuhalten ist, würde ich schon dorthin gehen."

„Er ist ein sehr hübscher Mensch."

„Meiner Meinung nach nicht," antwortete Teß kalt.

„Ob er es ist oder nicht, Du kannst jedenfalls Dein Glück dort machen. Ich habe gesehen, daß er einen sehr schönen Diamantring trägt."

„Ja," rief der kleine Abraham lustig von der Fensterbank her, „ich habe ihn gesehen! Er funkelte, als er seine Hand zu seinem Schnurrbart emporhob. Mutter, warum hob unser großer Vetter seine Hand immer zu seinem Schnurrbart empor?"

„Welche Einfälle das Kind hat!" rief Frau Durbeyfield mit geheimer Bewunderung.

„Vielleicht um seinen Diamantring zu zeigen," murmelte Sir John mürrisch von seinem Stuhl her.

„Ich will es mir überlegen," sagte Teß, indem sie das Zimmer verließ.

„Sicher, sie hat eine Eroberung an dem jüngeren Zweig unserer Familie gemacht, ganz unbedingt," fuhr die Matrone zu ihrem Manne gewendet fort, „und sie ist närrisch, wenn sie nicht darauf eingeht."

„Ich würde lieber sehen, wenn meine Kinder bei mir blieben," antwortete der Handelsmann. „Da ich das Haupt der Familie bin, sollten auch die übrigen zu mir kommen."

„Laß sie nur gehen, Jacky," schmeichelte sein armes, gedankenloses Weib. „Er hat den Narren an ihr gefressen, das ist ja deutlich genug. Er nannte sie Bäsle! Er wird sie gern heiraten und eine Dame aus ihr machen; und dann wird sie sein, was ihre Vorfahren waren."

John Durbeyfield hatte mehr Einsicht als Energie und Gesundheit und diese Vermutung gefiel ihm.

„Nun, vielleicht beabsichtigt das der junge Herr D'Urberville," setzte er hinzu; „jedenfalls muß er sich ernste Gedanken über die Verbesserung seines Blutes machen, wenn er sich mit der alten Linie verbindet. Teß, dieser kleine Schelm! Sollte sie ihm wirklich zu diesem Ende einen Besuch gemacht haben?"

Inzwischen ging Teß gedankenvoll zwischen den Johannisbeerbüschen im Garten und beim Grabe von Prinz herum. Als sie wieder hereinkam, verfolgte die Mutter ihren Vorteil weiter.

„Nun, was willst Du thun?" fragte sie.

„Ich wollte, ich hätte Frau D'Urberville gesehen," antwortete Teß.

„Nun, ich denke, Du wirst Die Sache in Ordnung bringen; dann wirst Du sie ja bald genug sehen."

Der Vater hustete in seinem Stuhl.

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll," erwiderte das Mädchen ruhelos. „Es ist eure Sache, die Entscheidung zu treffen. Ich habe das alte Pferd umgebracht und meiner Meinung nach muß ich etwas thun, um euch ein neues zu verschaffen. Aber — ich habe keine besondere Neigung, zu Frau D'Urberville zu gehen."

Die Kinder, welche den Gedanken gefaßt hatten,

daß Teß bei ihren wohlhabenden Verwandten (denn sie bildeten sich ein, daß dies die Gründer der andern Familie seien), gleichsam zum Trost für den Verlust des Pferdes, Aufnahme finden solle, begannen zu schreien, als Teß widerstrebte, und begannen ihr Vorwürfe zu machen.

„Teß will nicht ge—e—ehen und eine Da—a—ame werden. Nei—ei—ein, sie sagt, sie wi—i—ill nicht! Und wi—i—ir sollen kein hü—ü—übsches neues Pferd haben und kein Geld, um uns e—e—etwas auf dem Ma—a—arkt zu kaufen."

Ihre Mutter stieß in dasselbe Horn, nur der Vater bewahrte eine neutrale Haltung.

„Ich will gehen," sagte Teß zuletzt.

Ihre Mutter konnte ihre Genugthuung über die Heiratsvision nicht unterdrücken, die jetzt durch die Einwilligung des Mädchens wieder heraufbeschworen wurde.

„Das ist recht! Für ein hübsches Mädchen, wie Du es bist, bietet sich hier eine schöne Chance."

Teß lächelte unsicher.

„Hoffentlich ist es eine Chance, Geld zu verdienen; eine andere gibt es nicht. Du thätest gut, über die einfältige Geschichte nichts im Dorfe zu sagen."

Frau Durbeyfield versprach nichts. Sie war keineswegs sicher, ob sie nach den Bemerkungen ihres Pseudoverwandten nicht zu stolz sein würde, um schweigen zu können.

So war alles geordnet; und dem Uebereinkommen gemäß schrieb das junge Mädchen, daß sie jeden Tag bereit sei zu kommen, wenn man sie holen wolle. Sie wurde umgehend davon unterrichtet, daß Frau D'Urberville über ihren Entschluß sehr erfreut sei und daß ein Wagen gesendet werden solle, um sie und ihr Gepäck thalaufwärts zu befördern — und zwar am dritten Tage, an welchem sie sich zur Abreise bereit halten müsse. Die Handschrift der Frau D'Urberville hatte abermals einen sehr männlichen Charakter.

„Einen Wagen?" murmelte Joan Durbeyfield. „Für eine Verwandte hätte es auch wohl eine Kutsche sein können!"

Nachdem sie einmal ihren Entschluß gefaßt hatte, war Teß weniger ruhelos und zerstreut und ging ihren Geschäften mit mehr Zuversicht nach, zumal wenn sie daran dachte, daß sie durch eine wenig beschwerliche Arbeit ihren Vater vielleicht bald in den Besitz eines andern Pferdes werde bringen können. Sie hatte gehofft, Lehrerin in einer Schule werden zu können, aber das Schicksal schien es anders beschlossen zu haben. Da sie geistig älter wie ihre Mutter war, so nahm sie die Hoffnungen der Frau Durbeyfield nicht einen Augenblick für ernst. Die sanguinische Frau hatte fast schon von der Geburt ihrer Tochter an für diese gute Partien in Aussicht gehabt.

VII.

Am Morgen, der für die Abreise festgesetzt worden, war Teß schon vor Tagesanbruch wach — schon in jener Randminute der Dunkelheit, in welcher der Wald noch still ist und nur ein prophetischer Vogel mit heller Stimme singt, daß er allein es wisse, wann der Tag anbreche, und alles andere schweigt, als ob es nicht weniger überzeugt sei, daß er sich irre. Sie blieb oben, um bis zur Frühstückszeit zu packen, und kam dann in ihren gewöhnlichen Alltagskleidern herunter, da sie ihren Sonntagsstaat vorsichtig in ihrem Koffer in Sicherheit gebracht hatte.

Ihre Mutter schalt: „Was, Du willst Dich nicht besser herausputzen, als mit dem Tand da, wenn Du Deine Verwandten besuchst?"

„Ich gehe, um Arbeit zu suchen!" erwiderte Teß.

„Nun ja!" entgegnete Frau Durbeyfield und fügte dann in vertraulichem Tone hinzu: „Jedenfalls muß man anfangs so thun; ich glaube indes, daß es klüger ist, wenn Du Dich sogleich von der besten Seite zeigst."

„Nun gut, Du mußt es am besten wissen!" erwiderte Teß ruhig und ergeben.

Und um ihren Eltern einen Gefallen zu thun, gab sie sich ganz in Joans Hand, indem sie hinzufügte: „Thu mit mir, was Du willst, Mutter!"

Frau Durbeyfield war über die Willfährigkeit nur zu erfreut. Zuerst nahm sie eine große Schüssel und wusch Teß' Haar mit einer solchen Sorgfalt, daß, als es getrocknet und gebürstet war, es aussah, als sei es doppelt so stark als gewöhnlich; mit einem doppelt so breiten Band als an anderen Tagen knüpfte sie es schließlich auf. Dann zog sie ihr das weiße Kleid an, das Teß beim Klubausflug getragen hatte, so daß sie jetzt, zumal mit der kunstvolleren und vergrößerten Coiffure, für ihr Alter sehr entwickelt aussah und man sie wohl für ein reifes Weib hätte halten können, obgleich sie nicht viel mehr als ein Kind war.

„Ich glaube, es ist ein Loch in der Ferse meines Strumpfes," sagte Teß.

„Das macht nichts — es kann nicht sprechen! Als ich ein Mädchen war, hätte der Teufel selbst mich meinetwegen in kaputen Strümpfen finden können, wenn ich nur einen hübschen Hut hatte."

Der Stolz der Mutter auf das Aussehen ihrer Tochter war so groß, daß sie, wie ein Maler von seinem Bilde, zurücktrat, um ihr Werk im ganzen zu überschauen und es auf seine Wirkung hin zu prüfen.

„Du mußt Dich selbst sehen," rief sie. „Du siehst besser aus, als irgend jemals vorher!"

Da der Spiegel nicht groß genug war, um mehr als einen Teil von Teß' Figur auf einmal zurückzu-

werfen, so hing Frau Durbeyfield ein schwarzes Kleid hinaus, um einen großen Reflektor aus den Fensterscheiben zu machen, wie es die Gewohnheit geschmückter Landleute ist. Dann ging sie hinab zu ihrem Manne, der in dem untern Zimmer saß.

„Ich will Dir was sagen, Durbeyfield," rief sie aufgeregt, „er wird nimmer das Herz haben, sie nicht zu lieben. Aber wenn Du etwas thun willst, so hüte Dich, zu viel zu Teß von seiner Narrheit für sie und von der Chance zu reden, die sich ihr jetzt bietet. Sie ist ein so sonderbares Mädchen, daß es sie gegen ihn oder gegen ihre Abreise dorthin — selbst jetzt noch — einnehmen könnte. Wenn alles gut geht, so will ich es schon einrichten, daß es so wieder mit uns wird, wie der Pastor aus Stapsort Lane, der liebe gute Mann, es von uns gesagt hat."

Als der Augenblick der Abreise näher kam und die erste Erregung über Teß' Erscheinung vorüber war, tauchte indes im Gemüt Joan Durbeyfields ein kleiner Zweifel auf. Er veranlaßte die alte Frau zu sagen, daß sie eine kleine Strecke mitgehen würde — bis zu jenem Punkt, wo das Thal zu der Außenwelt empor zu steigen begann. Auf der Höhe sollte Teß mit dem Wagen, der von den Stoke-D'Urbervilles gesandt wurde, zusammentreffen, und ihr Gepäck war bereits durch einen Burschen mit einer Karre auf den Hügel gefahren worden, damit alles fertig sei.

Als die kleinen Kinder sahen, daß ihre Mutter den Hut aufsetzte, begannen alle zu schreien, daß sie auch mitgehen möchten.

„Wir wollen auch eine kleine Strecke mit der Schwester gehen, wenn sie fort will, um unseren vornehmen Vetter zu heiraten und schöne Kleider zu tragen."

„Jetzt will ich aber nichts mehr von der Sache hören!" rief Teß errötend und sich rasch umwendend. „Mutter, wie konntest Du ihnen überhaupt solche Dummheiten in den Kopf setzen?"

„Sie geht in Dienst zu unseren reichen Verwandten," sagte Frau Durbeyfield friedfertig, „um Geld zu verdienen, damit wir ein neues Pferd kriegen."

„Leb wohl, Vater!" rief Teß mit gepreßter Stimme.

„Leb wohl, mein Mädchen!" erwiderte Sir John, indem er seinen Kopf erhob und aus dem Schlummer erwachte, der durch die kleine Aufregung zu Ehren dieses Morgens herbeigeführt worden war. „Nun, ich denke, mein junger Freund wird eine so hübsche Probe seines eigenen Blutes zu schätzen wissen. Und sag ihm, Teß, daß ich, da wir nun einmal von unserer früheren Größe herabgekommen sind, ihm den Titel verkaufen — ja, ihn verkaufen will — und zu keinem unvernünftigen Preise."

„Jedenfalls aber nicht für weniger, als für tausend Pfund!" rief Frau Durbeyfield.

„Ja, sag ihm — ich will ihn abtreten für tausend Pfund. Ja, ich kann ihn auch noch billiger ausgeben, wenn ich recht darüber nachdenke. Er wird ihn besser in Ehren halten können als ein armer, geschlagener Mensch, wie ich es bin. Sag ihm, er kann ihn schon für hundert haben. Ich bin nicht eigensinnig, er kann ihn schon für zwanzig Pfund haben. Ja, auch für zwanzig Pfund — das ist aber der niedrigste Preis. Der Teufel hol's, Familienehre ist nun einmal Familienehre, und für weniger als das — um keinen Pfennig!"

Teß' Augen standen zu sehr voll Thränen und ihre Stimme war zu gebrochen, als daß sie die Empfindungen hätte äußern können, von denen sie bewegt wurde. Sie wandte sich schnell ab und eilte hinaus.

Die Mädchen und ihre Mutter gingen zusammen mit, ein Kind an jeder Seite von Teß, sie an der Hand haltend und von Zeit zu Zeit nachdenklich zu ihr aufsehend, wie zu jemand, der auf dem Wege war, große Dinge zu unternehmen. Die Mutter folgte unmittelbar hinter ihr mit dem kleinsten. Die Gruppe bildete ein Bild ehrenhafter Schönheit, mit der Unschuld als Führerin und der hohlköpfigen Eitelkeit als Gefolge. Sie verfolgten den Weg, bis sie den Anfang des Aufstieges erreichten, an dessen Höhe der Wagen wartete, der sie aufnehmen sollte. Niemand war droben zu sehen, als der Bursche, der mit Teß' Sachen vorausgeschickt worden war und, auf dem Koffer mit den weltlichen Besitztümern des jungen Mädchens sitzend, mißmutig wartete.

„Bleibe hier nur noch ein wenig," sagte die Mutter, „der Wagen wird ohne Zweifel bald kommen, so lange haben wir noch Zeit. — Aber da droben ist er schon!"

Er näherte sich in der That schnell von einem Hügel des zunächst liegenden Oberlandes her und machte schließlich neben dem Knaben mit dem Koffer Halt. Mutter und Kinder beschlossen, hier umzukehren; Teß verabschiedete sich daher rasch von ihnen und stieg den Hügel hinan.

Die Zurückbleibenden sahen ihre weiße Gestalt dem Wagen sich nähern, auf welchem ihr Gepäck bereits Platz gefunden hatte. Aber ehe sie ihn noch ganz hatte erreichen können, schoß ein zweites Gefährt aus der Baumgruppe auf dem Hügel hervor, machte auf der Straße Kehrt und hielt dann neben Teß an, die mit großer Ueberraschung zu ihm hinaufsah.

Ihre Mutter bemerkte zuerst, daß das zweite Gefährt kein gemeiner Transportwagen wie der erste, sondern ein jungelnagelneuer Gig oder Dog-cart und auf das schönste gefirnißt und ausgestattet war. Der Kutscher schien ein junger Mann von drei- bis vierundzwanzig Jahren zu sein und hielt eine Cigarre zwischen den Zähnen; er trug eine Dandymütze, ein

Jaquet von dickem Tuch und Beinkleider aus demselben Stoff, ein weißes Halstuch, Stehkragen und braune Fahrhandschuhe — kurz, es war der hübsche, jockeyähnliche, junge Stutzer, der Joan ein oder zwei Wochen vorher besucht hatte, um ihre Antwort über Teß' Entscheidung zu holen.

Frau Durbeyfield schlug in die Hände wie ein Kind. Dann sah sie zum Himmel empor, dann zur Erde. Konnte sie noch in Zweifel darüber sein, was dies zu bedeuten hatte?

„Ist das der vornehme Vetter, der die Schwester zur Dame machen will?“ fragte das jüngste Kind.

Inzwischen konnte man die in Musselin gehüllte Gestalt von Teß still und schweigend neben der Equipage stehen sehen, deren Eigentümer lebhaft auf sie einsprach. Ihre anscheinende Unentschlossenheit war indes thatsächlich mehr als Unentschlossenheit — es war eine direkte Ablehnung. Sie zog den gewöhnlichen Karren vor. Der junge Mann stieg ab und schien ihr lebhaft zuzureden, sie möge aufsteigen. Sie wandte ihr Antlitz hügelabwärts ihren Verwandten zu und betrachtete die kleine Gruppe. Plötzlich schien etwas ihre Entscheidung zu beschleunigen; wahrscheinlich dachte sie daran, daß sie das Pferd getötet habe. Schnell stieg sie auf, er setzte sich neben sie und trieb unmittelbar darauf das Pferd an. In einem Augenblick hatten sie den niedrigen Karren mit dem Koffer hinter sich zurückgelassen und verschwanden hinter der Schulter des Hügels.

Als Teß außer Sicht war und das Interesse an der Sache, wie nach Schluß eines Dramas, nachließ, füllten sich die Augen der Kleinen mit Thränen. Das jüngste Kind sagte: „Ich wollte, die arme, arme Teß wäre nicht fortgegangen, um eine Lady zu werden!“ und indem es die Mundwinkel herabzog, brach es in Weinen aus. Dieser neue Gesichtspunkt war ansteckend, das nächste Kind machte es ebenso, schließlich auch das dritte, so daß alle laut schluchzten.

Auch in Joan Durbeyfields Augen standen Thränen, als sie Kehrt machte, um heimzugehen. Während der Zeit aber, die sie gebrauchte, um ins Dorf zurückzukommen, hatte sie sich bereits getröstet. Während der Nacht im Bett aber seufzte sie und ihr Gatte fragte, aus welcher Ursache.

„Ach, ich weiß es selbst nicht genau,“ antwortete sie. „Ich dachte, es wäre doch vielleicht besser gewesen, wenn Teß nicht gegangen wäre.“

„Hast Du nicht Zeit genug gehabt, vorher daran zu denken?“

„Nun ja, es ist eine gute Gelegenheit für das Mädchen! — Wäre die Sache noch nicht entschieden, möchte ich sie nicht eher gehen lassen, als bis ich herausgebracht hätte, ob der Herr wirklich ein gutherziger, junger Mann ist und über sie wie eine Verwandte wachen wird.“

„Ja, es wäre vielleicht Deine Pflicht gewesen, das herauszubringen,“ schnarchte Sir John.

Joan Durbeyfield wußte die Sache indes immer so zu wenden, daß irgend etwas sie tröstete:

„Nun, als eine Tochter desselben Geschlechts muß sie ihren Weg schon mit ihm machen, wenn sie ihre Trümpfe recht ausspielt. Und wenn er sie nicht gleich heiratet, so doch sicher später; denn daß er ganz Feuer und Flamme für sie ist, das kann man mit dem halben Auge sehen.“

„Was ist ihre Trumpfkarte? Ihr D'Urbervilleblut?“

„Ach was, Dummkopf! Ihr Gesicht — das meine ich!“

VIII.

Sobald Alex D'Urberville neben Teß saß, fuhr er schnell den Kamm des ersten Hügels entlang und machte seiner Gefährtin allerlei Komplimente, während der Wagen mit dem Koffer weit zurückblieb. Nach jeder Seite dehnte eine ungeheure Landschaft sich aus — hinter ihnen das grüne Thal, in welchem Teß geboren war, vor ihnen eine graue Gegend, von welcher das junge Mädchen nichts kannte, als was sie bei ihrem ersten kurzen Besuch in Trantridge gesehen hatte. So erreichten sie den Rand einer Senkung, welcher die Straße in langem, geradem Abstieg von ungefähr einer Meile Länge folgte.

Seit dem Unglück mit dem Pferde ihres Vaters war Teß Durbeyfield, so wenig es ihr sonst auch an Mut gebrach, in Betreff alles dessen, was sich auf Wägen bezog, sehr furchtsam geworden; die jetzt beginnende Unregelmäßigkeit in der Bewegung regte sie auf. Eine gewisse Launenhaftigkeit ihres Herrn in der Art, das Pferd zu lenken, begann ihr Unbehagen zu verursachen.

„Hoffentlich werden Sie abwärts langsamer fahren?“ sagte sie mit einem Versuch, unbefangen zu scheinen.

D'Urberville sah sie aufmerksam an, ließ seine Cigarre zwischen den Spitzen seiner großen weißen Mittelzähne auf und ab wippen und erlaubte seinen Lippen, matt zu lächeln.

„Wie, Teß,“ sagte er, nachdem er ein oder zweimal den Rauch in die Luft hinausgeblasen hatte, „kann das ein tapferes, lustiges Mädel wie Sie fragen? Abwärts fahre ich immer in vollem Galopp. Das wird Sie doch nicht beunruhigen?“

„Aber jetzt haben Sie es doch vielleicht nicht nötig?“

„Ach,“ sagte er, indem er sein Haupt schüttelte, „es gehören immer zwei zum Kauf. Es handelt sich nicht um mich allein, Tib muß auch in Rechnung

gezogen werden und sie hat ein sehr halsstarriges Temperament."

„Wer?"

„Nun, die Stute. Wenn ich mich nicht täusche, sah sie gerade eben in sehr grimmiger Laune sich nach mir um. Bemerkten Sie es nicht?"

„Versuchen Sie nicht, mir Furcht einzujagen!" erwiderte Teß strenge.

„Das thue ich auch ja gar nicht. Wenn irgend ein Lebender dies Pferd bändigen kann, so bin ich es — ich behaupte nicht, daß jemand es kann — aber wenn überhaupt jemand die Kraft hat, so bin ich es."

„Warum halten Sie dann solch ein Pferd?"

„Das darf man allerdings wohl fragen. Es war mein Schicksal, glaube ich. Tib hat bereits einen Burschen getötet, und nun, nachdem ich sie gekauft habe, hätte sie mich auch fast getötet. Und dann auf mein Wort, habe ich sie beinahe umgebracht. Aber sie ist noch empfindlich, sehr empfindlich, und das Leben dessen, der hinter ihr sitzt, ist nicht sehr sicher."

Sie begannen gerade abwärts sich zu bewegen. Offenbar kannte das Pferd, das entweder seiner eigenen Neigung oder der seines Führers folgte — das letztere war wahrscheinlicher — die regellose Aufführung, die man von ihm erwartete, so gut, daß es einer Anspornung von hinten gar nicht mehr bedurfte.

Hinab, hinab, immer weiter hinab! Die Speichen und Räder summten wie ein Kreisel, der Dog-cart flog bald links, bald rechts, die Gestalt des Pferdes hob und senkte sich vor ihnen wie eine Welle. Zuweilen schwebte, wie es schien, auf eine Strecke von vielen Ellen ein Rad ganz in der Luft; zuweilen wurde ein Stein in blitzschnellem Wirbel über die Hecke gesendet und Funken stoben unter dem Huf des Pferdes. Die Straße wurde länger und länger, je weiter man kam, und die Bänke teilten sich wie ein gespalteter Stock; häufig stießen die Fahrenden mit den Schultern gegen einander.

Der Wind blies Teß durch den weißen Musselin bis auf die Haut und ihr Haar wirbelte lang hinter ihr her. Sie war entschlossen, ihre Furcht nicht offen zu zeigen, aber sie umklammerte den Arm D'Urbervilles, mit welchem er die Zügel regierte.

„Lassen Sie meinen Arm los! Wir werden herausgeschleudert werden, wenn Sie das nicht thun! Fassen Sie mich um den Leib!"

Sie gehorchte ihm und wirklich erreichten sie ungefährdet den ebenen Thalboden.

„Gerettet, Gott sei Dank, trotz Ihrer Narrheit!" rief Teß, das Antlitz in Feuer getaucht.

„Teß, pfui! Das ist eine Uebertreibung."

„Das ist die Wahrheit."

„Nun, so hätten Sie nicht nötig gehabt, den Halt, den Sie an mir gehabt haben, so gänzlich ohne Dank fahren zu lassen, wenn Sie sich wirklich in Gefahr geglaubt haben."

Sie hatte gar nicht daran gedacht, welche Freiheit sie sich eigentlich genommen; sie hatte sich unwillkürlich an ihm festgehalten und nicht darnach gefragt, ob er Mann oder Weib, Stock oder Stein sei. Sobald sie ihre Selbstbeherrschung wieder gefunden, saß sie stumm neben ihrem Gefährten, und so erreichten sie den Gipfel eines andern Hügels.

„Nun denn, nochmals!" sagte D'Urberville.

„Nein, nein," erwiderte Teß. „Bitte, seien Sie vernünftiger."

„Aber wenn man sich auf einem der höchsten Punkte der Gegend befindet, so muß man doch wieder hinunter."

Er lockerte die Zügel und fort ging es ein zweitesmal. D'Urberville wendete ihr sein Antlitz zu, als sie abermals hin und her geworfen wurden, und sagte mit spottendem Uebermut: „Nun, meine Schöne, weshalb legen Sie denn Ihren Arm nicht wieder um mich wie vorher?"

„Niemals!" sagte Teß und hielt sich, ohne ihn zu berühren, fest, so gut sie konnte.

„Wenn ich einen Kuß auf diese erdbeerfarbenen Lippen oder auch nur auf diese warme Wange drücken darf, Teß, so will ich langsamer fahren — auf mein Wort, ganz gewiß!"

Teß, über alle Maßen überrascht, rückte auf ihrem Sitz noch weiter zurück, worauf er das Pferd aufs neue antrieb und sie noch mehr durch einander schüttelte.

„Kann denn sonst nichts Sie erweichen?" schrie sie zuletzt verzweifelt, während sie ihn mit ihren großen Augen wie ein wildes Tier ansah. Offenbar war es nur von schlechten Folgen, daß ihre Mutter sie so hübsch hergerichtet hatte.

„Nichts, teure Teß!" erwiderte er.

„O, ich weiß nicht," keuchte sie elend. „Ich kann nicht!"

Er zog die Zügel an und als sie langsamer fuhren, war er schon auf dem Punkt, seinen Willen zu erreichen, als sie sich beiseite bog. Da seine Hände durch die Zügel festgehalten wurden, so blieb ihm keine Möglichkeit, ihrem Manöver zuvorzukommen.

„Nun denn, verflucht, so mögen wir beide zum Teufel gehen!" schwor ihr eigensinniger, leidenschaftlicher Gefährte.

„Gut," sagte Teß, „ich will mich nicht bewegen, wenn Sie so entschlossen sind. Aber — ich dachte, Sie würden mehr Rücksicht auf mich nehmen und als mein Verwandter mich schützen und ehren!"

„Der Henker hole die Verwandtschaft jetzt!"

„Ich lasse mich von niemand küssen!" klagte sie, während eine große Thräne über ihr Gesicht rollte

und ihre Mundwinkel bei ihrem Bestreben, nicht zu schreien, zu zittern begannen. „Ich wäre nicht gekommen, wenn ich das gewußt hätte."

Er war unerbittlich; ihr blieb also nichts anderes übrig, als still zu halten, und so erzwang er in der That den Kuß. Sobald sie ihn empfangen hatte, errötete sie über und über, nahm ihr Taschentuch heraus und rieb die Stelle auf ihrer Wange, die er mit seinen Lippen berührt hatte. Das stachelte seine Erregung nur noch mehr.

„Sie sind sehr empfindlich für ein Bauernmädchen!" sagte der junge Mann.

Teß gab auf diese Bemerkung, deren Absicht sie nicht verstand, keine Antwort; ohne an einen Verweis zu denken, hatte sie, nur von ihrem Instinkt geleitet, ihre Wange berührt. Sie hatte, so weit so etwas physisch möglich war, den Kuß nicht gegeben. Mit einem dumpfen Gefühl, daß er beleidigt sei, schaute sie anhaltend voraus, als sie so eine halbe Stunde weiter trotteten, bis sie zu ihrem Schrecken bemerkte, daß abermals ein Abhang vor ihnen lag.

„Sie werden traurig darüber sein!" sagte er, ihre Gedanken erratend, in einem Ton, als fühle er sich noch immer beleidigt und ließ aufs neue die Peitsche knallen. „Ausgenommen, Sie entschließen sich freiwillig, es mich noch 'mal thun zu lassen, und dann kein Taschentuch."

Sie seufzte. „Nun gut, mein Herr!" sagte sie. „O, lassen Sie mich erst meinen Hut holen."

In dem Augenblick, als sie sprach, war ihr der Hut ab- und auf die Straße geweht worden, denn die Eile, mit der sie auf dem Hochlande dahinfuhren, war keineswegs gering. D'Urberville sprang ab und sagte, er würde ihn für sie holen; gleichzeitig war Teß aber auch bereits auf der andern Seite hinabgeklettert.

Sie wendete sich um und hob den Flüchtling auf.

„Sie sehen, meiner Seel', ohne ihn besser aus als mit ihm — ist es möglich!" sagte er, sie über das Hinterteil des Wagens hinweg aufmerksam betrachtend. „Nun denn, flott, steigen Sie hinauf! — Was soll denn das heißen?"

Teß hatte den Hut wieder aufgesetzt, aber rührte sich nicht vom Fleck.

„Nein, Herr," sagte sie, während das Rot und das Elfenbein ihres Mundes wieder erschienen und ihr Auge im unverhohlenen Triumph blitzte, „nicht noch einmal, so weit ich es machen kann."

„Was, Sie wollen Ihren Platz neben mir nicht wieder einnehmen?"

„Nein, ich werde gehen."

„Es sind immer noch fünf oder sechs Meilen bis Trantridge."

„Das macht nichts, wenn es auch ein Dutzend wären. Nebenbei bemerkt, ist ja auch noch der Koffer zurück."

„Sie sind ein sehr schlaues Frauenzimmer! Sagen Sie aufrichtig, haben Sie den Hut nicht mit Absicht fortwehen lassen? Ich will einen Eid darauf leisten, daß Sie es gethan haben."

Ihr kluges Schweigen bestätigte seinen Verdacht.

Dann begann er zu fluchen und sie zu beschwören und versuchte alles, was ihm nur einfiel, um sie andern Sinnes zu machen. Indem er plötzlich das Pferd wendete, versuchte er, es zurück zu treiben und Teß so zwischen die Hecke und das Gig zu bringen. Er konnte indes seine Absicht nicht ausführen, ohne sie zu verletzen.

„Sie sollten sich schämen, solche Worte zu gebrauchen!" rief Teß zornig von der Höhe des Zaunes herab, auf welchen sie geklettert war. „Ich will nichts von Ihnen! Ich hasse und verabscheue Sie! Ich will heim zu Mutter, sofort!"

D'Urbervilles schlechte Laune heiterte sich auf, als er die ihre wahrnahm. Schließlich lachte er herzlich.

„Gut," sagte er, „Sie gefallen mir um so besser. Schließen wir Frieden! Ich will Ihnen nichts mehr thun. Ich schwöre es Ihnen jetzt bei meinem Leben."

Teß konnte indes nicht veranlaßt werden, wieder aufzusteigen. Sie hatte aber nichts dagegen, daß er neben ihr herfuhr; so rückten sie langsamen Schrittes gegen das Dorf Trantridge vor. Von Zeit zu Zeit zeigte D'Urberville eine Art stolzer Traurigkeit bei dem ermüdenden Marsch, zu dem er sie durch sein schlechtes Benehmen getrieben hatte. Sie hätte ihm in Wahrheit jetzt vielleicht glauben dürfen, aber sie hatte das Vertrauen zu ihm verloren und blieb zu Fuß, um darüber nachzudenken, ob es nicht besser sei, zu ihrer Mutter zurückzukehren. Sie hatte indes ihren Entschluß einmal gefaßt und es schien ihr schwach selbst bis zur Kinderei, ihn jetzt aufzugeben, wenn nicht aus ernsteren Gründen! Wie konnte sie vor das Antlitz ihrer Eltern treten, ihr Gepäck zurückbringen und den ganzen Plan, um ihre Familie wieder aufzurichten, aus einem so sentimentalen Grunde fallen lassen?

Wenige Minuten später kamen die Schornsteine von The Slopes und in einem engen Winkel zur Rechten der Hühnerhof und Teß' neues Amtshaus in Sicht.

IX.

Die Geflügelgemeinde, zu deren Herrscher, Hüter, Amme, Arzt und Freund Teß bestellt war, hatte ihr Hauptquartier in einem alten mit Stroh gedeckten Häuschen in einem Winkel, der einst als Garten gedient hatte, jetzt aber ein zertretenes, sandiges Viereck bildete. Es war übersponnen mit Epheu, und der Schornstein war durch die Zweige dieses Schlinggewächses zu einem ruinenhaften Turm vergrößert worden. Die unteren Räume waren völlig den Hühnern überlassen, die darin herumliefen, als ge-

hörten sie ihnen und als seien sie es, die sie gebaut hätten, und nicht gewisse Zinspächter, die jetzt im Osten und im Westen auf dem Kirchhof lagen. Die Nachkommen dieser ehemaligen Besitzer hatten es als eine Herabsetzung ihrer Familie empfunden, als dies Haus, das sie so lieb gehabt, das ihren Vorfahren so viel Geld gekostet und das mehrere Generationen in ihrem Besitz gewesen, bevor die D'Urbervilles sich eingefunden und hier gebaut hatten, von Frau Stoke-D'Urberville, sobald es gesetzlich in ihren Besitz übergegangen, gleichgiltig zu einem Hühnerhaus gemacht worden war. „In Großvaters Zeiten war es gut genug für Christen," sagten sie, „jetzt beschmutzen unwürdige Tiere es."

In den Zimmern, in welchen Dutzende von Kindern in ihren ersten Lebensjahren geweilt hatten, hallte es jetzt wider von dem Lärm heranwachsender Küken. Abgesperrte Hühner nahmen mit ihren Körben Plätze ein, wo früher Stühle standen, welche gesetzte Landleute trugen. Die Kaminecke und der einst sausende Herd waren jetzt mit umgekehrten Bienenkörben gefüllt, in welche die Hühner ihre Eier legten, während die Plätze vor den Thüren, welche jeder folgende Haushälter sorgsam mit dem Spaten in Ordnung gehalten hatte, durch das Geflügel in eine Wüstenei verwandelt worden waren.

Der Garten, in welchem das Gebäude lag, war von einer Mauer umgeben und nur zugänglich durch ein Thor.

Als Teß am andern Morgen etwa eine Stunde sich damit beschäftigt hatte, die Einrichtung nach den Ideen zu ändern und zu verbessern, die sie als die Tochter eines Hühnerzüchters von Beruf mitgebracht hatte, öffnete sich das Thor in der Mauer und eine Magd in weißer Mütze und weißer Schürze trat ein. Sie kam, wie Teß bemerkt hatte, vom Herrenhause.

„Frau D'Urberville wünscht die Hühner, wie sie es gewohnt ist!" sagte sie und setzte, als sie bemerkte, daß Teß sie nicht ganz verstand, hinzu: „Die gnädige Frau ist eine alte Dame und blind!"

„Blind!" rief Teß.

Fast bevor noch ihre Ahnungen und Befürchtungen, welche durch diese Mitteilung in ihr erregt wurden, Zeit gehabt hatten, Gestalt zu gewinnen, nahm sie auf Anordnung ihrer Kollegin zwei der schönsten Hamburger in die Hand und folgte jener, die ebenfalls zwei Hühner mitgenommen hatte, zu dem naheliegenden Herrenhause, welches, obgleich es prächtig und imposant aussah, an dieser Seite überall verriet, daß irgend ein Bewohner dieser Zimmer von Liebe zu den vernunftlosen Tieren sehr in Anspruch genommen sei, denn überall flogen Federn herum und standen Hühnerkörbe auf dem Rasen.

Im Wohnzimmer des Erdgeschoßes saß in einem Armstuhl mit dem Rücken gegen das Licht die Eigentümerin und Herrin dieses Gutes, eine weißhaarige Frau in einer großen Kappe und etwa gegen sechzig Jahre alt. Sie hatte das bewegliche Gesicht, wie es solche zu besitzen pflegen, deren Sehvermögen nach und nach abgenommen hat, um das sie mühsam gekämpft und das sie widerstrebend verloren gegeben haben, während bei solchen Personen, die schon lange blind gewesen oder blind geboren sind, eine ruhige Miene vorherrschend ist. Teß ging auf diese Dame mit ihrer gefiederten Bürde — eine Henne auf jedem Arm — zu.

„Ach ja, Sie sind das junge Mädchen, das mein Geflügel beaufsichtigen will?" fragte Frau D'Urberville, als sie einen unbekannten Schritt gehört hatte. „Ich hoffe, Sie werden es freundlich behandeln. Mein Verwalter sagt mir, daß Sie sehr für dieses Amt geeignet seien. Nun, wo sind sie denn? Ah, das ist Brut! Er ist kaum so lebendig heute als sonst, nicht wahr? Ich glaube er ist beunruhigt, glaube ich, weil eine Fremde ihn in Händen hat. Und Phana auch? Ihr seid ein wenig erschreckt, nicht wahr, meine Lieben? Aber sie werden sich bald an Sie gewöhnen."

Während die alte Dame sprach, hatten Teß und das andere Mädchen, ihren Gesten folgend, die Hühner einzeln in ihren Schoß gelegt; sie hatte sie vom Kopf bis zum Schwanz zärtlich gestreichelt und ihre Schnäbel, ihre Kämme, ihre Flügel und Klauen genau untersucht. Sie brauchte sie nur anzurühren, um sie sofort zu erkennen und zu entdecken, ob irgend eine Feder verbogen oder beschmutzt war. Sie befühlte ihre Kröpfe und wußte sofort, was sie und ob zu viel oder zu wenig gefressen hatten. Ihr Antlitz spielte aufs lebhafteste die kritischen Vorgänge in ihrem Gemüt wieder.

Die Vögel, welche die beiden Mädchen hereingebracht hatten, wurden sofort wieder in den Hof zurückgetragen und der Prozeß wiederholte sich, bis alle Hühner und Hähne — Hamburger, Bantams, Cochinchinas, Brahmaputras und Dorkings und alle anderen Arten, die gerade Mode waren — vor der alten Dame Revue passirt hatten.

Der ganze Akt erinnerte Teß an eine Konfirmation, bei der Frau D'Urberville den Bischof, das Geflügel die Konfirmanden und sie und die Magd den Pfarrer und den Kuraten des Kirchspiels darstellten. Am Ende der Zeremonie fragte Frau D'Urberville Teß plötzlich, während alle Falten und Runzeln in Bewegung kamen:

„Können Sie pfeifen?"

„Pfeifen, Madame?"

„Ja, Lieder pfeifen!"

Teß konnte wie die meisten Landmädchen pfeifen, obgleich nicht so vollendet, daß sie es in guter Ge-

sellschaft gerne zugab. Sie gestand indes sanft, wie es sich der Wahrheit gemäß verhielt.

„Dann müssen Sie sich jeden Tag üben. Ich hatte einen Burschen, der sehr gut pfiff, aber er ist fort. Ich möchte gern, daß Sie meinen Gimpeln etwas vorpfiffen; da ich sie nicht sehen kann, höre ich sie wenigstens gerne, und wir bringen ihnen auf diese Weise einige Melodien bei. Zeige ihr, wo die Käfige sind, Elisabeth. Sie müssen gleich morgen beginnen, sonst gehen sie in ihrer Kunst gleich zurück. Schon seit mehreren Tagen sind sie vernachlässigt worden."

„Herr D'Urberville hat ihnen diesen Morgen etwas vorgepfiffen, Madame," sagte Elisabeth.

„Ach, was!"

Das Gesicht der alten Dame verzog sich verdrießlich und eine andere Entgegnung erfolgte nicht.

Auf diese Weise war die Visite von Teß bei ihrer sonderbaren Verwandten beendet und das Geflügel wurde in sein Quartier zurückgebracht. Die Ueberraschung des Mädchens über das Benehmen Frau D'Urbervilles war nicht groß, denn seit sie die Ausdehnung des Hauses wahrgenommen, hatte sie nichts mehr erwartet. Sie war indes weit davon entfernt, anzunehmen, daß die alte Dame niemals ein Wort von der sogenannten Verwandschaft gehört hatte. Sie hatte den Eindruck empfangen, daß zwischen der blinden Frau und ihrem Sohn keine große Zuneigung herrsche. Aber auch hierin hatte sie sich getäuscht. Frau D'Urberville war nicht die erste Mutter, die gezwungen war, ihren Sprossen voll Groll zu lieben und dennoch närrisch für ihn eingenommen zu sein.

Trotzdem der vorhergehende Tag so unbefriedigend begonnen hatte, gefiel ihr an diesem Morgen, als die Sonne schien und sie einmal installirt war, die Freiheit und die Neuheit ihrer Stellung dennoch gut; und Neugierde ergriff sie, ihre Fähigkeiten nach der von ihr so unerwartet verlangten Richtung hin zu erproben und sich darüber zu vergewissern, ob sie im stande sein werde, ihren Posten auszufüllen. Sobald sie daher in dem ummauerten Garten allein war, ließ sie sich bei einem Hühnerkorbe nieder und spitzte ernst ihre Lippen, um die lang vernachlässigte Kunst zu üben. Sie entdeckte, daß ihre Fähigkeit abgenommen hatte und sie nicht im stande war, einen reinen Ton hervorzubringen.

Sie blies und blies und wunderte sich, wie sie so ganz eine Fähigkeit habe verlieren können, welche ihr die Natur selbst gegeben, als sie plötzlich eine Bewegung in den Epheuzweigen bemerkte, welche die Gartenmauer nicht weniger als die Hütte überwucherten. Als sie näher hinsah, tauchte eine Gestalt vor ihr auf, die von der Mauerkrone rasch auf den Boden herabsprang. Es war Alex D'Urberville, der ihr noch nicht vor Augen gekommen, seit er sie am Tage vorher an das Thor des Gärtnerhäuschens geführt hatte, wo sie logirt hatte.

„Auf Ehre," rief er, „ich habe noch niemals etwas so Schönes in Natur und Kunst gesehen, als Sie es sind, Cousine Teß (das Wort „Cousine" hatte indes im Klang einen schwachen Beigeschmack von Spott). Ich habe Sie über die Mauer weg beobachtet, wie Sie dasaßen gleich der Ungeduld auf einem Monument und Ihre hübschen roten Lippen spitzten, um zu pfeifen und wehe, wehe zu rufen und im geheimen zu fluchen und dennoch keinen rechten Laut hervorzubringen. Ja, Sie sind wirklich unglücklich, wenn Sie es nicht fertig kriegen."

„Unglücklich mag ich sein, aber fluchen that ich nicht."

„O, ich weiß ganz gut, weshalb Sie diese Gimpelei da treiben. Meine Mutter wünscht, daß Sie die musikalische Erziehung ihrer Schützlinge übernehmen. Wie egoistisch von ihr! Als ob es für ein Mädchen nicht schon Arbeit genug wäre, diese dummen Hühner und Hähne zu beaufsichtigen. Ich würde mich kurzweg weigern, wenn ich an Ihrer Stelle wäre."

„Aber sie hat ganz besonders von mir gewünscht, daß ich es thäte und schon morgen früh bereit sei."

„Wirklich? Nun, so will ich Ihnen eine oder zwei Lektionen geben."

„O, das ist nicht nötig," sagte Teß, indem sie der Thür zuging.

„Unsinn, ich habe durchaus nicht die Absicht, Sie anzurühren. Sehen Sie, ich will mich auf diese Seite des Drahtnetzes stellen und Sie können die andere einnehmen, so können Sie sich doch ganz sicher fühlen. Jetzt, sehen Sie her; Sie werfen die Lippen zu sehr auf. Sehen Sie, so — wird's gemacht!"

Er ließ die That dem Wort folgen und pfiff eine Strophe des Liedes: „Nimm, o nimm diese Lippen hinweg!" Aber die Anspielung ging für Teß verloren.

„Jetzt versuchen Sie es auch einmal!" sagte D'Urberville.

Teß versuchte zurückhaltend auszusehen und ihrem Gesicht einen Ausdruck plastischer Strenge zu geben. Aber er bestand auf seiner Bitte und, um ihn loszuwerden, gab sie ihren Lippen eine Form, wie er es angegeben hatte, um einen reinen Ton hervorzubringen. Sie lachte indes verdrießlich und errötete wiederum aus Aerger, daß sie gelacht hatte.

Er ermutigte sie mit einem: „Nur noch einmal!"

(Fortsetzung folgt.)

Die „Stria“.

Von

Antonio Fogazzaro.

Ungefähr hundert Schritte von dem dazu gehörigen Dorfe entfernt, steht der Palast Ferretto, ein ziemlich verfallenes Gebäude aus dem fünfzehnten Jahrhundert, aufrecht und drohend da, wie der Häuptling eines verkommenen Volksstammes und kehrt die gelblichen Säulenreihen seiner Front der Sonne, dem flachen Lande und der entfernt liegenden Stadt Vicenza zu; die von der Feuchtigkeit geschwärzte Rückseite aber dem Norden, der Landstraße und dem nahen Thiene. Ich weiß nicht, ob es jetzt noch so ist, aber vor sieben Jahren herrschte dort unleugbar eine sibirische Kälte, obwohl die halbnackten Figuren, mit denen Zelotti, ein Schüler des Paolo Veronese, die Decken und Wände der weiten mit Marmor geplatteten Räume bevölkert hat, anderer Meinung darüber sind und auch die warmblütige Schloßherrin, Siora Gegia Ferretto, es nicht zugeben wollte. Weder jene noch diese beklagten sich je über die Kälte; vielleicht kam das daher, daß erstere von Zelotti reichlich mit warmem Blut und kräftigem Fleisch versehen worden waren und letztere fast weder Blut noch Fleisch mehr besaß, sondern nur einen feinen, klaren und ruhigen Geist, der jedem Frost widerstand.

Der Wahrheit getreu muß gesagt werden, daß die Bewohner jener Gegend, wenigstens die bejahrteren mit einem ganz außergewöhnlichen Temperament ausgestattet sind, so daß man bei zehn bis zwölf Grad Réaumur unter Null auch die friedfertigsten und lauesten Individuen plötzlich heißblütig werden, vor Hitze ersticken und die Augen wild rollen sieht. So aber war nicht das Temperament der Siora Nina beschaffen; sie war die Tochter der Siora Gegia, ein Dämchen in den Vierzigern, schon verblüht, gelb und mager, die es immer fror und die es nie wagte, vor der Mutter darüber zu klagen. Noch weniger war das Temperament der Contessina Nana Dalla Costa so beschaffen; dies war die Enkelin der Siora Gegia und Nichte der Siora Nina. Ihr Vater, der Graf, war Witwer und mit Geschäften überhäuft, und da er in seiner Tochter gewisse warme Gefühle für einen Lieutenant aufkeimen sah, dessen Beutel so leicht wie sein Sinn war, der aber die Walzer gut spielte und noch besser tanzte, so hatte er die Contessina zu der Großmama geschickt, um dort in der Frische mit ihr, der Tante, einem alten Verwalter und einer alten Kammerfrau, die ihre Amme gewesen, Weihnachten, Neujahr, Epiphania und vielleicht auch Lichtmeß zuzubringen.

Nun ist es richtig, daß Contessina Nana ein feuriges Köpfchen und ditto Augen besaß, aber in den Sälen des Zelotti fror es die Arme wie eine Gazelle. So oft sie konnte, flüchtete sie sich in das mezzà, das Geschäftszimmer des Sior Toni, des Verwalters, wo es wenigstens einen Kamin und einen gedielten Fußboden gab und überdies noch die warme Anhänglichkeit des guten, alten Sior Toni, dessen Familiennamen, nebenbei bemerkt, nur wenige kannten; auch ich weiß ihn nicht. Im Hause, im Dorfe und auch in Thiene nannten ihn alle kurzweg el sior Toni. Ich weiß, daß er aus der Provinz Venedig war, aber nicht aus Vicenza, denn er sagte fado, stado, andado und machte noch andere, schlimmere Sprachfehler.

Am Nachmittag des 4. Januar stand die Contessina im mezzà hinter den Scheiben des einzigen Fensters und sah den Schneeflocken zu, wie sie auf die grauen Statuen im Garten, auf das Schutzdach des Gaggiabaumes, auf die Kohlköpfe im Gemüsegarten und weiterhin auf die Felder niederfielen. Sior Toni saß unterdessen vor seinem Schreibtisch und schnitt, mit der Brille auf der Nase, die fälligen Coupons der Wertpapiere ab. Sie sah vielleicht die niedersinkenden Flocken, aber in Wahrheit sah sie in dem weißen Schneelichte wer weiß was für phantastische Dinge, zu denen sie auch lautlos sprach, indem sie die Augen, die Brauen und die Lippen bewegte.

„Ich wollte, ich wäre ein Gaggiabaum, Sior Toni,“ sagte sie, sich plötzlich umwendend, „dann ließe man mich wenigstens nicht erfrieren!“

Sie war schlank und groß, und wenn man sie auch nicht gerade schön nennen konnte, so hatte sie doch ein reizendes, blasses Gesichtchen und ihre großen braunen Augen hatten einen so eigenen, intelligenten und melancholischen Ausdruck, daß sie nur allzu schnell in die Herzen der Lieutenants und auch anderer Leute drangen. Da kein Holz zum Nachlegen mehr da war, nahm sie den leeren Papierkorb zur

Hand; der Verwalter aber rief erschrocken: „Was wollen Sie thun, Contessina?“

„O, nichts, Sior Toni,“ erwiderte das junge Mädchen und legte kaltblütig den Korb auf die glimmende Asche.

„Aber nein, beste Contessina!“ rief der Alte und sprang auf, um seinen Papierkorb zu retten; da stellte sich die Contessina vor ihn hin und fing an zu singen: „Es friert mich, Sior Toni, es friert mich!“ mit jenem Tonfall, der sagen will: „Haben Sie es noch nicht begriffen?“

„O Himmel, ich Armer!“ sagte Sior Toni, indem er sich verzweifelt in die weißen Haare fuhr und halb erschrocken, halb lachend den Korb betrachtete.

„Hören Sie, Sior Toni,“ rief Nana aus, „wollen Sie Ihren Papierkorb? So schreiben Sie einen Brief, wie ich ihn Ihnen diktiren will, und dann erzählen Sie mir eine Geschichte.“

Sior Toni, der sich etwas darauf einbildete, allerlei Geschichten für den Salon und die Schenkstube erzählen zu können, versprach alles und zog den Korb aus dem Feuer. Er war aber auf der einen Seite schon ganz schwarz und rauchte, so daß Sior Toni vor Schrecken nur seinen Lieblingsausruf „jeh!“ hervorbringen konnte. Die Contessina Nana aber war praktischer, ergriff schnell einen auf dem Kaminbrett stehenden Wasserkrug und übergoß damit im Handumdrehen den Korb und die mächtigen, unteren Extremitäten des Sior Toni, der sich eilig zurückzog, indem er ein Knie nach dem andern bis ans Kinn emporhob und sein beliebtes „jeh! jeh! jeh!“ ausstieß. Nachdem die Ordnung wieder hergestellt war, erklärte die junge Dame dem Sior Toni, daß zwei Tage nach dem 4. Januar gewöhnlich der sechste kommt und mit ihm das Dreikönigsfest und daß sie sich für diesen Tag eine schöne „stria“ ausgedacht habe. Die stria ist eine wohlthätige, venetianische Fee, eine Urenkelin der drei Weisen aus dem Morgenlande, und in der Nacht vom 5. auf den 6. Januar bringt sie geheimnisvoll, durch den Küchenschornstein niedersteigend, die Geschenke, wie solche heutigen Tages auf den Weihnachtsbaum aufgehängt werden. Die Kinder befestigen gewöhnlich an der Kette des Kamins einen Strumpf, damit die stria gleich einen Platz findet, wo sie ihre Last niederlegen kann, welche zum mindesten aus einer Kette von an einander gereihten Kastanien, Aepfeln, Orangen und Lorbeerblättern besteht. Bei einigen altmodischen Familien, die den exotischen Weihnachtsbaum noch nicht eingeführt haben, ist es die stria, welche auf dem romantischen Wege des Kamins die Geschenke für Groß und Klein bringt, und von dem Geber sagt man dann, er sei die stria. Nun vertraute die Contessina dem Sior Toni an, sie habe sich eine stria ausgedacht, die zugleich vielen Personen zu gute komme.

„Wie vielen denn?“ fragte Sior Toni.

„Meinem Musiklehrer, der Großmama, der Tante Nina, der Amme („jeh!“ sagte Sior Toni), dem Pfarrer, den Pfarrkindern („jeh! jeh!“) und auch dem Sior Toni!“

„Jeh! jeh! jeh!“ rief der gute Sior Toni lachend.

Aber zu seinem größten Schrecken räumte das Dämchen rasch wie der Blitz die Coupons und die Wertpapiere weg, legte Feder, Papier und Tintenfaß vor ihn auf den Tisch und sagte:

„Schnell, schnell, schreiben Sie!“

Und geduldig wie ein Lamm schrieb er unter ihrem Diktando einen Brief an einen „geehrten Herrn Lehrer“ und lud diesen im Namen der Signora Ferretto, seiner Herrin und Großmutter der Contessina Dalla Costa, ein, am nächsten Tage mit dem Abendzuge, der um halb sieben Uhr in Thiene anhält, zu kommen; dort werde er ein Wägelchen finden... „Wer schickt denn das?“ murrte Sior Toni im Schreiben. — „Ich,“ erwiderte die Contessina... um seiner Schülerin einen Besuch abzustatten. Er werde den Dreikönigstag bei der Familie Ferretto zubringen und werde die Güte haben, während des Gottesdienstes in der Pfarrkirche die Orgel zu spielen („Das ist prächtig,“ flüsterte Sior Toni) und dann auch ein kleines Konzert für Klavier veranstalten („sehr gut! sehr gut!“), da die Großmutter und die Tante wünschten, ihre liebe Enkelin und Nichte („wie lieb! wie lieb!“) in einigen schönen, vierhändigen Stücken zu hören.

„Ist es nicht so, Sior Toni? Und jetzt schreiben Sie, denn ich kenne Ihren Geschmack: ‚Es wird Ihnen anempfohlen, jenes Stück aus dem „Piraten“ mitzubringen.‘“

„Danke, danke,“ rief Sior Toni aus, und indem er die Arme ausstreckte, intonirte er mit fürchterlicher Stimme und finsterem Gesichte:

»*Nel furor* ...«

Aber die Contessina bedrohte ihn mit einem zweiten Glas Wasser, wenn er nicht gleich weiter schreibe, und somit dämpfte sie sein Feuer. Sie wartete ein wenig, dann sagte sie:

„Nun schreiben Sie die Grüße.“

„Und wie denn?“

„Schreiben Sie so: ‚Es grüßen Sie, geehrter Herr Lehrer, die Nona*), die Nina, die Nana und die Nena**).‘“

„Himmel, ich Armer!“ rief Sior Toni aus, auf seinem Stuhl in die Höhe fahrend und rot wie ein Krebs im Gesicht, aber mit einem verschmitzten Lächeln in den Augen. „Wer hat mich verraten?“ Denn als der heitere Sior eines Abends in der Dorfschenke über die Nona, Nina, Nana und Nena scherzte, hatte er gewiß nicht geglaubt, daß seine Späße der Contessina wieder hinterbracht würden. Diese hieß ihn schweigen, diktirte ihm die Adresse „Maëstro Bartolo Barùgola („was für ein Name, jeh!“) poste restante, Vicenza.“ Da der Briefbote erst am Abend nach Thiene ging, so beauftragte sie den Sior Toni, ihm den Brief zu übergeben. Dann heuchelte sie reizende Verlegenheit und Furcht,

*) Die Großmutter.

**) Die Amme.

der Spaß könne vielleicht der Großmama mißfallen, und deutete dem Sior Toni mit halben Worten an, er möge ein wenig zum Verräter werden und die Großmama ein bißchen ausforschen, ehe er den Brief fortschicke.

„Arme Kleine!“ sagte Sior Toni, ganz gerührt über so große Rücksicht und auch, um die Wahrheit zu sagen, über solche Naivität, denn wie hatte sie vermuten können, daß er einen solchen Brief fortgeschickt hätte, ohne ihn seiner Herrin gezeigt zu haben?

„Und nun wollen Sie auch noch die Geschichte?“

„Gewiß, Sior Toni.“

„Die von dem Manne, der Angst hatte, über den Torre zu setzen?“

„O Himmel, Sior Toni!“

„Von jenem, der unserm Herrgott sagen ließ, die Oesterreicher seien noch immer in Belluno?“

„Zu lang, Sior Toni.“

„Aber, meine Liebe,“ rief Sior Toni etwas ungeduldig aus, „wollen Sie denn, daß ich Ihnen die vom Herrn Intento erzähle?“ *)

„Ja, diese, Sior Toni, aber morgen früh.“

Und die Contessina lief lachend davon.

Sior Toni suchte seine Herrin auf, zeigte ihr den Brief und vertraute ihr die zarte Rücksicht der Enkelin an, was besagte naive Enkelin wohl vorhergesehen hatte. Die Großmama, welche den Maëstro Barùgola nur dem Namen nach kannte, war erst etwas widerspenstig, ging dann aber, wie der Sior Toni in diese Falle und gab ihr placet. Sie konnte gewiß nicht vermuten, daß die an den Maëstro Barùgola adressirten Briefe, wenn sie mit poste restante bezeichnet waren, infolge einer geheimen Uebereinkunft in die Hände jenes andern Musikfreundes kamen, der Carlo Paribelli hieß und Lieutenant im dritten Bersaglieriregiment war.

So geschah es aber und der Lieutenant erwartete einen solchen Brief und wußte wohl, was er zu thun habe.

*

Am nächsten Abend um sechs Uhr war der Himmel wolkenlos und die Luft kalt; beim Sternenlicht schien der Schnee fast die bläuliche Farbe des Eises anzunehmen.

Da aber den Tag über die Sonne geschienen hatte, so herrschte in dem Gemach, in welchem „die Nona, die Nina und die Nana“ speisten und sich gewöhnlich aufhielten, eine erträgliche Temperatur. Die Damen hatten, wie es in Vicenza in der guten, alten Zeit allgemein Gebrauch war, um drei Uhr gespeist, eine Gewohnheit, an welcher manche widerspenstige Geister noch festhielten. Nana war sehr überrascht, als sie in das Zimmer trat und sah, daß man das alte Klavier aus den Eisfeldern des großen Saales hierher transportirt hatte. Die Großmama hatte ihr dann lächelnd gesagt, sie habe plötzlich Lust verspürt, sie ein wenig spielen zu hören. Am frohesten über diese musikalische Aussicht war die Tante Nina, eine arme, alte Jungfer, die von der schönen, eleganten, vornehmen Nichte und ihren Liebesintriguen ganz begeistert war, dabei immer begierig, sich selbst zu verjüngen, zärtliche Geheimnisse auszutauschen, aber immer eingeschüchtert durch die etwas verächtliche Kälte des jungen Mädchens. Tante Nina gab vor, eine wahre Leidenschaft für die Musik zu hegen, und wenn ihre Mutter nicht zugegen war, so pflegte sie der Nichte mit vielen bedeutungsvollen „O!“ und „Ah!“ die zärtlichsten Arien des kleinen Repertoires, das sie im Kopfe hatte, zu rühmen, wie zum Beispiel „Komm in meine Arme“ („ah!“) aus den Puritanern, oder „Wenn dein Mund auf meinen Lippen“ („o!“) aus „Einst und Jetzt“, lauter alte Opern, von denen Nana nicht einmal hatte reden hören.

Um sechs Uhr also ließ Siora Gegia den Sior Toni und die Kammerfrau rufen, um den terzetto das heißt den dritten Teil des ganzen Rosenkranzes zu beten. Gewöhnlich verrichtete man diese Andacht um acht Uhr; aber als Nina sich eine schüchterne Bemerkung darüber erlaubte, antwortete ihr Siora Gegia nur kurz: „Nun, viscere, mein Herz, heute abend wirst Du ihn um sechs Uhr beten.“

Nana, welche sonst immer suchte, in die Nähe des Sior Toni zu kommen, um ihn zum Lachen zu verführen, zeigte jetzt einen erbaulichen Ernst und eine große Frömmigkeit. Als die fünf Geheimnisse fertig waren, unterbrach sie die vorbetende Großmama, um zu bemerken, daß man am Vorabend eines großen Festes auch die übrigen zehn beten könne. Sior Toni sah erschreckt seine alte Herrin an, welche aber zu seinem Troste antwortete: „Zu viel des Guten, zu viel des Guten“ und sich an die gewohnte Ordnung hielt.

Nach dem terzetto schlug die gute Großmama der Enkelin vor, mit der Tante und dem Verwalter einen Spaziergang zu machen. Diesen beiden letzteren kam die Idee etwas sonderbar vor und der schalkhafte Sior Toni murmelte beim Hinausgehen: „Wohin werden wir nun gehen? Ein Gläschen trinken?“

Aber die Contessina begriff, daß die Großmama ihr stillschweigend angeboten hatte, dem Lehrer entgegen zu gehen; denn der Zug von Vicenza kam um halb sieben in Thiene an und von dort bis an den Palast Ferretto brauchte man im Wagen nicht mehr als zwanzig Minuten. Als Nana, der es nun ein wenig ängstlich zu Mute wurde, in die Straße nach Thiene einbog, begriff es endlich auch Sior Toni. Tante Nina aber, welche sich für die Schönheit der Sterne und des Schnees begeisterte und für die Poesie der Lieder und Melodien, die man hier und dort in der Gegend ertönen hörte, begriff erst, worum es sich handelte, als die vorsichtige Nichte ihr die stria erklärte, die sie vorbereitet hatte, wobei sie klugerweise die stillschweigende Billigung der Großmama andeutete.

Da vergaß Siora Nina die Sterne, den Schnee, die ländlichen Gesänge und die Gegenwart des Ver-

*) Die Geschichte vom Herrn Intento ist ein Scherz, den man sich mit den Kindern macht, um ihre Neugierde zu wecken.

walters, um sich nach dem Lehrer zu erkundigen; sie erfuhr, daß er jung und hübsch sei, aber („leider, liebes Tantchen!") verheiratet und Vater von fünf Kindern.

„Jeh!" rief der alte Junggeselle Sior Toni aus.

Indessen schritt man rüstig weiter und weiter, begegnete aber keinem Wägelchen. Statt dessen kam ihnen eine Schar Leute entgegen, die sangen:

»Mandiamo il crudo gelo
Lontan dai nostri cuori
Cantiamo coi pastori ... *)

Hier unterbrachen sie sich, denn Sior Toni fragte sie, ziemlich unvernünftigerweise, ob sie ein Wägelchen gesehen hätten.

Einer antwortete singend: „Nein, nichts, nichts, nichts" und die andern zogen weiter, indem sie fortfuhren:

»Verranno in compagnia
Tre Magi dall' Oriente.« **)

Sior Toni erklärte der Contessina, das sei die „Compagnia della Stella", welche drei Abende vor dem Dreikönigsfest und drei Abende nachher herumziehe und bei jedem Hause anhalte, um Wein und anderes sich schenken zu lassen. Aber die Contessina gab nicht sonderlich acht auf ihn und doch lag auch für sie ein verborgener Sinn in jenen Versen:

»Verranno in compagnia
Tre Magi dall' Oriente.«

Und wenn nun niemand käme? Trotz all ihrer Liebe fing sie an zu glauben, es wäre fast besser so.

Aber sieh! Da taucht ein schwarzer Punkt auf, ein Pferd, ein Kutscher, und ein Weiser aus dem Morgenland springt wie aus einer Schachtel in den Schnee, ganz eingehüllt in einen Radmantel, ähnlich dem der Bersaglieri, so daß Nana im ersten Augenblick glaubt, ihr Freund sei in Uniform gekommen, und es sie eiskalt überläuft. Sie stellt, etwas verlegen, den Maëstro Barùgola ihrer Tante und dem Sior Toni vor, welcher sich mit dem Hut in der Hand mehrmals vor ihm verneigt; dann schickt sie das Wägelchen fort, gibt ihrer Tante den Sior Toni als Kavalier und folgt ihnen mit dem Maëstro, dem sie die nötigen Instruktionen erteilen muß, damit der Scherz gut gelinge. Sior Toni und Siora Nina gehen langsam, weil auch sie zuhören möchten, aber die Contessina protestirt dagegen. Sie ist die stria und die stria thut alles im geheimen. Sior Toni kann unterdessen der Tante eine Geschichte erzählen.

„Haben Sie verstanden, Siora Nina?" sagt Sior Toni zu seiner Herrin. „Für diesmal müssen Sie sich mit mir begnügen. Befehlen Sie, daß ich Ihnen diese Geschichte erzähle?"

„Schweigen Sie!" erwidert diese mürrisch.

„Ich weiß eine sehr schöne."

„Das ist mir einerlei."

*) „Laßt uns den rauhen Frost
Aus unsern Herzen treiben
Und mit den Hirten singen ..."

**) „Es werden zusammen kommen
Drei Weise aus dem Morgenland."

„Gut, gut, gut!"

Sie sprechen beide kein Wort mehr. Der Maëstro hat also nicht den leisesten Grund dazu, sie sogleich „Martha und Mephistopheles" zu taufen, wie er es thut.

Auch Nana gibt ihm unrecht, welche nun, da ihre absonderliche Idee sich verwirklicht hat, von lauter ernsten und vernünftigen Gedanken bestürmt wird und all die schrecklichen Dinge, die geschehen könnten, voraussieht; sie möchte Carlo überreden, zur Station zurückzukehren und mit dem nächsten Zuge nach Vicenza zu fahren, nun da er sie gesehen, ihr den Arm gegeben, fünf Minuten lang ihre Hand gedrückt, mit den Lippen wenigstens ihr Hütchen gestreift und in do, re, mi und deren respektiven diesis die gewöhnliche Melodie gesungen hat. Aber wie ist das möglich? Karlchen will davon nichts wissen und er hat so unrecht nicht. Wie würde man es Martha und Mephistopheles erklären? Ja denn, aber wenigstens darf er die Nacht nicht im Hause zubringen! Wenn aber kein Gasthaus da ist? Nach vielem Ueberlegen entscheidet Nana, daß sie ihn nur zu einem kurzen Besuch nach Hause führt und ihn dann zum Pfarrer schickt, um dort zu übernachten.

*

Die zwei Damen traten, nur von Sior Toni begleitet, in den Salon.

„Großmama," sagte die Contessina, „hier außen ist jemand, der nach Dir frägt."

„Sehen wir, wer es ist," erwiderte die gute Dame, indem sie sich gegen die Thür vorbeugte und die Augen zusammenkniff. Als sie den jungen Mann eintreten sah, sagte sie:

„Wer ist dieser Herr?"

„Der Musiklehrer, gnädige Frau," antwortete der Lieutenant rasch, aber die Eigennamen umgehend. „Der Musiklehrer der Contessina, welchen Sie die Güte hatten einzuladen."

„Ich? Daß ich nicht wüßte! Ich erinnere mich keiner Einladung."

Da trat die Contessina vor und errötete so stark, daß Siora Gegia gleich sagte:

„Ah, Du bist es gewesen, Du Schelmin!"

„Es ist die stria gewesen, Großmama. Da Du wie ein braves Kind das Piano hast hierher bringen lassen, so hat die stria Dir einen Pianisten geschickt."

„Gut, laß mich ihn genauer betrachten," sagte sanft Siora Gegia.

In der That beleuchtete die alte silberne Lampe mit drei Dochten, von denen nur zwei angezündet waren, nur sehr unvollkommen den jungen Mann, der einen schlichten, doch augenscheinlich nicht für ihn gemachten Anzug trug. Indessen hatten Sior Toni und Siora Nina ihn einer genauen Prüfung unterzogen.

„Wie jung!" sagte die alte Dame, als er ihr näher trat. „Wie alt sind Sie denn?"

Der Lieutenant legte sich acht Jahre zu und antwortete: „Vierunddreißig, gnädige Frau."

„Zu viel!“ dachte die klügere Nana. Er aber nahm die Sache ziemlich leicht und antwortete mit unbefangener Kühnheit auf all die vielen Fragen über seine Familie, seine Vaterstadt, seine Lebensweise, seine Schüler, seine Schülerinnen, während Nana wie ein Vögelchen im Netze zitterte und sich ängstigte. Endlich brachte die alte Kammerfrau den Kaffee und die pandoli für den Lieutenant, welcher im Gefühle, sein frugales Abendessen mühsam verdient zu haben, ein halbes Dutzend Backwerkstücke verschlang, ohne gewisse unheilverkündende Schatten in den Augen der Siora Gegia zu gewahren.

„Wollen Sie uns etwas vorspielen?“ sagte sie.

Der Lieutenant erhob sich und forderte die Contessina zu einem vierhändigen Stück auf; er hatte drei oder vier von denen mitgebracht, die sie früher in Gesellschaften zusammen gespielt hatten, als sie sich noch nicht liebten.

„Nein,“ sagte ruhig aber entschieden Siora Gegia, „heute abend wollen wir Sie allein hören.“

Der Lieutenant gehorchte und setzte sich ans Klavier.

Sior Toni bat schüchtern um ein Stück aus dem Piraten; Siora Nina dagegen, ihre Ansprüche mäßigend, drückte mit zarter Stimme die Hoffnung aus, „Die Sonne der Seele“ aus dem „Rigoletto“ zu hören oder „Ah, vielleicht ist er es“ aus der „Traviata“ oder auch das Quartett aus den „Puritanern“:

»A te, o cara, amor talora
Me guidò furtivo, ardente.« *)

„Das kenne ich sehr wohl,“ rief der Lieutenant aus und fing an, die Melodie mit Begeisterung zu spielen, denn das war ja Wasser auf seine Mühle. Er improvisirte ein Potpourri aus den Puritanern, dem Rigoletto, dem Piraten, etwas für den Geschmack eines jeden, und spielte brillant darauf los. Sior Toni und Siora Nina waren ganz hingerissen und hörten mit offenem Munde zu. Die alte Kammerfrau, die noch mit dem Kaffeebrett in der Hand an der Thür stand, sagte beständig vor sich hin: „Jesus, Maria! Heilige Muttergottes, wie geschickt er ist!“ und auch manchmal: „Heilige Jungfrau, wie hübsch!“

In der That hatte Lieutenant Paribelli, obwohl er nicht eigentlich schön war und seine Freunde in der Lombardei ihn oft zum Scherz „Parî belle, minga vess“ **) nannten, eine aufgeweckte Physiognomie, einen Wald von schwarzem, lockigem Haar auf dem Haupte und ein elegantes, kastanienbraunes Schnurrbärtchen, das einen großen Anteil an seinen Eroberungen hatte. Wer aber durchaus nicht begeistert für ihn schien, das war Siora Gegia. Als das Stück beendet war, fragte sie ihn, ob er sich vor seiner Abreise von Vicenza bei dem Grafen Dalla Costa gemeldet und nach etwaigen Aufträgen erkundigt habe. Nein, der Maëstro hatte keine Zeit dazu gehabt. Nana gab bald dem Gespräch eine andere Wendung und fragte ihn nach einigen Freundinnen, besonders nach einer, auf die sie früher ein wenig eifersüchtig gewesen war.

„So lieb, nicht wahr, Maëstro? So sympathisch!“

„Nein, ich kann sie nicht leiden!“

„Sie spielt so gut!“

„Eine Stümperin!“

„O, o!“ rief da Siora Gegia aus. „Entschuldigen Sie, aber dieses Spötteln über ihre Schülerinnen gefällt mir ganz und gar nicht.“

Unser Freund, der sich nach und nach in die Situation gefunden hatte, wurde immer brillanter, und in der Einbildung, sich die Familie Ferretto auf diese Art zu erobern, antwortete er, indem er kühn den venetianischen Dialekt und fast auch den Tonfall der alten Dame nachahmte: „Ich spöttle nicht, ich spöttle nicht.“ Erschrocken beeilte sich Nana zu bemerken, daß die Großmama nun ihre stria gehabt habe und daß jetzt der Pfarrer die seine erhalten solle, indem man ihm den Organisten schicke. Sie schlug also vor, Sior Toni solle den Maëstro ins Pfarrhaus begleiten, wo derselbe auch die Nacht zubringen könne. Siora Gegia hatte heimlich ein Zimmer herrichten lassen und sah nicht den Zweck ein, dem Pfarrer einen Organisten jetzt zu schenken, wo er ihn nur ins Bett legen konnte. Sie sagte aber kein Wort und überließ den Maëstro seinem Schicksal. Man bat ihn noch um ein Stück und jemand sagte etwas von Boitos „Mephistopheles“. Der Lieutenant sah lächelnd erst Nana und dann den Sior Toni an und fragte letzteren, ob er den Mephistopheles wünsche.

„Den Mephistupholes?“ antwortete Sior Toni. „Ich nicht, das kann ich Ihnen sagen.“

Dessen ungeachtet stürzte sich der andere kopfüber in den romantischen Hexensabbath, machte Furore mit der klassischen Serenade, bemühte sich besonders, das Duett möglichst zart wiederzugeben, und dann, um gegen die eifersüchtigen Sticheleien des Dämchens zu protestiren, fügte er dem Mephistopheles mit beneidenswerter Kaltblütigkeit das ihr wohlbekannte Lied von Buzzolla hinzu:

»Chi mai se penserave
Vedendo la mia Nana
Che l'apparenza ingana
E sconto gh'è el velen?« *)

*

Als der Mentor, Sior Toni, mit seinem Telemach auf der Straße war, dachte er bei sich: „Du spielst sehr schön, aber einem halben Liter wirst auch Du wohl nicht abhold sein;“ und statt die Straße nach dem Pfarrhause einzuschlagen, bog er aus persönlichen Gründen in die ein, welche zur Dorfschenke führte. Dem lustigen Telemach gefiel der gute Humor des alten Verwalters und das Gespräch zwischen den beiden wurde, vielleicht infolge der verschiedenen halben

*) „Zu dir, o Teure, führte die Liebe
Mich oft im geheimen, vor Leidenschaft glühend.“

**) Schön scheinen, aber nicht sein.

*) „Wer hätte je geglaubt
Beim Anblick meiner Nana,
Daß der äußere Schein trügt
Und im Grund das Gift verborgen ist?“

Liter, bald intim. Sior Toni erging sich inter pocula in Lobsprüchen auf die Contessina und da niemand im Zimmer war, fing er an, ihn über einen sehr heiklen Punkt auszuforschen.

„Sagen Sie mir doch, Maëstro, denn Sie werden es wohl wissen, was mit diesem Lieutenant ist, von dem man spricht? Existirt er, dieser Paribelli, oder existirt er nicht?"

„Ich fürchte, er existirt, der Hund," antwortete Telemach in seinem übertriebenen venetianischen Dialekt.

„Und nun sagen Sie mir doch: ist er ein Christ, ein Türke, ein feiner Herr, ein Lump, ein Ehrenmann, ein Schurke; ist er schön, häßlich, wie ist er eigentlich?"

„Er ist ein feiner Herr, ein Ehrenmann, schön und Türke."

„Jeh, jeh, jeh!" rief Sior Toni aus. „Himmel, ich Armer, er ist ein Türke!"

Und er leerte ein großes Glas Wein auf einen Zug. Dann fuhr er fort:

„Sind Sie sein Freund, Maëstro?"

„Ein wenig."

„Sind Sie vielleicht auch ein Türke?"

„Ein wenig schon."

„Jeh! Haben Sie in der Türkei das Orgelspielen gelernt? Himmel, ich Armer!"

Hier ließ Sior Toni noch einen halben Liter Wein bringen, um der Ursache auf den Grund zu kommen, welche den Grafen Dalla Costa verhinderte, seine Tochter dem Lieutenant zu geben. Sein Gefährte gestand nun ein, daß der „Türke" nur ein Scherz gewesen war und daß Paribelli ein guter Christ sei. Er fügte dann hinzu, der Graf habe eine gewisse Schwäche, eine Nervenkrankheit, infolge deren er keine Federbüsche auf den Hüten der Leute sehen könne. Es sei dies ein wahres Unglück sowohl für die Familie Dalla Costa als auch für die Contessina und das königliche Bersaglierícorps.

„Ah, Spitzbube!" dachte Sior Toni, „sehe ich so dumm aus, daß Du glaubst, mir einen solchen Bären aufbinden zu können?" Laut sagte er aber:

„Das ist eine schöne Geschichte."

Von dem Augenblick an, da die Contessina Nana ihn beauftragt hatte, der Tante Geschichten zu erzählen, waren dem Alten Zweifel gekommen, und er ahnte zwar nicht die Wahrheit, aber doch, daß irgend ein Komplot im Werke und der Neuangekommene ein heimlicher Mitschuldiger des schrecklichen Lieutenants Paribelli sei. Nun wuchs sein Verdacht immer mehr, und von allem andern abgesehen, verdroß es ihn ein wenig, so von der Contessina angeführt worden zu sein. Seinen Wein schlürfend und halb und halb vor sich hin sprechend, fing er an, das junge Mädchen zu bemitleiden, obwohl sie ihm, um die Wahrheit zu sagen, nicht gar so verliebt vorkomme; im Gegenteil.

„Warum?" rief sein Gefährte, aus der Rolle fallend, heftig aus.

Sior Toni betrachtete ihn lächelnd, mit dem Glase in der Hand.

„O, nichts," sagte er, „es ist nur eine Idee von mir." Leise fügte er dann hinzu, daß er zu allem bereit sei, wenn es sich darum handle, sie glücklich zu machen.

„Wirklich?" fragte ihn der andere im selben Tone.

„Wirklich."

„Auch . . . einen Brief zu überbringen . . ."

Sior Toni zuckte mit den Achseln und sagte dann: „Bah!" mit einem Gesichte, als wolle er andeuten, was man von ihm verlange, sei nicht gar so schwierig auszuführen. Sein Gefährte sah ihm scharf ins Gesicht. Der Mann schien ihm ein Schlaukopf zu sein. Er flüsterte: „Hätten Sie wirklich kein Bedenken?"

„Sagen Sie mir: ist es wirklich ein Ehrenmann?"

„O, gewiß!" sagte der Ehrenmann.

Der schlaue Sior Toni wußte genug; der Maëstro war sicher ein Mitschuldiger.

In diesem Augenblick trat die Compagnia della Stella lärmend in die Schenkstube ein. Sior Toni stand auf, bat den Maëstro, einen Augenblick auf ihn zu warten, sprach mit dem Wirte, der, wie er wußte, ein Wägelchen besaß, und bat ihn, sogleich anspannen zu lassen, da ein Fremder nach Vicenza fahren wolle.

„Und wenn er nicht bezahlt," fügte er hinzu, „so bezahle ich." Dann kehrte er zum Maëstro zurück und teilte ihm mit, daß er, da das Pfarrhaus sehr entfernt liege, bei dem Wirte einen Wagen bestellt habe, daß der Kutscher wohl instruirt und daher kein Mißverständnis zu befürchten sei. Er selbst müsse sogleich nach Hause zurückkehren und wünsche ihm eine gute Nacht. Nach diesen Worten eilte er aus dem Zimmer, den Lieutenant etwas unsicher und verwirrt zurücklassend. Dieser wartete eine Viertelstunde lang auf das Wägelchen unter der Thüre.

Als er dann in der folgenden Viertelstunde immer nur durch das flache Land und die einsamen Schneefelder dahin fuhr, ohne Häuser oder eine Kirche zu erblicken, da erkundigte er sich bei dem Kutscher und mußte endlich, sehr gegen seinen Willen, sich überzeugen, daß der grausame Mephistopheles ihn nach Vicenza expedirt habe.

Wütend befahl er anzuhalten. Eben zog eine Schar Knaben vorbei, die ein Lied zu Ehren der stria sangen. Einer von ihnen näherte sich dem Wägelchen und schrie dem Reisenden ins Gesicht:

»De Pasqua un bell' agnèlo
De Carnevale un bel porzèlo
De Nadale un bel capòn
Buona notte sior paròn!« *)

„Geh zum Teufel!" antwortete der Lieutenant. Er wollte umkehren und jenen Spitzbuben züchtigen; bei reiferer Ueberlegung aber sah er ein, daß dies eine große Unklugheit wäre und befahl zornig, weiter zu fahren.

---

*) Zu Ostern ein schönes Lämmchen,
Zu Fastnacht ein schönes Schweinchen,
Zu Weihnacht einen schönen Kapaun,
Gute Nacht, gnädiger Herr!"

Mephistopheles, der sich damit begnügt hatte, das Wägelchen auf der Straße nach Vicenza aus dem Dorfe fahren zu sehen, ging dann so rasch als möglich nach Hause. Siora Nina war schon zu Bett gegangen, aber Siora Gegia und Nana erwarteten ihn im Salon. Siora Gegia hatte die ganze Zeit hindurch mit sehr ernstem Gesicht gestrickt, ohne je ihrer Enkelin ein Wort zu sagen, welche ihrerseits die Zeitung gelesen und Klavier gespielt hatte, da sie ein Gespräch vermeiden wollte.

„Endlich!“ rief Siora Gegia aus, als sie den Verwalter eintreten sah, „wie spät? Und der Maestro?“

„Ich bin ganz starr vor Erstaunen!“ erwiderte Sior Toni.

Nana fühlte das Blut in ihren Adern gerinnen und sagte kein Wort.

„Was ist denn geschehen?“ fragte die alte Dame.

„Was soll ich Ihnen sagen! Die stria hat ihn hergebracht und die stria hat ihn wieder fortgetragen.“

Die zwei Frauen sahen ihn an und suchten in seinem listigen Gesichte zu lesen. Die alte Dame hatte einen gewissen Verdacht und zwar einen sehr starken; da sie in den Worten des Verwalters eine Bestätigung desselben vermutete und vor hatte, sich am nächsten Tage alles genau berichten zu lassen, so sagte sie für den Augenblick nichts, warf nur der Enkelin einen stummen Blick zu, löschte einen der beiden Dochte der Lampe aus und sagte dann ganz gelassen: „Gut, gehen wir zu Bett!“

Sior Toni seufzte, denn anstatt zu Bett zu gehen, hatte er noch Arbeit für ein gutes Stündchen in seiner Amtsstube vor sich.

Er saß seit einigen Minuten an seinem Schreibtisch, als die Thüre leise aufging und die Contessina eintrat.

„Einen Augenblick,“ sagte sie leise, „nur einen Augenblick! Was ist das für eine Geschichte mit der stria? Sprechen Sie, schnell!“

„Sehen Sie, liebe Contessina,“ antwortete mit einem ruhigen, aber bedeutungsvollen Lächeln Sior Toni, „es gibt eben nicht nur eine stria, es gibt deren zwei. Die junge hat ihn hergebracht und die alte hat ihn fortgetragen. Aber nichts Schlimmes, wissen Sie, gar nichts Schlimmes ist dabei.“

„So, schon gut, und wie ist er denn fortgegangen? Es gehen keine Nachtzüge.“

„Aber es gibt Pferde und Wägelchen.“

„Wägelchen? Er ist nach Vicenza im offenen Wagen gefahren? In einer solchen Nacht? Sior Toni! Ohne eine Decke?“

In den Worten und Zügen der Contessina lag ein so vorwurfsvoller Ausdruck, daß Sior Toni nichts mehr von der ganzen Sache verstand oder vielmehr anfing, nur zu gut zu verstehen. Ein unaussprechliches Erstaunen ließ ihn Augen und Mund weit aufsperren.

„Was?“ sagte er, „jener Herr wäre?!“

Die Contessina war nun ihrerseits überrascht und begriff nicht, daß er nicht begriffen hatte. Sie sah ihn ein weilchen an und stürzte dann fort, ohne ein Wort zu sagen.

Da faltete Sior Toni langsam die Hände und sagte mit der tiefsten Erschütterung, die er je im Leben gefühlt hatte: „Jeh, jeh, jeh!“

Von Diesem und Jenem.

Die weiblichen Studenten in Amerika.

Amerika bleibt unaufhörlich eine wahre Sammelbüchse der Ueberraschungen für uns Europäer. Dinge, die wir für im höchsten Grade gewagt, für revolutionär halten, entfalten sich dort im vollen Tageslichte und sind schon seit langer Zeit zur Gewohnheit geworden. So führt die gemeinsame Erziehung der Geschlechter, die man in Europa so heftig verwirft und selbst als indezent und unmoralisch gekennzeichnet hat, in Amerika seit dreißig Jahren zu ausgezeichneten Ergebnissen. Ebenso ist es mit dem höheren Unterricht und besonders mit Zulassung der Frauen zu der Universität, welche man bei uns so heftig bekämpft. Sollte das, was auf der einen Seite des atlantischen Ozeans sich bewährt hat, auf der andern Seite durchaus ungünstig wirken müssen? Bevor man über diese zarteste aller Fragen ein Urteil fällt, muß man sich doch erst einmal über die Resultate, welche in Amerika erzielt worden sind, Rechenschaft geben. Eine Studie von Frau Th. Bentzon — einer Dame, welche mit einer eingehenden Kenntnis des Landes viel Geist und Scharfsinn verbindet — im Oktoberheft der »Revue des Deux Mondes« ist vortrefflich geeignet, als Führerin zu dienen.

Die Amerikanerin, sagt die Verfasserin, strebt darnach, sich jeder Laufbahn zu bemächtigen, die ehemals nur dem Manne vorbehalten war. Der Erfolg hat ihre Anstrengungen insofern belohnt, als das Land mit weiblichen Abiturienten, Licentiaten und Doktoren bedeckt ist. Wenn man sie indes in ihren Klubs der Graduirten beobachtet, so ist man erstaunt über ihre Einfachheit und ihren Liebreiz. Sie sind heiter und einnehmend, denn die Wissenschaft hat ihren Verstand bereichert, ohne ihren Geist abzustumpfen. Der Flirt, den man der Amerikanerin so sehr zum Vorwurf macht, scheint sich indes bei ihnen in dem Maß zu vermindern, als die Kultur betont wird.

Die Hochschulen für Frauen sind im allgemeinen in der unmittelbaren Nachbarschaft berühmter Universitäten. Die Hochschule von Barnard (New-York) schließt sich an die von Columbia an; ebenso ist die Hochschule von Harvard, eine Art Annex der berühmten Universität New-Cambridge, die bekanntlich nur aus Opposition gegen das alte englische Cambridge neu genannt wird. Gegründet durch Harvard im Jahre 1634, hat das Institut Zeit gehabt, eine ganze Serie von amerikanischen Generationen zu unterrichten. Die ganze Stadt scheint dem Studium, der Geschichte, pietätvollen Erinnerungen gewidmet. Die größten amerikanischen Berühmtheiten von Washington bis Longfellow

und Lowell wohnten dort. Wenn die großen Männer gestorben sind, so bleiben ihre Witwen in Cambridge. Von der allgemeinen Verehrung umgeben, tragen sie ihren Teil zu der Erziehung der jungen Amerikanerinnen bei.

Die Frauenhochschule (263 Schülerinnen) steht unter der Leitung der Frau Agassiz, der Witwe des berühmten Naturforschers, einer Dame von großem Verstande und von feinem Geschmack. Die Universität für Männer leiht der Hochschule ihre berühmten Professoren, so daß die jungen Mädchen sich nur gehen zu lassen brauchen, um ebenso gelehrt zu werden als ihre Nachbarn. Das Externat erlaubt den Schülerinnen, sich in der Stadt und ihren Umgebungen zu zerstreuen. Einmal in der Woche finden sie sich bei Frau Agassiz zum Thee zusammen, wo sie eine Geselligkeit genießen, die über alles Lob erhaben ist.

Die Universität von Bryn Mawr wurde im Jahre 1884 in einer waldigen Gegend inmitten von Grasangern und Gärten nahe bei Philadelphia gegründet. Niemand wohnt im College als die Schülerinnen und ihre Direktrice, Fräulein Carey Thomas. Für Frau Bentzon ist die Direktrice von Bryn Mawr der vollkommene Typus der Frau der Zukunft, wie Tennyson sie geahnt hat, fähig, alles zu lernen und alles zu sein, was sie sein kann, ohne die Natur der Frau zu verleugnen. Die Studentinnen sind nicht sehr zahlreich, um 150 herum. Welchen Eindruck machen nun diese zukünftigen Doktoren der Philosophie oder Medizin?

„Sie sind nicht nur ernst," sagt Frau Bentzon, „sondern auch sehr anziehend, diese jungen Graduirten in ihrer schwarzen Toga und dem viereckigen Hut, den sie innerhalb des Institutes tragen und der sie Shakespeares Portia ähnlich macht. Ihr Leben scheint mir von allen Gesichtspunkten aus beneidenswert. Die Freiheit des Landes, die nötige Ruhe, um ohne jede Sorge zu arbeiten, die Nachbarschaft einer großen Stadt mit ihren künstlerischen und sonstigen Hilfsquellen, die sie unbeschränkt benützen können, vier Monate Ferien, in denen sie reisen, eine Wohnung mit vollendetem Comfort, auserlesene Professoren und alle Mittel für ihre moralische und physische Entwicklung — das alles ist ihnen geboten. Ich sah Portia ohne ihre Doktorrobe in einer großen Turnhalle Uebungen sich hingeben, welche den Körper verhindern, sich zum Sklaven des Geistes zu machen. Kurze Pumphosen zeigen kühn das wohlgeformte Bein; eine russische Bluse mit einem Gürtel verhüllt eine Taille, die mehr entwickelt ist, als der amerikanische Geschmack für das Schlanke es im allgemeinen gestattet.

„Der Einblick in die Laboratorien offenbarte mir eine Neigung für die Biologie, die in Europa bei den jungen Mädchen nur selten, hier aber im Gegenteil allgemein ist. Jede der jungen Damen beschäftigte sich damit, einen Frosch und einen Krebs zart zu foltern. Ich dachte bei mir, daß bei uns die ganze Sorge der Mütter und Erzieherinnen im Gegenteil dahin geht, den Mädchen gewisse natürliche Sachen zu verschleiern, bis die Ehe ihnen eine unerwartete Klarheit bringt; ich fühlte mich in der That in einer andern Welt.

„Die Zimmer der Studentinnen sind hübsch möblirt und lassen der individuellen Phantasie freien Spielraum. Ueberall kleine Theetische, um welche mit Bändern geschmückte und mit Polstern belegte Schaukelstühle herumstehen, überall Stofftapeten mit Blumen und Ranken, Portièren aus Plüsch. Der Empfangssalon hat nichts gemein mit den traurigen Sprechzimmern in Europa; man tanzt und plaudert und gibt an bestimmten Tagen kleine Feste dort.

„‚Visiten sind nur bis zehn Uhr abends gestattet,' sagte meine Führerin.

„‚Selbstverständlich Damenvisiten?'

„‚Durchaus nicht! Visiten von Eltern und Befreundeten beiderlei Geschlechts.'

„‚Wie? Ohne Aufsicht?'

„‚In Bryn Mawr gibt es nur sehr wenig formelle Vorschriften,' antwortete Miß Thomas. ‚Die Studentinnen gehen nach Philadelphia, ohne mich anders als freiwillig davon zu benachrichtigen; sie bedürfen keiner Erlaubnis, da sie ein Interesse daran haben, die Kurse nicht zu versäumen; sie sind im Institut, um zu arbeiten.'"

Es gibt indes Hochschulen, welche viel mehr Studentinnen zählen — wie die von Wellesley (700), ein wahrer Palast, der seine edle Architektur inmitten eines Parks von 450 Acres Ausdehnung in einem hübschen See spiegelt. Dort haben die Studentinnen für den mäßigen Preis von 1700 Franken nicht nur alle Mittel, um das Diplom zu erwerben, sondern auch alle Genüsse eines luxuriösen Lebens: gute Tafel, gutes Logis, Promenaden um den See, Musikhalle, Konzerte, Schlittschuhbahn, öffentliche Vorträge, Abendgesellschaften, kurz, alles, was ein wahres großes englisches Schloß bieten kann. Die Bibliothek zählt, abgesehen von den zahlreichen amerikanischen und ausländischen Revuen, 40,000 Bände. Die Studentinnen nehmen an verschiedenen Klubs teil und veranstalten selbst Theateraufführungen im Schulgebäude.

Siebentausend junge Mädchen haben in einem Zeitraum von zwanzig Jahren mehr oder weniger lang in Wellesley studirt. Die Universitätsgrade haben indessen nur 847 Studentinnen erworben; unter diesen gibt es 500 Professoren und Lehrerinnen, einige zwanzig Missionarinnen, ein Dutzend Aerzte und fast ebenso viele Journalistinnen.

Das College von Baltimore, das im Jahre 1888 unter dem Schutze der Episkopalkirche eröffnet wurde, ist zu den größten Erfolgen berufen. Trotz des religiösen Patronats herrscht hier ebenso viel Freiheit wie nur irgendwo sonst; nur das Verbot, ins Theater oder auf den Ball zu gehen, Wein zu trinken und Karten zu spielen, scheint diese Hochschule von anderen zu unterscheiden. Für 1000 Franken im Jahr hat man dort Wohnung und Verköstigung und 500 Franken Zuschuß genügen, um die Kosten des Unterrichts zu decken.

Die Vereinigten Staaten zählen augenblicklich 179 Colleges für Frauen, wo Universitätsgrade erteilt werden, mit 24,851 Studentinnen und 2225 Professoren, von denen 577 Männer und 1648 Frauen sind. Welcher Art ist der Unterricht, den man im allgemeinen den Frauen gibt? Ein amerikanischer Professor charakterisirt ihn folgendermaßen: „Er umfaßt ein viel größeres Stoffgebiet als in Europa, fast ein zu großes. Die Amerikanerinnen zeichnen sich aus in den mathematischen Wissenschaften und lernen die toten Sprachen, aber ich bezweifle, ob sie in den meisten Fällen viel Nutzen daraus ziehen, ausgenommen den, im Examen Erfolg zu haben."

Etwas besonders Seltsames im weiblichen Unterricht Amerikas sind die Colleges, in welchen das System der gemeinsamen Erziehung herrscht. Nach M. W. T. Harris, dem Commissioner of education in Washington sind die Resultate der Schulen, die gemeinsam von Männern und Frauen besucht werden, ausgezeichnete gewesen. Er bekennt sich zu der Meinung, daß das Zusammenleben seit dem zartesten Alter Knaben und Mädchen verhindert, allzu empfindlich für den Reiz des Geschlechts zu sein, und daß, wenn gelegentlich irgendwelche tolle Streiche in den Mädchenschulen festgestellt werden konnten, diese ohne Beispiel in den gemischten Schulen waren. Frau Bentzon hat schließlich festgestellt, daß in den großen Städten des Ostens (das System der gemeinsamen Erziehung hat man nur im Westen angenommen) unsere europäischen Vorurteile noch vorherrschend sind.

Um sich Rechenschaft über die Wirksamkeit der gemeinsamen Erziehung zu geben, muß man einmal zusehen, wie es in den Etablissements hergeht, die sie in strengster Form durchführen.

Das College von Galesburg befindet sich fünf Stunden von Chicago entfernt und wurde durch eine Anzahl patriotischer und christlicher Ansiedler gegründet. Ihr Ziel bestand darin, ein College zu schaffen, das wohl vorbereitete Kandidaten für das evangelische Predigeramt und würdige Erzieherinnen für das zukünftige Geschlecht erzog. Im Jahre 1837 ins Leben gerufen, zählt es heute 600 Schüler. Die Stadt mit ihren schattigen Avenuen, ihren grünen Boulevards, ihren zahlreichen Gärten und den Kirchen, die alle protestantischen Sekten vertreten, ist überaus hübsch. Das Collegegebäude ist in einem gemilderten romanischen Stil errichtet, aus Ziegeln und rotem Sandstein. Ein gemeinsames Gebet vereinigt am Morgen alle Schüler, Männer und Frauen; reihum lesen die Professoren etwas aus der Bibel und knüpfen hieran eine kurze Unterweisung. Ueber einen Besuch in einer der Klassen erzählt Frau Bentzon:

„Ich wohnte einer Lateinstunde bei, welche durch ein junges Mädchen mit einem ausdrucksvollen und entschlossenen Gesichte erteilt wurde. Fast ebenso viele Schüler als Schülerinnen umgaben es und über alle schien es mit der gleichen Autorität zu herrschen. Obgleich keine Vorschrift es befiehlt, so hatten die beiden Geschlechter sich dennoch getrennt und jedes nahm eine Seite des Zimmers ein. Im allgemeinen waren die Mädchen weiter vor-

geschritten. Sie lachten ein wenig malitiös bei jedem Schnitzer der Knaben, die ihnen nicht mehr böse schienen, wenn sie sie auf einem Fehler ertappten; eine kleine Koketterie von der einen und ein wenig Galanterie von der andern Seite! Mir fiel der gebräunte Teint und das ländliche Aussehen mehrerer Studenten auf, die schon völlig erwachsen waren; ihre ansprechenden Gesichter hatten einen zugleich energischen und warmherzigen Ausdruck; man teilte mir mit, daß sie aus dem äußersten Westen kämen und daß sie vor ihrem Eintritt in das College ihren Unterhalt durch ihrer Hände Arbeit gewonnen hätten. Der Direktor eines einflußreichen Magazines sagte mir eines Tages auf einer Reise: „Diese ganze Gegend habe ich einstmals während der Ferien zu Fuß durchlaufen mit einem Paket Waren auf den Schultern, um mein College zu bezahlen. Man nannte mich den kleinen, ehrlichen Kolporteur.‘ Und ich sah, daß ihm dies Epitheton unter denen, welche ihm am meisten schmeichelten, stets bleiben werde, obgleich er seitdem große Erfolge erreicht hatte. Eine Anzahl Zöglinge im Knox-College sind aus demselben soliden Stoff; es kommt vor, daß diese Nachzügler später ein hervorragendes, wahrhaft persönliches Talent entfalten. Man zeigte mir mehrere unter ihnen, die während der Ausstellung in Chicago ohne jede falsche Scham die zwei und ein halb Monate, welche ihnen zur Verfügung standen, dazu verwendet hatten, in den Restaurants auf dem Ausstellungsplatze zu serviren und die kleinen Wagen zu schieben. Jetzt hatten sie sich in die Aeneis vertieft. Der wohlthuende und erheiternde Einfluß der jungen Mädchen auf diese Kategorie von Landleuten ist von den glücklichsten Folgen. Der Stachel des Wetteifers erregt sie; sie schämen sich, sich durch ihre zarten Kameradinnen überholen zu lassen, und vor allem bildet sie die weibliche Güte fast ohne ihr Wissen . . .

„Die Lektionen im Französischen zogen mich besonders an. In diesem Augenblick lasen, übersetzten und erklärten die Zöglinge das Theater von Victor Hugo. Sie sind bei Hernani, und nichts ist drolliger als der Accent, welchen sie den leidenschaftlichen Versen, den gestotterten, gequälten spanischen Namen geben. Aber sie begreifen, sie begreifen genug, glaube ich, um den Charakter des Hernani als denjenigen eines Wahnsinnigen zu erkennen. Ich bereite ihnen eine wirkliche Genugthuung, als ich ihnen sage, daß selbst in Frankreich seine Empfindungen ein wenig übertrieben erscheinen . . . Einer von ihnen nähert sich mir zögernd und fragt mich mit einem Ausdruck lebhaftester Neugierde, ob es wahr sei, daß die Bewunderung für einen so großen Mann wie Napoleon in Frankreich abnehme.

„Eines Morgens falle ich in die Klasse, in welcher fünf oder sechs Männer vor dem Stuhl eines jungen Mädchens sich versammelt haben. Es handelt sich um zeitgenössische und politische Geschichte, um die Verfassung der Vereinigten Staaten. Sie scheint in anmutigster Form über ihre Aufgabe etwas in Verlegenheit und dirigirt die Unterhaltung sozusagen mit dem Takt einer intelligenten Hausfrau, indem sie die Diskussion über ernste Gegenstände mehr ermutigt, als sich hineinmischt.“

Am Abend versammeln sich die Zöglinge zum Nachtessen, das auf einzelnen kleinen Tischen zu sechs bis acht Personen servirt wird. Die Professoren, Männer und Frauen, nehmen in gleicher Weise daran teil. Lebhaftigkeit, guter Humor und besonders gute Manieren geben der lauten Gesellschaft ein hübsches Aussehen. Galesburg gleicht einer kleinen deutschen Universitätsstadt. Das, was besonders diese Aehnlichkeit vermehrt, ist die allgemeine Kenntnis der deutschen Sprache, das Ergebnis der Einwanderung und des mehr oder weniger langen Aufenthalts der Professoren in Deutschland. Als in den Salons von Galesburg die Unterhaltung auf die Frage der gemeinsamen Erziehung kam, fragte Frau Bentzon, ob die Sonne keine Schatten habe, welche die allgemeine Anwendung bedenklich machten. Die Frauen teilten ihr darauf mit, daß viele Ehen im College zu stande kämen. -- Verfrühte Ehen? — Keineswegs. Die jungen Leute schließen sich im College an einander und heiraten, wenn der Mann sein Glück gemacht hat.

„Man fragt mich,“ sagt Frau Bentzon, „ob ich entweder im College oder in der Stadt nichts gesehen habe, das mich irgend einen der Nachteile, von denen ich spreche, hätte ahnen lassen. Durchaus nichts! Die Atmosphäre von Knox ist rein und gesund. Jeder achtet die Würde der anderen ohne die Intervention strenger Vorschriften. Die Neuangekommenen fühlen dies sehr bald; sie verstehen, daß man dies von ihnen erwartet, und benehmen sich ganz natürlich demgemäß.

„Man spricht von den ausgezeichneten Männern, welche das Knox-College in den verschiedenen Fächern hervorgebracht hat. Evangelische Geistliche und Professoren dominiren, das heißt Leute, welche sich aus den materiellen Genüssen dieser Welt nichts machen und sich mehr an das Geistesleben halten . . .“

Wird dies System in unserer alten Welt mit seinen allzu raffinirten Lebensbedingungen und den allzu verfeinerten Beziehungen zwischen den Geschlechtern Erfolg haben? Die Probe muß noch erst gemacht werden. G. Saint-Aubin.

Emile Zola über „Rom“.

Ueber sein nächstes Werk „Rom“ äußerte Emile Zola einem Korrespondenten des „Temps“ gegenüber unter anderem Folgendes: „Ich möchte nicht sagen, daß das Haupt der katholischen Kirche eine der handelnden Personen in meinem nächsten Roman sein wird; das wäre absurd. Nein, die große Gestalt des Papstes wird in ‚Rom‘ über die Scene gehen wie Napoleon III. in ‚Zusammenbruch‘. Er wird eine der Hauptpersonen sein, aber er wird nicht handelnd auftreten. Um ihn herum gruppiren werde ich die Kardinäle, die Vorstände der Kongregationen, die Kammerherren, die Prälaten, die Monsignori, die Abbés und alle Beamten jener Organisation, über welche so wenig bekannt ist. Sie alle werden auf der Bühne eines Dramas erscheinen, dessen Hauptcharakter mein Abbé, Pierre Froment, aus ‚Lourdes‘ sein soll, jener Priester, der, nachdem er seinen Glauben verloren hat, ihn vergebens im Heiligtum Bernadettes wieder zu gewinnen sucht. Einige Kritiker haben mich getadelt, daß ich diese Episode in ‚Lourdes‘ nicht zu Ende geführt habe. Sie haben nicht begriffen, daß ich sie nicht abschließen konnte, weil ‚Lourdes‘ die Geschichte und die Analysis der Prüfung war, der Pierre sich zu unterziehen hatte. Diese erste Prüfung blieb ohne Ergebnis für Pierre, da er den Glauben seiner Kindheit vor der Grotte nicht wiederfand. Jetzt geht er weiter, nach Rom, vor den Thron des heiligen Peters — indes nicht, um die Kraft zum Glauben wieder zu finden, sondern um eine Antwort auf jene Fragen zu suchen, welche in unserem Zeitalter die zivilisirten Nationen beunruhigen.

„Mein Abbé Pierre geht nach Rom mit dem Wunsche, einen Kompromiß zwischen der evangelischen Lehre und der Volksherrschaft zu finden, der meiner Meinung nach möglich ist, und zwischen der Religion und dem Fortschritt der Wissenschaften, was ich freilich für eine ganz andere Sache halte. Ja, es ist eine große und schreckliche Frage, welche sich uns überall aufdrängt — in den Vereinigten Staaten mit Bischof Ireland, in der Schweiz mit Decurtins, in Frankreich mit der Schule des Grafen de Mun und schließlich in Rom — das heißt in der ganzen katholischen Welt — mit den Encykliken Leos XIII. Diese Frage ist zu entscheiden, wenn die Rückkehr zu den ersten Prinzipien des Evangeliums mit Beiseitelassung aller Dogmen uns den Frieden der Seele und den der Gesellschaft sichern können; dies ist der Hauptpunkt meines Werkes.“

Zum Schluß sagte er: „Wenn man den Italienern Glauben schenkt, so würde ein einmaliger Besuch der ewigen Stadt ungenügend sein, um einen richtigen Eindruck hervorzurufen. Man müßte längere Zeit dableiben und ihre majestätischen Gebäude häufig sehen, um ihre ungeheuren Proportionen kennen zu lernen. Ich bin entgegengesetzter Meinung. Der erste Eindruck ist der richtigste. Mein Auge ist ein Objektiv, das alle Gemälde sofort im stärksten Relief fixirt und diese Schärfe des Details hindert mich nicht, die großen Umrisse und den allgemeinen Eindruck wahrzunehmen. Wenn ich dagegen häufiger zu derselben Scene zurückkehre, so verdunkelt sich mein Sehvermögen, alles wird unsicher und nebelhaft und ich verliere mich selbst in einer Wolke von kleinen Einzelheiten. Ich sehe nicht länger den Wald, sondern nur den Baum vor mir.“

Herausgeber: Joseph Kürschner in Eisenach; verantwortlicher Redakteur: Ludwig Thaden in Stuttgart.
Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

1895. Heft 3. Preis 50 Pfg. Vierteljährlich (6 Hefte) Preis 3 Mark.



1895

Aus fremden Zungen

Eine Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Joseph Kürschner

Stuttgart. Leipzig. Berlin. Wien. Deutsche Verlags-Anstalt.

Die Epoche der Weltlitteratur ist an der Zeit und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen. Goethe.

Inhalt des dritten Heftes.

Von Diesem und Jenem:

Madame Chrysanthème.

Von

Pierre Loti.

(Fortsetzung.)

XXVII.

Lustiger kündigt sich der Morgen an; da krähen die Hähne, die Schiebfenster in den Nachbarhäusern werden knirschend geöffnet und auf den Straßen rufen die Obsthändler schon in aller Frühe ihre Waren aus. Die Cikaden begrüßen den jungen Tag mit lauterem Zirpen.

Von unten klingt, eintönig gleich den Zaubersprüchen einer Hexe, das große Morgengebet Frau Pflaumes wie das einschläfernde Murmeln eines Springbrunnens herauf.

Drei Viertelstunden dauert es fast stets; mit näselnder Fistelstimme leiert sie ihre Sprüche herunter, klatscht, um die Aufmerksamkeit der gelangweilten Geister wieder zu erwecken, in die Hände oder läßt eine „Klapper" ertönen, die aus zwei Scheiben Alraunwurzel gefertigt ist. Durch diese fortwährenden Unterbrechungen klingt das Gebet wie das Meckern einer verrückten Ziege.

„Nachdem man sich Hände und Füße gewaschen," sagen die heiligen Bücher, „soll man den Ober-Gott Ama-Terase-Omi-Kami anrufen, den mächtigsten Herrn im japanischen Reich; dann soll man die Manen aller hochseligen Kaiser anrufen, die von ihm abstammen; dann die Manen seiner eigenen Vorfahren, auf viele Generationen zurück; die Geister der Luft und des Meeres; die Geister der geheimnisvollen und verrufenen Orte; die Grabesgeister und so weiter, und so weiter . . ."

„Ich verehre dich und bete zu dir," beginnt Frau Pflaume, „o Ama-Terase-Omi-Kami, König der Macht. Schütze du ohn' Unterlaß dein Volk, das bereit ist für sein Vaterland zu sterben. Laß mich dir in Frömmigkeit gleich werden und bewahre meine Seele vor unlauteren Gedanken. Ich bin schlecht und sündhaft — nimm die Sünde von mir, wie der Nordwind den Staub ins Meer streut. Reinige du mich von allem Schmutze, der mir anhaftet, wie man Unrat in den Wellen des Kamo abspült. Laß mich zur reichsten Frau dieser Welt werden. Ich glaube an dein Licht, das sich über die ganze Erde ausbreiten und sie immerdar erleuchten wird, zu meinem Heile. Beschütze die Meinigen — und besonders mich selbst, mich, o Ama-Terase-Omi-Kami, die nur dich allein verehrt . . ."

Natürlich erscheinen sofort die Manen aller Kaiser, die Geister und die endlose Schar der Ahnen.

Mit zitternder Fistelstimme leiert die Alte mit Windeseile die ganze Fürbitte herunter. Es hört sich zu seltsam an; man zweifelt schließlich, ob man menschliche Laute hört; es klingt wie wenn zahllose Zaubersprüche von einer Walze abgehaspelt würden und durch die Luft schwirrten. Meine Schläfrigkeit thut das übrige, um in mir „fromme" Gefühle zu erwecken . . .

Und an jedem dieser klaren Sommermorgen weckt mich diese shintoïstische Litanei — wenn die Lämpchen vor dem lächelnden Buddhabild zu erlöschen beginnen und die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, durch die Ritzen unser Schiebfenster sich hereinstehlend, wie feurige Pfeile durch den dunklen Raum fliegen und unser blaues Mosquitonetz mit goldenen Fäden durchwirken . . .

Nun heißt es aufstehen und auf schmalen, von taufrischen Pflanzen bedeckten Fußsteigen zum Meer, zu meinem Schiff zurückeilen.

Ach! Es gab eine Zeit, da weckte mich der Ruf der Muezzins*) an den dunklen Wintertagen — dort unten, im weiten Stambul . . .

XXVIII.

Chrysanthème hat nur wenig von ihren Habseligkeiten mitgebracht; sie wußte voraus, daß unsere Ehe nicht von langer Dauer sein könne.

Sie hat ihre Kleider und Gürtel in den kleinen Wandschränkchen untergebracht, die sich auf der gegen Norden gewandten Seite unseres Hauses — der einzigen, die nicht mit Schiebfenstern versehen ist — befinden.

*) Vergl. Lotis „Aziyadé."

Die Thüren dieser Wandnischen sind mit weißem Papier beklebt, während die Fächer im Innern kunstvoll aus Holz hergestellt und so sinnreich angeordnet sind, daß man sofort an Doppelböden und Vexirschieber denken muß. So legt man denn irgend einen Gegenstand stets nur in der Furcht hinein, der Schrank könnte ihn spurlos verschwinden lassen.

Den meisten Reiz von allen in Chrysanthèmes Besitz befindlichen Dingen übt auf mich ein Kästchen aus, das ihr zur Aufbewahrung von Briefen und allerlei Andenken dient. Es ist aus Weißblech und trägt auf dem Deckel das farbige Bild einer Fabrik aus der Umgebung von London. Als exotisches Nippstück zieht Chrysanthème diese Dose ihren reizendsten Lack- und Mosaikkassetten vor. Im Innern findet sich alles zur Korrespondenz Notwendige: chinesische Tusche, ein kleiner Pinsel, dünnes, in lange Streifen zerschnittenes graues Reispapier, sonderbare Briefumschläge, die mit Landschaften, Vögeln, Fischen oder Krabben geschmückt und so klein sind, daß man die Briefstreifen etwa dreißigmal zusammenfalten muß.

Auf alten Briefen finde ich als Adresse zwei Schriftzeichen: „Kiku-San" (Frau Chrysanthème). Und wenn ich sie nach dem Inhalt frage, sagt sie mit wichtiger Miene:

„Das sind Briefe von meinen Freundinnen."

O, Chrysanthème hat sehr hübsche Gespielinnen! In jener Dose befinden sich die Porträts der meisten, Photographien in Visitkartenformat aus dem „Atelier Ujeno", dem besten von Nagasaki; es sind niedliche Köpfchen, denen man anmerkt, daß sie sich Mühe gaben, ein freundliches Gesicht zu machen, und den Kopf nicht mehr von der „Stütze" zu entfernen, nachdem es einmal geheißen: „Bitte, nun recht ruhig, mein Fräulein!"

Ich möchte gern diese Briefe lesen können — noch lieber aber die Antworten meiner Frau ...

XXIX.

10. August.

Ein Regenabend! Den Himmel verhüllten schwarze Wetterwolken. Gegen zehn Uhr kommen wir, Yves, Chrysanthème und ich, auf dem Heimweg von einem unserer „Stamm"-Theehäuser, an jene uns so wohlbekannte Straßenecke, an der unser Bergpfad sich von der hell beleuchteten, geräuschvollen Hauptstraße abzweigt und uns zwingt, auf finsteren Treppen nach Diu-dschen-dschi hinaufzuklettern.

Bevor wir den Aufstieg beginnen, pflegen wir bei einer alten Händlerin, „O Sei-San" *), zu deren ständigen Kunden wir zählen, eine Laterne zu kaufen. Unser Bedarf an diesen Papierlaternen ist ein sehr großer, aber ich habe noch keine gefunden, die nicht mit Schmetterlingen oder Fledermäusen bemalt gewesen wäre. Sobald wir erscheinen, klettert die Alte auf einen Tisch, um aus den Unmengen, die in Bündeln an der Decke hängen, eine für uns auszuwählen — wir lieben graue oder rote — und darum bietet uns Frau Reinlich niemals blaue oder grüne an. Aber es dauert doch immer ein weilchen, ehe wir weiter kommen — entweder paßt der Tragstock nicht oder die Drähte haben sich verwickelt — und Frau Reinlich macht uns dann durch Gesten klar, wie peinlich es ihr sei, uns um kostbare Minuten berauben zu müssen, und wie daran nicht sie, sondern die Verwirrung der Schnüre und Drähte schuld trage, die gar keine Rücksicht auf die hochwohlgeborenen Herrschaften nähme. Und mit tausenderlei Fratzen zankt sie diese verwickelten Drähte aus und bedroht sie mit Hieben für den Aufenthalt, den sie uns verursachen. Wir haben uns an diese Komödie zwar schon gewöhnt, aber es dauert uns auch diesmal zu lange, und die schläfrige Chrysanthème gähnt unaufhörlich, ohne die Hand vor den Mund zu halten. Der Gedanke, in dieser Regennacht den langen, steilen Weg hinaufklettern zu müssen, stimmt sie nicht heiterer.

Und mir geht es nicht besser, ich bin in der gleichen Stimmung. Mein Gott, da quäle ich mich jeden Abend mit diesem beschwerlichen Heimweg, und was ist dann endlich mein Lohn, was erwartet mich dort oben? Nichts ...

Es gießt immer toller; was thun? Draußen jagen die Dschins vorüber, schreien ihr „Achtung!" und bespritzen die Fußgänger mit Kot — beim Schein ihrer Laternen kann man hoch aufgeschürzte Musmes und alte Damen erkennen, die auch unter den Regenschirmen ihr ewiges Lachen nicht lassen, tiefe Verbeugungen machen und mit den Holzschuhen klappern — man hört nichts außer dem Plätschern des Regens und dem Geklapper der Stöckelschuhe.

Zum Glück fährt Nummer 415, unser armer Vetter, vorüber, der sofort anhält und verspricht, uns aus der fatalen Situation zu befreien. Er wird nur schnell einen Engländer nach dem Hafen fahren und sofort, mit dem Notwendigen versehen, zurückkehren.

Inzwischen ist auch endlich unsere Laterne in Ordnung und bezahlt.

Nun betreten wir einen Laden auf der anderen Seite der Straße; hier wohnt „Toki-San" *), die Waffelhändlerin, bei der wir uns allabendlich für den Heimweg verproviantiren. Die muntere Zuckerbäckerin putzt sich gern ein bißchen für uns, hinter ihren mit Blumensträußen geschmückten Kuchenbergen sieht sie wie ein Nippfigürchen aus. Wir flüchten zu ihr, um uns vor dem Regenguß zu schützen, der

*) „Frau Reinlich".

*) „Frau Stunde".

in Strömen aus den Dachrinnen herabschießt, und vertreiben uns die Zeit mit ihren weißen und roten Bonbons, die auf zarten, frischen Cypressenzweigen sehr hübsch ausgelegt sind.

Aber schon kehrt unser trefflicher Vetter, Nummer 415, im Galopp zurück, und lacht, obwohl ihm das Wasser am Körper herunterrieselt. Bei einem Porzellanhändler, der ebenfalls ein weitläufiger Verwandter sein soll, hat er für uns zwei Regenschirme entliehen — Dinge, die wir, Yves und ich, zwar noch nie benützt haben, die wir aber diesmal ihrer Drolligkeit wegen nicht verschmähen — natürlich aus Papier, allerdings mit Wachs und Gummi bestrichen, aber ringsum mit den unvermeidlichen Störchen bemalt.

Chrysanthème ist inzwischen immer schläfriger geworden und stützt sich schwer auf meinen Arm.

„Musme, wie wäre es, wenn Du Dich heute abend einmal mit Herrn Yves begnügtest? Es wäre uns dreien damit geholfen."

So hängt sich also das Püppchen an den Arm dieses Riesen, und wir beginnen unsere Kletterpartie — ich voraus mit der Laterne, deren Licht ich, so gut ich kann, mit dem Schirm vor dem Regen schütze.

Auf beiden Seiten des Pfades rauschen kleine Regenbäche vom Berg herab und machen den Weg noch gefährlicher, die Treppen scheinen kein Ende zu nehmen. Wir kommen an Gärten und Häusern vorüber, an Bäumen, die ihre triefenden Blätter über unseren Köpfen schütteln. Tief unten aber verrät ein heller Lichtschein die Lage der Altstadt, deren wüster Lärm bis zu uns heraufklingt.

Der Regen hat die Luft noch nicht abkühlen können. Es ist so schwül, daß bei unseren Nachbarn die Schiebfenster offen geblieben sind und wir ins Innere der Häuser blicken können. Ueberall brennende Lämpchen vor den Buddhabildern und den Altären der Ahnen, aber die Bewohner liegen in tiefem Schlafe unter ihren blauen Fliegenzelten. Reihenweise ruhen die Familien neben einander: Männlein, Weiblein und Kindlein, Alt und Jung in den blauen Nachtkleidern, ein jeder auf dem Holzrahmen, der die Stelle des Kissens vertritt.

In einzelnen Häusern ist man noch wach; da und dort erklingt aus einem Garten auf einer Guitarre eine seltsame, ernste Tanzweise ...

An einem mit Bambus umzäunten Brunnen machen wir gewöhnlich Halt, damit Chrysanthème Atem schöpfen kann.

Auf Yves' Bitten beleuchte ich den Brunnen recht scharf, damit meine kleine Frau dieses Merkzeichen des halben Weges deutlich erkennen kann.

Endlich — endlich zu Hause! Die Thüre ist verschlossen; ringsum Finsternis und Stille. Herr Zucker und Frau Pflaume haben gewissenhaft unsere Schiebfenster geschlossen, der Regen klatscht gegen die alten Holzwände unseres Häuschens.

Bei einem solchen Wetter kann man Yves unmöglich zumuten, an den Hafen zu laufen und nach einem Sampan zur Ueberfahrt zu suchen. Heute soll er nicht mehr an Bord zurück — er mag bei uns schlafen. Wir hatten schon, als wir hier mieteten, ein Zimmerchen für ihn vorgesehen, und setzen es nun, trotz seines Sträubens, rasch in stand. Rasch ins Haus hinein, Schuhe aus, den Regen abgeschüttelt und dann hinauf ...

Vor unserem Buddha brennen die Lampen; in der Mitte des Zimmers ist das blaue Netz ausgespannt. Am Abend macht unser Heim einen sehr guten Eindruck; die Stille und die späte Stunde tragen dazu bei, die Behaglichkeit zu erhöhen. Und dann gefällt es jedem zu Hause nach einem solchen Unwetter ...

Vorwärts, damit Yves' Zimmer in Ordnung kommt! Chrysanthème freut sich, daß ihr großer Freund hier schlafen wird und eilt flink hin und her — dabei handelt es sich nur darum, einige Wandschirme zusammenzustellen und daraus ein kleines Gemach in dem großen zu bilden. Auf jedem dieser Schirme sind je zwei Störche in der üblichen Stellung abgebildet: der eine auf einem Bein mit emporgerecktem Schnabel, der andere — sich kratzend! O, diese Störche — diese langweiligen Störche ...

Endlich liegt Yves in tiefem Schlaf.

Ich finde heute abend nicht so rasch Ruhe: Mir schien, als hätten sie lange Blicke gewechselt.

Ich hatte ihm die Kleine wie ein Spielzeug überlassen — sollte sie ihm den Kopf verdreht haben? An ihr liegt mir nichts. Aber an Yves ... Es wäre schlecht von ihm und würde mein Vertrauen erschüttern ...

Der Regen trommelt auf unserem Dache; die Cikaden schweigen; aus den Gärten steigt der Geruch feuchter Erde auf. Ich langweile mich heute abend; Chrysanthème ärgert mich mehr denn je mit ihrer Pfeife — ich finde sie heute überhaupt geradezu gemein.

Ich würde sie hassen, wenn sie den armen Jungen zu einer Handlung verführte, die ich ihm nie verzeihen könnte ...

XXX.

12. August.

Mein Freund Y*** hat sich heute von seiner Frau, Siku-San, getrennt.

Auch mit Karl N*** und Frau Glockenblume steht es schlecht — sie müssen ihre Wohnung räumen, weil die Polizeispitzel die Hauswirte eingeschüchtert hatten. Der geheime Haß gegen alle Europäer, den der äußerlich so devote Japaner im Herzen trägt, mag dabei mitgespielt haben.

Es blieb ihnen nichts übrig, als einstweilen bei der — Schwiegermutter zu Gast zu sein. Angenehm ist das gerade nicht!

Zudem glaubt Karl N*** sich hintergangen...

Man darf sich aber in Bezug auf unsere Frauen keinen Illusionen hingeben — schließlich entstammen sie doch der „Halbwelt“, wenn man so sagen darf. Jede von den Kundinnen des Herrn Kanguru hat schon ein oder zwei zarte Verhältnisse hinter sich. Also Mißtrauen ist wohl berechtigt...

Tuki-San und Freund Z*** leben soso lala und Zank ist nicht selten.

Meine Ehe ist die beste, aber darum nicht minder langweilig als die anderen. Ich habe schon oft an Scheidung gedacht, aber es schien mir zu wenig Grund vorhanden, um Chrysanthème diesen Schimpf anzuthun — und nebenbei wollte ich die Polizei ärgern, die auch mich zu belästigen versuchte.

Vorgestern kamen nämlich meine Wirte, Herr Zucker in größter Erregung, Frau Pflaume einer Ohnmacht nahe, Oyuki in Thränen, zu uns heraufgestürzt. Polizeiagenten hatten ihnen schwere Strafen in Aussicht gestellt, weil sie hier oben, außerhalb des europäischen Viertels, einen Franzosen beherbergten, der mit einer Japanerin morganatisch vermählt sei — in ihrem Schrecken baten sie mich nun unter tausend Entschuldigungen, auszuziehen.

Am nächsten Morgen begab ich mich mit meinem langen Freund, der sich besser als ich in der Landessprache auszudrücken vermag, nach dem Polizeiamt, um den Herren energisch den Text zu lesen; das heißt, in der Sprache dieses überhöflichen Völkchens fehlen Schimpfworte vollständig; selbst in der höchsten Aufregung muß man sich damit begnügen, den Gegner zu „duzen“ oder im Jargon des niederen Volkes anzureden.

Ich setze mich also mitten unter die bestürzten Beamten auf den „Heiratstisch“, und lege los:

„Warum laßt ihr mich nicht in Frieden in der Vorstadt wohnen? Wie viel Trinkgeld muß ich euch denn geben, Bande von gemeinen Kerlen?“

Großes, wortloses Entsetzen, lautlose Verblüffung — aber Verbeugungen trotz des Aergers.

„Gewiß,“ sagen sie endlich, „Euer Hochwohlgeboren werden in Zukunft nicht mehr belästigt werden — das entspricht unseren eigenen Wünschen.“ Nur hätte ich eben, um den gesetzlichen Vorschriften zu genügen, meinen Namen anmelden müssen, und jenen der Person, die ... mit welcher ...“

„Ah! Warum nicht gar, das ist denn doch zu stark! Bin ich denn nicht vor kaum drei Wochen deshalb hier gewesen, ihr elenden Wichte?“

Sofort schlage ich selbst im Standesregister nach, und finde beim Zurückblättern bald meinen Eintrag und daneben die kleinen Schriftzeichen, die den Namen Chrysanthèmes bilden:

„Hier! Ihr Dummköpfe, seht her!“

Da kommt plötzlich ein hoher Vorgesetzter hinzu — ein merkwürdiger alter Herr in schwarzem Gehrock — der von seinem Bureau aus die Scene beobachtet hatte.

„Was gibt es hier? Was geht hier vor? Wodurch hat man diese französischen Offiziere beleidigt?“

In höflicherem Tone trage ich dem Herrn meine Beschwerde nochmals vor, er erschöpft sich in Entschuldigungen und Versprechungen.

Dann gehen wir stolz und würdevoll nach Hause, während sich die Unterbeamten in tiefster Zerknirschung auf alle viere niederwerfen, ohne daß dieser Gruß von uns beachtet oder erwidert wird.

Herr Zucker und Frau Pflaume können wieder ruhig schlafen, man wird sie nicht mehr belästigen.

XXXI.

23. August.

Die weite Entfernung von der Stadt, die durch den Aufenthalt der „Triomphante“ im Dock bedingt ist, dient mir zum Vorwand, um zwei oder drei Tage von Diu-dschen-dschi wegzubleiben.

Allein an Bord ist es nicht weniger langweilig. Schon beim Tagesgrauen wird das Schiff von zahllosen japanischen Handwerkern überflutet, die, gerade wie unsere Werftarbeiter, ihr Mittagbrot in Körbchen und Kürbisflaschen mitbringen. In ihrer Armut und Dürftigkeit, aber auch in der Behendigkeit ähneln sie den Ratten. Ohne jedes Geräusch schlüpfen sie überall hin; bald sind sie im Kielraum, bald in den Dampfkesseln bei der Arbeit, und sägen und hämmern, um die Schäden zu heilen.

In der von Felsen und Laubwerk beschatteten Bucht steigt die Hitze von Stunde zu Stunde bis zur Unerträglichkeit. Um zwei Uhr überfallen uns Schwärme von Schmetterlingen und Käfern — Schmetterlinge der seltensten Arten, wie sie auf den Fächern abgebildet sind.

Den großen, tiefschwarzen Faltern, die wie zwei lose Flügel in der Luft herumwirbeln, blickt Yves oft staunend nach und flüstert naiv:

„O, solch einen großen hab' ich aber meiner Lebtag noch nicht gesehen ... Ich bin so erschrocken ... Das sah gerade wie eine böse Fledermaus aus ...“

Ein Untersteuermann dagegen hat sich ein prächtiges Exemplar gefangen, um es aufzuspießen und wie eine Pflanze zu trocknen. Da geht just ein Matrose mit seinem Eßnapf vorüber — er hat nur ein mageres, trockenes Stückchen Bratfleisch darin — und ruft ihm zu:

„Du, gib ihn lieber mir ... Ich lasse ihn braten ...“

XXXII.

24. August.

Schon fünf Tage habe ich weder Chrysanthème noch meine Wohnung gesehen.

Seit gestern haben wir Regen und Sturm — ein Teifun, der vorüberzieht. Mitten in der Nacht mußten wir die Vorbereitungen zum Kampf gegen die tobenden Elemente treffen, die Marsstengen niederlassen und die Raaen streichen.

Heute umschwärmen uns keine bunten Falter, dafür rauscht und saust es über unseren Köpfen in den sturmgepeitschten Zweigen, die Aeste knacken und splittern, die Pflanzen liegen wie zerstampft am Boden; heulende, pfeifende Windstöße überschütten uns mit abgerissenen Blättern und Blüten.

Wie paßt solch ein rasender Sturm in das „Land der Niedlichkeit?" Dafür tobt er wahrlich zu wild...

Gegen Abend jagt der Wind die Wolken so rasch vor sich her, daß der Regen nur in Pausen niederprasseln kann — ich wage es deshalb, einen Spaziergang ins Gebirge, durch die regentriefenden Wälder zu machen. Auf schmalen, von Kamelien und Bambus besäumten Bergpfaden wandere ich aufwärts.

Vor einem Regenschauer rette ich mich in den Hof eines uralten Tempels, der weltverloren inmitten vielhundertjähriger Baumriesen mit gigantischen Aesten steht. Ueber Granitstufen steigt man empor und tritt durch ein Säulenthor ein, das an die „großen Steine" der Kelten erinnert. Der Hof ist von Grün überwuchert; nur verschleiert, als grünlicher Schimmer dringt das Tageslicht herein. Auch hier prasselt der Regen, mit Zweigen und entwurzeltem Moos untermischt, auf mich nieder.

Rings herum grinsen mich granitne Ungeheuer und wunderliche Gestalten an, halb lachend, halb grimmig — die ganze Umgebung macht bei dem Plätschern des Regens, dem Heulen des Sturmes — in dem dämmerigen Halbdunkel einen unsagbar geheimnisvollen Eindruck.

Das Geschlecht, das solche Tempel selbst in die entlegensten Winkel baute, mußte doch ganz anders gewesen sein als die heutige Generation...

Eine Stunde später führt mich mein Weg durch Zufall in einen Wald, der mit Eichen bestanden war. Der Wind rauschte in den Zweigen und schüttelt und rüttelt sie durch... Das erweckt in mir die Erinnerung an den ersten Sturm, den ich im Wald verlebt — in den Wäldern der Saintonge*). Vor achtundzwanzig Jahren, an einem Märztag, in meiner ersten Jugend.

Bei jenem ersten Sturm, den ich in freier Natur erlebte, weilte ich noch auf der anderen Hemisphäre der Erde — seitdem sind die schönsten Jahre meines Lebens verflossen — in ihrem Sturmlauf hatte sich auch diese Erinnerung verwischt. Und doch denke ich oft an meine Kindheit — und erzähle immer dieselben Jugendeindrücke... Es scheint mir manchmal, als sei meine Seele nur in den Kindertagen empfänglich gewesen, die unscheinbarsten Dinge aus jener Zeit haben bei mir unverlöschliche Spuren hinterlassen. Hie und da aber überkam es mich auch wie eine Erinnerung an ein früheres Dasein vor diesem Erdenwallen, oder wie eine Vorahnung künftiger Tage; in Träumen sah ich Wunder aller Art, die mich gewiß erwarteten, wenn ich erst herangewachsen war... Nun bin ich groß geworden und habe auf meinem Lebensweg noch keines der Traumbilder verwirklicht gesehen, im Gegenteil, alles ist um mich her beengender und trüber geworden; die Erinnerungen sind verwischt und den Ausblick in die Zukunft haben graue Wolkenschleier verhüllt.

Bald wird mein Stündchen schlagen, und ich muß zum Staub zurückkehren, ohne einen meiner Kindheitsträume verwirklicht zu sehen; ich scheide mit der Sehnsucht nach einer Heimat, die ich nie gefunden, nach geliebten Wesen, die mir nie begegnet und die ich nie ans Herz gedrückt...

*) Die „Saintonge" bildet jetzt einen Teil des französischen Departements Niedercharante; Hauptstadt ist Saintes — das römische Mediolanum Santonum.

XXXIII.

Herr Zucker hat mir heute unter hundert Knixen ein Andenken verehrt — ein reizendes Storchenpaar, das er mit Feder und Tusche auf einen Streifen Reispapier gezeichnet hatte. So oft ich das Bildchen, das die Wand meiner Kabine an Bord der Triomphante schmückt, betrachte, muß ich an die Geschicklichkeit und Grazie denken, mit der Herr Zucker solche Bildchen hinzaubert.

Auch die Schale, in der Herr Zucker seine Tusche anreibt, ist ein Kunstwerk: aus einem Block Jade geschnitten, stellt sie einen von Muschelgrotten überwölbten See dar; und oben, auf der höchsten Stelle dieses Randes sitzt eine alte Kröte und liebäugelt mit der tiefschwarzen Flut, auf dem Rücken trägt die Krötenmutter ein Junges, drei andere hüpfen unten herum.

Herr Zucker ist durch langjährige Uebung Meister im Zeichnen von Storchgruppen geworden. Ich glaube, daß er von wenigen in Japan in der Kunst übertroffen wird, mit drei, vier raschen Zügen ein naturgetreues, ansprechendes Bildchen zu schaffen — es geht wie der Wind: zuerst die beiden Schnäbel, dann die vier Stelzbeine, der Leib, die Federn — ritsch, ritsch, ritsch... ein Dutzend Striche — fertig ist es und stets gelungen!

Kanguru erzählte mir einmal — natürlich „ohne indiskret sein zu wollen!" — daß dies Talent Herrn Zucker früher sehr zu statten kam:

„Frau Pflaume nämlich ... mein Gott, wie soll ich nur sagen ... und wer möchte heute noch daran glauben, wenn er diese fromme, würdige alte Dame mit den sittsam abrasirten Augenbrauen sieht — also Frau Pflaume empfing einst sehr viele Herrenbesuche — Besuche, die immer einzeln empfangen wurden — kein Wunder, daß man darüber dies und das munkelte ... Nun, wenn also Frau Pflaume gerade von einem Besuch in Anspruch genommen war und es kam ein zweiter Besucher, so hielt ihn ihr schlauer Gatte im Vorzimmer, so lange es nötig war, dadurch auf, daß er ihm Störche in den verschiedensten Stellungen vorzeichnete ...“

So kommt es, daß alle Herren von Nagasaki, die einer gewissen Altersklasse angehören, zwei oder drei Storchbildchen besitzen, die sie dem seltenen und — eigenartigen Talent des Herrn Zucker verdanken.

XXXIV.

Sonntag, 25. August.

Gegen sechs Uhr abends, während ich die Wache hatte, dampfte die Triomphante endlich aus ihrem Gefängnis in der Bucht heraus. Zuerst wird eine Weile geräuschvoll manövrirt, dann werfen wir wieder an der alten Stelle Anker, am Fuß der Berge von Diu-dschen-dschi. Der Himmel strahlt in wolkenlosem Blau, die Luft ist von jener klaren Durchsichtigkeit wie stets nach Sturm und Regen — man kann selbst an weit entfernten Dingen Einzelheiten unterscheiden, die früher nicht zu sehen waren. Das Grün an Baum und Strauch erscheint frisch wie im verjüngenden Frühling — die ganze Umgebung erinnert an ein abgewaschenes Gemälde; die Sampans und Dschunken, die sich drei Tage nicht herausgewagt hatten, schaukeln sich wieder auf den Wellen, die ganze Bucht wimmelt von ihren weißen Segeln — es sieht wie ein Schwarm Schwimmvögel aus, die sich zur Wanderung rüsten.

Um acht Uhr abends war wieder Ruhe an Bord; ich besteige mit Yves, der mich förmlich dazu drängt, sofort nach Hause zu eilen, einen Sampan.

Vom Land her strömt uns ein süßer Duft von frischem Heu entgegen. Hell bestrahlt der Mond die schmalen Gebirgspfade. Auf dem kürzesten Weg eilen wir nach Diu-dschen-dschi — ich mache mir Vorwürfe, daß ich Chrysanthème so lange allein gelassen.

Von weitem grüßt mich schon unser Häuschen — es steht offen, ist hell erleuchtet und drinnen erklingt eine Guitarre. Ich kann sogar den vergoldeten Kopf unseres Buddha sehen und seine beiden Wächterinnen, die ewigen Lämpchen. Dann erscheint Chrysanthème selbst auf dem Balkon, deutlich zeichnet sich ihre schlanke Gestalt mit dem aufgesteckten Haar und den flatternden Aermeln ab — sie scheint uns zu erwarten.

Als ich dann eintrete, begrüßt sie mich artig, aber etwas zurückhaltend, dafür umhalst mich Oyuki um so stürmischer.

Ich sehe mich mit einem gewissen Behagen in meinem Heim um, das ich auf dem Schiffe fast vergessen hatte. Chrysanthème hat die Vasen mit neuen Blumen geschmückt; wie zu einem Fest hat sie sich geputzt, ihr schönstes Kleid angezogen und alle Lampen angezündet. Als sie vom Balkon aus die Triomphante aus dem Dock dampfen sah, wußte sie sofort, daß wir nun kommen mußten, und nachdem alles zu unserem Empfang hergerichtet, studirte sie, um sich die Wartezeit zu verkürzen, mit Oyuki ein Guitarrenduett ein. Sie bestürmt mich weder mit Fragen noch mit Vorwürfen. Im Gegenteil.

„Wir haben es uns gedacht,“ sagt sie, „bei dem gefährlichen Wetter konntet ihr nicht in einem Sampan über die Rhede ...“

Sie lächelt zufrieden — heute abend ist sie wirklich hübsch.

Vorwärts, wir wollen sofort einen großen Spaziergang nach der Stadt machen, Oyuki, zwei Bäschen Chrysanthèmes, die gerade kommen, und einige andere kleine Nachbarinnen werden dazu eingeladen — heute sollen sie sich das reizendste Spielzeug kaufen, die besten Bonbons naschen und sich nach Herzenslust amüsiren dürfen.

„Ob wir wohl noch recht kommen?“ rufen sie und hüpfen vor Freude. „Heute findet gerade eine nächtliche Wallfahrt zum berühmten Tempel der ‚hüpfenden Schildkröte‘ statt! Ganz Nagasaki wird dort sein. Meine anderen Kameraden sind bereits dort, die ganze Bande, H***, Y***, Z***, Tuki-San, Glockenblume, Narzisse und der lange Freund. Sie allein, die arme Chrysanthème und die arme Oyuki, mußten mit schwerem Herzen zurückbleiben, weil wir noch nicht da waren und Frau Pflaume nach dem Mittagessen von Ohnmachten und Migräne befallen worden war ...“

Rasch machen sie Toilette. Chrysanthème ist schon fertig, Oyuki wechselt das Kleid und erscheint nun in einer mausgrauen Robe — die Schleife des schönen Gürtels aus orangefarbig gefüttertem schwarzem Atlas muß ich ihr binden. In die Haare hat sie sich eine große silberne Nadel gesteckt.

Wir zünden unsere Laternen an, nehmen die endlosen Dankesbezeugungen des Herrn Zucker entgegen und eilen fröhlich nach der Stadt hinab.

Das ungewöhnliche Leben und Treiben in derselben deutet in der That auf ein besonderes Fest — die Straßen sind schwarz von Menschen; wie eine Woge wälzt sich die lachlustige, bunt zusammengewürfelte Menge langsam einem Ziele zu. Man hört aus dem Gewirr von Stimmen überall die üblichen Höflichkeitsphrasen heraus. Dazwischen La-

ternen und wieder Laternen ... In meinem ganzen Leben habe ich nicht so viele beisammen gesehen, auch keine so buntscheckigen und so ungestaltete.

Wir lassen uns von der Woge mit fortreißen, und begegnen großen Gruppen von geputzten Frauen, jungen und alten, meist aber doch Musmes mit Blumenpfeilen im Haar oder großen, silbernen Nadeln wie Oyuki: Ansprechende Gesichtchen mit kleinen Schlitzaugen und rundlichen, blassen Wangen, die um die halbgeöffneten Lippen fast zu voll, aber schlaff erscheinen. Ihr kindliches Wesen und Lächeln verleiht den Japanerinnen immer einen gewissen Reiz.

Bei den Männern bemerken wir viele Melonenhüte, die man heute, um Staat zu machen, zu der nationalen Robe trägt — die Affengesichter werden dadurch gewiß nicht hübscher. In den Händen tragen sie Zweige, ja sogar ganze Bäumchen, in deren Gezweig Laternchen in Form von Teufeln und Vögeln hängen.

Je näher wir dem Tempel kommen, um so mehr schwillt die Menge und der Lärm an. Vor allen Häusern sind Verkaufsstände aufgeschlagen; dort werden Bonbons, Spielzeug, blühende Zweige, Blumensträuße und Masken feilgeboten. Besonders Masken, ganze Kisten, ganze Wagen voll stehen im Vorrat da. Die Larven stellen meist den schlauen, aber im Todeskampf verzerrten Kopf des weißen Fuchses — der dem „Reisgott" geweiht ist — mit den langen, abstehenden Ohren und den spitzen Zähnen dar. Auch andere symbolische Fratzen finden sich dabei, Götter und Ungeheuer, alles blaß, Grimassen schneidend, verzerrt, mit echten Perücken und Bärten. Viele Leute, selbst Kinder kaufen diese Fratzen und binden sie vors Gesicht.

Auch Musikinstrumente aller Sorten stehen zum Verkauf: Trompeten von riesiger Größe, wohl zwei Meter lang, die einen Höllenlärm machen — wie Riesentruthähne, die glucksen, um der Menge Furcht einzujagen.

Es ist uns Europäern unmöglich, in die Geheimnisse solcher religiöser Festlichkeiten tiefer einzudringen — wir wissen nicht, wo der Spaß aufhört und der Geheimkult beginnt. Alle diese Gebräuche, die Symbole und Figuren sind durch eine uralte Tradition geheiligt, deren Ursprünge für uns unergründbar sind; selbst die ältesten Bücher können uns nur eine oberflächliche und ungenügende Erklärung geben — „wir sind eben andere Menschen". Wir werden von solcher Fröhlichkeit, die unserem Wesen zuwider ist, nicht angesteckt ...

Chrysanthème geht mit Yves, Oyuki mit mir, Fräulein Erdbeere und Zinie gehen vor mir, so daß ich sie im Auge behalten kann — wir lassen uns von der Menge weiterschieben und halten uns, je zwei und zwei, an den Händen, um nicht getrennt zu werden.

Die Häuser der reichen Leute sind mit Blumen geziert — die Bauart begünstigt die Wirkung des Blumenschmuckes — dabei läßt man alle Schiebfenster offen und entzieht das Innere der Zimmer durch aufgespannte Tücher den neugierigen Blicken. Vor diesen weißen Laken hat man dann für die schaulustige Menge eine Ausstellung der Familienschätze an Vasen und Prunkstücken veranstaltet. — Die Sträuße enthalten meist mehr Blätter als Blumen, zarte, ausgesucht schöne Blätter oder gewöhnliche Sorten, die aber so sinnig und geschickt zusammengestellt sind, daß ganz neue Wirkungen erzielt werden — so gewöhnliche Salatblätter oder große Kohlköpfe, die dann den schönsten Vasenschmuck abgeben. Diese Vasen sind zwar alle aus Bronze, aber stets in der Form verschieden, bald schlicht, bald verkünstelt in der Ausführung; wieder andere sind so einfach und dabei doch so hübsch, daß wir aufs höchste überrascht sind ...

An einer Biegung der Straße trafen wir zu unserer großen Freude die anderen Kameraden von der Triomphante und Narzisse, Tuki-San und Glockenblume! — Die Mädels begrüßen sich und freuen sich des Wiedersehens — dann geht es gemeinsam in dem Trubel vorwärts, dem Tempel zu.

Die Straße steigt an — die Tempel liegen alle auf der Höhe — und nun kommt zu dem einen feenhaften Bild, das uns umgibt, ein zweites hinzu: Nagasaki mit seinen Pagoden und Bergen, seinen mondbestrahlten Wassern leuchtet in voller Pracht heraus. Je höher wir steigen, um so zauberhafter erscheint die Landschaft in dem magischen Licht — rings um uns schwirren die roten Lichtchen wie Schmetterlinge, und bunte Wimpel flattern im Winde.

Wir sind am Ziel; schon sehen wir die riesigen Steintreppen, die Säulenthore und die Ungeheuer, die dieselben bewachen. Langsam heißt es jetzt Stufe um Stufe erklimmen, halb getragen von der Woge der Gläubigen, die mit uns hinaufwallt.

Endlich der Hof des Tempels und damit das letzte und überraschendste Stück der Feerie — ein leuchtendes Gemälde mit phantastischem, mondbeglänztem Hintergrund, überwölbt von den schattigen Kronen mächtiger Bäume, deren schwarze Aeste eine gewaltige Kuppel, einen natürlichen Dom bilden.

Wir sitzen mit unseren Damen unter einem der vielen, mit Blumengewinden geschmückten Theezelte, die man zum Fest aufgeschlagen hat — es steht auf einer Terrasse, am Kopf der großen Treppe, über die sich noch immer die breite Menschenwoge hereinwälzt — und am Fuße eines Säulenthores, dessen mächtiger Bau finster zum Nachthimmel emporragt. Aus dem Hintergrunde glotzen uns die Steinaugen eines kolossalen, grinsenden Götzenbildes an. Die dunklen Steinmassen dieser heiligen Bauten heben

sich scharf von ihrer Umgebung ab, von den leuchtenden Farben des Festes, dem sternbesäten Himmel und dem durch Myriaden von Lämpchen erleuchteten Nagasaki . . .

Um uns herum glucksen die langen Glastrompeten immer noch lustig weiter. Wie Schattenbilder ziehen die Menschengruppen an uns vorüber: höfliche, aber leichtfertige Männer, junge Musmes mit kleinen Augen, nichtssagenden, lächelnden Gesichtchen und tadellosen, blumengeschmückten Frisuren. Unaufhörlich strömt die Menge an uns vorüber — häßliche Gestalten, die große Baumzweige tragen, an denen Laternen in Form von Vögeln, Insekten und Götzenbildern befestigt sind.

Der Tempel steht weit offen und ist hell erleuchtet; im Innern sitzen die Bonzen feierlich vor dem goldstrotzenden Allerheiligsten mit seinen Götzen und Drachen. Die Menge drängt sich, Gebete murmelnd und kichernd, heran und wirft Geld als Opfergabe in den umzäunten Raum, dessen weiße Matten über und über von Silber- und Kupfermünzen bedeckt sind.

Wir fühlen uns als Zuschauer recht unbehaglich auf diesem Feste, das wir gezwungen lachend mitfeiern müssen, und schwatzen albernes Zeug in einer Sprache, mit der wir nur ungenügend vertraut sind, die uns aber heute bei dem Lärm und Trubel noch unverständlicher wird. Trotz der frischen Nachtluft ist es unerträglich heiß unter dem Zeltdach; wir erfrischen uns deshalb durch zahllose Schälchen „Sorbet", der mir wie parfümirter Reif oder Schnee mit Blumenduft vorkommt. Unsere Damen dagegen haben sich große Schüsseln süßer Bohnen bringen lassen, die mit Hagelkörnern untermischt zu sein scheinen, mit wirklichem Hagel, wie er bei einem Unwetter niederzuprasseln pflegt!

„Glu! . . . Glu! . . . Glu!" glucksen die Glastrompeten mit unangenehmem Klang; überall lärmen die Schnarren und Klappern; der ungeheure Lärm, das Jubeln und Toben der Menge, die Eigenart dieses religiösen Kultes verfehlt schließlich auch auf uns seine Wirkung nicht; wir fühlen, daß durch die allgemeine Fröhlichkeit ein mystischer Zug geht — etwas Kindlich-Naives und doch zugleich an die Vergänglichkeit des Lebens Gemahnendes. Die leichenblassen Larven vieler Vorüberdrängenden, das Beten in einer uns fremden Sprache, die greulichen Götzenbilder vervollständigen die Stimmung des Ganzen . . .

In den Gärten und Nebenräumen des Tempels hat sich fahrendes Volk eingenistet, das seine Schaustellungen durch schwarze, weißbemalte Wimpel auf hohen Masten, die wie Trauerfahnen im Winde flattern, ankündigte. — Auch uns treibt die Neugier dorthin, nachdem unsere Damen ihre Andacht verrichtet und ihr Geldopfer dargebracht hatten.

In einer dieser Meßbuden tritt nur ein Mann auf — oder vielmehr, er liegt mit dem Rücken lang ausgestreckt auf einem Tisch. Auf seinem Leibe aber tanzen Marionetten von fast Lebensgröße mit häßlichen Gesichtszügen. Sie sprechen, gestikuliren, stürzen plötzlich zu einem Stofflappen zusammen, schnellen wieder wie eine Feder empor, wechseln die Kostüme und toben wie Tolle. Manchmal sind es drei oder wohl gar vier — die vier Gliedmaßen des Darstellers, seine beiden Arme und beide Beine, die er in die Höhe streckt und mit einem Kleid, Perücke und Larve versieht. Ganze Komödien und Schlachten mit wirklichen Säbelhieben führt er auf.

So oft eine der Marionetten, eine häßliche Alte mit einer Totenkopffratze, erscheint, wird die Hälfte der Lichter verlöscht — fast könnte man sich fürchten! — und das „Orchester" stimmt ein schauerliches Winseln an, das von lautem Klappern begleitet wird, als ob jemand die Knochen im Leibe zerknackt würden. — Sie spielt ohne Zweifel die häßlichste Rolle in dem Stück: Eine bösartige, gierige Hexe! Durch eine geheimnisvolle Vorrichtung wird ihr Schatten auf eine weiße Wand geworfen und erscheint dort als — Wolfskopf.

An einer Stelle des Stückes wird ihr eine Schüssel mit Reis hingehalten, sie wendet sich zur Seite — und sofort verlängert sich das Schattenbild auf der weißen Fläche mit seinen aufrecht stehenden Ohren, der großen Schnauze mit spitzen Zähnen und der lang heraushängenden Zunge. Dazu wimmert und ächzt die Musik, bis sie von einem schauerlichen Geheul wie Eulengeschrei übertönt wird. Jetzt schlingt die Alte den Reis hinunter — auch der Schatten frißt gierig mit, er benagt einen anderen Schatten . . . man denke: den eines Kinderarmes! . . .

Dann gehen wir in eine andere Bude, um uns den „größten Salamander Japans" anzusehen — ein unförmliches, plumpes Tier, das hier schon sehr selten und sonst nirgendwo auf der Erde vorkommt. Wie es so in seiner Schwerfälligkeit und Schläfrigkeit vor uns liegt, erscheint es wie ein Rest der vorsintflutlichen Epoche, die den Molch aus Versehen im japanischen Meere weiter leben ließ.

Dann sehen wir uns — zum Entsetzen unserer ängstlichen Musmes — den dressirten Elefanten an, später die Menagerie und die Seiltänzer und Gymnastiker . . .

Um ein Uhr früh kommen wir endlich in Diudschen-dschi an.

Yves muß wieder mit dem kleinen Raum vorlieb nehmen, in dem er schon einmal geschlafen hatte. Nach den üblichen, mir stets unangenehmen Vorbereitungen — Pfeifenrauchen und Ausklopfen derselben: Tap! Tap! Tap! Tap! — gehen auch wir zur Ruhe.

Da beginnt Yves in seinem Kämmerchen zu lärmen, schlägt im Schlaf wild um sich und poltert mit den Füßen gegen die Thüre.

Was mag er nur haben?... Ich glaube, er träumt von der alten Hexe mit dem Wolfsschatten. Chrysanthème hatte sich halb aufgerichtet und lauscht gespannt...

Plötzlich hat sie begriffen und flüstert mir zu: „Ka!“ *)

Und um mir auch nicht den geringsten Zweifel darüber zu lassen, daß ich sie verstanden, kneift sie mich mit ihren spitzen Nägeln in den Arm und macht dabei ein Gesicht, als sei sie selbst von den lästigen Insekten zerstochen worden...

„Au! Das schien mir doch ein wenig zu deutlich, Chrysanthème! — Ich wußte sehr wohl, was ‚Ka!‘ heißt; ich habe Dich sofort verstanden, verlaß Dich darauf!...“

Uebrigens war ihre Belehrung so drollig, daß ich verzeihe — allerdings „ein blaues Mal“ wird mir nicht erspart bleiben.

Da wir Yves doch nicht forttrommeln lassen können, heißt es aufstehen und ihm zu helfen suchen. Ich zünde Licht an und leuchte zu ihm hinein.

Richtig, es sind die Moskitos, die ihn in dichten Scharen umschwärmen; man könnte glauben, alle Insekten aus Haus und Garten hätten sich hier versammelt. Chrysanthème ist entrüstet, verbrennt eine Anzahl mit ihrer Kerze und zeigt mir die zahllosen anderen, die überall auf den weißen Tapeten sitzen.

Yves schläft dabei, wenn auch unruhig, weiter; das Fest hat ihn sehr ermüdet. Nun rüttelt ihn Chrysanthème auf; er soll sich zu uns unter das Netz legen.

Erst ziert er sich ein wenig, dann folgt er uns, willenlos wie ein Kind, das man aus dem Schlaf geweckt. — Ich habe nichts dagegen einzuwenden, daß er unser Lager teilen soll — ein Bett ist es ja nicht, und dann schlafen wir doch auch, nach Landessitte, angekleidet. Auf der Reise, in der Eisenbahn findet doch selbst die feinste Dame nichts dabei, sich in Gesellschaft beliebiger Herren recht bequem auszustrecken!...

Mißtrauisch bin ich nun einmal — so habe ich denn auch rasch das Kopfpolster Chrysanthèmes in die Mitte unseres Lagers geschoben, um die beiden besser beobachten zu können. — Sie aber schiebt es, ohne ein Wort zu sagen, wie um einen Formfehler wieder gut zu machen, auf seinen alten Platz und rückt dafür das meinige in die Mitte: das heißt also, ich muß in der Mitte liegen, muß sie trennen. Es gehört sich auch wirklich so — ganz gewiß! Chrysanthème weiß, was sich schickt...

... Auf unserem Heimweg am nächsten Morgen um sieben Uhr begleitet uns eine Schar munterer Schulmädchen im Alter von sechs bis acht Jahren.

Die hellen Sonnenstrahlen funkeln auf den Perlen des Nachttaus, die Cykaden zirpen rings umher, und von den Bergen zieht ein süßer Duft herüber. Frisch ist die Luft, frisch der Morgen, frisch sind die Kinder mit ihren wohlfrisirten Köpfchen, frisch die Blätter und Blüten, auf denen die Tröpfchen blitzen...

Selbst in Japan kann man sich dem Zauber des jungen Tages und der — Jugend nicht entziehen...

Die japanischen Kinder sind so hübsch, so reizend — wie kommt es nur, daß sie so rasch alt und häßlich werden? Aus den süßen Kindergesichtchen — grinsende Affenfratzen?...

XXXV.

Das Gärtchen der Frau Hahnenfuß, meiner Schwiegermama, ist entschieden das Tollste, was ich je gesehen.

Wie viel verlorene, langweilige Stunden habe ich auf der Veranda verbracht, die auf jenen Garten hinaus geht! In fadem Geplauder saßen wir beisammen und verzehrten gepfeffertes Naschwerk.

Mitten in der Stadt, eingekeilt zwischen hohen Mauern, liegt dieser vier Quadratmeter große „Park“ mit seinen Seen, Miniaturbergen und kleinen Felsgruppen. Alles scheint wie vom Schimmel überzogen; kein Wunder, da niemals ein Sonnenstrahl sich in diesen Winkel verlor.

Gleichwohl muß man zugeben, daß die kleine Landschaft getreu nach der Natur kopirt wurde — die Felsen sind richtig gelagert, über die Thäler breiten Zwergzedern, die kaum höher als Kohlköpfe sind, ihre knorrigen Aeste und versperren die Aussicht! Wenn man von einer Ecke des dunklen Zimmers aus auf dieses Landschaftsbildchen hinaus blickt, so weiß man nicht, ob dies alles Wirklichkeit oder nur ein Gebild der Phantasie ist — es sieht sich an wie eine ferne Gegend, die man durch ein umgekehrtes Fernglas betrachtet.

Wer sich auf japanische Eigenheiten versteht, der kann aus der Einrichtung des Hauses meiner Schwiegermutter darauf schließen, daß sie weiß, was elegant ist: Kahle Wände, kaum zwei oder drei Wandschirme, eine große Theekanne, eine Vase mit Lotusblumen — und damit fertig! Das Holzwerk einfach, ohne Malerei oder Lackanstrich, mit gekünstelten, aber sauber gearbeiteten Schnitzereien verziert, deren weiße Naturholzfarbe durch häufiges Abseifen rein erhalten wird. Auch die Pfeiler, die das Deckengebälk tragen, sind von größter Mannigfaltigkeit, dabei höchst geschmackvoll — die einen schnurgerade, rund, vier- oder achtkantig, die anderen gewunden wie Baumstämme, um die sich Schlingpflanzen gerankt haben. Dadurch werden überall kleine lauschige Nischen gebildet

*) Die Moskitos.

oder Wandschränke, die selbst von einem scharfen Beobachter nur schwer in den tadellos weißen Wandflächen entdeckt werden können.

Ich muß lachen, wenn ich an die „japanischen Salons“ der schönen Pariserinnen denke und sie mit diesem wirklichen japanischen Empfangsraum vergleiche. Hier die größte, aber geschmackvolle Einfachheit, dort ein Aufstapeln von tausenderlei Nippsachen; hier nackte, mit weißem Papier beklebte Wände, dort schwere, geschmacklos plumpe Goldstickereien auf prunkendem Atlas. Möchten sich die Dämchen doch einmal hier zu Lande ein elegantes Haus betrachten oder sich die Einfachheit des Palastes in Yeddo zum Muster nehmen! — In Europa kauft man sich Kunstwerke, um sie protzig zur Schau zu stellen — hier, um sie in einer Art Schatzkammer wohlverpackt aufzubewahren in einem unterirdischen, mit schweren, eisenbeschlagenen Thüren verwahrten Raum, den die Japaner „Godun“ nennen. Nur bei festlichen Gelegenheiten oder um einen Gast besonders auszuzeichnen, öffnen sich diese geheimen Prunkräume.

Die Reinlichkeit in japanischen Häusern könnte man fast übertrieben nennen; tadellos weiß sind die Matten auf dem Boden, weiß ist das gesamte Holzwerk. Das Ganze sieht sehr einfach aus, ist aber in den Details um so kostbarer; der Japaner setzt seinen Stolz darein, selbst die unbedeutendsten Dinge im Haushalt in künstlerischer Ausführung zu besitzen — das nennt er Luxus.

Im übrigen ist meine Schwiegermutter eine recht nette Dame — wenn mich ihr Garten nicht nervös machte, würde ich sie gern so oft als möglich besuchen. Sie ist in ihrem ganzen Wesen anders als zum Beispiel die Mütter von Frau Narzisse, Glockenblume oder Tuki; sie ist viel gutmütiger als diese, noch immer leidlich hübsch und macht niemals einen Formfehler. — Sie muß eine interessante Vergangenheit haben; ich habe sie schon oft darnach fragen wollen, aber es paßte zu schlecht zu meinen Pflichten als „Schwiegersohn“. Man behauptet, sie sei früher eine der gefeiertsten Sängerinnen in Yeddo gewesen, aber bei der Lebewelt in Ungnade gefallen, als sie die Unbesonnenheit beging — Mutter zu werden. Daraus ließen sich Chrysanthèmes musikalische Talente erklären, denn gewiß hat ihr die Mutter den Elementarunterricht nach den Regeln des Konservatoriums, das sie einst besuchte, gegeben.

Seit der Geburt Chrysanthèmes, der Ursache ihres Sturzes, hat sie noch sieben gleiche Dummheiten begangen, so daß ich zwei jüngere Schwägerinnen habe, Fräulein „Schnee“*) und Fräulein „Mond“**), und fünf kleine Schwäger: „Kirsche“, „Taube“, „Winde“, „Gold“ und der niedliche „Bambus“, ein gelbes, dickes Baby von vier Jahren mit hübschen, glänzenden Augen; er ist lustig und schmeichelt gern, wenn er nicht lacht oder schläft. Ihn liebe ich am meisten von meiner ganzen Familie . . .

*) Japanisch: Oyuki-San, wie die Wirtstochter.

**) Japanisch: Tsuki-San.

XXXVI.

Dienstag, 27. August.

Wir haben den Tag damit zugebracht, bei den Trödlern in den schmutzigen, finstern Stadtvierteln nach Altertümern zu suchen; Yves, Chrysanthème, Oyuki und ich haben vier flinke Dschins benutzt.

Gegen Abend bittet Chrysanthème — die ohne Zweifel gemerkt hat, daß sie mich heute mehr als je langweilt und darum die Beleidigte spielt — um die Erlaubnis, die Nacht bei ihrer Mutter, Frau Hahnenfuß, verbringen zu dürfen.

Ich sage mit größtem Vergnügen „ja“ — sie mag gehen, wohin sie will! Oyuki wird ihre Eltern bitten, unsere Wohnung zu schließen; wir aber, Yves und ich, werden uns einmal ohne Damen amüsiren und dann, statt den steilen Bergpfad hinauf zu klettern, nach der Triomphante zurückfahren.

Zuerst versuchen wir, in einem der feinsten Theehäuser zu speisen, aber nirgends ist ein Plätzchen frei; alle Räume, auch die „separés“, alle Gärten sind bis in die hintersten Ecken mit Japanern und Japanerinnen besetzt, die allerlei unglaubliche Leckereien verzehren; an eleganten Lebemännern fehlt es gleichfalls nicht, und aus den Nebenräumen schallt Musik, Gesang und Tanz.

Heute ist der dritte und letzte Tag des Wallfahrtsfestes im Tempel der hüpfenden Schildkröte, dessen ersten Tag wir vorgestern mitgefeiert hatten — ganz Nagasaki will sich heute amüsiren.

Im Theehaus „zu den unbeschreiblichen Schmetterlingen“, das zwar auch voll besetzt ist, wo wir aber sehr gut bekannt sind, kommt man auf den genialen Einfall, Bretter über das Goldfischbassin zu legen, um Platz für uns zu schaffen. Dort speisen wir dann, während unter uns der kleine Wasserfall rauscht und uns angenehm abkühlt.

Nachher brechen wir auf und folgen dem Strom der Gläubigen nach dem Tempel.

Dort oben sieht es heute genau wie vorgestern aus, dieselbe glänzende Beleuchtung, dieselben Masken, dieselbe Musik. Wir sitzen wieder unter einem Zelt und schlürfen parfümirten Sorbet — aber wir empfinden unser Alleinsein, wir fühlen uns heute doppelt fremd dem fremden Volk und dem fremden Kultus gegenüber. Unter uns liegt Nagasaki in leuchtender Pracht, vom Mondlicht überflutet. Hinter uns steht der große Tempel, in dem die Bonzen in gewohnter Weise ihren heiligen Dienst verrichten — von uns aus gesehen, erscheinen sie wie Puppen; die einen

kauern wie Mumien am Boden, die anderen führen feierliche Tänze vor dem goldstrotzenden Allerheiligsten auf. — Wir lachen heute gar nicht und reden auch nicht viel — heute wirkt das Fest mehr auf uns ein, wir sehen uns nur überall um und staunen — und suchen in die Geheimnisse dieses Kultes einzudringen . . .

Plötzlich dreht sich Yves um und ruft:

„Bruder! . . . Ihre Frau!! . . ."

Richtig, da hinter uns sitzt sie zwischen den Tatzen eines Ungetüms aus Stein, das halb Tiger, halb Hund ist.

„Wie eine kleine Katze hat sie mich mit den Nägeln zerkratzt, da unten am Bein, durch die Hosen hindurch," sagt Yves erregt, „gerade wie eine Katze!"

Sie macht die tiefste Verbeugung, die ihr möglich ist und schaut mit verlegenem Lächeln recht ängstlich zu mir auf. Neben ihrem Kopfe bemerke ich den meines Lieblings Bambus, den sie auf ihrem Rücken reiten läßt. Der kleine Musko*) mit seinem kahlgeschorenen Köpfchen lacht vergnügt und ist wie immer allerliebst. Beide schauen uns fragend an und sind gespannt, wie wir wohl ihr plötzliches Erscheinen aufnehmen werden.

Mein Gott, ich habe keine Lust, ihr eine Scene zu machen, im Gegenteil, ich freue mich, daß sie da sind. Ich kann es Chrysanthème nicht übel nehmen, daß sie noch einmal dem Fest anwohnen wollte, und finde es sehr hübsch von ihr, daß sie den kleinen Bambus mitgenommen hat — nur daß sie ihn, wie die Frauen aus den niedersten Ständen, auf dem Rücken trägt, ärgert mich . . .

Sie soll sich zu uns, zwischen Yves und mich, setzen und als Festspeise Bohnen mit Hagelkörnern bestellen. Wir nehmen indes den kleinen Musko auf den Schoß und stopfen ihm mit Kuchen und Zuckerstangen den Mund.

Als wir zum Heimweg aufbrechen, nimmt ihn Chrysanthème wieder auf die Schultern und keucht mit ihrer schweren Last davon. Sie geht ganz vornüber gebeugt und klappert mit ihren Stöckelschuhen auf den Granitfliesen und Treppenstufen . . . Sie sieht so wirklich etwas plebejisch aus, aber sie mißfällt mir heute nicht, diese Liebe zu Bambus gibt ihr, wenigstens in meinen Augen, einen eigenen Reiz.

Ueberhaupt muß man den Japanerinnen insgesamt zugestehen, daß sie ihre Kinder schwärmerisch lieben und es vortrefflich verstehen, die Kleinen zu unterhalten, sie zum Lachen zu bringen oder ein neues Spielzeug zu ersinnen — kurz, ihnen den Eintritt ins Leben so angenehm als möglich zu machen; ebenso geschickt frisiren sie die Kleinen und putzen sie heraus, so schön es nur möglich ist. Wenn ich etwas in diesem Lande liebe, so sind es die Kinder und die Art und Weise, wie die Eltern für sie besorgt sind . . .

Auf dem Weg treffen wir die anderen Kameraden von der Triomphante. Kaum sehen sie uns mit dem kleinen Jungen, so beginnen die Spöttereien:

„Ei, ist das schon Ihr Sohn?"

Unten in der Stadt machen wir an der Ecke der Straße, die zum Haus ihrer Mutter führt, Halt, um uns von Chrysanthème zu verabschieden. Sie lächelt und flüstert mir zu, sie sei schon wieder gesund und möchte gern mit mir nach Diu-dschen-dschi zurückkehren. — Eigentlich durchkreuzt das meine Pläne . . . Allein ich kann es ihr schon anstandshalber nicht abschlagen. Gut! Bringen wir den Jungen zu seiner Mama, kaufen uns eine Laterne bei Frau Reinlich und klettern heimwärts!

Da macht uns der kleine Bambus Schwierigkeiten — er will auch mit uns kommen! Wir sollen ihn unbedingt mit hinauf nehmen . . . Warum nicht gar, das kann man doch nicht . . . das paßt sich doch nicht! . . .

Ja, aber! . . . Sollen wir ihn am schönsten Festtag zum Weinen bringen? . . . Schicken wir also zuerst Frau Hahnenfuß einen Boten, damit sie sich nicht ängstigt, wenn der Junge ausbleibt — dann werden Yves und ich ihn abwechselnd den Bergpfad hinauf schleppen . . . Wer sollte uns bei Nacht in Diu-dschen-dschi beobachten oder sich über uns lustig machen? . . .

Nun wollte ich einmal ohne Frau nach Hause gehen — und muß mich zur Strafe dafür mit einer Frau und einem Kinde abmühen . . . O, Ironie des Schicksals!

Bei uns ist natürlich, wie ich geahnt habe, alles verschlossen und verriegelt, da man uns heute nicht erwartet hatte. Wir klopfen und Chrysanthème ruft so laut sie kann:

„Ho! Ume-San . . . an . . . an . . . an! Hallo, Frau Pflau . . . au . . . au . . . au . . . me!"

Ich wußte gar nicht, daß sie mit ihrem dünnen Stimmchen so schreien kann. Ihr lang gezogener Ruf klingt in der Mitternachtsstunde so seltsam, daß ich einen Augenblick vergesse, daß ich in Japan bin.

Endlich erscheint Frau Pflaume, um uns zu öffnen — wir haben sie aus dem Schlaf aufgeschreckt; ihr erregtes Gesicht schaut müde unter dem blauen, mit weißen Störchen bemalten Turban hervor, den sie um ihre Frisur geschlungen. Mit der bunten Laterne, die sie weit von sich hält, leuchtet sie uns der Reihe nach scharf ins Gesicht, um unsere Identität festzustellen, und kann sich kaum vor Verwunderung über unseren kleinen Nachtgast beruhigen . . .

*) Musko heißt Knabe, es ist das Maskulinum zu Musme. Der Japaner sagt natürlich in übertriebener Höflichkeit „Musko-San" (Herr Knabe!).

XXXVII.

Früher liebte ich Chrysanthèmes Guitarrespiel, jetzt erfreut sie mich mehr durch ihren Gesang.

Ihre Stimme ist weder groß noch künstlerisch geschult; sie singt fast immer leise, wie klagend, und bevorzugt die hohen Töne.

Wenn sie mit Oyuki ein Lied, das sie selbst komponirt hat, einübt, so bewundere ich die Sicherheit ihres Ohres — bei der geringsten Dissonanz hört sie auf und fängt noch einmal von vorn an.

Ich sitze dabei gewöhnlich auf der Veranda und schreibe — schreibe, am Boden auf einer Matte sitzend, an einem kleinen, mit Heuschreckenreliefs verzierten Pult mit chinesischer Tusche. Meine Tuschschale ist ähnlich wie die des Herrn Zucker, aus Jet, mit niedlichen Kröten und Spinnen verziert. — Ich schreibe meine Memoiren ... gerade wie Herr Zucker! Manchmal kommt es mir vor, als ob zwischen uns beiden gar kein großer Unterschied sei — und das ärgert mich natürlich! ...

Meine Memoiren die sich höchstens aus abgeschmackten Einzelheiten zusammensetzen könnten, aus kleinlichen Aufzeichnungen über Farben, Formen, Düfte und Gerüche ...

Endlich scheint sich in meinem Roman aber doch ein Knoten schürzen zu wollen; an dem einförmigen Horizont, der diese enge, nur von Musmes und Cykaden belebte Welt begrenzt, steigen Wolken auf: Chrysanthème liebt Yves, Yves liebt Chrysanthème, Oyuki mich, ich aber niemand ... Ein hochdramatischer Stoff zu einem Rührstück mit Brudermord — wenn wir nicht in Japan wären; aber hier verläuft unter dem entnervenden Einfluß dieses heiteren Ländchens alles im Sande ...

XXXVIII.

Zu einer Stunde des Tages geht es in ganz Nagasaki gleich komisch zu — am Abend zwischen fünf und sechs Uhr. Dann ist nämlich Groß und Klein splitternackt, Kinder und Greise, junge Mädchen und alte Frauen, alles sitzt in Bütten und badet. Wo, das ist einerlei, auf Fremde nimmt man keine Rücksicht, und so wird denn im Garten gebadet, im Hof, im Laden oder gar unter der Hausthüre, um dabei gemütlich mit den Nachbarn plaudern zu können. Auch durch Besuche läßt man sich nicht stören — man steigt nur für einen Augenblick aus der Wanne, trocknet sich rasch die Hände mit dem üblichen blauen Badetuch, bittet den Gast, Platz zu nehmen, und beginnt eine lebhafte Unterhaltung.

Uebrigens sehen weder Mädchen noch Frauen im Bad vorteilhafter aus. Wenn eine Japanerin ihr langes Kleid und den breiten Gürtel mit den hübschen Schleifen abgelegt hat, so bleibt nichts übrig als ein gelbes, unscheinbares Wesen mit dünnen, krummen Beinen und schmalem, birnförmigem Busen. Mit dem letzten Kleidungsstück schwindet auch der letzte Reiz, der also nur in der Toilette lag.

XXXIX.

Chrysanthème trägt nur dunkle Kleider — darin unterscheiden sich die wirklich feinen Damen von den anderen. Oyuki, Tuki und die übrigen Freundinnen tragen dagegen mit Vorliebe bunte Stoffe, schmücken ihr Haar mit auffallendem Zierat. Sie trägt nur Marineblau oder Grau, dazu breite schwarze Gürtel, die mit bunten, aber nicht auffallenden Farben bestickt sind, und im Haar einige Nadeln aus blondem Schildpatt. Wenn sie aus vornehmer Familie wäre, so dürfte sie auf dem Rücken einen kleinen weißen Kreis wie eine Stempelmarke tragen, mit irgend einem Bild in der Mitte — gewöhnlich einem Baumblatt — das wäre dann ihr „Wappen". Hätte sie noch dieses Wappen, dann wäre sie eine Zierde jedes aristokratischen Salons.

Helle, mit silbernen oder goldnen Drachen bestickte Prachtgewänder tragen selbst Damen von hohem Rang nur bei großen Festlichkeiten und innerhalb des Hauses. Sonst werden sie ausschließlich von Schauspielerinnen, Tänzerinnen und Dirnen getragen.

Wie alle Japanerinnen trägt auch Chrysanthème eine Menge Kleinigkeiten in den weiten Aermeln, in denen Taschen angebracht sind.

Hier bewahrt sie ihre Briefe auf, kleine Notizen, die auf feine Blättchen aus Reispapier geschrieben sind, von den Bonzen geweihte Amulette und eine große Menge viereckiger Stücke Seidenpapier, die den verschiedensten Zwecken dienen: Um eine Theetasse abzuwischen, den feuchten Stengel einer Blume zu halten oder bei Gelegenheit — das niedliche Näschen zu putzen. (In letzterem Fall rollt sie das Papier sofort zu einem Klümpchen zusammen und wirft es mit einer Geberde des Abscheus zum Fenster hinaus.)

So schneuzen sich alle Japaner, selbst die vornehmsten.

(Fortsetzung folgt.)

Wassili Tjorkin.

Von

P. Boborykin.

(Fortsetzung.)

XV.

Zur heißen Sommerszeit wurde er in das Irrenhaus überführt.

Eine weitläufige Anlage, einige Holzbaracken, zwei oder drei große Steingebäude, eine Tag und Nacht thätige Dampfmaschine, auch in der Küche Dampfheizung, so daß sogar der Braten fertig aus dem Dampfschrank kommt; ringsum das Grundstück ist Ackerland, eine Scheune, ein Viehhof, eine Schmiede. In jeder Abteilung, der männlichen wie der weiblichen, befinden sich Handwerksstätten. Für die Tobsüchtigen bleibt ein besonderer Garten bestimmt, wo man sie bei gutem Wetter den ganzen Tag beläßt. Der Direktor stellte ihm frei, ein Handwerk zu wählen. Er entschied sich für die Schmiede.

Von Kindheit an hatte er eine Vorliebe für die Schmiede, die „Kówalje", wie man in Kladjenjez und Umgegend sagte, für die auch seine Körperkräfte ausreichten.

Der Direktor war nicht gleich damit einverstanden. Man gab ihn zuerst in eine andere Werkstatt, die Tischlerei, indem man sagte:

„Hier ist leichtere und interessantere Arbeit; dabei ist das Volk still."

In den ersten Tagen traute Tjorkin seinen Augen nicht; keine düsteren Zellen mit stinkigen Matratzen, keine Gitter, keine Tierbändiger; Freiheit der Bewegung auf dem Hof, im Garten, Arbeit auf dem Felde, in der Scheuer, in der Handwerksstätte. Er fürchtete einen Blick auf die Tobsüchtigenabteilung zu werfen — doch zog es ihn zugleich dorthin.

Der Bretterverschlag des Frauengartens lief an einem flachen Graben entlang. Von dort begann das Ackerfeld. Einstmals legte er das Auge an eine Ritze. Es war an einem hellen, schwülen Tage. Die Sonne überstrahlte den ganzen viereckigen Garten. Damals war kein Baum dort. Später erfuhr er, daß die Weiber die Bäumchen mit den Wurzeln auszogen. Der Vorstand prügelte und prügelte, es wurde doch weiter gerupft.

Auf den ersten Blick bot das Bild nichts Ungewöhnliches. Frauenzimmer wimmelten durch einander — die einen in weiten Kattunröcken, andere bloß in Hemden, barhäuptig oder mit Tüchern um den Kopf, saßen barfüßig auf der Erde oder fielten sich dort, sangen, tuschelten. Als er, ohne die Augen von der Zaunritze fortzureißen, unverwandt die Weiber betrachtete, überkam ihn ein ihm noch ungewohnter Schrecken vor dem Wahnsinn und preßte ihm die Lippen zusammen.

Gerade ihm vor Augen lag auf der zerwühlten Erde, barfuß, im zerrissenen Hemde, ein etwa vierzigjähriges, fettes, schmutziges Weibsstück mit grauem, spärlichem Haupthaar. Mit einer Seite des Gesichts lag sie auf dem Boden, in welchem sie heulend mit der linken Hand herumwühlte.

Dieses Geheul wird er bis zu seiner Sterbestunde nicht vergessen, ebenso wenig das erdfahle Gesicht und die stieren Augen, die das wahnsinnige Weib mit dem Ausdrucke des Wahnes und der Wut gerade auf die Stelle in der Zaunspalte richtete, durch die er sie betrachtete.

Und eine andere, rechts, an der Ecke — auch im Hemde, barhäuptig und barfuß — lehnte am Zaun, drückte die Stirn an die Bretter und schwankte mit dem ganzen Körper hin und her, indem sie zuweilen Töne halb zwischen Weinen und Lachen hervorstieß. Das war nur wenige Schritt von der Stelle, wo er stand.

Plötzlich durchfuhr ihn der schreckliche Gedanke, wie ein Todesurteil:

„So kannst du auch werden, da du hier bist!"

Es gab einen Moment, wo er zum Direktor laufen, ihm zu Füßen stürzen und zurufen mochte:

„Retten Sie mich . . . Ich bin ein Lügner und Betrüger, nur ein verstellter Wahnsinniger! Uebergeben Sie mich der Gerechtigkeit. Mag mit mir geschehen, was will!"

Hier würde er entweder wirklich wahnsinnig werden oder durch Selbstmord enden, ob er sich einen Strick stahl oder den Kopf mit dem Schmiedehammer zertrümmerte, sobald er erst die Erlaubnis zum Schmiedehandwerk hatte.

Doch ein anderer — ebenso plötzlicher, heller Gedanke — überrieselte ihn kalt.

„Lauf, schreie! Sie werden dir grad glauben! Es gibt hier unfreiwillige Pfleglinge, die beweisen wollen, daß sie bei richtigem Verstande und vollem Bewußtsein sind. Klage dich nur an, und in deiner Anklage werden die gelehrten Herren Irrenärzte nur einen neuen Ausbruch deines Wahnsinns sehen. Gegen diese Ueberzeugung konnte er nichts Gewichtiges aufbringen."

Er hatte selbst gesehen, wie leicht und mit wie geringer Schlauheit die Aerzte irre zu führen waren. Sie aufzuklären, würde ein größeres Kunststück sein. Wenn der Direktor zur Ueberzeugung kam, daß zwei Drittel oder auch alles Verstellung war, mußte er bleiben, sich auf eine halbjährige Probezeit gefaßt machen, nach und nach alle Zeichen seines stillen Wahnsinns ablegen, und dem Arzt entgegen kommen, wenn er ihm aus Güte und Mitleid forthelfen wollte. Sollte es sich auch ein Jahr lang hinziehen, dann waren durch die Thatsache, daß er so lange im Irrenhause gesessen hatte, wohl gar seine Vergehen verjährt. Entlassen hin, entlassen her, nur ohne den hündischen Laufpaß.

Mit der Zeit verlor er die Furcht vor seinen Gefährten im Verschluß; nur an die tobsüchtigen Männer konnte er sich nicht gewöhnen.

Die stillen Frauen interessirten ihn sogar. Mit einigen Merkwürdigkeiten schloß er ordentlich Freundschaft, so weit dies unter der Aufsicht möglich war. Seine sorgsame Ueberwachung hatte übrigens mit dem zweiten Monat nachgelassen, indem man ihn in die Schmiede ließ.

Seit jener Zeit sind ihm besonders noch zwei Gestalten lebendig. Die eine trieb sich in dem Haine umher, wo die Stillen in der Sonne saßen und nähten oder lasen. Sie trug einen Strohhut mit hohem Kegel und breiter Krempe auf dem Kopf und eine Kattunbluse. Sie gab sich für die Fürstin Tarakanow aus.

„Ich bin nicht ertrunken," behauptete sie, „Fürst Orlow hat mich verderben wollen, ist aber selbst aus Liebe zu mir umgekommen."

Und sie bildete sich ein, daß alle in leidenschaftlicher Liebe zu ihr erglühten, wenn sie es auch auf jede Weise verbargen.

Eine andere — im gemeinsamen Abetsgebäude — ein stilles, geziertes, ältliches Fräulein, war durch Intriguen der Verwandten ins Unglück gebracht. Darüber erzählte sie ziemlich mitteilsam und in den gesuchtesten Phrasen. Es brauchte sich nur ein vornehmer Besuch im Gebäude einzufinden, so stellte sie sich ein und sprach ihr Bedauern aus, daß man ihre Sachen heut in der Kirchenversammlung verkauft habe.

„In der Kirchenversammlung?" war die erstaunte Rückfrage des Besuchers.

„Nun, ja, zur Frühmesse! Meine Guipürenmantille und meinen Pelz hat man auf dem Auktionsmarkt versteigert."

„Sie waren nicht dabei?"

„Nicht doch, es ist mir aber gleich gemeldet worden, daß man die Mantille zerfetzt, die Fransen abgetrennt und aus dem Pelz das Rauchwerk ausgerissen hat."

War der Besucher dann fortgegangen, dann war sie ganz vernünftig, konnte vortrefflich wahrsagen, verstand die Bedeutung jeder Karte und wurde sogar mit der „Grand'patience" fertig.

In der Tischlerwerkstatt arbeitete er an einer Hobelbank mit einem noch jungen „Dorf-Väterchen".

Das Gesicht des Geistlichen war verfallen und glich einem Popen auf einem Bilde Iwanows — von dem Tjorkin gute Photographien gesehen hatte.

Man nannte ihn Vater Wjenjamin. Er begann mit religiösen Halluzinationen, hörte in der Nacht Stimmen, teils himmlische, teils teuflische; inzwischen litt er an Verfolgungswahn.

Als Tjorkin ihm gegenüber an der Hobelbank stand, befand sich Vater Wjenjamin schon auf dem Wege der Besserung — wie der Direktor und der ordinirende Arzt glaubten — benahm sich aber immer noch sehr sonderbar, schwieg hartnäckig, lachte häufig, indem er seine eigenen Gedanken beantwortete; sprach überaus leise für eine Werkstatt, wo unausgesetzt das Geräusch von Sägen, Hobeln, Holzschlägeln und eisernen Nagelhämmern ertönte. Obwohl er sich eigentlich auch etwas vor seinem Kameraden an der Hobelbank fürchtete, sprach er doch einsilbig in abgerissenen Fragen mit ihm, besonders wenn wenig Leute in der Tischlerei waren. Tjorkin fand indessen nichts Gefährliches in ihm — im Gegenteil, der Kranke sah ihn mituuter lächelnd an, zeigte ihm, wie mit dem Handwerkszeug umzugehen war, benannte es, doch immer ruckweise und hastig.

„Das ist ein Scharfhobel," sagte er plötzlich, indem er mit seinem langen, durchsichtigen Finger auf einen Hobel von besonderer Form wies.

„Das dort ist ein Simshobel!"

Einst rief er:

„Und wer hat nur die Namen gegeben? Mißklingend!"

Ganze Tage betrachtete ihn Tjorkin für sich.

Vor ihm befand sich mehrere Wochen lang unzweifelhaft das Vorbild eines wahrhaftigen, heilbaren

Geisteskranken. Er sagte und that nichts Wildes und Dreistes, und je mehr Torkin ihn beobachtete, desto genauer prägten sich ihm seine Mienen, Laute, Blicke, Bewegungen, das charakteristische seiner besonderen Verrichtungen ein. Das konnte er sich selbst aneignen, dies war ihm alles ausführbar. Dennoch verließ ihn nicht die Furcht — zugleich mit dem Mienenspiel und der Körperhaltung — auch den wirklichen Wahnsinn zu erwerben.

Nein, nein, es regt sich ihm das Gewissen und er steht auf dem Sprunge, dem Vater Wjenjamin seine Verstellung zu beichten. Dort stand ein wirklicher Leidender, er aber war — ein Betrüger. Das feindselige Gefühl gegen „das langschößige Volk" hielt ihn zurück, mit dem er schon als Kind barfuß straßenweise den Kirchensängern und Küstern beider Kirchen des Dorfes Kladjenjez schimpfend nachgelaufen war.

Etwas kam indessen bei seiner Arbeit an derselben Hobelbank für ihn heraus. Er fing an abgebrochen zu sprechen und öfters ohne besondere Veranlassung zu lachen. Das konnte ihm nichts schaden, wie er wußte.

XVI.

In der Schmiede stellten sie ihn an einen Amboß mit Kapiton, einem unheilbaren Kranken, einem alten Soldaten, der zeitlebens Schmied gewesen war, erst auf dem Dorf, dann in einem Ulanenregiment.

Kapiton galt bei den Aerzten für ganz ungefährlich, und war seines sanften Wesens und seines Gehorsams wegen sehr beliebt.

Groß von Gestalt, noch nicht alt, mit einem über den Kamm geschorenen Soldatengesicht, lachte und räsonnirte er bei der Arbeit; in seinen arbeitsfreien Stunden lief er im schnellen Schritt mit aufgestemmten Armen hier und dort hin, auf das Feld, in die Tenne, in die verschiedenen Werkstätten, forderte auf zu mähen, zu dreschen, umzuschütteln, je nach der Zeit. Er versuchte sich auch in den Anfängen der Wagnerarbeit.

Seine engen, dunklen Augen thränten und zwinkerten fortwährend, vom Licht geblendet. Kapiton trug nie eine Mütze, auch nicht im Winter, und fortwährend eine Lederschürze über der grünen Leinwandbluse.

Mit Tjorkin stand er sich vom ersten Tage an gut.

„Wie heißt Du?"

Kapiton unterrichtete ihn gerade, gewandter auf ein Stück heißen Eisens loszuhämmern; sie schweißten an einer gebrochenen Wagenachse.

„Wassili."

„Aber wie von Vatersseite?"

„Iwanytsch."

„Das will ich Dir sagen, Iwanytsch: Wenn Du mir gehorchst, wird aus Dir ein Schmied, der sich gewaschen hat."

In dem, was Kapiton über sein Handwerk sagte, konnte Tjorkin nichts Unvernünftiges finden, aber wie er es sagte — das war etwas anderes. Er beginnt einen Satz mit klarem Sachverständnis, macht dann aber einen Seitensprung und geht in ein aufgeregtes Geschwätz, immer ein und desselben Charakters, über.

Kapiton war ein Räsonneur über häusliche Dinge. Alles mußte geändert werden. Er schimpfte nicht über die auf dem Felde getroffenen Anordnungen, würde aber alles anders gemacht haben.

Solche Phantasien nannte er sein „Statut". Geradezu unmögliche, verrückte Sachen, die praktisch unausführbar gewesen wären, brachte er gar nicht vor, aber alle seine Träumereien nahmen gewaltige Dimensionen an, und häufig war gar nicht zu raten, wovon er sprach, zumal er unaufhörlich Erinnerungen an sein Soldatenleben in Stadt und Land, in Lagern und Manövern einflocht, wobei er laut mit seinen Kameraden und Vorgesetzten sprach, als ob sie zur Stelle wären.

Tjorkin konnte ihm die Arbeit von der Hand absehen.

Während zwei bis drei Monaten hatte er genau zwei Formen der Geistesstörung studirt; sowohl die schweigsame, wie beim Vater Wjenjamin, wie auch die schwatzhaft aufgeregte, wie bei dem ehemaligen Unteroffizier Kapiton Mussatow. Er hielt sich an die erste Form. Sie war bequemer und wahrscheinlicher. Der Direktor hatte schwerlich Verdacht geschöpft, behandelte ihn freundlich, schlug ihm sogar vor, ihn in die bevorzugte Abteilung überzuführen und ihm die schwere Schmiedearbeit abzunehmen.

„Mir ist es recht so, danke," lehnte Tjorkin stets erkenntlich ab, sagte aber weiter nichts.

Er erfuhr durch die Wärter, daß ihn der Direktor wegen seines Fleißes belobte, und weil er nicht den Wunsch hegte, in die bevorzugte Abteilung zu gelangen, Bücher zu lesen, nichts zu thun, sich über all und jedes zu beschweren.

Zu Büchern hatte er keine Neigung. Sie erinnerten ihn an die verhaßte Schule. Dem Umgang mit Gebildeten wich er auch aus, obwohl ihn viele küßten, ausfragten, mit Cigarretten beschenkten, von ihren verschiedenen Narrheiten unterhielten und auf die Aerzte schimpften.

Mehreren erteilte er Verweise, die ihn dann in Ruhe ließen.

So verfloß etwa ein halbes Jahr. Mit Eintritt des Winters wurde das Leben drückender. Man mußte oft im Zimmer sitzen. Die Schmiedearbeit beschränkte sich auf die Hälfte. Nun bat er auch um die Erlaubnis, Bücher zu lesen. Die Hoffnung, be-

haglich länger als ein Jahr zu sitzen und dann ohne den verfluchten Laufpaß seine Freiheit zu erlangen — stärkte sich in ihm.

Seinem Alten schrieb er allmonatlich einige beruhigende Zeilen, die er wohlweislich so einrichtete, daß sie für einen Geisteskranken nicht zu verständig und zusammenhängend ausfielen.

Nach Neujahr wechselte der alte ordinirende Arzt seine Stelle mit einem aus Petersburg zugereisten Doktor.

Tjorkin erkannte in ihm, sobald dieser zum erstenmal zu ihm ins Zimmer getreten war und einige Fragen an ihn gerichtet hatte, einen zukünftigen Feind.

Ihn frappirte, daß der Irrenarzt, mit Namen Njeswjätow, sowohl in Stimme wie in Gesicht an den Lehrer Pjernowski erinnerte. Er erwies sich auch als „Kirchendiener".

Das Vorgefühl täuschte nicht. Njeswjätow erfuhr die Geschichte des jungen Mannes und machte ihn zum Gegenstand seiner sorgfältigen Beobachtungen.

Zu verschiedenenmalen in der Woche legte er ihm bestimmte Fragen vor.

Tjorkin sah, daß Njeswjätow nicht an seine Geisteskrankheit glaubte und ihn in Widersprüche mit der Wissenschaft verwickeln wollte.

Was waren das aber für Widersprüche? Das konnte er nicht wissen. Bücher über Psychiatrie hatte er nicht zu lesen bekommen und würde sie jetzt gewiß gar nicht erhalten. In ihnen hätte er selbstverständlich finden können, worauf es ankam, wenn er eine bestimmte Art von Geistesverwirrung darstellen wollte.

Als Njeswjätow ihn mit verfänglichen Fragen behelligte, verfiel er auf eine besondere Art — schwatzte allerhand Unsinn — etwa wie sein Freund Kapiton; einmal versuchte er es auch mit einer großen Irritation. Am nächsten Tage sagte der scharfsinnige Psychiater zu ihm:

„Tjorkin! Sie verstellen sich nicht geschickt genug. Sie pfeifen immer dasselbe Stück... Besser wäre es, gutwillig einzugestehen — und zwar lieber heute wie morgen, sonst wird die Vergeltung strenger."

Er sagte dies unter vier Augen, und dem Direktor hatte er schwerlich seine Ansicht vorenthalten. Die Gefahr wuchs mit jedem Tage. Schon bemerkte er, daß ihn der Direktor anders behandelte und nicht mehr die üblichen Fragen an ihn richtete.

Das eingefleischte, feindselige Gefühl, das ihn auch damals noch gegen Pjernowski beseelte, gab ihm ein, dem Irrenarzt seinen Wahnsinn zu beweisen.

Auf ihn loszuschlagen, wie es gerade kam, auf das kleine Gehirn, so daß der Arzt selbst dem Irrenhaus verfiel... Was konnte ihm dafür geschehen? Er war ja unzurechnungsfähig; würden sie ihn dann wohl behalten? Natürlich, in Einzelhaft. Er sitzt dann noch ein Jahr und niemand wird seine Krankheit mehr anzweifeln... Das ist besser, als einen andern niederzuschlagen, zum Beispiel den Kapiton. Diesem gefiel der neue Doktor auch gar nicht.

Der Arzt war aber vorsichtig. Da er ahnte, welche Gefühle Tjorkin für ihn hegte, war er sehr auf seiner Hut.

Es kam eine Zeit, an die er besonders denken sollte.

Der Direktor war zur Fastenzeit außer Landes gereist, um auf Befehl Irrenanstalten und Krankenhäuser zu besichtigen; das sollte auch Tjorkin treffen. Njeswjätow trat an seine Stelle.

Als sich der Direktor von dem Kranken verabschiedete, sagte er zu Tjorkin, indem er ihn fest ansah:

„Mit Ihrer physischen Gesundheit bin ich zufrieden. Vielleicht sind Sie überhaupt lange genug bei uns gewesen..."

„Das verstehe nun, wer kann!"

Mehrere Nächte hindurch zerbrach sich Tjorkin den Kopf, ob er nicht selbst um seine Entlassung bitten sollte. Er fürchtete jedoch, daß ihm Njeswjätow ein Bein stellen würde.

Nach einer Woche lud Njeswjätow den Kreisphysikus vom Orte ein, ihn zu Tjorkin zu begleiten und legte diesem die verfänglichsten Fragen vor.

Tjorkin beschloß, diese nicht vernünftig zu beantworten, sondern griff zu seinem gewohnten Mittel: teils zu schweigen, teils irre zu reden.

Die Aerzte sahen einander an und wiederholten gegen Ende des Monats ihren Besuch. Njeswjätow stellte einen ausführlichen Bericht auf, in welchem er nachwies, daß Tjorkin durch Simulation ins Irrenhaus gelangt sei.

Sein Ausschluß geschah mit dem Einverständnis des Direktors, wie ihm der zweite Arzt bestätigte.

Bei der Besichtigung verhielt sich Tjorkin geschickt — ein volles Jahr der Uebung war nicht vergebens gewesen. Trotzdem gelang es dem Entlarver, die Beisitzer zu überzeugen; er wurde als Simulant erklärt und den Händen der Obrigkeit überliefert.

Dem Zwangspaß war Tjorkin nicht entgangen. Man schaffte ihn per Schub in das Heimatsdorf und übergab ihn dort der Ortsgewalt, den eingefleischten Widersachern seines Pflegevaters, der damals schwer krank und verarmt, durch unmäßige Steuern mit Haus und Hof in Verlust geraten war.

Und alles bisher Erlebte erlosch vor dem, was ihm im Dorfe Kladjenjez bevorstand.

XVII.

Weder Vater noch Mutter wurden zu ihm gelassen; man hielt ihn länger als eine Woche bei

Wasser und Brot im Keller fest und führte ihn dann vor das Gericht zum — Peitschen.

Niemals war er mit Ruten gestraft worden, weder zu Hause noch auf dem Gymnasium. Und jedesmal, wenn ihm die Exekutionsscene in Erinnerung kommt, steigt ihm das Blut in den Kopf, und die Adern an der Schläfe schwellen.

Ein leeres Zimmer im ehemalig gräflichen Amt mit Bänken an den Wänden, zwei Fenster der Thür gegenüber, ein Heiligenbild in der rechten Ecke. Ein grauer, kalter Tag. Das Zimmer ist ungeheizt, in welches er geführt wird, und wo er auf dem Boden zwei Reisigbündel sieht.

Der Ortstarost, zwei Richter, der Schreiber, zwei Zehnmänner — sie werden ihn bestrafen.

Der Aelteste, ein Emporkömmling und Schmuhmacher — Stephan Malmyshski — ein kleiner Fischhändler, Mantelträger der Obrigkeit, versteht es, den Schreihälsen so zu imponiren, daß ihn beide Gemeinden, in die der Ort Kladjenjez geteilt ist, beibehalten. Wie scharf hat sich in Tjorkins Gedächtnis das rote, scheinheilige Gesicht Malmyshskis eingeprägt, sein Kittel, seine wattirte Mütze, der Ring im linken Ohr, der gestutzte, melirte Bart. Es scheint, als ob er sich jedes Haar dieses Bartes vorstellen kann. Wenn er die Augen schließt — sieht er den Alten vor sich, wie er leibt und lebt.

Die beiden Richter in kamelgarnenen Kaftanen. Beide Säufer, die verzweifeltsten Schreihälse, die den Vater bei der Gemeinde angeschwärzt hatten. Von den Zehnmännern, deren Sache die Prügel waren, der eine — schwarz, groß, hager, der andere — dickbäuchig mit einem hohen, dort „Gretschuschnika" genannten Bauernhut. Er weiß noch ihre Familiennamen; wenn man ihn nachts weckt und darnach fragt, sagt er ohne Besinnen: Paul Rassukin und Polykarp Stjoschkin.

Sie saßen um den Aeltesten herum, auf der Bank rechts von der Thür.

Auf den Starosten besann er sich nicht so gut. Er galt für eine Strohpuppe, weshalb er wohl auch gewählt war. Sein Haus hatte er aber noch wohl im Gedächtnis, es stand am Abhang gegen Ende der Reihe an dem Klostergarten. Er sieht Jegor Tutjakow. Ob er lebendig oder tot ist, weiß er nicht; die anderen leben aber gewiß noch.

Der Schreiber Silvamski ist gleichfalls noch am Leben, auch eine richtige Pfaffenseele! Er war der Haupthasser seines Vaters. Dieser hatte den „seminaristischen Schlaukopf" ertappt, wie er vor der Versammlung betrügerische Angaben und Handlungen, Fälschung des Protokolltextes und der Wahlstimmen und dergleichen verübte. Der Schreiber blieb trotzdem oben auf; der Aelteste, der nur halb und halb schreibkundig war, konnte ohne ihn keinen Schritt thun. Die Richter konnten überhaupt nicht schreiben und lesen.

Das Aeußere des Silvamski, wie er es sah, als er ihn in das Zimmer führte, kann Tjorkin noch mit den kleinsten Einzelheiten aufzeichnen.

Er war von mittlerer Gestalt, krumm, mit hoher linker Schulter, rasirtem, pockennarbigem Gesicht, mit blondem Schnurrbart, entzündeten Augen, schlechten Zähnen und langen, hinter die Ohren gestrichenen Haaren. Er hatte auch einen Kittel, nur von anderer Farbe, hohe Stiefel und ein über die Schulter gelegtes Plaid, das mit einer Schürze festgebunden war. Er hustete ununterbrochen, spuckte und rauchte Cigarretten. Unter dem Arm trug er ein Heft mit Einband.

„Nu, nu, Euer Gnaden," wandte sich der Schreiber zu ihm, „wäre es Ihnen wohl genehm, sich auszukleiden?"

Der Aelteste und die Richter schauten sich an.

Bei dem spöttischen Ton des Schreibers und seiner scharfen Stimme überlief es Tjorkin heiß und kalt. Die Ruten lagen vor ihm. Wenn er es vermocht hätte, so würde er den Bösewicht, der ihn vor der Urteilsvollstreckung verhöhnte, an der Gurgel gepackt haben.

Eine Fessel hielt aber seine Hände. Die beiden Zehnmänner hatten sie ihm sorgfältig von beiden Seiten angelegt.

„Herr Starost," brachte er mühsam vor. „Mit Ihrem Schreiber will ich nicht reden. Doch von Ihnen bin ich berechtigt, darauf Antwort zu erhalten: Mit welchem Recht Sie an mir die Strafe vollziehen?"

„Er will Recht! Solch ein Wicht! Elendskerl!" hohnlachten die beiden Richter.

Der Aelteste antwortete spöttisch:

„Dir geschieht Dein Recht, lieber Freund, wenn man Dich tüchtig verhaut."

„Ausziehen?" fragte einer der Zehnmänner den Schreiber.

„Das versteht sich," warf der Aelteste ein, „und dann kann das Hauen losgehen."

„Nach allen Regeln der Kunst!" höhnte der Schreiber, „jede Wissenschaft will gelernt sein."

Die Zehnmänner nahmen ihm den Paletot ab und entkleideten ihn, so weit es nötig war.

Es gab einen Moment, so lange er noch da stand, daß ihm die Beine zitterten und erstarrten. Vor den Augen wurde es ihm dunkel. Die Schmach der Strafe setzte ihn noch mehr in Schrecken, als die Furcht im Irrenhause, den Verstand zu verlieren. Das fühlte er deutlich.

„Was wackelst Du hin und her," schrie ihn einer an, „leg Dich hin ... Du denkst, weil Du unter die Herrschaften geraten bist, darf man Dich nicht

mehr mit dem Finger anrühren? Donnerwetter! Du sollst lernen, Bursche, Dich erst als großen Herrn aufspielen und dann solche betrügerischen Späße treiben."

Er lag schon auf dem Reisigbündel.

Die Rutenhiebe sausten durch die Luft. Er schloß die Augen und biß die Zähne zusammen bis aufs Blut, um nicht zu schreien.

So lag er die ganze Zeit schweigend da, krampfhaft den Atem anhaltend; die Thränen flossen ihm zu guter Letzt aus den Augen.

Er kam nicht damit zu stande, sich anzukleiden — zumal mit gefesselten Händen, als sein Vater ins Zimmer stürzte.

„Bösewichter, Seelenschänder!"

Die schmähenden Rufe Iwan Prokopitschs klingen ihm noch in den Ohren. Und die Erscheinung seines Vaters lebt noch in seinem Herzen, wie zu jener Minute: weiter grauer Paletot, schwarzes Halstuch dicht unter dem Kinn, ein weicher Kastorhut, die ungeheure Gestalt, das aufgeregte, unregelmäßige Gesicht, die gewölbte Stirn mit dem Kranz kurzer Haare, gebogene Nase, gewaltige Augen, ein halbergrauter, zweisträhniger Bart.

Die Sache führte fast zum Handgemenge. Man band auch den Vater und warf ihn ins Gefängnis. Auch ihn setzten sie wieder fest — er hatte im öffentlichen Amt nach einem der Richter gegriffen, als dieser eben Iwan Propopjew am Kragen packte.

Man hielt sie beide, abgesondert, zweimal vierundzwanzig Stunden fest. Als er wieder im Dunklen saß, schäumte er vor Bosheit und Entrüstung und verfiel in Anfälle von Raserei. Nichts war jedoch im stande, ihm den Schandfleck abzuwaschen.

Man hatte ihn mit Ruten „verhauen", wie den gemeinsten Landstreicher und Dieb. Damals kam ihm nicht ein einzigesmal in den Sinn, daß man in eben diesem Zimmer ohne Rücksicht die stillsten und harmlosesten Bauern peitschte, wenn sie nur nicht rechtzeitig die Gemeindesteuern abgetragen hatten.

Für sein ganzes Leben sog er unversöhnliche Feindschaft wider diese Gemeinde ein. Was er je in Journalen und Zeitungen gefühlvolles betreffs der bäuerlichen Selbstherrlichkeit gelesen hatte, war verflogen und in das heiße Verlangen verwandelt, koste es, was es wolle, aus diesem Verhältnis herauszukommen, sei es auf gesetzlichem oder ungesetzlichem Wege: sich durch Dienstwilligkeit oder Geld vor neuer Schmach zu bewahren.

Er wurde zugleich mit dem Vater nach Hause gebracht. Die Alte, Domna Archipowna, fiel ihm um den Hals und verzehrte sich in Gefühlen. Sie war immer kränklich gewesen und hieß in ihrer Jugend „die Besessene".

Das erste Wort des Vaters war:

„Nun, Wassia! Ich vermag Dich nicht darum zu loben, daß Du länger als ein Jahr Verstellung getrieben hast — Brüderchen, das ist schlimmer als alles übrige. Meine Feinde wollten mir doch den Garaus dadurch machen, daß sie den Schemjakin über Dich aburteilen ließen!"

Es wäre wohl noch schlimmer gekommen, wenn nicht ein neues Glied in das Gemeindegericht eingetreten wäre. Den Vater ließ man nun zeitweilig in Ruhe, er aber wurde auf den Schub gebracht. Wenn ihn die Gemeinde festgehalten und ihm keinen Paß gegeben hätte, wäre er entflohen.

Im Lauf des Jahres fand er bei einer entfernten Eisenbahn eine Anstellung. Einer der Unternehmer stellte ihn gegen Gehalt und Tantième als Gehilfen an.

Zu jener Zeit wurde der Vater auf Gemeindebeschluß als gegen die Obrigkeit aufwiegelnder „Unruhstifter" ausgewiesen, er, der zeitlebens der strengste Befolger der Gesetze gewesen war.

Nach zwei bis drei Jahren kehrte er nach aufgehobener Verbannung mit geschwollenen Füßen und Brustwassersucht zurück.

Die Alten verkauften ihr längst wieder eingelöstes Häuschen mit dem alten Schuppen, in dem sich eine Streichhölzchenmanufaktur befand. Er siedelte sich in der Stadt an. Nach einem halben Jahr begrub man den Vater. Die Alte schleppte sich noch zwei Jahre hin. Er hatte ihr bei dem Kirchhof, wo der Unruhstifter lag, eine Hütte gebaut.

XVIII.

„Sie sind nachdenklich, Wassili Iwanowitsch?"

Tjorkin erwachte aus dem Sinnen, wobei die ganze Vergangenheit bei der Stimme des Kapitäns Kusmitschew zerrann.

Dieser stand breitbeinig vor ihm, mit der bekannten Schirmmütze, den hohen Stiefeln und dem zimmetfarbenen Rock.

„Ja, ich habe hier soeben eine sonderbare Begegnung gehabt!"

„Ach! Ist vielleicht ein Gläschen von etwas Sündhaftem gefällig?"

Tjorkin antwortete nichts, er schien die Einladung des Kapitäns überhört zu haben.

Sie gingen einige Schritt auf das Hinterdeck zu.

„Andreas Tomitsch!" begann Tjorkin umherblickend, „ist Ihnen ein Passagier in einem Kamelotmantel aufgefallen? Er sieht wie ein Bureaukrat aus."

„Mit einem Orden am Hals?"

„Ja, ja!"

„Wie sollte der nicht auffallen!"

„Wo ist er aufgestiegen?"

„In Jaroslaw, glaube ich. Das ist ein Biest, sage ich Ihnen! Zwischen Wassil und Kasan hätte ich ihn beinahe um zehn Uhr abends ans Land gesetzt. Wir haben dort einen kleinen Aufenthalt gehabt. Wir saßen auf einer Sandbank die Kleinigkeit von einer Viertelstunde, nicht länger, fest ... Da, was denken Sie wohl, fängt dieser Bureaumensch an, sich einzumischen und mir Verhaltungsmaßregeln zu geben. ‚Was, Sie handeln so unbedacht? Ich werde eine Beschwerde in die Zeitung rücken. Ach, hol Dich dieser und jener!‘ Ich schrie ihn denn auch ein wenig an. Er beruhigte sich nicht. Vielmehr hüllte er sich in seinen hohen Rang. Sehen Sie, er ist Staatsrat; er reist zu Untersuchungen nach Sibirien ...“

„Er ist's, er ist's!“ unterbrach Tjorkin die Mitteilung des Kapitäns.

„Sie kennen ihn wohl gar?“

„Wer denken Sie, daß der Kamelotmantel ist?“

Dem Kapitän war etwas von der Vergangenheit Tjorkins bekannt. Von den Unterrichtsjahren hatten sie lange nicht zusammen gesprochen. Tjorkin hatte ihm seine ganze Schulgeschichte erzählt; er konnte sich nur schwer auf den Familiennamen der Viper besinnen. Sie lernten beide zu jener Zeit, als zwischen den Klassen und Lehrern vom Schlage Pjernowskis eine gegenseitige finstere Feindschaft gärte, die zum Ausbruch führte. Von Zeiten, als Lehrer und Schüler in Freundschaft lebten, hatten sie nur von solchen, die schon vor Jahren ihren Kurs beendet hatten, erzählen hören.

Kusmitschew konnte es nicht raten.

„Es ist derselbe Pjernowski, dessentwegen ich fortgejagt bin. Besinnen Sie sich?“

Dazu, daß er in der Gemeinde mit Ruten gezüchtigt war, hatte sich Tjorkin niemals und zu niemand bekannt.

„Nicht möglich!“

„Ich kann mich nicht irren. Er hat sich auch wenig verändert.“

Sie kehrten zum Oberdeck zurück.

„Bei Ihnen hat sich wohl beim bloßen Anblick dieses Subjektes das ganze Innere umgewendet?“

„Glauben Sie,“ erwiderte Tjorkin mit verhaltener Stimme, „schon zehn Jahre sind seitdem verflossen — und wie hat mich alles ergriffen ... Ich war an Deck gekommen und hatte schon zwei Stunden dort gesessen. Ich hatte kein Augenmerk darauf, wer kam und ging.“

„So, so,“ sagte der Kapitän heiter und sah Tjorkin mit blitzenden Augen an. „Ich verstehe, Wassili Iwanytsch ...“

„Jetzt ist solcher Herr für mich — Luft, nichts weiter ... Aber muß dieses Geschöpf in einem Moment vor mir auftauchen — wie vorhin — wo ich gerade in solcher Verfassung bin —“

Tjorkin redete nicht aus. Von seiner Liebe wollte er selbst einem so guten Jungen wie Kusmitschew nichts bekennen.

Warum nicht? Erstens konnte der Kapitän in kurzer Zeit sein Untergebener sein, zweitens war es bei Tjorkin Regel, über Herzenssachen nicht zu schwatzen. Er hielt dies sogar für eine große Gemeinheit.

Die Sonne war ganz hinter die Uferhöhen gesunken. Tjorkin hatte sich nicht geirrt, zwei Stunden waren unmerklich mit den Bildern der Vergangenheit dahingeflogen.

„Wo ist er nur?“ fragte der Kapitän, sich nach beiden Seiten umsehend.

„Er wird wohl Thee trinken.“

„Wollen Sie nicht in die allgemeine Kajüte eintreten? Ich würde mich bemühen, mich Ihnen in meiner ganzen Force zu zeigen. Lassen Sie uns zum komischen Fach übergehen.“

„Kommen Sie.“

In Tjorkins lautem Ausruf tönte ein Nachklang des noch nicht entschlafenen Gefühls. Er wollte sich das Vergnügen nicht versagen, eine Zusammenkunft Pjernowskis mit seinem ehemaligen Zögling herbeizuführen.

Vielleicht hätte er zu einer andern Zeit und an einem andern Ort als gerade auf dem Dampfboot, zum Beispiel im Theater, im Waggon, in Gesellschaft, die Viper laufen lassen. Hier kam aber zu dem alten Groll der langvergangenen Begegnung noch der Verdruß, daß ihn die Gestalt im Kamelotmantel aus süßträumerischer Ruhe aufgestört hatte.

Als er in die Kajüte eintrat, überlief seinen Körper wie mit Ameisen das Gefühl der Aufregung, der Vorbereitung dazu, seinen Geist zusammenzunehmen und seinen Charakter auf die Probe zu stellen. Er wußte, daß ein gut Teil Bosheit in ihm steckte, und schämte sich dessen nicht.

In der Kajüte herrschte ein doppeltes Halblicht. Die runden Fensterchen ließen es von einer Seite ein und von der andern dämmerten die Schatten der Uferhöhen. Der Dampfer fuhr dicht am Strande.

Rechts und links zogen sich lange Eßtische hin. Am linken saßen zwei Kaufleute und ein Offizier und tranken Bier. In der entfernten rechten Ecke saß richtig der Passagier mit dem Kreuz am Halse und trank Thee.

Den Mantel hatte er auf ein Tabouret neben sich gelegt und die Mütze abgenommen. Der Kopf erwies sich als kahl; die spärlichen Haare waren altmodisch von links nach rechts über die Glatze hinübergeklebt, mit einem kleinen Scheitel über dem Ohr.

Tjorkin und der Kapitän kamen herein, hielten an und wechselten Blicke.

„Prachtstück!" flüsterte der Kapitän und rief laut zum Buffet hinüber:

„Ilja! Mach eine Portion Thee zurecht. Mit Sahne und Zucker, auch etwas Semmel."

„Zu Befehl, Andreas Thomitsch," rief der Diener zurück.

„Wollen wir dorthin gehen?" fragte leise der Kapitän, indem er nach der Ecke wies, die Pjernowski eingenommen hatte.

Tjorkin drängte sich zwischen Stühle und Diwan hindurch und setzte sich in etwa einer Elle Abstand von Pjernowski hin; der Kapitän — ihm gegenüber an eins der Säulchen, die die Kajütendecke trugen.

Beide entblößten ihr Haupt. Ohne Hut sah Tjorkin noch zwei bis drei Jahre jünger aus, der Scheitel des Kapitäns lichtete sich.

Pjernowski schien es unangenehm zu sein, daß sie sich so nahe heran setzten. Er sah verquer zu ihnen hinüber, zog die Unterlippe in einen Winkel und wischte sich mit dem Taschentuch die perlende Glatze.

Er trank wiederholt Thee, schon seit einer halben Stunde; er forderte auch eine zweite Kanne mit heißem Wasser. Aus einer eigenen Flasche goß er etwas Dunkles in das Glas — das mußte Rum sein.

Ueber seinem dürren, aber breitschulterigen Körper hing sackartig ein Reiseüberzieher. Die Brust deckte ein Hemde nicht von der ersten Reinheit, und das Kreuz hing tiefer, als man es sonst zu tragen pflegt.

Der Diener brachte den von Kusmitschew bestellten Thee.

„Soll ich ihn aufbrühen, Wassili Iwanytsch?" fragte laut der Kapitän.

„Seien Sie so gut."

Tjorkins Antwort veranlaßte Pjernowski den Kopf zu wenden und den stattlichen hübschen Passagier zu betrachten. Den Kapitän wollte er nicht ansehen, da er ihm seit vorgestern nach dem Zusammenstoß zwischen Wassil und Kasan zürnte. Er hatte auf einen andern Dampfer übersteigen wollen, indessen den Verlust des Fahrgeldes gescheut.

Der Kapitän rauchte eine kräftige „Kanone". Pjernowski runzelte wegen des Rauches deutlich die Stirn.

Am andern Tisch war die Unterhaltung träge. Man hört, wie Kusmitschew das Kesselfeuer anbläst und in Qualm gehüllt Thee schlürft.

Plötzlich ertönte deutlich und ziemlich laut die an seinen rechten Nachbar gerichtete Frage Tjorkins:

„Kennen Sie mich wirklich nicht, Frumentius Lykitsch?"

Der Pädagoge, der gerade Zucker in sein Getränk that, hörte sofort auf, als er seinen Vor- und Vatersnamen vernahm. Sein Gesicht zeigte eine unentschlossene Grimasse.

„Durchaus nicht," antwortete er und blickte auf den Kapitän.

Dieser Blick sagte: „Ich glaube nicht, daß dein Freund dieser Bekanntschaft wert ist."

„Ich bin Tjorkin."

Pjernowski schwieg und schlürfte seinen Thee. Er erkannte den Schüler, der sich die Dreistigkeit in seiner Klasse erlaubt hatte, wollte sich aber nicht dazu bekennen.

„Haben Sie sich entsonnen?" fragte der Kapitän lächelnd und mit dem Kopf nickend. „Nun? Vor wie viel Jahren war es, Wassili Iwanytsch?"

„Vor mehr als zehn Jahren."

„Nun, und was dann?" fragte endlich Pjernowski, sich wieder den Schweiß wischend.

„Nichts ... Ich bin sehr erfreut, mit meinem Lehrer zusammengetroffen zu sein," sagte Tjorkin.

Das Gesicht des Pädagogen zeigte Flecken.

XIX.

Die Kaufleute und der Offizier verschwanden. In der Kajüte blieben nur die beiden Freunde und Pjernowski zurück.

Tjorkin näherte sich seinem Lehrer, sah ihn fest an und sprach mit Pausen:

„Es ist gerade so, als ob Sie mich nicht kennen wollen, Frumentius Lykitsch? Und doch ist das, was vor mehr als zehn Jahren passirt ist, längst der Vergangenheit anheimgefallen. Wie geringfügig sind doch die Vorgänge im Leben; es lohnt sich nicht, darob zu zürnen —"

Und mit einem Blick auf den Kapitän überantwortete er diesem den Pädagogen.

„Der Herr Staatsrat scheint hohe Ansprüche zu machen," übernahm Kusmitschew das Wort. „Sein Herz ist unzugänglich. Aber sagen Sie 'mal selbst, Wassili Iwanytsch, wenn jeder Passagier — wenn auch in Amt und Würden — mit dem Kapitän Streit anfangen wollte, müßten wir nicht aus dem Fahrwasser geraten? Ha, ha!"

Ein rollendes Gelächter erschütterte Kusmitschews breite Brust. Tjorkin lächelte nur mit den Augen und richtete seinen Blick wieder auf Pjernowski.

„Ist es nicht wie eine Fügung, Frumentius Lykitsch, daß wir — nach zehn verlorenen Jahren — auf einem Fahrzeug zusammentreffen? Wohin wollen Sie? An welchen Ort führt Sie Ihr Amt?"

„Nach Saratow reisen Seine Hochwohlgeboren," bemerkte lachend der Kapitän.

Pjernowskis Gesicht wird vor Aerger und Aufregung über und über rot. Die Augen flogen nach allen Seiten. Seine kaum bemerkbaren Brauen zog er über der Nasenwurzel zusammen. Die Bosheit in ihm hielt ihn wie im Schraubstock im Vorgefühl eines Skandals. Er sah, daß er in die Hände

„wilder Rangen" gefallen war, die nicht umsonst diesen Ton mit ihm angeschlagen hatten.

Der derbe Verweis, den er vor zwei Tagen vom Kapitän erhalten hatte, dessen Drohung, ihn wegen Frechheit ans Land zu setzen, saßen noch in ihm fest, und er fürchtete, wenn er keinen Ausweg fand, sich noch ernstliche Unannehmlichkeiten zuzuziehen. Der Kapitän war im stande, ihn ans Ufer zu setzen, und dann war die Abrechnung schwer!

Wenn noch andere Passagiere zugegen gewesen wären, hätte er ihnen den verdienten Widerstand geleistet; so war außer dem Büffetdiener niemand dabei, und die Dämmerung half den beiden „Frechlecken", wie er sie bei sich nannte, noch bei der Aufführung ihrer Belustigung.

Mit einem Blick seiner heiteren klugen Augen übergab der Kapitän den Pädagogen wieder Tjorkin.

„Und wo geruhen Sie jetzt zu herrschen, Frumentius Lykitsch?"

Die Worte waren ausnehmend höflich, aber der Ton zeigte, wo dieser „Bauernfindling", der ihm schon damals die Beleidigung zugefügt hatte, hinaus wollte.

„Und Sie, Herr Tjorkin, wohin geruhen Sie zu reisen und in welcher Beschäftigung befinden Sie sich?"

„Ich werde Ihnen für Wassili Iwanytsch antworten," nahm Kusmitschew das Wort. „Er tritt in unsere Gesellschaft als Teilhaber ein. Ihm wird ein eigener Dampfer Batrak gehören, der noch einmal so nobel und größer als dieser Kasten sein wird. Sie sehen, Ihr Schüler hat keine Zeit verloren — obgleich er nur ein Bauernkind ist."

„Wohl bekomm's!" äußerte Pjernowski.

Er hatte brennende Lust, dem Frechen etwas recht Empfindliches zu versetzen. Von der gerichtlichen Ausweisung Tjorkins hatte er vernommen; doch wußte er nichts davon, daß er auf dem Dorfe ausgepeitscht war.

In derselben Minute stieg Tjorkin die Furcht ins Herz, die Viper möchte der Abrechnung entgehen. Ihm sollte Leid widerfahren, und jeder an seiner Stelle würde wohl von der Gelegenheit Gebrauch gemacht haben, ihn wegen geleisteten Widerstandes ans Land setzen zu dürfen, was er dann niemand anders als Tjorkin zuschreiben konnte.

Doch diese Besorgnis schwand. Der Anblick Pjernowskis, der Laut seiner Stimme, sein ganzes Behaben erhitzten ihn. Es fehlte nur noch, daß er auf die Ruten anspielte, das würde ihm die Hände frei machen. Sie wollten ein Gläschen Wein mit einander trinken, wobei er dann selbst Kusmitschew erzählen würde, was ihm im Dorfe Kladjenjez zugestoßen war.

„Herr Pjernowski," begann Kusmitschew, indem er dem Pädagogen die Hand auf die Schulter legte, „Ihr Wiedersehen mit Wassili Iwanytsch muß begossen werden ... Ilja!" rief er nach dem Büffet hin, „bringe 'mal schleunigst eine Flasche donischen Schaumweins, Polynkower, Marke Tschebotarjew!"

„Die Minute!" krähte der Diener im höchsten Tenor.

„Entschuldigen Sie mich ... Ich will an Deck."

Pjernowski erhob sich und befreite sich von Kusmitschews Hand.

„Nein, Frumentius Lykitsch, behalten Sie Platz!"

„Aber, meine Herren —"

Das Eintreten des Dieners mit der Flasche und den Gläsern ließ Pjernowski nicht ausreden. Es gelang ihm nur, seine weiße Mütze auf das schwitzende Haupt zu setzen.

„Hier, also!" schnatterte der Kapitän, als er den singenden Wein einschenkte, „zur Erinnerung an die Studienzeit!"

„Ich habe durchaus keine Lust zum Trinken."

Die rot gefärbten Wangen Pjernowskis wurden bleich. In den Augen glühte ein unheimliches Feuer.

„Ob Sie Lust haben oder nicht, trinken Sie nur!"

„Auf Ihr Wohlergehen!" Tjorkin stieß mit seinem Glas an das von Pjernowski an.

Sie hatten sich nicht darauf vorbereitet, den „Ischariot" zu reizen, und die Scene nicht vorbedacht. Alles entwickelte sich von selbst, schärfer, mit größerer Schülerhaftigkeit, als Tjorkin gewünscht hätte. Indessen gab er sich der Entwicklung hin und der Kapitän empfand gleichfalls das Verlangen, ihn wegen aller seiner Nichtsnutzigkeit zu schuriegeln.

Tjorkin rückte noch näher heran.

„Sie können uns am besten sagen, Frumentius Lykitsch, ob in Ihnen noch immer der alte Adam wie vor fünfzehn Jahren sitzt? Der Friede Gottes sei mit Euch. Man muß leben und leben lassen..."

„Das weiß ich nicht!" erwiderte Pjernowski. „Und ich wünsche nicht, Herr Tjorkin, Ihnen solche — an sich unpassenden Fragen zu beantworten. Ein richtiger Proletarier kann noch so lange in der feinsten Umgebung gelebt haben, seine Natur wird immer durchbrechen ..."

„Eheu!" unterbrach ihn der Kapitän. „Sie wollen ärgern, Onkelchen! Das ist nicht in der Ordnung!"

„Halt, Andreas Thomitsch! Lassen Sie mich auf diesen speech erwidern."

Tjorkin packte ihn an der Schulter.

„Ihnen gebührt es, stille zu sein, wenn mich das Geschick auch herumgestoßen hat. Ich räche, gemeinsam mit dem Kapitän, nicht nur meinen Schimpf, sondern den Schimpf vieler Unglücklichen. Das muß Ihnen zum Bewußtsein gebracht werden. Und jetzt können Sie in Ihre Kajüte abziehen!"

Das Gesicht Tjorkins zuckte nervös und seine Stimme klang hohl. Pjernowski hätte aufschreien mögen, doch blieb ihm jeder Laut in der Kehle stecken. Er sprang heftig auf, ergriff seinen Mantel und eilte schleunigst davon.

XX.

In einer engen Koje mit einer Schlafstelle lag Pjernowski in der Dunkelheit, etwa ein Stündchen nach dem Austritt in der gemeinsamen Kajüte.

Es hatte ihn angegriffen. Er lag rücklings, den Kopf auf einem Reisekissen, die Füße mit dem Mantel bedeckt.

Neben ihm auf der Platte unter dem Fensterrahmen, die als Tisch diente, glänzte etwas.

Es war eine große Branntweinkaraffe. Er hatte sie sich aus dem Büffet der zweiten Klasse bringen lassen, bald nachdem er bei sich eingetreten war.

Er pflegte nur selten zu trinken, besonders in letzter Zeit, aber so zweimal im Jahre machte er sich zu Hause daran und meldete sich krank. Mitunter trank er auch nur nachts, an zwei Wochen lang und ging morgens in seinen Dienst — in welchen Perioden er besondere Bosheit zeigte.

Und jetzt konnte er nicht widerstehen. Hätte er keinen Schnaps bestellt — wäre er vom Schlage gerührt würden.

„Scheusale!" stöhnte er dumpf in der Koje unter dem Schalle der Räder und der ans Fenster schlagenden Schaumspritzen.

„Scheusale!"

Ein anderes Wort fand er nicht. Die rechte Hand griff nach der Karaffe. Er füllte das Glas, ohne einen Tropfen zu vergießen, richtete sich ein wenig auf, goß es hinunter und spuckte.

Mit dem Anschwellen der Schläfenadern wuchs seine ohnmächtige, erstickende Wut.

Was sollte er mit diesen Scheusalen anfangen? So lange er sich auf dem Dampfer befand, war er dem Kapitän untergeben. Er konnte sich vor den Passagieren beschweren. Vor welchen? Den Krämern und Bauern? Sie würden ihn mit Hohn empfangen. Worüber sich auch beklagen? Er hatte keine Zeugen, wie sich dieser Frechsack Tjorkin gegen ihn benommen hatte — gegen ihn, Frumentius Pjernowski!

Beide hatten an ihm in einer ganz unverschämten Weise gehandelt. Wären doch die Passagiere geblieben, die am andern Tische Bier tranken, oder hätte er früher die gebührende Abwehr gegen die Frechen gerichtet, so könnte jetzt Tjorkin und der Räuberkapitän ihre Geschichte erzählen, wahrlich, wahrlich!

„Und nun — dulde, liege, beiße aus Bosheit auf die Lippen oder die Ecken des Lederkissens! Wenn du willst, kannst du früher aussteigen und den Betrag des Fahrgeldes einbüßen."

So geizig wie er war, erwog er doch den Beschluß, mit Tagesanbruch dieses verdammte Dampfschiff zu verlassen.

Das wäre aber schimpfliche Flucht! Das hieße die Beleidigung „Auf Ihr Wohl" hinunterwürgen. Und von wem? Von einem Bauern, einem Findelkind! Von einem Dampfschiffkapitän, einem ehemaligen Verschickten — wie er von einem in die Herkunft Kusmitschews eingeweihten Passagier erfahren hatte.

„Was thun, was thun?" erwog er qualvoll bei sich selbst, und seine Hand fühlte alle fünf Minuten nach Flasche und Glas, schenkte ein und goß in die brennende, durstige Kehle.

Die Karaffe war ausgeleert. Im Kopfe sauste es; in der Dunkelheit der Kajüte begannen die Gegenstände schärfer hervorzutreten und fremdartige Gestalten anzunehmen, deren Grenzen von einem rötlichen Flammenspiel umflossen waren.

Die Hand griff nach der Karaffe, in der nicht mehr ein Tropfen war.

Er richtete sich wieder auf, blickte auf einen liegenden Gegenstand und reckte die Hand nach der Flasche im Lederfutteral, die er oben beim Theetrinken bei sich gehabt hatte.

Es war Rum. Mit zitternden Fingern löste er den metallnen Deckel, setzte den Flaschenhals an die Lippen, sog den Inhalt mit einem Zuge ein und sank aufs Lager.

Der Schlaf kam nicht. In der Brust kochte es, der Kopf versagte die Arbeit, weiter darüber nachzudenken, was er zur Rache an den beiden Frechen thun sollte. Gegen sie förmlich Klage führen, oder einfach über sie einen Bericht erstatten?

Dieser Gedanke wühlte in seinem Gehirn, doch er verwarf ihn.

Er wollte persönlich mit ihnen abrechnen. Beide fordern! Ja, zum Zweikampf herausfordern, in der ersten Stadt, wo es Pistolen gab. Wenn sie ablehnten — sie niederschießen.

„Wie einen Hund, wie einen Hund!" bebten seine Lippen in der Dunkelheit.

Das entzündete Gehirn arbeitete wider seinen Willen. Vor ihm standen die Fratzen der beiden Beleidiger, starrten ihn aus der Dämmerung an und wollten nicht weichen; das rote, blonde, zwinkernde, spöttische Gesicht des Kapitäns und das andere hübschere, doch böse, schreckliche, mit Flammen in den Kühnheit, Entschluß und verhaltene Rache sprühenden Riesenaugen.

Pjernowski sprang auf, schwankte, sank aber nicht aufs Lager, sondern tappte nach der Thür, fand die Klinke und begab sich nach oben.

Es zog ihn zu ihnen. Er mußte sie beide strafen, vor allem aber den bäuerischen . . .

Das beleidigendste bäuerische Schimpfwort für ungesetzliche Kinder brannte Pjernowski auf den Lippen. Er wiederholte es, indem er die enge Treppe hinaufstolperte. Dieses Schimpfwort erhitzte noch mehr seine schon grenzenlose, wahnsinnige Wut.

Die Vorderkajüte war schon zur Ruh. Auf dem Deck saßen und gingen noch einige Menschen. Die mondlose, aber sternenreiche Nacht übergoß die Gesichter der Passagiere mit leichtem Schimmer. Außer dem Klappern der Räder ertönte kein Geräusch.

Oben auf dem Oberdeck, am rechten Geländer, stand breitbeinig die kernige Gestalt des Kapitäns.

Pjernowski hielt an der Thür des Oberdecks an. Alles ging mit ihm im Wirbel herum, doch bohrte sich die Wut fest in das Gehirn und erhielt ihn auf den Beinen. Er weiß, wen er sucht.

Er that zwei, drei Schritte auf dem hintern Oberdeck und stand Angesicht zu Angesicht mit Tjorkin.

„Ah, ah!“ heulte er beinahe.

Und das Schimpfwort, das damals der Kamerad gebraucht, tönte über Deck.

Die durch den unerwarteten Laut angelockten Passagiere sahen, wie ein Herr mit weißer Mütze vor einem großen Passagier mit ungarischem Hut und kurzem Gehrock mit den Fäusten herumfuchtelte.

Tjorkin hielt nicht an sich. Er ergriff beide Hände Pjernowskis und warf ihn auf einen beliebigen Ballen.

Der Kapitän lief schleunigst hinzu und versuchte zwischen Tjorkin und den wieder auf die Beine kommenden Pjernowski zu treten.

„Die Räuber! Galeerensklaven! Uh, uh! . . .“

Mit einem neuen Anfall verzweifelten Wagemutes stürzte sich Pjernowski auch auf Kusmitschew, der ihn jedoch sofort erfaßte und pfiff.

Zwei Matrosen liefen herzu und banden seine Hände.

„Meine Heren!“ wandte sich Kusmitschew zu den Passagieren, und seine Stimme klang heiter und aufgeräumt durch die Nachtluft. „Was für ein Herr? Mit Ihrer Erlaubnis werde ich ihn aussetzen!“

„Gewiß! Ganz in Ordnung!“ schallte es aus dem Haufen, der sich sogleich zusammengefunden hatte.

Kusmitschew fragte Tjorkin halblaut:

„Sie stimmen bei, Wassili Iwanytsch?“

Das feindselige Gefühl Tjorkins hatte sich längst besänftigt; dennoch bezwang er sich nicht und sagte zu Pjernowski, der zu schäumen fortfuhr:

„Frumentius Lykitsch, ist es recht, daß Sie sich heimlich betrunken haben?“

Pjernowski schlug um sich und brachte nur noch unzusammenhängende Schimpfworte hervor; die Zunge versagte ihm den Dienst.

„Losbinden! — Ausschlafen lassen!“

„Nein!“ rief Kusmitschew mit gebietender Stimme.

„Meine Herren, wenn ein Passagier auf den Kapitän mit Fäusten losgeht, ist es Zeit, ihn ans Land zu setzen.“

Alle schwiegen. Jeder ahnte, daß er nicht spaßte.

Tjorkin trat an den Bord, setzte sich auf die Bank und schaute der weiteren Entwicklung zu, ohne daran teil zu nehmen.

Der Dampfer fuhr zwischen steilen Ufern und bewaldeten Inseln. Auf einer derselben brannte ein großer Holzstoß. Es schienen dort zwei Hütten zu stehen.

„Links halten!“ kommandirte der Kapitän, während die Matrosen Pjernowski nach dem Vorderdeck führten. Seinen Koffer und sein Handgepäck hatte man auf einen Haufen gelegt.

Keiner der Passagiere protestirte.

„Hat ihn Andreas Thomitsch auch wohl nicht zu hart angefaßt?“ dachte Tjorkin, trotz dieser Besorgnis von dem beseligenden Gefühl der Rache erfüllt.

„Mag er dort liegen, auf einer Insel hingestreckt und am Busen der Natur seinen Rausch verschlafen,“ dachte er, über Bord schauend. „Dort magst du für uns einfädeln, was Dir beliebt!“

Man brachte die Schaluppe ins Wasser. In dieser saßen drei Matrosen, die Pjernowski hinlegten. Das Publikum sah schweigend zu, als das Boot dem Inselchen zuschwankte.

„Uebrigens,“ äußerte plötzlich einer der Passagiere: „dafür kann es eine derbe Nase geben!“

„Das ist meine Sache!“ rief Kusmitschew, der am linken Radkasten stand.

XXI.

An dem auf Tjorkins Abreise folgenden Tage begab sich Serafima zu ihrem Vater.

„Ist die Brücke ausgebessert?“ fragte sie ihren Kutscher, als sie sich dem Flusse näherten.

Schon vorgestern war das Fuhrwerk mit dem rechten Vorderrad in eine tiefe Spalte der Drehscheibe hineingeraten.

„Es ist nichts zu sehen, Serafima Jefimowna.“

Der Kutscher Zacharias, ein junger, einfältiger und gezierter Bengel mit Ohrringen — der sich täglich das Genick rasirte — wandte sein feuerrotes, breites Gesicht mit dem schwarzen Vollbart zu ihr um und grinste.

„Fahr Schritt!“

Der säumige Gang der Pferde erregte in Serafima den Wunsch, sich in dem Fond ihres halb geöffneten Wagens anzulehnen.

Sie saß unter einem Sonnenschirm aus schwarzen Spitzen und war ganz in Schwarz gekleidet, in derselben Toilette, die sie am Abend des Wiedersehens

mit Tjorkin am Denkmal vor seiner Abreise getragen hatte. Ihre mandelförmigen Augen sahen träumerisch umher.

Die alte, ziemlich breite Brücke mit wackeligem Geländer führte gerade auf ein dunkles Holzgebäude jenseits des Flusses links vom Damm, wo dessen Anschüttung begann.

Die Fassade mit Galerien verbarg vor den Blicken aller, die auf der Brücke hin und her kamen, den Teil der Mühle, wo der Wasserzulauf diese in Thätigkeit setzte. Rechts um die Ecke des Gebäudes herum zeigten sich Stöße von Birkenholz, altes Sackwerk, Reisigbündel und verschiedentliches Wirtschaftsgerät.

Vom Flusse ergänzte ein rosiger Schein der Abenddämmerung. Dahinter dehnte sich die Stadt aus, in weicher Beleuchtung, mit Streifen und großen Flecken von Grün entlang der Krümmung der Abhänge. Weiße und rote Steinhäuser hoben sich scharf auf diesem Hintergrunde ab. Glockentürme und Kirchenkuppeln ragten in die Lüfte und sprühten Funken.

Serafima schaute nach rechts, wo dicht am Flußufer, etwa eine halbe Werst von der Stadt entfernt, ein Ziegelsteinblock mit zwei Schornsteinen aufstieg.

Das war die vor fünf Jahren gebaute Dampfmühle. Sie hatte dem Vater etwa zwei Dritteile der Kundschaft geraubt. Auf ihr wurde das Korn gemahlen, das in der langen Reihe rötlicher Magazine gelagert war, die hart am Wasser entlang liefen. Die Pfähle, die bei dem niedrigen Wasserstand das Ansehen eines Staketenzaunes hatten, trugen die gleichförmigen roten Kästen, die gleichsam in der Luft zu schweben schienen.

Durch diese Anlage war das Geschäft von Jefim Galaktionytsch verkracht. Außer dem Hause und der Mühle wird er schwerlich viel hinterlassen, vielleicht ein paar Wertpapiere.

Seine Tochter wollte nicht daran denken, doch half es nichts. Es widerstrebte ihr, auf den Tod des Vaters zu rechnen. Sie hielt sich weder für böse noch für herzlos. Doch litt ihr Vater so, daß sein Tod eine — Erlösung war.

Seit der Minute, als sie in der Nacht von Tjorkin nach Hause kam, regte sich in ihr noch tiefer die Gier nach den Geldern Kaljerias — der Kasanschen Waise — die, in ihre Heiligkeit versunken, außer dieser ja nichts braucht. Was sollte der „barmherzigen Schwester" ein Kapital?

Als der Wagen, der auf der letzten Brückenbohle ein wenig gestoßen hatte, auf das jenseitige Ufer überfuhr, legte sich Serafima gerade diese Frage vor.

Auf einem ausgefahrenen, sandigen Wege fuhren sie an die Freitreppe heran, die ohne Decke unter der Galerie aufstieg.

Mittelst dieser engen Stiege gelangte man erst zur Galerie, dann über einen Vorplatz zu den reinlichen Zimmern der Besitzer, die die ganze Front des Gebäudes einnahmen.

Auf der Treppe ordnete Serafima ihren Schleier und sagte zum Kutscher:

„Sachar, hol mich zur Zeit der Vesper ab ..., oder besser — wenn Du den Herrn in den Klub fährst."

„Zu Befehl, Serafima Jefimowna."

Der Ohrring des Kutschers blitzte hell beim Wenden des Wagens.

Die junge Frau schritt leicht über den Vorplatz, hielt aber dort an und lauschte.

Lautlos und heiß war es auf diesem Vorplatz, wo es aus den erhitzten alten Bohlen der Außenwand dampfte. Nur dort an der getäfelten Thür in der Mitte der Galerie summte eine Hummel.

Sie wußte, daß ihre Mutter nicht schlief. Wenn sie sich auch ein wenig niederlegt, so thut sie dies viel früher, etwa um zwei Uhr; und jetzt ist es schon acht.

Sie hatte die Mutter seit vierundzwanzig Stunden nicht gesehen. In dieser Frist war ihr Geschick entschieden worden. Sie sollte ihrer Leidenschaft nicht entgehen ... Wassia riß sie mit sich fort. Nur beim Gatten, vor den Leuten nimmt sie sich noch zusammen, doch sobald sie allein ist, erbebt ihr ganzes Innere, der Kopf glüht, sinnlose Worte drängen sich auf die Lippen, sie muß die Mantille, den Hut küssen, in dem sie oben beim Denkmal gewesen war.

Hier nun, drei Schritt vor der Thür ihrer elterlichen Behausung, hielt sie etwas zurück, was die Röte in ihre matt rosafarbenen Wangen trieb und ihre Augen umnebelte.

Sie liebte und fürchtete doch ein wenig ihre Mutter, obgleich diese vor dem Vater alles für sie abgewendet hatte, was einen Sturm hätte erregen können. Ohne die Mutter wäre sie früher, unter der Obhut des Vaters in dem alten Blockhause mit den niedrigen, peinlich sauberen, stillen und für sie unerträglich beklemmenden Räumen verkommen.

Doch die Mutter war keine schwache, leichtfertige Gluckhenne. Sie besaß nicht weniger Charakterstärke als der Vater, nur war sie verständiger und allem, was das Leben an Gedanken, Gefühlen, Scherzen und Zierden bietet, mehr als er geneigt. Sie schien nicht im Bürgerstand geboren, sondern in den feinsten Adelskreisen. Verbergen ließ sich nichts vor ihr. Sie ergründete alles mit einem Blick in die Augen. Dieser Blick war es gerade, den Serafima jetzt fürchtete.

Die Mutter wußte, was für ein Leben sie seither führte, auch war es ihr bekannt, wes Geistes Kind der Gemahl war, und sie sah ein, daß das Herz

ihrer Tochter bei solchem Gatten nur Oede, Prahlsucht und die herzlosen Gewohnheiten eines Spielers finden konnte.

Ueber ihre Begegnung mit Tjorkin war sie in etwas eingeweiht. Serafima hatte ihrer Mutter selbst davon berichtet, wenn auch nicht alles. Seitdem fühlt sie den Blick der Mutter auf sich gerichtet, den Blick der grauen, kleinen, eingesunkenen und durchdringenden Augen — und sie muß auf der Hut sein, daß sie nichts von dem Briefwechsel und den wiederholten Zusammenkünften verrät.

Doch das war ja noch nichts. Was aber nun? Wie soll sie jetzt der Mutter in das Antlitz schauen? Sie hat ja einen Geliebten ...

„Geliebten!“ sprach Serafima für sich aus und es überlief sie kalt. Ob sie nicht doch Halt macht? Nein, jetzt, beim Tode des Vaters, um keinen Preis!

Ihre nervös gespannte Hand in den langen Handschuhen umfaßte die Klinke.

Die Thür war einflügelig, grün gestrichen, mit stellenweis abgesprungener Farbe.

Sie war von innen verschlossen, was Serafima wunderte.

Sie guckte durch das Fenster auf den Flur, zu dem man von der Galerie gelangte. Auch dort befand sich niemand.

Früher hatten die Eltern außer Commis, Hausknecht und Kutscher noch eine Arbeitsfrau und ein feineres Dienstmädchen gehalten. Jetzt hatten sie nur zwei Frauenspersonen. Die Pferde waren längst abgeschafft.

Sie klopfte ein-, zweimal ans Fenster.

Es wurde ihr nicht gleich aufgemacht.

„Ach, gnädige Frau!“

So nannte sie Awdotja, eine rundliche Person in Häubchen und Mäntelchen, seit ihrer Verheiratung.

„Was ist das? Warum habt Ihr zugeschlossen?“ fragte Serafima vorsichtig und leise.

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau,“ sagte Awdotja ebenfalls leise, „ich fürchte ... weil es die ganze Nacht keine Ruhe gibt ... Jefim Galaktionytsch leiden zu schwer. Ich habe auch durchwacht.“

„Wie geht es denn jetzt dem Papa?“

„Gegen Abend befanden sie sich besser, sie waren eingeschlummert.“

„Ist Mama zu Bett gegangen?“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen ... Ich habe selbst geschlafen. Sie kommt kaum ins Bett, sondern ist stets auf den Beinen.“

„Wenn die Mama schlummert, wecke sie nicht... Ich will mich in das Gastzimmer setzen ... Geh, sieh nach!“

Sie hatte Awdotja absichtlich nach dem entfernten Zimmer geschickt, in welchem ihre Mutter seit Menschengedenken schlief, weil sie selbst nicht gleich in die Nähe von Matrena Nilowna gelangen wollte. Im Gastzimmer kann sie sich besser fassen. Ihre unvorhergesehene Aufregung wird sich in der Zwischenzeit legen.

Awdotja öffnete ihr eine Thür zu einem niedrigen, dreifenstrigen Zimmer. Das durch die gestreiften Vorhänge dringende Licht umflutete sie förmlich. Die Luft war gedrückt. Man scheute sich, die Fenster zu öffnen. Das gute, wohlgeordnete Meublement in Ueberzügen, ein Diwan, ein Stuhl, zwei Sessel nahmen zwei Wände in peinlicher Symmetrie ein. An den Fensterpfeilern befanden sich schmale Bronzespiegel. An den Wänden hingen eingerahmte Oeldrucke. Die Reinlichkeit verriet das Raskolnikhaus. Der gestrichene Fußboden glänzte gleichfalls. Ueber die Thürschwellen liefen weiße Läufer. An den Fenstern standen Blumen und Flaschen mit rotem Essig.

Sobald nur Awdotja die Thür hinter sich geschlossen hatte, begab sich Serafima vor einen der Spiegel, zog den Schleier zurecht, so daß man das Gesicht bis zum Mund unter dem Tüll durchschimmern sah, und betrachtete ihre Augen und Wangen — konnte man an ihr etwas finden?

XXII.

Die Mutter trat so still an sie heran, daß sie bei der Anrede zusammenschreckte.

„Guten Tag, Simotschka!“

Serafima hatte in einer alten Nummer der Gartenlaube geblättert, die schon seit ihrer Schulzeit dort unter der Lampe lag.

„Ach, Mamachen! Guten Tag!“

Sie küßten sich beide dreimal, wie immer, nach Kaufmannsart.

Von kleinem Wuchs, breit in den Schultern, mit jugendlichem, ausdrucksvollem Gesicht, kleidete sich Matrena Nilowna nach der alten Mode. Heut trug sie ein leichtes Obergewand von lila Krepp, darunter erschienen die dunkle Kozawjika, ihre unveränderliche Tracht, sowie der gleichfalls dunkle, wollene Unterrock, sämischlederne Pantoffeln und reinliche wollene Strümpfe von häuslichem Gewebe.

Matrena Nilowna stand im Aeußern ihrer Tochter nicht nach. Ihre dichten und schlichten Haare waren unter dem unter die Stirn gelegten Tuche nicht sichtbar, hatten aber ihre frühere kastanienbraune Farbe ohne graue Melirung bewahrt. Die Brauen von derselben Farbe wölbten sich in zwei starken Bogen über den Augenhöhlen. Die durchdringenden und eingesunkenen grauen Augen, mit Pünktchen auf den Augensternen, verjüngten sie besonders. In dem starken, frischen Munde hatten sich feste weiße Zähne wohl erhalten. Das Kinn war leicht gedoppelt.

„Wie steht's mit Papachen?“

Serafima fragte dies leiser, als sie sonst im Gastzimmer zu sprechen pflegte.

Sie standen noch in der Mitte des Zimmers.

„Was das betrifft, Simotschka ... recht schlecht, recht schlecht ... Seit heut morgen ist er herzlich zusammengefallen. Ich wollte schon zu Dir schicken... Seine Brust schwillt an ... Er kann nicht liegen, nicht sitzen ... Jetzt ist er gerade eingeschlafen ... Und ich wollte auch gerade ruhen."

„Verzeihen Sie, Mamachen, daß ich Sie gestört habe."

„Ich habe nicht geschlafen ... Was ist das für ein Schlaf!"

Mit dem Ballen der rechten Hand drückte Matrena Nilowna fest auf ihren Mund, konnte aber doch ein nervöses Gähnen nicht unterdrücken.

„Danke, Simotschka, für Dein Kommen... Ist der Mensch etwa zurück?"

Serafima wußte, daß ihre Mutter dieselben Gefühle für Ruditsch hegte, wie sie auch.

„Gestern ist er angekommen. Zum Herbst haben sie ihn zum Staatsanwaltsgehilfen ernannt."

„Wird sein Gehalt dann besser?"

„Nein, geringer."

„Nun, dann kann die Freude für ihn nicht groß sein."

„Seine Carrière wird eine andere."

„Ganz gleich! Er sitzt doch im Klub am grünen Tische fest."

Um Matrena Nilownas Lippen spielte ein leises Lächeln. Ihre grauen, lebhaften Augen waren auf die Tochter gerichtet, wenn auch nicht besonders fest. Sie waren von Seelenschmerz und großer Pein umnebelt.

Serafima senkte trotzdem die Augenlider, obwohl sie nicht mehr fürchtete, sich zu verraten. Das Gespräch nahm eine Richtung, von der sie es nicht mehr abwenden konnte.

Sie nahmen auf dem Diwan Platz. Matrena Nilowna legte die rechte Hand auf die Schulter ihrer Tochter. Auf das Wort „Simotschka" war sie seit einiger Zeit so versessen, daß sie es nicht nur als Liebkosung und Schmeichelei gebrauchte. Serafima wußte zur Genüge, daß ihre Mutter ihr stets zur Seite stehen würde, selbst wenn sie nicht mit ihr einverstanden sein könne, wie zum Beispiel bei ihrem Unglauben — über den Matrena Nilowna die Hände rang.

„Sein ist der Ratschluß," sagte sie immer, „was kann mir widerfahren ... Ich traue auf Gottes Gnade ... Er, unser aller Vater, wird auch mich behüten und bewahren."

Sie sah ihr nicht allein alles nach, was gegen ihre eigene Regel war, sondern beriet sie auch in allen Dingen, wie eine ältere Schwester oder Tante. Sie wollte nicht Oel in den brennenden Ehezwist gießen, daß sie sich aber derartig über ihren Schwiegersohn geäußert hatte, kam daher, weil sie schon seit lange in diesem Ton über ihn sprachen. Im Herzen Matrena Nilownas hatte sich die Schmerzenswunde nicht geschlossen, die ihr der „Lodderjahn" dadurch geschlagen hatte, daß er ihnen die hübsche, kluge und einzigste Tochter abgelockt hatte. Wenn diese „göttliche Zulassung" nicht erfolgt wäre, so hätte Simotschka irgend einen Millionär im Korn- oder andern Handel finden können. Gab es nicht deren viele an der Wolga? Und darunter hatten einige an der Universität Kasan studirt, ohne ihren eigentlichen Beruf aufzugeben.

(Fortsetzung folgt.)

Schicksal.

Von

Bret Harte.

Der Himmel voll Wolken, wildstarrend die Kluft,
Sprühregen des Sturmes weiß in der Luft.
Der Wind treibt die Wellen in tanzendem Strauß —
Heut fahre ich nicht auf die See hinaus.

Der Pfad ist eng und dunkel der Wald.
Am gebogenen Aste der Panther krallt.
Die Löwenbrut neckt sich in spielendem Strauß —
Heut gehe ich nicht auf die Jagd hinaus.

Doch das Schiff fuhr sicher über das Meer,
Und fröhlich zogen die Jäger daher —
Und die Stadt, die erbaut war auf Felsengrund,
Schlang die bebende Erde hinab in den Schlund.

Teß.

Von

Thomas Hardy.

(Fortsetzung.)

Teß blieb ganz ernst, schmerzlich ernst; sie machte noch einen Versuch und zuletzt und unerwartet gab es einen wirklich runden, vollen Ton. Der augenblickliche Erfolg verbesserte ihre Laune; ihre Augen wurden größer und unwillkürlich erhellte ein Lächeln ihr Gesicht.

„Das war's! Jetzt habe ich Sie auf den Weg gebracht und hoffentlich werden Sie gute Fortschritte machen. Da — ja, ja, ich sagte, ich würde Ihnen nicht zu nahe kommen, und obgleich nie ein Sterblicher in ähnlicher Versuchung war, so will ich dennoch mein Wort halten. Teß, glauben Sie nicht, daß meine Mutter eine sonderbare alte Seele ist?"

„Ich kenne sie bis jetzt noch zu wenig, Herr D'Urberville!"

„Nun, Sie werden sie schon noch kennen lernen; sie muß es sein, wenn sie von Ihnen verlangt, Sie möchten ihre Gimpel pfeifen lehren. Ich stehe augenblicklich gerade nicht in Gnade bei ihr; Sie werden aber bald ihre Gunst gewinnen, wenn Sie ihr Federvieh gut behandeln. Guten Morgen! Wenn Sie Schwierigkeiten finden und Hilfe nötig haben, so wenden Sie sich nicht an den Verwalter, sondern an mich!"

In der Oekonomie dieses Regimes hatte Teß Durbeyfield unternommen, ihren Platz auszufüllen. Die Erfahrungen des ersten Tages waren typisch für diejenigen, welche in vielen der folgenden Tage nachkamen. Eine gewisse Familiarität mit Alex D'Urberville — die der junge Mann sorgfältig durch heitere Dialoge und dadurch pflegte, daß er sie, wenn sie allein waren, Cousine nannte — nahm ihr viel von ihrer anfänglichen Scheu vor ihm, ohne indes eine andere Empfindung in ihr wachzurufen, welche im stande gewesen wäre, eine Scheu neuer und zarterer Art in ihr zu wecken. Aber sie war nachgiebiger gegen ihn, als bloß seine Gesellschaft, die auf ihrer unabwendbaren Abhängigkeit von seiner Mutter und — bei der verhältnismäßig großen Hilflosigkeit der Dame — von ihm basirte, sie hätte machen können.

Sie hatte bald herausgefunden, daß es kein so mühsames Geschäft sei, den Gimpeln im Zimmer der Frau D'Urberville etwas vorzupfeifen, als sie ihre Kunst erst wieder entdeckt hatte, denn sie hatte von ihrer musikalischen Mutter zahllose Melodien gelernt, welche jene Sänger bewunderungswürdig nachahmten. Diese Zeit, welche sie jeden Morgen pfeifend bei den Käfigen verbrachte, sagte ihr weit mehr zu, als diejenige, welche sie im Garten zu arbeiten hatte. Nicht beengt durch die Gegenwart des jungen Mannes, machte sie ihren Mund auf, legte ihre Lippen an die Stäbe der Vogelkästen und pfiff ihr Stückchen mit Anmut ihren aufmerksamen Zuhörern vor.

Frau D'Urberville schlief in einem großen, vierpfostigen Himmelbett, das von schweren Damastvorhängen verhüllt war; die Gimpel nahmen dasselbe Zimmer ein, in welchem sie zu gewissen Stunden frei umherflogen. Einmal, als Teß an dem Fenster, wo die Käfige ihren Platz hatten, wie gewöhnlich ihre Lektion erteilte, glaubte sie ein Rascheln hinter dem Bett zu hören. Die alte Dame war nicht zugegen; als das junge Mädchen sich umwandte, bemerkte sie, daß die Spitzen von ein Paar Schuhen unter den Fransen der Vorhänge sichtbar waren. Infolge dessen wurde ihr Pfeifen so verrückt, daß der Zuhörer, wenn ein solcher da war, ihren Argwohn bemerken mußte. Seitdem durchsuchte sie die Vorhänge jeden Morgen, aber fand nie jemand. Alex D'Urberville hatte in der That von seinem Einfall, sie von einem Hinterhalt dieser Art aus zu erschrecken, einen besseren Erfolg erwartet.

X.

Jedes Dorf hat seine Eigenheiten, seine Verfassung, oft seinen eigenen Moralkodex. Die Leichtfertigkeit einiger jüngerer Frauen in und um Traut-

ridge war bezeichnend und vielleicht symptomatisch für den besonderen Geist, den The Slopes in der Nachbarschaft verbreitet hatten: der Ort hatte zudem noch einen hartnäckigeren Fehler — es wurde stark dort getrunken. Ein stehender Gegenstand der Unterhaltung auf den Bauerngütern ringsum war die Nutzlosigkeit, Geld zu sammeln; und Arithmetiker im Fuhrmannskittel traten, an ihren Pflug oder auf ihren Spaten sich lehnend, gerne in eine Beweisführung von großer Feinheit darüber ein, daß eine Gemeindeunterstützung für einen Mann in seinen alten Tagen eine bessere Versorgung gewähre, als irgend jemand durch Sparen seines Lohnes während seiner ganzen Lebenszeit sich verschaffen könne.

Das Hauptvergnügen dieser Philosophen bestand darin, jeden Samstag abend, wenn die Arbeit vorbei war, nach Chaseborough, eine drei oder vier Meilen entfernte, verfallene Marktstadt zu gehen, spät am nächsten Morgen heimzukehren und den Sonntag damit zu verbringen, um auszuschlafen von den magenschwächenden Wirkungen eines sonderbaren Gemisches, das ihnen von den Inhabern der ehemals unabhängigen Wirtschaften als Bier verkauft wurde.

Lange Zeit beteiligte Teß sich nicht an diesen wöchentlichen Wallfahrten. Aber auf das Drängen von Frauen, die nicht älter als sie selbst waren — man verheiratet sich schon früh hier — hatte sie schließlich eingewilligt mitzugehen. Der erste Ausflug machte ihr mehr Vergnügen als sie erwartet hatte, die Fröhlichkeit der anderen war nach der eintönigen Beschäftigung im Geflügelhof die ganze Woche hindurch um so ansteckender. Sie ging wieder und wieder mit. Da sie anmutig und anziehend war und unmittelbar an der Schwelle zwischen Weib und Kind stand, so lenkte ihr Aussehen die erfahrenen Blicke einiger Tagediebe in den Straßen von Chaseborough auf sie; seitdem suchte sie, obgleich sie zuweilen allein in die Stadt ging, für die Nacht stets Gefährten, um auf dem Heimwege den Schutz ihrer Gesellschaft zu haben.

So waren ein paar Monate vergangen, als ein Sonnabend im September herankam, an welchem eine Messe und ein Markt stattfanden; die Pilger von Trantridge suchten zu Ehren dieses Ereignisses doppelte Genüsse in den Schenken. Es war schon lange nach Sonnenuntergang und Teß wartete auf ihre Gefährten, bis sie ganz müde wurde. Während sie an der Ecke des Wirtshauses stand, in welchem jene saßen, hörte sie einen Schritt, und als sie sich umsah, bemerkte sie die rote Glut einer brennenden Cigarre. D'Urberville stand ebenfalls dort. Er winkte ihr und zögernd ging sie zu ihm.

„Was thun Sie denn hier zu dieser Stunde der Nacht, reizendes Kind?"

Sie war von ihrem langen Tagewerk und dem Herumlaufen so ermüdet, daß sie ihm ihren Kummer anvertraute.

„Ich habe schon so lange gewartet, um in Gesellschaft heimgehen zu können, weil ich den Weg in der Nacht nicht gut kenne. Aber länger möchte ich doch wirklich nicht mehr hier bleiben."

„Nein, thun Sie es nicht. Ich habe heute nur ein Reitpferd hier; aber gehen Sie nur mit zur ‚Flower-de-Luce', ich will ein Kabriolet mieten und Sie mit heimnehmen."

Obgleich Teß sich geschmeichelt fühlte, so hätte sie dennoch ihr ursprüngliches Mißtrauen gegen ihn niemals überwunden; und trotz all ihrer Müdigkeit zog sie vor, mit den Arbeitern heimzugehen. Sie antwortete deshalb, daß sie ihm sehr verbunden sei, aber nach näherer Ueberlegung es nicht über sich gewinnen könne, ihn zu belästigen. „Ich habe versprochen, daß ich auf sie warten will," setzte sie hinzu, „vielleicht haben sie nicht gewußt, daß ich schon da bin."

„Meinetwegen, Kindskopf! Wie Sie wollen!"

Kaum hatte er seine Cigarre wieder angezündet und war fortgegangen, als die Leute aus Trantridge drinnen sich daran erinnerten, wie rasch die Zeit verging, und sich anschickten, zusammen fortzugehen. Ihre Bündel und Körbe wurden aufgeladen, und eine halbe Stunde später, als die Turmuhr ein Viertel nach elf schlug, waren alle auf dem Wege hügelaufwärts, welcher ihren Heimstätten zuführte.

Man hatte drei Meilen zu gehen, eine trockene weiße Straße entlang, welche zur Nacht im Mondschein doppelt weiß aussah.

Als Teß in dem Haufen dahinschritt, bemerkte sie schnell, daß die frische Nachtluft bei den Männern bald hier ein Stolpern, bald dort eine Kurve im Gange hervorbrachte. Einige der leichtfertigeren Weiber gingen ebenso — nämlich eine schwarze Virago, Car Darn, die man zur „Königin der Spaten" ernannt hatte, bis vor kurzem ein Liebling der D'Urbervilles, Nancy, ihre Schwester, welcher man den Beinamen Diamantenkönigin gegeben hatte, und eine junge verheiratete Frau, welche schon einmal niedergetaumelt war. Für das gewöhnliche, nicht umflorte Auge war ihr Anblick sehr irdisch und lumpig, ihnen selbst kam die Sache anders vor. Sie schienen sich so erhaben wie Sterne und Mond über ihnen und der Mond und die Sterne so glühend wie sie selbst.

Teß hatte so schmerzliche Erfahrungen ähnlicher Art im Hause ihres Vaters gemacht, daß die Entdeckung des Zustandes, an welchem ihre Gefährten laborirten, ihr alles Vergnügen raubte, das sie beim Anfange ihres Spazierganges im Mondschein empfunden hatte. Aus den oben angegebenen Gründen blieb sie indes bei der Schar.

Auf offener Straße waren sie in aufgelöster Ordnung dahingeschritten; als sie indes an ein Wiesenthor kamen und der vorderste Schwierigkeiten fand, es zu öffnen, rückten sie näher auf einander.

Car, die Spatenkönigin, welche einen Weidenkorb mit Kolonialwaren für die Mutter, mit ihrem eigenen Zeug und andere Sachen für die Woche trug, war es gewesen, die voranging. Der Korb war groß und schwer; Car hatte ihn, um ihn besser tragen zu können, auf den Kopf genommen, auf dem er gefahrdrohend hin und her balancirte.

„Was kriecht denn da Deinen Rücken herunter, Car Darn?“ sagte plötzlich einer aus der Gruppe.

Alle sahen auf Car. Ihr Kleid bestand aus buntem Druckkattun; auf dem hellen Stoff sah man von ihrem Hinterkopf eine Art Strick wie den Zopf eines Chinesen weit über ihre Taille hinabhängen.

„Ihr Haar ist hinuntergefallen,“ sagte ein anderer.

Nein, es war nicht ihr Haar — es war ein schwarzer Strom von irgend etwas, das aus ihrem Korb herabrann, und es glitzerte in den kalten, stillen Strahlen des Mondes wie eine schleimige Schlange.

„Es ist Sirup,“ bemerkte eine Frau.

Sirup war es. Cars arme alte Großmutter hatte eine Schwäche für diesen süßen Stoff. Honig hatte sie genug in ihren Bienenstöcken, aber Sirup war es, nach dem ihre Seele verlangte, und Car hatte die Absicht gehabt, ihr eine Ueberraschung zu bereiten. Als die schwarze Dirne hastig ihren Korb herabhob, entdeckte sie, daß der Hafen, der die Flüssigkeit enthielt, umgeworfen worden war.

Inzwischen hatte bei dem sonderbaren Aussehen von Cars Rücken ein allgemeines Gelächter sich erhoben, welches die schwarze Königin so erboste, daß sie bei der ersten passenden Gelegenheit sich des entstellenden Fleckens zu entledigen suchte und zwar ohne die Hilfe der Spötter. Sie eilte schnell auf die Wiese, die sie eben durchkreuzten, und indem sie sich platt auf den Rücken ins Gras warf, begann sie ihr Kleid zu putzen, so gut es ging, indem sie sich auf ihren Ellenbogen horizontal durch die Kräuter schleppte.

Das Gelächter wurde noch lauter; man klammerte sich an das Thor, an die Pfosten, blieb stehen auf den Stufen bei dem Schauspiel, das Car bot. Teß, die bisher ihre Ruhe bewahrt hatte, konnte sich jetzt nicht mehr helfen und stimmte in den Chor ein.

Das war ein Unglück in mehr als einer Hinsicht. Kaum hatte die schwarze Königin die reinere und wohllautendere Stimme des jungen Mädchens zwischen denen der anderen herausgehört, als ein lang schon schwelendes Gefühl von Eifersucht in hellen Flammen emporschlug und ihren Zorn zum Ausbruch brachte. Sie sprang auf die Füße und eilte sofort auf den Gegenstand ihrer Abneigung zu.

„Wie kannst Du Dich unterstehen, über mich zu lachen, Du elendes Frauenzimmer!“ schrie sie.

„Ich konnte es mit dem besten Willen nicht lassen, als alle anderen es thaten!“ verteidigte Teß sich, die noch immer kicherte.

„So? Ja, ja, Du hältst Dich für besser als jeden andern, nicht wahr, weil Du augenblicklich bei ihnen am höchsten in Gnaden stehst! Aber wart nur ein bißchen, mein Kind, wart nur ein bißchen! Ich bin noch gerade so gut als zwei Deiner Art! Sieh hier — da hast Du's, wie?“

Zu Teß' Schrecken begann die schwarze Königin das Leibchen ihres Kleides abzustreifen — da es die Ursache ihrer lächerlichen Situation war, war sie froh, es los zu werden — bis sie ihren plumpen Nacken, ihre Schultern und Arme enthüllt hatte, die im Mondschein, in der fehlerlosen Rundung eines derben Landmädchens glänzend und schön aussahen wie eine Schöpfung des Praxiteles. Sie schloß ihre Fäuste und nahm eine Fechterstellung Teß gegenüber an.

„Aber, nein, ich will mich nicht mit Dir herumschlagen,“ sagte sie schließlich majestätisch, „und wenn ich gewußt hätte, was für ein Mensch Du bist, so würde ich mich nicht herabgelassen haben, mit einer solchen Dirne zu gehen, als Du es bist.“

Diese letzte allzu deutliche Anspielung entfesselte einen Strom von Beschimpfungen von anderen Seiten, der jetzt tobend auf das stolze Haupt der armen Teß herabprasselte. Besonders zeichnete sich die Diamantenkönigin aus, die ebenfalls in Beziehung zu D'Urberville gestanden hatte und sich jetzt mit Car gegen den gemeinsamen Feind vereinigte. Verschiedene andere Frauen stimmten ebenfalls mit einer Leidenschaft ein, welche keine von ihnen so offen gezeigt haben würde, als an dem aufregenden Abend, den sie hinter sich hatten. Deshalb suchten die Liebhaber und Eheleute, die fanden, daß Teß genug herunter gemacht worden sei, Frieden zu stiften, indem sie sie verteidigten; das hatte indes nur die Folge, daß der Krieg offen erklärt wurde.

Teß war beleidigt und beschämt. Sie dachte nicht mehr an die Einsamkeit des Weges und die späte Stunde; ihr einziges Bestreben bestand jetzt nur noch darin, so rasch als möglich von dem Haufen fortzukommen. Sie wußte gut genug, daß die Besseren unter ihnen am andern Tage ihre Heftigkeit bereuen würden. Alle waren jetzt auf dem Felde, Teß ging daher zurück, um allein fortzueilen, als an der Ecke der Hecke, welche die Straße begrenzte, ein Reiter fast geräuschlos auftauchte und Alec D'Urberville auf sie herabsah.

„Was zum Teufel bedeutet denn dieser Lärm, Leute?“ fragte er.

Die Erklärung war nicht völlig klar, aber in

Wahrheit fragte er auch nichts mehr. Während er ihre Stimmen abseits vom Wege durch einander rufen hörte, war er langsam vorwärts geritten und erfuhr genug, um zufrieden zu sein.

Teß stand abseits von den übrigen in der Nähe des Thores. Er beugte sich zu ihr herüber. „Steigen Sie hinter mir auf,“ flüsterte er, „und in einem Augenblick werden wir von den schreienden Katzen weit entfernt sein.“

Sie fühlte sich fast einer Ohnmacht nahe, so lebhaft wirkte die Scene in ihr nach. In jedem andern Augenblick ihres Lebens würde sie diese ihr soeben angebotene Hilfe und Gesellschaft abgelehnt haben, wie sie sie vorher schon verschiedenemale abgelehnt hatte und selbst ihre Verlassenheit würde sie jetzt nicht gezwungen haben, anders zu handeln. Aber da die Einladung in einem Augenblick kam, in welchem sie durch einen Sprung Furcht und Empörung in einen Triumph über ihre Gegner verwandeln konnte, so überließ sie sich einer plötzlichen Eingebung, setzte ihren Fuß auf seine Sporen und kletterte hinter ihm auf das Pferd. Das Paar war schon im Grau des Zwielichts verschwunden, ehe die sich streitenden Skandalmacher merkten, was sich ereignet hatte.

Die Spatenkönigin vergaß den Fleck auf ihrem Mieder und stand stumm neben der Diamantenkönigin und neu verheirateten, stolpernden jungen Frau; alle drei schauten mit starrem Blick in die Richtung, in welcher der Schritt des Pferdes im Schweigen der Straße nach und nach sich verlor.

„Wonach seht ihr denn aus?“ fragte ein Arbeiter, dem der ganze Vorfall entgangen war.

„Hahaha!“ lachte die schwarze Car.

„Hihihi!“ lachte die betneipte junge Frau, indem sie sich auf den Arm ihres liebenden Gatten stützte.

„Hehehe!“ lachte die Mutter der schwarzen Car, und ihren Schnurrbart streichend, erklärte sie lakonisch: „Aus der Bratpfanne ins Feuer!“

XI.

Ohne ein Wort mit einander zu wechseln ritten die beiden eine Weile dahin, Teß, als sie sich an ihn anklammerte, zitterte vor Triumph und jetzt aus anderen, ungewissen Bedenken. Sie hatte bemerkt, daß das Pferd keines von den temperamentvollen war, die er meistens ritt, und fühlte deshalb keine Unruhe auf seinem Rücken, obgleich ihr Sitz unsicher genug war. Sie bat Alex, das Tier im Schritt gehen zu lassen, und sofort kam er ihrem Wunsche nach.

„Das hat sich gut getroffen, liebe Teß,“ sagte er nach einer Weile.

„Ja,“ antwortete sie. „Ich bin Ihnen viel Dank schuldig.“

„Und sind Sie mir wirklich dankbar?“

Sie antwortete nicht.

„Teß, warum können Sie mir noch immer nicht vergeben, daß ich Sie geküßt habe?“

„Wahrscheinlich — weil ich Sie nicht liebe.“

„Wissen Sie das ganz sicher?“

„Ich ärgere mich zuweilen über Sie!“

„Ah, ich habe es halb und halb gefürchtet.“

Nichtsdestoweniger machte Alex sich nicht viel aus diesem Geständnis. Er wußte recht gut, daß Zorn besser war als Gleichgiltigkeit.

„Warum haben Sie es mir nicht gesagt, als ich Sie ärgerte?“

„Sie wissen ganz gut, weshalb. Weil ich hier ohne Schutz und Hilfe bin!“

„Habe ich Sie nicht häufig dadurch beleidigt, daß ich Ihnen den Hof machte?“

„Zuweilen!“

„Wie oft?“

„Viel zu oft, wie Sie wissen!“

„Jedesmal, wenn ich es versucht habe?“

Sie antwortete nicht.

Das Pferd ging eine beträchtliche Strecke Weges in ruhigem Schritte weiter, bis ein nur schwach durchsichtiger Nebel, welcher während des ganzen Abends in den Niederungen gelegen hatte, sich weiter ausdehnte und auch sie einhüllte. Aus dieser Ursache, aus Geistesabwesenheit oder aus Schläfrigkeit bemerkte sie daher nicht, daß sie den Punkt, an welchem der Weg nach Trantridge von der Hauptstraße abzweigt, längst passirt hatten, und ihr Führer nicht die Richtung auf Trantridge zu nahm.

Sie war unaussprechlich müde. Sie war jeden Morgen in der Woche um fünf Uhr aufgestanden und den ganzen Tag auf den Füßen gewesen; an diesem Abend war sie noch drei Meilen nach Chaseborough gegangen und hatte drei Stunden auf die Nachbarn gewartet, ohne zu essen und zu trinken; dann hatte sie abermals eine Meile des Heimweges zurückgelegt, die Aufregung des Streites gehabt, bis es jetzt bei dem langsamen Schritt des Pferdes fast ein Uhr geworden war. Nur einmal wurde sie indes wirklich von Schläfrigkeit überwältigt. In diesem Augenblick des Vergessens sank ihr Haupt sanft gegen seine Schulter.

D'Urberville hielt das Pferd an, machte seine Füße aus den Steigbügeln los, setzte sich seitwärts in den Sattel und umfaßte ihre Taille mit seinem einen Arm, um sie zu stützen.

Das brachte sie indes sofort zur Defensive und mit einem jener plötzlichen Impulse der Wiedervergeltung, zu denen sie geneigt war, gab sie ihm einen kleinen Stoß. Bei seinem kitzlichen Sitz verlor er fast das Gleichgewicht und konnte sich nur noch eben halten, um nicht auf die Straße hinabzufallen; zum Glück war das Pferd, obgleich kräftig, das ruhigste von allen, welche er ritt.

„Das ist aber sehr unfreundlich!" rief er. „Ich habe an nichts Böses gedacht — ich habe Sie nur stützen wollen, damit Sie nicht herunterfallen."

Sie zögerte mißtrauisch; dann beruhigte sie sich, indem sie dachte, es könne doch wohl wahr sein, was er vorbrachte, und erwiderte nachgiebig: „Ich bitte um Verzeihung!"

„Ich werde Ihnen nicht eher verzeihen, als bis Sie mir zeigen, daß Sie etwas Vertrauen zu mir haben. Guter Gott!" sprach er aus, „was bin ich denn eigentlich, um von einem Kinde, wie Sie es doch fast noch sind, fortwährend zurückgestoßen zu werden? Fast drei Monate lang haben Sie mit meinen Empfindungen gespielt, haben Sie mich genarrt und kaum ein freundliches Wort gegeben; das will ich nicht mehr ertragen."

„Ich werde Sie morgen verlassen, Herr D'Urberville!"

„Nein, Sie werden mich morgen nicht verlassen! Wollen Sie mir, ich bitte Sie noch einmal darum, Ihr Vertrauen beweisen, indem Sie mir erlauben, daß ich meinen Arm um Sie lege? Kommen Sie, wir sind allein und niemand sieht uns. Wir kennen uns ja gut genug; Sie wissen, daß ich Sie liebe und Sie für das hübscheste Mädchen in der Welt halte, wie Sie es ja auch wirklich sind. Darf ich Ihnen gegenüber denn gar nicht als Liebhaber auftreten?"

Sie stieß einen kurzen, verdrießlichen Seufzer aus, rückte unbehaglich auf ihrem Sitz hin und her, blickte vor sich hin und murmelte:

„Ich weiß nicht, ich möchte — wie kann ich ja oder nein sagen, wenn —"

Er machte der Sache ein Ende, indem er seinen Arm um sie legte, wie er es gewünscht hatte, und Teß machte keine weiteren Einwendungen. So trabten sie eine Weile langsam vorwärts, bis ihr einfiel, wie unverhältnismäßig lange sie bereits unterwegs seien — viel länger, als man gewöhnlich gebrauchte, um selbst zu Fuß nach Chaseborough zu kommen; ebenso fiel es ihr auf, daß sie nicht mehr auf harter Straße, sondern auf einem Nebenwege sich befanden.

„Wo sind wir?" rief sie aus.

„Wir passiren ein Gehölz."

„Ein Gehölz? Was für ein Gehölz? Wir sind sicher ganz vom Wege abgekommen."

„Einen Teil von ‚The Chase' — dem ältesten Wald von England. Es ist eine angenehme Nacht, und weshalb sollen wir unsern Ritt nicht etwas verlängern?"

„Wie konnten Sie so falsch sein!" sagte Teß zwischen Ernst und Scherz, mit dem Bestreben, sich von seiner Hand frei zu machen, indem sie seine Finger einen nach dem andern öffnete, obgleich sie sich damit der Gefahr aussetzte, hinabzugleiten. „Gerade als ich begonnen hatte, Ihnen so viel Vertrauen zu schenken und mich verbunden fühlte, Ihnen einen Gefallen zu thun, weil ich glaubte, ich hätte Ihnen unrecht gethan! Bitte, lassen Sie mich absteigen und heim gehen!"

„Sie können nicht gehen, selbst wenn die Luft klar wäre. Wir sind, wie ich gestehen muß, Meilen von Trantridge entfernt, und bei dem zunehmenden Nebel könnten Sie zwischen diesen Bäumen mehr als drei bis vier Stunden herumirren, ohne heimzufinden."

„Das macht nichts!" bat sie schmeichelnd. „Lassen Sie mich absteigen, ich bitte Sie! Es ist mir einerlei, wo ich bin; nur lassen Sie mich herab, bitte, bitte!"

„Nun gut, es mag sein, aber unter einer Bedingung. Nachdem ich Sie hier an diesen abgelegenen Ort gebracht habe, fühle ich mich für Sie verantwortlich, was Sie auch davon halten mögen. Ohne Hilfe nach Trantridge zu kommen, ist für Sie ganz unmöglich; denn, um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, bei diesem Nebel, in welchem man nichts unterscheiden kann, weiß ich selbst nicht genau, wo wir sind. Wenn Sie mir jetzt versprechen, bei dem Pferde zu warten, während ich selbst hier den Busch durchsuche, um ein Haus oder eine Straße zu finden und herauszubringen, wo wir sind, so will ich Sie hier absetzen. Wenn ich zurückkomme, will ich Ihnen volle Freiheit lassen, zu thun, was Sie wollen, und wenn Sie darauf bestehen, zu gehen, so mögen Sie es thun, oder wenn Sie reiten wollen — ganz nach Belieben."

Sie nahm diese Bedingungen an und glitt neben ihm herab, obgleich nicht eher, als bis er ihr einen flüchtigen Kuß gestohlen hatte. Er selbst sprang nach der andern Seite hinab.

„Ich vermute, daß ich das Pferd halten muß?" sagte sie.

„O nein, das ist nicht notwendig," erwiderte Alex, indem er dem schwer atmenden Tier den Hals klopfte. „Es hat für diese Nacht genug gehabt."

Er wandte den Kopf des Pferdes in den Busch hinein, band es an einen Zweig und machte für Teß eine Art Lager oder Nest in der tiefen Masse des dürren Laubes.

„Jetzt setzen Sie sich hierher," sagte er. „Die Blätter sind bis jetzt noch nicht feucht geworden. Haben Sie nur ein Auge auf das Pferd — das ist vollkommen genug."

Er ging einige Schritte von ihr fort, dann aber sagte er zurückkommend:

„Adieu, Teß! Ihr Vater hat, nebenbei bemerkt, heute einen neuen Wallach erhalten. Jemand hat ihn ihm geschenkt."

„Irgend jemand? Sie?"

D'Urberville nickte.

„O, das ist sehr gut von Ihnen!" rief sie aus, mit dem peinlichen Gefühl, ihm gerade jetzt danken zu müssen.

„Und die Kinder haben Spielzeug."

„Ich habe keine Ahnung davon gehabt, daß Sie ihnen etwas geschickt hätten," sagte sie bewegt. „Ich möchte fast wünschen, Sie hätten es nicht gethan — ja, ja, ich möchte es fast wünschen."

„Warum denn, Geliebte?"

„Ja, ja, es beunruhigt mich."

„Teß, werden Sie mich denn niemals ein wenig lieb haben können?"

„Ich bin Ihnen dankbar," erwiderte sie zögernd. „Aber ich fürchte, ich thue nicht —"

Die plötzliche Vision seiner Leidenschaft für sie als die Ursache dieses Ergebnisses machte sie plötzlich so traurig, daß sie in Thränen ausbrach.

„Weine nicht, Geliebte," sagte er, „weine nur nicht. Setze Dich hier nieder und warte, bis ich wieder komme!" Sie setzte sich widerstandslos in den Blättern nieder, welche er für sie aufgehäuft hatte, und zitterte sichtlich. „Friert Dich?" fragte er.

„Nicht sehr — etwas!"

Er berührte sie mit seiner Hand.

„Du hast nur dies bauschige Musselinkleid an — wie kommt das?"

„Es ist mein bestes Sommerkleid. Es war warm genug, als ich fortging, und ich ahnte nicht, daß ich reiten würde und noch so spät in der Nacht."

„Die Nächte sind im September schon kalt. Warte 'mal!"

Er zog den hellen Ueberzieher, den er trug, aus und breitete ihn zärtlich um sie.

„So wird's gehen!" fuhr er fort. „Jetzt wirst Du wärmer werden. Bleibe ruhig sitzen — ich werde bald zurückkommen."

Nachdem er den Ueberrock fest um sie zugeknöpft hatte, verschwand er in den Dunstwolken, die jetzt anfingen, Schleier zwischen den Bäumen zu spinnen. Teß konnte das Rascheln der Zweige hören, als er den nächsten Abhang hinanstieg, bis seine Bewegungen so leise wurden, wie der Schritt eines Vogels und schließlich völlig verstummten. Mit dem Niedergang des Mondes verschwand das fahle Licht vollends und Teß wurde unsichtbar, als sie auf den Blättern, wo Alex sie zurückgelassen hatte, in leichte Träume sank.

Zu derselben Zeit hatte D'Urberville seine ursprünglichen Zweifel, in welchem Teil der Chase sie sich befänden, bereits gelöst! Er war in der That aufs Geratewohl mehr als eine Stunde lang herumgeritten, indem er jede Kehre des Weges, an die sie kamen, benützte, um Teß' Gesellschaft noch länger zu genießen, und dem vom Mondlicht beschienenen Gesicht seiner Gefährtin mehr Aufmerksamkeit zuwendete als irgend einem Gegenstande an der Straße. Da eine kleine Erholung für das ermüdete Tier sehr wünschenswert war, so hatte er sich nicht beeilt. Nachdem er indes über den Hügel in das benachbarte Thal gekommen war, hatte er die Einfriedigung einer Landstraße entdeckt und die Frage gelöst, wo sie sich befanden. Er kehrte daraufhin zurück; aber der Nebel hatte inzwischen The Chase in eine so tiefe Finsternis gehüllt, daß er, obgleich der Morgen nicht mehr fern war, mit ausgestreckter Hand sich vorwärts bewegen mußte, um sich nicht an den Aesten zu stoßen. Er entdeckte bald, daß er den Ort, von dem er ausgegangen war, verfehlt hatte. Er rannte auf und ab, rund herum, bis er schließlich eine leichte Bewegung des Pferdes vernahm und unerwartet mit dem Fuß an den Aermel seines Ueberrockes stieß.

„Teß!" rief er.

Nichts antwortete ihm. Die Dunkelheit war jetzt so dicht, daß er absolut nichts wahrnahm als einen hellen Fleck zu seinen Füßen — das weiße Musselinkleid von Teß. Sonst war rings herum alles gleich schwarz. D'Urberville hielt inne und hörte nun einen leichten, gleichmäßigen Atem. Er kniete nieder und beugte sich tiefer hinab, bis der Hauch ihres Mundes ihm warm ins Gesicht schlug und seine Wange die ihre berührte. Sie lag in tiefem Schlaf und Thränen hingen an ihren Wimpern.

Dunkelheit und Schweigen herrschten überall. Ueber ihnen erhoben sich die uralten Eiben und Eichen der Chase, in welchen die Vögel ihren letzten sanften Schlummer genossen, während unter ihnen Hasen und Kaninchen neugierig sich fortstahlen. Aber wo war Teß' Schutzengel? Wo die Vorsehung ihres einfachen Glaubens? Vielleicht hatte er, wie jener andere Gott, von dem der Ironiker Tischbite spricht, jemand etwas zu erzählen, etwas zu verfolgen oder er war verreist — vielleicht war er auch gerade eingeschlafen und nicht einmal der Schrei verfolgter Unschuld im stande, ihn aufzuschrecken.

Zweites Buch.

I.

Der Korb war schwer und das Bündel groß, aber Teß trug beide wie jemand, der in materiellen Dingen überhaupt keine besondere Bürde findet. Gelegentlich hielt sie mechanisch an irgend einem Thor oder Pfosten an, um auszuruhen; dann gab sie ihrem Gepäck eine andere Lage auf dem vollen, runden Arm und ging langsam weiter.

Es war an einem Sonntagmorgen gegen Ende Oktober, vier Monate nach Teß Durbeyfields Ankunft in Trantridge und einige wenige Wochen nach

dem nächtlichen Ritt in The Chase. Es war wenig nach Tagesanbruch und das gelbe Licht des Horizontes hinter ihr beleuchtete die Erhebung vor ihr, welche sie zu überklimmen hatte, um ihren Geburtsort zu erreichen, der Riegel vor dem Thal, in welchem sie bis zuletzt eine Fremde geblieben war. Der Boden stieg an dieser Seite gleichmäßig an und die ganze Scenerie unterschied sich sehr von der im Blackmoorthal. Selbst der Charakter und die Aussprache der beiden Volksstämme hatten kleine Unterschiede trotz der ausgleichenden Wirkung einer durchgehenden Eisenbahn. Obgleich Trantridge kaum zwanzig Meilen von ihrem Heimatsdorf entfernt war, so schien Teß dies dennoch ein weit entfernter Ort. Seine Einwohner machten ihre Geschäfte nach Norden und Westen, reisten, waren gerichtlich zuständig, heirateten nach Norden und Westen, richteten ihre ganze Gedankenwelt nach Norden und Westen; die Leute diesseits dagegen fanden das Feld ihrer Thätigkeit, ihrer Aufmerksamkeit und Energie im Süden und Osten.

Der Abhang war derselbe, den Alex D'Urberville an jenem denkwürdigen Junitage, als Teß gekommen, so wild hinabgeraſt war. Teß erstieg ihn, ohne ein einzigesmal anzuhalten, und blickte, als sie die Höhe erreicht hatte, begierig hinab auf die grüne Welt jenseits derselben. Sie war von hier aus stets schön; für Teß war sie heute schrecklich schön, denn seit ihr Blick zum letztenmal auf diese Welt gefallen, hatte sie gelernt, daß Schlangen zischen, wo süße Vögel singen, und ihre Lebensanschauungen waren durch diese Lehre völlig verändert worden. Sie war wirklich ein anderes Mädchen geworden, als die einfache Teß zu Hause gewesen, sie, die, durch diesen Gedanken gebeugt, jetzt hier still stand und Kehrt machte, um zurückzusehen. Vorwärts zu schauen, hinab ins Thal — konnte sie kaum noch ertragen.

Sie bemerkte jetzt, daß die lange, weiße Straße, welche sie soeben erstiegen, ein zweirädriges Gefährt heraufkam, neben welchem ein Mann herging; er schien ihre Aufmerksamkeit erregen zu wollen und winkte mit der Hand.

Ohne viel dabei zu denken, wartete sie und wenige Minuten später machten Mann und Pferd neben ihr Halt.

„Warum entfernten Sie sich in diesem Aufzuge?“ fragte D'Urberville atemlos, „zumal an einem Sonntagmorgen wie heute, als noch alle Leute im Bad waren? Ich habe es nur durch Zufall entdeckt und habe wie der Teufel fahren müssen, um Sie wieder einzuholen. Sehen Sie nur das Pferd an! Warum gehen Sie so fort? Sie wissen, daß niemand es zu verhindern wünschte, daß Sie schieden. Wie unnötig ist es gewesen, zu Fuß hier herauf zu klettern und mit dieser Last! Wie ein Narr bin ich hinter Ihnen her gewesen, um Sie wenigstens den Rest des Weges zu fahren, wenn Sie nicht heimkehren wollen.“

„Ich werde niemals zurückkommen,“ sagte sie.

„Ich nahm an, Sie würden es nicht — ich sagte es bereits. Nun gut denn, legen Sie Ihre Sachen hinauf und dann gestatten Sie vielleicht, daß ich Ihnen helfe.“

Sie legte ihren Korb und ihr Bündel ohne Arg in den Dog-Cart, stieg auf und setzte sich an seine Seite. Sie hatte keine Furcht mehr vor ihm und in der Ursache ihrer Gleichgiltigkeit lag die Ursache ihrer Trauer.

D'Urberville brannte sich mechanisch eine Cigarre an und die Reise wurde fortgesetzt unter abgebrochenen, gleichgiltigen Gesprächen über allgemeine Gegenstände von der Straße. Er hatte seinen Streit um den Kuß im vergangenen Sommer, als er in entgegengesetzter Richtung dieselbe Straße gefahren war, bereits ganz vergessen — Teß aber nicht. Wie eine Puppe saß sie neben ihm und antwortete einsilbig auf seine Bemerkungen. Nach einer Weile kam die Baumgruppe in Sicht, hinter welcher das Dorf Marlott lag. Erst jetzt verriet ihr Gesicht eine kleine Bewegung und ein paar Thränen begannen über ihre Wangen zu rollen.

„Weshalb weinen Sie?“ fragte er kalt.

„Ich dachte daran, daß ich dort drüben geboren bin,“ murmelte Teß.

„Nun ja, wir müssen alle irgendwo geboren sein.“

„Ich wollte, ich wäre nie geboren — weder dort noch sonst irgendwo.“

„Pah! Wenn Sie nicht gern nach Trantridge gekommen sind, weshalb sind Sie denn überhaupt gekommen?“

Sie antwortete nicht.

„Ich will einen Eid darauf leisten, daß Sie nicht aus Liebe zu mir nach Trantridge gekommen sind.“

„Das ist durchaus wahr! Denn wenn ich gegangen wäre aus Liebe zu Ihnen, wenn ich Sie je zärtlich geliebt hätte, so würde ich jetzt wegen meiner Schwäche keine solche Abneigung und keinen solchen Haß gegen mich empfinden ... Meine Augen waren eine Weile ein wenig durch Sie geblendet, das war alles.“

Er zuckte mit den Schultern.

Sie schloß: „Ich wußte nicht, was Sie wollten, bis es zu spät war.“

„Das gibt jedes Weib vor.“

„Wie können Sie wagen, so etwas zu sagen?“ rief sie, indem sie sich heftig gegen ihn wendete. Der latente Zorn, von dem er schon häufiger Beweise erhalten hatte, erwachte in ihr und blitzte aus ihren Augen. „Mein Gott, ich könnte Sie aus dem Wagen stoßen. Ist es Ihnen denn nie aufs Herz gefallen, daß das, was alle Frauen aussprechen, doch auch wohl einige wirklich empfinden werden?“

„Nur kaltes Blut!" erwiderte er lachend. „Ich bedaure, Sie verletzt zu haben. Ich habe unrecht gethan — ich gebe es zu."

Im Ton seiner Stimme lag eine gewisse Bitterkeit, als er fortfuhr:

„Nur Sie haben nicht nötig, es mir mit einem so übertriebenen Nachdruck vorzuwerfen. Ich bin bereit, alles zu thun, was nur irgendwie möglich ist. Sie wissen ganz gut, daß Sie nicht wieder nötig haben, auf dem Felde oder in der Milchwirtschaft zu arbeiten; Sie können sich kleiden, so gut es Ihnen paßt, statt so kahl und ärmlich, wie Sie sich den Anschein geben — als dürften Sie kein Band mehr tragen, das Sie nicht selbst von Ihrem Lohn bezahlen können."

Ihre Oberlippe hob sich verächtlich, obgleich in ihrer großen, impulsiven Natur der Hohn in der Regel nur wenig hervortrat.

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich niemals etwas wieder von Ihnen annehmen werde; ich will nicht und — ich kann nicht. Ich würde Ihre Kreatur werden, wenn ich das thäte, und das will ich nicht werden."

„Man könnte Ihren Manieren nach glauben, Sie wären eine Prinzessin und nicht bloß eine wahre und wirkliche D'Urberville — ha, ha, ha! Gut, Teß, meine Liebe, ich kann nicht mehr sagen. Ich nehme an, ich sei ein schlechter Kerl — ein verflucht schlechter Kerl, ich sei schlecht von Geburt an, ich hätte schlecht gelebt und werde wahrscheinlich ein schlechter Kerl bleiben. Aber, bei meiner Seele, gegen Sie würde ich niemals mehr schlecht sein, Teß! Und wenn gewisse Umstände eintreten sollten — Sie verstehen — in welchen Sie auch nur in der allergeringsten Not wären, mit der kleinsten Schwierigkeit zu kämpfen hätten, senden Sie mir nur eine Zeile und Sie werden umgehend erhalten, was Sie verlangen. Es kann sein, daß ich nicht in Trantridge bin — ich gehe auf einige Zeit nach London, da ich es mit der alten Frau nicht mehr aushalten kann — aber alle Briefe werden sofort besorgt werden."

Sie sagte, sie wünsche nicht, daß er sie noch weiter bringe, und gerade unter der Baumgruppe hielten sie an. D'Urberville stieg ab, hob sie sorgsam in seinen Armen herunter und stellte dann ihre Sachen neben sie. Sie verbeugte sich leicht vor ihm, ihre Augen nachdenklich auf ihn gerichtet; dann wendete sie sich ab, um ihr Gepäck für den Heimweg aufzunehmen.

Alex D'Urberville warf seine Cigarre fort, ging auf sie zu und sagte:

„Du kannst nicht so von mir gehen, Geliebte! Komm!"

„Wie Sie wünschen," antwortete sie gleichgiltig, „Sie sehen, wie Sie mich bezwungen haben."

Sie wendete sich wieder zurück und hob ihr Gesicht dem seinen entgegen, blieb aber kalt wie Marmor, als er einen Kuß auf ihre Wange drückte — halb obenhin, halb als ob er den Geschmack daran noch nicht ganz verloren habe. Ihre Augen blieben zerstreut auf den entferntesten Bäumen des Abhanges haften, während der Kuß gegeben wurde, als merkte sie kaum, was D'Urberville thue.

„Jetzt auch die andere Wange — der alten Bekanntschaft wegen."

Sie wendete ihren Kopf, wie man es auf Verlangen des Photographen oder des Friseurs thut, und er küßte auch ihre andere Wange, die glatt und feuchtkalt war wie die Haut der Pilze auf den Feldern ringsum.

„Du hast mir Deinen Mund nicht gereicht und mich nicht wieder geküßt. Du hast es freiwillig noch nie gethan — ich fürchte — Du wirst mich nie lieben."

„Ich habe es schon häufig genug gesagt — es ist wahr. Ich habe Sie wirklich und wahrhaftig noch nie geliebt und ich glaube, daß ich es auch niemals können werde." Düster setzte sie hinzu: „Es würde jetzt vielleicht am besten für mich sein, wenn ich in dieser Hinsicht lügen könnte, aber ich habe dennoch Ehre genug behalten, um diese Lüge, so klein sie auch sein mag, nicht auszusprechen. Wenn ich Sie liebte, so hätte ich alle Ursache, es Ihnen zu gestehen, aber ich thue es nicht."

Er seufzte, als ob die Scene abermals peinlich für sein Herz, sein Gewissen oder seinen Edelmut würde.

„Gut, Sie sind sonderbar melancholisch, Teß, aber ich habe keine Ursache, Ihnen jetzt zu schmeicheln, und kann mit vollem Rechte sagen, daß Sie nicht nötig haben, unzufrieden zu sein. Sie haben zum Eigentum die Schönheit, wie nur irgend ein Weib, ob vornehm oder gering; und wenn Sie klug sind — ich spreche zu Ihnen als praktischer Mann, der Ihnen das Beste wünscht — so zeigen Sie sie der Welt mehr, als Sie bisher gethan haben, bevor sie verwelkt ... Und nun nochmals, Teß, wollen Sie mit mir zurückkehren. Auf mein Wort, ich lasse Sie sehr ungern so gehen!"

„Niemals, niemals! Ich habe meinen Entschluß gefaßt, sobald ich sah, was ich eher hätte sehen sollen. Niemals werde ich zurückkommen!"

„Nun denn — guten Morgen, Cousine von vier Monaten! Leb wohl!"

Er stieg rasch auf, ordnete die Zügel und war bald zwischen den hohen, mit roten Beeren behangenen Hecken verschwunden.

Teß schaute ihm nicht nach, sondern ging langsam den gewundenen Pfad hinab. Es war noch früh und obgleich der untere Rand der Sonne gerade

über dem Hügel sich erhob, so waren ihre matten, unfreundlichen Strahlen doch mehr dem Auge als dem Gefühl wahrnehmbar. Kein Mensch ringsum! Der trübe Oktobertag und sie selbst, trüber als jener, belebten allein die Straße.

Als sie indes so weiter wanderte, näherten sich von hinten her Schritte, die Schritte eines Mannes; da er schnell ging, so hatte er Teß bald eingeholt und sagte „Guten Morgen!“ bevor sie auf ihn geachtet hatte. Er schien irgend eine Art Künstler zu sein und trug einen Zinntopf mit roter Farbe in der Hand. Er fragte sie in einer geschäftsmäßigen Art und Weise, ob er ihren Korb tragen solle; sie übergab ihm denselben und ging an seiner Seite weiter.

„Es ist noch früh, um an diesem Sabbathmorgen auf den Beinen zu sein,“ sagte er fröhlich.

„Ja,“ erwiderte Teß.

„Wenn die meisten noch ausruhen von den Mühen der Woche.“

Sie stimmte auch diesem zu.

„Obgleich ich heute nebenher mehr wirkliche Arbeit vollende als während der ganzen Woche.“

„So?“

„Während der Woche arbeite ich zur Ehre des Menschen, am Sonntage zur Ehre Gottes. Das ist doch mehr als jenes, wie? — Ich habe an dieser Stiege etwas zu verrichten.“

Der Mann wendete sich, wie er gesagt hatte, einem Thor an der Straßenseite zu, das auf eine Wiese führte.

„Wenn Sie einen Augenblick warten wollen,“ setzte er hinzu, „so begleite ich Sie noch ein wenig; es wird nicht lange dauern.“

Da er ihren Korb trug, so konnte Teß nichts anderes thun, als ihm folgen; sie wartete und sah ihm zu. Er setzte ihren Korb und den Zinntopf nieder, quirlte die Farbe mit dem Pinsel, der darin stand, durch einander, begann große, viereckige Buchstaben auf die mittlere der drei Stufen zu malen, aus denen die Stiege sich zusammensetzte, und machte zwischen jedes Wort ein Komma, als wolle er eine Pause zwischen ihnen lassen, um sie dem Leser fest einzuprägen:

„DEINE, VERDAMMNIS, SCHLUMMERT, NICHT.“

2. Pet. 3.

Von der friedlichen Landschaft, den bleichen, absterbenden Tinten des Unterholzes, der blauen Luft des Horizontes und den vermoderten Brettern des Steiges hoben diese leuchtenden, roten Worte grell sich ab. Sie schienen laut aufzujauchzen und in die Atmosphäre hinaus zu tönen. Einige hätten bei diesem sonderbaren Anblick vielleicht gerufen: „Ach, Du arme Theologie!“ Auf Teß aber stürmte sie mit einer schreckensvollen Anklage ein. Es war, als ob der Mann ihre Geschichte kenne, und doch war er ein völlig Fremder.

Nachdem er seine Malerei beendet hatte, nahm er ihren Korb wieder auf; mechanisch schritt Teß neben ihm her.

„Glauben Sie an das, was Sie da gemalt haben?“ fragte sie mit leiser Stimme.

„An diese Worte? Wie an mein Leben!“

„Aber,“ sagte sie zitternd, „vorausgesetzt, Sie hätten die Sünde begangen ohne Ihren Willen und ohne Ihr Zuthun?“

Er schüttelte seinen Kopf.

„Ueber eine so brennende Frage kann ich mich nicht auf Haarspaltereien einlassen!“ sagte er. „Ich bin Hunderte von Meilen den letzten Sommer gewandert und habe diesen Vers auf jede Mauer, jedes Thor, jede Treppe geschrieben. Seine Nutzanwendung überlasse ich dem Herzen eines jeden, der es liest.“

„Meiner Meinung nach ist er schrecklich,“ erwiderte Teß. „Er kreuzigt, er tötet!“

„Das soll er auch sein,“ antwortete er geschäftsmäßig. „Aber Sie sollten meine kräftigsten erst lesen! Die nehme ich für Diebswinkel und Seehäfen — man muß sich darnach winden, als hätte man Gift genommen. Dies da ist ein guter Vers für ländliche Distrikte. — Ah, da ist ein hübsches Stück weißer Mauer, da muß ich 'was darauf malen — etwas, das gut ist für junge Weiber in gefühlvollem Alter, wie Sie eins sind, als eine Warnung, sich in acht zu nehmen. Wollen Sie nicht warten, Fräulein?“

„Nein,“ antwortete sie; und nachdem sie ihren Korb genommen hatte, ging sie voraus. Nach einer kurzen Strecke Weges konnte sie indes nicht umhin, den Kopf zu wenden. Die alte graue Mauer begann ihr einen ähnlichen stolzen Spruch zu verkünden, wie der erste war — mit einer fremden, ungewohnten Miene, als sei sie zerstreut über die Pflichten, die auszuüben sie niemals früher berufen worden war. Mit einem plötzlichen Erröten las sie ihn und brachte sie heraus, was die Inschrift, die halb fertig war, sagen wollte:

„DU, SOLLST, NICHT, VERTRAUN!“

Ihr lustiger Freund sah ihren Blick, ließ den Pinsel ruhen und rief:

„Wenn Sie etwas der Art zu fragen haben als das, worüber wir gesprochen haben, so wird heute in dem Kirchspiel, in das Sie gehen, ein sehr ernster, guter Mann predigen, an den Sie sich wenden können — Herr Clare von Emminster. Ich habe nicht dieselbe Ueberzeugung wie er, aber er ist ein guter Mann und wird Ihnen alles ebenso gut auseinander setzen, als nur irgend ein Pfarrer, den ich

kenne. Er war es, der mich auf den rechten Weg gebracht hat."

Teß antwortete nicht; sie nahm, die Augen auf den Boden geheftet, pochenden Herzens ihre Wanderung wieder auf.

„Ich glaube nicht, daß Gott so etwas gesagt hat," murmelte sie, als sie sich wieder gefaßt hatte.

Ein Rauchwölkchen erhob sich plötzlich aus dem Schornstein ihres elterlichen Hauses — ein Bild, das ihrem Herzen wehe that. Der Anblick des Innern, als sie heimgekommen war, vermehrte ihr Leid. Ihre Mutter, welche gerade die Treppe herabgekommen war, kehrte sich ihr zu, um sie vom Feuerherd aus, wo sie gerade Zweige unter den Frühstückskessel legte, zu begrüßen. Die kleinen Kinder waren noch oben, ebenso ihr Vater, da er am Sonntagmorgen die Berechtigung zu haben glaubte, eine halbe Stunde über die Zeit im Bett zu bleiben.

„Sieh da, unsere liebe Teß!" rief ihre Mutter, indem sie überrascht aufsprang und das Mädchen küßte. „Wie geht's Dir? Kommst Du heim, um Dich zu verheiraten?"

„Nein, deswegen nicht, Mutter!"

„Um Dir einen Feiertag zu machen?"

„Ja, um mir einen Feiertag, einen langen Feiertag zu machen."

„Will Dein Vetter nicht darauf eingehen?"

„Er ist nicht mein Vetter und wird mich nicht heiraten."

Ihre Mutter sah Teß aufmerksam an.

„Komm, Du hast mir noch nicht alles gesagt," entgegnete sie.

Teß ging auf ihre Mutter zu, legte ihren Kopf auf ihre Schulter und erzählte.

„Und Du hast ihn nicht dahin gebracht, Dich zu heiraten!" begann ihre Mutter wieder. „Jedes andere Mädchen hätte es gethan außer Dir!"

„Vielleicht jedes Mädchen außer mir!"

„Es wäre wie ein Roman gewesen, wenn Du heimgekommen wärst und hättest ihn so weit gebracht," fuhr Frau Durbeyfield fort, nahe daran, in Thränen der Enttäuschung auszubrechen. „Nach allem Gerede über ihn und Dich, das auch bis hierher gedrungen ist, wer hätte ein solches Ende erwartet! Warum hast Du nicht daran gedacht, etwas für Deine Familie zu thun, anstatt nur an Dich selbst zu denken? Sieh, wie ich mich abschinde und abracker, und Deinen armen kranken Vater mit seinem Herzen, das voll ist wie ein Tropfsaß. Was für ein hübsches Paar waret ihr, als ihr vor vier Monaten zusammen wegfuhrt! Sieh nur, was er uns alles geschenkt hat — alles, dachten wir, deswegen, weil wir seine Verwandten seien. Aber wenn wir das nicht sind, so kann er das doch nur aus Liebe zu Dir gethan haben. Und dennoch hast Du ihn nicht dahin gebracht, daß er Dich heiratet!"

Hatte Alex D'Urberville wirklich die Absicht gehabt, sie zu heiraten? Sie zu heiraten! Von Heiraten hatte er nie ein Wort gesagt! Und wenn er es nun gethan hätte? Sie konnte selbst nicht sagen, welche Antwort ihr krankhafter Wunsch nach sozialer Wiederherstellung ihr vielleicht in den Mund gelegt hätte. Ihre arme närrische Mutter begriff ihre augenblickliche Empfindung gegen diesen Mann sehr wenig. Vielleicht war sie unter den vorliegenden Umständen ungewöhnlich, unnatürlich, unberechenbar, aber sie konnte es nicht ändern; und das machte sie, wie sie gesagt hatte, zum Abscheu für sich selbst. Sie hatte sich niemals viel um ihn gekümmert, jetzt war er ihr widerwärtig. Sie hatte sich vor ihm gefürchtet, sie war vor ihm zurückgewichen, sie war ihm unterlegen, als er ihre Hilflosigkeit grausam ausgenützt hatte; denn, geblendet durch seine leichte Art, war sie verführt worden, sich ihm verwirrt eine Weile zu ergeben, hatte aber gelernt, ihn zu verachten und zu verabscheuen und war schließlich davon gerannt; jetzt war er Dunst und Asche für sie und selbst ihres guten Namens wegen wünschte sie kaum, ihn zu heiraten.

„Wenn Du nicht glaubtest, ihn dahin bringen zu können, daß er Dich heirate, so hättest Du vorsichtiger sein müssen."

„O Mutter, liebe Mutter!" rief das gequälte Mädchen, indem sie sich leidenschaftlich dieser zuwendete, als ob ihr das Herz brechen wolle. „Wie konnte man von mir annehmen, daß ich das sein werde? Ich war noch ein Kind, als ich vor vier Monaten dieses Haus verließ. Warum sagtest Du mir nicht, daß der Verkehr mit Männern Gefahren habe? Warum hast Du mich nicht gewarnt? Damen wissen sich zu schützen, weil sie Romane lesen, die ihnen von Fallstricken dieser Art erzählen; aber ich habe keine Gelegenheit gehabt, so etwas zu lernen, und Du bist mir nicht zu Hilfe gekommen."

Ihre Mutter fühlte sich gedemütigt und getroffen.

„Ich dachte, wenn ich von seiner Neigung zu Dir spräche und zu was sie führen könnte, so würdest Du befangen gegen ihn sein und könntest Deine Chance verlieren," murmelte sie, die Augen zu Boden schlagend. „Wir müssen die Sache tragen, so gut es geht. Das ist alles in allem das beste und Gottes Wille."

II.

Das Gerücht, Teß Durbeyfield sei von dem Schloß ihrer falschen Verwandten heimgekehrt, verbreitete sich ringsum, wenn das Wort „Gerücht" nicht zu viel sagt für ein Gerede, das sich über den Raum einer Quadratmeile verbreitet. Am Nachmittage sprachen verschiedene junge Mädchen aus

Marlott vor, die früher zu den Schulfreundinnen und Bekannten von Teß gehört hatten; sie steckten in ihren besten gestärkten und gebügelten Kleidern, wie es Gästen einer Person zukam, die, wie sie voraussetzten, eine so ungewöhnliche Eroberung gemacht hatte, saßen im Zimmer herum und betrachteten Teß mit großer Neugierde. Denn die Thatsache, daß dieser angebliche Vetter, Herr D'Urberville, es war, der sich in sie verliebt hatte, ein Herr, der nicht völlig heimisch in der Gegend war und dessen Ruf als sorgloser Frauenverführer und Herzensbrecher sich über die unmittelbare Umgebung von Trantridge hinaus zu verbreiten begann, gab der vermeintlichen Stellung von Teß einen viel höheren Reiz, als wenn sie weniger gefährlich gewesen wäre.

Ihr Interesse war so tief, daß die jüngeren, als Teß den Rücken wendete, flüsterten:

„Wie hübsch sie ist und wie gut das schöne Kleid ihr steht! Ich glaube es ist sehr teuer und gewiß ein Geschenk von ihm."

Teß, welche aufgestanden war, um das Theegeschirr aus dem Glasschrank zu nehmen, hörte diese Bemerkungen nicht. Wenn sie sie gehört hätte, würde sie ihre Freundinnen wahrscheinlich eines Besseren belehrt haben. Aber ihre Mutter hatte sie gehört und Joans bescheidene Eitelkeit nährte sich so gut sie konnte an der Sensation einer Aufsehen erregenden Liebschaft, nachdem ihre Hoffnung auf eine Aufsehen erregende Heirat so kläglich Schiffbruch erlitten hatte. Jedenfalls fühlte sie sich erfreut, obgleich ein so beschränkter und bedenklicher Triumph die Reputation ihrer Tochter in Gefahr brachte; es konnte am Ende doch noch mit einer Hochzeit enden; und in der Wärme ihrer Erkenntlichkeit für die Bewunderung, welche die Mädchen ihrer Tochter zollten, lud sie sie ein, zum Thee zu bleiben.

Ihr Geplauder, ihr Gelächter, ihre gut gelaunten Anspielungen, zudem die Flammen und Funken ihres Neides belebten auch Teß' Mut wieder; als der Abend vorschritt, steckte ihre Erregung sie an und sie wurde fast heiter. Die Marmorhärte verschwand von ihrem Gesicht; sie bewegte sich ungefähr mit ihrem alten elastischen Schritt und erglühte in ihrer ganzen jungen Schönheit.

In gewissen Augenblicken, wenn sie nicht nachdachte, würde sie ihnen sogar mit einer gewissen Art Ueberlegenheit geantwortet haben, als ob sie erkannt habe, daß ihre Erfahrungen auf dem Gebiet der Courmacherei in der That ganz neiderregend gewesen seien. Sie war aber so weit von dem entfernt, was Robert Southey mit den Worten: „Verliebt in ihr eigenes Verderben" bezeichnet, daß die Illusion rasch vorüberging. Die kühle Ueberlegung kehrte wieder und mokirte sich über ihre krampfartige Schwäche; das Entsetzen über ihren augenblicklichen Hochmut würde sie rasch widerlegt und sie zu der verschlossenen Gleichgiltigkeit zurückgeführt haben.

Und dann der Kleinmut beim Tagen des nächsten Morgens, als es nicht mehr Sonntag, sondern Montag war, und sie in dem alten Bett allein erwachte und die unschuldigen jüngeren Kinder noch sanft um sie herum schliefen. Statt der Aufregung der Heimkehr und dem Interesse, das diese erregt hatte, sah sie eine lange und steinige Landstraße vor sich, die sie ohne Hilfe und mit wenig Sympathie zurückzulegen hatte. Ihre Niedergeschlagenheit war schrecklich und sie selbst hätte sich in ein Grab einschließen können.

Im Laufe weniger Wochen lebte Teß sich genug wieder ein, sich so weit zu zeigen als nötig war, um eines Sonntagmorgens in die Kirche zu gehen. Sie hörte den Gesang — so weit es einer war — und die alten Psalme gern und stimmte in die Morgenhymne mit ein. Die neugeborene Liebe zur Musik, welche sie von ihrer Balladen singenden Mutter geerbt hatte, gab der einfachsten Melodie eine Gewalt über sie, welche ihr zuzeiten das Herz aus der Brust reißen konnte.

Da sie sich gerne so viel als möglich der Beobachtung entzog und zugleich um den Galanterien der jungen Leute zu entgehen, machte sie sich bereits auf den Weg, bevor das Glockengeläut begann und wählte einen Rücksitz unter der Galerie, wohin nur alte Männer und Frauen kamen und wo die Totenbahre aufgerichtet zwischen Kirchengeräten stand.

Die Gemeindeglieder kamen zu zweien und dreien herein, stellten sich in Reihen vor ihr auf, blieben dreiviertel Minute mit gesenktem Haupte stehen, als ob sie beteten, obgleich sie es nicht thaten, setzten sich und sahen sich rund um; als sie sie zuletzt bemerkten, flüsterten sie mit einander. Sie erriet, worüber sie flüsterten; ihr wurde übel und sie fühlte, daß sie nie mehr zur Kirche werde kommen können.

Das Schlafzimmer, das sie mit einigen der Kinder teilte, wurde mehr und mehr ihre Zuflucht. Hier unter einigen Quadratellen Daches beobachtete sie den Wind, den Regen, den lichtschimmernden Sonnenuntergang und wie der Mond zu- und abnahm. So verborgen hielt sie sich, daß schließlich fast jeder glaubte, sie sei wieder fortgegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tscherkeß.

Von

W. Korolenko.

I.

„Iwan Semionowitsch, he, Iwan Semionowitsch!"

„M-m-m," ließ sich als Antwort aus der Tiefe des Fuhrwerks ein Brummen hören.

„Brüllen kann er wie eine Kuh, aber sonst nichts. Ein Jammermensch dieser Unteroffizier, daß ihn die Pest hole . . ."

Ich konnte das Gesicht des Unteroffiziers Tschepurnikow, welcher diese Worte mit zorniger Stimme sprach, nicht sehen; doch machte ich mir eine deutliche Vorstellung von seinem bösen Gesichtsausdruck und dem haßsprühenden Blick, welcher dorthin gerichtet war, wo man sich den unbeweglichen, schwerlastenden Körper des Unteroffiziers Puschnich zu denken hatte.

Die Nacht war dunkel und in unserem halb verdeckten Fuhrwerk war's natürlich noch dunkler. Die Räder dröhnten gegen die fest gefrorenen Geleise, über dem Kopf pendelte das lederüberspannte Verdeck unseres Wagens, dasselbe machte den Eindruck eines Halbkreises und schwer war es zu unterscheiden, ob es wirklich das Verdeck über unserem Haupte war oder eine dunkle, in der Höhe schwebende Wolke. Die Lederdecke war angezogen und durch den schmalen Zwischenraum, der offen blieb, flogen scharfe Schneeflocken in das Fuhrwerk und stachen das Gesicht wie mit Nadeln.

Es war im November zur Zeit der Wegelosigkeit. Wir fuhren nach Irkutsk, der Weg war lang und wir trösteten uns mit der Hoffnung auf Schlittenbahn. Auf den Stationen erfuhren wir, daß von Katschug an auf der Lena bereits auf Schlitten gefahren werde. Doch bisher karrten wir noch ohne Erbarmen auf Rädern auf dem gefrorenen Wege.

Der Unteroffizier Tschepurnikow öffnete die Lederdecke. Ein kalter Lufthauch strömte herein und Puschnich rührte sich.

„Postillon, ist's noch weit bis zur nächsten Station?"

Unser Postillon war in einen bunten, zottigen Pelz aus Hundefell gehüllt und da die schwarzen Flecken dieses Pelzes mit der rabenschwarzen Nacht in eins verschwammen, so erblickten wir auf dem Kutschersitz nichts weiter, als eine Menge weißer Flocken, was den allerphantastischsten Eindruck machte.

„Es mögen noch zehn Werst sein," war die Antwort.

„Du antwortest, ohne zu denken: wir fahren, fahren und immer sind noch zehn Werst nach!"

Tschepurnikow ließ seine Nerven spielen und brummte. Der Postillon sprach etwas in sich hinein, hielt die Pferde ein wenig an und stopfte sich die Pfeife. Die plötzlich auflodernde Flamme des Streichholzes beleuchtete eine unwahrscheinliche zottige Fellmütze, das verfrorene, vom Winde abgezehrte Gesicht und die vom Frost gekrümmten Finger.

„So fahre doch zu," sagte Tschepurnikow mit starrer Ergebung.

„Sogleich!"

Das Flämmchen erlosch und auf dem Kutschbock flimmerten wieder nur die weißlichen Flocken des Pelzrockes. Die Pferde zogen an, wir machten die Decke wieder zu und weiter ging's durch Dunkel und Kälte.

Tschepurnikow bewegte sich nervös hin und her und seufzte, Puschnich schnarchte süß. Dieser Glückspilz aus der Garnison hatte die beneidenswerte Eigentümlichkeit, in jeder Lage sofort einzuschlafen, und das war die Hauptursache des Neides, welchen, ungeachtet der kurzen Bekanntschaft, sein Reisegefährte gegen ihn hegte. Der letztere bemühte sich oft, zu beweisen, daß Puschnich kein Recht habe, mit seiner schweren Figur die größere Hälfte des Platzes einzunehmen, der für drei Personen bestimmt war.

Bei dergleichen Erklärungen zwinkerte Puschnich und nickte verschämt. Er gestattete sogar Tschepurnikow, ihn jedesmal beim Einsteigen ins Fuhrwerk nach Belieben zu tyrannisiren. Der gallige Unteroffizier stopfte mit ungeduldigem Ruck seine Füße irgend wohin, drückte seinen Rücken in die entfernteste Ecke, bog und preßte ihn, als hätte er es mit einem Heusack und nicht mit einem lebendigen Menschen zu thun.

„So . . . so!" stieß Tschepurnikow hervor, indem er einen Teil der schwammigen Figur seines Kameraden bald hierhin, bald dahin stieß und preßte. „Zu einem Berge seid Ihr aufgeblasen, Gott verzeih Euch's!"

Puschnich antwortete mit einem verwirrten und schuldbewußten Lächeln. „Womit habe ich es denn jetzt eigentlich verschuldet, Wassilij Petrowitsch? Wir sind alle so beschaffen ... Ach, o, Wassilij Petrowitsch, ein klein wenig sanfter ..."

Tschepurnikow warf einen Blick auf seine Bagage und war unzufrieden. „Unverschämtes Volk!" murrte er.

Es muß bemerkt werden, daß meine beiden Reisegefährten zu verschiedenen Truppenteilen gehörten, und Tschepurnikow als Gendarm hielt sich für unvergleichlich höher als Puschnich, schon deshalb, weil sein Dienst ihm ein taktvolles und höfliches Benehmen zur Pflicht machte. Deshalb wandte er sich selbst an Puschnich nie anders als im Plural, obwohl er sich oft recht ungenirt ausdrückte wie etwa: „Sie unverschämter Klotz!"

Doch im Grunde verstanden wir alle, daß bei ihm das Gewissen nicht in Frage kam. Namentlich, wenn nach einer Fahrt von anderthalb hundert Werst Puschnich wie ein Stein schlief, so traten einzig und allein die physischen Gesetze in ihr Recht: Puschnich als der schwerere Körper sank auf den Boden und preßte uns nach oben. So war's auch in dieser kalten Nacht. Tschepurnikow drückte sich in die Ecke des Fuhrwerks, ich saß irgendwie in der Mitte, indem ich mich bemühte, Puschnich nicht zu zerdrücken, welcher mit der Sorglosigkeit eines schlaftrunkenen Menschen beständig seinen Kopf unter den meinigen versteckte. Ich schaute in die Finsternis; wunderliche phantastische Gestalten zogen in der Höhe an uns vorbei und stimmten zu trübem Sinnen.

„Ein recht glücklicher Auftrag! Es will mir nichts glücken!" sagte Tschepurnikow mit tiefem Seufzer und dem augenscheinlichen Bestreben, Mitgefühl zu erwecken.

Ich war nicht zum Mitgefühl gestimmt. Für mich war dieser Auftrag noch weniger erfreulich und es schien mir, als ob auch in meiner Seele allgemach formlose Gestalten auftauchten, gleich denen, welche dort in der Höhe dahinzogen.

„Und warum konnte es nicht einen Monat früher sein? Dann hätte ich mir in Katschug ein Boot gekauft, ein Segel aufgestellt und flink wäre es dann die Lena hinab bis Irkutsk gegangen. Was wäre das für eine Ersparnis gewesen, wie?"

„Freilich, eine große Ersparnis!"

„Das ist's ja ... und was meinen Sie, wie viel hätte da wohl erspart werden können?"

„Das weiß ich nicht."

„Wir wollen das gleich ausrechnen. Dreitausend Werst zu vier und einem halben Kopeken macht hundertundfünfunddreißig Rubel aufs Pferd. Nehmen wir nun vier Pferde und für den Rückweg, wollen wir sagen, ihrer zwei, so macht das alles in allem achthundert Rubel allein an Fahrgeldern aus, die ich hätte ersparen können. Ist's nicht so?"

Tschepurnikow rechnete mit einer Art Wollust und sagte dann zornig:

„Und jetzt wird wohl auch nur ein einziges Pferd erspart werden können? Denken Sie an mein Wort, weiterhin wird man uns auch noch das vierte Pferd vorspannen. Das Volk ist so verdorben, so verdorben — man glaubt es kaum. Einem Dienenden einen auch noch so kleinen Gefallen zu erweisen, fällt niemand ein."

Mir wurde von diesen Berechnungen nicht warm und nicht kalt. Puschnich erinnerte an seine Existenz durch ein freundliches Brummen im Schlaf.

„Und dann heißt es noch, sich mit dem Klotz da teilen?" beendigte Tschepurnikow seine Rede. „Es fragt sich aber jetzt: wofür soll er was bekommen?"

Er schwieg. Die dunkle Nacht zog sich endlos hin, und die Postglocke tönte und seufzte, wie es schien, immer an einem und demselben Platze.

Die Nebel stiegen auf und standen am Wege wie Vorzeichen kommender trüber Ereignisse. Tschepurnikow seufzte und machte seinem Unmut neben mir Luft, indem er seine Ersparnisse berechnete, deren er, wie er meinte, nur deshalb verlustig gegangen war, weil Gott mich ihm nicht einen Monat früher geschickt hatte.

Doch plötzlich fing unser Wagen an, in den Gruben des Weges auf und unter zu tauchen, die Glocke gab abgerissene Töne von sich, wir hörten das heisere Gebell der Lenahunde, welches Aehnlichkeit mit einem ganz besonderen Klagegeheul hat, und in dem Zwischenraum zwischen der Schutzdecke und dem Verdeck tauchte das helle Licht einer Laterne auf, welche, auf der Höhe eines gestreiften Pfahles angebracht, vom Winde hin und her geschaukelt wurde.

Es war die Station. Ich kroch aus dem Wagen hervor und streckte die eingeschlafenen Glieder. Tschepurnikow ergriff das Bündel mit dem Mundvorrat und bearbeitete, ohne sich zu geniren, Puschnich mit den Fäusten.

Nach etlichen Püffen kam ein lang gezogener, brummender Ton aus dem Munde des sorglosen Unteroffiziers, dem ein herzhaftes Gähnen folgte, und endlich quoll er selbst aus dem Wagen hervor.

„Nehmt die Säbel mit," rief Tschepurnikow ihm zu, „und die Revolver!"

Doch Puschnich stand in diesem Augenblick schon auf der Erde und, die Hände über dem Kopf gefaltet, reckte und streckte er sich, daß die Gelenke krachten, und gähnte herzhaft.

Als er in die warme Stationsstube eintrat, sich nach Kinderart mit den Fäusten die verschlafenen Augen reibend, waren in seinen Händen weder Säbel noch Revolver; beides war im Wagen geblieben.

II.

Ich setzte mich an den Tisch und sah vor mich hin, indem ich mich dem behaglichen Gefühl der Ruhe und Wärme hingab. Meine Augen waren geöffnet, aber alle Gegenstände nahmen seltsame phantastische Formen an. Die Wände des Zimmers schoben sich aus einander und wieder sah ich mich weit, weit auf dem Wege in dem dunklen Wagen. Nur in der Ecke desselben lag jetzt ein eigentümliches Tier auf vier gekrümmten Beinen; es fletschte die

Zähne, zischte und knurrte mich an, aus seinem Rachen quollen Feuerflammen, deren Glut ich fühlte.

Diese Erscheinung versetzte mich in unaussprechliche Melancholie und nun suchten meine Augen instinktiv auf der Wand das Bild, welches die Rückkehr des verlorenen Sohnes darstellte. Der verlorene Sohn steht auf den Knieen und der greise Vater breitet seine segnende Hand über ihn aus. Der Alte hatte ein gutes Gesicht und er blickte so gütig und blickt vielleicht noch bis zur Stunde auf die Durchreisenden aller Nationen längs der ganzen Lena. Ehrwürdiger Alter! Er hatte so oft und so gütig mich mit seiner segnenden Handbewegung empfangen, daß ich mich zu ihm hingezogen fühlte, und jedesmal, wenn ich eine Station betrat, ermüdet und gequält durch den Anblick der finsteren Landschaften, suchten meine Augen unwillkürlich das liebe Bild. Und auch in diesem Augenblicke suchte ich Schutz bei ihm. Finde ich es hier? Ja, da ist's ja, also bin ich nicht in der Kälte, sondern im hellen Zimmer, und das wütende, feuerschnaubende Tier ist nur ein eiserner Ofen, der bis zum Glühen geheizt ist. Ja, der Alte ist da, also habe ich einen lieben Bekannten in dieser fernen, ungastlichen Gegend, in diesem kleinen Häuschen mit den gestreiften Pfählen, welches am Fuße der finsteren, dunklen Lenaberge liegt.

Puschnich legte die Hände auf den Tisch, den Kopf auf die Hände und schnarchte leise, und Tschepurnikow allein machte sich zu schaffen, indem er bald Holz in den Ofen schob, bald Anordnungen bezüglich des Samowar gab.

Endlich entfernte er sich hinter die Scherwand und nach etlichen Minuten hörte ich von dort ein in freundlichem Tone geführtes Gespräch, das allmälich einen immer wärmeren Ton annahm.

„Ich bin sehr zufrieden; ich sage sogar so: Euch hat Gott selbst zu mir gesandt," sagte der Schreiber (Stationsvorstand) mit Nachdruck. „Ihr könnt meinen Worten glauben!"

Das leise Geflüster der beiden Freunde schläferte mich ein. Irgend jemand faßte mich an der Hand. Ich öffnete die Augen und konnte nicht gleich verstehen, was man mit mir wolle. Neben mir stand Tschepurnikow und auf seinem gewöhnlich unbeweglichen Gesicht lag jetzt der Ausdruck einer lebhafteren Erregung. Er berührte meine Hand und blickte ins Fenster. Ich sah unwillkürlich auch hin, doch bemerkte ich nichts Besonderes. Es war dieselbe rabenschwarze Nacht und nur die weißen Schneeflocken, aus dem Dunkel heranfliegend, setzten sich von außen an die schwarzen Fenster, um sofort zu zerschmelzen.

Sie kamen mir vor wie weiße Insekten, welche neugierige Blicke in unser Zimmer werfen und gleich wieder ins Dunkel zurückfliegen, um irgend jemand zu berichten, was sie bei uns gesehen.

„Was gibt es?" fragte ich nicht ohne Erregung.

Tschepurnikow setzte sich auf einen Stuhl und richtete seine grauen Augen mit demselben nachdenklichen Blick auf mich.

„Hören Sie!" sagte er im Tone des Vertrauens. „Es ist hier eine Angelegenheit im Gange, eine ganz wunderbare Angelegenheit; in einem Tage ist man ein gemachter Mann!"

„Ein gemachter Mann?" fragte ich, noch immer nicht ganz erwacht. „Das ist ja schön."

„Gewiß und wahrhaftig, Herr, an einem Tage!" und Tschepurnikow sah mich mit langem, in die Seele dringenden Blick an. „Können Sie wohl," fragte er darauf, „können Sie einen Dienenden verstehen?"

„Wie meint Ihr das?"

„Ein Dienender muß sich irgendwie durchschlagen und irgend eine Dividende zu erwerben suchen. Ist's nicht so?"

„Was gibt's denn eigentlich?"

„Wir werden hier übernachten müssen."

„Vortrefflich."

„Gewiß ... doch, daß man mich nur nicht zur Verantwortung zieht, weil die Instruktion es ja verbietet ... Kann ich mich auf Sie verlassen? ... Wenn es etwa zur Sprache kommen sollte, so muß die Sache durch eine zufällige Begegnung erklärt werden ... auf der Station beim Pferdewechseln ... Verstanden?"

Ich verstand kein Wort von der langen Rede. „Mit wem treffen wir denn zusammen?"

„Ja so! Warten Sie ein wenig! — Gawrilitsch, komm heraus!"

Der Stationsschreiber, welcher der Unterhaltung aufmerksam gefolgt war, kam sogleich hinter der Wand hervor.

Es war ein Mann in Mitte der Dreißiger, in abgetretenen Filzschuhen und mit einem schmutzigen Gurt um den Leib; seine Bewegungen waren nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit. Es war nicht zu verkennen, daß das Leben auf der Station und der Verkehr mit den durchreisenden Herrschaften ihm einen höheren Schliff gegeben hatte.

„Es ist so, wie er sagt," sagte der Schreiber mit einer Verbeugung, indem er seine großen, schwarzen Augen, durch welche er fast den Eindruck eines Schwindsüchtigen machte, auf mich richtete. „Es ist eine Angelegenheit von der größten Wichtigkeit und viele Tausende können dabei verdient werden."

„So ist es," unterstrich Tschepurnikow und sah mir forschend in die Augen.

Ich rieb mir wieder die Augen; dieses Flüstern, die wichtige Miene des Sprechenden, der brütende Ausdruck und die rätselhaften Worte kamen mir wie die Fortsetzung irgend eines zusammenhanglosen Traumes vor.

„Worum handelt es sich denn eigentlich?" fragte ich ungeduldig.

„Wir sprechen vom Tscherkessen ..." und der Blick des Schreibers wurde noch vielsagender. „Ist's möglich, daß Sie vom Tscherkessen noch nicht gehört haben? Eine Persönlichkeit, die an der ganzen Lena berühmt ist!"

„Ich bin das erstemal hier."

„Entschuldigen Sie, das habe ich nicht bedacht! Erlauben Sie, daß ich's Ihnen erkläre. Dieser

Tscherkeß und noch ein Freund von ihm sind die ersten Branntweinhändler; sie schmuggeln den Branntwein zu den Goldwäschern und tauschen ihn an die Arbeiter gegen Goldsand ein. Sie machen vortreffliche Geschäfte . . ."

„Nun, und was weiter?"

„Weiter nichts, als daß dieser Tscherkeß morgen hier sein wird!"

Er trat näher.

„Er führt Gold nach Irkutsk, um es an die Chinesen zu verkaufen. Gott selbst gibt ihn uns in die Hände, das bedeutet Gottes Schutz und Segen. Der dritte Teil gehört uns, der Rest der Krone . . ."

„Ich verstehe . . . Doch wie ist's nur möglich, daß er sorglos genug ist, sich direkt in Eure Gewalt zu begeben?"

„Das thut er nicht! Ein Teufel ist es, kein Mensch, und nicht das erstemal ist's, daß er in fliegender Hast daherstürmt, die Postillone erhalten zu einem Rubel Trinkgeld und so geht's denn vorwärts ohne Ruh und Rast. Seine einzige Sorge ist die, daß die Kosaken im Rücken und die Polizei ihn nicht herauswittern und ihm nachjagen. Bei uns auf den Stationen hat er nichts zu fürchten, wir sind ein schüchternes Völkchen . . . Und wie immer es gehen mag — es bleibt ein gefährliches Unternehmen, denn lebendig ergibt er sich nicht. Doch jetzt, wo wir durch zwei Militärpersonen verstärkt sind, ist es zweifellos, daß wir ihn einbringen."

„Wenn es uns gelingt, so soll auch Euch, Herr, etwas zufallen," sagte Tschepurnikow, dem die Augen fieberhaft brannten, „es soll uns auf tausend Rubel nicht ankommen."

„Wenn's nur überhaupt auskommt," setzte in demselben belehrenden Tone der Schreiber hinzu, „dann wird es schon was zu teilen geben."

„Ich denke, von der Krone bekommen wir für den Fang etwa dreißigtausend."

„Das mag Eure Sache sein. Ich für meine Person beanspruche kein Geld; was aber das Uebernachten betrifft, so bin ich mit dem größten Vergnügen einverstanden."

„Herr, nehmt nur, weist es nicht zurück; wir beabsichtigen nicht, Euch zu übervorteilen."

Ich verließ meinen Platz am Tisch und legte mich auf den Diwan.

Die Aussicht, die ganze Nacht im warmen Zimmer unter dem segenbringenden Schutze des verehrten Greises zuzubringen, war so verführerisch, daß in meinem müden Kopfe keine anderen Gedanken Platz fanden . . . Tschepurnikow und der Schreiber entfernten sich und verschwanden hinter der Wand; dort setzten sie ihr Gespräch über die bevorstehende Kampagne fort.

„Weißt Du auch sicher, daß es morgen ist?"

„Natürlich, Boldin hat's mir ja gesagt: wir zechten mit einander und da hat er sich verplappert . . . Sie fürchten mich nicht, da ich ja nicht leugnen kann, daß auch ich in früheren Zeiten . . ."

„Ist's denn schwer?" hörte man nach einiger Zeit fragen.

„Gewiß, denn er ist von einer seltenen Tapferkeit, ein echter Tscherkeß."

„Doch wenn er nun nichts mit sich führt?"

„Du bist mir ein sonderbarer Kauz!"

„Ich riskire ja alles; an ein Weiterleben hier am Orte ist für mich nicht zu denken, da versteht es sich ja von selbst, daß ich nicht unbesonnen vorgehen kann."

Ich schlief ein und mir war es, als hätte ich nur einen Augenblick das Bewußtsein verloren, doch war offenbar ein ziemlich langer Zeitraum vergangen. Auf der Station war alles still, auf dem Tisch stand der Samowar. Es hatten also meine Reisegefährten schon Zeit gehabt, Thee zu trinken und sich schlafen zu legen; das Licht war ausgelöscht und nur der Ofen erhellte das Zimmer durch das Aufflackern der Flamme . . .

„Gawrilow," fragte plötzlich Tschepurnikow leise, „Ihr schlaft doch nicht?"

„Nein, ich schlafe nicht."

„Wißt Ihr, ich habe es berechnet."

„Nun?"

„Zweiunddreißigtausendachthundertvierzig Rubel und fünfzig Kopeken."

„Ein nettes Sümmchen!" sagte Gawrilow aus seiner Ecke. „Wenn nur Gott uns hilft!"

„Das gebe Gott! Ein tüchtiges Kapital ist's! Wie wird sich meine Marfa Stepanowna freuen!"

„Ja wohl! Und wir hätten dann, Du und ich, einen hübschen Batzen."

Durch kräftiges Schnarchen erinnerte Puschnich die beiden Freunde an seine Existenz.

„Hörst Du den Kerl schnarchen?" sagte Tschepurnikow mit Verachtung.

„Dem wird man ja auch was geben müssen!"

Und nach kurzer Pause setzte er mit aufwallendem Aerger hinzu:

„Es fragt sich aber: aus welchem Grunde?"

Es wurde still.

„Gawrilow, he Gawrilow!"

„Was gibt's?"

„Wißt Ihr genau, wie viel Geld er mit sich führt?"

„Genau; diese Berechnung haben sie schon bei der Teilung zu Grunde gelegt; der Tscherkeß und Mandrykin haben den ganzen Goldsand genommen."

„Hm . . . schade!"

„Was thut Dir denn leid?"

„Es ist etwas zu wenig."

„Wie das?"

„Meine Pläne kommen nicht ganz aus; wenn's nur noch etwa dreitausend Rubel mehr wären, so kaufte ich mir das Haus der Witwe Mitusow, ein herrliches Haus mit Gemüsegarten und Mezzanine; jetzt muß ich mich mit Stepanows Hause begnügen, welches auch nicht übel ist; es hat aber nicht das Ansehen; jenes ist ein richtiges Herrenhaus . . . Den Dienst gebe ich auf, das versteht sich."

„Das willst Du thun?"

„Hol der Teufel den Dienst? Wozu brauche ich den, wenn ich mein Kapital in der Tasche habe? Jetzt habe ich mich vor jedem Offizier zu richlen — hab' ich's aber erst, so kommt der Offizier zu mir Kaffee trinken. Ist's nicht so?"

„Eitelkeit!" sagte der Schreiber in entschiedenem Tone.

„Wie meint Ihr das?"

„Befriedigung der Eigenliebe, nichts weiter," bestätigte Gawrilow philosophisch. „Du glaubst wohl, daß Du mit dem Kapital in der Tasche den Kopf hoch tragen darfst? — Nein, mein Freund . . ."

Ich spitzte die Ohren. Der Schreiber sprach halblaut und seine Stimme kam mir sehr angenehm vor. Ermüdet von der kalten Fahrt in dieser unwirtlichen Gegend und von diesen plumpen, naivräuberischen Unterhaltungen, schien es mir, daß ich endlich ein menschliches Wort zu hören bekommen würde. Dabei erinnerte ich mich der großen Augen Gawrilows und in ihrem Ausdruck glaubte ich den menschlichen Gedanken an Glück zu finden.

„So also denkst Du darüber?" sagte Tschepurnikow, ein wenig stutzig gemacht. „Und was fängst Du mit dem Gelde an?"

„Ich? . . . ich werde heiraten."

„So bist Du also nicht verheiratet?"

Gawrilow machte auf seinem Bett eine Bewegung, die Ungeduld ausdrückte.

„Weißt Du denn nicht," fragte er schroff, „was in unserer Gegend ein Pud Heu kostet?"

„Zwei und einen halben Rubel wird's kosten."

„So ist's; wie kann da ein Mensch in unserer Lage ans Heiraten denken?"

„Du solltest Dir eine Stelle suchen."

„Ich habe verschiedene Stellen gehabt, es wollte mir nirgends glücken: in den Goldwäschereien habe ich gedient und Branntweinhandel getrieben, da habe ich mir nur Rheumatismus in die Füße geholt und sonst weiter nichts. Nein, in unserer Stellung muß einer gar kein Gewissen haben, dann wird er reich."

„Hast Du schon eine Braut?"

Gawrilow schwieg. Der schwache Schimmer seiner Cigarre leuchtete seltsam auf. Der Schreiber rauchte und war in Gedanken versunken.

„Hier ist eine, die mir gefallen könnte. Doch wozu? Ich bin arm, sie ist's noch mehr, so habe ich denn nicht ein einzigesmal mit ihr gesprochen. Etwas anders wär's, wenn Gott hülfe. Dann verließen wir diesen schrecklichen Ort, lebten still und friedlich und eröffneten ein Geschäft."

„An welches Unternehmen dachtest Du wohl?"

„Wer — ich?"

„Ja."

Wieder schwieg Gawrilow, als getraue er sich nicht, Tschepurnikow in das Allerheiligste seiner Gedanken einzuführen.

„Dort, wo ich lebte, eröffnete ich eine Schenke," sagte er plötzlich entschlossen, „was brauchte ich mehr, hätte ein ruhiges Leben . . . denn das Volk bei uns neigt ja zum Branntwein . . ."

III.

Das Feuer im Ofen war im Erlöschen. Wie bei großer Ermüdung gewöhnlich, schlief ich schlecht. Halb wachend und halb schlafend, verlor ich auf Augenblicke das Bewußtsein; doch hörte ich nicht auf, deutlich das Heulen des Windes, der von der Lenaseite anstürmte, zu hören und wie er draußen pfiff und den Schnee an das Fenster klatschte.

Plötzlich ertönte zugleich mit einem dieser Stöße des Windes das leise Klingen der Postglocke. Der Laut berührte kaum mein Ohr und verklang sofort im Sausen des Schneesturmes. Doch nach einer Minute wiederholte er sich, verhallte wieder, erklang dann deutlicher, anhaltender und mit kurzen Unterbrechungen. Der feinhörige Gawrilow erhob sich hinter der Tapetenwand, zündete Licht an und warf einige Scheite in den Ofen.

Er gähnte laut und bekreuzigte dabei den Mund. „Himmlischer Vater," rief er, „wen schickt uns Gott, ob's nicht der Postmeister ist?"

Die Thür wurde geöffnet. Der Aufseher im Pelz und warmer Mütze erschien auf der Schwelle mit einer Laterne in der Hand.

„Durchreisende, Stepan Gawrilitsch."

„Ich höre es. Ob's nicht der Postmeister aus Kirenski ist? Treibe die Postillone zur Eile auf jeden Fall; es muß flink gehen."

„Sie sind schon am Platz und spannen die Pferde an."

„Hurtig!"

„Es soll geschehen . . ." Und der Kopf des Aufsehers verschwand hinter der Thüre.

„Was gibt's?" rief plötzlich Tschepurnikow und setzte sich auf die Diele, indem er seine Blicke unruhig über das Zimmer schweifen ließ.

„Nichts. Durchreisende."

„Der Tscherkeß?"

„Was für ein Tscherkeß? . . . Leg Dich nur wieder schlafen."

Tschepurnikow fiel auf sein Kissen zurück. Er hatte die Fragen im Schlaf gethan.

Das Pferdegetrampel und der Ton der Postglocken am Thor war nicht mehr hörbar. Man hörte nur noch das eilige Ausspannen der Pferde und das Klirren der Glocke beim Abnehmen derselben und von Zeit zu Zeit eine laute Stimme Befehle erteilen.

Als Gawrilow diese Stimme hörte, wurde er plötzlich aufmerksam und stand einige Sekunden verwundert und unbeweglich mit dem halb geöffneten Stationsbuch in den Händen. Plötzlich hörte man Schritte auf der Treppe; Gawrilow zuckte zusammen.

Die Thüre wurde geöffnet, der Aufseher steckte seinen Kopf hinein und sagte:

„Der Tscherkeß ist angekommen."

Der Schreiber erbleichte und stürzte auf Tschepurnikow los; doch dieser war wie von einer Schlange gebissen aufgesprungen, setzte sich auf einen Stuhl und rieb sich die Augen.

„Was? Wo ist der Tscherkeß? So steht doch auf, ihr Ofenhocker!"

Obgleich er in der Mehrzahl sprach, so bezog sich der Ausruf doch allein auf Puschnich, der auf dem Boden zu seinen Füßen lag. Trotz der höflichen Form der Anrede gab er dem Unteroffizier einen so starken Stoß, daß dieser sofort ein Lebenszeichen gab. Er brummte laut auf, stellte sich auf alle viere und erhob sich langsam, als läge ihm auf dem Rücken eine gewaltige Last. Der Schreiber lief unruhig hin und her, zündete wer weiß aus welchem Grunde ein Stearinlicht auf dem Tischchen vor dem Spiegel an, während Tschepurnikow längs den Stühlen tastete und die Waffen unter den Kleidern suchte.

Ueberhaupt war das vor wenigen Minuten noch in tiefem Schlafe liegende Stationszimmer wie aufgeebt und voller Bewegung.

Und auf dieses Bild schaute von der Schwelle ein hoch gewachsener Greis in welchem man auf den ersten Blick den so leidenschaftlich erwarteten und doch so überraschend erschienenen Tscherkessen erkennen konnte.

IV.

Ich sah ihn eintreten. Kaum war der Aufseher von der Thüre zurückgetreten, so öffnete sie sich wieder und der Tscherkeß, sorglos die Thürklinke in der Hand haltend, setzte den Fuß auf die Schwelle. Aus dem dunklen Flur trat seine Gestalt in deutlichen Umrissen hervor. Es war ein Greis von etwa fünfzig Jahren mit einem trockenen, glatt rasirten Gesicht und harten Zügen. Sein Gesicht erinnerte an einen Deutschen, doch die zottige Tscherkessenmütze und die ganze Figur mit der gewölbten Brust, der schlanken Gestalt und den majestätischen Bewegungen ließen in ihm den verschickten Bergbewohner erkennen. Um den Leib hatte er einen dünnen, ledernen Gürtel, an welchem seitwärts ein prächtiger Dolch, hinten ein Revolver in ledernem Futteral hing; endlich sah man aus der Tasche eine dicke Schnur hängen, welche auf das Vorhandensein eines zweiten Revolvers deutete.

Das Gesicht wurde ihm von dem Licht geblendet; er kniff die Augen zusammen wie eine Katze und taumelte beim Anblick der Uniformsmäntel einen Augenblick zurück. Ich bemerkte, wie Haß und Schrecken in seinen schwarzen Augen aufblitzten, welche unter den buschigen Augenbrauen mit seltsamem Feuer brannten. Mir schien, daß auch ein Schatten von Trauer beigemischt war, wie man ihn in den Augen eines gehetzten Tieres sieht, welches unvermutet in den Hinterhalt gerät.

Dann aber richtete er sich instinktiv in die Höhe, faßte mit schnellem und gewohntem Griff nach dem Dolch und warf noch einen Blick über das ganze Zimmer, indem er sein scharfes, leuchtendes Auge auf jedem von uns einen Augenblick ruhen ließ. Alles das dauerte nicht länger als zwei, drei Sekunden. Darauf schritt er ins Zimmer.

„Guten Abend!“ sagte er in ruhigem Ton, mit dem die noch immer unruhig hin und her schweifenden Augen in gewissem Widerspruch standen.

„Was gibt's? ... Guten Abend, guten Abend!“ antwortete Tschepurnikow verlegen und zu dem gleichmütig da sitzenden Puschnich sich vorbeugend, sprach er flüsternd: „Wohin haben Sie den Revolver gethan ... Sie Esel!“

„Was bellst Du da?“ antwortete Puschnich laut. „Was wird mit Deinen Revolvern geschehen? Im Wagen sind sie.“

Nach dieser Antwort trat allgemeines Schweigen ein. Gawrilow warf auf beide Soldaten einen vorwurfsvollen Blick und schüttelte den Kopf.

„Bitte um den Reisepaß,“ wandte er sich an den Tscherkessen, indem er sich bemühte, durch ein möglichst freies Wesen die Ungeschicklichkeit auszugleichen. Die Augen des Tscherkessen fingen an, unheimlich zu leuchten; er glich einem Tiger in Gefahr, nahm ein zusammengefaltetes Papier aus der Tasche und warf es auf den Tisch. — Er war wachsam und gab auf alles acht. Sein scharfer Blick lief wieder über alle im Zimmer Anwesenden hin und plötzlich fühlte ich ihn auf mir haften. Unsere Augen begegneten sich; er betrachtete mein Gesicht, meine Kleidung, meinen Koffer, der an dem Diwan stand, und machte seinen Schluß; darauf rückte er mit einer behenden Bewegung seinen Stuhl heran und setzte sich unweit von mir, wobei er mir halb den Rücken, den übrigen aber das Gesicht zukehrte.

Gawrilow öffnete das Buch, doch beeilte er sich offenbar nicht allzu sehr, den Inhalt des Reisepasses einzutragen. Er lehnte sich im Stuhle zurück und warf hinter der spanischen Wand hervor Blicke ins Stationszimmer. Dann wieder machte er Puschnich irgend ein Zeichen, worauf das fette Gesicht des dicken Unteroffiziers deutliche Zeichen der Verwunderung zeigte. Der Tscherkeß blickte kalt auf diese Manöver und spielte mit dem Griffe seines Dolches.

Unterdessen war Tschepurnikows Befangenheit gewichen und der findige Unteroffizier legte sich offenbar einen Plan zurecht.

Er setzte sich auf den Rand des Stuhles und stützte sich auf die Ecke des Tisches in einer Pose, welche zeigte, daß er bereit sei, den günstigen Augenblick zu benützen.

Doch der Tscherkeß saß ihm gegenüber, nur durch die Länge des Zimmers getrennt, mit scharfem Blick, feinem Gehör und gespannter Aufmerksamkeit die Dinge beobachtend. Jetzt sah mich Tschepurnikow mit flehendem Blick an: wenn ich schnell aufsprang, so hätte er vielleicht den Tscherkessen von hinten packen können; jedenfalls war ich in der Lage, durch jede meiner Bewegungen eine für den Belagerten gefährliche Diversion herbeizuführen, aus welcher Nutzen zu ziehen Tschepurnikow nicht ermangelt hätte.

Um meine Rolle zu markiren, machte ich eine leichte Bewegung. Der Tscherkeß zuckte zusammen, sah mich über die Schulter an und seine Aufmerksamkeit war sichtlich zwischen mir und Tschepurnikow geteilt. Doch ich legte meine Hände hinter dem Kopf zusammen und nahm eine beobachtende Stellung ein. Tschepurnikow überzeugte sich mit unver-

hohlenem Schmerze, daß ich eine entschieden neutrale Position eingenommen habe.

Der Tscherkeß rückte seinen Stuhl zurecht und fragte spöttisch, sich direkt an Tschepurnikow wendend:

„Wohin geht die Fahrt?"

„Ich fahre nicht mit."

„Und woher kommen Sie, wenn's beliebt?"

„Wir ... aus Olekma."

„So, so ... wie sind denn dort die Wege? — Gibt's Schlittenbahn auf der Lena?"

„Freilich, vortreffliche Schlittenbahn. Wir selbst sind bis Katschug in unserem Schlitten gefahren und glaubten überall Bahn zu finden. Aber hier gibt's noch keine."

„Hätte ich's gewußt, so wäre ich nicht gefahren; das ist schlimm. — Doch höre, mein Freund," wandte er sich zum Schreiber, „schreibe flink. Die Pferde sind fertig."

Tschepurnikow gähnte mit einer gewissen unnatürlichen Sorglosigkeit. „Auch für uns wär's Zeit. He, Puschnich, kommen Sie 'mal her, was ich Ihnen sagen wollte ..."

Puschnich blickte verwundert auf den Kameraden. Offenbar hatte man ihn noch nicht eingeweiht. Tschepurnikow machte eine Bewegung zur Thür, doch der Tscherkeß richtete sich plötzlich gerade auf, schob ihn mit dem Ellenbogen gewandt und kraftvoll zur Seite. Das Resultat dieser Armbewegung war, daß sich der bewegliche unscheinbare Unteroffizier in die Ecke an der Scherwand versetzt fand, und der Tscherkeß stand nebenbei. Alles das war mit solcher Leichtigkeit und so unbemerkt geschehen, daß, als Tschepurnikow sagte: „Halt, Freund, wir gehen zusammen!" diese Phrase einer wirklich freundschaftlichen Aufforderung glich. Tschepurnikows Augen verschlangen den Tscherkessen, doch blieb er an der Scherwand.

„Gib her!" sagte der Tscherkeß dem Schreiber, indem er die Hand nach dem Paß ausstreckte.

„'s ist noch nicht eingeschrieben."

„Gib her, sage ich. Kannst später endigen." Er nahm das Papier hurtig vom Tisch. Ich hatte meine Freude an dem Manu: sein Gesicht war jetzt befehlend und streng und seine Bewegungen erinnerten an die schöne und drohende Gangart des Tigers. Jetzt verstand hier jeder den andern, ausgenommen natürlich den einen, Puschnich. Der Tscherkeß war einer, und im Falle eines Handgemenges waren es ihrer drei, die gegen ihn waren: denn der schwerfällige Unteroffizier hätte sofort an dem Kampfe teilgenommen. — Der Erfolg konnte sich leicht auf die Seite der Angreifer neigen, doch der erste Schritt war der schrecklichste ...

„Wenn's gefällig ist, so wollen wir jetzt zusammen gehen," sagte der Tscherkeß zu Tschepurnikow. „Doch warte ein wenig! Willst Du nicht einen Schlitten kaufen? Du kannst ihn von mir haben."

Tschepurnikow willigte schnell ein, augenscheinlich erfreut über die Verschleppung.

„Wo hast Du ihn?"

„In Katschug; ich gebe Dir einen Zettel an einen Bekannten."

„Was soll er kosten?"

„Dreißig Rubel. Das Verdeck ist aus Leder, ist seine fünfzig Rubel wert. Nimm ihn!"

Während des Gesprächs warf der Tscherkeß gierige Blicke auf die Theekanne. Er war ohne Aufenthalt gereist und hatte vielleicht darauf gerechnet, hier auszuruhen und Thee zu trinken.

Bei den letzten Worten trat er rasch an den Tisch heran, goß sich ein Glas aus der kaltgewordenen Theekanne ein und mit dem Rücken zu mir und Puschnich gekehrt, trank er gierig den kalten Thee in einem Zuge aus, ohne die Augen von dem Gendarmen zu wenden. Tschepurnikows Augen blitzten, sein Gesicht war rot und der Schweiß stand ihm auf der Stirne. Er war bereit, sich auf den Tscherkessen zu stürzen, aber er hatte den richtigen Moment verpaßt

Als er auf den Tisch losschoß, stand der Tscherkeß schon in nachlässiger Haltung, die Hand am Gürtel.

„Gib meinetwegen den Zettel," sagte Tschepurnikow dumpf, um seine unvermittelte Bewegung irgendwie zu erklären.

Der Tscherkeß nahm ein Notizbüchlein aus der Tasche, schrieb ein paar Worte und riß das Blatt aus; alles das that er mit einer Hand, am Tische stehend und ohne den Käufer aus den Augen zu verlieren. Seine Brauen waren zusammengezogen, das trockene Gesicht erblaßt. Man konnte es sehen, daß die Spannung dieser Minuten nicht ohne gewaltigen Kraftverbrauch vor sich ging. Tschepurnikows Aufregung war noch größer.

„Nimm!" sagte der Tscherkeß und warf den Zettel hin, „das Geld kannst Du in Katschug abgeben."

„Gut."

„Gehen wir zusammen."

Sie gingen zusammen hinaus, Schulter an Schulter, der Tscherkeß leicht wie eine Katze; er hob sich ein wenig auf den Fußspitzen, seine Gestalt war schlank, gelenkig gespannt. Tschepurnikow neben ihm erschien klein und plump, doch in der ganzen Haltung des Unteroffiziers drückte sich starre und boshafte Entschlossenheit aus.

Die Augen weit geöffnet und außer Atem stürzte Gawrilow auf Puschnich los und begann ihn mit Vorwürfen zu überhäufen.

„Was sitzen Sie da — und das will ein Unteroffizier sein — geschwind!"

Puschnich erhob sich und ging gehorsam und ohne sich zu beeilen aus dem Zimmer. Auch ich warf meinen Paletot um, zog die Filzschuhe an und lief auf die Treppe.

Der Schneesturm hatte nachgelassen, doch fiel noch immer dichter Schnee und die drei Pferde vor der Treppe erschienen wie durch ein Netz gesehen. Der Jamschtik war eben erst auf seinen Sitz geklettert. In dem offenen Postwagen saß irgend eine dunkle Gestalt. Noch zwei Gestalten traten an das Fuhrwerk.

„Nun leb wohl, Freund. Reise glücklich!" sagte der Tscherkeß, und aus der Stimme des Falken aus der Taiga konnte man leisen Spott heraushören.

„Leb wohl," antwortete Tschepurnikow tonlos.

Ich sah, wie sie einander die Hände reichten.

„Leb wohl, auf Wiedersehen!" wiederholte der Tscherkeß und bei der zweiten Verabschiedung nahm die Stimme den Ton erregter Besorgnis an, denn der Unteroffizier ließ seine Hand nicht los.

„Laß los!" rief der Tscherkesse mit scharfer Betonung; die folgenden Worte, kurz und trocken, waren an die Insassen des Wagens in unverständlicher Sprache gerichtet.

In der Tiefe des verdeckten Gefährtes regte sich etwas.

„Ich spasse nur," sagte Tschepurnikow noch dumpfer und mit Anstrengung, als sei ihm die Kehle zugeschnürt. „Komm her," rief er endlich, „laß uns boxen, wer stärker ist."

Ich verstand Tschepurnikows Stimmung. Er konnte sich nicht entschließen, allein auf den gefährlichen Gegner loszustürzen, doch konnte er's auch nicht über sich gewinnen, gleichmütig zuzusehen, wie er sich einsetzen, fortfahren und alle die eben erst so schön aufgegangenen Hoffnungen mit sich nehmen werde.

Es folgten wenige Sekunden der Unruhe und Bewegung. Dann fiel Tschepurnikow zu Boden und der Tscherkeß sprang in den Wagen.

„Fort!" rief er wild und durchdringend. Die erschreckten Pferde zogen vom Platz an, der Postwagen rollte dröhnend auf dem gefrorenen Wege dahin und verschwand in dem Schneewirbel; nur noch einigemal traf aus dem Dunkel her das Geheul des Tscherkessen unser Ohr, der den Postillon zu noch größerer Eile antrieb; das waren Rufe eines im Taumel höchster Erregung befindlichen Menschen.

Wir stürzten uns auf Tschepurnikow.

„Was ist mit Ihnen geschehen?" fragte ich.

„Nichts, nichts ... Wie er mich so stoßen konnte, der Teufel," sagte er sich erhebend, „kann ich nicht verstehen! Was seid ihr aber auch für ein Volk. Konntet ihr ihn denn nicht von hinten ... Schämt euch!"

Es fiel ihm schwer zu sprechen, als presse ihm etwas die Kehle zusammen.

Aus der Gesindestube liefen die Postillone zusammen, Gawrilow hatte sie gerufen, doch war es schon zu spät, der sich entfernende Klang der Postglocke war matt, durch den dicht herabfallenden Schnee abgeschwächt und nur die wilden Rufe des Tscherkessen durchschnitten noch etlichemale die Nachtluft, wie der scharfe Schrei eines Nachtvogels.

Diese Laute voll wilder Erregung blieben mir noch lange in der Erinnerung, und jedesmal, wenn ich in der Folge mit geängstigtem Herzen auf die ungastlichen Lenalandschaften, auf den von Bergen eingefaßten Horizont blickte, auf die dichten Wälder, welche die steilen Hänge der Berge bedeckten, die starrenden Felsen und die aus den Schluchten sich langsam fortschiebenden Nebel — jedesmal glaubte ich den wilden Schrei des Räubers über die traurig ernste Gegend erschallen zu hören.

„Teufel!" machte Gawrilow seiner Wut Luft und ließ die Hände sinken. „Jetzt rollt er, von niemand mehr gehindert, in ruhiger Fahrt bis Irkutsk weiter. Dort aber ..."

„Und wenn ihn auch jemand anhält, was haben wir denn davon?"

„Nein, sie halten ihn nicht an. Und es weiß es auch niemand. Das Lied ist aus. O ihr Krieger, ihr Krieger," setzte er mit scharfem Tadel hinzu und seine schwarzen Augen konnten sich noch lange nicht von dem Schneewirbel lösen, in welchem zusammen mit dem Schellengeklingel auch seine jüngsten Gedanken an Heirat und ein ruhiges, behagliches Leben versunken waren.

V.

Der uns vom Tscherkessen verkaufte Schlitten war ein kleines Pflaster auf Tschepurnikows Wunde. Es war ein vortrefflicher, gedeckter Schlitten, sehr geräumig und sogar mit Glasfenstern in den Thüren versehen. Man mußte unwillkürlich daran denken, daß der Tscherkeß, als er ihn uns für dreißig Rubel verkaufte, sein Glas kalten Thees nicht billig bezahlt habe.

Als wir die folgende Nacht aus Katschug ausfuhren, konnten wir uns alle drei recht bequem ausstrecken; und da auf der Lena in der That schon Schlittenbahn war, so wurden wir nicht mehr gestoßen und hatten auch nicht mehr von dem sorglosen Egoismus Puschnichs zu leiden.

Nur für Tschepurnikow hatte das Fuhrwerk eine Unbequemlichkeit besonderer Art. Es ließ in ihm den Gedanken an den Mißerfolg nicht zur Ruhe kommen und gestattete ihm nicht an etwas anderes zu denken.

In der darauffolgenden Nacht war ich unter dem Knirschen des Schnees fest eingeschlafen, als mich plötzlich ein seltsamer Lärm weckte. Mit Mühe befreite ich mich aus der beengenden Nachbarschaft meiner hin- und herfuchtelnden Reisegefährten, und mich in die Ecke drückend, zündete ich ein Zündhölzchen an.

Tschepurnikow fluchte und fuhr auf Puschnich los, der seiner Gewohnheit gemäß sich auf ein Brummen beschränkte und sich nicht recht klar bewußt wurde, was mit ihm vorging.

„Was thun Sie, Tschepurnikow?" rief ich und faßte den Unteroffizier bei der Hand. Doch er war schon zu sich gekommen.

„Mit uns ist die Kraft des Kreuzes ..." sagte er, ein Kreuz schlagend und mit Verwunderung den Kameraden betrachtend.

Das Zündhölzchen erlosch. Tschepurnikow setzte sich an seinen Platz.

„Es war nur ein Traum," sagte er verlegen.

„Wie darfst Du mich schlagen, Du?“ fragte Puschnich in gekränktem Ton.

„Hol euch der Henker! Es ist ja immer derselbe verdammte Tscherkeß, der mir auch im Schlaf keine Ruhe läßt.“

Nach minutenlangem Schweigen fügte Tschepurnikow plötzlich böse hinzu:

„Und ihr glaubt, daß ihr von der Ersparnis etwas bekommen werdet? Nichts gebe ich euch ab, da habt ihr's; hättet ihr mir als richtiger Kamerad beigestanden, wären wir jetzt beide gemachte Leute.“

Gegen Morgen, als wir schon in der Nähe der Station waren, erwachte ich wieder. Tschepurnikow schlief nicht, sondern sah aus dem Fenster, welches er zur Hälfte herabgelassen hatte; als er bemerkte, daß ich die Augen öffnete, sagte er, augenscheinlich seine Gedanken laut fortspinnend: „Nein, es war unmöglich; es hätte das Leben gekostet ... Gott sei mit ihm und seinem Kapital; als ich damals an den Wagen trat, saß da ein Weib auf einem Kasten. Glauben Sie mir, auch die war mit Dolchen und Revolvern bis an die Zähne bewaffnet; wie eine Eule schaute sie hervor. Ein eigenes Volk.“

Ich blickte hinaus. Der Schnee fiel in dichten Flocken, es fing an zu tagen. Hinter den Bergen lichtete sich wohl schon das Morgenrot, doch in die tiefe Thalschlucht, in der wir uns befanden, drang das Licht nur äußerst spärlich durch und färbte das Dunkel mit mattem Weiß. Der Postwagen tauchte in diesem Meer von Schnee schaukelnd auf und ab und man hätte sich nur mit Mühe vergegenwärtigen können, daß wir uns in der That vorwärts bewegten, wenn aus der Dunkelheit nicht die gespensterhaften Gipfel des hohen, am Ufer hinziehenden Bergrückens aufgestiegen wären.

Und es schneite fort und der Schnee legte sich als dichte Decke über die Erde und immer größere Schwermut bedrückte das gequälte Herz. Trübe Gedanken zogen an dem inneren Blick vorüber, den düstern Bergkuppen gleich, die in ununterbrochener Folge in immer neuen phantastischen Formen in der unabsehbaren Ferne sich an einander reihten.

Von Diesem und Jenem.

Wladimir Korolenko.

Von der großen Zahl moderner russischer Erzähler, welche ihre litterarischen Produkte meist als leicht hingeworfene feuilletonistische Skizzen dem Publikum in Zeitschriften darbieten, unterscheidet sich Korolenko durch die künstlerische Abrundung und Tiefe der Auffassung seiner dem Leben abgelauschten Bilder. Der erste Band seiner „Erzählungen und Skizzen“ ist bereits in fünfter Auflage erschienen; von dem zweiten im Jahre 1893 zum erstenmale herausgegebenen Bande, aus welchem den Lesern unserer Zeitschrift bereits die sibirische Erzählung „At-Davan“ mitgeteilt worden, ist schon nach einem halben Jahre eine zweite Auflage nötig geworden. Korolenko ist der bevorzugte Liebling des russischen Publikums und auch das Ausland würdigt, wie Uebersetzungen seiner Novellen ins Englische, Französische und Deutsche beweisen, den talentvollen Schilderer russischen Lebens nach Verdienst.

Korolenko ist am 15. Juli 1853 in Shitomir im Gouvernement Wolhynien geboren. Die Vorfahren lebten, wie eine Familientradition zu berichten weiß, als freie Kosaken. Korolenkos Mutter war Polin, die Tochter eines wenig begüterten Landedelmanns, sein Vater ein Kleinrusse, Beamter, welcher durch strenge Rechtlichkeit und Unparteilichkeit die in Südwestrußland vorhandenen nationalen Gegensätze auszugleichen verstand und sich dadurch allgemeine Liebe erwarb. Seine Kindheit verlebte Korolenko in Rowno, wo ein altes, halb verfallenes Schloß der Fürsten Lubomiesky die Phantasie des Knaben lebhaft anregte und später in der Erzählung „In schlechter Gesellschaft“ den landschaftlichen Hintergrund abgab.

Die materielle Lage der Familie war eine höchst kümmerliche und als der Vater starb, war es dem begabten Knaben nur mit Hilfe eines Stipendiums möglich, den Kursus der Realschule zu beendigen. Er trat nun in das technologische Institut in St. Petersburg ein. In der Residenz hatte er mit der bittersten Not zu kämpfen und fristete sein Leben mit Korrekturarbeiten und Abschriften, welche ihm gerade nur so viel Mittel gewährten, um ihn nicht Hungers sterben zu lassen. In einer, von der Großfürstin Helene eingerichteten billigen Speiseanstalt kostete der Mittag nicht mehr als achtzehn Kopeken, und doch konnte der darbende Student von dieser Wohlthat nicht häufiger als sechs- bis achtmal im Jahr Gebrauch machen. Die Not zwang den jungen Mann, das begonnene Studium aufzugeben und nach Moskau in die dortige landwirtschaftliche Akademie überzusiedeln, wo ihm von der Krone nicht nur freies Studium, sondern auch Wohnung und Kost geboten wurde.

Im Jahre 1876 wurde Korolenko, vermutlich wegen Teilnahme an Studentenunruhen oder weil ihm eine solche zur Last gelegt wurde, nach Wologda ins nördliche Rußland verbannt, jedoch sofort wieder zurückgerufen mit der Erlaubnis, sich in Kronstadt und bald darauf auch in Petersburg anzusiedeln; seine unfreiwilligen Kreuz- und Querzüge hatten indessen hiermit noch kein Ende. Im Jahre 1879 wurde er aus unbekannten, wahrscheinlich politischen Ursachen nach Wiatka, von dort nach Tomsk, dann nach Perm und endlich ins Jakutengebiet verschickt. Erst 1885 erhielt Korolenko die Erlaubnis zur Rückkehr nach Europa und zur Ansiedlung in Nishni-Nowgorod, wo er auch jetzt als Vater zweier Kinder lebt.

Das bewegte Leben unseres Schriftstellers, welches ihn in den verschiedensten und so weit von einander entfernten Gegenden des russischen Reiches herumwarf, führte ihn mit Menschen aus allen Schichten der Gesellschaft und den nach Sprache und Gesittung so mannigfaltigen Bewohnern seines Vaterlandes zusammen. Während seines Umherwanderns sammelte er, wo immer sich ihm Gelegenheit dazu bot, das Material zu seinen Erzählungen und stimmungsvollen Landschaftsbildern. Die Bewohner der sibirischen Tundren, der seltsame, von einer alten, sagenhaften Kultur angewehte Jakute, der Kosak, der Kleinrusse und der Pole — sie alle findet man als scharf gezeichnete Gestalten in Korolenkos Erzählungen meisterhaft geschildert. Als einen besondern Vorzug seiner Naturschilderungen müssen wir hervorheben, daß dieselben nicht zufälliges Beiwerk der Handlung, sondern mit dieser stets zu einem künstlerischen Ganzen verwoben und verflochten sind.

Korolenko ist, wie gesagt, kein litterarischer Handwerker wie

so viele seiner russischen Kollegen von der Feder, welche meistenteils die Gabe der Beobachtung des wirklichen Lebens, auch die Fähigkeit der lebendigen Schilderung, aber nur ganz vereinzelt die der künstlerischen Gestaltung des Gesehenen und Beobachteten und der Zusammenfassung ihrer Beobachtungen unter einheitlichem Gesichtspunkte haben. Korolenko bietet uns Scenen aus dem wirklichen Leben; es sind das aber keine photographischen Momentaufnahmen, denn nur was innerlich verarbeitet und mit dem Stempel seiner idealen Lebensauffassung versehen ist, wird von unserem Autor für wert gehalten, als sein Geistesprodukt verbreitet zu werden.

Korolenkos Erzählungen, meist trübe und düster gefärbt wie die nordische Landschaft Sibiriens, welche er mit Vorliebe vorführt, sind durchsetzt von einem ausgeprägten Pessimismus, welchen die schwere Lebensführung ja zur Genüge erklärt. Letzterer läßt in seinem Träger doch der Hoffnung auf bessere Zeiten Raum, wie aus folgender Stelle hervorgeht, wo Korolenko aus einem alten Gedicht die Worte citirt:

„Im heiligen Rußland kündet's der Hahnenschrei,
Vorbei die Nacht und der Tag, der Tag bricht an!"

Er knüpft an diese Worte die schwermütige Betrachtung: „Wann kommt wohl der Tag in dem heiligen Rußland, wo die Wolken des Aberglaubens aus einander gescheucht sein, wo das Mißtrauen, die Feindschaft und die gegenseitigen Mißverständnisse aufhören werden zwischen denen, welche den Himmel erforschen, und denen, welche ihr Haupt zur Erde beugen und in der Erforschung des Himmels eine Beleidigung des droben thronenden Gottes erblicken?" — Ein warmer Hauch innigen Mitempfindens und ausgeprägter Heimatsliebe durchdringt Korolenkos Schöpfungen, was ihn nicht verhindert, mit scharfem Blick die Schattenseiten seiner Heimat und die sich in so vielfacher Gestalt in derselben findenden Mißbräuche und Ausbrüche roher Unbildung ins Auge zu fassen und zu geißeln. Wir fühlen es mit dem Dichter, daß alle seine Personen, sei es der elende Jakute, der verwilderte Flüchtling, der Sträfling auf Sachalin, daß sie alle seine Brüder sind, daß er mit ihnen leidet, weil er, wie einst Dostojewsky, den Jammer des Verbanntenlebens aus eigener Anschauung kennt.

Daß die Lebensschicksale des Dichters in ihm die ideale Richtung und Lebensauffassung nicht verkümmert haben, ist ein Beweis seiner kräftigen Persönlichkeit. Die düstere Weltanschauung Korolenkos spiegelt sich in der Wahl seiner Landschaftsbilder wieder: meistens sind es die eisstarrenden, lichtlosen, aber auch in ihrer ganzen Großartigkeit uns vorgeführten Gegenden des nördlichen Sibiriens, welche Korolenko am besten gelingen. Was den äußeren Gang der Handlung in den Novellen Korolenkos betrifft, so ist derselbe meist äußerst einfach. Unser Interesse wird nicht sowohl durch die Handlung, als durch das fein geschilderte Seelenleben seiner typischen Gestalten gefesselt. Diese malt er mit wenigen, aber charakteristischen Strichen und doch sind sie so plastisch, daß man sie mit Händen greifen zu können glaubt.

In der Erzählung „Der blinde Musikant" ist so gut wie gar keine Handlung und nur die Schilderung des erwachenden und sich stetig entwickelnden Verständnisses des Blinden für die ihn umgebende äußere Welt, die Natur und ihre Schönheit fesselt das Interesse des Lesers und erklärt den Erfolg dieser meisterhaften psychologischen Skizze.

Auch in seinen Erzählungen aus dem Volksleben, und diesem sind die meisten seiner Skizzen gewidmet, ist das Interesse des Lesers nicht sowohl durch die Entwicklung der Handlung in Anspruch genommen, als vielmehr durch die liebevolle Darstellung des wenn auch noch so verkommenen und dürftigen Seelenlebens; auch in dem verwildertsten Gemüt findet der Dichter eine Stelle, an welche er anknüpfen, für welche er unsere Teilnahme und unser Mitgefühl erregen kann. — Solche Typen finden sich in den Erzählungen aus dem sibirischen Leben eine große Anzahl. An diese häufig fast außer aller Zivilisation stehenden Existenzen treten wir anfangs freilich mit einem berechtigten Vorurteil heran; bald jedoch überzeugt uns der Dichter, daß auch in ihnen noch nicht alle Keime echten Menschtums erstorben sind, und diesen verkümmerten seelischen Regungen geht unser Dichter mit liebender Hingebung nach, und wir folgen ihm bei diesem Gange mit immer steigenden Interesse.

In seiner ersten, 1885 erschienenen Erzählung „Makars Traum" führt Korolenko den Leser in die Hütte eines Halbjakuten, das heißt eines Russen, welcher jakutische Sprache und Sitten angenommen hat. Einem unwiderstehlichen Drange folgend, spannt Makar heimlich sein Pferd vor den Schlitten und fährt in die nächste Schenke, wo er die Heuernte des nächsten Sommers in Fuselbranntwein mit einem Zusatz von Tabaksaufguß vertrinkt. Auf dem Rückwege macht er einen Abstecher zu seinen Fuchsfallen, wobei er es nicht unterläßt, auch den Fallen seines Nachbars einen Besuch abzustatten und hiebei mit letzterem in Streit gerät. Berauscht kehrt er heim und wird bei der Mitteilung, daß er fünf Fuder Heu vertrunken habe, von seinem Weibe nicht ohne thätliche Aeußerungen ihres Unwillens empfangen. Im Traum verknüpfen sich die eben durchlebte Wirklichkeit und Phantasien zu wirren Bildern. Ihm träumt, er sei gestorben. Der Priester Iwan empfängt ihn und führt ihn aus dem Walde zum Herrn. Aber es war nicht der alte Priester Iwan, sondern er glich ihm nur; der alte war ja vor vier Jahren gestorben, als er beim Versuche, sich eine Pfeife am Ofen anzuzünden, ins Taumeln gekommen und verbrannt war.

Der Priester hieß Makar mit sich gehen. Unterwegs begegnete ihnen ein Reiter, in welchem Makar einen Tataren erkannte, welcher ihm vor sechs Jahren ein Pferd gestohlen hatte. Die beiden setzen ihren Weg fort; sie begegnen großen Zügen von Wanderern, unter welchen Makar Mörder erkennt, die sich vergeblich bemühen, sich von dem Blut rein zu waschen, und Diebe, die unter der Last des gestohlenen Gutes sich nur langsam fortbewegen. Kleine Kinderseelen erscheinen allaugenblicklich und verschwinden, so oft sie die Mörder erblicken, in der Luft, als wären sie kleine Vögel.

Immer weiter schreiten die Wanderer; bald sind sie am Ziel.

Dem Vorstellungskreise der Jakuten gemäß ist der Himmel eine warm geheizte Jurte mit schönem, reich geschmücktem Ofen. Als Makar vor den Herrn geführt und verhört wird, versucht er, die Zahl seiner guten Thaten zu vergrößern, die der bösen zu vermindern. Aber das große Schuldbuch entlarvt ihn als Lügner. Da befällt ihn große Angst; er wird gewogen und die Schale mit seinen Tugenden wird hoch hinauf geschnellt. Aber auch Unwillen erfüllt sein Herz, wenn er jetzt daran denkt, wie ungleich die Daseinsbedingungen für die sogenannten Gerechten und für ihn gewesen seien, daß aber auch er ebenso geboren sei wie alle anderen Menschen, mit offenen, klaren Augen, in denen sich Himmel und Erde gespiegelt haben, mit einem Herzen, das bereit gewesen sei, sich allem Schönen und Edlen auf der Welt zu öffnen ... Doch der Herr sagte ihm: „Warte, Unglücklicher! Du bist nicht mehr auf der Erde; hier wirst Du Wahrheit finden!"

Makar erzitterte. Er begriff da in seinem Herzen, daß man ihn bedauerte, und wurde weicher; er weinte ...

Auch der Herr weinte. Der alte Priester schluchzte und Thränen vergossen auch die jungen Arbeiter Gottes, die sie sich mit ihren Aermeln trockneten.

Und die Wagschalen schwankten noch immer, die hölzerne (mit den Sünden) aber hob sich höher und höher! ...

Das ist der schlichte Rahmen der Erzählung — in diesen hinein weiß der Dichter eine Fülle von Einzelzügen einzufügen, welche der Schilderung Leben und Wahrheit verleihen. Makar ist ein verkommener Jakute, aber hat nicht auch für ihn der Satz seine volle Berechtigung: „Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern, und wem wenig gegeben ist, von dem wird man wenig fordern?"

Der Schilderung des noch so stark unter dem Landvolk herrschenden Aberglaubens ist die köstliche Skizze „Die Sonnenfinsternis" gewidmet. Die verschiedenen Stufen des Aberglaubens gelegentlich der Beschreibung einer Sonnenfinsternis werden in wahrhaft künstlerischer Weise gezeichnet. Landleute sehen den Vorbereitungen deutscher Astronomen zur Beobachtung der Finsternis zu. Sie bedrohen die Gelehrten, die ihrer Meinung nach die Veranstalter der Himmelserscheinung sind, welche den Weltuntergang herbeiführen werde. Nicht die Finsternis wird geschildert, sondern der Eindruck, welchen sie auf die schreckensbleichen Gesichter malt, die angstvolle Erwartung und das sprachlose Staunen, als die Sonne wieder scheint und die Erde nicht untergegangen ist und die große Uhr nach wie vor die Sekunden schlägt.

Leider scheint Korolenko, seit er wieder ansässig geworden ist,

die Feder aus der Hand gelegt zu haben, was um so mehr zu bedauern ist, als der Dichter ja in der Vollkraft des Mannesalters steht und es nicht anzunehmen ist, daß er den Schatz seiner Beobachtungen des russischen Volkslebens in den bisher gebotenen Darstellungen derselben erschöpft haben dürfte. Daher geben wir die Hoffnung nicht auf, daß uns die Zukunft noch weitere Gaben des talentvollen und so sympathischen russischen Autors bringen wird.

•

Honorare in Italien. Es ist schon längst bekannt, daß in Italien das literarische Geschäft nicht gerade ein glänzendes genannt werden kann. Im Herbst 1893 erregte der Steuerprotest des berühmten Dichters Giosuè Carducci großes Aufsehen. Daß ein Dichter gegen eine hohe Einschätzung Protest erhebt, ist eine ganz begreifliche Erscheinung, und wenn man in Italien die „Fliegenden Blätter“ lesen würde, wüßte man längst, daß die Dichter sich das Haar nicht schneiden lassen, in Dachstuben wohnen und arme Schlucker sind. Die geharnischte Einsprache, die Carducci damals gegen das Vorgehen des Steueragenten von Bologna erhob, machte die Runde durch die ganze Tagespresse der Welt, so daß eine Wiedergabe derselben hier überflüssig ist. Es dürfte aber manche interessiren, etwas Näheres über die Honorarverhältnisse der Dichter, Schriftsteller und Journalisten in Italien zu erfahren.

Vorerst muß bemerkt werden, daß auch die Gelehrten, die im Staatsdienst angestellt sind, kein zu hohes Gehalt beziehen. In einer italienischen Chronik der »Bibliothèque universelle« wird hierüber folgendes mitgeteilt: Ein Gymnasiallehrer erhält anfänglich 2000 Lire und kann später ein Höchstgehalt von 3000 Lire erhalten. Die Universitätsprofessoren erhalten etwas mehr, nämlich 5000 und von 5 zu 5 Jahren 500 Lire mehr, so daß sie nach zwanzigjähriger Lehrthätigkeit 7000 Lire erhalten. Dies ist aber das höchste Gehalt, und man muß wohl bedenken, daß ein Professor selten vor dem 35. Jahre in einer Fakultät angestellt wird, so daß also nur wenige jenes Maximalgehalt beziehen.

Was nun die Honorare der Schriftsteller betrifft, so zahlt die bedeutendste italienische Zeitschrift, die »Nuova Antologia«, 80 bis 100 Lire für einen großen Druckbogen. Die berühmtesten Autoren und Publizisten sind Mitarbeiter dieser Zeitschrift und begnügen sich mit jenem Honorar. Angesehene Journalisten erhalten nur in seltenen Fällen ein festes Gehalt von 500 Lire monatlich. Mitarbeiter erhalten, wenn sie schon einen bekannten Namen haben, 30 Lire für jeden Artikel; nur die bedeutendsten empfangen das Doppelte dieses Betrages, aber nie mehr. Allerdings gibt es Redakteure, die sich noch anderweitig Einnahmen zu verschaffen wissen, wie zum Beispiel Grovetta, genannt Chauvet, der bei dem letzten großen Skandal in Rom öfters genannt wurde. Das sind natürlich Ausnahmen.

Die Verleger von Romanen zahlen nur selten 500 Lire für die erste Auflage. Ungezählte Romanbände verfallen übrigens in Italien demselben Schicksal, das Tausende anderer in Frankreich und Deutschland erwartet: sie werden eingestampft oder zu einem Spottpreis verkauft und bringen dann dem Autor nichts ein. Selten erhält ein Romanschriftsteller zwei- bis dreitausend Lire für ein Werk.

Gedichte bringen in Italien wie in den meisten anderen Ländern nichts ein. Die Theaterstücke meistens auch nicht viel. Auf eine merkwürdige Weise erhielt ein italienischer Schriftsteller ein außergewöhnlich hohes Honorar für eine Erzählung. Bekanntlich hat der in den letzten Jahren so schnell berühmt gewordene Mascagni den Stoff zu seiner »Cavalleria rusticana« einer Erzählung Vergas entnommen. Dieser strengte gegen Mascagni und dessen Verleger einen Prozeß an, weil die Erzählung ohne Genehmigung des Verfassers zum Libretto der Oper benützt worden war. Der Appellationsgerichtshof von Mailand sprach dem Dichter 25 Prozent der Tantièmen zu. Dieses Urteil wurde vom Kassationshof zu Turin bestätigt, und daraufhin erfolgte eine Einigung zwischen den Parteien, indem Verga sich mit einer einmaligen Zahlung von 140,000 Lire zufrieden gab. Mancher Erzähler dürfte den Wunsch hegen, auch einmal von Mascagni „ausgebeutet“ zu werden.

Früher war es, wie in Frankreich, so auch in Italien lange Zeit Sitte, Bücher für Geld zu widmen. So wollte zum Beispiel Ariost sein berühmtes Werk »Orlando furioso« dem Kardinal von Este zueignen, in der Hoffnung, eine ansehnliche Belohnung von ihm zu erhalten. Wie es scheint, hatte der Kardinal aber kein Verständnis für die großartige Dichtung, denn nachdem er das Werk flüchtig durchgesehen, sagte er zu Ariost: „Mein Herr, was haben Sie da für Narrenpossen niedergeschrieben!“ Allerdings gab es auch schon in früheren Jahrhunderten in Italien Dichter, die es unter ihrer Würde hielten, einem Reichen oder Hochgestellten ein Buch für klingenden Lohn zu widmen. So soll Petrarca gesagt haben, als er vernahm, Kaiser Karl IV. wünsche ein Werk gewidmet zu erhalten: „Es wird darauf ankommen, ob der Kaiser etwas thut, wodurch er als ein wahrhaft großer Mann erscheint und ob ich dann Zeit haben werde.“

Jetzt sind die meisten Dichter und Schriftsteller in der Hinsicht prosaischer geworden und suchen mit ihren Werken zu verdienen, so viel sie nur können. So angesehen Carducci auch ist, so behauptet er doch, er verdiene jährlich nicht mehr als 2000 Lire mit seinen literarischen Arbeiten. Er ist übrigens Senator und Universitätsprofessor, braucht also nicht von dem Ertrage seiner Feder zu leben. In Deutschland gibt es genug Dichter, die mit einem Honorar von 2000 Franken (1600 Mark) für ihre Dichtungen zufrieden oder die herzlich froh wären, wenn sie nicht — die Druckkosten ihrer Werke zahlen müßten. In Italien steht es also auf keinen Fall schlimmer als in Deutschland.

Tony Kellen.

•

Die Zahl der Geburten und die Unwissenheit. Es ist bekannt, daß, je mehr ein Land an Intelligenz zunimmt, um so mehr der Prozentsatz der Geburten zu wünschen übrig läßt. Del Vecchio, Professor der Statistik in Genua, weist dies Verhältnis sogar im einzelnen nach:

	Auf 100 Einwohner über 6 Jahre wie viel Analphabeten?	Auf 1000 Einwohner wie viel Geburten in einem Jahr?
Norditalien:		
In den ungebildetsten Distrikten	27	35
„ „ halbgebildeten „	39	36
„ „ gebildetsten „	55	37
Mittelitalien:		
In den ungebildetsten Distrikten	53	33
„ „ halbgebildeten „	65	36
„ „ gebildetsten „	75	37
Unteritalien:		
In den ungebildetsten Distrikten	72	38
„ „ halbgebildeten „	81	40
„ „ gebildetsten „	85	41

•

Englisches und amerikanisches Einkommen. Nach der letzten Volkszählung gibt es in Großbritannien gegen 250,000 Personen, die ein jährliches Einkommen (Rente, Salair, Bezüge aller Art) von 5000 Franken, und 2,000,000 Personen, die ein Einkommen von 2500 Franken haben. Demgemäß gibt es nur einen Engländer auf fünf, der seine Familie ernähren kann. Man darf dabei nicht vergessen, daß 2500 Franken im Jahr nur eine Summe von 7.8 Franken täglich für eine Familie von 4 Personen ergeben. Dagegen gibt es in den vereinigten Königreichen 123,000 Familien, die gegen 15,000 Franken im Jahr beziehen, und 5000 mit einem Einkommen, das 125,000 Franken überschreitet. — Nach den statistischen Tafeln von T. G. Sherman beziehen nun in den Vereinigten Staaten 400,000 Familien mit 2,000,000 Seelen jährlich 10,000 Franken und 10,000 Familien mehr als 125,000 Franken jährlich. Amerika hat also nicht nur viel mehr reiche Leute als England, sondern der amerikanische Reichtum ist auch besser verteilt und weniger zentralisirt.

Herausgeber: Joseph Kürschner in Eisenach; verantwortlicher Redakteur: Ludwig Thaden in Stuttgart.
Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

1895. Heft 4. Preis 50 Pfg. Vierteljährlich (6 Hefte) Preis 3 Mark.

1895

Aus fremden Zungen

Eine Halbmonatsschrift

Herausgegeben von

Joseph Kürschner

Stuttgart. Leipzig. Berlin. Wien. Deutsche Verlags-Anstalt.

„Die Epoche der Weltlitteratur ist an der Zeit und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen." Goethe.

Inhalt des vierten Heftes.

Von Diesem und Jenem:

Madame Chrysanthème.

Von

Pierre Loti.

(Fortsetzung.)

XI..

2. September.

Der Zufall hat uns zu einer ebenso ungewöhnlichen wie sonderbaren Freundschaft verholfen, nämlich mit den Oberbonzen des Tempels der hüpfenden Schildkröte, zu dem im vorigen Monat die geschilderte große Wallfahrt stattfand.

Jetzt sind die heiligen Stätten, die noch vor kurzem von der geputzten Menge überflutet waren, einsam und verödet, und das helle Sonnenlicht zeigt alles, was am Abend der Festtage so frisch und lebendig ausgesehen hatte, grau, altersschwach und modrig. Niemand begegnet uns auf den ausgetretenen Granitstufen der großen Treppe, niemand in den weiten, prächtigen Säulenhallen, deren leuchtende Farben und Vergoldungen von dicken Staubkrusten bedeckt sind. Unser Weg führt durch mehrere schweigsame Höfe, die stufenweise den Tempel auf der Höhe umziehen; Stufe um Stufe geht es aufwärts, immer höher und höher, bis wir über der Stadt mit ihren irdischen Geräuschen erhaben und in jenes heilige Gebiet gelangt sind, das über und über von Gräbern bedeckt ist.

Auf allen Grabsteinen und allen Mauern wachsen Flechten und Mauerkraut, alles ist grau, wie von einer Schicht Asche überzogen.

In einem Tempel zu unserer Linken thront ein gigantischer Buddha wie üblich in einer Riesenlotusblume — ein goldstrotzendes Götzenbild von fünfzehn bis zwanzig Meter Höhe, auf einem mächtigen Sockel aus Bronze.

Endlich taucht die letzte Säulenhalle vor uns auf mit ihren traditionellen Ungeheuern als Wächtern des heiligen Ortes — das eine links, das andere rechts, wie wilde Bestien in eiserne Käfige gefesselt. Drohend heben sie in kampfbereiter Stellung die schrecklichen Tatzen, Blutgier leuchtet aus ihren scheußlichen Fratzen. Ihr Körper scheint mit einer weißen Masse überzogen: Papierklümpchen, mit denen sie von der Menge durch die Gitterstangen hindurch beworfen wurden — auf jedem dieser dünnen Blättchen steht eine von den Bonzen geweihte Fürbitte, die von den Gläubigen zur Beschwichtigung der Ungetüme hereingeworfen wird.

Nun geht es in den letzten Hof. Zur Rechten befinden sich die Wohnräume unserer Freunde, gerade vor uns ist die große Bethalle der Pagode.

In diesem Hof stehen turmhohe Kandelaber aus Bronze, daneben Cykaspalmen, deren gefiederte, sattgrüne Wedel symmetrisch um den Stamm geordnet sind. Im Hintergrund des weit offen stehenden, düstern Tempels bemerkt man sitzende Götzenbilder, davor die mit herrlichen Gefäßen geschmückten Altäre, auf denen sich große Sträuße silberner und goldener Lotusblüten erheben. Das Ganze durchzieht der süße Duft der wohlriechenden Hölzer, mit denen die Priester Tag und Nacht die heiligen Feuer vor den Götzen unterhalten.

Es kostet stets Mühe, zu unseren Freunden zu gelangen. Ein Ungeheuer in Fischgestalt, aber mit Klauen und Hörnern, ist an eisernen Ketten über der Thüre aufgehängt; beim geringsten Luftzug schaukelt es grinsend hin und her. Man geht darunter hindurch und betritt einen matt erleuchteten, großen Vorsaal, der mit goldenen Götzenbildern, Glocken und allerlei, dem religiösen Kultus dienenden Gegenständen geschmückt ist.

Kleine Diener — man könnte sie Chorknaben nennen — kommen uns mit kühler Höflichkeit entgegen und fragen nach unserem Begehren.

„Matsu-San!! Donata-San!!" wiederholen sie sehr erstaunt, als wir den Wunsch zu erkennen gaben, diese zu besuchen. „O, es ist durchaus unmöglich, sie zu sprechen; sie schlafen gerade!" — oder „sie pflegen der Andacht!" „Orimas! Orimas!" fügen sie hinzu, falten die Hände und beugen die Kniee, um sich besser verständlich zu machen. Das heißt also, „wir stören sie gerade in der tiefsten Andacht!"

Indes wir geben nicht nach und wiederholen unseren Wunsch mit noch größerem Nachdruck. Dann

ziehen wir die Schuhe aus, damit sie sehen, daß wir fest entschlossen sind, koste es, was es wolle, einzutreten.

Endlich tauchen Matsu-San und Donata-San im Hintergrunde auf. Sie tragen schwarze Gewänder, die Köpfe sind kahl geschoren. Lächelnd, liebenswürdig wie stets, bieten sie uns die Hand, erschöpfen sich in Entschuldigungen und laden uns ein, ihnen — natürlich barfuß — ins Allerheiligste zu folgen. Wir durchschreiten eine lange Flucht von Gemächern, die mit blendend weißen Matten belegt und nur durch dünne Vorhänge aus feinstem Bambusgeflecht mit Verzierungen, Quasten und Fransen aus roter Seide getrennt sind.

Die ganze innere Ausstattung ist aus mattgelbem Holz, sauber, aber ganz schmucklos gearbeitet; alles erscheint so frisch und neu, als ob es nie von einer menschlichen Hand berührt worden wäre. Da und dort steht eine kostbar eingelegte Bank, eine alte Affenfigur aus Bronze oder eine Vase mit Blumen. An den Wänden hängen einige meisterhafte Tuschskizzen auf Streifen grauen Reispapiers ohne Umrahmung. Sonst ist alles nackt und kahl; nirgends ein Sessel, ein Polster oder sonst ein Möbel. Das ist der Gipfel gesuchter Einfachheit, höchster Eleganz ohne jede äußere Mittel, unglaublichster, beispielloser Reinlichkeit.

Und während man den Bonzen durch die Säle folgt, drängt sich der Gedanke auf, daß wir in Europa unsere Salons mit viel zu vielen Nippsachen überladen — man faßt einen ordentlichen Widerwillen gegen die heimische Verschwendung.

Auf einer schattigen Veranda machen wir endlich Halt. Sie öffnet sich nach einem kleinen Gärtchen, das ringsum von den hohen Bergwänden umschlossen ist und deshalb vom Sonnenlicht kaum erhellt wird. Und aus diesem Fleckchen Erde hat man künstlich eine romantische Gegend zu machen versucht, mit wilden Schluchten, Felspartien, einem Gießbach, Wasserkünsten und kleinen Seen. Die Bäume sind auf japanisch geheimnisvolle Art verkrüppelt und tragen nur winzige Blättchen an den schwachen Zweigen. Ein grüner Ton, der alles überzieht, verrät das hundertjährige Alter.

In den klaren Wasserläufen spielen Goldfische; kleine Schildkröten — wahrscheinlich „hüpfende" — schlafen auf den kleinen grauen Inselchen. Sogar einige blaue Libellen haben sich hierher verirrt und schweben mit rasch vibrirenden Flügeln über den Miniaturseerosen.

Unsere Freunde, die Bonzen, lachen trotz ihrer „geistlichen" Würde sehr gern und harmlos wie Kinder; die wohlbeleibten, pausbäckigen Herren mit der riesigen Glatze erschrecken über jede Kleinigkeit, lieben aber dafür um so mehr die — französischen Liqueure.

Wir plaudern von diesem und jenem. Bei dem eintönigen Rauschen ihres Wasserfalls wage ich, einige eingelernte japanische Sätze zu sprechen oder gar gelehrte Brocken. Während wir uns unterhalten, erledigen sie ihre Kirchengeschäfte, treffen die Anordnungen für den Gottesdienst in den umliegenden, zu ihrem Sprengel gehörigen Pagoden. Oder sie schreiben Fürbitten auf kleine Papierstreifen, die, von den Kranken verschluckt, Heilung von allerlei Uebeln bringen sollen. Mit ihren weißen, fleischigen Händen spielen sie wie Damen mit Fächern, und nachdem sie uns verschiedene einheimische Getränke „mit Blumenduft" vorgesetzt haben, lassen sie zum Schluß eine Flasche „Benediktiner" oder „Chartreuse" bringen — sie wissen den Liqueur ihrer abendländischen Kollegen recht wohl zu schätzen.

Wenn sie unsere Besuche an Bord erwidern, so verschmähen sie es durchaus nicht, die großen Brillen mit den runden Gläsern auf ihre platten Nasen zu setzen, um die Bilder in unseren Zeitschriften genauer studiren zu können, zum Beispiel „La vie parisienne". Mit einem gewissen Behagen streichen sie sogar mit den Fingern über die Bilder der Damen hin ...

Sie veranstalten in ihrem Tempel sehr hübsche Feste, an denen wir oft teilnehmen. Beim Klang der Gongs führen sie mit zwanzig oder dreißig Unterpriestern in Prachtgewändern heilige Tänze auf, mit Kniebeugen, Händeklatschen und kunstvollen Figuren, eine eigenartige Quadrille ...

Immerhin, mag der Tempel noch so groß und geheimnisvoll sein, mögen die Götzenbilder noch so prunken ... großartig sieht in diesem Japan doch nichts aus! Schließlich ist doch alles armselig und fordert zum Lächeln heraus ...

In dem großen Betsaal treffen wir oft Bekannte: Meine Schwiegermama oder eine Cousine, oder die Porzellanhändlerin, die uns gestern eine Vase verkauft hat. Niedliche Musmes, alte Damen mit Affenfratzen kommen mit ihren Rauchkästchen, ihren grell bemalten Sonnenschirmen, ihrem Geschrei und ihren endlosen Knixen; schwatzend machen sie sich die üblichen Verbeugungen, tänzeln hin und her und haben alle Mühe — ernst zu bleiben ...

XLI.

3. September.

Chrysanthème hat mich heute zum erstenmal an Bord besucht; sie kam unter dem Schutz von Frau Pflaume und begleitet von ihrer jüngsten Schwester, Fräulein Schnee.

In meiner Kabine steht ein großes Buddhabild unter einem Baldachin und davor eine Schale, in der mein braver Bursche die Geldstücke sammelt, die ich in den Taschen stecken lasse. Frau Pflaume, die stark zum Mystizismus hinneigt, hält es natürlich

für eine Opferstätte! Rasch spricht sie ein kurzes Gebet, greift nach ihrer Börse — die nach Landessitte zusammen mit Pfeife und Tabaksbeutel hinten am Gürtel hängt — und legt mit tiefer Verbeugung eine Münze als Spende nieder . . .

Im übrigen war der Besuch sehr förmlich. Aber im Moment des Abschieds erkundigte sich Chrysanthème etwas auffallend nach Yves — sie wollte nicht scheiden, ohne ihn gesehen zu haben. Ich ließ ihn rufen und er war so liebenswürdig zu ihr, daß ich mich darüber ärgerte . . . Sollte dies das Ende der ganzen Herrlichkeit sein? . . .

XLII

4. September.

In einem einsamen alten Stadtviertel traf ich heute eine Musme von großer Anmut.

Es war ganz am Ende von Nagasaki, im ältesten Teile der Stadt. Dort gibt es hundertjährige Bäume, uralte Buddhatempel oder Pagoden mit hohen, prächtigen Dächern, in denen Amiddha, Benten oder Kwanon verehrt werden; granitne Ungeheuer sitzen in den schweigsamen Höfen, auf denen das Unkraut zwischen den Steinen aufsprießt. Quer durch das menschenleere Viertel fließt ein schmaler, tiefer Bach, über den da und dort kleine Brücken führen, deren Pfeiler von Flechten überwuchert sind — man glaubt ein Bild aus Japans Vorzeit vor sich zu sehen.

Glühend brannten die Strahlen der Mittagssonne auf mich nieder — rings war es still, nirgends ein lebendes Wesen, nur in den Bonzenklöstern sah ich durch die offen stehenden Fenster einige Priester, Tempel- oder Grabwächter, die unter dem blauen Fliegenzelt Siesta hielten.

Plötzlich tauchte jene Musme vor mir auf — dicht bei mir, auf einer dieser grauen Brücken; wie eine Fee erschien sie plötzlich von leuchtendem Sonnengold umflossen. Mit der einen Hand raffte sie das Kleid hoch, um schlanker, graziöser zu erscheinen. Um ihr eigenartiges Köpfchen woben die Sonnenstrahlen aus den durchscheinenden blauen und roten Farben des Schirmes einen bunten Glorienschein . . .

Auf dem Sonnenschirm stand in großen weißen Lettern eine Inschrift, die man bei fast allen Musmes findet und die ich mir so deuten ließ: „Wolken, steht stille — und seht mich an!“ . . . Diese reizende kleine Japanerin konnte allerdings verlangen, daß das Auge ihr bewundernd folgte.

Indes, gar zu lange wäre solche Bewunderung nicht ratsam gewesen — schließlich war sie doch nur eine Puppe wie alle anderen . . . Ohne Zweifel hätte Chrysanthème an der gleichen Stelle und unter gleichen Umständen ebenso entzückend ausgesehen.

Denn daß Chrysanthème sehr niedlich sein kann, ist zweifellos . . . Gestern abend, zum Beispiel, war ich entzückt von ihr. Es war tief in der Nacht; wir kehrten mit unseren Freunden von der üblichen Rundreise durch die Theehäuser und Bazare zurück. Während die anderen Musmes Arm in Arm dahintrollten und sich über die neugekauften silbernen Haarpfeile oder anderes Spielzeug freuten, lag sie träumend in dem Wagen eines Dschin, den ich ihrer angeblichen Müdigkeit wegen herbeigerufen hatte. Wir schmückten den Wagen mit großen Blumensträußen — mit Schwertlilien und langstieligen Lotusblüten.

Ein reizendes Bild: die niedliche Japanerin inmitten der Blumen, auf die unsere bunten Laternen wechselnde Lichter warfen. Wenn man sie mir am Abend meiner Ankunft in Japan so gezeigt hätte — „Sieh Dir die Kleine an, sie soll Deine Braut werden!“ — ich wäre entzückt gewesen. — So bin ich es leider nicht: Es ist immer nur Chrysanthème, immer dieselbe Chrysanthème, das lachlustige, keiner ernsten Regung fähige, kleine Mädchen, das die „Agentur Kanguru“ mir — verkuppelt hat . . .

XLIII.

Eigentümlich sind die kleinen, mit blauen Fischen und blütenlosen Algen bemalten Porzellanbecken, in denen wir das Wasser für den Thee, die übliche Reinigung und — zum Trinken aufbewahren. Diese kleinen Becken stehen gewöhnlich an einem, von unserer Veranda zugänglichen Platz auf dem Dach der guten Frau Pflaume — der kühle Wind erhält das Wasser stets frisch. — Kein Wunder, daß die durstigen Katzen auf ihren Kletterpromenaden von Dach zu Dach hier Rast halten und sich erquicken; in mondhellen Nächten gibt sich die ganze Nachbarschaft auf unserem Dach ein Stelldichein, die einen ermüdet von galanten Abenteuern, die anderen, nachdem sie lange genug auf einsamen Dachgiebeln geträumt hatten.

Als ich Yves, der gerade trinken wollte, einmal darauf aufmerksam machte, meinte er lachend:

„So? Katzen, sagen Sie — ja, aber was schadet dies denn? Es sind doch reinliche Tierchen . . .“

Darin sind Chrysanthème und ich einer Meinung mit ihm; wir scheuen uns niemals, nach den Kätzchen unseren Durst zu stillen.

Yves hält seinerseits Chrysanthème für ein „reinliches Tierchen“ und trinkt besonders gern nach ihr aus der kleinen Theetasse . . .

Gerade diese Wasserbecken machen uns aber die meisten Sorgen in unserer Haushaltung: Stets sind sie leer, wenn wir des Abends nach Hause kommen und der lange Weg oder die Waffeln, die wir zum Zeitvertreib unterwegs aufgegessen haben, unsern Durst weckten. Wir können es nicht durchsetzen, daß

Frau Pflaume, Oyuki oder Dede*), die kleine Dienerin, die Wasserkufen füllen, ehe es Nacht wird. — Wenn wir nun spät nach Hause kommen, schlafen die drei Damen bereits, und uns bleibt nichts übrig, als selbst Dienstbote zu spielen.

Natürlich müssen wir dazu alle Thüren wieder aufschließen, die Schuhe anziehen und in den Garten hinabsteigen, um dort Wasser zu schöpfen.

Und da Chrysanthème vor Todesangst umkäme, wenn sie allein in finsterer Nacht und bei dem Summen der Insekten zum Brunnen sollte, muß ich sie stets begleiten.

Dazu gehört aber auch Licht! Wir suchen also in unserer Laternensammlung, die sich in einem der Wandschränke von Tag zu Tag mehr vergrößert: In keiner einzigen steckt noch ein Lichtstümpfchen — ich war darauf gefaßt! Also vorwärts, rasch ein neues Licht aufgesteckt! Chrysanthème greift nach der nächstliegenden Laterne und versucht mit aller Kraft, die Kerze auf den spitzen Stachel am Boden zu stecken — ritsch, entzwei, sie hat sich in den Finger gestochen, verzieht das Mäulchen und kämpft mit den aufsteigenden Thränen... So geht es Abend für Abend; jedesmal verlieren wir eine gute Viertelstunde Schlaf, während uns die Cikaden auf dem Dach zirpend verspotten...

All das, was mich bei einer andern amüsiren würde, bei einer andern, die ich liebte, all das — macht mir Chrysanthème noch langweiliger...

XLIV.

11. September.

Acht ruhige Tage — ich hatte nichts meinem Tagebuch anzufügen. Ich glaube, mit der Zeit gewöhne ich mich vollkommen an meine japanische Häuslichkeit, an die Fremdartigkeit der Sprache und der Kleidung, an die wunderlichen Gesichter meiner Umgebung. Seit drei Wochen ist die Post aus Europa ausgeblieben, der Himmel weiß, wohin sie sich verirrt hat — und dieser Mangel an Nachrichten aus der Heimat legt sich wie ein Schleier auf meine Erinnerung.

Abend für Abend steige ich getreulich zu meinem Häuschen hinauf, bald in herrlicher Nacht mit sternklarem Himmel, bald unter Blitz und Donner und prasselndem Regen. Und an jedem Morgen weckt mich das Frühgebet Frau Pflaumes, dessen einförmiger Singsang durch die klare Luft zu uns heraufdringt, aus dem Schlummer, und ich eile durch die taufrischen Felder auf steilen Pfaden dem Meere zu.

Ein japanisches Hauptvergnügen ist das Stöbern nach alten Nippfiguren. Betritt man die kleine Bude eines der Antiquitätenhändler, so hilft kein Sträuben, man muß sich zu dem freundlichen Kaufmann auf die Matten setzen und eine Tasse Thee nehmen; dann darf man in Kisten und Kasten nach Herzenslust wühlen, um irgend ein seltenes Stück herauszufinden. Nun beginnt das Handeln und Feilschen, das oft zwei bis drei Tage dauert, bis endlich unter allgemeiner Heiterkeit — wie wenn man sich damit einen kleinen Possen spielte — der Kauf abgeschlossen wird...

Ich weiß sehr wohl, daß ich das Wörtchen „klein" gar zu oft gebrauche, aber es läßt sich nicht vermeiden. Man mag in diesem Land beschreiben, was man will — zehnmal könnte man das Wort in jeder Zeile gebrauchen! — Klein, ausgelassen, geziert — die drei Worte reichen aus, um die physischen und psychischen Eigenschaften der Japaner zu kennzeichnen...

All der Kram, den ich zusammenkaufe, häuft sich oben in meinem Papierhäuschen an; trotzdem muß ich gestehen, daß die Einrichtung, die Herr Zucker und Frau Pflaume meinem Heim gegeben, viel echter „japanisch" ausgesehen hatte. Jetzt hängt ein halbes Dutzend Lampen von der Decke herab; überall stehen Schemel und Vasen, männliche und weibliche Götzenbilder, so zahlreich wie in einer Pagode.

Selbst ein kleiner shintoïstischer Altar fehlt nicht, vor dem Frau Pflaume sofort auf die Kniee sank und mit singender Stimme eine Fürbitte zu meckern begann:

„Reinige mich von meinen Sünden, o Ama-Terase-Omi-Kami, reinige mich, wie man sich vom Schmutze reinigt in den Fluten des Kamo..."

Armer Ama-Terase-Omi-Kami, Frau Pflaume von ihren Sünden reinigen! Welch endloses, undankbares Geschäft!!

Chrysanthème, die Buddhistin ist, betet oftmals vor dem Schlafengehen, während sie der Schlummer bereits übermannt, vor dem größten der vergoldeten Götzen. Kaum ist sie aber mit dem Gebet zu Ende, so huscht ein Lächeln wie Spott über ihre Züge. Außerdem verehrt sie noch ihre „Ottokes"*), deren prächtiger Altar bei unserer Schwiegermama, Frau Hahnenfuß, steht. Jene bittet Chrysanthème um ihren Segen, um Reichtum und Weisheit...

Wer doch enträtseln könnte, wie sie über den Götzendienst und den Tod denkt? Hat sie überhaupt eine Seele? Glaubt sie eine zu besitzen?... Ihre Religion ist ein chaotisches Gemisch aus uralten, mythologischen Göttergeschichten, an denen aus Pietät niemand zu rütteln wagt, und neueren Ideen über das Nirwana, die im Mittelalter von chinesischen Missionaren aus Indien hierher verpflanzt wurden. Die Bonzen selbst werden nicht klug daraus — wie muß es also erst in dem Kinderköpfchen einer Musme

*) Dede-San, ein sehr verbreiteter Name, heißt etwa so viel als „Backfisch".

*) Die Geister ihrer Vorfahren.

aussehen, die sich vor dem Einschlummern ihrer religiösen Pflichten entsinnt? . . .

Aus zwei Gründen habe ich Chrysanthème ein klein wenig lieb gewonnen — es ist seltsam genug, daß die Zeit uns einander nicht näher gebracht hat — und zwar erstlich darum:

Frau Pflaume hat uns eines Tages eine Reliquie aus der Zeit ihres galanten Lebens hervorgesucht, einen Kamm aus Schildpatt von seltener Durchsichtigkeit, einen jener Kämme, die als Zeichen höchster Eleganz die Frisur krönen. Sie nahm ihn aus einem hübschen Lackkästchen mit den Fingerspitzen heraus, hob ihn bis zur Augenhöhe und sah, das eine Auge schließend, hindurch, zum klaren Himmel empor — so, wie man kostbare Steine vom reinsten Wasser betrachtet.

„Sieh, das wäre ein prächtiges Geschenk für Deine Frau!"

Und meine Musme bewunderte entzückt die klare Masse und die graziöse Form des Kammes.

Mir selbst gefiel das lackirte Kästchen am besten. Auf dem Deckel befand sich eine entzückende Malerei, Gold auf Gold, die den Blick über ein vom Sturm gepeitschtes Reisfeld darstellt: Ein Wirrwarr von Hecken und Gesträuch, mit denen ein rasender Windstoß sein Spiel getrieben; da und dort blickte zwischen den zerzausten Stengeln der schmutzigbraune Erdboden hervor; sogar die kleinen Wasserpfützen konnte man unterscheiden — sie waren mit durchsichtigem Lack überzogen, in dem kleine Goldflitterchen wie Strohhalme in einem Tümpel zu schwimmen schienen; zwei oder drei winzige Insekten, die man mit der Lupe kaum erkennen konnte, klammerten sich in Todesangst an schwankendes Schilfrohr — das ganze Gemälde bedeckte aber kaum die Fläche einer Damenhand . . .

Der Kamm selbst gefiel mir nicht besonders; ich that deshalb, als ob ich nichts davon verstehe, und fand ihn herzlich unbedeutend und schrecklich teuer. Da sagte Chrysanthème ganz traurig:

„Danke schön, ich mag ihn nicht haben; nehmen Sie ihn wieder mit, liebe Frau Pflaume . . ."

Und dann seufzte sie tief auf — ein wohlgelungener Seufzer, der mir sagen sollte:

„Ich bin ihm also nicht einmal mehr so viel wert . . . Es hat keinen Wert, ihn darum zu bitten."

Einen Augenblick später war der Kauf abgeschlossen und ihr Wunsch erfüllt.

Wenn Chrysanthème einst eine ebenso alte, häßliche Hexe geworden ist wie Frau Pflaume, mit schwarzen Zähnen und endlosen Gebeten auf den Lippen, mag sie das Ding weiter verschachern — an irgend eine Schöne des kommenden Geschlechts . . .

Ein anderesmal verdankte ich der Gluthitze rasende Kopfschmerzen und lag deshalb lang ausgestreckt auf dem Boden, den Kopf auf die mit Schlangenhaut bespannte Trommel stützend. Es flimmerte mir vor den Augen; die Veranda und der Abendhimmel, an dem seltsam geformte Papierdrachen schwebten, drehten sich im Kreise um mich her — ich bebte vor Schmerz bei dem taktmäßigen Zirpen der Cikaden.

Sie kauerte neben mir und versuchte mich durch ein japanisches Hausmittel zu heilen, indem sie mit ihren Daumen meine Schläfe kräftig drückte, rieb und knetete. Sie war bei den ermüdenden Versuchen ganz rot geworden — mir aber schaffte es wirklich Linderung, wie etwa der Genuß von Opium.

In ihrer Angst, daß ich am Ende gar Fieber bekommen könne, überredete sie mich, ein kleines Blättchen mit einer Fürbitte, das sie mit den Fingern zu einem Kügelchen geknetet hatte, zu verschlucken. Sie hatte es sorgfältig in einer ihrer Aermeltaschen aufbewahrt.

Es ging — ich habe das Gebet hinuntergeschluckt, ohne eine Miene zu verziehen, um sie nicht zu kränken, und dann, um sie in ihrem — Glauben nicht wankend zu machen . . .

XLV.

Heute gehen wir zu einem tüchtigen Photographen — Yves, mein kleines Frauchen und ich — um ein Gruppenbild aufnehmen zu lassen, das wir nach Hause senden wollen.

Yves malt sich im Geiste das erstaunte Gesicht seiner Frau beim Empfang des Bildes — lachend legt er sich bereits die Erklärung zurecht:

„Du lieber Gott, ich werde ihr ganz einfach sagen, daß es eine Ihrer ‚Freundinnen' sei! Und damit basta!"

Die japanischen Photographen unterscheiden sich von den unsrigen nur dadurch, daß sie eben Japaner sind und in japanischen Papierhäuschen wohnen. Der, den wir heute beehren, wohnt weit draußen in jenem alten Stadtviertel, in dem ich neulich die niedliche Musme traf. Seine Geschäftsempfehlung ist in mehreren Sprachen auf eine Mauer am Ufer des kleinen Baches gemalt, der in reißendem Laufe von den Hängen des Berges herabschießt.

Ein seltsamer Kontrast — Photographie inmitten der uralten Pagoden, inmitten der Reste japanischer Vorzeit . . .

Wir treffen es schlecht; heute warten just Dutzende vor seinem Atelier. Die ganze Straße wimmelt von Dschins, deren Herrschaften alle vor uns an die Reihe kommen. Die nackten Läufer mit den glattgescheitelten Haaren stehen plaudernd und kleine Pfeifchen rauchend beisammen, ein Teil erfrischt die muskulösen Waden in den Wellen des Baches.

Der Hof, den man zuerst betritt, ist echt „japanisch" mit seinen Zwergbäumchen und bunten

Laternen. Das Atelier dagegen könnte ebenso gut in Paris oder einer Provinzstadt sein: Dieselben Stühle in „alt eichen", dieselben abgeschabten Plüschpuffs, Säulen aus Gips und Felsen aus Pappe.

Im Augenblick, da wir eintreten, werden zwei Damen der besten Gesellschaft aufgenommen — anscheinend Mutter und Tochter — eine seltsame Gruppe, die mich darum ganz besonders fesselt, weil es die ersten Damen aus hohen Kreisen sind, die ich aus nächster Nähe beobachten kann. Die Gesichter sind wie bei allen Vornehmen auffallend lang, ausdruckslos, bleich, fast bläulich durch die dicke Schicht Reispuder. Der Mund ist in Herzform mit Karmin geschminkt. Aber ich muß gestehen, daß sie selbst auf uns Europäer trotz des Rassen- und Bildungsunterschiedes einen durchaus vornehmen Eindruck machen.

Sie behandeln Chrysanthème trotz ihrer eleganten Kleidung mit ziemlich offener Verachtung. Ich starre sie indes immerfort an wie einen seltenen, nie zuvor gesehenen Gegenstand.

Ihre zierlichen Figuren verschwinden fast in der Fülle von schweren Stoffen, die sie umhüllen; die Schleifen der Gürtel hängen wie müde Flügel herab. Sie erinnern mich, ich weiß nicht warum, an große, buntgefleckte Insekten — vielleicht, weil die Dessins ihrer Kleiderstoffe so seltsam gezeichnet sind, wie Leib und Flügel der Nachtfalter. Das Merkwürdigste sind indes die kleinen, geschlitzten Augen, die immer halb geschlossen erscheinen und doch eine Fülle von Gedanken verraten, die allerdings einer uns fremden Welt angehören. — Wie viel trennt uns doch von dieser gelben Rasse! . . .

Wir müssen noch länger warten; englische Matrosen, die in ihren weißen Leinenanzügen ganz unmilitärisch geputzt aussehen, waren noch vor uns da gewesen, blühende, wohlgenährte Menschen, die sich gravitätisch auf eine Säule stützen und im Augenblick der Aufnahme ein möglichst dummes Gesicht machen.

Endlich ist die Reihe an uns; mit aller Umständlichkeit setzt sich Chrysanthème in Positur, zupft das Kleid zurecht und dreht — echt japanisch — die Fußspitzen nach innen . . .

Die Platte, die wir nach wenigen Minuten zu sehen bekommen, zeigt uns als recht komische Gruppe, die ein Jahrmarktphotograph aufgenommen haben könnte . . .

XLVI.

13. September.

Yves ist heute drei Stunden früher als ich vom Dienste frei — das trifft sich von Zeit zu Zeit so, je nachdem wir die Wache haben. Heute fährt er vor mir ans Land, er will mich in Diu-dschen-dschi erwarten.

Mit einem Fernrohr verfolge ich seine Schritte, die ihn auf steilen Pfaden den Berg hinauf führen: Er geht sehr rasch, fast eilig — wie wenn er es kaum erwarten könne, die kleine Chrysanthème wiederzusehen! . . .

Als ich gegen neun Uhr ankomme, sitzt er mitten in der Stube auf der Erde — und zwar mit nacktem Oberkörper (dabei findet allerdings kein Japaner etwas, im Hause natürlich!). Und um ihn herum kauern Chrysanthème, Oyuki und die kleine Dede und trocknen seinen Rücken mit kleinen blauen Tüchern ab, in welche Störche und allerlei komische Figuren eingewebt sind . . .

„Holla, was hat ihn denn so warm gemacht, was habt ihr mit ihm angefangen?"

Yves erzählt mir, er habe in der Nähe unserer Wohnung einen Fechtplatz entdeckt und sich dort bis zum Einbruch der Nacht mit den Japanern herumgeschlagen, die mit beiden Händen fechten und den Hieben wie Katzen ausweichen. Mit seiner großen Uebung und Geschicklichkeit hat er sie natürlich gründlich „abgeführt". Darauf wurde er mit großer Auszeichnung behandelt und von allen gefeiert — nebenbei trank er wohl zu viel von den eiskalten Erfrischungen. Das alles zusammen hat ihn so warm gemacht . . .

„Ach so, aber ganz klar ist mir die Sache noch nicht . . ."

Er hat sich vortrefflich amüsirt und wird nun jeden Abend auf den Fechtplatz gehen, vielleicht sogar Unterricht erteilen.

Als sein Rücken endlich trocken geworden, beginnen sie das Spiel „Alles, was Federn hat, fliegt hoch!" — Ein unschuldiges Vergnügen . . . Ich kann in jeder Hinsicht beruhigt sein . . .

Gegen zehn Uhr kommt ganz unvermutet Karl N*** mit seiner Frau zu uns. Sie hatten sich in unsere Gegend verirrt und kamen herauf, als sie Licht bei uns sahen.

Sie wollen den Rest des Abends in dem Theehaus „zu den Kröten" verbringen und uns zum Mitgehen verleiten, um dort oben noch ein Glas Sorbet zu schlürfen. Das Theehaus liegt zum mindesten eine Stunde weit von hier auf der andern Seite des Thales, fast auf dem Gipfel des Berges, inmitten der Gärten, die den Ojuevatempel umschließen; sie zerstreuen unsere Bedenken mit der Hoffnung auf die wundervolle Aussicht, die man bei der mondhellen, klaren Nacht von der Terrasse haben müsse.

„Sehr verlockend, das gestehe ich gern zu; aber wir — wir gehen jetzt zu Bett . . ."

Schließlich — gehen wir mit . . .

Unten, auf der Hauptstraße, mieten wir fünf Dschins mit ihren Wagen vor dem Laden der Frau

Reinlich, die uns zu dieser späten Fahrt riesengroße rote Ballons auswählt, auf denen Seesterne, Algen und grüne Haifische abgemalt sind.

Als wir endlich aufbrechen, ist es beinahe elf Uhr. Im Zentrum der Stadt schließen die guten Japaner bereits ihre kleinen Krambuden, löschen die Lampen aus, schließen die Thüren und schieben die Papierfenster zu.

Draußen in den Vorstädten ist es längst still; unsere Wagen rollen durch finstere Straßen. Wir treiben unsere Dschins zur Eile an: „Ayaku! Ayaku!“ *), und sie laufen nun so rasch sie nur können, und „wiehern“ dabei so vergnügt wie junge Füllen. In der Dunkelheit sausen wir wie der Wind dahin, einer hinter dem andern, furchtbar durchgerüttelt und hin und her geworfen auf dem holperigen Pflaster, auf das unsere an langen Stäben schwankende Ballons nur schwaches Licht werfen. Von Zeit zu Zeit öffnet irgend eine Japanerin in blauer Nachthaube das Fenster, um sich die Störenfriede anzusehen, die unbesonnen genug sind, mitten in der Nacht so rasch vorbeizufahren und solchen Lärm zu vollführen. Da und dort grinst uns auch beim Schein unserer Laternen ein steinernes Ungeheuer entgegen, das eine Pagode bewachen muß ...

Endlich langen wir am Fuße des Osuwatempels an und beginnen den Aufstieg über die Riesentreppe, die einsam und schweigend vor uns aufsteigt.

Chrysanthème, die immer gern das müde Mädchen spielt, läßt sich von Yves und mir wie ein verwöhntes Kind hinaufschleppen.

Jonquille dagegen hüpft wie ein Vogel vor uns her und zählt zum Zeitvertreib die zahllosen Stufen:

„Hitots! Fitats! Mits'! Yots'!“ **) ruft sie und springt von Stufe zu Stufe.

„Itsüts! Müts! Nanats'! Yats'! Kokonüts'!“ ***)

Dadurch, daß sie die breiten Endsilben doppelt stark betont, klingen die Zahlen noch drolliger als sonst.

In ihrem hübschen schwarzen Chignon glänzt ein Silberpfeil; Jonquille sieht von hinten vorzüglich aus, sie ist schlank und graziös; daß sie ein fast häßliches Gesicht und winzig kleine Augen hat, verbirgt die mitleidige Nacht unter ihrem schwarzen Schleier.

Ueberhaupt sehen beide heute wieder wie kleine Feen aus — die schlichtesten Japanerinnen haben dank ihrer bizarren, aber geschmackvollen Kleidung solche Momente, in denen sie unseres Beifalls gewiß sind.

Die graue Riesentreppe scheint im Dunkel der Nacht ins Unendliche zu wachsen, gerade wie sie hinter uns in der Tiefe verschwindet; beim Umschauen blicken wir in einen finster gähnenden Abgrund. Das Mondlicht verlängert die Schatten der Tempelhallen ins Unermeßliche; durch jede der Treppenstufen erscheinen sie wie gebrochen, wie die tausend Glieder eines Riesenfächers.

Wie unbedeutend und zwerghaft nimmt sich unsere teils vom Mond, teils vom Lichte der roten Laternen beleuchtete Gruppe im Verhältnis zu diesen riesigen Bergen und den sie krönenden kolossalen Bauwerken aus. Ringsum herrscht Schweigen, selbst das Zirpen der Insekten ist verstummt — bald beschleicht uns ein eigenes, halb banges, halb andächtiges Gefühl ...

Endlich kommen wir oben in dem heiligen Hofe an, den ein prächtiges Pferd aus edlem Gestein und bunte Porzellantürmchen schmücken. Wir wenden uns nach links, um auf die Terrasse zu gelangen, die das Ziel unserer Wanderung ist, zu dem Theehaus „Quakende Frösche“ — o weh, geschlossen, ich hatte es mir gleich gedacht, alles zu und finster, trotz der „frühen“ Stunde!... Wir trommeln mit vereinten Kräften gegen das Thor, wir rufen in den zärtlichsten Tönen die Namen der uns bekannten Musmes, Fräulein Stern, Morgentau und so fort. — Nichts regt sich. — Adieu, ihr erfrischenden Sorbets, adieu, ihr Bohnen mit Hagelkörnern! ...

Vor dem Schießhause springen unsere Musmes plötzlich entsetzt zur Seite, sie glauben einen Leichnam gefunden zu haben. — In der That, es liegt ein Mensch am Boden. Mit unseren Laternen beleuchten wir vorsichtig den Fund — ach, das ist ja nur der alte Wächter, den Chrysanthème seit dem 14. Juli so gut leiden mag; der Alte schläft so tief und fest, daß es eine Sünde wäre, ihn zu stören.

Von der Terrasse wollen wir noch rasch einen Blick auf die tief unter uns liegende Rhede werfen, dann geht es heimwärts

Finster und schweigend breitet sie sich wie ein gähnender Abgrund vor uns aus; wie Glühwürmchen funkeln die Leuchtfeuer der Schiffe zu uns herauf.

XLVII.

... Mitten in der Nacht, zwei Uhr morgens. Unsere Lämpchen vor den Götzenbildern flackern, dem Erlöschen nahe, nur noch matt. Plötzlich rüttelt mich Chrysanthème unsanft aus dem Schlafe, ich blicke erstaunt zu ihr auf. Sie stützt sich auf den einen Arm und reckt den Kopf empor, in ihren Mienen malt sich tiefster Schreck; schweigend gibt sie mir ein Zeichen, sie wagt keinen Laut zu sprechen ... Es naht jemand ... oder irgend etwas ... kriechend ... Was soll das verdächtige Geräusch mitten in der Nacht? — Auch mir wird recht unbehaglich zu Mut, wenn ich die Gefahr überdenke, in der ich mich, allein in einem fremden Lande, befinde.

*) Vorwärts! Vorwärts!

**) Eins! Zwei! Drei! Vier!

***) Fünf! Sechs! Sieben! Acht! Neun!

Und die Gefahr muß groß sein, da doch selbst Chrysanthème, die das Land und seine Geheimnisse kennt, vor Schreck halb tot ist . . .

Es ist draußen, wie es scheint; es schleicht durch den Garten heran; mit zitternder Hand bedeutet sie mir, daß jemand auf das Dach der Frau Pflaume geklettert und nun im Begriff ist, über die Veranda einzudringen . . . In der That, ich höre ein leichtes Geräusch . . . es nähert sich.

Ich versuche sie auszufragen:

„Neko-San? Sind es vielleicht die Katzen?"

„Nein!" entgegnet sie ängstlich.

„Bakemono Sama? Oder Gespenster?"

„Nein!! . . . Dorobo!! Diebe!!"

Diebe!! Ah, um so besser; ich ziehe das einem Besuch von Gespenstern und auferstandenen Toten, wie ich ihn gefürchtet hatte, vor; Diebe, lebende, gutmütige Menschen, die zweifellos drollig wie alle Japaner sind. Jetzt kenne ich keine Furcht mehr, bin auf alles gefaßt und werde mir die Herren sofort etwas näher ansehen — ich höre Geräusch auf dem Dache — dort geht jemand . . .

Ich öffne ein Schiebfenster und sehe hinaus.

Vor mir liegt das weite, stille Thal, vom bleichen Mondlicht bestrahlt — alles schläft ringsum, nur die Cikaden singen und zirpen, die Luft ist erfrischend kühl.

Chrysanthème horcht, halb hinter meinem Rücken versteckt; zitternd streckt sie das Köpfchen vor und durchforscht mit weit aufgerissenen Augen den Garten . . . Nein, nichts regt sich . . . Da und dort verdächtige Schatten, die im ersten Augenblick stutzig machen, Schatten von Mauervorsprüngen oder Baumästen, die sich aber zu unserer Beruhigung nicht bewegen. Alles liegt ruhig und schweigsam, vom silbernen Mondlicht überflutet.

Nichts! — Nirgends etwas. Das waren ganz einfach die Katzen oder vielleicht die Eulen. In der Stille der Nacht klang es schlimmer, als es war . . .

Schließen wir also vorsichtig das Fenster und steigen mit einer Laterne hinab, um zu sehen, ob die Thüren gut verschlossen sind und niemand sich in einem Winkel verborgen hat — um Chrysanthème zu beruhigen, bleibt mir nichts übrig, als das ganze Haus zu durchsuchen.

So schleichen wir denn auf den Zehen in jeden Winkel des trotz seiner leichten Bauart uralten Hauses; da gibt es finstere Nischen, enge Keller mit Decken aus wurmstichigen Balken, Reisschränke, die muffig und schimmelig riechen, und tiefe Gruben, in denen der Schmutz mehrerer Jahrhunderte sich angesammelt hat. Mitten in der Nacht und während einer Jagd auf Diebe sieht das alles recht häßlich aus.

Nun betreten wir das Schlafzimmer unserer Wirte. — Chrysanthème führt mich an der Hand und zeigt mir, wie die ganze Familie neben einander unter einem Zeltdach liegt. Zuerst Fräulein Oyuki, die am niedlichsten aussieht. Dann Frau Pflaume, die mit offenem Munde ganz schauderhaft schnarcht . . . O, sie ist doch zu häßlich!! — Dann kommt Herr Zucker, der wie eine Mumie aussieht. — Ganz zuletzt ruht Dede, die Magd des Hauses!!! . . . Honni soit qui mal y pense! Aber schicklicher wäre es doch, wenn das junge Ding neben ihrer Herrin schliefe! Da sind wir denn doch prüder, wenn Yves einmal unsere Gastfreundschaft in Anspruch nimmt . . .

Zuletzt durchsuchen wir noch einen abgelegenen Winkel, der recht unheimlich aussieht.

An der Wand des verstaubten Verschlages lehnen zwei alte Bilder: Kwanon mit den tausend Armen und Kwanon mit dem Pferdekopf, umgeben von feurigen Wolken — schauerliche, gespenstische Fratzen.

Plötzlich fährt Chrysanthème mit einem gellenden Schrei zurück. Ich hätte nun wirklich an Diebe geglaubt, wenn nicht in demselben Augenblick etwas Graues über sie weggesprungen und im Dunkel verschwunden wäre: Eine junge Ratte, die sich am Reis gütlich gethan und dem Störenfried ins Gesicht gesprungen war . . .

XLVIII.

14. September.

Yves hat an Bord sein für die Kommandos unentbehrliches silbernes Pfeifchen verloren, und wir laufen nun den ganzen Tag — begleitet von Chrysanthème und ihren Schwestern, Fräulein Schnee und Fräulein Mond — in der Stadt umher, um ein anderes zu suchen.

Es hält an sich schon recht schwer, in Nagasaki etwas zu finden, um wie viel mehr erst, den japanischen Trödlern begreiflich zu machen, daß es ein Pfeifchen von genau vorgeschriebener Form — etwas gebogen mit einem Knopf am Ende — sein und welche Töne und Triller man damit hervorbringen müsse. Drei Stunden lang schickt man uns von Laden zu Laden — glauben wir endlich, daß uns der Besitzer nun gewiß verstanden habe, dann drückt man uns statt der Pfeife einen Streifen Seidenpapier in die Hand, auf dem eine neue Adresse steht, „die uns das Gewünschte ohne Zweifel besorgen werde." Unsere abgehetzten Dschins führen uns dahin, wo stets nur eine neue Enttäuschung unserer wartet.

Man versteht uns so weit, daß wir einen Gegenstand wollen, mit dem man einen Ton hervorbringen kann — also werden die unglaublichsten Dinge herbeigeschleppt: Sprachrohre, Hundspfeifen, Trompeten, je seltsamer die Gegenstände, um so größer unsere Heiterkeit. Zuletzt kommen wir zu einem alten japanischen Optiker, der unsere Auseinandersetzung mit verständnisinnigem Lächeln anhört und

dann sofort den ganzen Laden zu durchsuchen beginnt; nun kommt er wieder zum Vorschein und bringt eine — Dampfpfeife, den Rest eines gestrandeten Postdampfers.

Ebenso schön, wie er begonnen, schloß der Tag. Als wir in großer Gesellschaft — wir hatten uns einige Musmes eingeladen — gerade ein Theehaus verließen, brach ein fürchterliches Unwetter los — wie aus Eimern goß es vom Himmel; im Nu stob unser Gefolge aufkreischend aus einander und suchte unter Thorbogen, in Kaufläden oder unter dem Regendach der Wagen unserer Dschins Schutz.

In wenigen Minuten sind alle Läden geschlossen, durch die menschenleeren Gassen flutet ein breiter Strom, die Lichter in den durchweichten Papierlaternen erlöschen, ringsum herrscht tiefes Dunkel. Ich finde mich, ohne zu wissen, wie ich dahin gekommen, unter einem weit vorspringenden Dache wieder; dicht an die Mauer gedrückt, steht zu meiner Rechten Fräulein Erdbeere, meine kleine Cousine, und weint bitterlich über ihr durchnäßtes Kleid. Wie traurig erscheint mir auf einmal diese Stadt bei dem einförmigen Klatschen des Gewitterregens und dem Gurgeln der übersprudelnden Dachrinnen.

Rasch, wie es gekommen, ist das Wetter vorbei; sofort kriechen unsere Musmes wie Mäuse aus ihrem Versteck und suchen sich in der Dunkelheit durch laute, lang gezogene Rufe zu sammeln:

„Ohe, Fräulein Mo—o—o—o—ond!!"

„Ohe, Fräulein Jonqui—i—i—i—ille!!"

Endlich haben sich die kleinen schlitzäugigen Dämchen wieder zusammengefunden, und wir machen uns, bis auf die Haut durchnäßt, auf dem Heimweg nach Diu-dschen-dschi.

Zum drittenmale schläft Yves bei uns unter dem blauen Zelte.

Mitten in der Nacht weckt uns ein Lärm in der Wohnung Frau Pflaumes aus dem Schlummer. Unsere Wirte kommen von einer Wallfahrt nach dem fernen Tempel der Göttin der Anmut zurück — trotz ihres shintoïstischen Glaubens verehrt die Alte diese Gottheit in dankbarer Erinnerung an ihre Jugend ... Sofort kommt auch Oyuki heraufgeeilt und bringt uns auf einem kleinen Tablett geweihte Bonbons, die sie im Tempel für uns gekauft hat und die wir auf der Stelle essen müssen, ehe sie ihre heilsame Kraft verlieren. — Im Halbschlummer bedanken wir uns tausendmal und verzehren dann rasch dieses halb verzuckerte, halb gepfefferte Naschwerk.

Diesmal schläft Yves ganz ruhig, die Mücken plagen ihn nicht, so poltert er weder mit Händen noch mit Füßen. Seine Uhr hat er an einem der Arme unseres Hausgötzen aufgehängt, um bei dem Schein der heiligen Lämpchen zu jeder Minute die Zeit ablesen zu können. In aller Frühe steht er auf, kleidet sich an und fragt mich dabei: „Nun, war ich heute nicht artig?" ... Dann eilt er fort zum Appell.

Draußen wird es Tag; durch die Ritzen und Löcher unseres altersschwachen Hauses brechen sich leuchtende Sonnenstrahlen Bahn. — Schon zirpen die Cikaden wieder, die Hähne krähen, und bald wird Frau Pflaume ihre Morgenandacht beginnen.

Chrysanthème hat Yves mit einer Laterne bis zum Fuß der Treppe begleitet — mir war, als hätten sie sich beim Abschied geküßt ... Und wenn es wirklich so wäre, was könnte ich dagegen thun? Jeder Japaner würde mich darob verlachen — in diesem seltsamen Lande findet keine Mutter etwas dabei, wenn ein Fremder beim ersten Besuch im Hause der hübschen Tochter einen Kuß auf die frischen Lippen drückt ... Und doch ist es unrecht von Yves, er dürfte mir gegenüber nicht so handeln. Wenn ich denke, wie oft ich die beiden allein in der Wohnung gelassen! O, ich werde noch heute mit Yves reden, das ist besser als alle Beobachtung und Vorsicht ...

... Klipp, klapp, tönt es von unten herauf, Frau Pflaume „weckt" ihre Götter. Und dann beginnt sie in Fisteltönen ihre Fürbitten her zu leiern — wie das Läutewerk einer Weckuhr losschnurrt, sobald die richtige Stunde gekommen ...

„... Zur reichsten Frau der Welt ... Rein von meinen Sünden, o Ama-Terace-Omi-Kami, in den Fluten des Kamo ..."

Wer könnte bei diesem Meckern sinnen und denken? ... Die Augen fallen mir wieder zu und ich schlummere noch einmal ein ...

(Schluß folgt.)

Wassili Tjorkin.

Von

P. Boborykin.

(Fortsetzung.)

Die Furcht, sich zu verraten, war bei Serafima jetzt ganz verschwunden. Das verhängnisvolle Wort „Liebhaber" kam ihr kaum noch in den Sinn. Die Mutter wird ihr verzeihen, wenn es an der Zeit ist, zu gestehen.

Und so fühlte sie sich erleichtert, fast heiter ... Sie schämte sich dessen. Ihr Vater liegt im Nebenzimmer auf dem Tode und in ihr herrschen solche Gefühle!

„Um Dich ist er besorgt," fuhr Matrena Nilowna ganz leise fort. „Meist ringt er nach Atem und ist verwirrt, doch sobald er etwas zu sich kommt, fragt er gleich: ‚Ist Simotschka nicht gekommen?'"

Zum Antlitz der Tochter gebeugt, fügte sie kaum hörbar hinzu:

„Seit Monaten, so lange er erkrankt ist, hat er ein ganz anderes Mitleid mit Dir ... mehr als vordem. Und gerade in Betreff Deiner kommt es ihm zum Bewußtsein, daß seine Geschäfte nicht mehr wie früher stehen ... Noch vor einer Stunde hat er zu mir gesagt: ‚Sieh, Matrena, wenn Serafima nach meinem Tode auch nur ein geringes Erbteil verbleibt, so gib es doch nicht in die Hand jenes Menschen ... Das Haus gehört Dir, es ist auf Deinen Namen eingetragen. Das übrige aber werde ich in Deine Hände legen. Gott verhüte nur, daß nicht im Schlaf die Seele entflieht!'"

Die Tochter lauschte mit tief gesenktem Haupt. Es drängte sie zu fragen:

„Das heißt also, Papachen hinterläßt kein Testament?"

Die Frage kam ihr aber nicht über die Lippen. Nicht das Testament beunruhigte sie, sondern die Frage betreffs der Gelder ihrer Base Kaljeria.

„Wenn die Sache den Papa so beunruhigt, warum bringt er sie dann nicht in Ordnung?" fragte sie ebenso leise wie die Mutter.

„Heut Morgen," sagt sie, als ob sie es dem Gehör kaum anvertrauen will, „ist mir eine Schatulle aus Mahagoni übergeben worden."

Beide schwiegen.

„Möglicherweise," erwiderte Serafima mit erkünstelter Ruhe, „enthält diese Schatulle auch das Kapital von Kaljeria?"

Ihre Blicke trafen sich. Das Gesicht von Matrena Nilowna verdüsterte sich, und sie wandte den Kopf zur Seite.

Auch ihr machte Kaljeria Kopfzerbrechen. Mit bestem Gewissen konnte sie nichts gegen dieses Mädchen haben, als daß jene, noch halbwüchsig, vom alten Glauben abgefallen war, während Matrena Nilowna treuer noch als Jefim Galaktionytsch zu der Religion hielt, in der sie geboren war. Kaljeria wuchs als Pietistin und Heilige auf, so daß man von ihren Sitten und Gebräuchen sagen konnte:

„Schauet auf mich und auf Simotschka. Ich — die Gerechte, werde teil an Gott haben; aber jene — die Sünderin ist mit ihren weltlichen Gedanken allen bösen Lüsten ergeben."

Im Aeußeren konnte sie es nicht mit Simotschka aufnehmen, und dennoch, ehe sie nach Petersburg unter die „Geschorenen" ging, hielten die hiesigen jungen Leute größere Stücke von ihr, als von Simotschka, obgleich sie auch im Unterricht immer zurück stand.

Matrena Nilowna konnte sich nicht damit aussöhnen, daß der Heiligen womöglich großartige Gelder zufallen sollten und der Simotschka nur eine Bagatelle. Ihre Seele war von der Mißgunst gegen Kaljeria wie von einer heimlichen Krankheit ergriffen, dennoch beherrschte sie sich, sowohl Auge in Auge mit der Tochter, wie auch allein mit sich selber.

Es war ja vor ihrem Gewissen eine Sünde, dennoch ertappte sie sich jeden Augenblick über einem Mitgefühl für die Tochter und einer mißgünstigen Regung gegen Kaljeria. Wenn der Zufall zu Gunsten Simotschkas einschreitet, wird sie ihm nicht entgegen sein.

„Wozu noch zaudern?" begann Serafima etwas

lauter und warf einen langen Blick nach der Richtung, in welcher ihr Vater einige Zimmer weiter lag. „Nach dem Erwachen wird Papa frischer sein ... Sie könnten ihn wohl erinnern ... Indessen ... die Stunde ist ungeeignet!"

Es wurde Serafima schwer, diesen Gedanken zu verfolgen. Sie änderte die Lage ihres geschmeidigen wundervollen Körpers und ihre Wangen glühten.

„Welche Hitze!"

Dieser Ausruf schaffte ihr große Erleichterung.

„Du nimmst wohl besser Deinen Hut ab," bemerkte Matrena Nilowna. „Du hast ja, Gott verzeih, einen förmlichen Bienenkorb auf."

Und die Mutter lächelte still.

Als Serafima die lange Nadel aus dem Haar gezogen und den Hut auf den Tisch gelegt hatte, sagte Matrena Nilowna wie für sich, indem sie die Falten ihres Rockes ordnete:

„Wichtiges Geschäft! Warum zaudern. Ob er wohl ausgeschlafen hat, Täubchen?"

Sie zeigte ihr die Schatulle aus Mahagoni mit bronzenen Beschlägen und Ecken und einem Geheimschloß altertümlicher Arbeit ... Darin liegt das Kapital Kaljerias, und es fügt sich, daß ihr Jesim Galaktionytsch die Verfügung über diese Gelder anvertraut.

Der Frost schüttelte ihre Schultern, obwohl zweiundzwanzig Grad im Zimmer waren.

Die Thür vom Flur öffnete sich. Awdotjas Haube erschien.

„Mütterchen," zog sie im langen Flüsterton, „Jesim Galaktionytsch sind soeben erwacht. Ich habe sie husten gehört."

„Gut," erwiderte Matrena Nilowna in befehlendem Ton. „Sage ihm, daß Serafima Jesimowna da ist."

Mutter und Tochter blickten einander an und erhoben sich vom Diwan.

XXIII.

Gegen Ende der neunten Stunde fuhr Serafima nach Hause.

Der Wagen rollte behutsam auf dem Damm — wie man die gepflasterte Straße vom Fluß nach der Stadt nannte.

Die Laternen wurden eben angesteckt. Der sternenbesäte Himmel wölbte sich fest über der Erde.

Serafima schaute gedankenvoll auf einen Stern von smaragdnem Glanz.

Alles war gut abgelaufen, besser, als sie nur wünschen gekonnt. Den Vater hatte sie in der Dunkelheit seines Verschlages gesehen. Er liegt den ganzen Tag in einer wirklichen, fensterlosen Komorke, wo zwischen dem an die Wand gedrückten Lager und der Glasthür nicht einmal der Abstand einer halben Elle blieb. Die Mutter hatte ihn zu wiederholtenmalen in ihr gemeinschaftliches Schlafzimmer bringen wollen; er hatte nie zugestimmt.

In der Komorke war es so dunkel, daß sie des Vaters Gesicht nicht deutlich erkennen konnte, sondern nur bemerkte, daß es sehr verfallen war; seine Brust war oben entblößt, man hatte das Hemd zurückgeschlagen.

Der Vater saß halb auf dem mit hochgestopften Kissen zubereiteten Lager. Es schien ihr, als ob der Bart ergraut war und seine Augen sanfter als gewöhnlich auf sie sahen.

Eine ungewohnte Bewegung ergriff sie, als sie sich über ihn neigte und seine kalte, schon vom Wasser getränkte Hand ergriff. Angesichts des Sterbenden fürchtet sie, daß er in ihre Seele schaut, und durch irgend eine Frage die geheimen Gedanken ergründet, mit denen sie und ihre Mutter an seinem Bette stehen.

„Töchterchen," redete sie der Vater in abgebrochenen Tönen an, „murre nicht über mich!"

„Papachen! Was Sie ..." vermochte sie allein hervorzubringen, indem sie wider Willen in Thränen ausbrach.

„Es ist nicht meine Schuld, Liebe ... die Zeiten sind nicht darnach, alles ging bergab."

„Laß nur, Jesim Galaktionytsch!" unterbrach ihn die Mutter. „Was soll ihr das? Quäle Dich nur nicht ... ohne Nutzen. Es möchte Dich jedoch erleichtern, wenn Du uns Deine Wünsche mitteilen wolltest."

Die Mutter sprach nicht aus. Sie hörte ihre Stimme etwas seitwärts und rückwärts von sich.

„Er ärgert sich!" dachte Serafima. „Wenn sie nur nicht alles verdirbt."

Doch der Vater forderte selbst die Schatulle. Sie half der Mutter, sie unter dem Tisch des Durchgangszimmers, das die Komorke des Vaters von der Gaststube trennte, hervorzuholen.

Die Schatulle erschien ihr außerordentlich leicht, was wohl die Aufregung verursachen mochte. Sie hielten sie beide dem Vater vor. Dieser ergriff mit zitternden, durchsichtigen Fingern einen Schlüssel, der an einem Kettchen an seiner Brust hing, konnte aber lange nicht öffnen. Endlich ertönte eine klingende Feder, mit deren Hilfe der Deckel aufsprang.

„Seht also," sprach er mit schon ganz ersterbender Stimme, „hier drückt man mit dem Finger — in die rechte Ecke — dann erscheint ein Plättchen."

Ihm blieben gerade noch so viel Kräfte, um das auszuführen, was er erklärte.

„Dort werdet ihr finden ... sonst aber nicht ... Sucht nirgends sonst, an keinem andern Ort ... Und um Gottes, Gottes willen ..." Der Vater begann sich zu wälzen. Um das Kästchen zu schließen,

mußte man ihm das Kettchen vom Hals abnehmen, an welchem noch ein großes, zinnernes Kreuz und ein Amulet hingen.

Sie dachten es ginge zu Ende. Die Mutter brachte eiligst die Schatulle fort und eilte sodann wieder herbei.

„Soll nach dem Doktor geschickt werden, Jefim Galaktionytsch?" fragte die Mutter, indem sie ein Schluchzen unterdrückte.

Auch Serafima war nahe daran loszuschluchzen.

Als ihr Vater alle seine Körperkräfte zusammenraffte, um ihr noch einmal zu sagen: „Siehe, Töchterchen, betrüge Kaljeria nicht, lade keine Sünde auf Deine Seele!" — da wäre sie beinahe vor ihm auf die Kniee gesunken und hätte ihm alles gestanden.

Der Vater wurde schwach. Sie erschreckten sich beide und dachten, das Ende sei gekommen. Er wandte sich um, worauf ihm besser wurde; er neigte sich und brachte mit kaum hörbarer Stimme hervor:

„Komm her, Serafima."

Sie ließ sich auf die Kniee nieder. Der Vater segnete sie und küßte sie aufs Haupt.

„Lebe wohl, Töchterchen," flüsterte er kaum vernehmbar, „lebe gottesfürchtig ... Der Gatte ist nicht geraten ... Uebe die nötige Geduld — in Ehren ..."

Sie weinte still, zum Geständnis trieb sie aber nichts mehr. Was sollte sie auch beichten und — warum? Um den Vater zu vernichten, ihn auf der Stelle zu töten?

Die Thränen erleichterten sie. Auch die Mutter weinte still.

„Nun geht!"

Im Gastzimmer umarmten sie sich, begaben sich in die entfernte Ofenecke und flüsterten sich zu:

„Schicken Sie nach mir ... wenn in der Nacht ... Papachen sein Ende finden sollte."

„Wozu?" sagte Matrena Nilowna. „Er hat Dich gesegnet. Jetzt wird ihm nicht mehr ums Herz darnach sein ..."

Ueber das Paket sprachen sie nicht weiter; zwischen ihnen herrschte auch ohne Worte ein stillschweigendes Einverständnis.

„Wassja braucht diese Gelder aufs dringendste, hat er sie wohl von jenem Herrn erhalten?"

Bei dieser Frage dachte Serafima zugleich an den nahen Tod des Vaters. That es ihr denn gar nicht leid, denselben zu verlieren? Sie beschuldigte sich der Herzlosigkeit. Was soll sie aber thun? Ihr Gefühl ist ein solches, als ob ihr Vater schon beerdigt wäre und sie vom Leichenbegängnis nach Hause fahre. Wo soll sie eine andere Vorstellung hernehmen? Oder neue Thränen? Sie hatte sich am Lager des Vaters ausgeweint und auch auf den Knieen gelegen.

Vor der Mutter war ihr der Liebhaber peinlich gewesen, jetzt regt sie sich nicht mehr darüber auf — ob es die Mutter erfährt oder nicht — ihrem Schicksale wird sie doch nicht entgehen. Mit Ruditsch wird sie nur bis zu der Minute zusammenleben, in der sie von der Mutter den Inhalt aus dem geheimnisvollen Fach der väterlichen Schatulle erhält.

Sie hat das Vorgefühl, daß Wassja das Geld von jenem Herrn nicht erhält. Morgen oder übermorgen muß ihr eine Depesche „postlagernd" zugehen. Jeden Morgen wird sie selbst auf dem Telegraphenamt nachfragen.

Seit ihr Mann aus Moskau zurück ist, geht sie ihre eigenen Wege. Dabei braucht sie sich gar nicht besonders vorzusehen. Sie betrachtet ihn als gewöhnlichen Mieter und fühlt weder Bosheit noch Erbitterung, noch den Wunsch ihm zu zeigen, wie sie sich zu ihm verhält. Wenn er nur nicht auf den Gedanken kommt, sie zu liebkosen ...

Vorgestern und heute hatte sie über Kopfweh geklagt und sich vor dem Essen niedergelegt. Sie wird Sever Lwowitsch in keiner Hinsicht mehr angehören.

Für sich nennt sie den Gatten „Sever Lwowitsch", und dieser Name Sever kommt ihr heute komisch vor. Er ist ja doch — die reine Null. Jetzt vermag er gar nichts über sie, nicht das geringste. Noch zwei Wochen — sie dachte wieder an den Tod ihres Vaters — und ihre Spur ist verloren.

Es ist ihr keineswegs beängstigend, sich davon zu machen. „Skandal!" wird die ganze Stadt schreien. In der Stellung einer Frau Staatsanwalt zu sein, ein Haus machen, als sehr hübsche junge Frau gelten und plötzlich durchgehen — mit wem? Von ihrem Verhältnis weiß kaum jemand etwas. Vielleicht, daß eine Freundin etwas ahnt... Man wird sie für eine heimliche Nihilistin halten. Natürlich hatte sie da einen richterlichen Würdenträger in sich verliebt gemacht, hatte diesem Geheimnisse entlockt und war dann über die Grenze gegangen. Ueber ihr Zusammenleben erzählt man sich in der Stadt, daß er ein Spieler sei, daß sie ihn aber dennoch liebe; man bedauert sie sogar und hält sie für eine „Dumme". Sie war im letzten Winter wenig aus gewesen, hatte an zwei oder drei Abenden den Klub besucht, Herumschweifereien hatte sie nicht mitgemacht und ganze Wochen allein gesessen. Woher sollte sie Lust haben, jemand einzuladen? Sever Lwowitsch fängt dann jedesmal an klug zu schwatzen, Grimassen zu schneiden, Anzüglichkeiten vorzubringen, zu zeigen, was er für ein „Gentleman" und sie für eine „Bäuerin" und „Gans" sei. Im ersten Jahre hatte sie das ertragen, seit sie aber mit Tjorkin zusammen getroffen war, wollte sie diese Manieren nicht mehr dulden.

Seit jener Zeit kommt sie sich viel ehrbarer vor.

Was liegt daran, daß sie über Jahr und Tag heimliche Beziehungen zu einem Manne hat, zu dem sie jetzt sogar gehen will, sie ist doch ehrbarer. Ihr Leben hat doch einen Zweck. Sie hat Wassia ihre ganze Seele hingegeben, vertraut auf ihn, ist zu jedem Schritt bereit, wenn er nur vorwärts kommt ... Weder Schwanken, noch Schrecken, weder Fragen, noch Zweifel!

Und auf einmal begann sie auf dem holperigen Damm mit halber Stimme zu singen:

„Liebe mich nur ohne Ueberlegung,
Ohne Sorgen, ohne Grübeleien!"

Diese Romanze mit dem Text von Maikow hatte sie schon lange, schon auf dem Institut gekannt. Jetzt kommen ihr alle Umstände jenes Abendessens mit den Zigeunern in Erinnerung, als sie Wassia zum erstenmal gesehen hatte.

In ihrem Geburtsort, der jetzt so öde und dämmerig dalag, war sie von Kindheit an zu Gesprächen über Gefühle und Liebesgeschichten angelernt worden. In ihm — in seinen Sommerpromenaden, im Leben des großen Stromes, in der Garnison, in den Winterpicknicks, in der Operette — lag etwas so geheimnisvoll Leichtfertiges. In den hiesigen Frauen zeigt sich früh der Charakter, Unabhängigkeit in Rede und Sitten. Wie abgehärtet war sie selbst mit zweiundzwanzig Jahren... Wie viel kleine Romane hatte sie mit Gymnasiasten erlebt! Von was für Sachen hatte sie schon in jenem Alter gehört, in der Art wie der Mord eines bekannten Zuhälters durch einen Offizier an einem Orte ... Und sie wußte — genau wo!

Ja, sie war ein böses Mädchen gewesen, wenn auch nicht schlimmer als andere.

Jetzt zitterte und bebte sie dem entgegen, der sie auf Leben oder Tod entführen sollte. Dennoch kam sie zu dem Schluß, daß sie jetzt nur um so ehrbarer sei.

XXIV.

Serafima mußte lange auf die Rückkehr ihres Gatten aus dem Klub warten. Zachar war um elf Uhr nach ihm gefahren.

Eine volle Stunde hatte sie am Pianino gesessen. Ihr war ein heftiges Verlangen zu singen angekommen.

Zuerst hatte sie sich aber entkleidet und eiligst die Sachen auf den Boden und das Bett geworfen. Das Kammermädchen mit fettglänzendem Gesicht summte herum wie eine Mücke in der Sonne. Sie rief ihr einen derben Verweis zu.

„Lege den Morgenrock hin und mach, daß Du fortkommst! Du störst mich, Thonja!"

Das Schlafgemach war ein eckiges, vierfenstriges Zimmer. Zwei Fenster gingen nach dem Hof. Das neue hölzerne Haus mit einer kleinen Freitreppe stand am Eingang zur Schlucht, in einer stillen Straße, am Wege zum Kirchhof.

Große Stille umgab es in der Nacht. Selten ertönt der Ruf des Nachtwächters, dann zieht auf eine Minute dieser widerwärtige Laut durch die Luft, darauf ist wieder Totenstille. Sogar das Geräusch der Dampfbootpfeifen dringt nicht bis hierher.

Nachdem Serafima den Morgenrock angelegt hatte — blau mit Spitzen, noch von ihrer Ausstattung — begab sie sich zum Trümeau, um die Flechten zu lösen, und schaute beim Lichte einer Kerze auf das Bild ihres Schlafzimmers im Spiegel und auf ihre lichtvolle, herrliche Gestalt mit dem entblößten Halse und den halbbedeckten Armen.

In diesem Schlafzimmer spielte sich ihr eheliches Leben ab. Alles in demselben gehörte ihr — als Mitgift aus dem elterlichen Hause: die beiden Nußbaumbettgestelle, die auf der Messe zu Nishni von dem Moskauer Möbelhändler Solowjew von der „Ustrêlenka", wie ihre Mutter aussprach, gekauft waren; hier dieser Trümeau — dort der Teppich, die Musselinvorhänge, der Satz Möbel aus Morosowskischem Cretonne mit orientalischem Muster... und die beiden vergoldeten Stühlchen in der Ecke vor dem Stickrahmen ... Dort hatte sie seit ihrer Verheiratung noch nicht gesessen.

Hier, in diesem ehelichen Gemach, wurde sie nachdenklich.

Mit der Zeit war ihr die Art ihrer „Rechtgläubigkeit" immer klarer geworden. Mehr als eine gewisse Hochachtung hatte ihr Selbstgefühl nicht zugelassen. Die Zeremonie der Trauung hatte sie schon damals nicht sehr ergriffen. Sie, die Tochter ehrlicher Eltern aus dem Kaufmannsstande, eine prämiirte Schülerin, hatte nicht wie eine gemeine Intrigantin einen reichen Würdenträger gekapert und dann schlecht behandelt. Derartige Geschichten waren ihr genug vorgekommen.

Und in ihrem Leben mit Sever Lwowitsch war nichts Herzliches gewesen, nichts, was sie reiner, strenger gegen sich selbst, gelinder gegen ihre Nebenmenschen hätte machen können, was das Gefühl der Zugehörigkeit zu einem Manne hätte kräftigen können, den sie nicht gerade heiß geliebt, aber sich doch überlegen erachtet hatte.

Sie wurde schlechter. In den Mädchenjahren hatte sie Regungen, allerhand brave Gedanken gehabt, Mitleid, die Fähigkeit sich zu Kummer und Elend hinzuneigen. Und es gab eine Zeit — wo sie sogar heimlich Kaljeria beneidete. Ehedem hatte es sie zu einer großen That gedrängt, für die man alles einzusetzen — sogar den Tod zu erleiden hätte.

An der Seite dieses Mannes war alles bei ihr vergangen, nur ein Wurm bohrte in ihr. Wenn sie

Wassja nicht geliebt hätte, was wäre aus ihr geworden?

„Ein ausschweifendes Weib!“ äußerten fast laut ihre Lippen, als sie mit der rechten Hand die schwere Flechte löste, ihre Haare an der Wurzel faßte und sie kräftig hinter der Schulter zur Abkühlung des Gesichts bewegte.

Mit dem Leuchter in der Hand durchschritt sie darauf alle drei Zimmer, den schmalen Eßraum und den Salon, der gerade so rechteckig wie das Schlafzimmer, nur um ein ganzes Fenster geräumiger war.

Es that ihr um das Haus nicht leid, wenn es in demselben, dank ihrer Vorsorge, auch reinlich und ordentlich aussah. Die Ordnungsliebe hatte sie von ihrem Elternhause mitgebracht. Von dem Kabinet des Gatten, das jenseits des Flures lag, ließ sich nur rühmen, daß es „chic“ aussah — welcher Ausdruck in der Gouvernementsstadt gäng und gäbe war — und daß sie nichts damit zu thun hatte. Der Staub lag dort fingerdick. Aber Sever Lwowitsch duldet nicht, daß man ihm seine Sachen umwühlt und darin herumstöbert ... Das nennt er „bürgerliches Reinemachen“.

Nein, um nichts im Hause ist es ihr leid. Leid ist es ihr nur um eins — um die Jahre, die sie ohne Liebe in erdrückendem Zusammenleben hier zugebracht hat.

„Schlimmer wie jede Advokaten-Konkubine!“ dachte sie zornerfüllt, setzte den Leuchter auf das Pianino, hob den Deckel und ging einigemal im Zimmer auf und ab. „Das versteht sich, schlimmer als eine Konkubine. Diese liebt man um ihrer selbst willen, feiert sie, wenn man sie auch nicht ehrt, betrügt um sie die Frau, begeht Staatsverbrechen, erschießt und ertränkt sich ... Und sie? Es ist ein Trost, daß Sever Lwowitsch in dieser Hinsicht nichts vorzuwerfen ist. Das hat allerdings seinen Grund darin, daß bei ihm, wie bei jedem Spieler, jede andere Leidenschaft erloschen ist. Auch hat sich ihm keine Gelegenheit geboten. Niemand liebt ihn; er prahlt stets, krümmt sich, wenn er mit den Damen von der Regierung spricht, als ob er denen durch Ton und Haltung zeigen will, daß er ein wahrer Edelmann, Rechtgläubiger, Senatorensohn und dazu verurteilt sei, in diesem Loch unter Bürgerpack und solchem -- Gelichter — wie sein Lieblingsausdruck ist, zu leben.

War denn so viel daran gelegen, daß er sie um niemand betrogen hatte, selbst wenn sie ihn geliebt hätte? Sie war ihm nie zuwider. Er hat zu Hause eine Frau, die ihn nichts kostet, und deren Gelder ihm alle zugefallen sind. Spaß! Nicht weniger als dreißigtausend!

Diese Ziffer brannte wie ein feuriger Punkt in ihrem Kopf. So viel braucht Wassja ungefähr. Sogar weniger ... Wenn sie so viel im Kasten oder auf der Bank hätte, würde sie diese sofort zusammenpacken, Thonja nach einer Droschke schicken und direkt auf dem Dampfer oder auf der Bahn mit dem Nachtzug abfahren.

Warum war sie nicht mit Wassja vier Jahr früher zusammengetroffen. Damals war sie frei, hatte noch ihr Geld, und eine wirkliche, ungeheuchelte Liebe hätte sie unter den Kranz getrieben, und nicht die selbstsüchtige Mädcheneitelkeit, die von den Lockungen eines rechtgläubigen Edelmanns angestachelt war.

Serafimas Wangen glühten. Sie war sich selbst unerträglich, widerwärtig. Schmähworte wollten ihren brennenden roten Lippen entschlüpfen.

Es war ihr auch schrecklich leid um Wassja. Der arme mußte sich jetzt um zwanzigtausend herumschlagen. Wenn er sie nur so bald als möglich erhielt. Sonst stürzt er sich in Schulden für jüdische Prozente.

Sie setzte sich ans Klavier, stürmisch, um sich von dem Sorgenansturm zu befreien, und schlug einige kräftige Accorde an.

Was da war, ist vorüber! Er liebt sie... Sie gehört ihm! Was weiter? Noch eine Woche, zwei — und sie wird nicht mehr in diesen traurigen Gemächern sitzen.

Sie sang plötzlich jene Zigeunerromanze, die er ihr bei jenem ersten Zusammentreffen begleitet hatte: „Wie glücklich lebe ich mit dir.“ Das singt sie für ihn, für Wassja ... Und die Worte braucht sie gar nicht, die Worte sind dumm und altmodisch — ihr genügt die Melodie.

Oftmals wiederholt sie dies eine Motiv ... Dann sang sie die andere Romanze, mit dem Text, den sie vor sich hin gesummt, als der Wagen sie über den Damm fuhr:

„Lieb mich ohne Ueberlegung,
Ohne Sorgen, ohne Grübeleien!“

Sie entsann sich nicht nur dieser beiden Verse, sondern auch weiter — aller Strophen. Sobald sie eine beendet hatte, kamen ihr sofort die ersten Worte der folgenden in den Sinn, gerade als ob sie ihr jemand vorsagte. Sie wunderte sich selbst... Hätte man sie gefragt, ob sie dies Gedicht von Maikow kenne, würde sie gesagt haben, daß sie kaum mehr als die beiden ersten Zeilen davon wisse.

Als ihre Kehle ermüdet war, sah Serafima nach der Uhr im Eßzimmer — es war halb zwölf — und sie schritt wieder durch die drei Zimmer. Zwei derselben waren dunkel.

Nach der Aufregung, die sich am Pianino besänftigt hatte, arbeitete ihr Kopf ruhiger an den folgenden entscheidenden Fragen: Warum entfliehen? Warum ihrem Manne nicht einfach sagen: „Ich will

mit dir nicht leben, ich liebe einen andern und gehe zu ihm?" Das wäre einfacher und vorteilhafter. Alle werden auf ihrer Seite sein, wenn sie erfahren, daß er ihr Vermögen verspielt hat. Zudem das nicht geringe Vergnügen, ihm sein Urteil gerade ins Gesicht zu verkünden.

„Aber dann ihn zur Scheidung bringen und sich mit Wassja zu verheiraten ... Die Scheidung ist doch heutzutage eine sehr gebräuchliche Sache. Weiß Gott, was die kosten wird, bis viertausend!" dachte Serafima.

Wenn es aber nicht so ging! Wird er sie gutwillig loslassen! Willigt er in die Scheidung! Und wenn sie die Schuld auf sich nimmt — für was denn? In ihm sitzt ein Ränkeschmied, ein Mann des Gesetzes, ein Späher, „der Vertreter des öffentlichen Gewissens" wie er sich brüstet. Nein, sie kann nicht, „in Ehren" wie ihr Vater sagte, von ihm gehen. Er ist es nicht wert ... Wie er sich nicht alles in seiner Selbstzufriedenheit und prahlerischen Selbstvergötterung zurechtlegt. Ihm gebührt, daß sie, nachdem sie ihm zwei Jahre angehört hat, sich unter seinen Augen Stelldicheins gibt und ihn durch ihr Entweichen mehr bloßstellt als sich selbst.

Serafima begann tief zu seufzen.

Nicht ein einzigesmal kam ihr die Frage: „Wird er nicht ihren Spuren folgen und sie einfangen?"

XXV.

Es schlug zwölf Uhr. Sie hörte nicht den Klang der Uhr.

Unausgekleidet legte sie sich auf die Chaiselongue im Salon und entschlief. Das Licht brannte auf dem Kamin weiter.

Für gewöhnlich legte sie sich um halb ein Uhr nieder, ohne auf den Mann zu warten. Er pflegte um zwei, um drei zurückzukehren.

Und heute muß Zachar wohl bis zum Morgengrauen auf ihn warten. Wenn Sever Lwowitsch verspielt hat, entkleidet er sich in seinem Kabinet, kommt auf den Zehen in die Schlafstube geschlichen, und legt sich so leise ins Bett, daß sie kaum davon erwacht. War er dagegen im Gewinnst — dann kommt er stürmisch, weckt sie auf, fängt an von seinem Gewinn zu prahlen, sie aufgeregt mit allerhand Fragen zu überhäufen, ihr vorzuhalten, daß sie eine Schlafratte sei.

Serafima hatte erst gedämmert, war dann aber fest entschlafen. Die Flurschelle weckte sie.

Sie öffnete die Augen und konnte sich nicht gleich zurechtfinden, wo sie lag und zu welcher Tageszeit. Durch die beiden Fenster, die nach dem Hof gingen, drang schon der Schimmer der Morgenröte; die Fenster nach der Straßenfront waren durch Läden geschlossen. Im Zimmer herrschte Zwielicht.

Von der Chaiselongue aus hatte sie die Thür zum Flur unter Augen ...

Man schellte noch einmal. Die verschlafene Thonja öffnete endlich.

Sever Lwowitsch erschien und schrie das Kammermädchen an:

„Wie oft muß man schellen?"

„Er hat verspielt," sagte Serafima für sich. Der Schlaf war ihr ganz vergangen, und sie bemerkte, daß es schon dämmerte.

Sie fuhr fort von weitem auf den Gatten zu schauen, während Thonja ihm seinen hellen, erbsengrauen, sehr kurzen Paletot mit seidenem, gestreiftem Futter auszog. Den gleichfalls hellen Hut reichte er auch dem Kammermädchen.

Durch das Flurfenster fiel genügend Licht auf ihn — sein Gesicht, jugendlich verlebt, eingefallen, rasirt bis auf den langen dünnen Schnurrbart; es war etwas Schauspielerhaftes in diesem Antlitz, den Augen mit den geschwollenen Lidern, der geraden, kurzen Nase, in der Grimasse des Mundes. Er allein in der ganzen Stadt trug ein Monocle ins linke Auge geklemmt, die blonden Haare lichteten sich deutlich auf dem Haupte.

Die ebenfalls noch jugendliche, hagere, kleine Gestalt trug ein übereinander geknöpftes Jaquet, unter dem eine helle Weste sichtbar war. An den Beinen hellgelbe Beinkleider, ebenfalls die einzigsten in der Stadt.

Dem Ansehen nach zählte er dreißig Jahre.

„Er hat verspielt!" entschied Serafima noch einmal und verblieb, von der Schlafsucht übermannt, in der nämlichen Lage.

„Sie sind da? Aus welchem Grunde, eh?"

Seine leicht nasale und zitternde Stimme fiel ihr unangenehm auf die Nerven.

„Ich hoffe, Sie haben mich nicht erwartet?"

Wieder ertönte dieselbe gehässige, abgerissene Sprechweise, wie wenn man eine Schüssel mit trockenen Erbsen schüttelt.

Der Gatte hatte die Frau an den guten Ton gewöhnt, blieb mit ihr beim „Sie" und ging nur bei den intimsten Unterredungen zum „Du" über. Sie redete ihn meist Sever Lwowitsch an, und Du hatte sie seit der Reise zur Messe nicht mehr zu ihm gesagt.

„Ich bin so eingeschlafen."

Serafima richtete sich sanft auf und legte die entblößten Arme auf den Rücken. Der eine Fuß im schwarzen, buntbebänderten Atlaspantoffel hing von der Chaiselongue herab. Der Mann ging aufgeregt im Salon auf und ab und schnalzte mehrmals mit der Zunge. Mit dieser ihr widerwärtigen Gewohnheit konnte sie sich nicht versöhnen.

„Wie spät ist es?" fragte sie träge und leise.

„Ich weiß nicht... Es dämmert, wie Sie sehen."

Er stieß ein kurzes, helles Gelächter aus, wie es ihm sonst fremd war.

„Sie müssen ihn gehörig ausgeplündert haben!" erklärte sie für sich.

„Doch nicht die ganze Zeit im Klub?"

Auch diese Frage kam träge und unbedacht heraus:

„Anfangs ... ja. Dann ... aber ... bei jenem zugereisten Ingenieur."

„Welchem?"

„Das muß ich genau wissen!" fügte sie in Gedanken hinzu.

„Ach, mein Gott. Ich habe Ihnen gesagt ... Der Hatunke ... Saprécki. Der Polak! ... Ein Schwindler! ..."

Er unterdrückte seine Erbitterung, kniff die Kante des Jaquets nach einer Seite, stemmte den Daumen in die Westentasche und stand mit nervös gesenktem Kopfe still.

„Ein zweifelloser Schwindler! Und solche Schandkerle werden im Klub aufgenommen!"

„Sie haben aber doch mit ihm zusammen gesessen?"

„Ist es ihm etwa an die Stirne geschrieben?... Ein Spiel zu zweien."

„Piquet?"

„Nein, Palki."

„Er hat Karten vertauscht?"

„Warum unterhalte ich mich eigentlich mit ihm?" dachte sie. „Was geht's mich an? Je tiefer er hineingefallen ist, desto besser."

Wenn sie sprach, kamen die Worte träumerisch und abgerissen heraus.

„Im Klub nicht, das ist undenkbar!" begann er wieder, immer noch mit dem Finger in der Westentasche, „nein, bei sich, im Logis."

„Bauernfang!" entrang sich ihr in einem so unzeremoniellen Laut, daß Ruditsch ihr gegenüber sein Monocle einklemmte. Wissen Sie, mit wem Sie reden?"

„Es ging nicht ... Du verstehst. Ich war in solchem Verlust."

Er hatte unbeabsichtigt mit dem Du begonnen.

„Um wie viel denn?"

„Um eine sehr bedeutende Summe. Sehr! ..."

„Peinlich zu nennen, nicht wahr?"

Solchen Ton hatte Sever Lwowitsch noch nie von seiner Frau gehört. Zu einer andern Zeit hätte er wohl mit einer Zuckung des zusammengekniffenen Mundes geantwortet, doch jetzt ließ er das Monocle aus der Augenhöhle fallen und setzte sich schnell auf die Chaiselongue, so schnell, daß sie fortrücken mußte.

„Und Sie haben schon mehr auf dem Gewissen?"

Durch ihre flaumigen Wimpern an den vom Schlaf etwas geröteten Augenlidern sah sie unverwandt auf den Gatten. Wie hatte nur ein solcher Unsinn Macht über sie gewinnen können, daß sie sich aus freien Stücken solchem Wicht untergeordnet hatte, und von ihm bis aufs letzte Fädchen hatte ausrauben lassen? Das schien ihr einfach unmöglich. Diese Gestalt und das schauspielermäßige, aufgeblasene Gesicht erschienen doch so erbärmlich und lächerlich. Ihn fest an der Schulter packen und auf die Straße werfen — mehr war er nicht wert. Auch nicht den geringsten Gewissensbiß verspürte sie vor ihm, dachte nicht daran, daß sie eine treulose Gattin und daß dieser Mensch das Recht habe, eheliche Treue von ihr zu verlangen.

Er fuhr mit seiner weißen vornehmen Hand über sein lichter werdendes Haupt und kratzte sich den Nacken.

„Mit einem Wort ... meine Freundin .. es ist ein außergewöhnlicher Verlust. Ich könnte ja als Stellvertreter, Du verstehst ... der richterlichen Gewalt ... diesen Nichtsnutz festnehmen. Es sind aber Beweise nötig ..."

„Das wäre nicht dumm!" unterbrach sie ihn. „Selbst bis zum Hahnenschrei mit dem Schwindler durchspielen und ihn dann arretiren wollen ... Ha, ha!"

Solches Lachen hatte Ruditsch noch nie von seiner Frau gehört.

„Du verstehst," er ergriff ihre Hand und rückte näher an sie heran. „Du mußt Dich in meine Lage versetzen."

„Wie viel hast Du denn verloren?"

„Viel, sehr viel!"

„Tausend, oder mehr?"

„Tausend! Wenn es nur das wäre! Rate höher!"

Er war selbst aus seinem gewöhnlichen Ton gefallen.

„Nun, und was denn?"

Dieser Ausruf Serafimas veranlaßte ihn, sie um die Taille zu fassen, sein Haupt auf ihre Schulter zu legen und ihr zuzuflüstern:

„Rette mich! ... Serafima! Rette mich! ... Bitte Deinen Vater. Wende Dich an die Mutter. Du wirst es thun! Du wirst es thun!" Seine Lippen näherten sich ihr.

„Nimmermehr! ..." rief Serafima bestimmt und fest, und stieß ihn mit beiden Händen zurück.

„Bist Du von Sinnen?"

Er wäre beinahe gestürzt.

„Legen Sie sich schlafen!"

Und als er beide Hände nach ihr ausstreckte mit einer schlaffen Grimasse seines abscheulichen Mundes, entfernte sie ihn mit dem Knie und erhob sich mit einer Bewegung.

An der Thür des Eßzimmers wandte sie sich um

richtete sich in ganzer Größe auf und rief mit gebietender Stimme:

„Wagen Sie nicht, sich bei mir im Schlafzimmer zu zeigen! Hören Sie!... Ich will Sie weder dulden, noch mit Ihnen leben! Und unterlassen Sie jede Drohung, sonst setzt es sofort eine Kugel vor die Stirn... Nun Adien! Aber keinen Schritt näher! Hören Sie!"

Sie floh durch das Eßzimmer in die Schlafstube, schlug die Thür zu und schob laut den Riegel vor.

Als sie vor Heftigkeit fast auf die Kante ihres Bettes gefallen war, hatte sie das Gefühl, als ob sie einem Dienstboten oder einem ungezogenen Jungen einen derben Verweis erteilt habe.

XXVI.

Tjorkin ging auf dem Pfade an den Erdkellern, zur Aufbewahrung des Kerosin, nach dem Comptoir, das weiter entfernt gerade an dem Ausgang der Schlucht zum Flusse hin lag.

Die Sonne briet.

Er war ganz in Leinen gekleidet; ihm voran schritt ein hagerer Braunkopf in heller Lastingbluse mit seidener Mütze und hohen Stiefeln; dies war der erste Techniker an Ussatins chemischer Fabrik, jenes Gönners, bei dem Tjorkin ein Darlehen aufnehmen wollte.

Heute morgen hatte er ihn nicht in der Anlage getroffen. Ussatin war nach einer etwa zwanzig Werst entfernten Stadt gefahren, woher man ihn zur Vesper zurückerwartete. Er mußte dann gleich auf das Comptoir kommen.

Dorthin begab er sich mit Dubjenski — wie der Techniker aus der Vorstadt jenseits der Wolga hieß. Auch er ging in Geschäften. Gerade wie er hatte er große Eile, Arsenja Kyrilytsch zu sehen.

Ussatin war allein in jene Anlage an der Wolga, wo er damals den Handel mit Kerosin konzentrirte, gezogen. Seine Familie wohnte seit Ende des Winters irgendwo im Auslande.

Tjorkin wurde vom Aufseher empfangen. Dieser war ihm schon von seiner eigenen Dienstzeit bei Arseni Kyrilytsch her bekannt; er hieß Wjerstakow, war schon bejahrt und ein geriebener kleiner Bursche, der besonders mit den Reisenden zu thun hatte.

Wjerstakow begrüßte ihn erfreut und führte ihn gleich hinauf, wo sich die für Gäste bestimmten Zimmer befanden.

„Wie lange bleiben Sie bei uns?" fragte er ihn in unterwürfigem Ton.

Früher hatte er sich zu ihm fast wie gleich zu gleich verhalten.

Auf seine Fragen über den Prinzipal und dessen Geschäfte, neue Unternehmungen und Pläne antwortete Wjerstakow vorsichtig, mit einer eigenartigen, seitlichen Neigung des Kopfes, sichtlich mit Zurückhaltung.

Tjorkin wollte nicht in ihn dringen, nur beklemmte ihn etwas innerlich. Aus den gewundenen Antworten Wjerstakows mußte er entnehmen, daß Ussatin nicht hinreichend bei Gelde sein mochte, um ihm die nötigen zwanzigtausend als Pfand auf seinen Vatrak zu geben, wozu die äußerste Frist in zehn Tagen, und das nur in der Notlage, war. Das übrige wollte man ihm unter Wechsel auf die künftige Schiffahrt kreditiren.

Auf Ussatin wartete auch noch dessen Techniker oder „Detektur", wie ihn Wjerstakow nannte. Sie machten sich beide beim Thee bekannt.

Ueber Dubjenski stand sein Urteil sofort fest. Ein echter Technologe mit großem Tick und fortgeschrittenen Ideen — vielleicht ist er auch weit herumgekommen — ein nervöser Mensch, der alles bitter ernst nimmt, nur die Angelegenheiten seines Prinzipals geringer als die des „geringsten Genossen" achtet.

Dies ergab sich, nach Tjorkins Ueberzeugung, aus den Angewöhnungen und dem Aeußeren des Technikers: bewegliches, kurzsichtiges Gesicht, lange Haare, schwacher Bartwuchs, abgerissene Sprache im höchsten Tenor, Hände, die bald die Bluse streifen, bald an den Bart fassen. Verbindlicher Ton und das Bestreben, auf die Auffassung eines andern einzugehen, lag nicht in seiner Natur.

Beim Thee erfuhr Tjorkin von ihm, daß Ussatin gleich nach Moskau weiter müsse und vielleicht nicht einmal über Nacht bleiben könne.

„Haben Sie irgend ein Geschäft hier?" fragte Dubjenski, ihn unruhig ansehend, worauf er, ohne eine Antwort abzuwarten, schnell hinzufügte: „ich habe nur so gefragt... Verstehen Sie... vielleicht ... irgend eine Auskunft nötig... über die Fabrik?"

„Nein, ich bin aus anderen Gründen hier," erwiderte Tjorkin lächelnd.

Der Kleine gefiel ihm eigentlich, doch ihm gerade heraussagen: „ich bin ja hier, um ein Darlehen aufzunehmen," ging dennoch wohl nicht gut an. Besser wares, durch die Wendung des Gesprächs die Wahrheit aus ihm herauszulocken.

„Die Fabrik ist erweitert worden?" erkundigte er sich treuherzig, im sorglosen Ton, wie ein Mensch, dem die Verhältnisse Ussatins bekannt waren. „Arseni Kyrilytsch wollte doch, wie ich mich entsinne, das benachbarte Waldgrundstück erwerben und noch ein Flügelgebäude für besondere Einrichtungen erbauen?"

„Nein, das Grundstück ist nicht gekauft... es ist alles beim alten... Das Geschäft ist sogar eingeschränkt —"

Der Techniker steckte die Cigarrette in den Aschenbecher, als er dies sagte.

„So, so? Hat der Prinzipal die Lust verloren, oder ist der Absatz nicht mehr so groß wie früher?"

„Verschiedene Ursachen ... Sie verstehen ... auf der andern Seite machten sich Hauptinteressen geltend. Arseni Kyrilytsch ist, wie Sie wissen, ein Mensch, der hinterher ist."

„Ei, gewiß!"

„Aber auch die Konkurrenz hat sich verschärft. Früher war seine Fabrik wohl die einzige im Bezirk, und jetzt sprießen sie. Und dann die Zufuhr ... in neuen Tanks."

„So, so!"

Tjorkin hörte aufmerksam zu, den Blick auf ihn gerichtet.

„Sieh, sieh, Bursche," dachte er bei sich, „da ist etwas ins Schwanken geraten, was zu deinem Kram gehört. Dir steht ein böses Gespräch mit dem Patron bevor."

Es that ihm auf einmal leid, zumal er ihn seit lange kennt, daß er ihm als lästiger und hinderlicher Mensch erscheinen muß, nach dem was der Delektur von den Verhältnissen berichtet hat. Jedenfalls war die Angelegenheit, die ihn hergeführt, eine finanzielle und unangenehme.

Einzelne Entstellungen mochten in den Mitteilungen Arseni Kyritytschs enthalten sein. Wie kam er nur zu der Annahme, daß er bei ihm eine so gewaltige Kusche leicht erhalten werde? Hatte er nicht unverständig gehandelt? Er ist doch kein kleines Bübchen — kein Tölpel!

Erst im Frühjahr hatte er sich mit Ussatin in Moskau auf dem Slowjanski-Bazar getroffen, wo er zu ihm von seinem Batrak gesprochen und dabei angedeutet hatte, daß er sich Ende des Sommers an ihn wenden werde.

Und dieser hatte ihm, ihn auf die Schulter klopfend, geantwortet:

„Ich werde sehr erfreut sein, Tjorkin, Ihnen zu helfen... Erinnern Sie mich nach etwa zwei Monaten daran ... brieflich."

Er hatte ihn erinnert. Allerdings, Antwort hatte er nicht erhalten, was ihn damals aber nicht beunruhigte. Doch im Frühjahr, als sie sich in Moskau trafen, fingerte Ussatin gerade eine neue Aktiengesellschaft in der Naphthabranche, von der er mit Ruhmredigkeit sprach, indem er ungeheure Ziffern nannte und ohne Prahlerei dreiundzwanzig Prozent Dividende in Aussicht stellte, von der er ihm scherzend einige Aktien „zur Aufbesserung" anbot, worauf ihm Tjorkin, ebenfalls scherzend, zum Abschied erwiderte:

„Arseni Kyrilytsch, mir ist jetzt jeder Groschen kostbar. Geben Sie mir Frist, wenn das Mütterchen Wolga nicht austrocknet, könnten Sie mir nach den ersten Reisen ein Pöstchen Ihrer Aktien zuwenden."

Er war, sozusagen, ein waghalsiger Mensch, der sich stets regt, eine neue Idee erfaßt und mit allen Segeln darauf losstürmt, dessen Erfahrungen und Kenntnisse enorm sind, der sich an der ganzen Wolga eines ungeheuren Kredits erfreut; selbst die abgebrühtesten Aufkäufer trauen auf sein Wort. „Ussatin verbürgt sich, borge ihm auf Frist" — ist ein Sprichwort, das in Bezug auf ihn seit langer Zeit im Gange ist.

Zu diesem Arseni Kyrilytsch war er dazumal geraten, hat ihm seine kleine Sache zur Beurteilung vorgelegt. Dieser hatte nicht Jura, sondern das Lehrfach studirt; er war ins Volk gegangen, dem er seine ganze Seele widmen wollte, was ihm auch in kurzer Zeit gelang. Dadurch war er auf einen neuen Weg gekommen. Im Verlauf von fünf, von zehn Jahren machte er Aufsehen auf der Wolga und beherrschte Umsätze von Hunderttausenden. Bei alledem war der alte Sauerteig in ihm nicht ausgegoren; er half der Jugend, förderte solche, die wie Tjorkin mit einem Laufpaß anderswo verjagt waren, zahlte für arme Schüler, unterhielt in zwei Landschaften alles, was für das Wohl der arbeitenden Klasse geschah.

Ussatin begünstigte Tjorkin und übertrug ihm verantwortliche Stellungen; als der Dienst schwieriger und einträglicher wurde, zumal beim Eisenbahnbau, vertraute er ihm sogar alles an, und sagte ihm, als er ihn entließ:

„Sehen Sie, Tjorkin! Unter Ihrem Befehl stehen Tausende von Menschen. Lassen Sie, so weit in Ihren Kräften steht, nicht zu, daß sie ausgebeutet werden, unter dem Regen in elenden Hütten verfaulen, mit stinkendem Salzfleisch und verdorbenem Stockfisch genährt und auf jüdische Weise betrogen werden!"

Damals gefiel es ihm nicht recht, wie sich Ussatin zu Bauern und Arbeitern stellte, daß er oft verzieh, wo Strenge geboten schien. Jedoch stieg seine Achtung vor ihm von Jahr zu Jahr bis zu hoher Ehrerbietung, auch zu seinem Kopf, der so reich an Ideen war, von denen eine die andere an Erfolg überbot.

Allerdings, es wurden bereits Gerüchte laut, daß sich Ussatin ruinire. Man nannte ihn Projektenmacher, weissagte einen Krach; sogar über seine Aktiengesellschaft äußerte man sich eigentümlich. Erst vor wenigen Tagen hatte er auf der Messe in Nishni bei Nikita Jegor im Speisehause, an einem benachbarten Tische ein derartiges Gespräch belauscht.

Wohl möglich, daß sich Ussatin ruinirt. Er wird eher in die Grube sinken, als daß er seinen Grundsätzen untreu wird, dazu ist er zu stolz... Solche Leute jagen nicht, sondern werden gejagt, und davor wird Arseni Kyrilytsch sein weiches und nachgiebiges Wesen nicht schützen.

XXVII.

Dubjenski kam von einem Gange nach dem Comptoir zurück und fragte, indem er sich mit der Handfläche vor der prallen Sonne schützte:

„Wollen Sie sich nicht in den Garten setzen? Dort ist Schatten.“

„Gern ... Möglich, daß das Warten auf Arseni Kyrilytsch noch lange dauert,“ äußerte Tjorkin verdrießlich.

Sie waren wieder beim Zaun.

„Es muß Mittag sein.“

Der Techniker öffnete die Thür zum Gärtchen und ließ Tjorkin zuerst ein. Das Comptoir — ein neu aus Balken angebauter Flügel mit grünem Dach — hatte die Hinterfront nach dem Gärtchen. Der Freitreppe gegenüber stand eine Pappelgruppe. Zu beiden Seiten der Stufen rankte das Grün von Flieder und Syringenstränchern hinauf.

„Lassen Sie uns auf der Treppe Platz nehmen,“ sagte Tjorkin, „dort ist es am kühlsten. Eine gesunde Hitze jetzt! Meinen Sie nicht auch, daß dreißig Grad im Sonnenbrand sein werden?“

„Ungefähr so viel ... Gefällig?“

Der Techniker reichte ihm seine Cigarrettentasche.

„Sehr dankbar ... Wie ist Ihr Ruf- und Vatersname?“

„Peter Iwanow.“

Dubjenskis Gesicht verlor den Ausdruck von Beklemmung nicht.

Tjorkin hatte schon lange ein vertrauliches Gespräch mit ihm beginnen wollen, was mit ihm nicht schwer schien.

„Nach Moskau ist Arseni Kyrilytsch durch Depeschen gerufen?“ fragte er mit sorgloser Stimme, indem er den Cigarrettenrauch zur Seite blies, ohne Dubjenski anzusehen, der eine Stufe tiefer als er saß.

„Drei Telegramme sind angekommen ... Eins sogar auf meinen Namen ... Daher weiß ich auch ... die beiden ersten sind aus der Nähe gekommen, gestern schon.

„Dann ist Arseni Kyrilytsch vielleicht in der Stadt?

„Von hier ist die Station näher ... Von dort at man direkt geschickt ...“

„Das heißt, man ist in Verlegenheit?“

Dubjenski schaute ihn mit gerunzelter Stirn an und antwortete mit leise zitternder Stimme:

„Alles wegen der Gesellschaft ... jener ...“

„Welcher? Der in der Naphthabranche?“

„Gewiß.“

„Beim Vorstand mag etwas vorgefallen sein? Am Ende ist ein Kassirer durchgebrannt. Das ist heutzutage eine ganz gewöhnliche Ueberraschung.“

„Nein, sehen Sie ...“

Der Techniker nahm die Mütze ab und wischte mit dem Tuch den Schweiß von der hohen, schon gefurchten Stirn.

„Bitte, Peter Iwanowitsch, denken Sie nur nicht, daß ich Sie ausholen will. Da sei Gott vor! In Geschäftsgeheimnisse will ich nicht eindringen ... Doch ist Ihnen bekannt, daß ich bei Arseni Kyrilytsch im Dienst war, ihm sehr verpflichtet bin und ihn unsagbar verehre. Folglich können mir seine Interessen nicht gleichgiltig sein.“

Tjorkins Augen flammten, und er sprach, zum Techniker gewendet, in warmen Tönen.

Jener bedeckte sich, that einen tiefen Seufzer und zog die Beine an.

„Haben Sie nichts in den Zeitungen gelesen?“ fragte er mißtrauisch.

„Seit mehr als einer Woche habe ich keine Zeitung in der Hand gehabt. Ich bin die ganze Zeit auf Dampfern auf und nieder gefahren.“

„Dann, allerdings.“

„Du bist kein Schwätzer, lieber Freund,“ dachte Tjorkin.

„Was wird los sein? Irgend ein Unsinn ... Hat man Sturm geläutet?“

„Gewiß, gewiß ... Und so unerwartet. Eine Panik ist ausgebrochen. Briefe ... Verleumdungen ... Drohungen ...“

„Drohungen? Womit kann man drohen und in welcher Weise?“

„Dies ... sicher ... lang zu erzählen ... selbstverständlich hat jedes Aktienunternehmen —“ Dubjenskis Wangen fingen an zu glühen und seine Augen sprühten — „einen bestimmten Zweck? Warum handelt es sich? ... Um die Begehrlichkeit des Bourgeois? Dividende! Das ist Lockung!“

„Aber was weiter?“

Tjorkins Frage klang schwer und ernst.

„Den arbeitsamen Leuten,“ fragte noch nervöser Dubjenski, „solchen, wie Ihnen und mir, liegt es wohl ob, die Bourgeois zu füttern?“

„Nun ja, nun ja,“ dachte Tjorkin, „Du bist so einer. Bisher trat das noch nicht hervor ...“

„Keine gute Dividende geben,“ sprach er ruhig, „so daß die Aktien nicht im Preise steigen und das Unternehmen hinkt. Das ist das Abc.“

„Allerdings, allerdings! Das Abc ... Es gibt aber eine Grenze ... Es ist möglich ... Sie verstehen ... möglich aus Notwendigkeit, sich den Bedingungen der kapitalistischen Wirtschaft zu fügen.“

„Wessen?“ fragte Tjorkin dazwischen.

„Der kapitalistischen ... Verstehen Sie ... Bourgeoisie ... Doch wenn man das Maß überschreitet und — wie soll man sagen — auf die zugkräftigen Lockungen spekulirt ... das geht nicht ohne ... Verstehen Sie?“

„Ohne Schacher-Macher," ergänzte Tjorkin für sich.

„Ich verstehe," sprach er gedehnt und strich die Asche von der Cigarrette.

„Nun also," fuhr Dubjenski lebhafter und kühner fort, „man muß alles kräftig aus dem Wege räumen, was den Bourgeois reizen kann."

„Darin ist er verrannt," warf Tjorkin für sich ein, „Bourgeois, Bourgeois und kein Ende!"

„Unter Bourgeois verstehen Sie also alle vermögenden Leute?" fragte er mit einem Lächeln.

„Die Vertreter der kapitalistischen Wirtschaft."

„Nun verzeihen Sie, Peter Iwanytsch, Sie belieben immerzu den Ausdruck kapitalistische Wirtschaft zu gebrauchen ... und in den Journalen ist er mir noch gar nicht vorgekommen. Welche Wirtschaft ist denn ohne Kapital?"

Er verstand vollkommen, wo Dubjenski hinaus wollte, und war selbst auch gar nicht abgeneigt, darüber zu reden, wie sich die arbeitsamen Menschen zu verhalten hätten. Dieser Techniker brachte ihn aber mehr auf, als er selbst gedacht hätte. Solche Klügelei hielt er bei einem der That beflissenen Menschen für unangebracht und verdächtig. Daß dieser so bald als möglich loswirtschaften will, das ist natürlich. Ob die Gesellschaft gerechter zu ordnen wäre, so, daß jeder Teilhaber nur das seiner Arbeit entsprechende Einkommen genießt, wie zum Beispiel bei der Dampfergesellschaft, in die er selbst eintritt ... Doch wer weiß, ob Dubjenski jener Richtung folgt. Er ahnt sicher solche Streiche in der Art der Bauerngenossenschaften ...

Und Tjorkin entsinnt sich dabei der Unterredung mit dem Schriftsteller Boris Petrowitsch auf dem Dampfer. Er hatte ihm damals gerade herausgesagt, daß er solche für schädliche Hirngespinnste halte. Im bäuerlichen Leben kann man diese genossenschaftliche Wirtschaft noch eher dazu bringen, sich dem Joche der Landarbeit zu beugen; aber in der Industrie, in der Fabrik, im großen Gewerbe, im Handelsverkehr ...

Dubjenski antwortete nicht sogleich.

„Darin liegt die Frage nicht," begann er noch nervöser. „Ohne Kapital geht es nicht. Aber für wen arbeiten? ... Da liegt's! ... Arseni Kyrilytsch hatte ganz andere Ideen ... Er wollte aus den Arbeitern Teilhaber machen ... Sie verstehen."

„Ich verstehe! ... In Bezug auf Prozente, nicht wahr?"

„Gerade so."

„Dagegen werde ich nicht reden ... Aber wieder ... nicht auf einmal ... Man muß zuerst ein tüchtiges Fundament erbauen ..."

„Es kam indessen anders," Dubjenskis Stimme sank: „ganz anders. Man war genötigt ... wie gesagt ... Aufnahmen ... Teilungen ... Verstehen Sie? Und in solchen Fällen kann man sich vor den Genossen verantworten, wenn man das nicht will ..."

„Was ist das!" dachte Tjorkin: „Dich hat sichtlich ein Bourgeois beeinflußt."

„Worüber hat man hauptsächlich in den Zeitungen Gewalt geschrieen?" fragte er strenger.

„Mir ist das in der That ... sehr unangenehm Ihnen anzugeben. Es ist alles eine Intrigue ..."

„Veranstaltung! ... Von seiten der Minderheit? Oder liegt ein wirklicher Verstoß vor?"

„Das thut es ... leider ... und etwas, was dem Recht gleichsieht."

„Dann stehen dem Arseni Kyrilytsch wohl ernste Unannehmlichkeiten bevor? Untersuchungen?"

„Schlimm, schlimm," fügte Tjorkin für sich hinzu, indem ihm klar wurde, daß er hier mit leeren Händen fortgehen werde.

„Arseni Kyrilytsch wird ohne Aufschub vernommen werden. Er muß sogleich Maßregeln treffen."

„Er — die Seele der Handelskammer ... In mancherlei Unruhen hat er sich befunden ... Bisher ist ihm aber, wie ich ihn kenne, noch nichts Unehrenhaftes, Bedenkliches in den Sinn gekommen ... Solch ein Mensch ist er nicht."

„Woher weißt Du denn das?" ergänzte er bei sich selbst.

Uneingedenk des Mißerfolges seiner Reise wandelte ihn die Lust an, zu betrachten, wie sich Ussatin herausziehen werde, und worin man ihm ein Bein gestellt habe ... oder wohl gar zwei.

„Sehr, sehr — betrüblich ist dies alles!"

Der Ausruf Dubjenskis verriet großen Schmerz.

Tjorkin sah ihn von der Seite an und dachte:

„Was bist Du für ein Techniker, Direktor? ... Du müßtest eigentlich Bücher schreiben oder die gesellschaftliche Ordnung nach evangelischer Manier einrichten."

„Dann sind Sie, als Angestellter, also vor den Aktionären einfach unverantwortlich?" fragte Tjorkin, indem er Dubjenski in die Enge trieb.

„In dieser Minute ... läßt sich Ihnen schwer antworten ... Sie verstehen ... sehr schwer."

XXVIII.

Das ferne Ertönen eines Schellengeläutes unterbrach Dubjenski.

„Ist das Arseni Kyrilytsch?" fragte Tjorkin.

„Er ist's, er ist's!"

Beide standen auf und wandten sich zur äußeren Freitreppe mit dem Baldachin und den beiden Bänken.

Dort warteten bereits einige Leute der niederen Dienerschaft, alle in Sommermützen und hohen Stiefeln wie Dubjenski.

„Arseni Kyrilytsch kommen," verkündete einer von ihnen dem Inspektor, die Mütze ziehend.

Dieser dankte mit Kopfnicken.

„Er kommt sicher zum Comptoir," sagte Dubjenski zu Tjorkin, indem er ihn voranließ.

Rechts vom Flur befand sich ein geräumiges, vierfenstriges Zimmer, das wie ein Comptoir in großen ländlichen Oekonomien eingerichtet war: graue Tapeten, Pläne und Tabellen an den Wänden, Schränke mit Karten, ein mit Wachstuch bezogener Schreibtisch, gebogene Wiener Möbel.

Es herrschte große Schwüle, obgleich alle Fenster offen standen.

„Sollen wir hier bleiben, oder nach der Freitreppe gehen?" fragte Tjorkin, dem die Hitze unerträglich war.

Es war noch möglich, etwas aus Dubjenski heraus zu bekommen. Er liebte aber keinerlei Aufdrängen. Wohl möglich, daß eine schwere Verdrießlichkeit vorliegt ... Der Kredit der Firma Ussatin braucht hingegen keineswegs ernstlich gefährdet zu sein, sondern dieser nervöse Beamte, durch seine eigene Kleinlichkeit aufgeregt, betrachtet die Frage mit allzu zartem Gewissen.

Doch ... die Zeitungen? Die anklagende Sturmglocke? Nehmen wir an, daß bei uns Verleumdung und Herabsetzung sehr gangbare Ware sind, und daß man nicht auf jede Chikane eingehen kann ... Uebrigens ließen sich auf Zeitungsenten wohl drei Depeschen schicken?

Dubjenski war durch die ihm mit Ussatin bevorstehende Auseinandersetzung so in Anspruch genommen, daß er Tjorkins Frage überhört hatte und im Comptoir auf und ab schritt.

Tjorkin wiederholte seine Frage nicht, sondern setzte sich an das der Freitreppe nächst gelegene Fenster.

Nach zwei bis drei Minuten erschien eine Kalesche links an dem einzeln vor der Stadt gelegenen Magazin.

Auf etwa dreißig Saschen erkannten die scharfen Augen Tjorkins das Gesicht Ussatins. Er fuhr selbst, mit aufgeschlagenem Deck, in eine dunkle Staubwolke gehüllt. Die ganz mit Schaum bedeckten Rosse von dunkelbrauner Farbe, vorzügliche Gänger, griffen gewaltig aus. Das Mittelpferd, unter dem dunkelfarbenen Joch mit doppeltem Schellengeläut, stürmte mit mächtigen Paßschritten voran; die Nebenpferde, etwas heller im Haar, galoppirten mit nach außen gewandten Köpfen nebenher, alle mit reicher Mähne und langen, bis zur Erde reichenden Schweifen, mit Beschlägen und Riemenzeug geschmückt. Der junge Kutscher trug eine ärmellose Sammetjacke und einen niedrigen Postillonshut mit Feder.

„Arseni Kyrilytsch, Gott sei mit ihm, ist fett geworden," dachte Tjorkin bei längerem Ansehen. „Ein vierschrötiger Krämer ... Das adelige Aeußere ist dahin."

In der That hatte Ussatin im Verlauf von drei Monaten — sie hatten sich im Frühjahr gesehen — stark zugenommen. Sein großer, schwerer Körper in geziertem Anzuge, nahm den ganzen Sitz des geräumigen Phaëtons ein; das Haupt trat rund und breit aus den Schultern heraus, ein Doppelkinn hing auf das Hemde herab, der Bart wehte förmlich, ebenso rot wie früher, ohne Anzeichen von Ergrauen; nur die scharfen, dunkelgrauen Augen durchbrachen das Fett der Wangen und sprühten aus den fast brauenlosen Augenhöhlen Funken. Der Mund mit kleinen Zähnen hatte seine Frische und Saftigkeit bewahrt. Das Gesicht war von einem Strohhut mit Schleier, nach englischer Manier, beschattet.

„Er fährt vorzüglich!" dachte Tjorkin, indem er sachverständig die Troika musterte und dabei das echt russische Gefühl der Kraft und Jugendfrische empfand. „Vorzüglich! ... Möchte doch alles bei ihm seinen Trabern gleichen!"

Er hätte gar zu gern geglaubt, daß solch ein Mann wie Arseni Kyrilytsch nicht betrügt; daß alle diese Zeitungsgerüchte nur Geschwätz und daß nur solcher Quatschkopf wie Dubjenski sich mit solchen Dummheiten plagen kann.

Auf einige Schritt von der Freitreppe vernahm man deutlich das Schnauben der Rosse, und der in hohen Säulen aufwirbelnde Staub verhüllte ganz die Gestalt des auf das Comptoir zufahrenden Ussatin.

Beide, sowohl Tjorkin wie Dubjenski traten auf die Freitreppe heraus.

Ussatin stieg schwerfällig ab, sich auf den Arm eines Dieners stützend. Er sah zuerst Tjorkin.

„Ah, Wassili Iwanytsch! ... Sie hier?"

Der Zuruf, der mit jugendlicher, ein wenig zitternder Stimme erfolgte, bewies Tjorkin, daß Ussatin ihre Verabredung in Moskau sowie den Brief, den er ihm unlängst betreffs seiner Herreise geschrieben hatte, vergessen haben mußte. Er mochte ihn auch nicht erhalten haben.

Sie begrüßten sich.

„Ich habe mit Herrn Dubjenski beschlossen, Sie auf Ihrem Wege nach der Anlage abzufassen. Mit Verlaub, Sie werden wohl gleich zur Gießerei fort müssen ... Es erwarten Sie Depeschen. Mit meinem persönlichen Geschäft hat es Zeit ... Aber meinen Brief haben Sie wohl gar nicht erhalten?"

„Welchen Brief?"

„Aus Jaroslaw habe ich Ihnen diese Woche geschrieben."

„Wohin haben Sie denn adressirt?"

„Nach hierher, in die Anlage."

„Ich fahre länger als eine Woche herum."

Und sehend, wie Dubjenski mit nervösem Gesicht sich von einem Bein aufs andere stellte, wandte sich Ussatin plötzlich ihm zu, ohne auszureden.

„Peter Iwanytsch? Sie scheinen etwas Besonderes zu haben?"

„Drei Depeschen, Arseni Kyrilytsch. Eine auf meinen Namen. Hier sind sie."

Dubjenski holte drei Telegramme aus der Tasche und übergab sie ihm mit zitternder Hand.

„Aus Moskau?" fragte Ussatin. Tjorkin bemerkte, daß seine Stimme bebte, und ohne die Telegramme zu eröffnen wandte er sich schon auf der Freitreppe zu den Bediensteten: „Seid ihr auch in Eile?"

„Das sind wir, Arseni Kyrilytsch," antwortete für alle ein vorn stehender, hagerer großer Bursche mit langem gelbem Bart. „Heut ist Zahltag ..."

Die weiße volle Hand Ussatins machte eine Bewegung.

„Gut, meine Herren, ich komme gleich zu Ihnen ... Ich will diese nur erst abfertigen ... Bemühen Sie sich ins Zimmer."

Tjorkin und Dubjenski kehrten in das Comptoir zurück, wo Dubjenski wieder auf und ab ging.

„Hören Sie, Peter Iwanytsch," rief ihn Tjorkin, der an der Thüre stand, an.

„Was gibt's?" antwortete Dubjenski zerstreut.

„Wenn Sie sich gleich mit Arseni Kyrilytsch auseinandersetzen müssen, kann ich in den Garten gehen."

„Nein ... Wozu ... Wahrscheinlich wird er gleich in die Anlage gehen."

„So viel ich sehe, Peter Iwanytsch ... sind Sie außer Fassung ... Ich werde sicher besser in den Garten gehen."

Tjorkin ergriff die Klinke und als er gerade die Thüre öffnete, stieß er auf der Schwelle mit Ussatin zusammen.

„Ah, Sie kommen dort her?" fragte jener laut und trat in das Comptoir, seinen Hut abnehmend.

Sein Schädel war ganz kahl, und nur in der Höhe der Ohren umgab ihn ein Kranz rötlicher, etwas grau gesprenkelter, sorgsam gestrichener Haare.

Die Depeschen hatte er noch nicht gelesen, er hielt sie in der andern Hand.

„Sie haben mit Peter Iwanytsch eine dringende Angelegenheit ... Ich werde an die Luft gehen."

„Sind Sie etwa in Verlegenheit, Dubjenski?"

„Sie haben die Depeschen noch nicht gelesen?" fragte er mit Betonung.

„Gleich, gleich."

Tjorkin wollte gern zusehen, ob sich das Gesicht von Ussatin beim Lesen der Depeschen verändern würde.

Die erste, schon eröffnete, an Dubjenskis Namen gelangte Depesche schlug er auf und las sie durch.

„Ah, das also!" entrang sich ihm düster. „Ich rate, was die andern enthalten ... Meine Herren ... gehen wir ... Ich werde diese Depeschen bei mir im Kabinet öffnen."

„Vielleicht," begann Dubjenski, „werden Sie gleich von hier aus wieder zur Station fahren müssen."

„Nun, mein Freund ... ich bin so genug durchgerüttelt. Im Notfall werde ich morgen reisen ... zudem ... kenne ich diese ... Moskauer. Sie verlieren gleich den Kopf."

Seine Augen schweiften von Dubjenski zu Tjorkin. Die Glatze leuchtete. Die Nase, etwas aufgeworfen und dünn — für solch feistes Gesicht — bewahrte ihren früheren charakteristischen Ausdruck.

„Kommen Sie, meine Herren, und vor allen Dingen lassen Sie uns baden."

Er durchflog noch einmal die Depesche und furchte die Stirn.

Die beiden andern öffnete er nicht.

„Der Kleinmut hat ihn erfaßt," dachte Tjorkin, „er vermutet etwas sehr Unerquickliches —"

Der Glaube an diesen Menschen war aber noch nicht in ihm erschüttert, und der Wunsch, Schaden von ihm abzuwenden, regte sich in seiner Seele.

XXIX.

Im Empfangszimmer, mit der nach einer weiten Terrasse gehenden Thür, war es kühler als im Freien. Die geschlossenen Läden hielten die heißen Strahlen ab und die Terrasse stand unter einem leinenen Verdeck.

Tjorkin betrachtete das große, unbehagliche, etwas verwahrloste Gemach. Die Möbel staken in Ueberzügen. Das Auge des Herrn machte sich nicht bemerkbar. Allerdings war die Familie Ussatin im Ausland, aber dennoch war etwas in diesem Salon, was den Krach verkündigte.

Ussatin nahm, sobald sie hierher gelangt waren, Dubjenski in sein Kabinet. Ihre Stimmen waren im Salon nicht vernehmbar, zumal Tjorkin auch nicht daran dachte zu lauschen. Die Unterredung zog sich hin.

Er rauchte schon die dritte Cigarrette.

Die Thür des Kabinets ging gleichfalls nach der Terrasse.

Endlich erklang Stimmengewirr. Ussatin und Dubjenski kamen über die Terrasse und blieben in der Tiefe gegenüber dem Sessel Tjorkins stehen.

Der Techniker wühlte in den Haaren und bewegte sich seitwärts, durch Ussatins gewaltigen Körper verdrängt. Auch auf Arseni Kyrilytschs Gesicht entdeckte Tjorkin Zeichen der Aufregung. Die Wangen waren ungleich gerötet, um die Lippen und Nasenflügel zuckten Strahlen von Nervosität, nur die Augen blitzten wie gewöhnlich.

„Wie Sie wollen! Ich will Sie nicht mit Gewalt halten," kamen die Worte Arseni Kyrilytschs zu Tjorkins Gehör, „aber es war nicht in der Ordnung, mein Lieber, so früh die Flinte ins Korn zu werfen!"

Er wandte sich nach der Seite, die durch die offene Thür sichtbar war und entdeckte Tjorkin.

„Sie gehen also sofort zurück?" fragte er darauf hin schärfer Dubjenski.

Dieser murmelte etwas, streckte eilig die Hand aus, machte zwei Schritte zurück, kehrte um und kam in den Salon, um von Tjorkin Abschied zu nehmen.

„Sie haben sich ausgesprochen?" fragte dieser.

„Ja ... Ich gehe ... sogleich ... Sehr schade, daß nichts daraus wird ..."

Dubjenski redete nicht aus, drückte Tjorkins Hand und schritt schnell zur Flurthür. Die Haare waren in Unordnung, das Gesicht glühte.

„Nun, leben Sie wohl!"

„Ach!" rief Ussatin hinter ihm, „das ist wundervoll! Welche Kühle! Hier müssen wir speisen ... Im Eßzimmer ist es zum Ersticken ... Nur ist's noch zu früh ... Wir setzen uns und reden ... Auf dem Diwan gefällig?"

Er nahm Tjorkin bei der Schulter und führte ihn zu einem niedrigen Diwan an einer der Innenwände.

„Hier also ... Wollen Sie Ihre Cigarrette nur weiterrauchen."

Sie setzten sich. Ussatin rauchte auch und lehnte sich an den Rücken des Diwans.

„U—ff! ..." blies er mit lautem Ton die Luft aus.

„Arseni Kyrilytsch, Ihnen ist von meinen Geschäften nichts im Sinn," begann Tjorkin aufrichtig und bescheiden. „Etwas hat es bei Ihnen verdrängt ..."

„Sie wissen? Aus den Zeitungen?"

Die Frage Ussatins klang scharf.

„Nein, vom Herrn Dubjenski ... ich habe etwas ..."

„Herr Dubjenski," warf Ussatin noch entschiedener ein, „wie ich ihm jetzt beim Abschiede sagte, gibt viel zu früh klein bei."

Er schlug sich auf den Schenkel und veränderte die Lage seines riesigen Körpers.

„Wunderbare Thatsache! Es scheint, daß ich all diesen Herren, wie dem liebsten Peter Iwanytsch, auf die Sprünge geholfen habe und noch helfe. Ohne meine Unterstützung hätte er sich nicht von der Misère eines Unteraufsehers in der Ansiedlung herausgemacht."

„Also Herr Dubjenski war auch einer der Ungesetzlichen?"

„Du meine Güte! Und wie! Jetzt ist er Direktor einer bedeutenden Fabrik. Fünftausend Gehalt und Prozente. Es war zeitgemäß auf mich zu vertrauen. Ich habe noch nie einen meiner Arbeiter nicht mit vorwärts gebracht."

„Sie, ja!"

Dieser Ausruf entrang sich Tjorkin in einem gepreßten Ton.

„Nur, um mit mir zu gehen, muß man kühn voran, kein Risiko scheuen, keine Rückschläge, geheime Angriffe, Zeitungsnotizen, Herabsetzung aller Art fürchten, auch nicht die Aufsicht des Staatsanwalts ... in Bezug auf die Angaben ..."

„In Bezug darauf ist doch nichts vorgekommen, Arseni Kyrilytsch?" fragte Tjorkin mit voller Stimme, indem er leicht an Ussatin heranrückte.

„Vorgekommen?"

Ussatin blinzelte Tjorkin an und schüttelte mit dem Kopf.

„Die Bilanz ist allerdings in diesen Tagen aufgestellt ... In beiden Depeschen handelt es sich um dieselbe."

Und, wie sich besinnend, brach er in den Ausruf aus:

„Ich weiß und fühle, wo das hinaus soll. Es heißt jetzt für die ganze Vergangenheit eintreten, Tjorkin ... Ihr Vater ist doch, so viel ich weiß, in die Verbannung geschickt worden?"

„Er wurde nach Sibirien verbannt," gab Tjorkin zu.

„Wofür?"

„Er war ja ein Störenfried. Er hat allen Leuten die Wahrheit gesagt."

„Ich habe zeitlebens Geschäfte betrieben und bin hoch gekommen, unbeschadet, daß ich die besten Jahre auf der Universität zugebracht habe. Nun will man mir nicht verzeihen, daß ich mich seit sechzehn Jahren als Feind alles tatarischen Beschummelns und Bummelns erwiesen habe ... Jetzt kommen die Wanzen aus allen Ritzen angekrochen, Wanzen, die sich vor zwanzig Jahren nicht zu mucken gewagt hätten — die stehen heut an der Thüre."

„Sicher, sicher, Arseni Kyrilytsch!"

„Solche Wanzen — garstiges Ungeziefer, muß man mit persischem Insektenpulver vernichten, aber nicht fürchten ... Sie haben bestimmt in den Zeitungen etwas gelesen."

„Nichts habe ich gelesen, Arseni Kyrilytsch. Ich habe schon Herrn Dubjenski gesagt, daß ich seit einer Woche kein Zeitungsblatt zu Gesicht bekommen habe."

„Um so besser! ... Eine schmutzige Intrigue wird gegen mich angesponnen. Ich werde sie Ihnen beim Frühstück in großen Zügen mitteilen ... Es versteht sich, daß, wenn alle meine Bediensteten so schwankenden und schwachen Geistes sind, wie Herr Dubjenski — es nicht weise ist, die Nase zu tief ins Geschäft zu stecken."

Es war klar, daß er gegen den Techniker das Herz voll hatte und es erleichtern mußte.

„Nehmen Sie an!“ rief er und näherte sich Tjorkin, „Sie versehen den technischen Teil einer Aktiengesellschaft, sind nicht direkt eingemischt, sind weder Mitglied der Verwaltung noch Kassirer — und plötzlich treten Sie für das, was an Geschäften mit Erfolg unternommen ist und wozu Sie Ihr Gutachten abgegeben haben, als — Wächter auf! Und Sie sind bereit, auf die Seite der Artikelschmierer und Sturmläuter in Schandblättern zu treten!... Und das alles, um sich als bürgerlicher Tugendspiegel zu erweisen, ha, ha!“

Ussatin erhob sich hastig und ging durch den Salon.

Zum erstenmal sah Tjorkin seinen ehemaligen Herrn in solcher Erbitterung.

Er war einverstanden, wenn er auch nicht wußte, über was sich Dubjenski in Bezug auf die Aktiengesellschaft ausgelassen hatte. Ussatin würde ihm das gewiß früher oder später sagen. Zweifellos war indessen jetzt nicht der Moment, um auf ein Darlehen von zwanzigtausend Rubel die Rede zu bringen.

„Tjorkin!“ fing Ussatin wieder an, schwer auf den Diwan sinkend. „Sie übernachten bei mir?“

„Mit Vergnügen, Arseni Kyrilytsch.“

„Vor dem Frühstück gehen wir baden ... Sie haben mir geschrieben ... in Geschäften ... ich kann nun, Väterchen, Ihren Brief nicht finden. Jetzt denke ich an unser Gespräch im Slawianski-Bazar. Sie brauchen Kredit?“

„So ist's.“

„Auf welche Summe ungefähr?“

Ussatins Augen flackerten. Es leuchtete in ihnen wie ein plötzlicher Entschluß.

„Tausender zwanzig.“

„Eh, mein Lieber! Warum haben Sie mir das nicht gleich in Moskau gerade heraus gesagt... Damals hätte ich Ihnen vierzig gegeben.“

„Ich wollte mich selbst herauswinden.“

„Sie müssen mir aber in Erinnerung bringen, in welcher Sache.“

Tjorkin berichtete kurz und geschäftlich über seinen Batrak.

„So!... Nun, das läßt sich auch ohne Verpfändung fertig bringen. Gewähren Sie mir etwa eine Woche Frist, um die Sache in Moskau zu ordnen, dann werden wir auch dies abmachen.“

„Wirklich? Arseni Kyrilytsch!“ rief Tjorkin freudig und sprang auf.

Die Augen Ussatins flackerten wieder. Er überdachte etwas.

„Kommen Sie zum Fluß baden ... Dann essen wir und reden weiter.“ (Fortsetzung folgt.)

Sonette.

Von

Lorenzo Stecchetti.

Sie sprach zu mir: „Wie kommt's, daß fern vom Glücke
Dein Erdenweg? Nie hab' ich dich geschaut
Auf deinen Knien; es liegt in deinem Blicke,
In deinem Lachen etwas, das mir graut.“

Ich sprach zu ihr: „Dein blondes Haupt so schüchtern
Hat nie ein bittrer Zweifel noch bewegt;
Ich aber blick' in's Leben kalt und nüchtern,
Seit er zuerst sich bang in mir geregt.“

Sie sprach: „Du zweifelst, also glaubst du nicht,
An Christus nicht, nicht an der Engel Sein?
So strahlt dir nicht der Hoffnung goldnes Licht?“

Ich sprach zu ihr: „Du bist der Engel mein,
Es strahlet Hoffnung mir dein Angesicht;
Vom Glauben schweige, sprich von Lieb' allein.

Wenn nach des Winters eis'gen Tagen
Der holde Frühling wiederkehrt,
Wird wieder froh dein Herze schlagen,
Mich aber deckt dann schon die Erd'.

Die Liebe wird das All durchfließen,
Bis sie mein kaltes Grab durchglüht,
Bis Rosen aus dem Herzen sprießen,
Aus dem die Lieder einst erblüht.

Die Rosen wirst du niemals pflücken,
Du, die gepflückt die Lieder klein.
Wer wird zu meinem Grab sich bücken?

Ich weiß es wohl, die Liebe dein
Wird einen andern dann beglücken
Und ich, ich werd' vergessen sein.

Teß.

Von

Thomas Hardy.

(Fortsetzung.)

Die einzige Bewegung, welche Teß sich machte, suchte sie im Dunkeln, und dann schien sie draußen in den Wäldern sich am wenigsten einsam zu fühlen. Sie wußte haarscharf die Zeit des Abends zu treffen, wenn Licht und Finsternis sich das Gleichgewicht halten, das Schwinden des Tages und der Beginn der Nacht sich neutralisiren und den Geist völlig frei machen. In jenem Augenblick nimmt der Zustand des Lebendigseins seine kleinste Dimension ein. Vor Schatten hatte sie keine Furcht; ihre Gedanken schienen sich nur darauf zu richten, die Menschen zu fliehen oder wenigstens jenen kalten Haufen, den man Welt nennt, welche, so schrecklich in ihrer Gesamtheit, so harmlos, selbst bemitleidenswert in ihren einzelnen Gliedern ist.

Inmitten dieser einsamen Thäler und Hügel war sie selbst in ihrem ruhigen Dahingleiten ein Stück mit den Elementen, in welchen sie sich dahinbewegte. Ihre Gestalt, die verstohlen durch die Büsche huschte, wurde ein wesentlicher Teil der Scene. Zuweilen konnte ihre launenhafte Einbildungskraft die natürlichen Vorgänge um sie in dem Grade steigern, daß sie ihr ein Teil ihrer eigenen Geschichte schienen. Sie wurden wirklich ein Teil derselben, denn die Welt ist ja nur psychologisches Phänomen und was sie schienen wurden sie. Die Winde und Stürme der Mitternacht, die zwischen den sorgsam verhüllten Knospen und Trieben der Winterzweige klagten, wurden zu Seufzern und Zornausbrüchen bitteren Vorwurfs. Ein feuchter Tag wurde der Ausdruck unheilbaren Kummers über ihre Geistesschwäche von seiten eines ethischen Wesens, das sie nicht als den Gott ihrer Kindheit und auch nicht als etwas anderes ansehen konnte.

Aber diese Umschreibung ihres eigenen Charakterbildes, die auf Partikeln des Konventionellen basirt und durch Phantome und ihr antipathische Stimmen belebt war, blieb dennoch eine traurige und verfehlte Schöpfung ihrer eigenen Phantasie, eine Wolke moralischer Kobolde, durch die sie sich ohne Ursache erschrecken ließ. Sie waren ohne Harmonie mit der wirklichen Welt, nicht Teß selbst. Herumirrend zwischen den schlafenden Vögeln in den Hecken, lauernd auf die wild umherspringenden Kaninchen in einem vom Monde beschienenen Gehege oder stehend unter einem mit Fasanen bedeckten Baum schaute sie herab auf sich selbst wie auf ein Bild der Schuld im Reich der Unschuld. Ueberall machte sie einen Unterschied, wo keiner bestand; sie fühlte einen Gegensatz, wo sie ganz Uebereinstimmung war. Sie war dahin getrieben worden, ein herrschendes soziales Gesetz zu verletzen, aber kein Gesetz, das ihre Umgebung kannte, in der sie eine solche Anomalie zu sein glaubte.

III.

Es war ein nebeliger Morgen bei Sonnenaufgang im August. Die dichteren Dämpfe der Nacht teilten sich beim Angriff der wärmeren Lüfte und zogen sich in einzelnen Flocken in die Schluchten und Dickichte zurück, um später ins Nichts zu verschwinden.

Die Sonne hatte infolge des Nebels ein sonderbar gefühlvolles, eigenes Gesicht. Ihre Aussicht in Verbindung mit dem Mangel jeder menschlichen Gestalt auf der Scene, erklärte für einen Augenblick die Sonnenanbetung in früheren Zeiten. Man konnte zu der Ueberzeugung kommen, daß eine gesündere Religion niemals unter dem Himmel herrschend gewesen. Der leuchtende Körper da droben war ein goldhaariges, strahlendes, mildäugiges, Gott ähnliches Wesen, das in der Kraft und Sorglosigkeit der Jugend herabblickte auf die Erde, die ihm so viel Teilnahme entgegenbrachte.

Etwas später brach ihr Licht durch die Lücken der Fensterladen an den Bauernhäusern, warf rotsprühende Streifen auf die Wandbörte, Kommoden und anderen Möbel im Innern und weckte die Schnitter, welche nicht schon wach waren.

Von allen roten Dingen waren an diesem Morgen die glänzendsten zwei breite Arme von bemaltem Holz, welche sich am Rande eines gelben Kornfeldes in der Nähe des Dorfes Marlott erhoben. Mit zwei anderen darunter bildeten sie das bewegliche Malteserkreuz einer Mähmaschine, welche schon am Abend vorher auf das Feld gebracht worden war, damit sie für die Operationen des Tages bereit sei. Die Farbe, mit welcher man sie angestrichen hatte, intensiver durch das Licht der Sonne, gab ihnen ein Aussehen, als seien sie in flüssiges Feuer getaucht worden.

Das Feld war schon „geöffnet", das heißt ein Weg von einigen Fuß Breite war mit der Sichel im ganzen Umkreise des Feldes durch den Weizen gebahnt worden, um den Pferden und der Maschine einen Durchgang zu gewähren.

Zwei Gruppen, deren eine aus Männern und Burschen, deren andere aus Weibern bestand, waren gerade zur Stunde die Straße herabgekommen, als die Schatten des östlichen Heckenkopfes die westliche Hecke in der Mitte trafen, so daß die Häupter der Daherkommenden von der Sonne beschienen waren, während ihre Füße noch in Dämmerung sich befanden. Sie verschwanden von der Straße zwischen den beiden Steinpfosten, welche das nächste Feldthor flankirten.

Jetzt erhob sich drinnen ein Ticken wie das Liebeslied des Grashüpfers. Die Arbeit begann; eine Reihe von drei Pferden und das vorhin erwähnte lange doppelgliedrige Gerät wurde oberhalb des Thores sichtbar; ein Treiber saß auf einem der anziehenden Pferde und ein Wärter auf dem Sitz der Mähmaschine. Das ganze Fahrzeug bewegte sich die eine Seite des Feldes entlang, während die Arme des mechanischen Schnitters sich langsam umdrehten, bis es den Hügel hinab war und ganz aus dem Gesichtsfelde verschwand. Eine Minute später erschien es an der andern Seite des Feldes und kam in demselben gleichmäßigen Schritt wieder herauf. Der glitzernde Messingstern an der Stirn des Vorderpferdes fesselte zuerst das Auge, als es über den Stoppeln auftauchte, dann ein glänzender Arm nach dem andern und schließlich die ganze Maschinerie.

Der Stoppelweg, der das Feld einfaßte, wurde bei jeder Umfahrt breiter und das stehende Korn nahm ein immer kleineren Platz ein, je weiter der Morgen vorschritt. Hasen, Kaninchen, Schlangen, Ratten und Mäuse zogen sich tiefer in das Getreide zurück, ohne die ephemere Natur ihres Zufluchtsortes und das Schicksal zu ahnen, das ihnen im Laufe des Tages bevorstand. Die Maschine ließ den Weizen hinter sich in kleinen Haufen fallen, von denen jeder für eine Garbe genügte, und diese nahmen nun die nachfolgenden Binder in Arbeit. Einige von ihnen waren Männer in bunten Hemden und in Hosen, die durch Ledergürtel gehalten wurden, die meisten aber Frauen und diese die interessanteren durch den Reiz, den sie erhalten, wenn sie ein Stück oder auch nur ein Stückchen freier Natur werden und nicht bloß, wie gewöhnlich, hereingeschneit erscheinen. Ein Feldarbeiter ist ein Mensch auf dem Felde, eine Feldarbeiterin ist ein Stück des Feldes; sie hat irgendwie ihren Einband verloren, die Essenz ihrer Umgebung eingesogen und sich selbst mit dieser amalgamirt.

Die Frauen — oder besser Mädchen, denn die meisten waren jung — trugen Kattunhüte mit großen herabhängenden Flügeln, um die Sonne abzuwehren und Handschuhe, um ihre Hände gegen die Stoppeln zu schützen. Die eine trug eine hellrote Jacke, die andere ein crèmefarbiges Kleid mit engen Aermeln, die dritte einen Unterrock, der so rot war wie die Arme der Mähmaschine, andere, ältere zogen das rauchbraune „Wropper" vor, den altmodischen, aber geeignetsten Anzug der Feldarbeiterinnen, den die jungen aber verschmähten. An diesem Morgen kehrte das Auge unwillkürlich zu dem Mädchen mit der hellroten Jacke zurück, denn sie hatte die biegsamste und zierlichste Gestalt von allen. Ihr Hut ist aber so weit über ihre Stirn herabgezogen, daß von ihrem Gesicht, während sie bindet, nichts zu sehen ist, obgleich ihre Gesichtsfarbe sich vielleicht erraten läßt, aus den zwei oder drei Strähnen dunkelbraunen Haares, welche unter den Flügeln des Hutes sich hervorgestohlen haben. Eine Ursache, weshalb sie die Aufmerksamkeit auf sich zieht, liegt vielleicht darin, daß sie niemals darum wirbt, obgleich die anderen Frauen häufig um sich blicken.

Sie besorgte ihr Geschäft mit der Monotonie einer Uhr. Von der letzten Garbe nahm sie eine Handvoll Halme und schlug ihre Spitzen mit der flachen linken Hand, um sie gleich zu machen. Dann bückte sie sich und bewegte sich vorwärts, indem sie das Korn mit beiden Händen gegen ihr Knie preßte, steckte ihre linke Hand unter das Bündel, um der rechten an der andern Seite zu begegnen und hielt so die Garbe umfaßt wie einen Liebhaber. Dann brachte sie die Enden des Bandes zusammen, kniete auf der Garbe, während sie sie fest anzog und zusammenknüpfte. Ein kleiner Teil ihres nackten Armes wurde zuweilen sichtbar zwischen dem Büffelleder ihres Handschuhes und dem Aermel ihres Kleides; als der Tag vorschritt, wurde er in seiner weiblichen Zartheit durch die Stoppeln verletzt und blutete.

In einzelnen Zwischenräumen blieb sie stehen, um auszuruhen, ihren Rock in Ordnung zu bringen und ihren Hut gerade wieder aufzusetzen. Dann sah man das ovale Gesicht eines schönen jungen Weibes mit tiefschwarzen Augen und langen, schweren Locken, welche sich fest an alles anzuklammern schienen, was

ihnen begegnete. Ihre Wangen waren bleicher, die Zähne regelmäßiger und die roten Lippen dünner als man es bei Mädchen gewohnt ist, die bei Landbrot aufgezogen worden sind.

Die Arbeiterin ist Teß Durbeyfield, zuweilen auch D'Urberville genannt, ein wenig verändert — dieselbe und doch nicht dieselbe. Sie lebt auf der gegenwärtigen Stufe ihrer Entwicklung als Fremde und Andersgeartete hier, obgleich das Land, in welchem sie sich befindet, ihre Heimat ist. Nach langer Ueberlegung war sie zu dem Entschluß gekommen, in ihrem Geburtsort Arbeit außer dem Hause zu suchen; die geschäftigste Zeit des Jahres in der Landwirtschaft war gekommen und keine Beschäftigung im Hause lohnte sich so gut als die Hilfe bei der Ernte.

Die Bewegungen der anderen Frauen waren mehr oder weniger denen von Teß ähnlich; die ganze Schar verband sich bei ihrem Werk wie die von Tänzern zu einer Quadrille; jede stellte ihre Garbe aufrecht gegen die der anderen, bis ein Hause oder Hocken von zehn bis zwölf fertig war.

Man ging zum Frühstück, kam wieder und die Arbeit nahm ihren Fortgang. Als die Uhr auf elf ging, hätte jemand, der Teß aufmerksam beobachtete, vielleicht bemerkt, daß ihr Blick dann und wann sehnsüchtig dem Kamm des Hügels sich zuwandte, obgleich sie mit dem Binden niemals innehielt. Als die Stunde ihrem Ende nahe war, erhoben sich in der angedeuteten Richtung über der mit Stoppeln bedeckten Wölbung der Anhöhe die Köpfe einer Gruppe von Kindern im Alter von sechs bis vierzehn Jahren.

Ueber das Antlitz von Teß flog eine leichte Röte, aber ihre Arbeit unterbrach sie nicht.

Die Aelteste der Ankommenden, ein Mädchen, das mit einem dreieckigen, bis auf die Stoppeln herabhängenden Shawl bekleidet war, trug in ihren Armen etwas, das einer Puppe ähnlich sah, aber als ein Kind in langen Kleidern sich erwies. Ein anderes brachte etwas zum Essen. Die Erntearbeiter machten eine Pause, nahmen ihre Speisevorräte heraus und ließen an einem der Hocken sich nieder. Dann griffen sie zu, die Männer, indem sie einem Steinkrug frisch zusprachen und den Becher herum gehen ließen.

Teß Durbeyfield war eine der letzten gewesen, welche ihre Arbeit unterbrochen hatte. Sie setzte sich an das Ende des Weizenhockens und wendete ihr Gesicht etwas von den Gefährten ab. Als sie es sich bequem gemacht hatte, reichte ein Mann mit einer Hasenfellmütze und einem roten Taschentuch in seinem Gürtel, einen Becher mit Ale über den Kopf des Hockens ihr zu, um sie trinken zu lassen; sie nahm sein Anerbieten indes nicht an. Sobald sie ihr Lunch verzehrt hatte, rief sie ihre Schwester herbei und nahm ihr das Baby ab; froh von der Bürde befreit zu sein, eilte das Mädchen zum nächsten Hocken und gesellte sich zu den anderen Kindern, um mit diesen zu spielen. Teß knöpfte mit einer sonderbar heimlichen, doch anmutigen Bewegung, während ihr das Blut in die Wangen stieg, ihr Kleid auf und fing an das Kind zu stillen.

Die Männer, welche am nächsten saßen, wendeten ihr Gesicht beharrlich dem andern Ende des Feldes zu und einige fingen an zu rauchen; ein anderer streichelte mit einer gedankenlosen Zärtlichkeit den Krug, der nichts mehr hergab. Alle Frauen außer Teß begannen lebhaft sich zu unterhalten und richteten die verwirrten Haarknoten wieder her.

Als das Kind satt war, setzte es die junge Mutter aufrecht in ihren Schoß und schaukelte es, indem sie in die Ferne blickte, mit einer düstern Gleichgiltigkeit, die an Abneigung grenzte. Dann begann sie es plötzlich heftig zu küssen, als ob sie niemals wieder aufhören würde, bis es erschreckt über ihre Heftigkeit, die leidenschaftliche Zärtlichkeit mit Verachtung sonderbar verband, zu weinen anfing.

„Sie ist närrisch in das Kind da verliebt," bemerkte die Frau in dem roten Unterrock, „obgleich sie vorgeben möchte, daß sie es haßt und wünscht, sie und das Baby lägen auf dem Kirchhofe."

„Das wird sie bald nicht mehr sagen," antwortete die andere mit dem Büffelleder. „Gott, es ist erstaunlich, was man mit der Zeit aushalten lernt."

„Etwas mehr als Ueberredung ist wohl dabei gewesen bei der Geschichte, denke ich. Es gibt Leute, die haben während einer Nacht des vergangenen Jahres in The Chase ein Geschrei gehört. Wenn Leute vorbei gekommen wären, so hätte es einem gewissen Jemand schlecht ergehen können!"

„Jedenfalls ist es jammerschade, daß vor allen anderen es gerade sie getroffen hat. Aber es ist immer die Anständigste, die aufs Korn genommen wird! Die gewöhnlichen sind sicher wie die Kirchen — nicht, Jenny?"

Es war in der That jammerschade; selbst für den Feind war es unmöglich, etwas anderes zu fühlen als Mitleid und Bedauern, wenn er Teß da sitzen sah mit dem blumengleichen Munde und den großen, zärtlichen Augen, die weder blau, noch grau noch violett waren; sie hatte etwas typisch Frauenhaftes an sich; nur die leichte Sorglosigkeit des Charakters schien ein Erbteil ihrer Rasse.

Ein Entschluß, von dem sie selbst überrascht war, hatte sie zum erstenmal im Laufe mehrerer Monate ins Feld gebracht. Nachdem sie ihr zitterndes Herz mit jedem Mittel des Vorwurfs, das nur die Unerfahrenheit erdenken konnte, gequält und verwüstet hatte, war sie durch ihren gesunden Menschenverstand erleuchtet worden. Sie empfand, daß es gut sein

würde, sich wieder nützlich und um jeden Preis aufs neue unabhängig zu machen. Die Vergangenheit mußte vergangen sein; was auch geschehen sein mochte, es war nicht mehr zu ändern. Was auch die Folgen derselben sein würden, die Zeit mußte sich über ihnen schließen. Schon nach wenigen Jahren würde es sein, als sei nichts geschehen, und sie selbst beiseite geschoben und vergessen werden. Die Bäume aber grünten inzwischen weiter, die Vögel sangen und die Sonne schien ebenso klar als nur je vorher. Ihre Umgebung war durch ihren Gram nicht verdüstert und durch ihre Schmerzen nicht in Krankheit gestürzt worden.

Sie mochte eingesehen haben, daß das, was ihr Haupt so tief beugte — der Gedanke an die Meinung der Welt über ihre Lage — nichts als eine Täuschung war. Sie war für niemand eine Existenz, eine Erfahrung, eine Leidenschaft, ein Gefäß voll Empfindung als für sich selbst. Für alle Menschen um sie herum war sie nichts als ein vorübergehender, selbst für ihre Freunde nur ein häufiger wiederkehrender Gedanke. Wenn sie sich selbst Tag und Nacht unglücklich machte, so hatte dies nur den Gedanken und den Ausruf zur Folge: „Ach, sie macht sich selbst unglücklich!“ Wenn sie versuchte, lustig zu sein, alle Sorgen zu vergessen, sich am Tageslicht, an den Blumen, an ihrem Baby zu erfreuen, so gab ihnen dies nur den Gedanken ein: „Nun, sie trägt es leicht!“ Würde sie allein in einer Wüste, durch das, was sich mit ihr ereignet hatte, getroffen worden sein? Nicht sehr! Wenn sie nun gerade erschaffen worden wäre, um sich als Mutter kennen zu lernen ohne Mann, ohne Lebenserfahrung, würde sie dann in ihrer Lage eine Ursache zur Verzweiflung gefunden haben? Nein, sie wäre ruhig geblieben und hätte sich vielleicht darüber gefreut. Ihr Unglück lag in ihren konventionellen Anschauungen und nicht in dem ihr angeborenen Empfindungsleben.

Was Teß auch gedacht haben mochte, jedenfalls hatte irgend ein Geist ihr eingegeben, sich nett zu kleiden, wie sie es früher gethan hatte, und ins Feld hinaus zu gehen, wo Hände für die Ernte gerade sehr gesucht wurden. Sie durfte es thun, weil sie sich stets mit Würde benommen und den Leuten selbst dann mit Ruhe ins Gesicht geblickt hatte, wenn sie ihr Baby auf dem Arm hatte. —

Die Erntearbeiter erhoben sich aus dem Weizenhocken, reckten ihre Glieder und löschten ihre Pfeifen. Die Pferde, welche abgeschirrt und gefüttert worden waren, wurden wieder vor die scharlachfarbene Maschine gespannt. Teß, die ihr Mahl schnell verzehrt hatte, winkte ihrer ältesten Schwester zu kommen und das Kind hinwegzunehmen, ordnete ihr Kleid, zog ihre Lederhandschuhe wieder an, bückte sich und nahm ein Band von der zuletzt vollendeten Garbe, um die nächste damit zusammenzuschnüren.

Während des Nachmittags und des Abends ging es weiter wie am Morgen und Teß blieb bis zur Dunkelheit bei dem Haufen der Erntearbeiter. Dann fuhren sie auf einem sehr großen Wagen alle heim, begleitet von einem großen, trüben Monde, der ostwärts über dem Horizonte sich erhoben hatte und dem abgenutzten Antlitz irgend eines wurmstichigen toskanischen Heiligen auf Goldgrund sehr ähnlich sah. Teß' Gefährtinnen sangen Lieder und zeigten sich sehr teilnehmend und lustig darüber, daß sie sich draußen wieder sehen ließ, obgleich sie sich nicht enthalten konnten, in den Versen eine Ballade über ein Mädchen, das in den grünen heitern Wald ging und verwandelt zurückkam, einige übermütige Anspielungen zu machen. Es gibt Gegengewichte und Kompensationen im Leben; das Ereignis, welches Teß zu einer sozialen Warnung gemacht hatte, machte sie für den Augenblick ebenfalls für viele zu der interessantesten Person im Dorfe. Die Freundlichkeit derselben zog sie noch mehr von sich ab, ihre lebhafte Laune war ansteckend und machte auch Teß fast fröhlich.

Aber jetzt, da ihre moralischen Leiden schwanden, erhoben sich andere, welche von keinem sozialen Gesetz wußten und sie an ihrer natürlichen Seite packten. Als Teß heim kam, erfuhr sie zu ihrem Kummer, daß das Baby am Nachmittage plötzlich krank geworden sei. Ein solcher Zusammenbruch war wahrscheinlich gewesen, so zart und schwächlich war die Konstitution des Kleinen, aber das Ereignis schmetterte sie nichtsdestoweniger nieder.

Daß das Kind als ein Verbrechen gegen die gesellschaftliche Ordnung in die Welt gekommen, war von der jungfräulichen Mutter vergessen worden; ihre Seele hatte nur den einen Wunsch, das Leben des Kindes zu retten. Es wurde indes bald klar, daß die Stunde der Befreiung für den kleinen Gefangenen des Fleisches eher kam, als ihre schlimmsten Befürchtungen es ihr hatten als möglich erscheinen lassen. Als Teß dies entdeckte, verfiel sie in eine Traurigkeit, welche die über den Verlust des Kindes noch übertraf. Das Baby war noch nicht getauft worden.

Teß war in einen Gemütszustand hineingetrieben, in welchem sie die Betrachtung ganz widerstandslos hinnahm, daß, wenn sie zu leiden haben werde für das, was sie gethan habe, sie eben leiden müsse und auch das vorübergehen werde. Wie jedes Dorfmädchen, war sie in der heiligen Schrift wohl unterrichtet und hatte pflichteifrig die Geschichten von Aholah und Aholibah studirt und kannte die Folgerungen, welche aus ihnen gezogen wurden. Als aber diese Frage in Beziehung auf ihr Kind sich erhob, nahm sie eine ganz andere Farbe an. Ihr Liebling sollte sterben und nicht selig werden.

Es war fast Zeit zum Insbettgehen, dennoch eilte sie hinab und fragte, ob man nicht nach dem Pfarrer senden wolle. Zufällig traf es sich, daß der Stolz ihres Vaters auf den alten Adel seiner Familie auf seinem Höhepunkte und seine Empfindlichkeit über den Schimpf, welchen Teß diesem Adel angethan, am ausgeprägtesten war, denn er kehrte gerade von seiner wöchentlichen Zecherei in Rollivers Kneipe heim. Kein Pastor würde je in sein Haus kommen, erklärte er, um in seine Angelegenheiten hinein zu gucken gerade in einem Augenblick, wenn es zu ihrer Schande nötiger denn je geworden sei, sie zu verheimlichen. Er schloß die Thüre und steckte den Schlüssel in seine Tasche.

Die ganze Familie ging zu Bett und Teß, über alle Maßen traurig, zog sich ebenfalls zurück. Sie wachte, auch als sie sich niedergelegt hatte, weiter und entdeckte gegen Mitternacht, daß das Kind noch schlimmer geworden war. Augenscheinlich starb es — ruhig und schmerzlos, aber deshalb nicht weniger sicher.

Im Gefühl ihres Unglücks warf sie sich auf ihrem Bett hin und her. Die Uhr schlug eins; es war um jene feierliche Stunde, in welcher die Gedanken regellos kommen und gehen und die schlimmsten Möglichkeiten feststehende Thatsachen scheinen. Sie dachte an das Kind, daß es für den niedrigsten Winkel der Hölle bestimmt sei aus dem doppelten Grunde, weil es nicht getauft und nicht legitim sei, sah, wie der böse Feind es spießte mit seiner dreizackigen Gabel, ähnlich jener, die man an Backtagen gebrauchte, um den Ofen zu heizen, und fügte diesem Bilde noch viele seltsame und sonderbare Einzelheiten von Qualen hinzu, wie sie den Kindern in dieser christlichen Gegend gelehrt werden. Diese düstere Vorstellung regte ihre Phantasie in der Stille des schlafenden Hauses so gewaltig auf, daß ihr Nachtgewand von Schweiß dampfte und die Bettstelle von jedem Schlage ihres Herzens erschüttert wurde.

Der Atem des Kindes wurde schwerer und schwerer und die Seelenqual der Mutter wuchs. Es war nutzlos, das kleine Ding mit Küssen zu bedecken; Teß hielt es nicht länger aus im Bett und ging in fieberischer Aufregung im Zimmer auf und ab.

„O barmherziger Gott, habe Mitleid, habe Mitleid mit meinem armen kleinen Kinde!“ rief sie. „Richte deinen Zorn gegen mich, mehr als du für nötig hältst, aber habe Mitleid mit dem Kinde!“

Sie lehnte sich gegen eine Kommode, murmelte eine Weile unzusammenhängende Bitten vor sich hin, bis sie plötzlich auffuhr.

„Ach, vielleicht kann das Kind gerettet werden! Vielleicht wird es gerade dasselbe sein!“

Sie zündete ein Licht an und ging zu dem zweiten und dritten Bett an der Mauer und weckte alle ihre Brüder und Schwestern, die mit ihr dasselbe Zimmer teilten. Nachdem sie den Waschtisch vorwärts geschoben hatte, so daß sie dahinterstehen konnte, nahm sie etwas Wasser aus dem Krug, ließ die Kinder niederknieen und ihre Hände mit den Fingern senkrecht zusammenlegen. Während die Kinder kaum erwacht, von Ehrfurcht erfüllt durch ihre ganze Art und Weise, mit großen Augen in ihrer Stellung blieben, nahm sie das Baby vom Bett — das Kind eines Kindes, so unreif und klein, daß ihre Mutter kaum den mütterlichen Titel verdiente. Dann stellte sich Teß mit dem Kinde im Arm neben das Waschbecken, die nächste Schwester hielt das Gebetbuch offen vor sie hin, wie der Gehilfe es in der Kirche vor den Pfarrer hinhält und so schickte sie bekümmert sich an, die Taufe ihres Kindes vorzunehmen.

Ihre Gestalt schien ungewöhnlich groß und imponirend in ihrem langen weißen Nachtkleide, während eine dicke Flechte dunklen Haares auf ihrem Rücken bis zur Taille hinabhing. Das matte Licht der Kerze verbarg die kleinen Mängel ihrer Figur und ihrer Züge, welche die Sonne vielleicht enthüllt haben würde — die Stoppelrisse auf ihrem Unterarm und den müden Blick ihrer Augen — ihre große Begeisterung hatte einen verklärenden Einfluß auf ihr Gesicht, formte es zu idealer Schönheit und gab ihm einen Ausdruck von Würde, den man fast mit dem so häufig mißbrauchten Ausdruck königlich bezeichnen konnte.

Die Kleinen knieten mit schläfrigen Augen blinzelnd um sie herum und beobachteten alles, was sie that, voll Erwartung eines Wunders, das immer noch nicht eintreten wollte.

„Willst Du es wirklich taufen, Teß?“ fragte die Neugierigste.

Teß bejahte es ergriffen, mit tiefem Ernst.

„Welchen Namen wird es denn erhalten?“

Sie hatte an diesen noch nicht gedacht, aber beeinflußt durch eine Phrase in der Genesis, kam, als sie in der Taufhandlung vorschritt, ein bestimmter Name ihr ins Gedächtnis und so rief sie aus:

„‚Sorge‘, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes taufe ich Dich hiermit.“

Sie besprengte den Täufling mit Wasser, dann trat tiefes Schweigen ein.

„Sagt ‚Amen‘, Kinder!“

Gehorsam flüsterten die kleinen Stimmen „Amen“.

Teß fuhr fort:

„Wir nehmen dies Kind in unsere Gemeinschaft auf und zeichnen es mit dem Zeichen des Kreuzes.“

Sie tauchte ihre Hand in die Schüssel und machte mit ihrem Zeigefinger ein großes Kreuz auf den Körper des Baby, indem sie in den herkömmlichen Redewendungen fortfuhr bis zu seinem Kampf gegen Sünde, Welt und Teufel und daß es ein gläubiger

Soldat und Diener bis an das Ende seines Lebens sein solle. Sie schloß mit dem „Vaterunser"; die Kinder lispelten es nach, bis sie zuletzt ihre Stimmen erhoben und in dem tiefen Schweigen laut schallend „Amen" riefen.

Dann ließ ihre Schwester mit vermehrtem Vertrauen in die Wirksamkeit das Dankgebet folgen in dem kühnen, triumphirenden Mollton, den ihre Stimme annahm, wenn ihr Herz in ihren Worten lag, und den niemand vergaß, der ihn gehört hatte. Die Ekstase des Glaubens verklärte sie; ihr Antlitz strahlte in glühender Begeisterung und auf jeder Wange brannte ein roter Fleck. Die Kinder blickten mit immer wachsendem Staunen zu ihr auf und wagten nicht mehr zu fragen. Sie schien ihnen nicht mehr ihre Schwester zu sein, sondern ein großes, erhabenes, Ehrfurcht gebietendes Wesen — etwas Göttliches, mit dem sie nichts gemein hatten.

Der Feldzug der armen Sorge gegen Sünde, Welt und Teufel war verurteilt, von sehr beschränktem Glanz zu sein — zum Glück vielleicht für sie selbst, wenn man ihre ersten Tage in Betracht zog. In der Morgendämmerung atmete dieser gebrechliche Soldat und Diener zum letztenmal; als die anderen Kinder erwachten und erfuhren, was inzwischen sich zugetragen, weinten sie bitterlich und baten die Schwester, für ein anderes hübsches Baby Sorge zu tragen.

Die Ruhe, welche sich der jungen Mutter seit der Taufe bemächtigt hatte, blieb ihr auch bei dem Verluste ihres Kindes treu. Im Licht des Tages fühlte sie, daß ihre Schrecken über das Schicksal seiner Seele etwas übertrieben gewesen. Ob begründet oder nicht, jedenfalls fühlte sie keine Beschwerde mehr, da sie sich einredete, daß sie, wenn die Vorsehung einen solchen Akt der Annäherung nicht anerkennen sollte, keinen Wert zu legen brauche auf die Güte des Himmels, die durch diese Unregelmäßigkeit verloren gehen könne — und weder für sich noch für ihr Kind.

So schied Sorge, die Unerwünschte hinweg — jenes aufdringliche Geschöpf, jenes Bastardgeschenk der schamlosen Natur, welches das Zivilgesetz nicht respektirt hatte, für welches die Ewigkeit nichts war als eine Sache von Tagen, die solche Dinge wie Jahre und Jahrhunderte nicht kennen lernte, der das Innere einer Hütte das Universum, das Säuglingsalter die menschliche Existenz und der Instinkt zu saugen alles Wissen in sich schloß.

Teß, die über die Taufe viel nachdachte, hätte gerne gewußt, ob es der Lehre nach genügend sei, dem Kinde ein christliches Begräbnis zu geben. Aber niemand konnte ihr das sagen als der Pfarrer der Gemeinde, der erst vor kurzem gekommen und ein sehr zurückhaltender Mann war. Sie ging in der Dämmerung nach seinem Hause und blieb am Thor stehen, aber konnte nicht den Mut fassen, hinein zu gehen. Ihr Plan wäre unausgeführt geblieben, wenn sie der Pastor nicht zufällig getroffen hätte, als sie heimkehren wollte. Im Dunkel fürchtete sie sich nicht, frei zu sprechen.

„Ich möchte Sie gerne etwas fragen, Herr Pfarrer!"

Er gab seine Bereitwilligkeit zu erkennen, ihr zuzuhören, und sie erzählte ihm nun die Geschichte von der Krankheit des Kindes und seiner Taufe aus dem Stegreif.

„Können Sie mir jetzt sagen, Herr Pfarrer," setzte sie ernst hinzu, „ob es für das Kind dasselbe bedeutet, daß ich es getauft habe, als wenn Sie es gethan hätten?"

Nach dem natürlichen Gefühl eines Handelsmanns, der entdeckt, daß ein Geschäft, zu dem er hätte gerufen werden sollen, von seinen Kunden unter sich ungeschickt ausgeführt worden, war er zuerst geneigt, „Nein" zu sagen. Aber die Würde in der Erscheinung des Mädchens, die ungewohnte Zärtlichkeit in ihrer Stimme wirkten zusammen, um edlere Impulse in ihm wachzurufen — oder vielmehr jene, welche er zehn Jahre lang unterdrückt hatte, um den technischen Glauben auf seine Skeptik zu pflanzen. Der Mann und der Kleriker kämpften in ihm und der Mann siegte.

„Liebes Mädchen," antwortete er, „das ist gleich!"

„So werden Sie ihm ein christliches Begräbnis nicht verweigern?" fragte sie schnell.

Der Vikar fühlte sich in die Enge getrieben. Als er von der Krankheit des Babys gehört hatte, war er gewissenhaft nach Anbruch der Nacht zum Hause Durbeyfields gekommen, um den Kirchenbrauch zu vollziehen, und da er nicht wußte, daß die Weigerung, ihn hineinzulassen, nicht von Teß, sondern von ihrem Vater ausging, so konnte oder wollte er die Ausrede der zwingenden Not nicht anerkennen.

„Das ist etwas anderes," sagte er.

„Etwas anderes! Warum?" fragte Teß erregt.

„Ich würde es gerne thun, wenn nur wir beide in Frage kämen, aber ich darf es nicht — aus liturgischen Gründen!"

„Gerade dies einemal nicht?"

„Wirklich, ich darf nicht."

„O, Herr Pfarrer!" Teß ergriff seine Hand, während sie sprach.

Er entzog sie ihr und schüttelte den Kopf.

„Dann kann ich Sie auch nicht lieben und achten!" rief sie ausbrechend, „und niemals werde ich mehr zu Ihnen in die Kirche kommen!"

„Nicht so heftig, Teß!"

„Vielleicht ist es für mein Kind einerlei, ob Sie es thun oder nicht! Wird es dasselbe sein? Ich bitte Sie um Gottes willen, sprechen Sie nicht zu

mir wie der Heilige zu dem Sünder, sondern als Mensch zum Menschen!"

Zu sagen, wie der Vikar seine Antwort mit den klaren Verstandesbegriffen in Einklang brachte, an die er in solchen Angelegenheiten festzuhalten vorgab, geht über die Macht des Laien, aber er kann es entschuldigen. Etwas bewegt antwortete er also:

„Es ist einerlei!"

So wurde also das Baby in einer kleinen Bretterkiste, unter dem Shawl einer alten Frau, während der Nacht auf den Kirchhof getragen und bei Laternenlicht, gegen einen Schilling und eine Pinte Bier an den Totengräber in jenem elenden Winkel des Totenackers begraben, wo Gott nur Brennesseln wachsen läßt, und die ungetauften Kinder, die bekannten Trunkenbolde, die Selbstmörder und andere, wahrscheinlich zur Hölle Verdammten ihre letzte Ruhestätte finden. Trotz der unheimlichen Umgebung machte Teß ein kleines Kreuz aus zwei zusammengebundenen Holzleisten, und nachdem sie es mit Blumen geschmückt hatte, steckte sie es eines Abends, als sie, ohne gesehen zu werden, auf den Kirchhof kommen konnte, am Kopfende in den Grabhügel, und stellte einen Blumenstrauß in einem Gefäß mit Wasser an das andere Ende. Was machte es, daß an der Außenseite des Gefäßes ein aufmerksames Auge die Worte „Kealmolls Marmelade" entziffern konnte? Den Augen der mütterlichen Liebe verbarg sie eine Vision höherer Dinge.

IV.

„Durch Erfahrung entdecken wir," sagt Robert Ascham, „einen kurzen Weg durch eine lange Wanderung." Nicht selten macht uns jene lange Wanderung unfähig, noch weiter zu kommen; welchen Nutzen hat denn die Erfahrung für uns? Die Teß Durbeyfields war dieser Art. Schließlich wußte sie, was sie zu thun hatte, aber sie konnte mit ihrem Wissen nichts mehr anfangen.

Ohne Zweifel wäre Teß nicht getäuscht worden, wenn sie, bevor sie zu den D'Urbervilles ging, sich unter der Führung einiger kurzer gnomischer Texte und Phrasen, die ihr und der ganzen Welt bekannt sind, davon gemacht hätte. Aber es lag nicht in ihrer Macht und ebenso wenig in irgend jemandes Macht, die ganze Wahrheit dieser goldenen Lehren zu empfinden, während es möglich war, von ihnen Nutzen zu ziehen. Sie — und wie viele andere — würden mit dem heiligen Augustin ironisch zu Gott gesagt haben: „Du hast einen besseren Weg geraten als du erlaubt hast zu gehen!"

Teß blieb in ihres Vaters Haus während der Wintermonate, rupfte Gänse, stopfte Truthühner und Gänse oder machte Kleider für ihre Geschwister aus einigem Putz, den D'Urberville ihr geschenkt und den sie mit Verachtung beiseite gelegt hatte. Sich an ihn wenden, wollte sie nicht. Aber häufig hätte sie gerne ihre Hände hinter ihrem Kopf zusammengefaltet, und eifrig dachte sie nach, wenn sie am eifrigsten beschäftigt war.

Philosophisch gedachte sie der bemerkenswerten Daten, als sie im Umlauf des Jahres wieder kamen: der schrecklichen Nacht ihres Unglücks in Tantridge mit dem düstern Hintergrund von The Chase, der Tage, an denen ihr Kind geboren und gestorben, ihres eigenen Geburtstages und jedes andern Tages, der durch ein Ereignis, das sie betraf, ausgezeichnet war. Plötzlich dachte sie eines Nachmittags, als der Spiegel ihr ihre Schönheit vor Augen führte, an ein anderes Datum, das wichtiger für sie war, als alle vergangenen, an den Tag ihres Todes, an welchem alle diese Reize würden verlöscht sein, an den Tag, der stumm und still zwischen allen anderen Tagen des Jahres lag und doch sicher da war. Welcher war es? Warum fühlte sie keinen Schauder, wenn er im Laufe des Jahres über sie dahinging? Den Monat, die Woche, die Jahreszeit, das Jahr dieses Tages, der bestimmt war, ihre Endstation im Laufe der Zeiten zu werden — sie kannte sie nicht.

Fast mit einem Sprunge verwandelte Teß sich so aus einem einfachen Mädchen in ein vollendetes Weib. Zeichen des Nachdenkens gruben sich in ihr Gesicht ein und die Note eines tragischen Geschicks klang zuweilen wieder im Ton ihrer Stimme. Ihre Augen wurden größer und sprechender. Sie wurde das, was man ein schönes Geschöpf genannt haben würde; ihre Erscheinung war stolz und fesselnd, ihre Seele diejenige einer Frau, welche die turbulenten Erfahrungen der letzten ein oder zwei Jahre nicht hatten demoralisiren können. Nach der Meinung der Welt freilich würden diese Erfahrungen nichts als eine freie Erziehung gewesen sein.

Sie hatte sich so fern gehalten von jedermann, daß ihr Unglück, das niemals allgemein bekannt geworden, in Marlott fast schon vergessen war. Aber sie überzeugte sich mehr und mehr, daß sie sich in einem Orte niemals wieder wohl fühlen werde, in welchem es allgemein bekannt war, daß der Versuch ihrer Familie, ihre Verwandtschaft geltend zu machen und durch sie selbst mit den reichen D'Urbervilles in eine engere Verbindung zu treten, einen Fehlschlag erlitten hatte; jedenfalls mußte sie selbst es erst ungefähr vergessen haben. Sie hoffte noch, sie könnte in einem Winkel, der keine Erinnerungen in ihr wach rief, noch glücklich werden. Der Vergangenheit und allem, was ihr anhaftete, zu entfliehen, hieß deshalb sie auslöschen, und um dies zu erreichen, mußte sie fortgehen.

Sie wartete lange, ohne aufs neue eine günstige Gelegenheit auf Beschäftigung außerhalb ihres

Heimatsortes zu finden. Ein ungewöhnlich schöner Frühling brach an und die Knospen begannen bereits zu treiben; das machte sie unruhig, wie es die wilden Tiere unruhig machte, und steigerte ihren Wunsch, fortzukommen, bis zur Leidenschaft.

Zuletzt kam eines Tages Anfang Mai ein Brief von einem früheren Freunde ihrer Mutter, einem Meiereibesitzer, den sie niemals gesehen und an den sie sich lange vorher gewendet hatte, an sie mit der Nachricht, daß in seiner Milchwirtschaft noch ein Milchmädchen fehle und daß er froh sein werde, ihre Hilfe während der Sommermonate genießen zu können, wenn sie inzwischen nichts gefunden habe.

Es war nicht so weit entfernt, als sie gewünscht hätte, aber da der Radius ihrer Bewegung und ihres Rufes nur kurz war, so mochte es immerhin weit genug sein. Für Leute aus beschränkter Sphäre werden Weiler zu Gemeinden, Kirchspiele zu Grafschaften, Grafschaften zu Provinzen und Königreichen.

Ueber einen Punkt stand ihr Beschluß fest: In den Träumen und Entschlüssen ihres neuen Lebens sollten die D'Urberville Luftschlösser keinen Platz mehr haben. Sie wollte Teß, das Milchmädchen, sein, weiter nichts. Ihre Mutter kannte ihre Empfindungen über diesen Punkt so genau, daß sie, obgleich kein Wort mehr darüber zwischen ihnen gewechselt worden war, auf ihre ritterlichen Vorfahren dennoch niemals mehr anspielte.

Es entspricht indes dem Widerspruch in der menschlichen Natur, daß eins der Interessen, das der neue Platz für sie hatte, darin bestand, daß er zufällig nahe bei der Heimat ihrer Vorfahren lag (denn diese stammten nicht aus Blakemoor, obgleich ihre Mutter eine Tochter dieses Thales bis in die Fingerspitzen war). Die Milchwirtschaft, Talbothays mit Namen, für welche sie engagirt war, befand sich nicht weit von einigen der früheren Güter der Familie D'Urberville, neben den Familiengräbern ihrer Großmütter und deren mächtigen Gatten. Es stand ihr frei, jeden Augenblick zu ihnen hinüber zu schauen und zu denken, nicht nur, daß D'Urberville wie Babylon gefallen sei, sondern auch, daß die Unschuld eines geringen Nachkommen ebenso in der Stille zu Grunde gehen konnte. Stets war sie voll Erwartung, ob nicht doch aus ihrem Aufenthalt in der Heimat ihrer Voreltern etwas Gutes für sie sich ergeben werde; und eine kleine Ermutigung quoll aus diesem Gedanken automatisch in ihr auf, wie der Saft in den Zweigen. Es war die unverbrauchte Jugend, die sich aufs neue nach ihrem vorübergehenden Fall in ihr erhob, neue Hoffnungen mit sich brachte und den unbesiegbaren Trieb nach Selbstzufriedenheit neu belebte.

Drittes Buch.

I.

An einem Maimorgen, an welchem der Thymian duftete und die Vögel lockten, verließ Teß, zwei bis drei Jahre nach ihrer Rückkehr von Trantridge — einsame Jahre, in welchen sie sich beruhigt und erholt hatte — zum zweitenmal ihre Heimat.

Nachdem sie ihre Sachen gepackt hatte, so daß sie ihr später nachgesendet werden konnten, fuhr sie in einem Mietwagen nach Stourcastle, entgegengesetzt der Richtung, in welcher ihre erste Abenteuerfahrt sich bewegt hatte. An der Wendung des Weges auf dem nächsten Hügel schaute sie, trotzdem sie so große Sehnsucht gehabt hatte, fort zu kommen, schmerzbewegt auf Marlott und ihr Elternhaus zurück.

Ihre Verwandten dort würden wahrscheinlich ihr tägliches Leben wie bisher fortsetzen, ohne sich in ihrem Wohlbefinden durch ihre Abwesenheit stören zu lassen. In einigen Tagen würden die Kinder lustig wie vorher in ihren Spielen fortfahren, ohne sie zu entbehren. Gerade der jüngeren Kinder wegen hatte sie es für vorteilhaft gehalten, zu gehen; wäre sie geblieben, so hätten sie wahrscheinlich weniger Nutzen gehabt von ihren Lehren als Schaden durch ihr Beispiel.

Ohne sich aufzuhalten ging sie durch Stourcastle bis zu einem Kreuzweg, wo sie den Karren eines Fuhrmanns erwarten konnte, der dem Südwesten zufuhr; denn Eisenbahnen, welche diesen Teil des Landes mit der Welt in Verbindung gebracht hätten, gab es damals noch nicht. Während sie noch wartete, kam ein Farmer in einem Korbwagen daher, der in der Richtung fuhr, die sie einzuschlagen hatte. Obgleich er ihr fremd war, nahm sie seine Einladung, neben ihm Platz zu nehmen, dennoch an und übersah es, daß sein Anerbieten nichts als ein Tribut war, den er ihrem Aussehen darbrachte. Er fuhr nach Weatherbury und wenn sie ihn bis dahin begleitete, so konnte sie den Rest des Weges zu Fuß gehen, anstatt den Fuhrmannskarren zu benutzen.

Teß hielt sich nach der langen Fahrt in Weatherbury nicht länger auf, als um in einem Hause, an welches der Farmer sie empfohlen hatte, zu Mittag ein einfaches Mahl einzunehmen. Dann ging sie zu Fuß mit ihrem Korbe in der Hand weiter, um das weite Heidehochland zu erreichen, welches diesen Distrikt von den niedrig liegenden Wiesen des Thales scheidet; dort lag die Meierei, welche das Ziel und Ende ihrer Pilgerfahrt vorstellte.

Teß hatte diesen Teil des Landes vorher niemals besucht und dennoch kam ihr die Landschaft vertraut vor. Nicht sehr weit entfernt konnte sie zu ihrer Linken einen schwarzen Fleck in der Scenerie unterscheiden, und auf ihre Fragen fand sie ihre Voraus-

setzung bestätigt, daß es Bäume seien, welche die Umgebung von Kingsbere markirten, jenes Kingsberes, in dessen Kirche die Gebeine ihrer Vorfahren — ihrer nutzlosen Vorfahren — begraben lagen.

Sie hegte jetzt keine Bewunderung mehr für sie; sie haßte sie fast; nichts von allem, was sie besessen, hatten sie ihr hinterlassen — nichts als ein altes Siegel und einen Löffel. „Pah," rief sie, „ich habe ebenso viel von Mutter in mir als von Vater! Alles, was hübsch an mir ist, kommt von ihr, und sie war nichts als ein Milchmädchen."

Die Tour über die dazwischen liegenden Hochlandstrecken und die Niederung von Egdon war, als sie diese erreicht hatte, schwieriger als irgend ein anderer Teil des Weges, obgleich die Entfernung nur wenige Meilen betrug. Nachdem sie verschiedenemale fehl gegangen, fand sie sich nach zwei Stunden auf dem Gipfel einer Anhöhe, der das langgestreckte Thal beherrschte, jenes Thal der großen Milchwirtschaften, jenes Thal, in welchem Milch und Butter fließt, die grüne Ebene, welche durch den Fluß Var oder Froom so reichlich bewässert wird.

Es war wesentlich verschieden vom Blackmoorthal, jenem Thal der kleinen Milchwirtschaften, in welchem sie, abgesehen von ihrem unglücklichen Aufenthalt in Trantridge, ausschließlich gelebt hatte. Die Welt war hier nach einem größeren Muster zugeschnitten. Die Gehege umfaßten fünfzig Acres statt zehn, die Farmen waren ausgedehnter, die Viehgruppen bildeten hier ganze Stämme, dort nur Familien. Diese Myriaden von Kühen, die sich unter ihren Augen vom fernen Osten bis zum fernen Westen erstreckten, hatte sie bisher mit einem Blick ihres Auges nie überschaut. Die grünen Wiesen waren so dicht damit gesprenkelt, wie eine Leinwand von Alsloot oder Sallaert mit Bürgern. Die reiche Farbe der roten und braunen Kühe sog das Licht der Abendsonne ein, während die weißen Tiere es in fast blendenden Strahlen zurückwarfen — selbst bis zu ihrer fernen Höhe.

Die Vogelperspektive vor ihr war vielleicht nicht so bestechend schön als die andere, welche sie so wohl kannte, aber sie war lieblicher. Es fehlte die intensiv blaue Atmosphäre des rivalisirenden Thales, sein schwerer Boden und seine Düfte; aber hier war die Luft klar, erquickend und ätherisch. Der Fluß selbst, welcher das Gras und die Kühe dieser berühmten Meiereien nährte, floß nicht wie die Wasserläufe in Blackmoor. Diese waren seicht, ruhig, häufig trübe und flossen über Betten von Schlamm, in welchen der Unvorsichtige einsinken und unversehens verschwinden konnte. Die Gewässer des Var waren klar, wie der Fluß des Lebens, von dem der Evangelist spricht, schnell, wie der Schatten einer Wolke, mit kiesigen Untiefen, die den ganzen Tag lang zum Himmel empor plauderten. Dort war die Wasserblume die Lilie, hier der Hahnenfuß.

Entweder die Veränderung in der Luft oder das Gefühl, inmitten einer neuen Umgebung zu sein, wo kein mißgünstiges Auge auf ihr weilte, feuerte Teß' Mut wunderbar an. Ihre Hoffnungen mischten sich mit dem Sonnenschein zu einer idealen Lichtsphäre, als sie dem sanften Südwind entgegen ihren Weg fortsetzte. Sie hörte eine freundliche Stimme in jedem Lufthauch und aus dem Gesange jedes Vogels schien die Freude ihr zuzulächeln.

Ihr Gesicht hatte sich zuletzt verändert mit den wechselnden Regungen ihres Gemütes und hatte ein bald anziehendes, bald gewöhnliches Gepräge gehabt, je nachdem frohe oder ernste Gedanken sie bewegten. An einem Tage hatte sie rot und frisch ausgesehen, an einem andern bleich und tragisch. Wenn ihre Farbe gesund war, empfand sie weniger als wenn sie bleich aussah; ihre Schönheit wuchs mit der Ruhe ihres Gemütes und verlor, wenn sie sich aufregte. Jetzt kehrte sie dem Südwinde ihr Feiertagsgesicht entgegen auf dem Gipfel seiner Schönheit.

Das unwiderstehliche, allgemeine und automatische Streben nach Freude und Vergnügen, das jedem Geschöpf vom kleinsten bis zum höchsten innewohnt, war schließlich auch über Teß Herr geworden.

Da sie noch ein junges Weib von zwanzig Jahren war und nie aufgehört hatte, an Seele und Geist zu wachsen, so hatte unmöglich irgend ein Ereignis einen so tiefen Eindruck auf sie machen können, daß es mit der Zeit nicht verblaßt wäre. Und so hoben sich ihr Mut, ihre Dankbarkeit und ihre Hoffnungen höher und höher. Sie stimmte verschiedene Balladen an, aber sie fand sie ihrer Stimmung nicht entsprechend, bis ihr der Psalm einfiel, den sie am Sonntag Morgen, bevor sie vom Baum der Erkenntnis gegessen, so oft mit den Augen überflogen hatte, und sie mit lauter Stimme sang: „O, ihr Sonne und Mond, o ihr Sterne, ihr grünen Pflanzen auf Erden, ihr Scharen in der Luft, ihr wilden und zahmen Tiere, ihr Kinder der Menschen, segne euch Gott, lobt ihn und preist ihn immerdar!"

Sie hielt plötzlich inne und murmelte: „Aber vielleicht kenne ich bis jetzt Gott gar nicht!"

Und wahrscheinlich war die halb unbewußte Rhapsodie eine fetischtische Aeußerung einer monotheistischen Richtung. Frauen, deren Hauptgefährten die Formen und Kräfte der freien Natur sind, behalten in ihrer Seele weit mehr von der heidnischen Phantasie ihrer entfernten Vorfahren als von der systematischen Religion, die ihrer Rasse erst zu späterer Zeit beigebracht worden ist. Teß fand indes zuletzt den entsprechenden Ausdruck für ihre Empfindungen in dem alten Benedicite, das sie von Kindheit an gelispelt hatte; und das war genug. Teß wünschte wirklich

aufrecht zu gehen, während ihr Vater nichts derart that; sie ähnelte ihm indes in der Befriedigung durch unmittelbare und kleine Werke, während sie keine Neigung für mühevolle Anstrengungen hatte, um solche kleine soziale Fortschritte zu erzielen, die einer so schwer belasteten Familie, wie die der ehemals so mächtigen D'Urbervilles, allein erreichbar waren.

Die Energie ihrer mütterlichen, unverbrauchten Familie, wie die ihrer zwanzig Jahre belebte sich nach der Erfahrung, welche sie so lange zu Boden gedrückt hatte, aufs neue. Guter Laune und neuen Lebensmutes voll stieg sie die Abhänge von Egdon tiefer und tiefer zu der Meierei, dem Ziel ihrer heutigen Pilgerfahrt, hinab.

Die angedeuteten Unterschiede zwischen den wetteifernden Thälern machten sich jetzt bemerkbar. Das Geheimnis von Blackmoor konnte man am besten von den umliegenden Höhen aus entdecken; um das Thal, das jetzt vor Teß sich ausbreitete, kennen zu lernen, war es notwendig, auf seinen Thalboden hinab zu steigen. Als Teß dies Kunststück fertig gebracht hatte, befand sie sich in einer Ebene, die sich nach Ost und West so weit ausstreckte, als das Auge nur reichte.

Der Fluß hatte von den höher liegenden Flächen all dies ebene Land gestohlen und in kleinen Teilen ins Thal hinab gebracht; ermüdet, gealtert und geschwächt floß er jetzt in Serpentinen mitten durch seine frühere Beute.

Ungewiß über die Richtung, welche sie einzuschlagen habe, stand Teß jetzt still auf der sie umgebenden Ausdehnung grüner Flachheit, wie eine Fliege auf einer Billardtafel von unbegrenzter Länge und von nicht mehr Bedeutung für ihre Umgebung als eine Fliege. Der einzige Effekt, den ihre Gegenwart in dem friedlichen Thal hervorgebracht hatte, bestand darin, das Gemüt eines einsamen Reihers aufzuregen, welcher jetzt, nachdem er nicht ferne von ihrem Pfad auf den Boden sich herabgelassen hatte, mit gerecktem Halse dastand und zu ihr herübersah.

Plötzlich erhob sich in allen Teilen des Niederlandes ein langes, stets sich wiederholendes Gebrüll: „Waauh, Waauh, Waauh!"

Vom fernsten Osten bis zum fernsten Westen breitete der Ruf wie durch Ansteckung sich aus, hie und da begleitet vom Gebell der Hunde. Der Lärm bedeutete nicht, daß das Thal die Ankunft der schönen Teß gewahr geworden, sondern es war das gewöhnliche Zeichen, daß die Melkzeit gekommen; es war halb fünf Uhr — die Zeit, wenn die Melkerinnen anfangen, die Kühe einzutreiben.

Die nächsten rot und weiß gefleckten Herden, die phlegmatisch auf den Ruf gewartet hatten, trabten jetzt den Ställen im Hintergrunde zu, ihre großen, milchgefüllten Euter im Schritt unter sich hin und her schwingend. Teß folgte ihnen als Nachtrab und betrat den Pferch durch das offene Thor, durch welches auch sie eingetreten waren. Lange, mit Stroh gedeckte Schuppen erstreckten sich rund um den eingefriedigten Platz, deren hölzerne Pfosten durch die Flanken unzähliger Rinder glänzend glatt gerieben worden waren. Zwischen den Pfosten standen die milchgebenden Kühe, die im gegenwärtigen Augenblick einem aufmerksamen Auge als ein Kreis zwischen zwei Ständern erschienen, unter deren Mittelpunkt ein Schwanz wie ein Pendel sich hin und her bewegte, während die Sonne, hinter dieser geduldigen Reihe sich verbergend, ihre Schatten genau nach innen auf die Mauer abzeichnete. Es waren die weniger ruhigen Kühe, die hier eingestellt wurden. Diejenigen, welche freiwillig still standen, wurden mitten im Hofe gemolken, wo viele dieser besser gearteten ruhig warteten — sämtlich ausgezeichnete Milchgeberinnen, wie sie außerhalb des Thales nur selten gesehen werden und auch innerhalb desselben nur selten, genährt durch das saftige Futter, welches die feuchten Wiesen in dieser besten Zeit des Jahres hervorbringen. Diejenigen, welche weiße Flecke hatten, warfen den Sonnenschein in blendendem Glanz zurück und die polirten Messingknöpfe auf ihren Hörnern glitzerten. Ihre dickgeaderten Euter hingen schwer herab wie Sandsäcke und streckten ihre Zitzen aus wie ein Zigeunertopf seine Beine; und während jedes Tier darnach strebte, seiner Last ledig zu werden, begann die Milch bereits zu fließen und fiel in Tropfen auf die Erde.

II.

Die Milchmädchen und Knechte eilten bei der Ankunft der Kühe von den Wiesen, aus den Häusern und Molkereien herbei — die Mädchen in Holzschuhen, nicht in Rücksicht auf das Wetter, sondern um ihre Schuhe vor dem Schmutz des Hofes zu bewahren. Jede Melkerin setzte sich auf ihren dreibeinigen Schemel, wandte den Kopf seitwärts und preßte ihre rechte Wange gegen die Kuh; alle sahen neugierig an den Flanken des Tieres entlang Teß entgegen, als diese jetzt näher kam. Die Melker sahen mit niedergeschlagener Hutkrämpe zu Boden und bemerkten sie nicht.

Einer von diesen war ein handfester Mann mittleren Alters, dessen langer weißer Hürdenkittel etwas feiner und reiner aussah als diejenigen der anderen, und dessen Jacke unter demselben einen repräsentableren Eindruck machte; es war war der Meister-Milchmann, den sie suchte. Sein doppelter Charakter als der eines schwer arbeitenden Melkers und Buttermachers während der sechs Tage der Woche und eines Stutzers, der am siebenten in glänzendem Tuch mit

seiner Familie in die Kirche ging, war ihm so markant aufgeprägt, daß er den schönen Vers:

„In der ganzen Woch'
Ist er Milchmann Dick,
Am Sonntag jedoch
Herr Richard Crick" —

inspirirt hatte. Sobald er Teß entdeckte, ging er auf sie zu.

Die meisten Milchleute haben eine quere Art und Weise während der Melkzeit, zufällig war aber Herr Crick froh, eine neue Hilfe zu gewinnen — denn es gab gerade jetzt viel zu thun — und nahm sie sehr freundlich auf. Nachdem er sich nach ihrer Mutter und allen anderen Glieder ihrer Familie erkundigt hatte, unterbrach er sich und sagte:

„O ja, als dummer Junge habe ich Ihre Mutter sehr gut gekannt, ich habe auch von ihrer Heirat gehört, seitdem aber nichts mehr. Eine alte Frau von neunzig Jahren, die hier lebte, aber längst tot ist, erzählte mir einmal, daß die Familie, in die Ihre Mutter im Blackmoorthal hineingeheiratet hat, ursprünglich aus diesem Teil des Landes stammt, von alter Rasse, aber ganz zu Grunde gegangen ist. Gott, ich legte dem Geschwätz der alten Frau nicht viel Wert bei."

„O nein," erwiderte Teß, „das ist von keinem Wert."

Das Gespräch wendete sich darauf dem Geschäftlichen zu.

„Sie können sie also rein ausmelken, Kind? Ich weiß nicht, meine Kühe nehmen um diese Zeit des Jahres so zu!"

Sie beruhigte ihn über diesen Punkt, während er aufmerksam an ihr auf und nieder sah. Sie hatte sich meistens im Hause aufgehalten und ihr Aussehen war zart und gepflegt.

„Ganz sicher? Können Sie es wirklich aushalten?" fragte er. „Es ist eine gute Arbeit für reiches Volk, aber wir leben hier nicht in einem Paradiese."

Sie erklärte, daß sie es schon aushalten werde, und ihr Eifer und ihre Willigkeit schienen ihn zu unterjochen.

„Gut, ich nehme an, daß Sie irgend etwas zum Essen oder Trinken nötig haben werden, nicht? Noch nicht? Nun, ganz wie Sie wollen. Wenn ich es wäre, der eine so weite Reise hinter sich hätte, ich würde trocken sein wie ein Zwieback und hungrig wie ein Wolf."

„Ich will gleich anfangen zu melken, um Hand anzulegen!" entgegnete Teß.

Zur großen Ueberraschung oder man konnte fast sagen Verachtung des Molkereibesitzers Crick nahm Teß als Erfrischung nur etwas Milch, die ihm offenbar noch niemals als ein genießbarer Trank erschienen war.

„Nun, meinetwegen," sagte er gleichgiltig, indem er ihr den Eimer hinhielt, aus dem sie geschöpft hatte, „wenn Sie es mögen, nehmen Sie so viel Sie wollen. Ich habe Milch seit Jahren nicht mehr angerührt; sie würde mir wie Blei im Magen liegen. Fangen Sie hier nur mit dieser an," fuhr er, auf die nächste Kuh zeigend, fort. „Nicht, weil sie die Milch schwer hergibt! Wir haben, wie andere auch, leicht und schwer zu melkende Kühe. Sie werden schon bald dahinter kommen, wie es sich damit verhält."

Als Teß ihren Hut mit einer Haube vertauscht hatte, wirklich auf ihrem Schemel unter der Kuh saß und die Milch unter ihren Händen in den Eimer quirlte, schien sie zu fühlen, daß sie für ihre Zukunft eine neue Grundlage gefunden habe. Diese Ueberzeugung erhöhte ihre gute Laune, ihre Pulse schlugen lebhafter und fröhlich schaute sie um sich.

Die Melker bildeten ein ganzes Bataillon von Männern und Weibern; jene hatten es mit den eigensinnigen Tieren, diese mit den sanfter gearteten zu thun. Es war eine große Milchwirtschaft und mehr als hundert Milchkühe standen alles in allem unter Cricks Herrschaft. Von der Herde melkte der Meister-Mitchman nsechs bis acht mit eigener Hand, wenn er nicht von Hause abwesend war, und diese waren die am schwersten zu melkenden von allen; denn seine Tagesmelker waren mehr oder weniger zufällig gemietet und ihnen wollte er dies Halbdutzend nicht anvertrauen, weil sie sie aus Gleichgiltigkeit vielleicht nicht rein ausmelkten, und auch den Mädchen nicht, damit sie aus Mangel an Kraft in den Fingern nicht mit dem Resultat in denselben Fehler fielen, daß die Kühe vor der Zeit trocken würden. Nicht der augenblickliche Verlust war hier maßgebend, sondern der Endeffekt, daß die Kühe, je weniger Milch man ihnen entzog, um so mehr die Fähigkeit verloren, Milch zu geben.

Nachdem Teß sich unter ihre Kuh gesetzt hatte, schwieg eine Weile die Unterhaltung in der Hürde und kein Ton unterbrach das Geräusch, welches das Rauschen der Milch in den zahllosen Eimern verursachte, ausgenommen einen Ausruf an ein oder das andere Tier, sich herum zu drehen oder still zu stehen. Die einzigen Bewegungen, welche sichtbar wurden, waren diejenigen der Melker mit ihren Händen auf und ab und die Schwingungen der Kuhschwänze. So arbeiteten alle darauf los, umschlossen von der großen, flachen Wiese, welche sich von dem einen Abhang des Thales bis zum andern erstreckte — eine flache Landschaft, wie man sie auf alten, lang vergessenen Bildern sieht und im Charakter ohne Zweifel sehr verschieden von den Landschaften, welche man heute komponirt.

„Meiner Meinung nach," sagte der Milchbauer, indem er plötzlich die Kuh, welche er soeben aus-

gemolken hatte, verließ und mit dem dreibeinigen Stuhl und dem Eimer zu dem nächsten schwergebenden Tier sich begab, „meiner Meinung nach geben die Kühe heute nicht so viel Milch als gewöhnlich. Wenn Winzer anfängt, so zurückzugehen wie heute, so wird es bis Mitte Sommer nicht mehr nötig sein, sich mit ihr abzuquälen."

„Das kommt daher, weil eine fremde Hand unter uns ist," sagte Jonathan Kail. „Ich habe so etwas schon vorausgesehen."

„Sicher. So wird es sein. Ich habe nicht daran gedacht."

„Man sagt, daß sie die Milch bei solchen Gelegenheiten in die Hörner aufziehen," fiel eine Milchmagd ein.

„Nun," erwiderte Meier Crick unentschieden, „ob sie die Milch in die Hörner ziehen, kann ich nicht sagen, nein, nein — das könnte ich nicht. Aber daß Kühe, die keine Hörner haben, sie auch aufziehen, das weiß ich. Weißt Du vielleicht, Jonathan, wo die ungehörnten Kühe damit bleiben? Warum geben die ungehörnten Tiere weniger Milch im Jahr als die gehörnten?"

„Ich weiß es nicht," antwortete das Mädchen. „Ja, woher kommt es?"

„Weil es nicht so viele von ihnen gibt," erwiderte der Meier trocken. „Aber mag es nun kommen, woher es will, diese Biester da halten heute sichertlich ihre Milch zurück. Leute, wir müssen einen oder zwei Verse loslassen — das ist das beste Mittel dagegen."

Man hört oft Gesang in den Milchwirtschaften, um die Kühe zu beruhigen, wenn sie durch gewisse Zeichen vermuten lassen, daß sie ihr gewöhnliches Quantum Milch nicht hergeben wollen. Die ganze Melkergesellschaft brach deshalb bei dieser Gelegenheit in einen lauten Gesang aus. Der Vortrag war sehr eintönig, das ist wahr, und nicht sehr lebhaft, aber er hatte ihrem eigenen Glauben gemäß während der Fortsetzung des Gesanges einen entschiedenen Erfolg. Als vierzehn bis fünfzehn Verse der lustigen Ballade über einen Mörder, der sich fürchtete, im Dunkeln zu Bett zu gehen, weil er gewisse Schwefelflammen rund um sich herum auftauchen sah, gesungen waren, sagte einer der Knechte:

„Es wäre gut, wenn ein Gesang in gebückter Stellung nicht so viel Wind verschlingen würde. Sie sollten einmal Ihre Harfe nehmen, Herr, obgleich eine Fiedel am besten ist!"

Teß, welche aufmerksam zugehört hatte, glaubte, daß diese Worte an den Meier gerichtet waren, irrte sich aber. Eine Antwort in Gestalt eines: Warum? klang, als es still wurde, unter dem Bauche einer schwarzbraunen Kuh weg vom Stall her in den Hof hinaus; sie rührte von einem Melker her, den sie bisher noch nicht bemerkt hatte.

„Ja, es geht nichts über eine Fiedel," sagte der Meier, „obgleich ich glaube, daß Stiere mehr durch Musik beeinflußt werden als Kühe. Einst war ein alter Mann, Wilhelm Dewy mit Namen, nach Mellstock hinübergegangen; ich kannte ihn dem Aussehen nach so gut als meinen eigenen Bruder, wie man zu sagen pflegt. Gut, dieser Mann kam heim von einer Hochzeit, wo er die Fiedel gespielt hatte, bei schönem Mondschein; und um Zeit zu ersparen, nahm er einen Richtweg über ein Feld, wo ein Bulle graste. Der Bulle sah Wilhelm und rannte mit gesenkten Hörnern hinter ihm drein. Wilhelm rannte ebenfalls so gut er konnte, aber, obgleich er wenig getrunken hatte — in Anbetracht dessen wenigstens, daß er von einer Hochzeit kam und Musiker war — so mußte er dennoch bald einsehen, daß er die Einfriedigung nicht rechtzeitig erreichen werde, um sich retten zu können. Gut, zuletzt fiel ihm ein, die Fiedel herauszuziehen und einen Jig aufzuspielen, indem er sich nach dem Stier umwandte und sich seinen Hörnern entgegenstellte. Der Stier beruhigte sich und stand still, die Augen fest auf Wilhelm Dewy gerichtet, der ruhig weiter spielte, bis eine Art Lächeln sich über das Gesicht seines Verfolgers stahl. Kaum hatte aber Wilhelm aufgehört mit seinem Spiel und sich umgewendet, um über die Hecke zu klettern, als auch der Bulle sein Lächeln aufsteckte und seine Hörner senkte bis dorthin, wo Wilhelms Allerwertester begann. Gut, Wilhelm mußte sich also umwenden und weiter spielen, willst du nicht, so kannst du nicht; es war bereits gegen drei Uhr und er wußte, daß in den nächsten Stunden niemand diesen Weg kommen werde, und er war so schwach und erschöpft, daß er nicht mehr wußte, was er thun solle. Als er bis gegen vier Uhr gekratzt hatte, fühlte er, daß er es wirklich bald würde aufgeben müssen und sagte zu sich selbst: ‚Es steht nur noch diese letzte Melodie zwischen mir und der Ewigkeit; der Himmel helfe mir oder ich bin ein gelieferter Mann!' Dann rief er sich ins Gedächtnis zurück, wie er die Herde am Weihnachtsabend in der Stille der Nacht hatte knieen sehen. Es war nicht der heilige Abend, aber es fiel ihm ein, er könne ein Stückchen darüber dem Stier vorspielen. Er begann die Weihnachtsscenen zu spielen, und was geschah? Hol mich der Kuckuck, der Bulle kniete in seiner Dummheit nieder gerade als ob Weihnachtsabend und die rechte Stunde sei. Kaum lag der gehörnte Freund auf seinen beiden krummen Knieen, als Wilhelm Kehrt machte, davoneilte wie ein Windhund und gerettet über die Hecke setzte, bevor der betende Bulle wieder auf seine Füße gesprungen und hinter ihm her gesaust war. Wilhelm pflegte zu sagen, daß er häufig genug einen Mann ein dummes Gesicht habe machen sehen, aber niemals ein so

dummes', wie der Bulle es machte, als er entdeckte, daß man ihn mit seinen frommen Gefühlen zum besten gehalten hatte, und es wirklich nicht Christabend sei ... Ja, Wilhelm Dewy — so hieß der Mann und ich kann bis auf den Zoll genau sagen, wo er auf dem Kirchhof von Mellstock augenblicklich liegt — gerade zwischen dem zweiten Eibenbaum und dem Nordseitenschiff."

„Eine sonderbare Geschichte! Sie führt uns in mittelalterliche Zeiten zurück, als der Glaube noch etwas Lebendiges war."

Diese Bemerkung, die in einer Milchwirtschaft etwas auffallend klang, wurde von der Stimme hinter der schwarzbraunen Kuh gemurmelt, aber da niemand die Beziehung verstand, so wurde keine Notiz davon genommen; nur der Erzähler mochte denken, es liege ein gewisser Zweifel an dem darin, was er erzählt hatte und erwiderte:

„Ob Sie nun daran glauben oder nicht, Herr, die Geschichte ist wahr und ich habe den Mann gut gekannt."

„Ich bezweifle es nicht!" antwortete der Mann hinter der schwarzbraunen Kuh.

Der Mann, der dem Milchmann dazwischen redete, erregte Teß' Aufmerksamkeit; sie sah nur die äußersten Umrisse seiner Gestalt, weil er seinen Kopf beständig der Milchkuh in die Seite drückte. Sie begriff nicht recht, weshalb selbst der Milchmann ihn stets mit „Herr" anredete. Aber keine Erklärung war möglich, denn er blieb unter seiner Kuh so lange, daß er inzwischen wohl drei hätte ausmelken können, und äußerte nur dann und wann eine Bemerkung, als könne er mit seiner Arbeit nicht recht fertig werden.

„Nur stät, Herr, nur stät!" sagte der Meier. „Dieser Kunstgriff — Kraft ist nicht nötig — dieser thut es!"

„Das finde ich auch," erwiderte der andere, indem er schließlich aufstand und seine Arme ausstreckte. „Ich denke, daß ich sie ausgekriegt habe, obgleich mir die Finger weh genug thun."

Teß konnte ihn jetzt seiner vollen Länge nach sehen. Er trug den gewöhnlichen weißen Kittel und die Lederhosen der Melker beim Melken und seine Stiefel waren beschmutzt von dem Kot des Hofes, aber dies alles schien nur seine lokale Livree. Nebenher hatte er noch etwas Unterrichtetes, Reserviertes, Besonderes an sich, das ihn von den anderen unterschied.

Aber alle diese Einzelheiten seines Aussehens wurden für den Augenblick beiseite geschoben durch die Entdeckung, daß sie ihn schon gesehen habe. Teß hatte aber inzwischen schon so viele Wandlungen durchgemacht, daß sie für den Augenblick sich nicht erinnerte, wo sie ihm begegnet war; dann fiel es ihr aber plötzlich ein, daß er der Fremde sei, der an dem Klubtanz in Marlott teilgenommen, mit anderen, aber nicht mit ihr getanzt hatte und nach einem nachläßigen Gruß mit seinen Freunden weiter gegangen war.

Die Flut von Gedanken, welche durch diese Erinnerung an ein Ereignis vor ihrem Unglück in ihr wachgerufen wurde, brachte zuletzt ein vorübergehendes Unbehagen in ihr hervor; da sie sich der Befürchtung nicht entschlagen konnte, er würde, wenn er sie ebenfalls wieder erkenne, auf irgend eine Weise ihre Geschichte erfahren; sie ging indes schnell vorüber, als sie sah, daß sein Blick völlig fremd über sie hinwegglitt. Sie überzeugte sich nach und nach, daß sein bewegliches Gesicht nach ihrem ersten und einzigen Zusammentreffen gedankenvoller geworden und den schattenhaften Bart eines jungen Mannes erhalten hatte — strohgelb von Farbe, wo er auf den Wangen begann, und zu dunklem Braun sich vertiefend, je weiter er sich von seiner Wurzel entfernte. Unter seinem leinenen Melkkittel trug er eine Sammetjacke, leinene Hosen und Gamaschen und ein gestärktes, weißes Hemd. Ohne sein Melkerzeug hätte niemand erraten können, was er sei. Er konnte mit der gleichen Wahrscheinlichkeit ein exzentrischer Landeigentümer oder ein herrischer Bauer sein. Daß er erst ein Anfänger im Milchgeschäft war, hatte sie im ersten Augenblick an der Zeit erkannt, welche er gebrauchte, um die Kuh zu melken.

Als das Melken vorüber war, zerstreute man sich für den Abend im Hause, wo Frau Crick, die Gattin des Milchmanns, welche zu respektabel war, um selbst zum Melken hinauszugehen, und auch bei warmem Wetter dicke Stoffkleider trug, während die Mädchen sich in Kattun kleideten, die Dinge überwachte und die Leitung führte.

Nur zwei oder drei der Mädchen schliefen, wie Teß erfuhr, im Hause neben ihr; die meisten gingen heim. Von dem Melker, der seine Bemerkungen über die Geschichte des Milchmannes gemacht hatte, sah Teß zur Zeit des Abendessens nichts und fragen mochte sie nicht nach ihm; den Rest des Abends verbrachte sie damit, ihren Platz in der Schlafkammer zu ordnen. Es war ein großer Raum über dem Milchhause von etwa vierzig Fuß Länge; die Schlafstellen der anderen drei Mädchen befanden sich in derselben Abteilung. Es waren blühende junge Frauenzimmer, welche mit Ausnahme der einen sie kaum an Alter übertrafen. Als es Zeit war, zu Bett zu gehen, überwältigte Teß die Müdigkeit und sie schlief sofort ein.

Aber eines der Mädchen, welche das angrenzende Bett inne hatte, blieb noch wach und konnte sich nicht enthalten, ihrer Nachbarin verschiedene Einzelheiten über den Haushalt zu berichten, in welchen sie soeben eingetreten war. Das Geflüster des Mädchens ver-

mischte sich mit den Schatten und in ihrer halb bewußtlosen Seele schienen Teß diese von der Dunkelheit erzeugt zu werden, in welcher sie dahinfluteten.

„Herr Angel Clare — er lernt die Milchwirtschaft und spielt die Harfe — spricht niemals viel mit uns. Er ist der Sohn eines Geistlichen und zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um von Mädchen Notiz zu nehmen. Er ist der Schüler des Meiers und soll alle Zweige der Landwirtschaft kennen lernen. Er hat die Schafzucht schon an einem andern Platze studirt und soll jetzt auch in die Geheimnisse des Molkereiwesens eingeweiht werden ... Ja, ja, er ist ein feiner Herr. Sein Vater ist der Reverend Herr Clare von Emminster — einem Ort, der viele Meilen von hier entfernt liegt."

„O — ja, ich habe von ihm gehört," erwiderte ihre Gefährtin, die wieder wach geworden war; „er ist ein sehr ernster Kirchenmann, nicht wahr?"

„Ja — das ist er — der ernsteste Mann in ganz Messey, wie man sagt — der letzte der alten Art aus der Niederkirche — denn hier gehören fast alle zu der — sogenannten — Hochkirche. Alle seine Söhne, ausgenommen unser Herr Clare, sind auch — Geistliche."

Teß war nicht neugierig genug, um zu dieser Stunde noch zu fragen, weshalb Herr Clare, der sich hier befand, nicht Geistlicher geworden sei gleich seinen Brüdern, und schlief langsam wieder ein. Die Worte ihrer Berichterstatterin vermischten sich mit dem Geruch aus der Käsekammer nebenan und dem langsamen Getröpfel der Molken aus den Pressen im untern Geschoß zu einem wirren Traum, in welchem Herr Clare eine große Rolle spielte.

III.

Angel Clare erhob sich aus der Vergangenheit nicht ganz und gar als eine deutliche Figur, sondern als eine angenehme Stimme, als ein langer Blick starrer, nachdenklicher Augen, als ein Schatten mit einem beweglichen Munde, der für einen Mann etwas zu feine, zarte Linien aufwies, obgleich seine Unterlippe sich dann und wann mit einer unerwarteten Festigkeit schloß. Nichtsdestoweniger charakterisirte etwas Unbestimmtes, Zerstreutes in seinem Benehmen und seinem Blick ihn als einen Träumer, der über seine materielle Zukunft keine sehr bestimmten Pläne und Meinungen hatte.

Er war der jüngste Sohn seines Vaters, eines armen Pfarrers am andern Ende der Grafschaft, und in die Milchwirtschaft Talbothays für sechs Monate als Zögling eingetreten, nachdem er bereits auf einigen anderen Farmen sich aufgehalten hatte; seine Absicht war, praktische Erfahrungen in den verschiedenen Zweigen der Landwirtschaft zu sammeln, um entweder später in die Kolonien zu gehen oder selbst eine Farm zu betreiben, wie die Umstände es mit sich brachten.

Sein Eintritt in den Stand der Landwirte war ein Schritt in der Laufbahn des jungen Mannes, der weder von ihm selbst, noch von irgend einem andern vorausgesehen worden.

Herr Clare, der ältere, dessen erste Frau gestorben war und ihm eine Tochter hinterlassen hatte, hatte sich spät im Leben zum zweitenmal verheiratet. Ziemlich unerwartet hatte ihm seine zweite Gattin drei Söhne geboren, so daß zwischen Angel, dem jüngsten, und seinem Vater, dem Vikar, fast eine ganze Generation zu fehlen schien. Von diesen Knaben war Angel, das Kind seines Greisenalters, der einzige, welcher die Universität nicht bezog, obgleich er allein von ihnen schon frühzeitig versprach, daß eine akademische Bildung volle Früchte tragen werde.

Zwei oder drei Jahre vor dem Besuch Angels in Marlott auf dem Tanzplatz kam eines Tages, als er die Schule verlassen hatte und seine Studien zu Hause weiter verfolgte, ein Paket vom Buchhändler im Ort in die Pfarre, das an den Reverend James Care gerichtet war. Nachdem der Vikar es geöffnet hatte, fand er darin ein Buch, von dem er einige Seiten las. Erregt sprang er auf und ging sofort zu dem Laden mit dem Buch unter dem Arm.

„Warum haben Sie mir dies hier geschickt?" fragte er peremptorisch, indem er das Buch emporhielt.

„Es war bestellt, Herr Pfarrer!"

„Weder von mir, noch von jemand, der mich angeht, freue ich mich sagen zu können."

Der Buchhändler sah in seine Kladde.

„Es ist an die verkehrte Adresse gekommen, Herr Pfarrer!" sagte er. „Es war bestellt von Herrn Angel Clare und hätte an ihn gesendet werden müssen."

Der Pfarrer fuhr zurück, als sei er von einem Schlage getroffen worden. Bleich und verstört kam er heim und rief Angel in sein Studirzimmer.

„Sieh Dir einmal dies Buch an, mein Junge!" sagte er. „Was weißt Du davon?"

„Ich habe es bestellt," antwortete Angel ruhig.

„Zu welchem Zweck?"

„Um es zu lesen."

„Wie kannst Du daran denken, es zu lesen!"

„Warum nicht? Es ist ein System der Philosophie und niemals ist ein moralischeres oder religiöseres Werk veröffentlicht worden."

„Moralisch genug ist es — ja, ich leugne es nicht, aber religiös? Und für Dich, der Du ein Diener des Evangeliums werden willst?"

„Da Du davon angefangen hast, Vater," erwiderte der Sohn mit einer ängstlichen Bewegung

in seinem Gesicht, „so möchte ich Dir ein für allemal sagen, daß ich vorziehen würde, mich nicht ordiniren zu lassen. Ich fürchte, ich kann nicht mit reinem Gewissen Geistlicher werden. Ich liebe die Kirche, wie man seine Eltern liebt. Ich werde stets die wärmste Zuneigung zu ihr haben. Es gibt keine Institution, für deren Geschichte ich eine lebhaftere Bewunderung hege, aber ich kann, weil sie sich weigert, ihren Geist von einer unhaltbaren, überlieferten Theolatrie zu befreien, als ehrlicher Mensch nicht ihr Diener werden, wie meine Brüder es sind."

Es war dem geraden und einfach gesinnten Vikar niemals eingefallen, daß einer von seinem Fleisch und Blut auf so etwas kommen könne. Er verstummte, fühlte sich niedergeschmettert, fast wie vom Schlage gerührt. Wenn Angel nicht in die Kirche eintreten wollte, was nützte es dann, ihn nach Cambridge zu schicken. Die Universität als ein Schritt zu etwas anderem, als um Geistlicher zu werden, schien diesem Mann der fixen Ideen als eine Vorrede ohne Buch. Er war nicht bloß ein religiöser, sondern ein wirklich frommer Mann, fest im Glauben — nicht im Sinne, wie die Phrase jetzt durch theologische Taschenspieler schlau verstanden wird, sondern in dem der alten evangelischen Schule. Mit Argument, Ueberredung, Bitten versuchte er Angel umzustimmen, aber vergebens.

„Mein Vater," antwortete der Sohn, „ich kann den Artikel vier nicht unterschreiben. Mein ganzer Instinkt in Religionssachen ist auf Rekonstruktion gerichtet, Deine Lieblingsepistel an die Hebräer zu erfüllen, solche Dinge, welche erschüttert sind, abzuschaffen, als Dinge, die gemacht sind, und um jene Dinge, welche nicht zu erschüttern sind, bestehen zu lassen."

Sein Vater war so tief bekümmert, daß sein Anblick Angel ganz krank machte.

„Was hat es für einen Wert, das Vermögen Deiner Mutter zu opfern, Sparsamkeit zu üben und uns einzuschränken, damit wir Dich auf die Universität schicken können, wenn es nicht zur Ehre und dem Ruhme Gottes geschieht?" wiederholte der Greis.

„Zur Ehre und zum Ruhme des Menschen, Vater!'

Vielleicht hatte Angel den Glauben gehabt, er könne dennoch, wie seine Brüder, nach Cambridge gehen. Aber die Ansicht des Vikars in Betreff jener Universität als eine Vorbereitung zum geistlichen Berufe allein, entsprang durchaus einer Familientradition; und diese Idee hatte sich in seinem Gemüt und Geist so eingewurzelt, daß dem empfindsamen Sohn das Beharren bei seinem Wunsch als ein Versuch zu erscheinen begann, ein Vertrauen zu mißbrauchen und an den frommen Häuptern seiner Familie ein Unrecht zu begehen, an ihnen, die, wie sein Vater, gezwungen gewesen waren, sich viele Entbehrungen aufzuerlegen, um den drei jungen Leuten die Erziehung zum geistlichen Beruf zu ermöglichen.

„Ich werde auch ohne Cambridge mich durchschlagen," sagte Angel zuletzt. „Ich fühle, daß ich unter den gegebenen Umständen nicht recht thue, dorthin zu gehen."

Die Folgen dieser entscheidenden Unterredung ließen nicht lange auf sich warten. Er verbrachte Jahr um Jahr mit planlosen Studien, Unternehmungen und Grübeleien und begann eine bemerkenswerte Gleichgültigkeit gegen gesellschaftliche Formen und Gebräuche an den Tag zu legen, mehr und mehr verachtete er die materielle Auszeichnung von Rang und Reichtum. Selbst die „gute alte Familie" (um die beliebte Phrase eines lokalen Helden zu gebrauchen) hatte kein Aroma für ihn, wenn nicht in ihren Repräsentanten gute neue Ideen und Entschlüsse hervortraten. Im Gegensatz zu dieser Strenge verlor er seinen Kopf, als er nach London ging, um zu sehen, wie es in der Welt herginge, und um irgend einen Beruf oder ein Geschäft zu ergreifen, und war nahe daran, von einer Frau, die ihn an Alter weit übertraf, eingefangen zu werden, obgleich er gut davon kam und die Erfahrung nicht zu teuer bezahlte.

Eine frühzeitige Gewöhnung an ländliche Einsamkeit hatte eine unbesiegbare und fast unvernünftige Abneigung gegen das moderne Stadtleben in ihm hervorgebracht und schloß ihn von solchen Erfolgen in der großen Welt aus, auf die er bei der Unmöglichkeit einer akademischen Laufbahn hier vielleicht hätte rechnen können. Aber etwas mußte gethan werden; schon hatte er manches Jahr verloren; und da ein Bekannter von ihm als Kolonialfarmer es zu etwas gebracht hatte, so meinte Angel, daß das vielleicht ein Wink für ihn sei. Farmer entweder in den Kolonien, in Amerika, oder zu Hause zu werden, die Landwirtschaft in irgend einer Form zu betreiben, nachdem er sich für das Geschäft wohl vorbereitet hatte: das wurde jetzt die Losung, der er folgen konnte, ohne das zu opfern, was ihm mehr war, als alles Auskommen: seine geistige Freiheit.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sünde meiner Mutter.

Von

Georgios M. Bizyenós.

I.

Annuta, unsere einzige Schwester, war unser Schoßkind; jedermann liebte sie, von der Mutter wurde sie vergöttert. Bei Tisch mußte sie immer neben ihr sitzen, damit die besten Bissen auf ihren Teller kamen. Auch in der Kleidung wurde sie bevorzugt; für uns richtete die Mutter stets die alten Kleider unseres verstorbenen Vaters her, Annula aber bekam nur Neues.

Sie wurde zu nichts gezwungen, selbst zum Lernen nicht, die Schule zu besuchen oder zu Hause zu bleiben, stand ihr frei. Uns war dies unter keiner Bedingung gestattet.

In jeder andern Familie würde eine so ausgesprochene Bevorzugung die gefährlichste Eifersucht hervorgerufen haben, besonders wenn die Kinder noch klein sind. Bei uns nicht, denn wir waren fest überzeugt, daß die Schwäche unserer Mutter für Annuta sie doch niemals ungerecht werden ließ. Wir betrachteten diese Bevorzugung nur als den Ausdruck eines natürlichen Mitleids mit dem kleinen Wesen, denn Annula war seit ihrer frühesten Kindheit schwach und kränklich. Jeder von uns hätte gerne seine Rechte auf die Liebe der Mutter an die Schwester abgetreten, denn das zarte Kind war niemals anmaßend oder herrisch, im Gegenteil, es hing mit herzlicher Liebe an uns allen.

Sie steht mir noch deutlich vor der Seele, die Kleine, mit ihren großen, dunklen Augen, den geschwungenen, zusammengewachsenen Brauen, die auffallend gegen das bleiche Gesichtchen abstachen.

Ihre Zärtlichkeit gegen uns nahm mit der steigenden Kränklichkeit zu. Hatte sie Obst von den Nachbarn erhalten, verbarg sie es unter dem Kopfkissen und gab uns heimlich davon, wenn wir aus der Schule kamen. Die Mutter freilich wurde böse, wenn sie uns vertilgen sah, was sie der Tochter gegönnt hätte.

Indessen verschlimmerte sich Annulas Krankheit von Tag zu Tag, und unsere Mutter dachte an nichts anderes mehr, als an ihre Pflege.

Seit unseres Vaters Tode war sie nicht aus ihren vier Wänden herausgegangen. Früh verwitwet, verzichtete sie auf die Freiheit, die ihr die Welt bewilligt und die selbst in der Türkei der Mutter einer zahlreichen Familie gewährt wird. Aber seitdem Annula das Bett hüten mußte, hatte sie das übertriebene Schamgefühl beiseite geworfen und lief von Haus zu Haus. Ueberall fragte sie um Rat; überall heischte sie Mittel für ihre teure kleine Kranke.

Unser dicker Barbier, der einzige Arzt in der Nachbarschaft, kam uns nicht aus dem Hause. Sobald er eintrat, mußte ich zum Krämer laufen, denn er näherte sich keinem Kranken, bevor er sich nicht durch einen tüchtigen Schluck gestärkt hatte.

„Ich bin alt, meine Beste,“ sagte er zu meiner Mutter, die zuweilen ungeduldig wurde, „wenn ich nicht ein Würzchen zu mir genommen habe, sehe ich nicht klar genug.“

Und es schien thatsächlich so, denn je mehr er getrunken hatte, desto besser erkannte er das fetteste Huhn auf unserm Hofe, das er als Honorar mitnahm, denn obwohl meine Mutter schließlich aufhörte, von seinen Medikamenten Gebrauch zu machen, unterließ sie es doch nicht, ihn regelmäßig und ohne ein Wort der Widerrede zu bezahlen, einerseits um ihn nicht zu erzürnen, anderseits um von ihm wenigstens den Trost zu hören, Annuta müsse bald gesund werden. In der That behauptete der Dummkopf, im Glauben, seine Anordnungen würden pünktlich befolgt, das Kind befinde sich auf dem Wege der Besserung. Er fand, daß die Krankheit genau den Verlauf nähme, wie er ihn vermöge seiner Wissenschaft vorausgesagt habe.

Der Zustand unserer armen Schwester aber verschlimmerte sich von Tag zu Tag.

Die Mutter schien vergessen zu haben, daß noch andere Kinder existirten; die Krankheit ihrer ältesten Tochter hatte sie vollständig umgewandelt.

Nach dem Volksglauben mußte jede Krankheit entweder den bekannten Heilmitteln weichen, oder schnurstracks zum Tode führen. Wenn sie sich in die Länge zog, nahm sie einen übernatürlichen Charakter an; das Volk sagte dann: „Es ist das böse Uebel.“ Ein also Erkrankter mußte an einem besuchten Ort niedersitzen, oder nachts einen Fluß überschreiten, oder über eine schwarze Katze springen, die keine wirkliche Katze war, sondern der Teufel.

Meine Mutter war mehr fromm als abergläubisch. Sie glaubte nicht an derartige Dinge und verwarf Zauberei und Teufelsbeschwörung, wozu die Nachbarn geheimnisvoll rieten. Sie fürchtete sich der Sünde. Allmälich aber ließ sie sich doch beeinflussen, denn die Krankheit des lieben Kindes wurde immer bedenklicher, und die Mutterliebe überwand die

Sündenfurcht. Die Religion mußte einen Pakt mit dem Aberglauben schließen. Die Mutter hing mit dem Kreuze der Kranken ein Amulet um den Hals, das Zaubersprüche zur Beschwörung des bösen Geistes enthielt. Nach den Wunderwassern kamen die Zaubereien, nach den Gebeten des Priesters die Gesänge der Zauberfrauen — aber alles war vergebens.

Das Kind wurde immer schlechter, und die Mutter war infolge der Aufregung und der Nachtwachen nicht mehr zu kennen. An uns dachte sie kaum noch. Wer uns zu essen gab, wer unser Linnenzeug wusch, wer für uns flickte, darum kümmerte sie sich nicht. Eine alte Frau, sie hieß Venetia, die jahrelang in unserm Hause wohnte, sorgte für uns, so weit es ihr hohes Alter gestattete.

Die Mutter war oft den ganzen Tag mit Annula weg. Bald rollte sie ein Kleidungsstück der Kranken unter einem Busche, der für heilig galt, zusammen in der Hoffnung, die Krankheit würde daran haften bleiben, bald durcheilte sie die kleinen Kirchen der Umgegend, wo ein Fest gefeiert wurde, mit einer Kerze von Jungfernwachs, die sie eigenhändig nach der Gestalt der kleinen Kranken geformt hatte. Alles umsonst, die Krankheit unserer Schwester war unheilbar.

Da alle Arzneien und Mittel nichts fruchteten, nahm unsere Mutter zu dem Letzten ihre Zuflucht, das man in ähnlichen Fällen mit Erfolg angewandt hatte. Sie brachte das arme, kleine Mädchen, dem schon der Tod auf der Zunge saß, in die Kirche. Mein Bruder und ich folgten mit den Matratzen, die wir auf den Marmorfliesen vor dem geweihten Bilde der Jungfrau ablegten. Dorthin betteten wir unsere Schwester.

Jedermann sagte, sie sei vom bösen Uebel befallen, und die Kranke glaubte es selbst: Also Besessene mußten vierzig Tage und vierzig Nächte in der Kirche bleiben, damit sie von dem nagenden Wurme befreit würden, der in ihren Eingeweiden wühlen sollte.

Die Heiligkeit des Ortes, der Anblick der heiligen Bildnisse und der Weihrauchduft schienen sogleich einen guten Eindruck auf das traurige Gemüt der Kranken zu machen, denn im ersten Augenblick schien sie neu belebt und begann mit uns zu scherzen.

„Welcher von Deinen Brüdern soll mit Dir spielen?“ fragte zärtlich meine Mutter, „Christaki oder Yorghi?“

Die Kranke warf ihr einen mutwilligen, aber sehr bedeutungsvollen Blick zu, als wollte sie ihr einen Vorwurf über ihre Gleichmütigkeit gegen uns machen. Und ganz leise antwortete sie:

„Welcher von beiden? Nicht der eine ohne den andern. Ich will alle meine Brüder haben.“

Die Mutter fühlte sich getroffen und schwieg. Einige Zeit später brachte sie auch unsern dritten Bruder in die Kirche. Aber Annula verabschiedete am Abend die anderen und behielt mich allein bei sich.

II.

Einen seltsamen Eindruck machte diese erste Nacht in der Kirche auf meine jugendliche Einbildungskraft. Das ungewisse Licht der Lampen vor den Heiligenbildern erhellte kaum die Stufen vor dem Hochaltar und machte den Dämmerschein, der uns umgab, noch grauenhafter als die Nacht. Jedesmal, wenn ein Licht flackerte, schien es, als ob mich das beleuchtete Bild anblickte, als ob es Leben gewänne und sich bewegte. Mir war, als wollte sich die Gestalt des Rahmens entkleiden und herabsteigen mit den roten Gewändern, dem großen goldenen Heiligenschein und den starren Augen in dem unbeweglichen Angesichte. Wenn der kalte Nachtwind gegen die hohen Fenster schlug und die Scheiben zitterten, fürchtete ich, daß die Toten, die um die Kirche begraben lagen, aufständen, und mir däuchte schon, daß sie längs der Mauer emporkletterten, um in das Innere der Kirche einzudringen. Zitternd vor Angst glaubte ich jeden Augenblick ein Gerippe vor mir schwanken zu sehen, das sich seine erstarrten Hände über dem glühenden Kohlenbecken wärmen wollte.

Ich wagte nicht, diese Angst vor der Mutter laut werden zu lassen, denn ich hing zu sehr an meiner Schwester und betrachtete es als die höchste Gunst, bei ihr bleiben zu dürfen. Und die Mutter hätte mich sicher nach Hause geschickt, wenn sie meine Furcht bemerkt.

Daher ertrug ich jede Nacht mit heroischer Festigkeit jene Schrecknisse und erfüllte täglich mit der äußersten Anstrengung meine Pflichten, die darin bestanden, das Feuer zu unterhalten, Wasser zu tragen und die Kirche während der Wochentage auszukehren. An Sonn- und Feiertagen führte ich beim Gottesdienst vor der Messe meine Schwester an die Stufen des Hochaltars, wo der Geistliche das Evangelium vorlas. Den Teppich, worauf sich die Kranke bettete, legte ich auf die Steinfliesen, so daß der Priester mit dem heiligen Sakrament über sie hinschreiten mußte. Am Ende der Messe brachte ich ihr Kissen links vor die Thüre der Sakristei, damit sie knieen konnte, während der Geistliche ein Stück des priesterlichen Ornates um das andere abnahm und sie damit berührte. Dann machte er mit dem geweihten Löffel das Zeichen des Kreuzes über die Kranke und sprach:

„Durch dein Kreuz, o Christus, wurde die Tyrannei gestürzt, die Macht der Feindin vernichtet.“

Die arme, kleine Kranke ließ alles mit sich geschehen. Ihr blasses, abgemagertes Gesichtchen, ihr schwacher, schlotternder Gang erweckten das tiefste Mitleid bei allen Anwesenden. Alle schlossen sie in ihr Gebet ein, aber die Erhörung blieb aus. Im Gegenteil: die Feuchtigkeit, die Kälte, der Ort selbst, die Eindrücke der Nächte in der Kirche, verschlimmerten ihren Zustand derart, daß man zu den größten Besorgnissen Veranlassung hatte.

Unsere Mutter war infolge dessen noch schweigsamer geworden, sie hatte für niemand ein Wort außer für Annula.

Eines Tages trat ich unbemerkt an sie heran, sie lag vor dem Bilde des Heilandes auf den Knieen und betete:

„Nimm von mir, wen du willst von meinen Söhnen, aber lasse mir die Tochter. Willst du ewig

meiner Sünde gedenken? Ich fühle wohl, du willst mich strafen durch den Tod des Kindes. Dein Wille geschehe."

Dann ward es unheimlich still. Ich hörte ihre Thränen auf den Marmor tropfen. Ein tiefer Seufzer:

„Ich habe dir zwei zu Füßen gelegt . . . Laß mir meine Tochter."

Ein Schauder rieselte durch meinen Körper, es summte mir in den Ohren, ich wollte nichts mehr hören. Schluchzend eilte ich aus der Kirche. Der Mutter Gebet war grausamer als ein Fluch! Ich liebte sie leidenschaftlich, und ich hatte auch ihren Liebkosungen geglaubt. Sie nannte mich immer ihren armen Kleinen, weil sie mich infolge von Annulas Geburt zu früh hatte entwöhnen müssen. Auch mein Vater hatte mich oft so genannt.

„Er hat mich geliebt," sagte ich zu mir selbst, „sie nicht."

Ich floh unter heißen Thränen nach Hause.

Die Mutter folgte mir noch an demselben Tage mit der Kleinen, denn der Geistliche hatte es selber geraten, weil er fürchtete, Annula könnte in der Kirche sterben.

Die Verzweifelte liebkoste mich zärtlich. Sie nahm mich in den Arm und küßte mich wiederholt und innig. Das war lange nicht vorgekommen. Wollte sie mich um Verzeihung bitten, daß sie in ihrem Schmerz vergessen hatte, ich sei ebenfalls ihr Kind?

Die erste Nacht schloß ich kein Auge, ich war zu aufgeregt. Ich lag still und lauschte gespannt auf jede Bewegung, jedes Wort der Mutter: Sie war wie gewöhnlich aufgeblieben, um bei der Kranken zu wachen. Es ging auf Mitternacht, als ich sie rastlos im Zimmer auf und ab gehen hörte. Erst meinte ich, sie mache ihr Bett, um ein wenig zu ruhen, aber ich hatte mich getäuscht. Bald darauf hörte ich sie mit leiser, thränenerstickter Stimme den Sterbegesang für meinen Vater anstimmen. Vor Annulas Krankheit sang sie ihn oft, seitdem aber hatte ich ihn nicht mehr vernommen.

Ich erinnere mich noch deutlich des Mannes, der ihn komponirt. Ein sonnverbrannter, in Lumpen gehüllter Zigeuner war es, in der Umgegend durch seine Improvisationen bekannt. Mir däucht, ich sehe ihn noch vor mir mit seinen schwarzen, fettigen Haaren, den kleinen, feurigen Augen, der entblößten, dicht behaarten Brust. Er saß vor unserer Thür mitten zwischen seinen Kupfergeschirren, die er verzinnen wollte, ein Kesselflicker. Er neigte den Kopf nach der Seite und begleitete seinen traurigen Gesang auf einer dreisaitigen Leier. Vor ihm stand meine Mutter mit Annula auf dem Arm, sie hörte aufmerksam zu; ihre Augen füllten Thränen. Ich hielt mich an ihrem Kleide und barg mein Gesicht in den Falten ihres Rockes, denn so sanft der Gesang war, so schrecklich war der Sänger.

Als meine Mutter ihre traurige Aufgabe auswendig konnte, knüpfte sie das Ende ihres Kopftuches auf und entnahm ihm zwei Goldstücke, die sie dem Zigeuner gab. Wir hatten damals etwas Geld. Außerdem brachte sie ihm noch Brot, Wein und was sich sonst Eßbares zu Hause vorfand. Während er im Hofe seine Mahlzeit hielt, wiederholte meine Mutter halblaut das Lied, um es sich fest einzuprägen. Sie war zufrieden, und als der Zigeuner von dannen ging, lief sie ihm nach und schenkte ihm noch einen Anzug meines Vaters.

„Dein Mann ruhe in Frieden," sagte der Kesselflicker, ganz erstaunt über die Großmut.

Dasselbe Klagelied sang meine Mutter in dieser Nacht. Ich horchte und weinte still, aber ich rührte mich nicht.

Weihrauchduft!

Ich sprang aus dem Bette.

War Annula tot?

Ein sonderbares Bild bot sich meinen Augen. Die Kranke atmete schwer wie immer; über ihrem Bett hing ein vollständiger Männeranzug; rechts stand ein Schemel mit schwarzem Tuch bedeckt — darauf ein Gefäß mit Wasser, zu beiden Seiten zwei brennende Kerzen.

Meine Mutter lag auf den Knieen und räucherte; ihre Blicke hielt sie gespannt auf die Oberfläche des Wassers geheftet.

Ich muß blaß geworden sein, denn sie lief auf mich zu und beruhigte mich.

„Fürchte nichts, mein Kind," sagte sie leise, „es sind die Kleider Deines Vaters. Bete auch, damit seine Seele komme, um Annula zu heilen."

Und sie ließ mich neben sich niederknieen.

„Komm, mein Vater, komm und nimm mich an Annulas Stelle," betete ich schluchzend.

Ich sah meine Mutter an, eine stille Wehmut beschlich mich. Nicht allein, weil jene Scene in der Kirche mich noch mehr meinen Vater vermissen ließ, sondern auch, weil ich ahnte, daß mich die Mutter verstehe.

Ich Thor, durch meine Andeutungen vergrößerte ich ihre Verzweiflung, das Gebet in der Kirche hatte sie gewiß schon viel Ueberwindung gekostet. Und nun merkte sie, daß ich ihr Geheimnis kannte. Das Herz einer Mutter ist ein seltsam Ding.

Sie fuhr fort, die Gegenstände vor sich zu räuchern. Dann hielt sie inne, heftete wieder fest ihre Blicke auf das Wasser. Plötzlich flog ein kleiner weißer Nachtschmetterling über dem Gefäß hin und her, berührte es mit seinen Flügeln. Die Mutter verbeugte sich andächtig und schlug das Kreuz, wie man es in der Kirche thut, wenn das Allerheiligste vorübergetragen wird.

„Mache das Zeichen des Kreuzes, mein Kind." Sie erhob nicht den demütig niedergeschlagenen Blick.

Ich gehorchte mechanisch.

Als der kleine Schmetterling in der Dunkelheit des Zimmers verschwunden war, sagte sie:

„Die Seele Deines Vaters kam vorüber."

Tief holte sie Atem und stand zufrieden auf. Ihre Augen folgten dem Fluge des Schmetterlings. Dann trank sie ein wenig von dem Wasser und gab auch mir davon. Es fiel mir ein, daß früher, vor

der Krankheit Annulas, die Mutter uns jeden Morgen aus dem Gefäß trinken ließ. Der Vater habe daraus getrunken, sagte sie. Auch war sie den ganzen Tag heiter, als wenn ihr ein großes Glück widerfahren sei.

Während ich darüber nachdachte, wie oft sich wohl diese Scene wiederholt habe, wenn wir schliefen, trat meine Mutter an Annulas Bett, die kleine Kranke lag in einem fieberigen Schlummer, ihre Augenlider waren halb geschlossen, darunter strahlten die Augen zwischen den langen Wimpern einen eigentümlichen Glanz aus. Meine Mutter hob vorsichtig den kleinen, abgemagerten Körper in die Höhe und stützte die Kranke sanft. Dann brachte sie ihr das Gefäß an den Mund.

„Komm, mein Liebling, trinke ein wenig, um zu gesunden!"

Die Kranke hörte mit geschlossenen Augen zu, und ein schwaches, sanftes Lächeln spielte um ihren bleichen Mund. Sie nahm einige Tropfen von dem Wasser, das sie wirklich heilte.

Sie öffnete groß ihre Augen und machte einige verzweifelte Versuche zu atmen. Ein leichter Seufzer hob ihre Brust, dann sank sie schwer in die Arme ihrer Mutter.

Meine arme Schwester hatte ausgelitten!

III.

Als die Mutter sich endlich wieder ihres Hauswesens annahm, bemerkte sie den traurigen Zustand, in den uns die Krankheit der Schwester versetzt hatte. Wir hatten kein Geld mehr, alles war für Arzt und Apotheke ausgegeben worden. Fast alle Teppiche und Handarbeiten der Mutter waren um Spottpreise verkauft oder an Quacksalber und Zauberinnen verschenkt, anderes war in der allgemeinen Aufregung gestohlen worden.

Unsere Hilfsquellen waren bald erschöpft und bittere Nahrungssorgen machten sich geltend. Entschlossen, wie meine Mutter war, begann sie auswärts Arbeit zu suchen; sie ernährte uns im Schweiße ihres Angesichts. Bald nachher verließ mein ältester Bruder die Schule, um ein Handwerk zu lernen. Meine Mutter hatte wenigstens einen Esser weniger. Dann traf auch mich das Los, in die Fremde zu ziehen.

Das alles wäre eine wesentliche Erleichterung für die Mutter gewesen, wenn nicht die Geschäfte allgemein schlecht gegangen und die Ernten mißraten wären. So stiegen die Preise für die Lebensmittel ins Ungeheuerliche. Aber trotzdem führte unsere Mutter, deren Arbeit kaum für ihren Unterhalt reichte, ein fremdes Kind ins Haus, das sie mit mehr Sorgfalt pflegte, als sie uns jemals hatte angedeihen lassen. Und während wir, die eigenen Kinder, gezwungen waren, die Heimat zu verlassen und schlimme Tage in den Werkstätten zu verbringen, wuchs die kleine Fremde heran und hatte den Genuß unserer Häuslichkeit.

Nach einigen Jahren fielen die Ernten besser aus, und meine Brüder verdienten genug, um die Mutter zu ernähren. Sie aber ging immer bei fremden Leuten in Arbeit und was sie nur erübrigen konnte, legte sie für die Aussteuer der Pflegetochter zurück.

Ich war weit von Hause weg, und lange Jahre wußte ich nicht, wie es bei uns stand. Die kleine Fremde war herangewachsen, hatte geheiratet und eine reiche Ausstattung bekommen. Die Mutter hätte für ihr leibliches Kind nicht besser sorgen können. Meine Brüder feierten die Hochzeit mit großer Freude, denn sie konnten ein Gefühl der Erleichterung nicht unterdrücken, als das junge Mädchen das Haus verließ. Sie hatten sich mit der Fremden nie recht gut vertragen können; denn sie war unliebenswürdig und lohnte sogar der Mutter, die sich ihrer verlassenen Kindheit angenommen hatte, mit schwärzestem Undank.

Meine Mutter, glaubten die Brüder, wäre dadurch von ihrem Wahne geheilt. Aber nein! Einige Tage nach der Hochzeit brachte sie ein anderes kleines Mädchen ins Haus.

Unsere Geduld war am Ende trotz der hohen Verehrung, die wir der Mutter entgegenbrachten. Mit aller Schonung machten meine Brüder der verblendeten Frau Vorstellungen, allein sie fanden taube Ohren.

„Gebt mir nichts," sagte sie; „ich werde für sie arbeiten, und wenn mein Yorghi aus der Fremde kommt, wird er sie ausstatten und verheiraten. Ihr glaubt es nicht? Er hat es mir versprochen, als er fortging."

Yorghi, das war ich! Dieses Versprechen hatte ich ihr feierlich gegeben, als ich in die Fremde zog. Es war zur Zeit, als meine Mutter für uns arbeitete. Ich begleitete sie meistens und spielte bei ihr, während sie im Felde hart arbeitete. Eines Tages wurde sie durch das Uebermaß der Hitze und Anstrengung ohnmächtig und mußte ihre Arbeit verlassen. Wir kehrten durch die Felder zurück, als wir von einem der Regenströme überrascht wurden, die gewöhnlich bei uns auf die große Hitze folgen. Wir hatten einen Bach zu überschreiten, der, vom Regen angeschwollen, sehr reißend geworden war. Meine Mutter wollte mich auf ihre Schulter nehmen, doch ich litt es nicht.

„Du hast Dich kaum erholt, Du würdest mich fallen lassen," sagte ich zu ihr.

Und meine Kleider aufschürzend, ging ich mutig ins Wasser, ehe sie mich zurückhalten konnte; doch ich hatte zu sehr auf meine Kräfte gerechnet. Ich fand nicht einmal mehr Zeit, umzukehren, als ich meine Beine schwanken fühlte; ich verlor den Grund, fiel und wurde vom Strom fortgerissen wie eine leere Nußschale. Ich hörte noch einen Schrei, einen fürchterlichen Ausruf des Schreckens! Es war der meiner Mutter, die sich, schnell entschlossen, ins Wasser gestürzt hatte, um mich zu retten. Es war ein Wunder, daß sie nicht selbst ertrank, denn der Bach ist sehr gefährlich, besonders an diesem Orte.

Als sie mich, zu Hause angekommen, zu Boden setzte, war ich noch ganz betäubt. Anstatt meiner tollen Kühnheit die Schuld zu geben, dachte ich nur daran, daß dieser schreckliche Auftritt nie stattgefunden hätte, wenn meine Mutter nicht gezwungen gewesen wäre, bei anderen zu arbeiten.

„Ich will nicht, daß Du noch auf Arbeit gehst," sagte ich zu ihr, während sie, nachdem sie mich ge-

trocknet, mit ihren Fingern meine noch ganz nassen Haare lockte.

„Und wer sollte uns denn ernähren, mein Kind, wenn ich nicht mehr arbeitete?" sagte sie seufzend.

„Ich, meine Mutter, ich," erwiderte ich mit kindlichem Stolz.

„Und unser anderes Kind?"

„Nun, sie auch!"

Meine Mutter lächelte unwillkürlich, als sie die herrische Stellung sah, die ich angenommen hatte, um dies einfache Wort zu sprechen, und unterbrach das Gespräch, indem sie sagte:

„Fange an, für Dich selbst zu sorgen, und dann werden wir sehen!"

Kurze Zeit darauf reiste ich nach dem Ausland ab.

Meine Mutter hatte diese Begebenheit längst vergessen; doch ich vergaß nicht, daß ihre Liebe mir zum zweitenmale das Leben geschenkt hatte. Auch bewahrte ich stets mein Versprechen im Innersten meines Herzens.

„Von heute an," sagte ich beim Abschied, „werde ich Dich ernähren, Dich und Deine Pflegetochter."

Während vieler Jahre konnte ich nicht allein meiner Mutter keine Hilfe zukommen lassen, sondern ihr nicht einmal Nachricht von mir geben. Es gab eine Zeit, wo ich nicht wußte, ob ich noch eine Mutter, und sie nicht, ob sie noch einen Sohn hatte. Bald sagte man ihr, daß ich in Konstantinopel ins Unglück geraten sei; daß ich Muselmann geworden; daß ich an der Küste von Cypern Schiffbruch gelitten; daß ich mein Brot in den Straßen bettelte... Meine arme Mutter bestrebte sich zu glauben, diese Nachrichten seien falsch; doch zugleich bat sie Gott weinend, mich zu erleuchten, damit ich zum Glauben meiner Väter zurückkehre; oder sie befragte die vorübergehenden Bettler oder die zurückkehrenden Schiffbrüchigen, fürchtend, ihr eigenes Kind unter ihren Lumpen zu entdecken; oder auch gab sie den Elenden etwas von ihrer Armut, in der Hoffnung, daß andere mitleidige Seelen dasselbe für mich thun würden.

Und dennoch, wenn es sich um ihre Pflegetochter handelte, vergaß sie alles; sie sagte meinen Brüdern, daß meine Großmut sie beschämen würde, daß ich käme, um ihre Tochter zu verheiraten und auszustatten!...

IV.

Glücklicherweise waren die traurigen Nachrichten über mich nicht vollständig wahr. Als ich nach einer sehr langen Abwesenheit nach Hause zurückkehrte, war ich in der Lage, mein Versprechen zu erfüllen, besonders, ich muß es wohl sagen, da meine Mutter sich stets mit Wenigem begnügt hatte.

Immerhin fand sie mich nicht so leicht zu lenken, als sie gehofft hatte, in dem, was ihre Pflegetochter betraf. Im Gegenteil, gleich bei meiner Ankunft suchte ich die Entfernung dieser Kleinen zu erlangen — und zwar zum großen Erstaunen meiner Mutter. Es ist wahr, daß ich mich nicht allein gegen ihre Schwäche auflehnte. Ihre Liebe für die Mädchen stimmte ziemlich mit meinen eigenen Gefühlen und meinen heimlichen Wünschen überein. Ich hätte nichts mehr gewünscht, als bei meiner Rückkehr eine Schwester zu finden, deren sanftes Antlitz und sympathischer Empfang aus meinem Gedächtnis die Erinnerung an meine Verlassenheit herausgerissen und die Bitterkeit aller Prüfungen, die ich in der Fremde bestanden, versüßt hätte. Nichts wäre mir angenehmer gewesen, als ihr von meinen Erlebnissen, meinen fernen Wanderungen und Thaten zu erzählen, ihr die Kleider und Schmucksachen, die sie wünschte, zu kaufen, sie auszustatten, endlich auf ihrer Hochzeit zu tanzen. Aber diese Schwester stellte ich mir groß, hübsch, sympathisch, intelligent, unterrichtet, geschickt vor; kurz, wie die jungen Mädchen, die ich in den fremden Ländern gesehen. Statt dessen fand ich das Gegenteil; unsere Pflegeschwester war klein, häßlich, mager, starrköpfig, eigensinnig und unangenehm, besonders sehr beschränkt, so daß sie mir beim ersten Anblick nur Antipathie einflößte.

„Schicke doch diese Katharina zurück zu ihren Eltern," sagte ich eines Tages zu meiner Mutter, als ich mich mit ihr allein befand; „wenn Du mich liebst, schicke sie fort; diesmal spreche ich im Ernste. Ich werde Dir von Konstantinopel eine andere Tochter mitbringen, ein schönes und geistreiches Mädchen, das in der That eine Freude unseres Hauses sein wird."

Und ich malte ihr in den lebhaftesten Farben das Bild der Waise, die ihr zuführen wollte, indem ich ihr sagte, wie sehr ich sie lieben würde.

Als ich die Augen aufschlug, war ich ganz erstaunt, große Thränen langsam über die Wangen meiner Mutter fließen zu sehen; ihr Gesicht war bleich und ihr Schmerz schien unendlich.

„O," sagte sie mit einer Geberde der Verzweiflung, „ich glaubte, daß wenigstens Du Katharina lieben würdest; ich habe mich getäuscht. Deine Brüder wollen keine Schwester, und Du möchtest eine andere haben. Ist das arme Kind schuld, daß sie nicht hübsch ist? Sie ist so, wie sie Gott schuf; wenn Du eine wirkliche Schwester hättest und sie wäre häßlich und ohne Intelligenz, würdest Du sie deshalb auf die Straße schicken, um eine hübschere aufzunehmen?"

„Nein, nein, meine Mutter," sagte ich, „gewiß nicht. Aber jene wäre wenigstens Dein Kind mit gleichem Recht wie ich, während diese hier uns wirklich nichts ist als eine Fremde."

„Nein," rief meine Mutter schluchzend, „nein, sie ist keine Fremde, sie gehört mir. Ich nahm sie von ihrer Mutter, als sie kaum drei Monate alt war; als sie weinte, versuchte ich, sie zu täuschen, indem ich ihr meine Brust gab, um sie zu beruhigen; ich hüllte sie in eure Windeln; ich bettete sie in eure Wiege; sie ist eure Schwester, und sie ist mein Kind."

Nach diesen laut und feierlich gesprochenen Worten erhob sie den Kopf und sah mir fest in die Augen. Sie erwartete wahrscheinlich eine ziemlich heftige Antwort von mir, doch ich sagte kein Wort mehr. Die Augen niederschlagend, fuhr sie alsdann mit leiser Stimme und wie zu sich selbst sprechend, fort:

„Ach, was soll man thun? Auch ich hätte gewünscht, daß sie hübscher wäre; aber Du siehst, meine Sünde ist noch nicht vergeben. Der Wille Gottes geschehe!“

Indem sie diese Worte sprach, erhob sie ihre mit Thränen gefüllten Augen zum Himmel, legte ihre rechte Hand auf ihr Herz und verharrte so einige Momente, in tiefes Schweigen versunken.

Welches Verbrechen konnte denn meine Mutter begangen haben? Welche Sünde, die Gott nicht vergeben hatte? Für welchen Fehler unterzog sie sich so vielen Qualen, um anderer Leute Kinder aufzuziehen, die keine Eigenschaft besaßen, die sie glücklich machen konnte und deren Dankbarkeit nicht einmal ein Lohn für sie war?

„Du mußt einen schweren Kummer auf dem Herzen haben, meine Mutter, verzeihe mir,“ und ihre Hand ergreifend, küßte ich sie zärtlich, um mich zu entschuldigen.

„Ja,“ sagte sie entschlossen, „ich habe einen großen Kummer im Herzen; ich habe hier eine schwere Last, mein Kind! Bis jetzt haben nur Gott und mein Beichtvater davon Kenntnis; aber Du bist unterrichtet und sprichst oft so gut, wie mein Beichtvater. Stehe auf und schließe die Thüre; setze Dich hier zu mir, ich werde Dir alles sagen; vielleicht gelingt es Dir, mich zu trösten; vielleicht findest Du Mitleid für die arme Katharina und liebst sie wie Deine eigene Schwester.“

Diese Worte, und besonders der Ton, in dem sie gesprochen, brachten große Verwirrung in mein Gemüt. Was konnte meine Mutter mir hinter dem Rücken meiner Brüder zu sagen haben? Alles, was sie in meiner Abwesenheit gelitten, hatte sie mir schon erzählt; ihr ganzes vergangenes Leben war mir bekannt. Was hatte sie uns bisher verheimlicht, das sie nur Gott und ihrem Beichtvater gewagt hatte zu offenbaren?

Als ich mich wieder zu ihr setzte, zitterten meine Kniee. Meine Mutter senkte den Kopf, wie ein Verurteilter, der vor seinen Richtern steht, mit dem Bewußtsein, ein unverzeihliches Verbrechen begangen zu haben.

„Erinnerst Du Dich unserer Annula?“ fragte sie mich nach einigen Minuten peinlichen Schweigens.

„Ja, Mutter; wie könnte ich sie vergessen? Sie war unsere einzige Schwester und starb vor meinen Augen.“

„Ach,“ sprach sie seufzend, „sie war nicht meine einzige Tochter. Du bist vier Jahre jünger als unser Christaki; ein Jahr nach ihm wurde meine erste Tochter geboren. Es war zu der Zeit, als der Müller Photi seine Hochzeit vorbereitete. Dein Vater ließ sogar die Heirat hinausschieben, bis meine vierzig Tage vorüber waren, damit wir zusammen den Hochzeitskranz über den Häuptern der Neuvermählten halten konnten. Er wollte mir einige Zerstreuung gewähren, denn Deine Großmutter hatte mir bis zu meiner Heirat solche nicht gestattet.

„Die Zeremonie fand vormittags statt. Am Abend waren die Eingeladenen versammelt; die Geige ertönte; alles aß im Hofe; der Weinkrug ging von Hand zu Hand. Dein Vater wurde lustig, denn er liebte das Vergnügen und warf mir sein Taschentuch zu, um mich zum Tanz aufzufordern. Wenn ich ihn tanzen sah, freute sich mein Herz; jung, wie ich war, liebte auch ich den Tanz. Wir tanzten also beide und eröffneten den Ball. Die anderen folgten, aber wir tanzten mehr und besser.

„Als es fast Mitternacht war, nahm ich Deinen Vater beiseite und sagte zu ihm: ‚Lieber Mann, ich habe ein Kind in der Wiege und kann nicht länger bleiben; das Kleine hat Hunger und ich kann ihm nicht vor allen Leuten zu trinken geben und nicht in meinem schönen Kleide. Bleibe noch, wenn Du willst, und vergnüge Dich; ich gehe mit dem Kinde nach Hause.‘

„‚Es ist gut, liebe Frau,‘ sagte Dein Vater, ‚komm, laß uns noch einmal tanzen, dann gehen wir zusammen fort. Der Wein fängt an, mir nach dem Kopf zu steigen, und ich habe auch Lust zum Gehen.‘

„Als dieser letzte Tanz aus war, machten wir uns auf den Weg. Der junge Ehemann ließ den Geiger uns halbwegs begleiten, aber der Weg war noch lang, denn die Hochzeit war am andern Ende des Dorfes gehalten worden. Der Knecht ging mit der Laterne voraus; Dein Vater trug das Kind in seinen Armen und hielt mich bei der Hand.

„‚Ich glaube, Du bist müde, Frau?‘

„‚Ja, Michel.‘

„‚Wohlan, noch ein wenig Mut; wir werden bald da sein; ich werde mein Bett selbst richten; es thut mir leid, daß ich Dich so viel tanzen ließ.‘

„‚Es thut nichts,‘ sagte ich; ‚ich that es Dir zu Gefallen, morgen werde ich mich ausruhen.‘

„So kamen wir nach Hause. Ich gab dem Kinde frische Windeln und ließ es trinken; Dein Vater machte das Bett. Christaki schlief bei der alten Venetia, die bei ihm geblieben war.

„Wir legten uns bald zu Bett. Im Schlafe glaubte ich das Kind weinen zu hören. ‚Arme Kleine,‘ sagte ich, ‚sie hat heute nicht genug bekommen.‘

„Ich wollte mich über ihre Wiege beugen, um ihr die Brust zu geben, doch war ich so müde, daß ich mich nicht halten konnte. Ich nahm deshalb das Kind und legte es neben mich ins Bett. Der Schlaf überfiel mich wieder.

„Ich weiß nicht, welche Zeit in der Nacht es war; aber als der Tag graute, wollte ich das Kind in seine Wiege zurücklegen. Da, was sehe ich? Es war unbeweglich und ganz steif. Ich weckte Deinen Vater und riß die Windeln ab. Wir versuchten, das arme kleine Wesen zu erwärmen, zu beleben. Umsonst! Es war tot.

„‚Frau, Du hast mein Kind erstickt,‘ sagte Dein Vater, und seine Augen füllten sich mit Thränen. Dann fing ich auch an zu schluchzen und zu schreien; aber Dein Vater legte seine Hand auf meinen Mund und sagte: ‚Schweige; was machst Du denn, Du Vieh!‘ So sprach er nie zu mir. Wir waren drei Jahre verheiratet, und nie hatte er mir ein böses

Wort gesagt. An diesem Abend that er es. ‚Nun schreie nicht so laut. Willst Du die Nachbarn wecken, damit sie überall erzählen, Du seist betrunken gewesen und habest Dein Kind erdrückt?‘ Er hatte recht. Es ruhe in Frieden; denn wenn die Welt es gewußt hätte, wo sollte ich meine Schande verbergen?

„Als wir die arme Kleine begraben hatten und aus der Kirche zurückkehrten, fing die große Klage an; ich war nun nicht mehr gezwungen, mich zu verbergen, um zu weinen: ‚Du bist noch jung und wirst andere Kinder bekommen,‘ sagte man mir. Allein die Zeit verging und Gott gab mir keine Kinder, und ich sagte zu mir selbst, Gott straft mich, weil ich nicht im stande war, das eine Kind zu behalten, das er mir gegeben hatte. Auch scheute ich mich vor der Welt und fürchtete Deinen Vater, denn auch er hatte im ersten Jahr seinen Schmerz verheimlicht und versucht, mich zu trösten, um mir Mut zu machen; doch später wurde er schweigsam und nachdenklich. Drei Jahre vergingen, ohne daß ich mich über irgend etwas freuen konnte. Da kamst Du zur Welt; ich hatte so viele Wallfahrten gemacht! Es war ein Trost, aber er war nicht vollständig.

„Dein Vater hätte gewünscht, daß Du ein Mädchen wärest. Eines Tages sagte er mir: ‚Er ist willkommen, allein ich hätte mir ein Mädchen vorgezogen.‘

„‚Habe Hoffnung,‘ sagte ich zu ihm, ‚wenn meine Sünde mir vergeben ist, wird uns Gott eine Tochter schenken.‘

„Als Deine Großmutter zum heiligen Grab pilgerte, schickte ich zwölf selbstgesponnene Hemden und drei Goldstücke mit dem Bildnisse Konstantins, damit sie mir einen Ablaßbrief mitbringen sollte; und siehe, in dem Monat, als Deine Großmutter aus Jerusalem mit dem Ablaß zurückkam, fühlte ich die ersten Anzeichen, daß ich Mutter werden würde. Jeden Augenblick ließ ich die Hebamme kommen.

„‚Nun, wird es ein Mädchen sein?‘

„‚Ja, es ist ein Mädchen,‘ sagte sie, ‚siehst Du es nicht? Alle Zeichen sprechen dafür.‘

„Ich freute mich sehr, als ich diese Worte hörte.

„Als das Kind zur Welt kam und wirklich ein Mädchen war, atmete ich endlich wieder auf. Wir gaben ihm den Namen Annula, den auch die arme Verstorbene getragen hatte, damit es scheine, als fehle niemand im Hause.

„‚Mein Gott! ich danke dir, daß du meine Schande und Sünde ausgelöscht hast.‘

„Wir hüteten das kleine Mädchen wie unsern Augapfel. Du warst neidisch und schwandest dahin. Aber ich konnte Annula nicht aus den Augen lassen, aus Furcht, es könne ihr etwas zustoßen. Dein Vater war noch sorgsamer als ich. Aber ach! Je mehr Liebe die arme Kleine empfing, desto schwächer war ihre Gesundheit. Es schien, als ob Gott bereute, sie uns geschenkt zu haben. Ihr anderen waret kräftig und voll Leben und Lust; sie war ruhig, schweigsam, kränklich. Wenn ich sie so bleich vor mir sah, fiel mir meine verstorbene Tochter ein, und der Gedanke, daß ich sie getötet hatte, fing wieder an mich zu verfolgen, bis eines Tages auch die zweite starb. Wer nicht eine solche Prüfung durchgemacht hat, kann nicht begreifen, wie bitter mein Schmerz war; ich hatte keine Hoffnung, eine andere Tochter zu bekommen, denn Dein Vater war tot. Wenn ich mir nicht eine andere hätte verschaffen können, wäre ich sicher irrsinnig geworden. Es ist wohl wahr, daß jene kein gutes Herz hatte; doch so lange sie bei mir war, habe ich sie gepflegt und geliebt; ich bildete mir ein, sie sei mein eigenes Kind und vergaß diejenige, die ich verloren hatte, und meine Gewissensbisse beruhigten sich. Das Sprichwort sagt: Ein fremdes Kind ist eine Last im Hause; aber für mich war diese Plage ein Trost und eine Erleichterung, denn ich sagte mir, je mehr ihre Erziehung mir Mühe machte, desto mehr würde Gott Mitleid mit mir haben. Deshalb verlange nun nicht mehr, daß ich Katharina fortschicke, um ein hübsches Mädchen aufzunehmen.“

„Nein, nein, Mutter,“ unterbrach ich sie. „Nach dem, was Du mir gesagt, verlange ich nichts mehr. Vergib mir, und ich verspreche Dir, künftig Katharina wie meine Schwester zu lieben und nichts mehr zu sagen, nichts ...“

„Die heilige Jungfrau segne Dich, mein Sohn,“ antwortete sie mit einem Seufzer der Erleichterung: „denn siehst Du, ich habe sie geliebt, diese Unglückliche, und ich will nicht, daß man schlecht von ihr spricht. Es ist Gottes Wille! So wenig anmutig sie auch sei, ich habe mich ihrer angenommen, und dabei bleibt es.“

V.

Diese Beichte machte einen tiefen Eindruck auf mich. Ich dachte über alles nach, was die arme Frau hatte leiden müssen. Der Zustand ihrer Seele mußte ihr um so drückender gewesen sein, als sie tugendhaft und fromm war. Welche fürchterliche Qual! Das Bewußtsein der Sünde, das moralische Bedürfnis, sich davon zu reinigen und dazu die Unmöglichkeit, dies zu thun. Bereits seit achtundzwanzig Jahren quälte sich diese unglückliche Frau, ohne weder im Glück noch im Unglück ihre Gewissensbisse beruhigen zu können.

Seit ich diese Geschichte kannte, suchte ich auf alle Weise das Herz meiner Mutter zu erleichtern, indem ich mich einerseits bestrebte, sie zu überzeugen, daß ihre Sünde nicht wissentlich geschehen, andererseits, daß Gottes Gerechtigkeit und Barmherzigkeit nicht die Strafe nach der Sünde bemißt, sondern nach unseren Gedanken und Absichten urteilt. Eine Zeit lang hielt ich meine Bestrebungen nicht für erfolglos; doch als zwei Jahre später meine Mutter mich in Konstantinopel besuchte, glaubte ich etwas Ernsteres für sie thun zu müssen.

Ich war zu dieser Zeit der Gast einer einflußreichen Familie, bei der ich Gelegenheit gefunden hatte, den Patriarchen Joachim II. genauer kennen zu

lernen. Eines Tages gingen wir zusammen im Garten spazieren; ich erzählte dem Prälaten die Geschichte meiner Mutter und bat ihn, vermöge seiner hohen Stellung und seines moralischen Einflusses zu versuchen, die arme Frau von der Vergebung ihrer Sünde zu überzeugen. Der ehrwürdige Greis lobte meinen Eifer für die Religion und versprach mir seinen Beistand. Ich geleitete meine Mutter in das Patriarchat, um seiner Heiligkeit zu beichten. Die Beichte dauerte lange, und nach dem, was mir der Patriarch sagte, hatte er seine ganze einfache und klare Beredsamkeit verwenden müssen, um den gewünschten Erfolg zu erzielen. Meine Freude war unbeschreiblich.

Meine Mutter nahm mit der aufrichtigsten Dankbarkeit Abschied von dem heiligen Mann, und als sie das Patriarchat verließ, schien sie ruhig und zufrieden.

Als wir zu Hause angekommen waren, zog sie aus ihrem Kleide ein Kreuz, das ihr der Patriarch gegeben hatte; sie küßte es und vertiefte sich, es anblickend, in ihre Gedanken.

„Dieser Patriarch ist ein sehr heiliger Mann, nicht wahr?“ sagte ich zu ihr. „Ich glaube, daß Du nun ganz beruhigt sein kannst.“

Meine Mutter schwieg.

„Du antwortest mir nicht, Mutter,“ sagte ich, ungeduldig zu wissen, ob die Ruhe in ihr Herz eingekehrt sei.

„Was soll ich sagen, mein Kind?“ antwortete sie noch ganz nachdenklich; „der Patriarch ist ein weiser und heiliger Mann; er kennt den Willen Gottes, er kann alle Sünden vergeben, aber er ist nur ein Mönch; er war nie verheiratet und kann nicht beurteilen, was es heißt, sein eigenes Kind getötet zu haben.“

Ihre Augen füllten sich mit Thränen und ich schwieg.

Von Diesem und Jenem.

Georgios M. Bizyenós

ist in der Mitte der fünfziger Jahre in dem thrakischen Dörfchen Bizye geboren. Sein Vater, ein armer Köhler und Kalkbrenner, starb sehr früh und ließ seine Gattin und sieben Kinder unversorgt zurück. Georgios oder, wie er zu Hause genannt wurde, „Jorghi“, mußte sich schon als Kind sein Brot verdienen. Er kam zu einem Schneider nach Konstantinopel in die Lehre, wurde aber von dem hochherzigen Handwerker in die Schule geschickt, anstatt die üblichen Handlangerdienste der Lehrjungen zu leisten. Zu früh für Jorghi starb dieser brave Mann und der Knabe fand in einem kretensischen Gymnasium als Diener Unterkunft. Dort wurde er zuerst mit dem Altgriechischen vertraut. Ein reger Eifer für die Wissenschaften ließen ihn vorwärts streben und bald finden wir ihn als Hierospudasten (Theologe) auf dem Seminar von Chalki. Der Dichter Bizyenós wurde von Elias Tantalides entdeckt und ein reicher hellenischer Mäcen, Georgios Zarifi, verschaffte dem jungen Poeten die Mittel, in Athen und Deutschland zu studiren. Neun Jahre besuchte Bizyenós deutsche und französische Universitäten, bis er schließlich bei Hermann Lotze in Göttingen mit einer Arbeit über die „Philosophie des Schönen bei Platon“ den philosophischen Doktorgrad erwarb.

Bizyenós ist hauptsächlich Lyriker; sein Gedichtband „Attische Lüfte“ gehört zu dem Besten, was die neuhellenische Literatur hervorgebracht hat. Sein Epos „Kodros“ errang den Preis des Königs. In Griechenland bekannt wurde er durch die von dem obengenannten Tantalides herausgegebenen „Erstlinge“.

Seine Sprache ist der thrakische Volksdialekt, frei von Slavismen und Turkizismen. Seine Schilderungen sind unmittelbar, frisch und voll realistischer Kraft. In der Form übertrifft er alle seine Zeitgenossen und das will viel sagen, denn die neuhellenische Kunstpoesie ist von höchster Formvollendung.

Dichtkunst und Dichter in China.

Nach Barthélemy Saint-Hilaire.

Das „Buch der Dichtkunst“ (Schih-king), welches das zweite Werk des Konfuzius ausmacht, ist die beste und vollständigste Sammlung der dichterischen Ergüsse der chinesischen Volksseele. Es enthält dreihundertundfünf poetische Stücke, Hymnen, Oden, Elegien und so weiter. Konfuzius hat dieses Material aus den Archiven der verschiedenen Dynastien zusammengetragen. Die ältesten Sachen gehen bis auf das Jahr 1770 und die jüngsten bis auf das Jahr 586 vor unserer Zeitrechnung zurück.

Wer sind die Urheber dieser Dichtungen gewesen? Man weiß nichts von ihren Namen. Man hat sich nicht die Mühe gegeben, sie zu erhalten, denn ihre Persönlichkeiten treten ganz und gar hinter dem hohen sittlichen Gedanken zurück, unter welchem die Sammlung zu stande kam.

Die Musik, die Schwesterkunst der Poesie, ist in China seit den ältesten Zeiten hoch in Ehren gehalten worden; die Kaiser hatten stets einen Großmeister der Musik um sich. Es fand keine offizielle Feier statt, die nicht von ihr entsprechenden Gesängen begleitet gewesen wäre. Die Regierung legte allen diesen Kundgebungen eine derartige Bedeutung bei, daß der Großmeister der Musik den Kaiser auf den von fünf zu fünf Jahren unternommenen Reisen begleiten und in jeder Provinz die sämtlichen in der Zwischenzeit dort entstandenen poetischen Schöpfungen sammeln mußte. Es war das zugleich eine Art, das kennen zu lernen, was das Volk dachte und wünschte.

Was für ein geistvolles Mittel der Erkundung des politischen und sozialen Standes des Volkes war das, und wie weit geht es über alles das hinaus, was die europäischen Regierungen für die Sache der Poesie gethan haben! Die Anzahl der angesammelten Dichtungen muß eine ganz gewaltige gewesen sein. Kenner der chinesischen Literatur sprechen von 3000! Nur ein Zehntel hat in dem Werke des Konfuzius Aufnahme gefunden. Die fünf Oden, die das Schih-king eröffnen, stammen von der Schang-Dynastie her, die vom Jahre 1776 bis zum Jahre 1123 v. Chr. herrschte. Die erste nennt sich Na nach einem ihrer Eingangsworte. Sie möge in ihrer eigenartigen Schönheit folgen, so wie sie vorgetragen wurde, und wie sie unter Musikbegleitung heute noch zu Ehren Thangs, des Gründers der Dynastie, vorgetragen wird:

„Wie wunderbar, wie vollkommen! Wir halten in unseren Händen unsere Tamburine und Trommeln, die weithin ihren harmonischen Ton erschallen lassen. Es geschieht das, um unsern verehrenswerten Herrn zu ehren. Der Abkömmling des Thang richtet an ihn unter dem Klange der Musik diese Einladung. Möge der Ahnherr allen Wünschen, die wir hegen, Gewährung verleihen! Unsere Hand rührt Tamburin und Trommel. Die Flöten lassen ihren hellen Ton vernehmen. Alle unsere Instrumente vereinigen sich zu harmonischem Einklange nach den Gesetzen der tönenden Perle. Der Abkömmling des Thang ist voller Majestät und seine Musik wahrhaft bewundernswert.

„Glockengetön und Trommelwirbel erfüllen das Ohr. Im Tanze verschlingen sich die anmutigen Bewegungen. Die Gäste, die kammen, um uns aufzusuchen, sind ebenso freudig bewegt wie wir. Seit altersgrauer Vorzeit, lange vor uns, haben die ersten Menschen uns durch ihr Beispiel gelehrt, sanftmütig und bescheiden zu sein, vom Morgen bis zum Abend, und uns durch Pflichterfüllung den Anspruch auf Achtung zu gewinnen. Möge dem hohen Ahn das Winter- und Herbstopfer genehm sein, das heute der Abkömmling des Thang ihm darbringt!"

Wenn man bedenkt, daß dieses Lied über dreitausend Jahre alt ist, muß man billig über seine litterarische Gewandtheit und seine beredte Einfachheit in Staunen geraten. Und neben diesen Eigenschaften darf man den gesunden Menschenverstand nicht übersehen, der den vorherrschenden Zug der chinesischen Poesie ausmacht. Die Hymnen des Rig-Veda, die um dieselbe Zeit an den Ufern des Indus und Ganges gesungen wurden, waren ohne Zweifel poetischer, aber sie sind von einer ausgeklügelten Feinheit, die sie dunkel und fast unverständlich macht. Werfen wir noch einen Blick auf die fünfte und letzte Ode aus der Zeit der Schang-Dynastie, die auf einen höheren Ton gestimmt ist. Ihr Inhalt ist der Verherrlichung der Thaten des Kaisers Yin gewidmet:

„Hinreißend ist die kriegerische Thatkraft unseres Königs gewesen. Machtvoll hat er den Staat von Tsching-Tschen angegriffen. Er schreckt nicht zurück vor dem Ueberwinden der gefahrvollsten Pässe. Er hat die Volksmassen von Tsching zurückgeworfen, bis sie ihm ihr ganzes Landgebiet übergeben mußten. Das ist der Siegeszug des Abkömmlings von Thang. Völker von Tsching-Tschou, sagte der König, bewohnet den südlichen Teil meines Königreiches. Seit den Zeiten Thang des Siegreichen sind die Völker nur zu uns gekommen, um uns ihre Geschenke darzubringen und unsere Obermacht anzuerkennen. Das ist das Gesetz, das die Leute von Schang ihnen auferlegt haben. Den Fürsten hat der Himmel ihre Macht verliehen. Aber seitdem die Hauptstadt ihres Landes nach den Kriegsmühen von Yous bestimmt worden ist, kammen sie jedes Jahr an den Hof des Königs, um ihre Angelegenheiten zu ordnen, und sie sagen: ‚Strafe uns nicht, tadle uns nicht. Wir haben uns in der Bestellung unserer Felder keine Nachlässigkeit zu Schulden kammen lassen.'"

James Legge, der berühmte Chinakenner, dem wir die Uebersetzung der geheiligten Bücher Chinas verdanken, bringt noch einige einschlägige Beispiele aus etwas jüngerer Zeit bei (aus dem Jahre 1108 vor unserer Zeitrechnung). So eine Ode, in welcher Kaiser Tschong eingeführt wird, wie er den zu seiner Krönung erschienenen Fürsten seinen Dank abstattet.

„Euch," so redet er sie an, „euch, ihr erlauchten und hochgeehrten Fürsten, verdanke ich das Glück, von dem ihr heute Zeugnis vor mir ablegt. Die Gunstbezeugungen, mit denen ihr mich überhäuft, gehen über jede Schranke hinaus und meine Nachkömmlinge werden nicht minder wie ich die Früchte derselben genießen.

„Erweiset euch in euren Staaten weder schwach noch unvorsichtig, dann wird der König nicht ermangeln, euch die euch gebührenden Ehren zukammen zu lassen. Das stärkste auf der Welt ist der Mensch, die höchste Auszeichnung: tugendhaft zu sein!"

Was am vernehmlichsten aus dieser zwanzig bis dreißig Jahrhunderte alten Poesie hervorklingt, ist die Kindesliebe, die an geheiligte Verehrung grenzende Wertschätzung der Eltern, diese fundamentale Grundlage des chinesischen Lebens.

„O mein großer und verehrungswürdiger Vater," sagt in einer Ode der Kaiser, „stehe mir, während ich Dir diesen edlen Stier darbringe und die Fürsten bei meinem Opfer zugegen sind, hilfreich zur Seite, mir, Deinem in Ehrfurcht sich vor Dir neigenden Sohn ... Ich bringe dieses Opfer dar meinem Vater und meiner von Tugend erfüllten Mutter."

Zuweilen verwandelt diese kindliche Verehrung sich in eine rührende Selbsterniedrigung, und es bekennen die Kaiser, die in den Dichtungen redend eingeführt werden, ihre Fehler und geloben den von ihnen beherrschten Volksmassen, mit aller Sorgsamkeit auf ihr Wohl bedacht zu sein.

„Ich verdamme meine ganze Vergangenheit," sagt Kaiser Tschang, „und werde künftig Sorge tragen, neues Unheil zu verhüten. Ich will nichts mehr gegen die Wespe unternehmen und nicht mehr ihrem schmerzhaften Stachel zu entgehen suchen. Ich hatte sie anfangs für den kleinsten der Vögel gehalten. Aber ihr sind Schwingen gewachsen und sie ist ein Riesengetier geworden. Nein, ich vermag die Schwierigkeiten meines Reichs nicht zu bewältigen und ich ringe mit den schwersten Prüfungen."

Später überläßt der Kaiser, dem es gelungen ist, alle Schwierigkeiten zu überwinden, sich der Freude des Triumphes, die seinen anfänglichen Klagegesängen folgt:

„Friede herrscht in unseren Tausenden und Abertausenden von Provinzen. Jahre des Ueberflusses sind einander gefolgt; der Himmel hat uns keine seiner Gunstbezeugungen versagt; der kriegerische König Utön hat das Vertrauen, das seine Feldherren in ihn setzten, gerechtfertigt und er hat sie dazu verwandt, in der ganzen Ausdehnung des Reiches das oberherrliche Ansehen seiner Familie zu befestigen. Welcher Ruhm ist ihm nicht zu teil geworden unter dem Schutze des Himmels, der mich zum Könige gemacht hat an Stelle der Schang-Dynastie!"

Diesen Kaiserhymnen sind durch eine in ihrer Art einzig dastehende Bevorzugung diejenigen des Markgrafen von Lou angefügt worden als eine Erkenntlichkeit für die Dienste, die er seinem Vaterlande geleistet hat. Es handeln übrigens nur vier von seiner Persönlichkeit, während die übrigen der Klasse der Kaiserhymnen zufallen. Die Namen ihrer wirklichen Urheber sind, wie schon hervorgehoben, nicht bekannt.

Nach den Gesängen, welche die Kaiser redend einführen, kammen drei andere Sammlungen einer minder hohen Ordnung, zunächst die größeren und dann die kleineren Reichsgesänge, erstere den höheren Bevölkerungsklassen, letztere den Klassen der Volksmenge gewidmet. Außerdem gab es noch eine Sammlung, welche aus den verschiedenen Provinzen des Reiches stammende Gesänge umfaßte.

Die chinesische Poesie würde schwer verständlich sein ohne das klassische Buch von der Kindesliebe (Hsiao King), welches dem alle Kundgebungen des chinesischen Lebens einschließlich der Poesie durchdringenden Ahnenkultus gewidmet ist. Die Kindesliebe besteht nach Konfuzius nicht nur darin, daß man seine Eltern verehrt und ihnen dient, sondern sie geht viel weiter; sie soll das Betragen der Fürsten in ihren Staaten, das Betragen der Minister und Großwürdenträger, das der Unterbeamten und selbst das Betragen der einzelnen Privatleute regeln. Der Kindesliebe sind keine Schranken gesetzt, sie ist das allumfassende Gesetzbuch der Menschenpflichten.

„Gibt es etwas Kostbareres und Erhabeneres als die Kindesliebe! Der Sohn erhält von seinem Vater das Leben, und wir kennen kein wertvalleres Geschenk als dieses," sagt uns Konfuzius. „Wenn man seine Eltern nicht liebt, während man andere Personen liebt, befindet man sich im Zustande der Empörung gegen die Tugend.

„Die Liebe, die man seinen Eltern erzeigt, verwandelt sich dem Landesherrn gegenüber in Unterthanentreue; die Zuneigung, die man gegen den Bruder hegt, verwandelt sich in Ergebenheit im Verhalten zu älteren Leuten. Die gute Leitung der Familie verwandelt sich in gute Staatsverwaltung, wenn man ein öffentliches Amt inne hat. Wenn man sich daher gut in seiner Häuslichkeit aufzuführen weiß, wird man seinen Namen den künftigen Geschlechtern überliefern."

Es begreift sich, warum diese chinesische Kardinaltugend aus allen dichterischen Werken des Reiches der Mitte hervorleuchtet. Die Kindesliebe ist das unvertilgbare Band gewesen, welches seit drei Jahrtausenden diesen aus vierhundert Millionen menschlicher Wesen sich zusammensetzenden Riesenkörper zusammengehalten hat. Und was ist diese Kindesliebe anderes als das zärtliche Gefühl, welches uns mit den Urhebern unserer Tage vereinigt? Dieses Gefühl ist das einzige Regierungsmittel geworden, wie die chinesische Regierung die einzige ist, die sich von der Lebenskraft dieses Prinzips hat durchdringen lassen. Ein Teil dieser Ursprünglichkeit ist auf die chinesische Dichtkunst übergegangen, die sich denn auch eines Tages die allgemeine Wertschätzung erringen wird, der man sie — einstweilen wenigstens — nicht hat teilhaftig werden lassen. (La Revue des Revues.)

Herausgeber: Joseph Kürschner in Eisenach; verantwortlicher Redakteur: Ludwig Thaden in Stuttgart.
Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

1895. Heft 5. Preis 50 Pfg. Vierteljährlich (6 Hefte) Preis 3 Mark.



Inhalt des fünften Heftes.

Seite

Von Diesem und Jenem:

Madame Chrysanthème.

Von

Pierre Loti.

(Schluß.)

XLIX.

15. September.

Der Wind hat sich so gedreht, wie wir ihn zur Abfahrt gerade brauchen können — thatsächlich geht auch das Gerücht um, man wolle uns nach China, in den Golf von Peking schicken. Noch fehlt der offizielle Befehl, aber diese Gerüchte, die sich blitzschnell durch die ganze Mannschaft verbreiten, sind selten falsch, obwohl keiner weiß, woher sie stammen. So stehe ich also vor dem letzten Akte meiner japanischen Komödie, wie wird sie enden, wie die Lösung sein? Wir werden beide ein wenig traurig sein, gilt es doch eine Trennung für immer ... Viel wichtiger erscheint mir die Frage: Wie werden Yves und Chrysanthème von einander Abschied nehmen?...

Wie auch die erwartete Ordre lauten wird, sicher ist, daß die Tage unseres Aufenthaltes in Japan gezählt sind. Vielleicht gefällt mein Heim mir gerade darum besser als sonst. — Gegen sechs Uhr abends komme ich in Diu-dschen-dschi an; der Dienst hatte mich den ganzen Tag auf dem Schiffe zurückgehalten. Die Sonne steht schon tief am Himmel; ihre goldroten Strahlen überfluten in breitem Strom all die hundert Kleinigkeiten, die unsere Wohnung schmücken, die Buddhabilder, die altertümlichen Vasen und die herrlichen Sträuße fremdartiger Blüten. Fünf oder sechs Püppchen, kleine Musmes aus der Nachbarschaft, drehen sich beim Klange von Chrysanthèmes Guitarre im Reigen ... Zum erstenmal freue ich mich, daß dies alles mir gehört, dieses Heim und diese kleine Frau, die zum Tanz aufspielt. Ich war doch zu ungerecht gegen das Land; jetzt, da ich mich so plötzlich von all dem trennen soll — jetzt beginne ich alles mit ganz anderen Augen anzusehen; jetzt begreife ich, warum dies so klein, jenes so bizarr, das so bunt, ein anderes so abgeschmackt sein muß.

Ich strecke mich auf meinen weißen Matten aus; Chrysanthème schiebt mir geschäftig das Schlafpolster unter den Kopf, und die Musmes tanzen lächelnd weiter, obwohl mein Eintritt die Musik unterbrochen hat.

Ihre stets tadellosen Sandalen huschen dabei lautlos über den Boden; man hört nur das leise Knistern und Rauschen der Gewänder. Ich finde sie alle recht hübsch; was mir früher so sehr mißfallen, ihr Puppenwesen, gefällt mir jetzt, denn nun weiß ich, daß daran weder das runde, ausdruckslose Gesicht Schuld trägt, noch die seltsam geformten Augen, sondern nur die schauderhafte Weite ihrer Roben; zwischen diesen Riesenärmeln verschwinden Schultern und Nacken, die zarten Figuren verlieren sich in der Ueberfülle von Stoff, die wie auf einen Puppenstock gehängt erscheint und gewiß jeden Augenblick herabglitt, wenn sie nicht in halber Höhe durch die bekannten breiten Gürtel festgehalten würde. — Hier findet man eben diese Weite hübsch; bei uns zu Hause dient dagegen die Toilette dazu, die wahren oder falschen Körperformen möglichst plastisch hervortreten zu lassen ...

Das zweite, was mir so sehr gefällt, das sind die Blumensträuße, die Chrysanthème mit echt japanischer Grazie bindet: Lotusblüten, große, heilige Blumen, wie aus feinstem, rosig überhauchtem, zart geädertem Porzellan geformt — als Knospen ähneln sie bleichen Tulpen, aufgeblüht üppigen Seerosen. Ihr süßer, fast betäubender Duft erfüllt gleich wie das natürliche Parfüm der gelben Rasse alle Räume. Im September gehören diese Blüten zu den größten Seltenheiten; Chrysanthème hat die langstieligen Blumen mit den breiten, dunkelgrünen Blättern gewiß recht teuer bezahlt. — Wie duftig und graziös sind diese Sträuße im Vergleich zu dem plumpen Gewinde unserer heimischen Gärtner, das in seiner weißen Spitzen- oder Papiermanschette wie — Blumenkohl aussieht ...

... Immer noch keine Briefe aus der Heimat, von niemand. Wie leicht verändert und vergißt sich doch alles ... Die Unterschiede zwischen mir und den Bewohnern dieses Landes schwinden immer

mehr; meine Gedanken, mein Geschmack, meine Gefühle passen sich meiner komischen Umgebung an; ich habe mich an die Puppenstuben mit all ihrem Miniaturinhalt gewöhnt, an die beispiellose Reinlichkeit und die gesuchte Einfachheit der Häuser. Ich habe selbst meine abendländischen Vorurteile verloren; beim Durchschreiten des Gartens habe ich Herrn Zucker, der seine Pflanzen begoß, höflichst begrüßt und selbst Frau Pflaumes Vergangenheit stört mich nicht mehr ...

Heute werden wir nicht mehr ausgehen; ich habe den Wunsch, ruhig liegen zu bleiben und dem Spiel meiner Musme auf dem „Chamecen“ zuzuhören.

Bisher hatte ich immer von einer „Guitarre“ gesprochen, weil ich Fremdworte so viel als möglich vermeide, seitdem man mir vorgeworfen, ich treibe Mißbrauch damit. Aber weder das Wort Guitarre noch Mandoline bezeichnen das zierliche Instrument mit dem langen Hals und den unglaublich hohen Tönen richtig — ich muß also von jetzt ab Chamecen schreiben. Und meine kleine Frau werde ich nun Kiku, Kiku-San nennen — so lautet nämlich ihr japanischer Name, von dem Chrysanthème eine zwar wörtliche, aber lange nicht so wohlklingende Uebersetzung ist.

Also, ich sage zu Kiku, meiner Musme:

„Spiele, spiele mir etwas vor; ich bleibe den ganzen Abend hier liegen und höre Dir zu.“

Bei meiner liebenswürdigen Aufforderung huscht etwas wie Hochmut und Triumph über Chrysanthèmes Gesicht; sie ziert sich einen Augenblick, setzt sich dann so, wie man es gewöhnlich auf den Abbildungen sieht, mit hochgezogenen Aermeln auf einen Schemel nieder und beginnt. Die ersten schüchternen Accorde unterscheiden sich kaum von dem Summen und Zirpen der Insekten, die uns im warmen Dämmerlicht umschwirren. Nun spielt sie dies und das durcheinander, hundert Melodien fängt sie an, ohne eine zu Ende zu führen — und die anderen kleinen Mädchen lächeln höhnisch und ärgern sich über die Unterbrechung ihres Tanzvergnügens. Sie selbst ist zerstreut und verdrießlich wie eine, die sich nur hören läßt, weil sie muß ...

Ganz allmälich ändert sich die Situation; das Spiel wird lebhafter, inniger; nun beginnen selbst die Musmes zuzuhören. In fieberhafter Hast eilen ihre zarten Finger durch die Saiten, ihr Blick hat das Ausdruckslose verloren, die Augen funkeln und treten weit aus ihren Höhlen. Bald klingt es wie das linde Säuseln des Windes, bald wie schrilles Hohngelächter, bald wie herzzerreißende Seufzer, wie thränenreiche Klage.

Ich liege mit halb geschlossenen Augen träumend auf der Veranda und verfolge den flammend roten Glutball der Sonne, der langsam hinter den letzten Häusern von Nagasaki versinkt. Für einen Augenblick schwindet jede Erinnerung an andere Zeiten und andere Länder. Im Zwielicht der Dämmerung fühle ich mich fast heimisch in den duftenden Gärten Japans ... Das war etwas, was mir noch nie und nirgends vorgekommen ...

L.

16. September.

... Sieben Uhr abends. — Auch heute verzichten wir auf die Abendpromenade und bleiben wie gute japanische Bürger in unserer Vorstadt.

Im Hausanzug gehen Yves und ich zu dem nahe gelegenen Fechtplatz, der fast an unsern kühlen Garten stößt.

Wir finden ihn leider geschlossen; ein kleiner Junge bedeutet uns unter tiefen Bücklingen, daß die Fechter zu so später Stunde schon zur Stadt zurückgekehrt seien; wir möchten morgen wiederkommen.

Der Abend ist so schön und angenehm, daß wir nicht an Heimkehr denken, sondern aufs Geratewol den Bergpfad, der sich zwischen den Friedhöfen verliert, hinaufklettern.

Eine Stunde lang steigen wir höher und höher zu den Gipfeln empor, hie und da verspäteten Feldarbeitern begegnend, die auf dem nackten Rücken große Büschel Thee tragen.

Nirgends ein Baum mehr in dieser Höhe. Nur Theefelder oder Grabstätten, umgeben von Felsen und Gestrüpp.

Die Abendschatten sinken tiefer herab und wir machen einen Augenblick Halt, um dann mit frischen Kräften den Rückweg anzutreten.

In unserer Nähe steht ein Tragstuhl, der vor wenig Stunden erst einer Bestattung diente; an der Erde brennen noch die Becken mit den wohlriechenden Hölzern ... Stören wir die Ruhe des Toten nicht; auf einem Grabe, das nur noch Staub birgt, findet sich für uns ein anderes Ruheplätzchen. Während das Thal und die Stadt unter uns schon in tiefer Dämmerung liegen, umspielen uns die letzten Strahlen des scheidenden Tagesgestirns.

Wir plaudern ... Ich möchte mit Yves über Chrysanthème sprechen ... Das war der Hauptgrund, weshalb ich ihn zu dieser kurzen Rast überredete.

Aber nun weiß ich nicht, wie es beginnen, ohne ihn zu verletzen oder mich lächerlich zu machen ... In der herrlichen Luft und angesichts des wundervollen Landschaftsbildes, das sich unseren Blicken bietet, erscheinen mir mein Verdacht und seine Ursachen recht kleinlich ...

Zuerst besprechen wir unsere nächste Fahrt, denn der Befehl, nach China oder nach Hause zu segeln, kann jede Stunde eintreffen. Bald wird unser

lustiges Leben in Diu-dschen-dschi ein Ende haben, und statt der Blumengärten Japans werden uns die Wellen des Ozeans umgeben. Yves wird es schwerer fallen, sich von Japan und seinen Vergnügungen zu trennen; sein rauhes Matrosenleben hat zum erstenmal ein heiteres Intermezzo unterbrochen. So lange er nämlich nur gewöhnlicher Matrose war, kam er auf seinen Fahrten nicht öfter ans Land als die Seemöwen, während ich gar manches Abenteuer in fremden Gegenden erlebt und reizendere Erinnerungen habe, als an Nagasaki.

Endlich wage ich mich mit der Frage heraus:

„Du wirst Dich gewiß mehr als ich grämen, wenn die Stunde der Trennung von Chrysanthème schlägt?...“

Tiefes Stillschweigen.

Ich muß also weiter gehen, auf die Gefahr hin mir den Rückzug abzuschneiden:

„Weißt Du, Yves, wie die Dinge nun einmal liegen... Wenn es Dir Spaß machte... Kurz und gut, ich habe sie zwar geheiratet, aber sie ist nicht meine — Frau...“

Ueberrascht blickt er mich an:

„Wie, nicht Ihre Frau? — So, das wäre noch schöner... Rechtlich ist sie es...“

Wir brauchen nie viel Worte, um uns zu verstehen; die Betonung, das eigentümliche Lächeln sagen mir genug; ich verstehe vollkommen, was in den Worten liegt: „Rechtlich ist sie Ihre Frau...“ Ja, wenn sie es nicht wäre, dann könnte er für nichts einstehen — obwohl er seinem Weibe Treue gelobt. — Weil er sie aber als meine Frau betrachtet, ist sie für ihn unantastbar. Da ich seinen Worten stets unbedingten Glauben schenke, fühle ich mich durch die Aussprache, die ihn von jedem Verdacht gereinigt hat, sehr erleichtert — ich habe meinen alten, braven Yves wieder gefunden. Und wer ließ in mir diesen häßlichen Argwohn aufkeimen?...

Sprechen wir nicht mehr von dieser Puppe...

Noch lange sitzen wir plaudernd auf einsamer Bergeshöhe und träumen von der Bretagne, unserer schönen Heimat...

Beinahe hätten wir darüber vergessen, daß die kleine Chrysanthème uns erwartet.

Als wir in sternklarer Nacht in Diu-dschen-dschi ankommen, begrüßt uns ein Duett, das Chrysanthème mit Oyuki einübt.

Ich bin heute abend, nachdem der schnöde Verdacht auf Yves aus meiner Seele gewichen, zu lustigen Streichen aufgelegt — die letzten Tage in Japan sollen voll ausgekostet werden. Und nun empfängt uns eine schwermütige Weise, der man eine gewisse Innigkeit nicht absprechen kann und die doch auf mich nicht anders wirkt wie das Singen eines buntbefiederten Vogels...

Für einen Augenblick unterbricht eine andere Musik das Spiel der beiden Mädchen.

Tief unten, in Nagasaki, ertönt plötzlich der Lärm von Gongs und Guitarren; wir beugen uns weit über die Brüstung des Balkons, um besser lauschen zu können.

Ein „Matsuri“, ein Festzug ist es, der sich, wie unsere Musmes mit spöttischem Zucken der Mundwinkel hinzufügen, durch das Viertel bewegt, in dem die „galanten Dämchen“ wohnen. — Von hier oben, aus der Vogelperspektive gesehen, nimmt sich jene Gegend übrigens recht ehrbar aus. Auch die Musik klingt „rein“, wenn sie zu uns heraufdringt...

... Dann entfernt sich der Zug und die reizvollen, berauschenden Töne verstummen...

Chrysanthème und Oyuki nehmen ihre Plätze wieder ein und spielen weiter — begleitet von dem zarten Tremolo des Riesenorchesters der Cikaden, das die Nachtluft durchzittert...

LI.

17. September.

Mein Mittagsschläfchen wird durch Yves unterbrochen, der mir den Befehl in meine Kabine bringt, morgen nach China abzusegeln, nach dem ungesunden Hafen von Tschefu im Golf von Peking.

„Ich muß mich heute abend unbedingt dienstfrei machen, um ans Land zu können,“ sagt er, während ich mir den Schlaf aus den Augen reibe, „ich muß Ihnen dort oben beim Einpacken helfen...“ Dabei schaute er durch das kleine runde Kajütenfenster nach den grünen Bergen von Diu-dschen-dschi hinüber, auf denen unser Heim liegt.

Sein Anerbieten freut mich — aber ich glaube, er möchte den Abend doch lieber zu einigen Abschiedsbesuchen bei seinen kleinen japanischen Freunden benützen.

Thatsächlich gelingt es ihm ohne meine Einmischung, von fünf Uhr ab, nach Schluß des Exerzierens, Urlaub zu erlangen.

Ich dagegen setze mich sofort in einen Sampan und fahre ans Land.

In glühendem Sonnenbrand beginne ich den Aufstieg nach Diu-dschen-dschi.

Die Straßen erscheinen wie ausgestorben, die Blumen und Gräser hängen durstig die Köpfe.

Zu meinem Erstaunen begegnet mir Fräulein Jonquille, die, der Gluthitze trotzend, unter dem Schutze eines riesigen, auffallend bemalten Sonnenschirmes spazieren geht.

Sie erkennt mich von weitem und kommt lächelnd auf mich zu.

Als ich ihr von dem Befehl, der uns abruft, erzähle, starrt sie mich einen Augenblick mit offenem Munde an... Es berührt sie gewiß sehr unan-

genehm?... Sie wird wohl in Thränen ausbrechen?

O nein! Sie bricht in ein lautes, allerdings etwas erkünsteltes Lachen aus, das bei der tiefen Stille, die um uns herrscht, wie das Klirren von Glasperlen klingt.

Gut. Also wenigstens eine Ehe, die sich ohne Thränen lösen wird! — Innerlich ärgere ich mich aber doch über diese dumme Person, wende mich brüsk ab und wandere weiter.

Oben finde ich Chrysanthème schlafend auf dem Boden ausgestreckt, Thüren und Fenster stehen weit offen, und von den Bergen weht ein leicht erfrischendes Lüftchen zu uns herüber.

Heute abend sollte eine kleine Theegesellschaft bei uns stattfinden; Chrysanthème hatte bereits die ganze Wohnung mit Blumen geschmückt.

Mit einigen leichten Fächerschlägen wecke ich sie auf und kündige ihr meine Abreise an — neugierig, was wohl darauf erfolgen werde. — Sie reibt sich mit dem Rücken der Hand den Schlaf aus den Augen, sieht mich ganz groß an und senkt dann das Köpfchen: In ihren Augen schimmern Thränen.

Das galt ohne Zweifel nur Yves ...

Wie ein Lauffeuer durchfliegt die Nachricht das ganze Haus!

Oyuki kommt heraufgestürzt, zerdrückt in den Augen zwei dicke Thränen, fällt mir um den Hals und küßt mich — ihre Lippen hinterlassen an jener Stelle stets einen roten Fleck — dann zieht sie geschwind ein Blättchen Seidenpapier aus dem Aermel, wischt damit die Thränen ab, putzt das Näschen, rollt das Papier zu einer kleinen Kugel zusammen und wirft diese zum Fenster hinaus — gerade auf den Sonnenschirm eines Vorübergehenden.

Sodann erscheint Frau Pflaume in größter Erregung, bestürzt und geknickt. Dabei drängt sie sich so nahe an mich heran, daß ich mich kaum bewegen kann, ohne mit ihr zusammenzustoßen ... Was soll das? ...

Es bleibt mir noch schrecklich viel zu thun übrig; ich muß zu allerlei Kaufleuten, in ein Dutzend Läden und zu den Möbelpackern. Bevor diese aber ihre Thätigkeit beginnen, will ich noch rasch mein Heim abzeichnen ... wie einst in Stambul ... Wie überhaupt fast alles, was ich hier thue, eine Karikatur meiner türkischen Abenteuer zu sein scheint ...

Nur mit dem Unterschied, daß ich mich diesmal nicht ungern trenne — aber das Bild hat als interessante Erinnerung für mich seinen Wert.

Ich setze mich also auf die Erde, lege ein Blatt Papier auf mein Pult und beginne zu zeichnen — die drei Frauen stellen sich dicht hinter mich und verfolgen aufmerksam jeden Bleistiftstrich. Noch nie zuvor haben sie nach der Natur zeichnen sehen und sind daher ganz überrascht davon. Vielleicht zeichne ich nicht so schön wie Herr Zucker, verstehe mich aber dafür um so besser auf die Perspektive ... und dann hat man mich gelehrt, alle Dinge so zu zeichnen, wie sie wirklich aussehen, nicht in verzwickten Stellungen und nur auf die „Wirkung" berechnet. Die Damen bestaunen indes immer mehr die Naturwahrheit meines Bildes. Sobald ich durch Umrisse und Schattirung einen Gegenstand skizzirt, zeigen sie sofort mit dem Finger darauf; Chrysanthème freut sich ganz besonders über dies neue Talent, das sie an mir entdeckt, und flüstert mir zu:

„Anata itchiban!" zu deutsch: „Du bist doch ein ganz famoser Kerl!"

Oyuki sucht diese Wertschätzung noch zu überbieten und ruft aus:

„Anata bakari!" zu deutsch: „Einen Menschen wie Dich gibt es auf der ganzen Welt nicht wieder, gegen Dich sind alle anderen Dummköpfe!"

Frau Pflaume sagt zwar nichts, aber ich sehe es ihr an, daß sie nicht schlechter von mir denkt; ihre schmachtenden Blicke und die fortwährend versuchten Berührungen bestärken mich in dem Gedanken, daß ich ihr recht wohl gefalle, dieser romantischen Alten! — Schade, daß ich es nicht früher merkte!! ...

Wenn ich mit meiner Zeichnung nur ebenso zufrieden sein könnte wie die Damen! Die Einzelheiten des Bildes stimmen zwar alle, aber der Gesamteindruck des Bildes ist nicht japanisch, sondern französisch: die richtige Stimmung fehlt. Vielleicht hätte ich, um dem Bilde seinen originellen Charakter zu wahren, richtiger daran gethan, auf Perspektive und Genauigkeit zu verzichten; mit einer bis an die Grenze des Möglichen gehenden Verzerrung der ohnehin schon bizarren Linien wäre ich meinem Ziel näher gekommen.

Oder wie könnte ich mit wenigen Bleistiftstrichen all die Feinheiten der japanischen Arbeiten wiedergeben, oder das Alter, oder die übertriebene Reinlichkeit unseres Häuschens? Davon, daß wir in einer entlegenen Vorstadt der drolligsten aller Städte wohnten, erzählt meine Zeichnung gar nichts. Ich zweifle, ob ein Maler die intimen Details des japanischen Lebens überhaupt erfassen und wiedergeben kann.

Da wir die Bekannten nun einmal eingeladen haben, werden wir heute abend die Theegesellschaft trotz der Abfahrtsordre geben. Der größte Pomp soll dabei entfaltet werden — so habe ich es bei den Abschiedsfesten auf all meinen Fahrten gehalten.

Außer meiner Frau Schwiegermutter und meinen Verwandten werden alle Musmes des Viertels bei uns sein, aber nach japanischer Sitte kein einziger unserer europäischen Freunde, nicht einmal der „unheimlich Lange". — Yves allein darf zusehen, aber

auch nur von einem Winkel aus, hinter Blumen versteckt.

Kaum flimmern die ersten Sterne am Abendhimmel, da erscheinen unsere Gäste mit tiefen Knixen. Eine Viertelstunde später wimmelt es in unserem Heim von jungen Mädchen mit geschlitzten Augen; wie polirtes Ebenholz glänzt ihr Haar; die schmächtigen Gestalten verlieren sich fast in den bauschigen Kleidern, die ein Stückchen des reizenden Nackens frei lassen.

Man setzt sich; Chrysanthème, etwas melancholisch, und Frau Hahnenfuß, meine liebe Schwiegermama, mit ihrer bestechenden Liebenswürdigkeit bilden die Mittelpunkte der eifrig rauchenden Gruppen. Während auf hübsch geformten Tellern verzuckerte und gewürzte Früchte herumgereicht werden, unterhält man sich über tausend Nichtigkeiten und kichert immerzu. Dazwischen das übliche „Tap! Tap! Tap!“ wenn die Pfeifchen gemeinsam ausgeklopft werden. Später gibt es in winzigen Täßchen ein Schlückchen Thee ohne Zucker oder „Saki“, Reisliqueur, der warm in langhalsigen Kännchen aufgetragen wird.

Zur Unterhaltung der übrigen tragen einzelne Musmes durch Vorträge auf der Guitarre bei, andere durch Nationalgesänge der komischsten Art.

Frau Pflaume, die ihre lang unterdrückten Gefühle nicht länger verbergen kann, macht sich stets in meiner Nähe zu schaffen, liest mir jeden Wunsch von den Augen ab und überhäuft mich mit kleinen Geschenken — als Andenken: Bald bringt sie ein Bild, bald eine niedliche Vase, eine kleine Statue der Mondgöttin aus kostbarem Porzellan oder einen aus Elfenbein geschnitzten Affen — ich muß ihr jedesmal in irgend einen dunklen Winkel folgen, in dem sie mir dann zärtlichst diese „Andenken“ in die Hand drückt ...

Gegen neun Uhr verkündet das Knistern seidener Gewänder die Ankunft der drei beliebtesten Guechas von Nagasaki, der Damen Frühling, Orange und Reinheit, die ich für den hohen Preis von vier Piastern pro Kopf engagirt habe.

Es sind dieselben Sängerinnen, die ich an dem regnerischen Tage meiner Ankunft in den „Blumensälen“ gehört habe. Heute gefallen sie mir viel weniger als damals, und der Gedanke, eine davon heiraten zu sollen, erscheint mir jetzt nur noch eines Achselzuckens wert — wie einstmals Herrn Känguru ...

Fräulein Orange, die jugendliche Guecha mit der vergoldeten Unterlippe, führt mit Hilfe von Perücken und sehr schön gearbeiteten Gesichtsmasken Charaktertänze auf. Sie trägt dazu lange, prächtige Gewänder aus früheren Tagen, deren Schleppen mit steifen Stoffen gefüttert sind, um den Bewegungen die richtige Gespreiztheit zu verleihen.

Ein sanfter Wind streicht durch die Fenster herein, läßt die Lampen aufflackern und entblättert die in dem heißen Raume rasch dahinwelkenden Lotusblüten, deren Blättchen und Staubfäden über unsere Gäste verstreut werden ...

Den Schluß und Glanzpunkt des Programms bildet ein Trio auf der Guitarre — ein eintöniges, schrilles Pizzicato, das in rasendem Tempo gespielt wird. Man könnte es für einen Auszug — oder für eine Paraphrase des ewigen Zirpens der Insekten halten, das aus allen Zweigen, aus den Büschen, aus den alten Mauern, kurz überall her ertönt ...

Zehneinhalb Uhr. Die letzte Nummer des Programms ist vorüber, die Stunde des Aufbruchs schlägt. Ein letztes, allgemeines „Tap! Tap! Tap!“ dann werden die Pfeifen in den Kasten gelegt und diese hinten an den Gürtel gehängt. In einem Augenblick sind alle Musmes zum Heimweg fertig. Rote, graue oder blaue Laternen an langen Stöcken werden angezündet, um die Eingeladenen nach Hause zu geleiten. Endlose Knixe und Komplimente ... Bald sind alle im Dunkel der Nacht verschwunden ...

Wir selbst, Yves, Chrysanthème, Oyuki und ich, begleiten meine Schwiegermama, meine Schwägerinnen und die jugendliche Tante Renufar nach der Stadt zurück.

Nebenbei wollen wir noch ein letztesmal alle die Orte besuchen, an denen wir uns sonst zu amüsiren pflegten. Wir wollen im Theehaus zu den „unbeschreiblichen Schmetterlingen“ einen letzten Sorbet schlürfen, bei Frau Reinlich eine Laterne kaufen und bei Frau Stunde ein paar Abschiedswaffeln essen.

Ich gebe mir alle Mühe, über meine Abreise traurig zu sein, aber es gelingt mir nicht. Diesem Japan fehlt, gerade wie seinen gutmütigen Bewohnern, jede Innerlichkeit: Man amüsirt sich flüchtig, aber das Herz bleibt leer ...

Aber auf dem Rückwege, den ich zum letztenmal mit Yves und den beiden Musmes antrete, beschleicht mich doch eine leise Schwermut, die allerdings nie ausbleibt, wenn ich auf ewig Abschied nehmen muß.

Und dann endet für uns mit diesem Abend auch der herrliche Sommer — morgen segeln wir dem Herbst im Norden Chinas entgegen. Ich aber zähle die wenigen Sommer, die meiner Jugend noch vergönnt sein werden; mit jedem Jahre, das in das Meer des Vergessens versinkt, werde ich ernster und trauriger ...

Um Mitternacht kehren wir in unser Heim zurück und sofort beginnt der Auszug, während an Bord der „Freund von fabelhafter Größe“ für mich die Wache übernommen hat. Wie Diebe zur Nachtzeit, so rasch und verstohlen räumen wir aus — Yves, der in dem täglichen Verkehr mit den Musmes

einige japanische Worte erlernt hat, höhnt uns: „Dorobe!“ (Diebe!) ...

Die Herren Packer haben, meinem Wunsch entsprechend, einige sehr praktische Kisten mit doppeltem Boden mitgebracht, ebenso Papiersäcke (aus unzerreißbarem japanischem Papier), die sich von selbst schließen und in jeder Hinsicht, wie alle Gegenstände für den täglichen Gebrauch, höchst sinnreich konstruirt sind. Es ist ein Vergnügen, sie voll zu packen; alle Welt hilft deshalb auch bei der Arbeit, Yves, Chrysanthème, Frau Pflaume nebst Tochter und Herr Zucker. Beim Schein der vielen Lampen, die vom Fest her noch brennen, packt, rollt und schnürt ein jeder so flink als möglich — jede Minute ist kostbar.

Oyuki kann sich trotz ihres Kummers nicht enthalten, ihre Arbeit durch einige Ausbrüche kindlicher Heiterkeit zu unterbrechen.

Frau Pflaume schwimmt in Thränen — sie kann sich nicht länger beherrschen: Arme Frau, es thut mir aufrichtig leid, aber ...

Chrysanthème ist zerstreut und schweigsam ...

Himmel, welch Gepäck! Achtzehn Koffer und Kisten mit Buddhastatuetten, Drachen, Vasen — ungerechnet die großen Sträuße von Lotusblüten, die ich zum Abschied mitnehme.

All das wird auf die kleinen Wagen der Dschins verladen, deren Führer seit Sonnenuntergang im Schatten der Bäume schlafen.

Eine herrliche, sternklare Nacht. — Wir machen uns endlich auf den Weg, begleitet von den drei betrübten Damen; auf steilen, bei Nacht nicht ungefährlichen Wegen eilen wir zum Meer hinab ...

Die Dschins müssen alle ihre Kräfte anspannen, um ihre Wagen zurückzuhalten, sonst liefen diese allein mit meinen kostbaren Nippsachen dem Abgrund zu. Chrysanthème geht an meiner Seite und drückt mir in zärtlichen Worten ihr Bedauern darüber aus, daß der lange Freund die Wache für mich nicht bis zum Morgen übernommen habe, damit ich diese letzte Nacht noch in unserem Heim hätte verbringen können.

„Höre,“ sagte sie dann, „komm morgen vor der Abfahrt noch einmal hinauf zu mir, um mir Lebewohl zu sagen; ich werde vor Abend nicht zu meiner Mutter zurückkehren; Du findest mich also noch dort oben.“

Und ich verspreche es ihr.

An einer Ecke, von der man die ganze Rhede aus der Vogelperspektive überschauen kann, machen wir Halt und blicken auf die schwarze, unzählige Lichter widerspiegelnde Flut hinab, auf die Schiffe, die wie kleine, schlafende Fische erscheinen — und uns doch in fremde Länder entführen werden, wo wir dieses Japan vergessen.

Unsere Damen wollen umkehren, denn erstens ist es spät in der Nacht und dann sind die Hafenviertel zu solcher Stunde nicht ungefährlich.

Für Yves ist also der Augenblick des Abschieds gekommen, er muß schon jetzt seinen kleinen Freundinnen für immer Adieu sagen — morgen darf er nicht mehr ans Land.

Na, ich bin sehr neugierig, wie sich der Trennungsschmerz bei Yves und Chrysanthème äußern wird; ich lausche gespannt, meine Blicke ruhen scharf auf der kleinen Gruppe — aber alles geht ruhig und glatt vorüber; keine Erregung, wie sie meinem Abschied von Frau Pflaume durchzittern wird; bei meiner Musme bemerke ich sogar eine Gleichgültigkeit, die einem Gefühl der Erleichterung sehr nahe kommt — ich verstehe diese Chrysanthème nun gar nicht mehr ...

Und während ich meinen Weg fortsetze, suche ich mir ihr Wesen zu erklären.

„Wenn sie sich also um Yves nicht grämt — um wen sonst? ...“

Da kommen mir ihre Worte wieder in den Sinn: „Komm morgen vor der Abfahrt, um mir Lebewohl zu sagen; vor Abend werde ich nicht zur Mutter zurückkehren; Du findest mich also noch dort oben ...“

Dies Japan ist doch zu entzückend, die Luft so frisch und mild, und die kleine Chrysanthème war heute abend so niedlich wie nie zuvor ...

Um zwei Uhr kommen wir in einem Sampan, der zum Sinken voll gepackt ist, an der Triomphante an. Der „Lange“ übergibt mir die Wache, die ich bis vier Uhr halten muß, und die diensthabenden Matrosen bilden schlaftrunken eine Kette von der Treppe bis zum Deck, um meinen zerbrechlichen Kram an Bord zu schaffen ...

LII.

18. September.

Es lag eigentlich in meiner Absicht, heute morgen recht lange zu schlafen, um das nachzuholen, was ich in der letzten Nacht versäumt habe.

Aber kaum naht die achte Stunde, da erscheint Herr Känguru mit drei höchst seltsam ausschauenden Gestalten an der Thüre meiner Kabine. Ihre schmächtigen Gestalten umschließen lange, reich verbrämte Gewänder von dunkler Farbe; die hohe Stirne, das bleiche, von wallenden Haaren umrahmte Antlitz und der kokett schief auf das eine Ohr gesetzte Matrosenhut mit dem breiten, die übliche englische Inschrift tragenden Bande charakterisiren sie als Künstler von Beruf. Unterm Arm tragen sie große Mappen mit Vorlagen und in den Händen Farbenkasten, Bleistifte und große Bündel Nadeln, deren scharfe Spitzen in der Sonne blinken.

Deshalb weiß ich auch schon beim ersten Augenaufschlag, wer die frühen Besucher sind, und rufe

ihnen, während ich mir den Schlaf aus den müden Augen reibe, zu:

„Herein, ihr Meister der Tätowirkunst!“

Ich habe nämlich die berühmtesten Spezialisten von Nagasaki vor mir, die ich schon seit zwei Tagen mit Sehnsucht erwartet hatte und nun nicht wieder gehen heißen will, da jede Stunde uns den Befehl zur Abfahrt bringen kann.

Der Aufenthalt unter Menschenrassen niederer Kulturstufen, wie bei den Südseeinsulanern und anderwärts, ließ mich an dieser barbarischen Sitte Gefallen finden; darum habe ich mir zur Erinnerung an Japan, wie andere irgend eine Nippsache, eine Probe ihrer unvergleichlichen Kunstfertigkeit gewünscht.

Zuerst heißt es, unter den auf meinem Tisch ausgebreiteten Entwürfen eine Wahl treffen — sie haben nämlich ihre besonderen Muster für jeden erdenklichen Teil des Körpers: Passende Embleme für Arme und Beine, Rosenzweige für die Schultern und die traditionellen Fratzen zur Verzierung des Rückens. Um dem Geschmack fremdländischer Matrosen zu genügen, finden sich darunter auch Trophäen von Waffen und Flaggen, oder das „God save“ von Sternen umrahmt und — pikante Dämchen aus dem „Journal amusant“!...

Mich reizt ein blau und roter, zwei Finger langer, greulicher Drache, der auf meiner Brust, in der Nachbarschaft des Herzens, seine Wirkung nicht verfehlen wird.

Anderthalb Stunden dauert die Qual. Auf meinem Lager ausgestreckt, ertrage ich geduldig die tausend und abertausend kleinen Nadelstiche. Kommt hie und da ein Tröpfchen roten Blutes, das die Zeichnung verwischen könnte, so stürzt sich rasch einer der Künstler auf die Wunde und saugt sie aus — ich sträube mich nicht dagegen, ist es doch die einzige Manier, wie die japanischen Medizinmänner Blutungen bei Mensch und Vieh zu stillen pflegen.

Endlich haben die mageren Hände ihre ermüdende Arbeit vollendet — die Tätowirer treten einige Schritte zurück, um ihr Werk besser betrachten zu können, und erklären es dann für wohlgelungen.

Nun werfe ich mich rasch in die Kleider, um noch einige Stunden am Lande verbringen zu können.

Eine fürchterliche Hitze ist das heute! Die Septembersonne brütet melancholisch auf den sich herbstlich färbenden Blättern; die Mittagsstunden mit ihrer sengenden Glut wirken nach dem kühlen Morgen doppelt erschlaffend.

Wie gestern begleiten mich auch heute nur die Sonnenstrahlen auf dem einsamen Wege nach meinem Heim in Diu-dschen-dschi.

Lautlos öffne ich die Thüre und schleiche auf den Fußspitzen, damit Frau Pflaume mich nicht höre, herein.

Am Fuß der Treppe liegt heute auf den weißen Matten neben den Sandalen ein geschnürtes Bündel, das, wie ich auf den ersten Blick erkenne, die wohlbekannten dunklen Kleider Chrysanthèmes enthält, jedes sein säuberlich zusammengelegt und in ein blaues Tuch eingeschlagen. — Einen kurzen Augenblick nur beschleicht mich ein Gefühl der Wehmut, als ich aus dem Bündel ein kleines Kästchen hervorstechen sehe, in dem neben Briefen und Andenken, auch meine Photographie, von Uyeno aufgenommen, friedlich zwischen den Porträts mehr oder minder hübscher Musmes ruht. — Obenauf liegt die langhalsige Guitarre in einem Ueberzug von bunter Seide — das Ganze erinnert mich lebhaft an Zigeuner auf der Wanderschaft oder noch mehr an ein Bild aus dem Fabelbuch, das mich in der Jugendzeit ergötzte, an die Geschichte von der Cikade, die den ganzen Sommer gesungen und nun bei der fleißigen Ameise sich einnisten möchte.

Arme Chrysanthème!...

Auf den Zehen schleiche ich die Treppe hinauf — und bleibe erstaunt stehen, als von oben herab Gesang zu mir dringt.

Das ist doch Chrysanthèmes Stimme, und fröhlich klingt ihr Lied! Ich bin empört und gründlich abgekühlt; fast thut es mir leid, noch einmal gekommen zu sein.

Doch in die Melodie mischt sich ein seltsamer, unerklärlicher Klang: „Zinn! Zinn!“ Ein silberhelles Klingen, als ob jemand Geldstücke heftig zu Boden schleuderte. Wohl weiß ich, daß in diesen alten Holzhäusern sowohl in den stillen Stunden der Nacht wie am heißen Mittag jedes Geräusch sich verdoppelt — aber es plagt mich doch, zu erfahren, was meine Musme treiben mag. — „Zinn! Zinn!“ Spielt sie irgend ein japanisches Spiel?...

Keine Spur! O, ich habe eine Ahnung — und noch leiser wie bisher krieche ich jetzt wie ein Indianer auf allen vieren den Rest der Treppe hinauf, um mir ein letztes Vergnügen zu machen, nämlich sie zu überraschen.

Es glückt; sie hat mein Kommen nicht bemerkt. Mitten in unserem großen, jetzt so leeren und schon wieder blank gescheuerten Gemach, in das durch die offenen Fenster heller Sonnenschein, laue Winde und gelbe Blätter eindringen, sitzt sie einsam auf dem Boden, mit dem Rücken zur Eingangsthüre hin; sie trägt ihr Straßenkleid, ist also schon bereit, zu ihrer Mutter zurück zu kehren. Neben ihr liegt der rosenfarbige Sonnenschirm.

Am Boden liegen aber auch all die schönen, blanken Piaster, die ich ihr — nach unserer einstigen Abmachung — gestern abend ausgezahlt hatte. Mit der Sicherheit und Gewandtheit eines alten Wechslers läßt sie die Münzen durch die Finger

gleiten, dreht sie hin und her, wirft sie auf den Boden und prüft endlich mit einem dazu bestimmten Hämmerchen den Klang, ohne dabei mit jenem Gesang inne zu halten, den sie sich ohne Zweifel rasch improvisirt hat . . .

Schön! So ist denn die letzte Scene meiner „Heirat“ noch japanischer, als ich es mir erträumt hatte! Ich möchte hell auflachen . . . Wie konnte ich auch so naiv sein, den paar gut gewählten Worten Bedeutung beizulegen, die sie mir gestern abend auf dem Heimweg zugeflüstert hatte — einer hübschen Phrase, die mir allerdings den Trubel der nächtlichen Vergnügungen wie die stillen Morgenstunden versüßt hatte. Genug, sie hat für Yves nicht mehr gefühlt als für mich, und für mich nicht mehr als für Yves; sie hat überhaupt kein Herz.

Nachdem ich ihr lange genug zugeschaut, rufe ich: „He, Chrysanthème!“

Verwirrt und bis über die Ohren errötend, wendet sie sich um, tief beschämt, daß ich sie bei einer solchen Beschäftigung überraschte.

Sie hätte nicht nötig gehabt, zu erschrecken oder sich gar zu schämen — ich freue mich, daß ich sie so getroffen. Der Gedanke, sie in Thränen zurück zu lassen, hatte mir das Herz schwer gemacht; und ich liebe es, wenn solche Verhältnisse auch so oberflächlich enden, wie sie begonnen haben.

„Eine sehr gute Idee von Dir, Chrysanthème,“ sage ich, „in Deinem Vaterlande gibt es so geschickte Falschmünzer, daß man nicht vorsichtig genug sein kann. Doch komm mit der Prüfung zu Ende, ehe ich weggehe, damit ich die falschen, die Du darunter findest, noch umtauschen kann.“

Nein, sie mag es nicht in meiner Gegenwart! Das hatte ich erwartet; dazu besitzt sie doch zu viel angeborene Höflichkeit, zu gute japanische Manieren.

Ja, sie stößt sogar mit dem kleinen, tadellos bekleideten Füßchen verächtlich die blanken Piaster von sich.

Um die Unterhaltung auf ein anderes Thema zu bringen, erzählt sie mir:

„Wir haben zusammen einen Sampan gemietet, Glockenblume, Jonquille und Tuki, all Deine Frauen, und werden hinausfahren, um eure Abfahrt anzusehen . . . Setz Dich doch, bitte, und bleib noch einen Augenblick.“

„Das kann ich leider nicht. Siehst Du, ich muß noch einiges in der Stadt besorgen, und auf drei Uhr ist bereits der Hauptappell vor der Abfahrt angesetzt, da muß ich wieder an Bord sein. Und dann möchte ich mich auch in Sicherheit bringen, ehe Frau Pflaume aus ihrem Schlummer erwacht; sie könnte mich vielleicht in irgend einen Winkel ziehen, um ihrem Trennungsschmerz nochmals ergreifenden Ausdruck zu geben . . .“

Chrysanthème senkt das Köpfchen und schweigt; dann, als sie meinen festen Entschluß, zu gehen, bemerkt, erhebt sie sich, um mich zu begleiten.

Ohne ein Wort zu sprechen, steigen wir leise hinab und durchschreiten rasch den kleinen Garten, auf dessen verkrüppelten Pflänzchen eine schwüle Glut lagert.

Am Thor bleibe ich stehen — zum letzten Abschied: Deutlicher als je spiegelt sich in ihren Mienen eine gewisse Wehmut — pah, alles nur Zierrei, alles Pose, um mich nicht zu kränken.

Vorwärts, kleine Musme, trennen wir uns als gute Freunde; küssen wir uns meinetwegen, wenn Du darnach verlangst. Ich habe Dich zu meinem Vergnügen zu mir genommen; Du hast Dein Möglichstes dazu beigetragen, hast mich durch Deine Person, Deine Knixe und Deine niedliche Musik unterhalten — wie, das ist allerdings eine andere Frage; alles in allem aber warst Du für eine Japanerin recht nett. Und wer weiß, vielleicht denke ich noch einmal an Dich, wenn ich mich dieses schönen Sommers, der reizenden Gärten und des Zirpens der Cikaden erinnere . . .

Sie wirft sich zur Erde nieder und bleibt, mit der Stirn die Schwelle berührend, zum Abschiedsgruß in dieser unbequemen Lage, so lange sie mich auf dem Bergpfad, den ich zum letztenmale hinabsteige, verfolgen kann.

Ein- oder zweimal wende ich mich noch um — aber nur aus Höflichkeit, zur pflichtgemäßen Erwiderung ihres letzten Grußes . . .

LIII.

Der erste Mensch, den ich auf der Hauptstraße treffe, ist der Dschin Numero 415, mein armer Vetter. Ich freue mich doppelt dieser letzten Begegnung. Denn erstens brauche ich gerade einen flinken Läufer, und dann wird mir diese Abschiedstour in Gesellschaft eines „Gliedes meiner Familie“ leichter werden.

Da ich früher während der Mittagsstunden niemals die Altstadt aufgesucht hatte, macht Nagasaki in der schwülen Glut, die auf den menschenleeren Gassen haftet, mit den zahllosen, fratzengeschmückten Sonnenzelten vor den Läden einen neuen, aber nicht besseren Eindruck auf mich; in dem blendenden Glanze der grausam niederbrennenden Sonnenstrahlen sehen die alten, wurmstichigen Holzhäuser noch baufälliger als gewöhnlich aus. So nett und reinlich sie im Innern sind, so schwarz, verwittert und schiefwinkelig bieten sie sich äußerlich dem Beschauer dar. — Und dann schneidet, wenn man richtig zusieht, hier alles Grimassen; die Figuren in den Schaufenstern der zahllosen Antiquare, das Spielzeug in den Läden, die Götzenbilder — alles schielt den

Fremden an und macht die tollsten Grimassen, ja, die Häuser selbst und nicht zuletzt die Tempel und Pagoden scheinen mit ihren Simsen, Giebeln und Dächern Fratzen zu schneiden.

Wie seltsam aber ist der Gegensatz zwischen den „Physiognomien“ dieser toten Gegenstände und jenen der Menschen, die man mit ewig lächelnden, albernen Gesichtern im Halbdunkel ihrer Häuschen bei emsiger Arbeit sieht, Elfenbeinschnitzer und Maler, die jene in Europa so hoch geschätzten Nippsachen mit staunenswerter Raschheit und Sicherheit herstellen.

Sei es nun, daß sich meine Gedanken bereits mit dem nächsten Ziel unserer Reise beschäftigen, oder daß ich mich nach dem Abschied von Chrysanthème und der Auflösung unseres Haushaltes nicht mehr heimisch fühle — kurz, ich sehe alles heute mit ganz anderen Augen an wie früher. Mehr als je kommt mir das Kraft- und Saftlose des Landes und seiner Bewohner zum Bewußtsein, dieses Mumienhafte, Antediluvianische, das allerdings der vordringenden Kultur des Abendlandes nun bald wird weichen müssen.

Die Stunden verstreichen, nach und nach erwachen die Leute aus ihrem Mittagsschlaf, und die engen Gassen füllen sich mit Sonnenschirm tragenden Menschen. Der Verkehr beginnt wieder, und damit der Kampf ums Dasein, der hier nicht weniger erbittert tobt wie in unseren Fabrikstädten — aber noch viel rücksichtsloser.

Im Augenblick meiner Abreise habe ich für das Summen und Treiben des fleißigen, aber habgierigen Völkchens nur ein spöttisches Lächeln übrig . . .

Armer Vetter „415“, ich hatte recht, dich so hoch zu schätzen: Du bist der Beste und Uneigennützigste meiner ganzen japanischen Familie. Als wir mit unseren Kreuz- und Querfahrten zu Ende sind, stellt er seinen Wagen unter einen Baum und bittet um die Erlaubnis, mich bis zur Triomphante begleiten zu dürfen, damit meine letzten Einkäufe unbeschädigt aus dem Sampan an Bord gelangen und dort in meiner Kabine gut verwahrt werden.

Er ist der einzige, dem ich ehrlich und fest die Hand drücke, ohne wie bei allen übrigen innerlich darüber zu lächeln.

Man findet eben auch in diesem Lande wie überall bei Leuten aus den niederen Ständen mehr Ergebenheit und weniger Schlechtigkeit.

Um fünf Uhr abends — Anker lichten!

Zwei oder drei Sampans halten an unserer Breitseite; auf ihnen stehen Musmes an den kleinen Fenstern der Kabinen und schauen, durch vorgehaltene Fächer vor den neugierigen Blicken der Matrosen geschützt, zu uns herüber: das sind unsere Frauen, die aus Höflichkeit herausgefahren sind, um uns noch einmal zu sehen.

Außerdem halten noch einige andere Sampans mit fremden japanischen Damen in der Nähe. Ob sie jung und hübsch sind, können wir leider nicht sehen — sie verbergen sich hinter großen Sonnenschirmen mit schwarzen Inschriften und grellen Malereien.

LIV.

Langsam segeln wir aus der weiten, grün umsäumten Bucht in die offene See hinaus. Die Frauen auf den heimwärts fahrenden Sampans erscheinen uns bald nur noch wie winzig kleine Puppen. Das „Land der vielgefälteten Sonnenschirme“ entschwindet unseren Blicken.

Und das endlose Meer nimmt uns auf, das in seiner schweigenden Pracht den schärfsten Gegensatz zu den verkünstelten Miniaturschöpfungen jenes Landes bietet.

Die waldreichen Höhen, die schön geformten Gipfel verschwinden hinter den bizarren Felspartien der dem Festland vorgelagerten Inseln.

LV.

Mitten im „gelben Meere“ fällt eines Abends mein Blick auf die Lotusblüten, die meine Kabine seit der Abfahrt von Diu-dschen-dschi schmücken; zwei oder drei Tage waren sie frisch geblieben, jetzt sind sie welk und braun . . .

Und ich, der so viele vertrocknete, in Staub zerfallene Blumen gesammelt, die ich in allen Ländern der Welt in der Stunde des Abschieds gepflückt; ich, der so viel zusammen getragen, daß man ein seltsames „Herbarium“ davon anlegen könnte, verschmähe diese Lotusblüten, obwohl sie die letzten lebenden Andenken an diesen Sommer in Nagasaki sind.

Trotzdem nehme ich sie behutsam in die Hand und öffne die Luke.

Ein matter Schein fällt auf die Fluten; den Himmel verdüstern schwere Nebel: fahle Dämmerung umgibt uns, fahl wie die Wellen des gelben Meeres.

Man fühlt, daß wir nach Norden segeln, daß der rauhe Herbst sich naht . . .

Weit hinaus in das unendliche Meer fliegen die welken Blüten, die aus dem sonnigen Japan stammen und nun in diesem düsteren Riesengrab versinken müssen . . .

LVI.

O Ama-Terase-Omi-Kami, wasche mich rein von den Sünden dieser Heirat, wasche mich rein von Schuld in den Wellen des Kamo . . .

Wassili Tjorkin.

Von

P. Boborykin.

(Fortsetzung.)

XXX.

Bis Tagesanbruch konnte Tjorkin oben in dem Zimmer, das ihm der Aufseher Wjerstakow angewiesen hatte, nicht einschlafen.

Solche seelische Aufregung hatte er lange nicht empfunden.

Erst gegen Ende des frühen Essens, als Arseni Kyrilytsch Branntwein und alten Cognac auftragen ließ, war ihm klar geworden, was sein ehemaliger Herr eigentlich mit ihm vorhatte.

„Sie wissen selbst, Tjorkin," begann Ussatin freundlich und im ruhigsten, treuherzigsten Ton, „große Geschäfte lassen sich ohne Kompromisse nicht machen."

Er hatte nicht darauf geachtet, was der Hinweis auf die neue, von Arseni Kyrilytsch eingeleitete Aktienunternehmung zu bedeuten hatte. Als er nun darauf einging, was in Moskau gefingert wurde, fand er nur die Bezeichnung „Kapitalverbrechen" dafür. Es erschienen Abmachungen untergeschobener Aktionäre und eine aufgebauschte Dividende, Vergeudung des Grundkapitals, ein fiktiver Preis der zu zwei Dritteln von Ussatin und seinen Helfershelfern gezeichneten Aktien. Es war leicht, die Machenschaften der Verwaltung und sogar die Aufsicht des Staatsanwalts in sehr ernste Gefahr zu bringen.

Als Ussatin weder die Thatsachen beschönigte, noch sich bemühte, alles als Ränke hinzustellen, die leicht zu bewältigen wären, erkannte Tjorkin, daß jener in nicht geringer Verlegenheit sei und zu außerordentlichen Mitteln schreiten müsse, natürlich auf krummen Wegen.

Schon vorher, als Ussatin von einem „kleinen Dienst" gesprochen hatte, war ihm in den Sinn gekommen:

„Er wird mich versuchen und mir eine ungesetzliche Handlung zumuten."

„Es ist kein Risiko dabei," sagte Ussatin, indem er ihn mit seinen fetten Augen durchdrang. „Aber Sie, Tjorkin, werden mir Ihren guten Willen zeigen ... Dafür geb' ich Ihnen mein Wort, in einer Woche Ihre Zahlungsangelegenheit wegen des Dampfboots zu den für Sie günstigsten Bedingungen zu regeln."

Wenn es sich übrigens nur darum handelte, im blinden Glauben an Ussatins Stern zu wagen, das wäre wohl ein Weg, die Zwanzigtausend zu bekommen, die man nirgends umsonst erhält ... Hier kommt noch hinzu, daß man die ganze Machination mitmachen, mit Ussatin falsche Wechsel auf Hunderttausende ausstellen, sowie den untergeschobenen Besitzer von Tausenden von Aktien spielen soll.

Und das ist keine Erfindung Ussatins, sondern die Regel bei allen Banken, Gesellschaften, Liquidationen und Verwaltungen.

Beim Schlafengehen hatte Tjorkin zu Ussatin gesagt:

„Am Morgen ist man weiser, als am Abend, Arseni Kyrilytsch; lassen Sie mich gütigst überlegen... Das ist alles zu unversehens an mich herangetreten."

Darauf war die Antwort erfolgt:

„Sie müssen mir nur morgen Bescheid geben: Ja oder Nein. Ich muß um ein Uhr fort, und im Falle Ihrer Zustimmung fahren wir zusammen nach Moskau."

Bis Tagesanbruch wälzte er sich im Bette und überlegte nach allen Seiten, ob er sich auf diesen Handel einlassen könne oder nicht, und er entschied sich für die Ablehnung, obwohl er sich durch den Verzicht auf die Zwanzigtausend seine ganze Rechnung verdarb.

Doch diese Entscheidung beunruhigte ihn nicht... Er begann die Tiefe seiner Beweggründe zu erforschen.

Floß diese Quelle aus der Tugend? War es Ehrenhaftigkeit, oder nur Vorsicht, die Besorgnis, in bedenkliche Händel zu geraten?

Es war wohl mehr das zweite als das erste. Und diese Ergründung seines Gewissens bekümmerte ihn ungemein ... Der Schweiß trat ihm auf die Stirn.

„Wäre es möglich," prüfte er sich, „im Falle ich überzeugt wäre, daß alles klipp und klar stünde, daß Ussatins Unternehmen nicht dunkel und trübe wäre, wenn kein Zeitungsskandal vorläge, daß ich dann riskirte, ihm in seinen geschäftlichen Kombinationen beizustehen, und mich herbeiließe, mit zugestutzten Dokumenten und fremden Aktien auf der Generalversammlung zu erscheinen?"

Und auf diese Frage konnte er nicht antworten: „Nein, unter keinen Umständen."

Er liebte Arseni Kyrilytsch und war bereit, ihm einen Dienst zu leisten ... Warum versagt er sich nun, da diesem ein solch offenbares Ungemach droht?

Auf diese Frage antwortete er erst, weil Ussatin „wackle" und damit auch sein Glaube an ihn ... Das heißt, er ist nicht mehr der alte Arseni Kyrilytsch. Jener hätte sich gewiß nicht auf solche Kniffe eingelassen.

Doch wer weiß? ... Vielleicht ist er auch früher dazu fähig gewesen, hat allen Leuten Sand in die Augen gestreut und die Einfaltspinsel, ihn mitten darunter, an der Nase herumgeführt.

„Das hilft nichts," urteilte Tjorkin über sich, „wenn er mich auch angeführt hat, so habe ich doch ehrlich auf ihn vertraut und habe ein zarteres Gewissen besessen; jetzt sehe ich ihn aber thun, was ich in solcher Klemme nicht thun würde."

„Woher weißt du das denn?" fragte er sich plötzlich und fühlte sich wieder beklommen. Das Vertrauen, für sich selbst einzustehen, hatte er nicht. Wer hat es überhaupt? ... Gewiß kein wagemütiger Geschäftsmann, der mit heißem Kopf und weitschweifenden Gedanken in die Höhe klimmt!

Wie kann man sich, wenn man in Geschäften steckt, noch dazu ohne Kapital und mit schwachem Kredit, davor hüten, in eine Grube oder in die Griffe eines Staatsanwalts zu geraten.

Es verwirrte ihn immer mehr, nachdem er bereits den schweren Entschluß gefaßt hatte, auf Ussatins Vorschläge nicht einzugehen.

„Solche Zwickmühle!" stieß er laut heraus, raffte sich auf und kleidete sich an.

Länger wollte er sich nicht martern, wenn ihm im Innersten auch selbst unklar blieb, ob in ihm die Ehrenhaftigkeit sprach, oder nur die Scheu vor einer Gefahr, oder die Abneigung vor einem dunklen Geschäft, bei dem er als der Dumme sitzen bleiben könnte.

Er zog den Rollvorhang auf, öffnete das Fenster und schaute ins Weite nach dem Ufer hin, wo die Schlucht steil abfiel. Alles war mit rosig goldener Luft überhaucht ... Vom Strom her wehte eine leichte Kühle.

Sogleich eilte er, ungewaschen, an den Tisch, langte aus seiner Reisetasche Papier und Umschlag und schrieb schnell einen Brief an Arseni Kyrilytsch, in welchem er ihm eröffnete, daß er ihm mit schwerem Herzen absagen müsse, und daß er ihm nicht zu zürnen bitte, wenn er ohne Abschied nach der Dampferstation abfahre.

Nachdem er sich angekleidet hatte, ging er leise herab und weckte Wjerstakow, der unten in einem Zimmer neben dem Flur schlief.

Wjerstakow, als er erfuhr, daß er in einer Stunde abfahren und dazu ein Pferd von ihm besorgt haben wolle, zeigte sich nicht erstaunt, sondern fragte leise, nachdem er sich auf der Freitreppe umgesehen, nach der „Historie". Der Aufseher zeigte Tjorkin in seinem Aussehen und Ton eine große Besorgnis für Arseni Kyrilytsch, und begann selbst über verschiedene Stockungen und „Risse" sowohl in der Fabrik wie beim Naphthageschäft Andeutungen zu machen.

„Sie, Väterchen, Wassili Iwanytsch," schloß er bittend, indem er nach Tjorkins Sachen ins Zimmer ging, „wollen gütigst Hoffnung gewähren. Nehmen Sie in Betracht, im Vertrauen, daß, wenn das Geschäft verkracht, auch mein Gehalt für sieben Monate dahin ist."

„Das haben Sie nicht bekommen?" fragte Tjorkin erstaunt.

„Ja, nun ja! Sie kennen mich ja genug ... Wozu ich tauge und wozu nicht ... Sie schicken sich jetzt an, selbst zu wirtschaften, entziehen Sie mir nicht Ihre Gnade!"

Dieser noch nicht alte, fixe Aufseher, von guter Schulbildung war ihm bekannt, und warum sollte er ihn, trotz seiner Wunderlichkeiten im Bedarfsfalle, nicht annehmen?

„Das findet sich! Erst mußt Du Dir Kredit verschaffen und Schiffsherr werden!"

„Gut!" antwortete er laut und betrachtete aufmerksam die dürre, erbärmliche Gestalt und das gefurchte Gesicht Wjerstakows, der ihn gewandt und geräuschlos auf den Weg brachte.

„Thee gefällig? Ist nicht Arseni Kyrilytsch zu wecken?"

„Auf keinen Fall. Nur dieser Brief ist ihm zu geben. Thee werde ich auf dem Dampfer trinken."

An der Freitreppe hielt ein Einspänner. Wjerstakow erbot sich, ihn nach der Station zu fahren, was Tjorkin ablehnte.

„Etwas nach Flucht sieht es aus," dachte Tjorkin auf dem Wege nach der Landungsstelle. „Und wovor fliehe ich denn? Vor dem Verbrechen oder vor einem anrüchigen Geschäft?"

Auf diese Frage blieb er sich die Antwort schuldig.

XXXI.

„Gestatten Sie mir zu sagen ... der Kapitän erlaubt nicht, sich an den Rädern aufzuhalten."

Mit diesen Worten wandte sich ein Matrose an Tjorkin, der am linken Radkasten auf dem Dampfer „Sylvester" stand.

„Warum das?" fragte er ärgerlich. „Ueberall dürfen sich die Passagiere erster Klasse auf dem Verdeck aufhalten."

„Dort ist es gestattet."

Der Matrose wies nach dem breiten Oberdeck ohne Leinendecke. Es bildete das Dach für einen amerikanischen Ausbau mit Familienkajüte.

Und er fügte hinzu:

„Unser Geschäft ist schwierig. Man stört den Kapitän."

Tjorkin wollte die Geschichte nicht verfolgen. Er konnte den Kapitän stellen und ihm sagen, wer er wäre. Dann hätte er ihm aber seinen Namen nennen müssen, was ihm in diesem Augenblick unangemessen schien.

„Nun gut," erwiderte er und begab sich nach dem Oberdeck, wo zwei Reihen weiß gestrichener Bänke standen.

Er wollte sich nicht vorstellen, denn er war nicht allein. Serafima fuhr mit ihm. Vor drei Tagen hatten sie nachts diesen Dampfer betreten. Sie war unmittelbar nach Beerdigung des Vaters von dem Gatten fortgegangen, hatte ihm einen Brief zurückgelassen — er spielte gerade im Klub — und hatte nur einen Koffer und eine Tasche mit.

Sie fuhren den dritten Tag stromauf. Der Dampfer Sylvester war ein schlechter Gänger. Gestern morgen hätten sie schon in Nishni sein müssen. Der Abend brach herein und die Nacht nahte düster und sternlos, wenn es auch noch dämmerte.

Tjorkin hatte sich alle diese Tage nicht fassen können. Auch jetzt, als er oben auf dem Verdeck einherschritt, war er aufgeregt und beklommen. Ihm that Serafima leid, daß er sie nicht anders mitnehmen konnte. Er hatte absichtlich einen solchen Dampfer gewählt, mit dem nur kleine Kaufleute, einfaches Volk, Tataren fuhren. Passagiere erster Klasse gab es kaum. Er nahm zwei Kajüten neben einander. Serafima wollte sich mit einer zu zwei Betten einrichten, worauf er nicht einging. Er bat sie, sich tagsüber nur mit Vorsicht an Deck zu zeigen. Sie hielt solche Vorsicht für Feigheit und wünschte sogar den Skandal, der allein sie auf ewig verbinden könne.

Schon am Morgen des zweiten Tages begann bei Tjorkin der beseligende Zustand zu schwinden, in welchem das Wonnegefühl die Brust durchtobt; er fragte sich sogar schon:

„Gibt es wirklich kein größeres Glück als dieses?"

Nichtsdestoweniger beherrscht ihn das Weib vollständig. Dieses Band, mächtiger als jedes andere, ist die — Schuld. Eine Ehefrau ist mit ihm geflohen. In sein Leben ist ein Keil getrieben, der vordem nicht vorhanden war. Er wittert, daß Serafima, wenn sie ihn auch nicht in die Hand bekommen wird — da sie selbst zu sehr in Leidenschaft für ihn entflammt ist — ihn doch mit jedem Tage mehr auf verschiedene Wege lenken mag. Auf was für welche, läßt sich noch nicht vorhersehen. Unwillkürlich stoßen ihn ihr Naturell, ihre Ansichten, Neigungen, Interessen, die Dehnbarkeit ihres weibischen Gewissens, wie er es nannte, ihr Wesen, in jeder Beziehung ab.

Es war ihm schmerzlich, darüber nachzudenken und sich durch solch garstige Fragen und Vergleiche zu erkälten.

Sein Blick fiel auf eine Passagiergruppe, rechts von dem Ort, wo er sich bewegte, und sofort kam ihm die Frage in den Kopf:

„Ist nicht die sinnliche Fleischeslust stets dieselbe?"

Mit dem Rücken gegen ihn saßen auf den Bänken, die das halbe Oberdeck einnahmen, ein Weib und zwei Herrchen, junge, stutzerhafte Burschen, die nach Handlungsgehilfen und Ladendienern aussahen.

Auf das Weib hatte er schon gestern sein Augenmerk gerichtet, als sie von Kasan abfuhren, und erraten, wer sie war, wozu und mit wem sie reiste.

Sie war schon in die dreißig. An ihrem orientalischen Anzuge — ihren Kopf deckte ein Sammetkolpak mit seitlich herunterhängendem Sack — erkennt man die Tatarin. Die kurze, seidene, ärmellose Jacke hängt lose an ihr. Ihr geschminktes Gesicht mit gefärbten Brauen, listig und boshaft, kann dennoch gefallen.

Tjorkin ersah in ihr eine „Wirtin", die von der Messe heim nach Kasan um frische „Ware" reist.

Und diese Ware, in Gestalt zweier Mädchen, von denen das eine dick, mit grobem Gesicht und groß, das andere fast noch ein Kind ist, zeigt sich mitunter auf dem Vorderdeck.

Sie waren mit Hut und langen seidenen Hemden mit Besätzen bekleidet und trugen eine Menge billiger Glasperlen um den Hals.

Es war ihm schon gestern unangenehm gewesen, daß er mit Serafima auf diesen Dampfer geraten war. Ihre ersten Nächte brachten sie in dieser Nachbarschaft zu und mußten sie bis Nishni erdulden. Bei der Wirtin, die sich selbst der Schäkerei mit Männern noch nicht abgeneigt zeigte, befand sich ein lahmer Tatarenbursch, ein Diener und Geigenspieler — das Inventar eines öffentlichen Hauses.

Dieser verdrießliche Zufall befleckte ihre Liebe.

Zu Tjorkin drangen das Gelächter beider Herren und die dünne, abgebrochene Stimme der Tatarin, die ziemlich rein russisch sprach. Sie benahm sich

mit leidlichem Anstand, lachte nicht schallend, sondern nur gedämpft.

Ein Aufwärter brachte Bier. Es begann eine Bewirtung, doch ohne Trunkenheit. Der Tatarenzeiger humpelte auch die Treppe herauf und hinkte zu der Gruppe.

„Jetzt geht das noch los!" dachte Tjorkin mit Unmut. „Wir werden noch Kabachenmusik bekommen ... Um so schlimmer!"

Uebrigens werden auf seinem Batrak solche Ungehörigkeiten nicht vorkommen. Wirtinnen mit Mädchen und Musikanten aufzunehmen, soll dem Kapitän, den Kassirern und Agenten verboten werden, wenn bei anderen Dampfern der Gesellschaft so etwas auch statthaben sollte.

Wenn er sich nicht in der Notwendigkeit befunden hätte, ganz still nach Nishni zu fahren, unter Vermeidung jedes Aufsehens, hätte er schon jetzt den Kapitän veranlaßt, „diesen ganzen Schmutz abzukehren", zudem die Tatarinnen anzuweisen, in der Kajüte zu bleiben, wie es auch gewöhnlich auf anderen Dampfern geschieht.

„Ist es aber nicht alles gleich?" warf er sich die Frage vor. „Hier nur in dieser Erniedrigung!"

Er konnte sich von solchen Gedanken nicht losreißen, ging nach dem Hinterdeck und setzte sich an den Anker. Doch auch bis dahin klangen das Geschwätz der Männer, welche die Tatarin frei hielten, und die Töne ihrer gemeinen, unangenehmen Stimme. Einige Worte ihres Gewerbes äußerte sie auf russisch mit bemerkenswertem Cynismus.

Der Kopf Tjorkins arbeitete gegen seinen Willen, und allerlei neue häßliche Fragen bestürmten ihn, gerade wie ihm zum Trotz.

Kann es ein volles Glück geben, wenn es an Heimlichkeit gebunden ist, und an solche Zufälligkeiten? Wahrscheinlich hier, auf eben diesem Dampfer, wenn die Mannschaft, die Matrosen, diese Wirtin und ihre Kavaliere wüßten, daß Serafima nicht seine Frau wäre, daß er nur mit ihr fliehe, würden sie wohl diese mit einem der cynischen Worte belegen, wie sie soeben dem schmalen und etwas schiefen Munde der Tatarin entflohen waren.

Und so wird es fortgehen, bis sich Serafima mit ihm trauen läßt; doch wann wird dies sein? Sie hat nie auf der Ehe bestanden, weder vor der Flucht, noch nachher. Das Sakrament hat für sie keine Bedeutung. Fürs erste fragt sie nicht nach Achtung, nicht nach Ehre und fügt sich ihm zu liebe in jede Lage. Ja, fürs erste ... aber dann?

Davon war er von vornherein überzeugt, daß für ihn die Sitte die Macht behalten würde. Die Schiefheit der Lage bedrückt ihn, er hat Empfindung für Achtung und Ehre. Er hat schon jetzt genug für sich und für sie ausgestanden.

Serafimas Gatte ist jetzt — Staatsanwaltsgehilfe. Aus freien Stücken wird er sich nicht auf die Verfolgung einlassen, die Schuld auf sich nehmen, und eine runde Abstandssumme zahlen.

Dabei fühlte er selbst gar keinen Trieb zum Eheschluß. Die Ehe ist nicht ohne. Die Ehe ist eine — heilige Handlung, selbst für die, die, wie er, keine festen Ueberzeugungen haben.

Worauf er wartete und mit Schrecken wartete — war die Frage:

„Angenommen, sie liebt dich sinnlos, wirst du nicht von ihren ferneren Liebesergüssen zurückgeschreckt werden?"

Und diese Frage stellte sich sofort unter dem Gekeif zweier Bürgersfrauen mit kurzen Röcken und hellen Hauben ein.

In dieser Verfassung trug er Bedenken, sich zu Serafima hinunter zum Thee zu begeben, während ihm gleich unangenehm erschien, wenn sie, des Alleinsitzens müde, hierher an das Deck kommen sollte.

Nur etwas durchbebte ihn angenehm: das Triumphgefühl des vollen Sieges, das Bewußtsein, daß solch schöne, kluge, gebildete, reizende Frau für ihn, den Bauersohn, ihren Gatten, der bei alledem Edelmann, Rechtsgelehrter auf glänzender Laufbahn war, von sich stieß. „Solche Leute mit Protektion kommen hoch," dachte er.

XXXII.

In Serafimas Kajüte dunkelte es. Sie erwartete Tjorkin zum Thee und dämmerte ein wenig, auf zwei Kissen gestützt. Das eine hatte ihr Tjorkin gegeben. Sie hatte nur ein Kissen mitgenommen. Als sie sich auf das Schiff begab, mußte sie die anderen mit einer Fülle anderer Güter als: Möbel, Wäsche, Eßstube und Schlafzimmer, Winterkleidung, selbst Silberzeug — alle Schränke und Toilettengegenstände, die ihr, nicht Ruditsch gehörten, und aus ihrer Mitgift beschafft waren, zurücklassen.

Noch vor einer halben Stunde, ehe sie eingeschlafen war, hatte sie mit ihren schönen, wie Diamanten funkelnden Augen die kahlen, geweißten Kajütenwände, die auf der Erde liegende Tasche, die Matratze, die von Tjorkin soeben ausgezogene Unterjacke betrachtet; es war ihr nicht um ihre gute Behausung und die verlassenen Herrlichkeiten leid.

Sie hätte alles von Sever Lwowitsch zurückfordern können, verzichtete aber darauf. Angenommen, er hätte alles verspielt und vertrödelt. Sie hatte ihm geschrieben, er möge damit machen, was er wolle.

Was ist ihr an allen Gütern gelegen? Wassia ist mit ihr! Sie hat mit ihm ein neues Leben begonnen.

„Wassia, Wassia!" wiederholten unhörbar ihre Lippen.

Es war ihr nur unangenehm, daß er sie gebeten hatte, sich so wenig als möglich an Deck zu zeigen. Uebrigens beweist dies, wofür er sie ansieht! Was sollte sie aber zu fürchten und zu leiden haben? Wenn sie ihre Liebe, ihr Leben mit ihm nicht über alles stellte, wäre sie, die allseitig geschätzte und hochgeehrte Gattin des Staatsanwaltsgehilfen, nicht so skandalös entwichen.

Für sie gab es weder Skandal noch Unannehmlichkeit, weder Schrecken noch Zweifel, nichts! . . .

Die Männer sind sichtlich aus anderem Holz geschnitzt, sogar so feurige und kühne wie ihr Wassia. Sie werden durch zu vielerlei Geschäfte abgelenkt, um sich Hals über Kopf in die Leidenschaft zu stürzen. Sie beruhigte sich und wollte ihm auch keinen Vorwurf machen. Er liebt sie. Sie glaubt auch, daß ihn noch nie ein Weib so „gefesselt" hat.

Das war ihr Ausdruck; er gefällt ihr wie jedes bezeichnende, volkstümliche Wort. Sie — sind Früchte desselben Bodens. In ihren Adern rollt ländliches Blut. Sie sind niederen Standes. Und diese Erkenntnis beschämt sie nicht. Wenn er sich unter die Leute begeben und die Stellung eines hochachtbaren Bürgers in Anspruch nehmen wollte, hätte er auch das Zeug dazu. Muß man nicht in der That ein Jemand sein, sagte sie zu sich, wenn man nicht riskiren will, daß man von jedem beliebigen Polizist aufgegriffen und in den Turm gesteckt wird. Uebrigens — fuhr sie zu überlegen fort — es ist kaum länger als eine Woche her, daß sie in Nishni davon reden hörte, wie man auf der Messe einen unbescholtenen Bürger körperlich gezüchtigt habe.

Doch konnte sie nicht ermessen, wo eigentlich — im Busen oder im Gehirn — ihr die Stimme sprach, daß ihr Geschick unzerreißbar mit dem von Wassia verknüpft sei. Wenn es ihr bestimmt war, in dieser Liebe aufzugehen, dann mußte sie auch den letzten Tropfen ihrer Adern, Leidenschaft, Verstand, Lebenskraft hineinlegen.

Nein, für sie gab es seit jener Stunde, in der sie sich zum ersten Wiedersehen mit Wassia begab, keinen Unterschied mehr zwischen ihrem und seinem Wohl. Diese volle Entäußerung ihres Selbständigkeitsgefühles war ihr süß.

Die Hälfte ihrer Mitgift war schon an den Mann gegangen und dessen Spielwut zum Opfer gefallen, bis sie auf einmal die Geduld verloren und ihm thörichterweise seine Selbstsucht vorgeworfen hatte. Sie bedauerte stets, ihm solche Scene gemacht zu haben, sowohl vor wie nach der ersten Begegnung mit Wassia.

Welche Macht im Gelde wohnt — hatte sie jetzt erfahren. In ihrer jetzigen Lage war ihr ihr Kapital — so klein wie es war — ach, von welchem Nutzen! Sie hatte ja gar kein Recht an Wassia. Er konnte sie wegjagen, wenn es ihm in den Sinn kam. Der Mutter verblieben das Haus und die Mühle; sie waren aber in Pacht gegeben, in weiß Gott, was für eine. Tausend Rubel, kaum mehr. Die Mutter mußte auch selber leben.

Trotzdem hat sie nichts von Geldern behalten, weder große noch kleine.

Sie hat sofort Wassia alles, bis zur letzten Kopeke übergeben . . . Dies war für sie der erste Prüfstein von allen dafür, daß er der ihre ist. Jene Summe, die sie im Reisekoffer mit sich führt, lastet schwer auf ihr.

In Serafimas Antlitz stieg unversehens eine heiße Glut, als ihre Gedanken nur jene Summe streiften.

Vor ihr spielt wieder eine stumme Scene. Dort reicht ihr die Mutter aus einer Schatulle — derselben Schatulle, die sich ihr Vater vor seinem Tode hatte an das Lager bringen lassen — ein großes Paket. Auf diesem steht von der Hand des Vaters mit orthographischen Fehlern geschieben: „Meiner Nichte Kaljeria vermache ich alles in diesem Couvert Befindliche zu unbeschränktem Eigentum. Diese Summe in Papieren und Serien, auch in Pfandbriefen — macht ihren Anteil aus, als von ihrem Gelde beschafft. Ich bitte meine Nichte Kaljeria, ihre Tante und meine Tochter Serafima nicht zu verlassen — falls diese wider Vermuten in Geldverlegenheit geraten sollten."

Das war alles in großen Buchstaben auf der siegelfreien Seite des Paketes, wie solches zur Aufbewahrung von Geschäftspapieren dient, aufgeschrieben.

Sie hatten sich gegenseitig angesehen; die Mutter löste das Siegel und sprach flüsternd:

„Nun, Gott segne es!"

Sie hatte sich dabei, wie sie sich entsinnt, sogar mit dem raskolnischen Kreuz bekreuzigt, mit einem Erheben der Hand rechts und links bis in die Höhe der Schultern.

Das Siegel war kräftig und gab gleich nach. Im Paket zeigte sich eine neue Packung in derbem Marly.

Sie zogen sich in der Mutter Schlafzimmer zurück. Beide setzten sich auf den Bettrand und entnahmen die Wertpapiere aus dem Paket. Sie trafen auf die verschiedensten Formate und Farben: rosa, grün, blau, gelb spielten wie die Farben des Regenbogens vor ihren Augen, und ihr erster Gedanke war:

„Wassia wird Geld für seinen Dampfer haben, wenn er keins von jenem Herrn bekommt."

Die Zinsscheine waren fast nirgends abgeschnitten, nur die Serien. Sie machten sich ans Zählen — sie zählte allein, die Mutter holte schwer Atem und brachte nur wiederholt: „Nu, nu!" heraus. Sie verzählten sich zweimal. Sie rechnete dann auf Papier.

Es kamen — ohne Coupons — einunddreißigtausendunddreihundert Rubel heraus.

Die Mutter übergab ihr alles und sagte:

„Simotschka ... Wir versündigen uns wenig an Kaljeria, wenn wir von ihrem Gelde etwas zurückbehalten. Bestehlen werden wir sie nicht. Was soll ihr das Kapital ... Für sie ist es wertlos, da sie Christi Braut ... Wir können es also ruhig nehmen. Wenn sie in Not kommt, leisten wir ihr Hilfe.“

In ihren Gedanken ergänzte sie die Worte ihrer Mutter:

„Zwanzigtausend werden Wassja zu Paß kommen. Zehntausend behalten wir aber zurück. Was braucht Kaljeria mehr als tausend Rubel? ... Für was für Dummheiten? Um sie den Geschorenen zu schenken?“

Ihrer Mutter hatte sie ihren Entschluß, ganz durchzugehen, bis zum letzten Moment verheimlicht.

Jetzt sagte sie nur, beim Aufbruch nach Hause:

„Mamachen, wenn mir mein elendes Leben mit Ruditsch unerträglich wird, ängstigen Sie sich nicht. Sie sollen erfahren, wo ich bin. Wenn es Ihnen in den Sinn kommt, dann mieten Sie ein Haus und nehmen Ihre Möbel hinein. Wenn Sie Ruditsch heimsuchen sollte — werden Sie schon verstehen, ihn los zu werden.“

Sie führte Kaljerias Kapital im Koffer mit, hatte aber Wassja noch nichts davon gesagt. Er schweigt auch darüber, mit welcher Antwort er von Ussatin abgegangen ist. Er hatte nur angedeutet, daß es nichts damit war.

Heute mußte sie ihn dazu bringen, daß er zwanzigtausend für sich nahm. Sollte er sie fragen, was das für Gelder seien, würde sie es sagen; wenn nicht — dann wäre es auch nicht nötig. Der Vater konnte es doch ihr und der Mutter hinterlassen haben.

Sie schaute noch einmal und lange auf den Sack, holte ihn heraus und nahm ihn mit zum Sessel in der Ecke, legte ihn auf das Tischchen unter dem Fenster, ließ den Rollladen herab, zündete ein Licht an und wartete mit solcher Ungeduld, daß sie sich schon an Deck begeben wollte.

Die Nacht hatte sich ganz über den Dampfer gebreitet.

XXXIII.

Sie tranken in Tjorkins Kajüte den Thee, gegenüber, jenseits eines schmalen Ganges.

Es war fast zehn Uhr. Auf eben jenem schmalen Tischchen unter dem Fenster stand das ungeordnete Theezeug.

Serafima saß auf dem Bett auf das Lederkissen gelehnt, Tjorkin auf einem Stuhl, dem Fenster gegenüber. Der Laden war herunter und es brannte ein Licht. In der Kajüte war es dumpf.

Das Gespräch nahm nicht den von ihr gewünschten Gang. Tjorkin erzählte nicht immer aufrichtig, was er bei Ussatin erreicht hatte. Sie beschlossen, in Nishni von der Landungsstelle sich sofort nach der Bahnstation zu begeben, und mit dem Abendzug nach Moskau zu fahren, wo sie bleiben sollte, während er sich noch einmal nach Nishni zurückbegab.

„Ich kenne,“ begann er, eine Cigarrette rauchend, „dort an der Jaúsa, seitlich vom Wege nach Troiza, ein Unterkunftsörtchen. Du kennst die Umgegend Moskaus wenig, Sima?“

„Ich kenne sie gar nicht. Ich bin nicht einmal in der Sokolnika gewesen. Wir haben Moskau nur im Winter besucht.“

„Es ist ein herrliches Plätzchen ... bei Swiblowa. Man kann zu Boot auf der Jaúsa bis hin fahren Die Ufer liegen ganz im Grünen. Mir hat ein Menschenkind dort seine Villa angeboten ... Er hat oft ganze Wochen lang nach dem donischen Heeresgebiet zu reisen.“

„Laß uns hin! ... Meinetwegen, wenn es Dir recht ist, können wir auch nach Nishni. Es gibt dort einen wunderschönen Ort an der Oka bei den Salzmagazinen.“

„Nein, das geht nicht, Sima ... Besonders nicht in der Messezeit. Es hat gar keinen Sinn, dort zu bleiben.“

Ein wenig runzelte er die Brauen, doch sofort lächelte er wieder, mit einer Thräne in seinem großen Auge und streckte ihr seine Hand entgegen.

„Du vertraust mir,“ sagte er sie anschauend und ergriff darauf ihre Hand, die etwas auf dem Tisch ordnete, und küßte diese mehrmals.

Bei dieser Liebkosung neigte sie sich zitternd zu seinem Haupt und sagte leise, kaum hörbar:

„Wassja, wie hast Du ... da in Sormowa abgeschlossen? Das Geschäft wartet doch nicht... Dein Dampfer, sag, ist fertig?“

„Fertig,“ antwortete Tjorkin unbefangen.

„Setz Dich da hin ... Näher zu mir!“

Sie setzte ihn neben sich, rückte selbst an die Kissen heran, und legte beide Hände auf die seinen.

„Sieh, so, sonst habe ich gar nichts von Dir.“

Er lächelte leise und faßte sie um die Taille.

„Es kann doch sein ... daß der Herr dort unten ... nicht bei Kasse war?“

Tjorkin schwieg.

„Wozu mit Dir von Geschäften reden ... Das wird schon seinen Gang gehen. Was kannst Du für einen Gefallen daran haben?“

„Nein, Du irrst, Wassja!“ Sie umfaßte ihn und sah ihn von der Seite an. „Alles, was Dich, Deine Sorgen, Deine Pläne betrifft, ist auch mein Leben. Höheres gibt es nicht für mich und wird es nie geben.“

Ihre tiefe und leicht bebende Stimme drang

erwärmend auf ihn ein. So konnte nur unbegrenzte Liebe klingen.

Und was hatte er zu verheimlichen? Das war doch nur männliche Selbstliebe, sonst nichts. Konnte er ihr nicht aufrichtig sagen: „Ja, ich habe eine Absage erhalten, habe kein Geld und werde schwerlich im Laufe des August welches beschaffen."

Bei ihm war immer die zweite Seelenregung besser als die erste. In dieser Minute, wie in so vielen Zufällen seines Lebens, raffte er sich auf und verbesserte sich.

„Nun denn!" äußerte er, den Kopf bewegend. „Leugnen will ich nicht. Ussatin ist jetzt selbst in Not, und Gott gebe, daß er dem Strafrichter entgeht."

„Wie das?"

Er erzählte ihr einfach, was er von Dubjenski und Ussatin selbst gehört und gesehen hatte.

„Es wackelt, heißt das?" fragte sie und hob den Kopf.

„Das ist zu wenig, Sima. Es wackelt nicht allein mit seinen Geschäften, sondern auch mit seinen Grundsätzen. Das ist nicht mehr der alte Ussatin. Er hat mir einfach die Zumutung gestellt, ihn durch falsche Urkunden zu decken."

„Selbstverständlich ... hast Du abgelehnt? Mit so etwas hast Du nichts zu thun? Darauf mögen andere eingehen, aber Du nicht?"

Ihre Lippen drückten sich auf seine Stirn.

Sie dachte in diesem Augenblick:

„Unser Geld nimmt er nicht; wir werden beweisen müssen, daß wir es nicht von Kaljeria gestohlen haben."

Dies verwirrte sie, doch gab sie der Verwirrung nicht Raum, sondern wandte sich wieder an ihn:

„Wassja, das Unglück ist nicht groß ... das Geld findet sich."

Sie sah ihn schnell an und wandte die Augen ab.

Er wollte gleich fragen: „Woher willst Du denn welches bekommen?" Doch hielt er solche Frage zurück. Serafimas Vater war vor zehn Tagen gestorben. Sie war vorgestern von ihrem Manne fortgegangen. Betreffs des Testamentes, des Vermächtnisses der Gelder Kaljerias hatte er das Gespräch am Denkmal wohl in der Erinnerung; sie hatte ihm bisher noch nichts davon gesagt, oder vielmehr er hatte wohlweislich die Rede noch nicht darauf gebracht.

Das war Zartgefühl von ihm. Er legte es so aus, doch lag ihm jetzt ob, zwei oder drei Fragen zu stellen, von denen er nicht ablassen durfte, wenn es das Handeln nach strengster Ehrenhaftigkeit galt.

„Sieh," fuhr Serafima leise, aber bewegter als nötig fort. „Vaters Hinterlassenschaft ist ... größer, als ich und Mutter gedacht haben ... Und keinerlei Testament ist vorhanden."

„Nicht vorhanden?" unterbrach Tjorkin und heftete seine Augen auf sie.

„Ja, nun ja ... keinerlei!" schrie sie beinahe und erfaßte seine Hand. „Keinerlei Testament ... Er ließ sich in meiner Gegenwart, schon damals, als Du zu Ussatin fuhrst, eine Schatulle reichen und erzählte ..."

„Aber Kaljerias Gelder?" warf Tjorkin für sich ein.

„Also er äußerte seinen Willen ... mündlich oder ... überreichte zur Abgabe ... an Deine Base? ..."

„Wassja!" unterbrach ihn Serafima noch erregter, indem sie ihren heißen Kopf an seine linke Schulter lehnte. „Was sollen ihr Gelder? Ich habe Dir schon gesagt, wie sie ist ... Und nun kommt der Vater wieder auf sie zurück."

„Das heißt, es gibt ein Testament."

„Nein, wie ich Dir sage ... nur eine einfache Aufschrift auf dem Paket. Und diese besagt geradezu, sie solle sich mit mir und meiner Mutter auseinandersetzen."

„Also ... das Kapital ist geradezu ihr vermacht ... Sicherlich waren ihre Gelder in des Vaters Besitz und er wollte keine Sünde auf seine Seele laden."

„Wassja! Lieber! Warum die Sache so darstellen? Mamachen und ich wollen mit den Geldern verfahren, wie es unser Gewissen rät. Wir berauben Kaljeria nicht. Sie würde auch die erste sein, die, wenn es dazu käme, uns ein Darlehen geben würde."

„Das ist eine abgekartete Sache, Sima!"

Er fühlte, daß er unterliegen würde.

„Ich kann aber von Deiner Hand nicht tausend annehmen, bis Du Dich mit ihr verglichen hast ... Bei alledem wird es mir schwer, aus dieser Quelle zu schöpfen."

„Warum das?"

An ihren Wimpern hingen zwei dicke Thränen.

„Es ist Dir schimpflich ... Du belastest Dich. Unlautere Quelle! Danke sehr!"

Sie war nahe daran loszuschluchzen.

„Sima! Habe ich etwa solch einen Gedanken? Du verstehst mich nicht."

Seine starken Arme umfingen sie ... Unter seinen Liebkosungen verstummte sie sofort.

„Nein ... Erlaube! Erlaube!"

Serafima sprang auf, ergriff die Reisetasche, öffnete vorsichtig das Schloß und entnahm das Paket.

Tjorkin folgte ihr mit den Augen. Er konnte bei sich nicht die Frage unterdrücken: „Welche Summe liegt dort?"

„Da sieh, Lieber, auch die Aufschrift des Vaters."

„Ich werde sie nicht lesen ... Genug ... ich glaube Dir."

Ihre Hände nahmen zitternd ein Wertpapier nach dem andern aus dem Paket.

„Gewiß haben sie das Siegel zerrissen?" fragte Tjorkin in Gedanken, ohne aber die Frage laut werden zu lassen.

Das ganze Bettgestell bedeckte sich an der Stelle, wo sie saß, mit Serien, Aktien und Pfandbriefen.

„Das sind mehr als dreißigtausend ... Wassja! Du siehst ... es bleibt auf jeden Fall noch etwas übrig, wenn man auch zwanzigtausend abnimmt."

Und ohne ihn zu Worte kommen zu lassen, übergab sie ihm zwei Flanelltäschchen.

„Lieber ... Thue mir einen Gefallen ... Wir wollen alles in die Täschchen stecken, halb und halb teilen und auf der Brust bewahren. Man kann nie wissen, was auf der Reise passirt ... Das kannst Du mir nicht abschlagen."

Sie legte ihm stürmisch eins der Täschchen um den Hals und begann die Papiere einzupacken.

Tjorkin seufzte schwer.

XXXIV.

Ein heftiger Stoß erweckte und durchschütterte ihn. Er hatte fest geschlafen. Es waren über zwei Stunden vergangen, seit er mit dem zugenähten Täschchen auf der Brust Serafima verlassen hatte.

In den ersten drei bis vier Sekunden konnte er nicht zum Bewußtsein kommen, was solch ein Stoß bedeutete.

Seine Hand griff nach den Zündhölzchen auf dem Tischchen.

In der Kajüte war es ganz dunkel.

Sofort wurde ihm aber klar, daß sich ein Unfall ereignet hatte.

Auf dem Deck und durch den ganzen Schiffskörper hindurch wuchs der Lärm; irgendwo krachte es; Rufe und Durcheinanderlaufen; schneidendes Zischen des Dampfes.

„Wir sinken!" entschied er augenblicklich, sprang auf, steckte eilig Licht an und zog den Rock über. Er hatte in der Weste und sonst bekleidet geschlafen, und mit dem Plaid zugedeckt. Unter dem Kopfkissen lag seine Brieftasche, diese steckte er in die Seitentasche und tastete nach dem Päckchen auf der Brust. „Hier!" dachte er freudig und stürzte aus der Kajüte, ohne sonst etwas mitzunehmen.

Er überschlug die Dauer der augenblicklichen Gefahr und wußte, daß ihm nichts zustoßen würde. Im Kopf war es ihm klar und aufgeweckt, wie nach einer großen Dosis Chinin.

Retten mußte er sich, Serafima und die Gelder, von allem andern aber die Hände lassen ... Er hatte einen Koffer und eine Tasche mit ... Sie gleichfalls. Er hatte schon ermittelt, worüber etwa fünf Sekunden vergangen waren, daß der Stoß eines begegnenden Dampfers den Vorderteil getroffen und zertrümmert haben könne. Die Kajüte der Passagiere zweiter Klasse stand bereits unter Wasser. Auch mochte der Dampfkessel gesprungen sein.

„Serafima Jefimowna! Serafima Jefimowna!"

Er klopfte an ihre Thüre und rüttelte mit der Hand an der Klinke.

„Du, Wassja?" rief sie verschlafen aus.

„Wir sinken! Es heißt fliehen! Wenn auch unbekleidet, ganz gleich!"

Er schaute links nach der Thür zum Deck, welcher Teil des Schiffes noch über Wasser war.

Auf ihrem Korridor ließ sich niemand sehen.

An Deck wuchs der Lärm. Von dem Sprachrohr drangen die Worte zu ihm: „Was, ihr Räuber! Auf die Flucht? Rettet die Passagiere! Teufel! Hört ihr, oder nicht?"

Tjorkin begriff, während er an der Klinke fortrüttelte, daß der Dampfer, der an sie angefahren war, sich unter dem Schutz der dunklen Nacht davongemacht hatte, über welche Gemeinheit er so ergrimmt war, daß er beinah' an Deck gestürzt wäre.

Serafima schob den Riegel zurück. Sie kam halb bekleidet, mit einem Pudermantel übergeworfen.

„Was gibt's?"

Im Halbdunkel konnte er ihr Gesicht nicht erkennen, aber ihre Stimme zeigte keine besondere Aufregung.

„Wir müssen uns retten, Sima! Da wir ..."

„Wir sinken?"

„Ein Dampfer hat uns angerannt!"

Sie begann Kleider zusammenzuraffen, die Tasche.

„Nimm nichts mit!" rief er fast rauh und ergriff sie bei der Hand. „Ist das Täschchen ... das genähte ... an Dir?"

„Das ist's," antwortete sie in zögerndem Ton, doch fühlte er, daß sie nachgeben und ihm gehorchen würde.

„Wie denn, Wassja, wird das ganze Gepäck verloren gehen?"

Er antwortete gar nicht erst, sondern zog sie mit sich.

Ihm war plötzlich der Rettungsring in Erinnerung gekommen, den er gestern, mit dem Namen des Schiffes versehen, am Heck gesehen hatte. Es war dies der einzige zum „Sylvester" gehörige Rettungsring.

Es war Tjorkins erste Bewegung, den Ring zu holen. Er that dies in der Dunkelheit, während er mit der andern Hand Serafima festhielt.

Auf dem Oberdeck befanden sich der vom Schlaf überraschte Kapitän, in ein weißes Laken gehüllt, der erste Offizier, Steuerleute — und drängten sich, riefen durch das Sprachrohr, zankten sich mit den Passagieren.

Das Wasser drang in Strömen in die Kajüte der zweiten Klasse, überflutete den rechten Teil des Decks und stürzte in den Maschinenraum.

In der Dunkelheit rannte das Volk, jammerte, stritt sich mit derben Worten; die Tataren heulten; ein Kaufmann erhob seine salbungsvolle Stimme:

„Täubchen, Rechtgläubige!... Stimmt eure Seele zur Buße! Ich werde ihrer tausend nicht verschonen."

„Den Kutter!" rief mit heiserer, verzweifelter Stimme der Kapitän.

Diesen hatten in den ersten Minuten alle außer Tjorkin vergessen. Als dieser jetzt oben daherschritt, dachte er: „Gott sei Dank, daß es wenigstens den einen Kutter gibt, andere Dampfer haben gar keine!"

Und alle, wie eine halb unzurechnungsfähige Herde, stürzten sich auf den Kutter, der von dem Heckborde herabgelassen wurde.

Unter den ersten liefen auch Tjorkin und Serafima hinzu.

Tjorkin konnte später nicht erzählen, wie der Kutter mitten in dieser Kopflosigkeit und Unordnung ins Wasser gekommen war; er besann sich nur noch, daß er dabei jemand unabsichtlich ins Wasser gestoßen hatte, wie er meinte, den tatarischen Musikanten. In den Händen schwang er ein Beil, mit dem er das Tau des Kutters kappte, worauf er sich mit Serafima, die er um die Taille faßte, zum Steuer durchdrängte, um dieses zu regieren.

Der Dampfer mit zertrümmertem Bug floß mit trügerischer Sicherheit dahin. Der Kapitän, anstatt von dem letzten Augenblick Gebrauch zu machen, um mit vollem Dampf möglichst nahe an das flache Ufer heran zu gelangen, brüllte unentwegt in das Sprachrohr hinein, bis der Dampfer schließlich nach etwa dreißig Saschen von selbst hielt.

Die ganze rechte Hälfte war überschwemmt, und der Kutter konnte nicht gleich abstoßen, weil er sich in irgend welchem Tauwerk verfangen hatte. Immer noch sprangen Leute, sinnlos vor Schrecken, hinein, wobei viele daneben ins Wasser fielen.

Tjorkin besann sich nicht, ob gerade jetzt oder erst nach vier bis fünf Minuten der Kutter umkippte und die Hälfte der Geretteten ins Wasser sank.

Mit diesem Moment erinnerte er sich an alle Einzelheiten.

„Wassja! Hier bin ich ..." klang es neben ihm.

Seine Arme umfaßten fast wie durch ein Wunder Serafimas Körper. Diese hielt sich bebend an seiner Schulter, rang mit dem Wasser und rief:

„Laß uns schwimmen!"

Das Rettungsgerät hatte er noch bei sich. Beide konnten schwimmen; er hatte sich schon als Gymnasiast dessen gerühmt, daß er ohne Ermüdung die Wolga durchschwimmen könne.

„Hast Du das Päckchen?" fragte er, nachdem er sich ihrer vollständig versichert hatte.

„Ich habe es!"

Die Bekleidung hinderte sie, klebte am Körper, zog in die Tiefe, doch hielt beide eine mächtige Lebenslust aufrecht; sie fühlten beide dieselbe Jugendkraft und Kühnheit in sich.

Ringsum ertönten die Schreie der Ertrinkenden. Tjorkin vernahm sie nicht. Keine Sekunde kam ihm das Verlangen, sich mit solchen zu befassen; wer nicht schwimmen konnte, der mochte untergehen. Er rettete Serafima, sich und die beiden Geldtäschchen. Die Freundin schwamm an seiner Seite; er nahm den Rettungsgürtel ab und machte ihn ihr um. In beiden war das Lebensgefühl übermächtig. Sie mußten sich retten und befanden sich schon nach drei Minuten außer Gefahr. Zum Ufer waren es noch zehn Saschen.

„Wassja! Lieber!" wiederholte Serafima, Atem schöpfend, ihre Arme und Beine arbeiteten kräftig; der Kopf hielt sich über der Wasserfläche und die wirren Haare bedeckten fast ganz ihr Gesicht.

Sie waren noch einige Ellen vom Ufer. Ihre Füße begannen auf den Sand zu stoßen.

Man konnte aufrecht gehen.

„Lieber!... Du bist mit mir!... Und die Gelder haben wir nicht verloren. Es sind jetzt Deine Gelder! Hörst Du — Deine!"

Sie atmete tief und auf einmal standen sie auf den Füßen. Das Wasser ging ihnen aber noch bis an den Gürtel.

Von fern her tönten Rufe und Ruderschläge.

XXXV.

Schweres Gewölk wälzte sich daher, durch einen schmalen Riß lugte der Mond.

Vor ihnen, nicht weit vom niedrigen Ufer, zeichneten sich die Wände einer ausgebrannten Kirche mit verfallener Kuppel vom düstern Himmel ab. Weiterhin zogen sich die Ueberbleibsel eines Klostergartens.

Tjorkin und Serafima, ganz durchnäßt und außer Atem, schritten auf das rote Feuer eines Holzstoßes los; dort konnten sie sich trocknen.

„Robinson? Ah? Sima?" fragte Tjorkin unterwegs.

Serafima lächelte. Dies alles war ihr so neu. Sie hätten untergehen können und waren nicht untergegangen. Die Gelder waren vollzählig und unbeschädigt. Der Feuerstoß war wie für sie entzündet. Seit lange war sie nicht so heiter gestimmt. Nicht einen Augenblick trauerte sie um ihre Toilette, Wäsche, Sachen. Jetzt war das alles versunken. Immerhin! Ueberwundene Thatsache!

„Ja, Wassja! Du — Robinson! Ich — Freitag!" antwortete sie, indem sie sich schüttelte.

„Was, fieberst Du?" fragte er besorgt.

„Laß uns laufen!"

Sie machten sich ans Rennen. Den Rettungsgürtel hatte sie abgeworfen, sobald sie an das Ufer

gelangt waren. Auch Tjorkin begann Frost zu empfinden. Die Kleider hafteten noch fester als im Wasser. In der Seite des Rockes fühlte er die dicke Brieftasche, in der sich das zur Reise bestimmte Geld und die nötigen Dokumente befanden. Und an der Brust klebte das große genähte Päckchen mit der Hälfte der von ihnen beiden geretteten Summe, ein Gefühl von Jucken hervorbringend.

Sie liefen so eine Viertelwerst.

Dann standen sie am Holzstoß. Die Flammen desselben züngelten gierig nach den geflochtenen Wänden einer Laubhütte. Mit dem Rücken gegen den Holzstoß saßen zwei Menschen.

„Helf Gott, Kinder!" rief Tjorkin.

Die am Holzstoß Sitzenden wandten sich um.

Der eine — ein Greis, von gebeugter Gestalt, verwittert, zahnlos, mit kleinem, niedrigem Hut, antwortete mit dünnem Stimmchen:

„Woher führt euch Gott?"

Der andere war ein siebenzehnjähriger Bursche im abgerissenen Halbpelz, aber mit Stiefeln. Sein rundes, blasses, noch bartloses Gesicht war von der Flamme des Holzstoßes gerötet. Er stöberte mit einem Stocke in etwas herum, was am Rande des Holzstoßes in der Asche lag.

„Kann man sich setzen?" fragte Tjorkin. „Ah!... Rechtgläubige?"

„Nichts dagegen ... Setzen ..."

„Ihr seid wohl Fischer?" fragte er den Alten.

„Das ist ein wenig unsere Beschäftigung."

Tjorkin brachte Serafima unter. Seinen Ueberzieher hing er an die Ecke der Hütte.

Beide, immer noch heiter und aufgeräumt, begannen sich zu erwärmen. Von ihnen strömte Dunst aus. Die Fischer schauten sie an, der Alte argwöhnisch, der Junge mit hellen Augen; er setzte dabei das Herumstochern in der Asche fort.

„Wahrhaftig, Ihr backt Kartöffelchen?" fragte Tjorkin, der die Beschäftigung des Burschen erriet.

„Ja wohl," murmelte der Alte. „Aber wo kommt ihr her?"

„Wir sind untergegangen, Onkelchen. Mit dem Dampfboot!" antwortete Serafima volltönend und lachend.

Sie setzte sich schräg zum Holzstoß und streckte ihre Beine aus. Die Pantoffeln hatte sie an den Füßen behalten gehabt; sie zog sie aus und stellte sie an die Asche.

„Daß dich!" flüsterte der Alte.

Tjorkin begann dann zu erzählen, wie sie von einem Dampfer in den Grund gerannt waren und sich gerettet hatten.

„Heiligste Gottesmutter!"

Der Alte bekreuzigte sich.

„Das soll doch heißen?... Alles ist verloren, Euer Gnaden?" fragte der Bursche.

Tjorkin merkte, daß er ihn für einen Kaufmann hielt.

„So ist's," antwortete er. „Doch die Kartoffeln, Kleiner, wirst Du fertig haben? Da könnte wohl die Dame Dein Gast sein?"

„Mit großem Vergnügen," antwortete der Bursche gutherzig.

Nach einer halben Stunde schlief Serafima in der Hütte, unter Tjorkins am Feuer getrocknetem Ueberrock, er saß selbst, von Matten bedeckt, und schürte das Feuer.

Die Bauern waren nicht zu sehen. Den Burschen hatte er nach der Stadt Makarjew geschickt. Ihre Klosterruine und Messegebäude waren sichtbar. Die Stadt liegt abseits, den Blicken entzogen. Tjorkin erfuhr von den Fischern, daß ein eigentliches Gasthaus nicht vorhanden, sondern nur Ausspannungen. Es ist sogar schwer, frische Semmeln zu erhalten, außer an Markttagen, an denen sie von der Wolga von Lyskowa her eingeführt werden. Der Bursche zeigte sich widerwärtig. Tjorkin hatte ihm eine Kleinigkeit gegeben — wunderbarerweise war ihm das Geld nicht aus der Hosentasche gefallen — und ihm aufgetragen, einen Postillon mit einem Tarantaß oder sonstigem möglichst reinlichem Fahrzeug, das, bei etwaigem Mangel an Kissen und Decken, jedenfalls mit zwei Matten zum Zudecken für die Dame versehen sein sollte, heranzuholen.

Der Bursche, er hieß Mitjunko, hatte versprochen alles bestens vor Tagesanbruch zu besorgen.

Der Alte war mit dem Boote fort, um Gerät auszulegen. Auch ihm hatte Tjorkin ein Zwanzigkopekenstück in die Hand gedrückt.

Mit der Wärme ergriff ihn eine ungemeine Abspannung. Er kämpfte aber gegen die Müdigkeit an. Hier an diesem düstern Teil des Ufers einzuschlafen, wäre riskant gewesen. Wer weiß, ob der zahnlose Bauer nicht zurückkehren und beide mit einem Beil erschlagen konnte.

Und der junge Geselle — wer kennt ihn — mochte er nicht aus der Stadt ein paar kräftige Burschen mitbringen, deren Hände nicht die reinsten waren.

Zu rauchen hatte er nicht. Seine Cigarrettentasche hatte er in der Kajüte gelassen. In der Seele war ihm kindlich still und hell. Er freute sich gar nicht einmal besonders über seine Rettung. Ihm kam es jetzt so vor, als ob er auf jeden Fall hätte davonkommen müssen. Solch ein Schwimmer, wie er'...

Ja, doch Serafima?... Sie bewies ihm ihre Fassung dadurch, daß sie jetzt in der Hütte liegt und einen kindlichen Schlaf schläft.

Ruhig und selbstbewußt zogen die Gedanken von der Ueberlegenheit des Mannes durch seinen Kopf. Was ist das Weib gegen den Mann!... Wenn sie nun allein reiste! Auch die Gelder hätte sie ver-

loren. Sicher! ... Ohne Kleider, ohne Geld, ohne Paß ... Sie hätte womöglich zum Gatten zurückkehren können, wenn sie am Leben geblieben wäre.

„Ohne Paß," wiederholte er nachdenklich. „Unter welcher Firma soll sie jetzt fortleben? Nun, auf der Datsche läßt sich das eine und die andere Woche hinhalten. Man gibt dem Ortsvorsteher einen blauen Schein und bleibt in Ruhe. Aber dann?"

Es war ihm unangenehm, daß sich ihm solche Lebensfragen („ränkevolle" wie er sie bei sich nannte) aufdrängten. Er kann nicht seine reine Freude daran finden, daß sie lebt, durch ihn gerettet nebenan in der Hütte liegt, daß ihr Geschick mit dem seinen unauflösbar verbunden, und daß sie niemand als ihm angehört.

Die Schläfrigkeit überfiel ihn wieder, und die „ränkevollen" Gedanken schwanden.

Ihm vergegenwärtigten sich, wie immer im Halbschlummer, verschwommen, die beiden Bauern — „Fratzen" — die runden Backen Mitjunkos mit der über der Stirn zerrissenen Schirmmütze, und dem gefurchten kleinen, von kurzen grauen Haaren umgebenen Gesicht des Alten in dem kleinen Hut und im kamelhärenen Bauernkittel.

Sie waren echte wolgische Bauern, und es war ihm angenehm, daß er vor ihnen nicht dasselbe Mißtrauen empfindet, nicht solchen Abscheu im Herzen, wie sonst bei seinem Zusammentreffen mit gemeinem Volk, besonders an der Wolga. Diese Fischer haben ihn und Serafima erwärmt und mit Kartoffeln genährt. Mitjunka ist nach der Stadt geeilt und wird Pferde besorgen.

„Alles Bauern!" wiederholte Tjorkin still, lächelnd, die Augen auf das Feuer geheftet.

Ihm fiel Saltikows Erzählung von den beiden Generalen ein, die auf eine unbewohnte Insel geraten waren.

„Nun, ich habe sie wohl entdeckt," dachte er vertrauensvoll. „In mir rinnt kein adeliges, sondern bäuerliches Blut, beim Himmel! ... Die Hütte ist abgebrochen, komme, was kommen mag!"

Seine Augen fielen zu. Das Holz prasselte.

XXXVI.

Nicht weit vom Woskressenskythor, rechts von dem längs des historischen Museums entlang führenden Bürgersteges, hielt in Moskau eine Droschke.

Tjorkin sprang zuerst ab und half Serafima heraus.

Erst gestern hatten sie sich „eingekleidet", wie Tjorkin scherzhaft sagte.

Er hatte fast alles fertig auf der Twerskaja und in der Passage gekauft. Serafima versorgte sich länger; bei ihr waren schon drei Tage damit hingegangen — zwei Anzüge hatte sie bereits von der Schneiderin erhalten; das übrige kaufte sie auch im Magazine. Weder sie noch er beabsichtigten Luxus zu treiben, dennoch hatten sie über sechshundert Rubel verausgabt.

„Ist sie das?" fragte Serafima, indem sie mit der freien Hand nach einer Kapelle wies.

Der Tag war für Mitte August ungewöhnlich heiß. Auf dem Platze vor der Twerskaja war es so blendend, daß die Flammen der Wachskerzen außerhalb der Kapelle fast verblichen.

„Ja, das ist sie," antwortete Tjorkin.

Serafima war noch nie dort gewesen, oder hatte sich, wenn sie auch einmal vorbeigefahren war, nie daselbst aufgehalten. Sie war übrigens nur einmal in Moskau gewesen und das im Winter.

Damals war sie „dazu" nicht gekommen. Ihre Eltern hatten sie nicht dazu angehalten, Lichter zu stiften, und die Mutter wie der Vater, sogar als Rechtgläubige, waren den kirchlichen Glaubenshandlungen nicht zugethan gewesen.

Tjorkin war diesen Morgen — sie wohnten auf der Mjasnizkaja in möblirten Stuben — nicht wenig erstaunt gewesen, als ihm Serafima gesagt hatte:

„Vor allen Dingen laß uns zur iberischen Kapelle fahren!"

Sie hatten sich vorgenommen, den Kreml, den Granowitipalast, das Residenzschloß zu besichtigen, den Alexandrowskischen Garten zu besuchen, bei Tjästow zu frühstücken, aber von der Twerskaja, um dort vor dem Muttergottesbilde zu knieen, war nicht die Rede gewesen.

Bei Tjorkin waren in den letzten Jahren die gläubigen Regungen ganz erloschen. Länger als fünf Jahre war er nicht zur Messe gewesen. Seine Empfindungen waren dem Kirchenwesen abgeneigt. Er liebte die Geistlichkeit nicht und machte kein Hehl daraus; er konnte den Leibrock, die Popenmütze oder den breitrandigen Hut nicht ausstehen.

Damals, als Serafima ihm am ersten Abend ihrer Bekanntschaft zu verstehen gegeben hatte, daß sie weder zu den Rechtgläubigen noch zu den Raskolniks gehöre — hatte ihn dies nicht bekümmert. Im Gegenteil!

Das heutige Verlangen Serafimas, sich in Iwenskaja zu beugen, erstaunte, doch erzürnte ihn nicht.

„Was da," dachte er sogleich. „Weibische Handlungsweise! Es war zu viel Unruhe für die Aermste ... Sie ist dem Manne durchgegangen, ist auf dem Dampfboot fast ums Leben gekommen, könnte leicht ohne Heller Geld sein ... All ihr Hab und Gut ist untergegangen. Da melden sich die alten Mucken wieder ... Zudem ist sie in einem frommen Hause erzogen."

Schließlich hatte er sogar sein Gefallen daran. Serafimas Natur enthüllte sich vor ihm: alles im

Sturm, wenn ihre Leidenschaft sprach, aber sonst — sehr überlegt, ohne feste Regeln, ohne Ideale. Er wollte dies alles in der geliebten Frau entwickeln. Wie war das aber anzufassen? Durch gute Bücher? Durch Ueberredung? Er fühlt selbst keinen festen Boden unter sich. Es hatte ihm an Muße gefehlt, um sich durch Lektüre oder Gespräch mit vernünftigem Volk einen Kodex von Ansichten und Ueberzeugungen auszuarbeiten.

Dabei ist er doch ein Mann; er bleibt immer Herr seines Kopfes, während ein Weib — fast ein jedes — nur aus Impuls und Antrieben der Leidenschaft besteht.

In der Vorhalle der Kapelle standen Ordensgeistliche in zwei Reihen aufmarschirt. Die Beter schritten über den Platz und verbeugten sich schon dort bis zur Erde. Serafima hatte sich noch nie im Leben an einem durch ganz Rußland so berühmten Ort befunden. Sie liebte es nicht, sich anzupassen, und wenn die Mutter sie mit in die einglaubige Kirche genommen hatte, war sie kaum dazu zu bringen gewesen, auch nur eine einzige Kerze anzustecken.

Sie konnte sich keine Rechenschaft darüber geben, was sie eigentlich zum Besuch der Twerskaja bestimmt hatte. Sicher war es nicht nur Neugierde gewesen.

In der Vorhalle machte sie keine Verbeugungen und hielt sich auch nicht auf, sondern drang in die Kapelle und fiel dort auf die Kniee.

Tjorkin wartete bei der Vorhalle.

Schweigend begaben sie sich zum Nikolskithor.

Im Kreml blieben sie über eine Stunde, besichtigten die Kathedralen, durchschritten den Granowitipalast; zur Residenz erhielten sie keinen Zutritt.

Um zwölf Uhr kehrten sie zu Fuß durch die Hauptalleen des Kremlgartens zurück. Sie hatten beide Hunger. Der Kreml hatte ihnen den Eindruck von etwas Ungeheuerlichem gemacht, das weder der Lobsprüche noch der Beurteilung bedarf. Das ganze Innere der Uspjenskikathedrale stand Serafima noch vor den Augen: die gewaltige durchgehende Heiligenwand, die Säulen, der matte Glanz der Vergoldung, überall, wohin sich das Auge richtete, etwas „Indisches“ wie sie meinte, als sie über den Platz nach der „Schönen Freitreppe“ ging. Der Granowitipalast hatte sie etwas ermüdet und ihrem Eindruck von der Uspjenskikathedrale nichts hinzugefügt.

„Jetzt geht's ‚unter das Orchestrion‘,“ fragte Tjorkin sie; schon hatte sie den dunklen Gang unter der Brücke, die vom Troizkithor zum Kutafjaturm führt, auf dem Wege zu Tjästow zurückgelegt.

Er nahm sie am Handgelenk und schaute ihr unter den Hut, der ebenso dunkel und breitkrämpig wie der war, den sie mit allen anderen Sachen auf dem Dampfer Sylvester eingebüßt hatte.

Ihm war vom Kreml das kraftvolle Bewußtsein in der Seele zurückgeblieben, ein Russe zu sein. Das hatte stets in seinem Innersten geherrscht, trat aber jetzt so mächtig hervor, wie aus einem Gemälde Powolskis. Niemals hatte er sich so beherzt gefühlt, wie an diesem Morgen. Unter seinem Arm schlug ein weibliches Herz, das ihm Schönheit, Jugend, Ehre, die ganze Zukunft entgegenbrachte. Es drückte ihn nicht, daß er am hellichten Tage Arm in Arm mit einer weggelaufenen Ehefrau geht. Wer ihm auch begegnen mag, er fürchtet weder für sich noch für den Flüchtling. Sogleich werden sie im Restaurant sitzen, im besondern Zimmer, das Orchestrion hören, in Seelenruhe Pastetchen essen, da mag zusehen wer will.

„Unter das Orchestrion,“ wiederholte sie eifrig, indem sie ihn vor dem großen Krahnen anhielt. „Sieh, Wassja, wie charakteristisch diese Moskwa ist! Famos!“

Und beide fühlten sich so rüstig, daß sie bereit waren, umzukehren und auf der Lindenallee nach den Brennereien zu gehen.

Vom Exerzierhause herunter kam der schwerbeladene grüne Pferdebahnwagen mit einem Vorreiter angerasselt und klapperte und klingelte ebenso munter und vergnügt, wie sie sich selbst in diesem Augenblick fühlten.

„Wir wollen doch frühstücken,“ riet Tjorkin; „dann fahren wir mit der Pferdebahn nach dem Sokolnikipark. Sieh, dort ist die Station.“

Ihr Frühstück unter dem Orchestrion zog sich bis drei Uhr hin. Es war immer noch gleich heiß, als sie auf der Station den Wagen nach dem Sycharewturm und weiterhin zum Sokolniki abwarteten.

Tjorkin hatte einen hellen Staubmantel über. In der Seitentasche befand sich seine Brieftasche mit einigen notwendigen Schriftstücken, einer Quittung, einem Fahrplan seiner Gesellschaft und an vierhundert Rubel in Gold.

Serafima hatte schon zu Tjorkin bemerkt:

„Wassja! ... Paß auf! Wie Deine Brieftasche herausguckt!“

„Thut nichts!“ bemerkte er sorglos. „Ich kann mich nicht entsinnen, daß ich jemals bestohlen wäre. Als ob ich zum erstenmale reiste!“

Der Wagen rollte heran. Einige Menschen erwarteten ihn.

Als Tjorkin in den Wagen stieg und Serafima hinterdrein, drängte sich ihnen ein kleiner Mann in Wams und Mütze, wie ein Krämer von Aussehen, vor, während hinter Serafima zwei wie Arbeiter gekleidete junge Burschen nachstießen.

„Was drängt ihr so? Ihr seid verrückt!“ rief Tjorkin.

Der im Wams schlich an ihm vorüber, nach der hintern Plattform.

„Setze Dich! Es ist Platz!" sagte Tjorkin zu Serafima, indem er instinktmäßig nach seiner Tasche griff.

„Halt! ... Diebe! ... Brieftasche! ..." schrie er und stürzte zugleich aus dem Waggon.

Es entstand ein Auflauf. Viele hatten gesehen, wie zwei Burschen die Twerskaja entlang gelaufen waren. Der im Wams war, wie man sagte, in der Hausthür des Moskauer Restaurants verschwunden.

„Schutzmann!" rief Tjorkin unermüdlich.

Weit und breit war kein Schutzmann zu sehen.

XXXVII.

„Ist es gestattet, die Photographien der bekannten Taschendiebe anzusehen?"

Der Offizier legte vor Tjorkin ein großes, schon abgerissenes Album auf die Fensterbrüstung und ging träge in das Nebenzimmer.

Tjorkin setzte sich auf einen Stuhl und öffnete den Albumdeckel.

An einem Nebentisch saß ein anderer Polizeioffizier in einer Untersuchung begriffen. Eine rauhe Männerstimme wechselte mit einer jugendlichen, fetten, hohen weiblichen.

„Ach, es ist eine Schande, so etwas zu sagen!" ließ sich kläglich die weibliche Stimme vernehmen.

„Wieso das?" fiel böse die männliche ein. „Bekanntlich hast Du den Anzug versetzt ... Himmel, wo ist er gefunden? Am Pförtchen?"

„Iwan Dorotheitsch! Sie fürchten Gott nicht! Sie halten Ihre Mädchen schlimmer als die Gefangenen! Herr Gott!"

Es brach ein Schluchzen aus.

„Genug, fort!"

„Bleiben Sie, mein Liebwertester!" wurde die Stimme des Offiziers laut.

Ohne aufzublicken, verstand Tjorkin, daß es sich zwischen einem Zuhälter, dem Besitzer eines „billigen" Hauses dort an der Ilinski- oder Jaúsabrücke mit seinem „Mädchen" handelte. Er hatte von solchen Orten gehört, ohne je dagewesen zu sein.

Die Untersuchung hatte ihn beim Ansehen der Moskauer Taschendiebe gestört. Er hatte schon die Hoffnung aufgegeben, den Gauner, der ihm vor zwei Tagen die Brieftasche gestohlen hatte, herauszufinden.

Gesicht und Erscheinunng des scheinbaren Krämers, der sich ihm vorgedrängt hatte, waren ihm ziemlich deutlich in Erinnerung: pockennarbige Backen, dünnes, graues Haar, runde Nasenflügel, wohl ein Ohrring in einem Ohr. Hatte aber dieser die Tasche gestohlen oder einer der Burschen, die nachgeschoben hatten? Auf letztere konnte er sich jedoch mit aller Anstrengung nicht besinnen; er hatte nur die Erinnerung an eine lila Bluse, und nur bei einem von ihnen.

Sein Vertrauen zu den Erfolgen der Ermittlungen und Nachsuchungen war überhaupt nur sehr gering. Er hatte nur ungern die Angaben in der Abteilung gemacht, wo er den Text zu der am nächsten Tage zu erscheinenden Zeitungsanzeige diktiren mußte. Als er nun heut dem Vorsteher der Aufklärungspolizei noch einmal die schriftliche Anzeige übergeben hatte, hätte er am liebsten gesagt:

„Entschuldigen Sie die Störung. Es wird ja doch nichts dabei herauskommen."

Der Vorsteher legte ihm in strengem Ton zwei oder drei Fragen vor, mit dem gelangweilten Blick eines Menschen, dem eine solche Bagatelle wie der Diebstahl von vierhundert Rubel nicht der Rede wert sei. Und dann, als er den Offizier persönlich um das Verbrecheralbum bat, war ihm erst recht klar, daß nichts dabei herauskommen würde.

„Sie hatten auch Dokumente in der Brieftasche?" fragte ihn der Offizier. „Einen Paß?"

„Einen Paß nicht; aber zwei oder drei Geschäftsbriefe ... Und eine Quittung ..."

„Ueber Geld?"

„Ja, über Geld."

Der Offizier lächelte und sah ihn von der Seite an.

„Sehen Sie ... Die hiesigen Gauner nehmen mitunter eine gewisse Rücksicht. Gelder stehlen sie, aber Papiere, Päſſe und dergleichen Dinge stecken sie wohl — in den nächsten Briefkasten."

„Das zeigt eine gewisse — Anständigkeit."

„Wie Sie wollen."

„In diesem Fall sind sie indessen nicht so verfahren."

„Die Postverwaltung macht uns Mitteilung ... sobald sich in den Briefkasten so etwas vorfindet."

Dies alles war in ganz gleichgiltigem Ton gesprochen worden. Tjorkin betrachtete den Offizier und dachte, wie öde ihm sein Beruf erscheinen müsse. Er war gewiß auf einer Junkerschule erzogen, war dann Dragoner geworden, hatte es im Dienst nicht weiter gebracht — was thun? Zur Polizei. Jetzt dachte er an Pferde, an gutes Gefährt, mischte sich in gute Gesellschaft, spielte Karten ... Dabei mußte er sich für die Sitten und Gebräuche der Herren Spitzbuben interessiren, sich jede Unannehmlichkeit zu Herzen nehmen, fortwährend mit dem Kopf arbeiten, sein Gedächtnis und seine Vorstellungskraft anstrengen. Jammervoll.

Das Album, das Tjorkin auf die Fensterbrüstung gelegt war, befand sich nicht in bester Ordnung. Die unteren Bilder waren schief eingesteckt, sie bildeten keine geschlossenen Reihen, sondern zeigten Zwischenräume. Nichtsdestoweniger fand sich allerhand Volk bei einander; Männer, Weiber, elende und stutzerhafte Kleidung, bärtige und bartlose, brünette und blonde. Auch die Familiennamen be-

wiesen, daß es in allen russischen Ländern Diebe und Spitzbuben gab; es fanden sich da polnische, deutsche, hebräische und bezopfte.

Ein Familienname fiel Tjorkin auf.

„Kaschira," las er laut.

Diesen Namen hatte er schon irgend einmal gehört.

Der Taschendieb Kaschira war im Hut und Wams mit Lammfellkragen aufgenommen. Auf ihn blickend, dachte Tjorkin:

„Von dieser Art war er!"

Die Aehnlichkeit trat ihm immer deutlicher hervor; es ist etwas wie Pockennarben erkennbar, der Bart ist auch ganz derselbe, auch in den Augen liegt etwas, dessen er sich entsinnt.

Länger als eine Minute betrachtete er das Bild Kaschiras. Er war ähnlich, und wieder nicht! ...

„Nun, wie? ... Haben Sie niemand erkannt?" ertönte hinter ihm die Stimme des Lieutenants.

Tjorkin wandte sich um.

„Mit einem hat er wenigstens Aehnlichkeit. Er hat den merkwürdigen Namen Kaschira."

„Sehr möglich ... wenn er in Freiheit ist ... Das ist leicht zu erfahren."

Tjorkin erhob sich.

„Nein, Herr Lieutenant, bestimmt behaupten mag ich nicht ... Wenn es zur richterlichen Verhandlung käme, könnte ich es nicht beschwören."

„Das ist nun Ihre Sache."

Tjorkin dachte an einen Detektiv.

„Es wäre am Ende das beste," sagte er halblaut, „die Sache einem Detektiv anzuvertrauen. Für gute Prozente ..."

„Ohne Detektiv wird es nicht gehen," bestätigte der Offizier und bat, indem er sich auf dem Absatz umdrehte: „Wollen Sie gefälligst Ihre Adresse angeben?"

„Ach so!"

Er bezeichnete die möblirten Zimmer, die sie noch heute in der Stadt beziehen wollten.

Es drängte ihn, baldmöglichst die dumpfen, niedrigen Räume der Untersuchungsabteilung zu verlassen und lieber hinter seinen Verlust ein Kreuz zu machen, wenn auch in Anbetracht der bedeutenden zu leistenden Zahlungen die Gelder für Taschenausgaben eine keineswegs untergeordnete Bedeutung hatten.

Die nach Bureaustaub, Siegellack und Stiefelleder duftende Luft dieser Zimmer ging ihm an die Kehle. Er hatte mancherlei gesehen, war aber selten an derartige Orte wie Polizeibureaus, Arresthäuser, „Sammelstellen" geraten. In ein wirkliches Gefängnis oder Zuchthaus war er noch nicht gekommen, nicht einmal als Besucher.

Ein garstiges Gefühl bemächtigte sich seiner ... Das roch alles nach Verkommenheit, nach dem Schmutz der erbärmlichsten Spitzbuberei, dem Blute des viehischen Mordes. Die Gesichter der niederen Polizisten, der Unteroffiziere, von oft verdächtiger Stattlichkeit, in dem dunklen und großen Vorzimmer, erfüllten ihn mit Abscheu und der Erkenntnis, wie sich sein ganzes Sinnen und Trachten gegen diese erdrückende Herrschaft auflehnte.

An der Freitreppe des vor dem Gebäude befindlichen Gartens ergriff er mechanisch den Hut, den er dort im Flur abgelegt hatte, und trat in die frische Luft.

Draußen war es fast noch heißer als im Polizeigebäude. Er stand still und sah durch das Gitter nach der Seitenstraße, wo zwei Droschken hielten ... Durch die Häuser glitzerte das Kreuz einer benachbarten Kirche.

Plötzlich durchzuckte es ihn. Diese Empfindung war ihm längst bekannt. Mehrere Jahre war sein erster Gedanke beim Erwachen: „Man hat dich im Gemeindehause gepeitscht!" Und das Blut drang ihm in die Wangen ... Mitunter wechselte das Bild mit dem des Irrenhauses, und er hörte die Worte: „Du hast eine Maske getragen!"

Auch jetzt übergoß seine Wangen ein plötzliches Rot, als er vernehmlich eine innere Stimme sagen hörte:

„Bist du besser als der Taschendieb Kaschira?"

Diese Frage verknüpfte sich folgerichtig mit dem beschämenden Gedanken an die Gelder Kalerias und die Bezahlung des Dampfers.

Er stand ja schon in Gemeinschaft mit Serafima. Auf seiner Brust trug er das Päckchen mit den zum Stapellauf des Batrak erforderlichen Geldern.

XXXVIII.

Ein Hirt blies auf einer langen Schalmei von Birkenrinde.

Bei diesem Ton erwachte Tjorkin.

Er lag im Halbgeschoß einer aus einem Bauernhause zurechtgemachten Datsche. Durch die Spalte der inneren Läden der nach der Galerie führenden Balkonthür drang das Morgenlicht. Das Fenster rechts war nur mit Kalikovorhängen versehen. Das Licht erfüllte schon ganz die niedrige, ziemlich geräumige Stube, wo, außer einer eisernen Bettstelle, noch ein Waschtisch, ein Kleiderschrank und zwei Stühle standen.

Eine besondere ländliche Stille umgab ihn. Der Ton der Schalmei heimelte ihn ungemein an. Ganz so blies der Hirt im Dorfe Kladjenjez zum Austreiben der Kühe.

Er lag mit halb geschlossenen Augen und lauschte. Es war ihm lange nicht vorgekommen, so früh in ländlicher Umgebung zu erwachen. Denken, über-

legen, sich den Tagessorgen überlassen, in die Zukunft schauen — wollte er nicht.

Unten übernachtete Serafima. Dort ist ein enges einfenstriges Zimmer mit ebensolchem eisernen Bettgestell. Er hätte auch unten schlafen mögen, doch nahm er davon nicht ohne Ueberlegung Abstand, was ihr nicht zu behagen schien.

Er hielt es aber für besser so. Die Dienerschaft mochte sie für Mann und Frau halten, dennoch erschien es anständiger, keinen Anlaß zu müßigem Gerede zu geben.

Doch das war es nicht allein. Wozu von vorn herein das eheliche Leben erneuern . . . „Federbetten, Kopfkissen," wie er sich in solchen Fällen äußerte.

So hatte er am Abend vorher gedacht, als sie sich ihr Villenleben einrichteten, und jetzt ging im Halbschlummer seine Morgenempfindung zu einem stillen Gefühl der Wonne und Lust für seine Freundin über.

Der Hirt hörte auf zu blasen. Es verstrichen einige Minuten. Vom Flusse her tönte Gebtöl. Irgendwo knarrte ein Pförtchen in seinen rostigen Angeln. Eine Wachtel schlug in der Nähe. Und hoch erfreute das Ohr das klangvolle Schmettern der Lerche. Rubingtanz ergoß sich. Eine zarte Garbe drang in das Zimmer.

„Zu was herumwätzen!" sprach Tjorkin laut und ergriff seinen Piquéanzug.

Unten lag alles im tiefen Schlaf: Serafima, das Kammermädchen, die Köchin, sogar der Küchenjunge, der aus den Bauern des Ortes genommen war.

Tjorkin wusch sich schleunig, und mit dem Paletot über dem Hemde und in Pantoffeln schlich er die enge Stiege der hintern Treppe herab.

Mit vollen Zügen atmete er die kühle Luft des erfrischenden Morgens. Die Nächte wurden schon kälter und unten in der Senkung am Hohlweg, auf dem Tjorkin zurückgekommen war, lag schon eine weiße Decke auf der Wintersaat. An den Bäumen am Hohlweg hingen dichte Tropfen flüssigen Nebels.

Wie sehnte er sich nach Flinte und Hund. Sie waren dort an der Wolga zurückgeblieben, wo sein eigentliches Heim war, in der Nähe der Dampfschiffswerft. Dort befand sich seine ganze Habe. Auf dem Sylvester hatte er einen Teil seiner Kleider, seiner Wäsche und Papiere verloren. Dennoch hatte er das Gefühl, als ob er ein neues Leben anfange, wie nach dem Verlassen der Schule, ohne Sack und Pack, ohne Haus und Hof.

Ja, Haus und Hof besitzt er nicht mehr. Aus der ländlichen Gemeinde ist er ausgeschieden. Das Häuschen Iwan Prokopitschs wurde nach dem Tode des Alten erst vermietet, dann verkauft.

Dennoch verlangte er darnach, als er eben auf dem Hohlwege zurückkehrte, Land zu besitzen, zwar nicht hier, sondern an der Wolga, mit einem Wohnsitz auf der Höhe, mit einem Park dabei, Wald nicht unter hundert Desjatinen, und Fischfang, und Bienenzucht, und feuchte Wiesen und sein Pferdegestüt.

Er entsann sich, wie er einst als Knabe mit seinem Vater das gewerbliche Dorf Sawodnoje aufwärts der Wolga auf dem andern Ufer im benachbarten Gouvernement besucht, und wie er dort von einem der Glockentürme der beiden dort befindlichen Kirchen die ganze mit dem Park bis zum Strome selbst reichende Herrschaft überschaut hatte. Im Innern war ihm da der Durst entbrannt, solch ein Gut an sich zu bringen, sich reich zu machen und den Besitzern ihre ganze Datsche mit den rauschenden Wäldern abzukaufen. Er kannte diese Herrschaften nicht, grollte ihnen aber; damals lebte dort niemand in dem Hause. Blumengarten und Park lagen im Verfall. Sein Herz schmerzte bei dieser Vernachtässigung.

Jetzt thut sich von fern vor ihm die Aussicht auf wirklichen Herrschaftsbesitz auf. In zwei bis drei Tagen wird er seine Zwanziglausend nach Nishni tragen, den Batrak vom Stapel lassen und ihn auf seiner ersten Reise die Wolga hinauf geleiten. Er wird an Kladjenjez vorbeikommen, wo sie ihn ausgepeitscht haben, sowie an der Besitzung, wo die unermeßlichen Wälder in ihrem Dunkel stehen.

Tjorkins Augen schweiften sinnend den Hohlweg entlang, an dem der weiße Flecken bereits unter den Strahlen der warmen Morgensonne geschwunden war. Er dachte an seine knabenhaften Empfindungen, als er damals im Glockenturm das Dorf Sawodnoje überschaut hatte. Damals hatte er von solchem Besitztum einen märchenhaften Eindruck, etwa wie von den Schätzen und Hallen, die ihm schon vor seiner Gymnasiastenzeit in dem entsprechenden Teil von „Tausend und eine Nacht" vorgezaubert waren.

Für heute mag dies auch noch unerhört scheinen, es wird möglich für morgen, wahrscheinlich, wenn der Batrak seine Schuldigkeit thut. Der Dampfer, die Teilhaberschaft an der Gesellschaft ist nur eine Stufe, ein Mittel zur Erweiterung des „Rayons". Zum Walde zieht es ihn, aber nicht wie den gierigen Ankäufer, der niederschlägt und brennt, räuberisch die urwüchsigen Fichtenwaldungen, voll von russischer Größe und Poesie, vernichtet.

Nein! Darnach trachtet er, Wassili Tjorkin, nicht, sondern vielmehr nach Schonung der natürlichen Reichtümer. Sollte ihm das Schicksal einen solchen Schatz wie das Waldgut bei der Besitzung Sawodnoje in die Hände führen — dann würde er seine ganze Seele daran hängen; er würde eine rationelle Bewirtschaftung mit regelmäßigen Schtägen einführen, aus dem dichten Waldgestrüpp ein Gehege heraus-

arbeiten. Würde er Kinder haben, dann wollte er diesen die Erbschaft als unzerstörbares, unveräußerliches Eigentum, wie ein Majorat zurücklassen — wie es einem Edelmann geziemt, der sein Geschlecht vor Verarmung schützen muß.

Mit schnellem, leichtem Schritt verließ er den Hohlweg, an den der dunkle Wald mit seinen Ausläufern herantritt, und verfolgte den Feldweg hinauf zur Höhe.

Von dort erblickte er das rote Dach und die scharfkantigen Wände einer Fabrik. Er hatte schon das Tönen der Fabrikglocke vernommen, als er den Berg hinangeschritten war.

Auf so etwas wird er sich nicht einlassen, wenn seine Hühner auch goldene Eier legen. Fabrikarbeit! Werkstätten! Elend, Trunksucht, Verkommenheit, der vom Pflug abgewandten Industrie.

Er wird den Bauern nicht mit Honig beschmieren; er hatte schon vor zwei Wochen im Gespräch mit Boris Petrowitsch dargethan, daß der Landmann erst eine Kopeke zurücklegen und dann an das Heil seiner Seele denken müsse. Wird ihm diese nicht aber durch den Treibriemen der Maschine entrissen? Drei Menschen auf hundert schlagen sich durch, wenn auch in elender Weise; die übrigen — wie er sich damals ausgedrückt — „verteufeln".

Dieses Wort brachte ihm zugleich das nervöse und gute Gesicht seines lieben Schriftstellers in den Sinn; er dachte auch daran, daß er ihm damals aufrichtig hatte beichten wollen.

Trug er jetzt wohl noch Verlangen nach solcher Beichte, hier auf dem Wege nach jenem Walde, in voller Muße?

Er schüttelte nach seiner eigenen Weise den Kopf und sagte laut:

„Dieses weniger!"

Der Batrak wartet dort, an der Wolga, zu Sormowa. Heut wird er Serafima noch den Wechsel ausstellen. Es ist ihre Sache — sich mit jener Heiligen, jener Kaljeria, abzufinden.

Schon der Laut: „Kaljeria" — war ihm unangenehm.

Das ist Serafimas Sache! Die frische, wie eine Rose erblühte Schönheit, ist klug, kühn, ihm ganz ergeben, ohne dumme Vorurteile. Sie baut auf ihn. Falls sie ihr Kapital brauchte — dann weiß sie, daß er es beschaffen würde.

XXXIX.

Die Jaúsa fließt in Windungen zwischen buschigen, grünen Ufern. Ein Kahn glitt träge und sanft um die Vorsprünge herum, von deren Absturz der dichte Ahorn mit seinen halbentblößten Wurzeln in das kaum merkbare Zittern des vorbeifließenden Wassers schaute. Am Steuer saß Serafima, an den Rudern Tjorkin. Sie fuhren die Jaúsa hinunter nach einem Park, den der Besitzer dem Publikum geöffnet hatte und in dem ein Theatersaal erbaut war.

Der Abend brach zögernd herein. Der rosig gelbe Saum des Himmels färbte die waldigen Ufer. Die Hitze hatte noch nicht nachgelassen... Man zählte den zweiundzwanzigsten August.

Rudernd, ohne Hut, in demselben Staubrock, aus dem ihm in Moskau die Brieftasche gestohlen war, trieb Tjorkin allerlei Neckereien mit Serafima, die, mit einer dünnen Schnur um den Leib, im hellen Flanellhemde mit umgelegtem Matrosenkragen, seitwärts saß. Sie hatte auch keinen Hut. Ihre Haare hingen etwas wirr um die Stirn. Der mächtige Busen, in den Falten des weichen Hemdes drapirt, atmete still. Die an den Handgelenken entblößten Arme bewegten sich ruhig hierhin und dorthin, und ihre Weiße glänzte zeitweise ordentlich bei dieser Bewegung. Ihr Antlitz war sanft gerötet, der volle, halbgeöffnete, mit leichtem Flaum bedeckte Mund trat noch entschiedener als gewöhnlich aus dem Fond der drallen Wangen hervor.

„Gott sei Dank," sagte Tjorkin leise.

Er hob die Ruder aus dem Wasser, die langsam abtropften. Zugleich wandte er sich nach links, wo an seiner steilen Uferstelle männliche Gestalten sichtbar waren. Dort wurde auch, wie es schien, ein Feuer unterhalten.

Schon am vorigen Abend hatte ihm der Hausdiener davon geredet, daß an der Jaúsa, an der Stelle, wo sie jetzt gerade gondelten, Moskauer Gauner nächtlich ihr Wesen trieben, Beute teilten, zechten, auch wohl berieten, wie sie Unheil über eine abgelegene, möglichst herrschaftliche Datsche bringen könnten.

„Ueber Ihren Diebstahl — hatte der Bursche gesagt — werden sie gewiß genauesten Bescheid wissen."

Dessen entsann sich Tjorkin besonders.

„Sima!" rief er ihr laut zu, „halte mehr nach links, gerade auf jenen Absturz zu."

Dabei teilte er ihr das Gespräch mit dem Diener mit.

Sie lächelte und richtete sich auf:

„Du möchtest also ihre Bekanntschaft machen, Wassja?"

„Warum nicht? Himmel! An mir ist nichts zu rauben. Vielleicht nehmen Sie mir meinen Ueberzieher ab. Wir fahren an, und ich springe. Ich gehe auf das Feuer los. Du gondelst inzwischen hin und her. Wenn ich A—u! rufe, komm heran. Du kannst doch rudern? Sicher?"

„Das schon!" rief sie überzeugt und heiter. Serafima lenkte die Kahnspitze auf den Absturz zu, wo in dem Rasen ein niedergetretener schmaler, zum Wasser führender Fußpfad sichtbar war.

Auf diesem Fußpfad kletterte Tjorkin hoch. Es fing an zu dunkeln.

Mit einem Sprunge war er oben auf einer Lichtung unter den dichten Bäumen, wo auf dem Feuer ein Kessel mit irgend einem Inhalt brodelte. Unten, am Abhang, hockte ein kleiner, brandmagerer Knabe in einem Hemde mit schiefem Kragen und Holzpantinen an den nackten Füßen. Er rauchte und hielt, wohl nur zum Schein, eine Angelrute. Am Holzstoß lag ein gestiefeltes Weib, nach Art der städtischen Köchinnen, deren Gesicht durch ein um die Stirn gewundenes Tuch aus Zitz unkenntlich gemacht war. Zwei wohlbeleibte Männer, mit dem Aussehen von richtigen Taschendieben, wälzten sich gleichfalls dort.

„Kann man Feuer haben?" fragte Tjorkin laut und deutlich den Angler.

„Treten Sie nur näher."

Weder er noch seine Gefährten verrieten Erstaunen, sahen sich nur gegenseitig an. Das Weib rührte sich nicht vom Fleck, wandte sogar den Kopf nach der andern Seite.

„Sie kochen Grützsuppe?" fragte Tjorkin ebenso deutlich und einschmeichelnd, indem er sich, eine Cigarrette rauchend, dem Kessel näherte.

„Suppe — pot-au-feu," antwortete rauh und scherzhaft einer der sich Wälzenden, in einer schmutzigen Ginganmütze und ungeheuer weiten Hosen, wie sie die Stubenbohner tragen.

„Also, Brüder," redete sie Tjorkin an, ohne den schmeichelnden Ton zu verlassen: „ihr kennt euch ja alle gut mit einander" — alle um den Kessel Gelagerten rückten ein wenig zusammen — „nun ist mir vor ein paar Tagen am Woskressenskithor im Pferdebahnwagen eine Brieftasche mit vierhundert Rubel Inhalt gestohlen. Die haben sie natürlich sicher, und die Verfolgung ist eingestellt. Ich hätte aber gern Papiere wieder, nötige Briefe, eine Quittung . . . diese könnten den Herren Nebelrittern doch gleichgiltig sein."

„Wie sagten Sie?" unterbrach der Heisere. „Rittern?"

„Vom Nebel . . . Das ist ein Kunstausdruck für die ganze Genossenschaft der Herren Künstler Ihres Gewerbes in London."

„Daß dich!" stieß der Gauner mit der Mütze mit dumpfem Tone aus.

Tjorkin zweifelte nicht, daß dies nicht einfache Landstreicher, sondern regelrechte Spitzbuben waren.

„Nun also, Bruder!" fuhr er noch heiterer und treuherziger fort . . . „Eure Kameraden stecken mitunter Pässe und Papiere zur Rückgabe in den Briefkasten. Das hat man mir auf der Polizei mitgeteilt. Mir könnte es doch auch geschehen. Wenn ihr dafür eine Belohnung beansprucht . . . ich bin nicht abgeneigt . . . Und somit, lebt wohl!"

Er sprang hinunter und rief:

„A—u!"

Der Kahn war zwei Ellen davon. Serafima trieb mit einem Ruderschlage die Kahnspitze an den Ort, wo der Pfad einmündet und von wo Tjorkin einsprang.

Sie blieben etwa zwei Minuten schweigend, während sie ihre alte Richtung stromauf einschlugen.

Dann teilte er ihr sein Gespräch mit den Gaunern mit, worauf sie lächelnden Blickes sagte:

„Du bist ein Schulknabe, Wassja! Solch ein Jüngelchen! Du bist jünger als ich, trotzdem Du zehn Jahre älter bist."

Als sie auf den Landungssteg zuschaukelten, erblickte er an einem Badehause vorbei, durch die Buchenwand eines Gartens hindurch die zeltartige Kuppel einer alten Kirche. Da durchzuckte Tjorkin wieder mit demselben Gefühl wie neulich, als er die Kirche von der Freitreppe des Polizeigebäudes aus sah, der damalige Gedanke:

„Bist du denn besser als jene?"

Das erzürnte ihn; er wollte mit Macht das fliegende Rot von seinen Wangen zurückdrängen, was übrigens von Serafima gar nicht bemerkt wurde.

„Laß uns dort auf die Bank sitzen. Wir wollen ein wenig zu Atem kommen."

Er wies mit der Hand auf eine Bank, die einige Ellen vom Ufer an einem niedern Zaun stand. Ueber die Bank hingen die Zweige zweier alter Birken herab, deren Stämme ganz zerschnitten waren.

Tjorkin nahm sie an der Hand, setzte sich aber nicht neben sie, sondern blieb stehen und betrachtete die Einschnitte an einer Birke.

„Wassja!" rief sie ihm zu . . . „Setze Dich, Lieber!"

Er setzte sich.

„Warum bist Du auf einmal so schweigsam? . . . Ah . . . Als ob Du mit kaltem Wasser übergossen wärest."

„Gar nicht, wie so?"

Dies sprach er aufgeregt und sah ihr ins Gesicht.

„Nein! Ich weiß . . . was Dich quält! . . . Morgen sollst Du nach Nishni, den Dampfer vom Stapel lassen. Und anstatt mit allen Segeln darauf losgehen, stoppst Du schon wieder. Solche Dummheiten!"

Dieses „Solche Dummheiten" kam so sanft heraus, daß er sich nicht halten konnte und sie um die Taille nahm.

„Gewiß, Dummheiten! Mir kannst Du nichts weismachen, Wassja. Wie oft soll ich Dir sagen, daß ich das mit meiner Mutter abzumachen habe. Du borgst von mir . . . Doch der Wechsel . . . Ich nehme keine Wechsel."

„Nun, darauf kann ich mich nicht einlassen!" erwiderte er fast zornig, bezwang sich aber und schlug die Augen nieder.

„Setz Dich, setz Dich! Stürme nicht! Was hat

das denn auf sich, Wassenka? Solch göttlicher warmer Abend, an dem die Sternlein flimmern. In der Seele singen alle Engel, und Du kommst mit solchen Dummheiten ... Was soll mir Dein Wechsel? Urteile als Kaufmann ... Du hältst Dich ja für einen Hauptgeschäftsmann! Du hast mir also ein Dokument gegeben, und ich habe es verbrannt. Was für einen Profit haben wir davon? Ah? ..."

„Wenn ich aber sterbe? Ertrinke? Oder im Eisenbahnwagen verunglücke?"

„Was dann?"

„Dann hast Du ein Unterpfand."

„Was für eins? Wassia! Gnade Gott! Du willst Dich durchaus in die Seligen einschreiben ... Solche Abscheulichkeit! Nun, Du stirbst. Ich präsentire den Wechsel. Was bleibt übrig, wenn Dein Dampfer zu einem Drittel kreditirt ist! Die Fabrik geht doch, beim Himmel, allen Gläubigern vor?"

„An Dir ist ein Geschäftsmann verloren gegangen!" scherzte er; sogleich änderte er den Ton, setzte sich neben sie, ergriff ihre Hand und sagte ruhig und fest: „Ohne Dokumente nehme ich diese Gelder nicht. Das ist mein letztes Wort."

Sie schwiegen.

„Ach, ihr Männer! Gesetzgeber! Nur große Kinder! Was Du weißt! Kein Wort mehr vor Deiner Abreise von diesem Gelde. Hörst Du?"

Die Küsse erklangen laut in der sich erfrischenden Dämmerung.

„Du bist ein Dummkopf, Wassia! Es ist gar nicht not, daß wir uns heiraten. Unser Schicksal ist auch so fest an einander geknüpft — höre! ‚Manndel und Weibel — ist ein Deibel!' Kennst Du das Sprichwort?"

„Ich kenne es," antwortete er und senkte das Haupt.

(Fortsetzung folgt.)

Hexenspuk.

Von

Mihail Eminescu.

I.

„... flüchtig wie der Rauch, der über die Erde dahin gleitet. Ihre Blüte welkte wie die Blumen, wie Gras, das die Sichel dahinrafft. Linnen umhüllt ihre Glieder und Erde deckt sie ..."

Bleiche Kerzen strahlen weithin durch des Domes Säulengänge
Prangend in metall'nen Leuchtern feierlich zu später Stunde,
Da im weißen Brautgewande — meldet der Avaren Kunde —
Haralds anverlobte Gattin ruht entseelt in der Rotunde;
Tief und dumpf erschallen ringsum frommer Mönche Grabgesänge.

An dem zarten Hals der Toten diamant'ne Schnüre funkeln,
Und ihr Goldhaar rieselt schimmernd vom Altar in reichen Wellen;
Eingesunken, wie erloschen sind die Augen, ach, die hellen;
Ihrer Lippen bleiche Knospe scheint ein Lächeln noch zu schwellen,
Doch der Züge Rosenschimmer Todesschatten schon verdunkeln.

Der Avaren stolzer Herrscher, Harald, kniet an ihrer Seite,
Blutig leuchten seine Augen, wildes Leid nagt ihm am Leben,
Brüllen möcht' er wie ein Löwe, doch die bleichen Lippen beben,
An der schweißgetränkten Stirne wirr die dunklen Locken kleben:
Murmelnd von vergang'nen Tagen starrt er achtlos in die Weite.

„Nur den Jahren nach ein Knabe, träumt' ich unter Heimatstannen,
Hungrig meine Augen rollend, voller Gier vom Weltenruhme,
Trug des Aufruhrs Brandesfackel kühn nach manchem Kaisertume,
Unterjochte mir die Lande zum ersehnten Eigentume:
Bahn erkämpft' ich mit dem Schwerte, wo der Wolga Fluten rannen.

„Keck erschien ich, jugendmutig, wie ein Halbgott strahlumwoben
Jener Krieger Bienenschwärmen, die mein Wink gehorsam lenkte;
Zitternd beugte sich der Erdkreis, den der Völker Flut durchtränkte,
Die den angestammten Herrscher grausam bis zum Pole drängte:
Durch die Steppen scheue Völker führerlos und flüchtig stoben.

„Odin selbst verläßt den Hochsitz, aufgetürmt aus Eiskristallen!
Seine Heeresscharen jagen schutzlos durch die blut'gen Zonen,
Denn die silberlock'gen Priester, die in dunklen Wäldern wohnen,
Wecken aus des Friedens Schlummer abertausend Millionen,
Die in wilden Kriegesfluten hin zur ew'gen Roma wallen.

„Am Dniestr wollt' ich rasten und bekriegte hart die deinen.
Doch beschirmt von grauen Sehern, die dem Welterob'rer grollten,
Zagst du, Edle, mir entgegen, lilienweiß, die Locken golden!
Scheu den Blick zur Erde senkend vor die Reinen, Wunderholden,
Stand ich hilflos, stumm, beklommen, wie ein Kind, das möchte weinen.

„Schmeichelnd klingt dein sanfter Vorwurf. Will die Stimme mir versagen?
Wie ich suche nach der Antwort, kann ich keine Worte finden.
In der Hand das Antlitz bergend, möcht' ich von der Erde schwinden
Und der Fessel, die das Schicksal um uns schmiedet, mich entwinden,
Denn zum erstenmal im Leben mußt' ich herb mein Los beklagen.

„Auf dem Antlitz deiner Greise malt ein Lächeln sich, gar eigen,
Als sie stumm zur Seite treten, deinem Liebreiz sie vertrauen.
Darf ich reden ohne Zögern, dir ins Auge ruhig schauen?
Was verlockt dich in die Steppe, stolze Königin der Frauen?
Was begehrst du vom Barbaren unter schatt'gen Tannenzweigen?

„Deiner Stimme Silberlaute mich wie Himmelstöne laben;
Deiner Augen Sterne schimmern feucht von heißem, tiefem Sehnen.
‚Edler Herrscher,' sprachst du leise, ‚wirst du mich vermessen wähnen,
Oder mir als Gunst gewähren, was ich bitte unter Thränen?
Gib mir Harald zum Gefangnen, ihn, den übermüt'gen Knaben.'

„Dunkle Röte färbt die Wangen, als ich dir mein Schwert will reichen.
In den Donauhochgebirgen stockt der Völker wilde Horde,
Denn für Harald bleibt verschlossen dieses Weltalls Siegespforte,
Seit er, Ruhm und Stolz vergessend, lauschte deinem Liebesworte:
Ihn, den Sieger, wird die Liebe fortan als Besiegten zeigen!

„Und fortan, o zartes Mädchen, blond wie goldne Weizenähren,
Kamst du zu mir stets verstohlen, dir die Nacht zum Schutze dingend;
Mit den jugendfrischen Armen meinen Nacken fest umschlingend,
Baten deine trotz'gen Lippen leise mich und doch so dringend:
‚Willst du, König, zum Gefangnen meinen Harald mir gewähren?'

„Wenn dein stolzer Sinn verlangend sollte Roms Besitz erstreben
Und mit Fürstendiademen deine Stirn geschmückt sich träumen,
Würd' ich selbst die hehren Sterne sammeln in den Himmelsräumen
Und zu Füßen dir voll Demut alles breiten ohne Säumen.
Doch in Liebesglut für Harald läßt der Tod dich nicht mehr beben

„O, wie liegen fern die Zeiten, da mir Siegesbahn gewannen
Meine Waffen in den Landen! Wirren Aufruhr in der Seele
Weckt dein Bild mir unablässig, den ich mühsam nur verhehle,
Daß die Welt es niemals ahne, was wohl den Verlaſſ'nen quäle,
Der von Riesenthaten träumte unter seinen Heimatstannen.“

Fackeln in den Händen tragend, naht sich sacht der Mönche Reihe,
Die zur Gruft der Donaufürstin zarte Hülle still geleiten.
Mönche, die des Lebens Tücken, voll gewitzigt, einsam meiden,
Grau die Wimpern, matt die Augen, weiß den Bart seit langen Zeiten.
Zitternd tönen ihre Stimmen zu des Grabgesanges Weihe.

An den dunklen Säulenbogen hält der Zug der Altersmatten:
Unter frommen Segensformeln steigen auf des Weihrauchs Düfte,
Sinkt der Sarg an langen Seilen tief in unterird'sche Klüfte,
Und ein Steinkreuz schließt als Siegel ewig diese Totengrüfte:
Wo die Ampel rötlich schimmert in des Kreuzgangs Dämmerschatten.

II.

In der Gottheit Namen
Schweig und lausch im Haine,
Wie die Zieselmaus dort wimmert
Unterm Kreuz am Steine . . .

Harald fliegt auf schwerem Renner über Thäler, Berg' und Heide,
Als sich nachts die dunklen Wolken mit dem Mond im Scherz bekriegen,
An die Brust die schwarzen Falten seines Mantels weich sich schmiegen;
Unter seines Rosses Hufen Blätter, dürr wie Spreu, verfliegen:
Der Polarstern glänzt als Führer fernher durch des Dunkels Weite.

An dem Saum des Hochgebirges hielt sein Roß — gemäß der Sage,
Wo durch morsche Felsentrümmer silbern manche Quelle flimmert,
Auf erlaschnen Feuerstätten grauer Aschenstaub noch schimmert.
Fern im tiefen Waldesgrunde bellt die Zieselmaus und wimmert:
Zum Gebrüll des Auerochsen schwillt im Echo ihre Klage.

Regungslos auf hartem Sitze, den ein Felsen ihm gewährte,
Ruht der greise Heidenpriester, einen Krummstab in der Rechten.
Ein Jahrhundert schon vergessen von den strengen Todesmächten.
Moos wächst auf des Alten Schoße, schlingt sich in die grauen Flechten.
Seinen Busen streift die Wimper, und der Bart wallt bis zur Erde.

Tag und Nacht in blindem Dunkel brütet er seit Ewigkeiten,
Daß in kalter Felsen Armen scheint entschwunden fast sein Leben.
Zahllos wird der Tage Reihe, die er heimlich zählt voll Beben,
Während wie in wirrem Kreislauf um sein Haupt zwei Raben schweben,
Matt die Flügeldecken breitend, abgehetzt im Lauf der Zeiten.

Harald springt von seinem Renner, weckt den Alten aus den Träumen,
Der am Felsen wie versteinert hockt in tiefem, dunklem Sinnen.
„Magier!“ ruft der stolze Herrscher, „hilf mir heut' zurückgewinnen,
Was der Tod mir tückisch raubte, um ins Jenseits zu enteinnen;
Deinen Göttern werd' ich dafür knieend huld'gen ohne Säumen.“

Seiner Wimpern lange Fransen hebt der Alte mit dem Stabe,
Schaut auf jenen starren Blickes, doch sein Mund bleibt fest verschlossen.
Seine Glieder von den Felsen löst er mühsam, halb verdrossen,
Und vom Thronsitz sich erhebend, winkt er seinem Waldgenossen,
Auf dem dunklen Pfad zu folgen blindlings seiner Führergabe.

Hin zur halb verfall'nen Pforte in der Felsenwand sie schreiten.
Jener klopft. Und Einlaß finden beide schon nach kurzer Dauer.
Als sich kreischend drehn die Angeln in der steil getürmten Mauer,
Neigt der Greis sich zum Gebete. Doch den König faßt ein Schauer:
Wolkengleich die düstren Sorgen über seine Stirne gleiten.

Sieh! Ein Dom von schwarzem Marmor wölbt sich hoch am Felsenwalle,
Und die Pforte schließt sich jählings hinter ihren bangen Schritten.
Eine Fackel anzuzünden, glückt dem Alten. Hoch inmitten
Des Gewölbes glänzt sie bläulich. Fernab von den Wänden glitten
Die gespensterhaften Schatten in der stahlpolirten Halle.

Totenstille herrscht im Dome, matter klopfen hier die Herzen. —
Einen Sessel zeigt dem König mit gebieterischem Winken
Stumm der Magier ohne Zaudern. Harald faßt im Niedersinken —
Todesqualen in der Seele — nach dem Schwertgehäng zur Linken;
Auf die schwarzen Marmorwände starrt er, wie betäubt von Schmerzen.

Riesengroß scheint sich zu wandeln die Gestalt dem matten Greise;
Seine schwanke Zaubergerte hebt er drohend in die Lüfte.
Kalter Hauch durchströmt die Gänge, mahnt an eis'ge Grabesgrüfte;
Ueberird'sche Stimmen klingen tausendfältig durch die Klüfte:
Müde Schläfer einzulullen, tönt die sanfte, süße Weise.

Schwellend heben sich die Klänge, fortgetragen wie auf Fluten.
Selbst Fortunas Mahnerstimme tönt verhallend, wie vom weiten.
Brausend durch die Meereswogen scheint der Sturm daher zu gleiten;
In dem tiefen Erdenschoße Kraft mit Kraft um Sieg zu streiten:
Und erstarren muß im Weltall, was sich regt an Lebensgluten.

Wie ein morscher Bretterhaufen schwankt der Dom im Sturmessausen,
Selbst die mächt'gen Quadern beben in dem felsenfesten Grunde.
Wilder Klagelaut ertönet, rauher Fluch aus Geistermunde;
Blitz und Donner steigen grollend, ächzend aus des Berges Schlunde:
Das Getöse schwillt chaotisch, hallt wie fernes Meeresbrausen.

„Kraft der Erde, weck die Tote! Steig empor zu dieser Stunde!
Ihren Augen leihe Funken, heller Sterne Himmelsreigen!
Ueber ihre Locken ziehe Glanz sich von dem Mond, dem bleichen!
Du, Zamolxe, sollst vor allem Lebensgeist der Toten reichen!
Geist, der wie ein warmes Lichtmeer quellend strömt aus deinem Munde!

„Auf, ihr Weltenelemente, unterjocht von Haralds Mute!
Mischt euch in der Erde Tiefen, Wundersames zu vollbringen:
Stein soll sich zu Golde wandeln, Lohe aus dem Eise dringen,
Wellenschaum zu Blut gerinnen, Funken aus dem Kiesel springen!
Doch das Herz der zarten Jungfrau nährt mit heißem Lebensblute.“

Spurlos sank vor Haralds Augen in den Grund die stolze Mauer,
Und das Bild des Weltenwirrwarrs rollte rings in bunten Wogen.
Hagel, Blitz und Glutenwinde wie gepeitscht vorüberflogen;
In der Ferne glänzten Türme unter einem Flammenbogen. —
Wie im Wahnwitz tobt der Erdkreis, stöhnt und klagt in düstrer Trauer.

Flammend zuckt ein Blitz hernieder, fern an dunkler Bergeshalde.
An dem Altarblatt der Kirche fährt er zischend durchs Gemäuer.
Schimmernd aus der Tiefe steigend, glänzt der Sarkophag im Feuer.
Und der Grabstein springt in Stücke, der gedeckt, was Harald teuer.
Sie, die Braut, schwebt, langsam gleitend, wie ein Traumbild aus dem Spalte.

Wie aus Schnee und Duft gewoben, steigt sie aus dem Katafalke,
Ganz umwallt von goldnen Locken, die von Edelsteinen prunken.
Farblos sind die blassen Lippen, ihre Augen eingesunken,
Wachsbleich auch die zarten Hände; matt nur glimmt der Lebensfunken.
Und ihr überird'sches Antlitz gleicht an Farbe fast dem Kalke.

Durch die Nebel dringt sie siegreich. Schnell entweicht der Wolken Horde.
Selbst die Blitze fliehn zur Seite, lassen sie vorüberschreiten.
Nacht umhüllt des Mondes Scheibe. Schwärzlich sich die Himmel breiten.
Die Gewässer, schnell versiegend, furchtsam in die Spalten gleiten.
Friedlich, schlummernd, wie ein Engel schwebt sie aus der Höllenpforte.

Jenes Bild erlosch im Dunkel. — An den schwarzen Marmorwänden
Naht sie, wie im Schlafe wandelnd, Haralds Sitze. Auf mit Bangen
Springt er hastig. Seine Blicke wie verzehrend an der heiß Geliebten hangen.
Mächtig breitet er die Arme nach ihr aus mit Glutverlangen
Und das treue Schwert entgleitet achtlos seinen starken Händen.

Sie umschlingt ihn. Doch ein Schauer scheint ihn eisig zu durchkälten.
Ihre Lippen, sie berühren seine Brust mit kaltem Kusse,
Wie ein Dolchstoß, der ihn scheidet von des Lebens Frohgenusse.
Doch im Arm der Liebe kreisen muß das Leben froh im Flusse:
Ihr Besitz bleibt ihm gesichert bis zum Untergang der Welten.

Heiße Glut facht ihre Pulse; hoch die Lebenswogen steigen.
Seligkeit vereint die beiden, die der Tod erst trennen wollte.
In den jugendfrischen Armen hält ihn fest die Wunderholde;
Scheinbar trotzig fragt sie leis ihn, ganz wie einst, als ob sie grollte:
„Herr! Maria naht sich bittend, gibst du Harald ihr zu eigen?

„Harald! Willst du deine Stirne nicht an meinen Busen lehnen?
Göttlich leuchten deine Augen! Laß in ihrem Glanz mich sonnen!
Meine Locken trag als Fesseln um den Hals. In Liebeswonnen
Quillt mein Leben bei dir stetig, sprudelnd wie aus Edens Bronnen.
Jeder Blick aus deinen Augen schafft mir Liebestad und Sehnen!“

Aus dem Chaos wilder Stürme steigen süße Harmonien,
Bald berauschend Haralds Sinne, wie ein Sang aus alten Zeiten,
Klingend, wie wenn Quellen murmelnd über dürre Blätter gleiten;
Bald wie Jubel, den die Liebe hat erweckt seit Ewigkeiten:
Jubel, den der Schlag der Wellen dämpft zu sanften Melodien.

III.

... Gar oft, wenn Menschen aus dem Leben scheiden, heißt es, daß etliche von diesen Toten auferstehen und Teufelskünste üben ...
Gesetzeslaut vom Jahre 1652.

Flackernd in der öden Halle sprüht der Fackeln Feuerlohe,
Ragt wie winz'ge Kohlenfunken an der Nacht im weiten Raume.
Harald wandert hier verlassen, lacht und redet wirr, im Traume;
Der Gedanken bittre Fluten hält er längst nicht mehr im Zaume:
Um die Tote klagt und trauert selbst die Burg, die altershohe.

Flor bedeckt die Marmorwände, dämpft der Spiegel Glanzgefunkel,
Doch die zarte Schleierhülle wird durchglüht vom Fackelschimmer,
Der dem Marmor nach entlocket im Reflex ein matt' Geflimmer.
Durch das öde Schloßgemäuer summt's wie Seufzer, wie Gewimmer,
Er nur harrt, ob nicht die Tote taucht aus einer Nische Dunkel.

Seit der Blitz den Dom versehrte, hält ein bleiern schwerer Schlummer
Ihn am Tage stets gefesselt, lähmt des Herrschers starke Glieder.
Auf die Seele des Verzagten senkt ein Schatten sich hernieder,
Hüllt in Trauer seine Sinne. Nur des Nachts erwacht er wieder,
Waltet seines Richteramtes, brütet über schwerem Kummer.

Fortan scheint's, daß keine Regung sich auf seinen Zügen male:
Einer Maske gleicht sein Antlitz, wie erstarrt ist alles Leben.
Nur im Auge glüht's wie Fieber und die heißen Lippen beben.
Ja! Die wahnbestrickte Seele scheint in Todespein zu schweben. —
Schmucklos schlingt um seine Stirne sich ein Reif von blankem Stahle.

Fortan gleicht an düstrer Farbe sein Gewand den finstren Sorgen,
Und sein Ohr lauscht Trauerklängen, als der Stimme seiner Norne.
In die mondbeglänzten Nächte treibt sein Roß er mit dem Sporne
Oft hinaus in wildem Aufruhr. Uebermütig, halb im Zorne
Kehrt er heim. Ein Fieberschauer schüttelt ihn im Dämmermorgen.

Harald! Sprich! Was soll die Schwermut? Flieh die schwarzen Trauerhüllen!
Ist das Leben schon entwichen deinen wächsern bleichen Zügen?
Sag, was hast du? Deine Seele scheint ein Schattenbild zu trügen?
Todesfackeln? Grabgesänge? Straft dein bleicher Mund sie Lügen?
Harald! Wird der Tod an dir auch schon den Schicksalsspruch erfüllen?

In der Nacht wagt er zu Pferde irren Flug, er kennt kein Beben.
Pfeilschnell schießen in der Wildnis Roß und Reiter im Vereine
Durch die Steppen, welche silbern flimmern in dem Mondenscheine.
— Aus der Ferne taucht Maria plötzlich auf! — Im dunklen Haine
Klagt der Wind mit leisem Jammer und beseelt des Waldes Weben.

In der goldnen Lockenfülle blitzende Rubinen flammen
Und die heil'ge Liebeslohe strahlt in den verzückten Augen.
In die dunkle Heeresstraße Roß an Roß sie nächtlich tauchen;
Ihre Blicke wie verzehrend Glut um Glut der Brust entsaugen
Und die leuchtend roten Lippen eint ein heißer Kuß zusammen!

Doch ihr Ritt, er gleicht dem Sturmwind, braust dahin mit tausend Flügeln,
Wie gepeitscht fliehn ihre Rosse, schaumbedeckt die stolzen Mähnen.
Rasend strömt von ihren Lippen ungestilltes Liebessehnen.
Die Geliebte, halb erschlaffend, sucht sich schmiegend anzulehnen:
An die Brust preßt er ihr Köpfchen über den verhängten Zügeln.

„Harald! Willst du deine Stirne nicht an meinen Busen lehnen?
Göttlich leuchten deine Augen. Laß in ihrem Glanz mich sonnen!
Meine Locken trag als Fesseln um den Hals. In Liebeswonnen
Quillt mein Leben bei dir stetig, sprudelnd wie aus Edens Bronnen,
Jeder Blick aus deinen Augen schafft mir Liebestad und Sehnen!“

Schlummerschwerer Duft durchschwängert rings die schwülen Aetherwogen,
Denn der Wind hat eingesammelt schnee'gen Lindenblütenregen;
Für die Donaufürstin streut er rings ihn wie zum Gruß und Segen. —
Girrend durch die Blätter schwirrten seine Seufzer all die trägen,
Während, heiße Küsse tauschend, jene durch die Nachtglut zogen.

Wie sie gleiten mit dem Winde, neckisch Frag' um Antwort tauschen,
Weicht die Nacht; aus ihrer Tiefe ros'ge Dämmerschatten steigen.
Und die Flammenglut der Liebe muß dem eis'gen Schauer weichen,
Der, sie schüttelnd, läßt die Wangen jäh im Morgenlicht erbleichen
Ihre Stimme lispelt matter, da des Todes Flügel rauschen.

„Harald!“ ruft die stolze Fürstin. „Birg im Dunkel meine Augen.
Hörst Du, wie der Hahn so heiser kündigt uns die Morgenstunde?
Fern im Osten steigt das Frühlicht, sendet Strahlen in die Runde.
Meiner Brust entflieht das Leben, wie aus todgeweihter Wunde,
Da des Tages Rosenstrahlen tief in meinen Busen tauchen.“

Wie ein Eichbaum ragt der bleiche Harald starr im Sattelbuge,
Seine Augen sind erloschen dem Gebot aus Schicksalsmunde.
Angstbeflügelt fliehn die Rosse geisterhaft auf dunklem Grunde,
Schattenhaftes Luftgebilde, das entstob dem Höllenschlunde.
Wie sie jagen, summt der Nachtwind noch im Hain vom Geisterzuge.

Wie sie jagen, gleich dem Sturmwind, Land und Wasser wild durchreiten,
Starren plötzlich bis zum Himmel altersgraue Bergesriesen,
Brückenlose Bergesströme unter ihren Hufen fließen,
Auf den reifgeschmückten Häuptern Flammen aus den Kronen schießen. —
Wie belebt die schlanken Tannen hin und her im Winde gleiten.

Von dem Felsthron sieht der Waldgreis jene Jagd, hebt an zu rufen,
Seine Stimme wie Posaunen schallt im Wind auf allen Wegen,
Zürnt der Sonne, mahnt das Dunkel, seine Schwingen neu zu regen,
Treibt die Windsbraut an, die Erde leer von allem Tand zu fegen:
Doch zu spät! Aurora schwebte rasch empor die Himmelsstufen!

Schnell verstummt der Stürme Klage, die gebraust in wildem Chore,
Als dem Ziele Ross' und Reiter nahten: die vom Sturm gequälten.
Wohl verschleiern jetzt die Wimpern fest die Augen der Entseelten,
Doch mit wundersamer Schönheit ziert der Tod die ihm Vermählten,
Und der hohe Tempel öffnet schallend seine stolzen Thore!

Ross' und Reiter barg die Pforte, die noch lange dröhnend hallte:
Und das prächt'ge Grabgewölbe sank in Nacht der Ewigkeiten.
In den letzten Ton der Glocken düstre Trauersänge gleiten,
Die der Fürstin Jugendreize klagend noch dem Tode neiden.
Mit ihr Harald auch, den jungen König aus dem Tannenwalde!

Seine Wimpern senkt der Alte, wiederum in Nacht vergraben;
Und sein Leib vermählt den Felsen fortan sich zu ew'gem Bunde.
Ferner Jahre lange Kette zählt er leis mit starrem Munde,
Haralds Name summt im Ohr ihm nur wie längst verschollne Kunde:
Noch im gleichen Kreislauf schweben um sein Haupt die beiden Raben.

Wie versteinert auf dem Sitze, den ein Felsen ihm gewährte,
Ruht der greise Heidenpriester, einen Krummstab in der Rechten.
In der Zeiten Strom vergessen von den strengen Todesmächten.
Moos wächst auf des Alten Schoße, schlingt sich in die grauen Flechten.
Seinen Busen streift die Wimper, und der Bart wallt bis zur Erde.

Teß.

Von

Thomas Hardy.

(Fortsetzung.)

So befand sich nun Angel Clare in seinem sechsundzwanzigsten Jahre in Talbothays, um die Viehzucht zu studiren, und da kein Haus in der Nähe war, in welchem er bequem logiren konnte, als Gast im Hause des Milchbauern.

Sein Zimmer war eine große Mansarde, welche durch die ganze Länge des Hauses sich erstreckte. Sie konnte nur durch eine Leiter vom Käseboden aus erreicht werden und war lange Zeit, bevor er ankam und sie zur Residenz wählte, unbewohnt gewesen. Herr Clare hatte Raum genug und oft hörten ihn die Wirtschaftsleute noch auf- und abgehen, wenn das ganze Haus sich schon zur Ruhe begeben hatte. Ein Teil seines Zimmers war an dem einen Ende durch eine Gardine abgeschlossen, hinter welcher sein Bett stand; der andere Teil war als ein behagliches Wohnzimmer eingerichtet.

Anfangs lebte er völlig oben, las viel und spielte auf einer alten Harfe, die er auf einer Auktion gekauft hatte. Zuweilen, wenn er schlechter Laune war, meinte er, daß sie ihm eines Tages vielleicht noch auf der Straße sein Brot verdienen werde. Bald zog er es indes vor, die Menschen zu studiren, indem er seine Mahlzeiten im allgemeinen Eßzimmer mit dem Meier und seinem Weibe, den Mägden und Knechten, die eine lebendige Gesellschaft bildeten, zugleich einnahm; denn, obgleich nur wenige von den Hilfsarbeitern und -arbeiterinnen im Hause schliefen, so vereinigten sich bei den Mahlzeiten dennoch alle zu einer Familie. Je länger Clare hier sich aufhielt, um so weniger Bedenken hatte er gegen ihre Gesellschaft, und um so mehr gefiel es ihm, sein Quartier mit ihnen zu teilen.

Zu seiner Ueberraschung fand er in der That viel Vergnügen an diesem Verkehr. Das konventionelle Farmvolk seiner Einbildung war nach wenigen Tagen schon vergessen. In geschlossenen Räumen lernte er einen Bauerntölpel, wie er in der Literatur und den Anschauungen der sogenannten Gebildeten noch herumspukt, nicht kennen. Anfangs freilich, als in seinem Gedächtnis eine sehr abweichende Gesellschaft noch frisch lebte, schienen ihm die Freunde, mit denen er jetzt an einem Tische saß, etwas fremdartig. Sich hinzusetzen als ein gleichwertiges Glied im Haushalt des Milchbauern schien ihm anfangs ein unwürdiges Beginnen. Die Ideen, die Moden, die ganze Umgebung schienen ihm veraltet und fade. Als er aber mit ihnen zusammenlebte, gewann der scharfsichtige Gast von Tag zu Tag andere Anschauungen von der Sache. Ohne irgend eine sachliche Veränderung trat Abwechslung an Stelle der Eintönigkeit. Sein Wirt und dessen Haushalt, seine Knechte und Mägde begannen, als sie unmittelbar mit Clare bekannt wurden, sich zu unterscheiden wie in einem chemischen Prozesse. Er kam auf den Gedanken Pascals: A mesure qu'on a plus d'esprit, on trouve qu'il n'y a plus d'hommes originaux. Les gens du commun ne trouvent pas de différence entre les hommes. Der typische und unveränderliche Bauernlümmel hörte auf zu existiren. Er löste sich auf in eine Anzahl verschiedener Nebenmenschen — Wesen mit verschiedenartiger Geistesverfassung, mit abweichendster Eigenart. Einige waren glücklich, viele heiter, und wenige gedrückt, der eine hie und da glänzend wie ein Genie, der zweite dumm, andere leichtfertig, andere strenge; sie hatten ihre besondere Meinung von einander, wie er sie von seinen Freunden hatte; sie lobten oder verurteilten einander; sie amüsirten oder ärgerten sich, wenn sie die Schwächen und Fehler ihrer Genossen kennen lernten und erörterten; jeder ging auf seinem besondern Wege dem Tode entgegen.

Unerwartet begann er das Leben im Freien um seiner selbst willen zu lieben, ganz abgesehen von dem, was es ihm für Nutzen in Betreff seiner beabsichtigten Laufbahn trug. Zugleich fühlte er sich, soweit seine eigene Lage in Frage kam, wunderbar frei von der chronischen Melancholie, welche mit dem

Fall des Glaubens an eine wohlthätige Macht von den zivilisirten Rassen Besitz ergriffen hat. Denn zum erstenmal seit Jahren konnte er, wenn er zum Sinnen neigte, lesen, ohne seine Augen für irgend einen Beruf vollzustopfen, weil die wenigen landwirtschaftlichen Bücher, welche er zu kennen für wünschenswert hielt, ihn nur kurze Zeit beschäftigten.

Er wuchs aus den alten Verbindungen heraus und sah im Leben und in der Menschheit etwas Neues. Dann machte er feste Bekanntschaft mit Phänomenen, die er vorher nur dunkel gekannt hatte — mit den Jahreszeiten in ihrer Art und Stimmung, mit Morgen und Abend, der Nacht und dem Mittag, den Winden in ihrer verschiedenartigen Natur, den Bäumen, Gewässern und Nebeln, dem Dunkel und dem Schweigen und den verschiedenen Stimmen der unbelebten Natur. —

Am frühen Morgen war es noch hinreichend kalt, um ein Feuer in dem großen Zimmer, in welchem man frühstückte, annehmbar zu machen. Auf Befehl von Frau Crick, die ihn für zu vornehm hielt, um am gemeinsamen Tische mitzuessen, saß Angel Clare während der Mahlzeit in der offenen Kaminecke, während seine Tasse und das Körbchen mit Speisen auf einer drehbaren Platte neben ihm standen. Das Licht schien von dem langen, breiten Fenster gegenüber bis in seinen Nacken und machte es ihm, unterstützt durch ein anderes, das durch den Kamin hereinfiel, möglich, dort ohne Schwierigkeit zu lesen, wenn es ihm behagte. Zwischen Clare und dem Fenster befand sich der Tisch, an welchem seine Kameraden saßen, so daß ihre Profile mit dem kauenden Munde sich scharf an den Scheiben abhoben, während im Hintergrunde das Thor des Milchhauses sich befand, durch welches die viereckigen Gefäße mit der Morgenmilch, voll bis zum Rande, sichtbar waren. An dem entfernteren Ende konnte man das große Butterfaß sich drehen sehen und sein Schlippschlapp hören; die bewegende Kraft entdeckte man durch das Fenster in einem im Kreise herumgehenden Pferde, das durch einen Knaben angefeuert wurde.

Während verschiedener Tage nach Teß' Ankunft hatte Clare, völlig in Anspruch genommen durch irgend ein Buch, eine Zeitschrift oder ein Musikstück, kaum bemerkt, daß sie an der Tafel zugegen war. Sie sprach so wenig und die andern Mädchen so viel, daß ihm die neue Note in dem Geschwätz nicht auffiel; zudem hatte er von jeher die Gewohnheit gehabt, die Einzelheiten äußerer Vorgänge über dem allgemeinen Eindruck zu vernachlässigen. Eines Tages, als er eins seiner Musikstücke durchging und die Melodie im Kopfe verfolgte, verfiel er schließlich in eine Art Geistesabwesenheit. Er sah auf das Holzfeuer mit der pirouettirenden Flamme auf der Spitze und es schien ihm, als führe diese nach der Melodie in seinem Herzen einen Tanz auf; dann sah er die beiden Kaminhaken, mit Ruß überzogen, von der Querstange herabbaumeln, und auch sie begannen sich im Takte zu bewegen; der halbgefüllte Kessel summte zur Begleitung. Auch die Unterhaltung an der Tafel stimmte in sein phantastisches Orchester mit ein, bis er plötzlich dachte: „Was für eine Flötenstimme das eine dieser Mädchen hat! Ich glaube, es ist das neue!"

Er schaute sich nach ihr um und entdeckte bald, wo sie zwischen den andern saß.

Sie sah nicht nach ihm her. Da er lange geschwiegen hatte, dachte man kaum noch daran, daß auch er sich im Zimmer befände.

„Ich weiß nichts von Geistern," sagte sie, „aber ich weiß, daß unsere Seele unsern Körper verlassen kann, während wir noch leben."

Der Milchbauer wendete sich ihr zu mit vollem Munde, seine Augen ernst forschend auf sie gerichtet, Messer und Gabel — das Frühstück war wirklich ein Frühstück hier — gerade aufgerichtet vor sich auf dem Tische, wie die Stützen eines Galgens.

„Was — im Ernst, es ist wirklich so, Mädel?" sagte er.

„Ein sehr leichtes Mittel, um zu fühlen, daß sie geht, besteht darin, sich am Abend ins Gras zu legen und gerade auf nach irgend einem großen, hellen Stern zu sehen," fuhr Teß fort. „Wenn Sie dann Ihren Geist fest auf ihn richten, werden Sie bald finden, daß Sie hunderte und aber hunderte Meilen von Ihrem Körper entfernt sind, den Sie gar nicht mehr nötig zu haben scheinen."

Der Milchbauer wendete seinen harten Blick von Teß ab und heftete ihn auf seine Frau.

„Das ist aber eine närrische Geschichte, Christine, was? Wie viele Meilen habe ich diese vierzig Jahre auf der Freite, auf dem Handel, auf dem Wege zum Doktor oder zur Hebamme unter sternenhellem Himmel verbracht, und bis jetzt nicht die allergeringste Ahnung davon gehabt und nicht gefühlt, wie meine Seele auch nur so viel wie einen Zoll über meinen Hemdkragen sich erhob."

Als die allgemeine Aufmerksamkeit — diejenige des Molkereistudenten mit eingeschlossen — sich auf sie richtete, errötete Teß und fuhr, indem sie ausweichend bemerkte, daß es sich nur um einen Scherz handle, rasch fort weiter zu essen.

Clare wendete kein Auge von ihr. Sie beendigte bald ihr Frühstück, und da sie bemerkt hatte, daß Clare sie beobachtete, so begann sie mit dem Zeigefinger imaginäre Muster auf das Tafeltuch zu zeichnen — mit dem Unbehagen eines Haustieres, das sich bewacht sieht.

„Was für ein frisches, mädchenhaftes Kind der

Natur jene Magd dort ist!“ sagte Clare zu sich selbst.

Und dann schien er etwas Bekanntes in ihr zu unterscheiden, etwas, das ihn hinweg trug in eine heitere, sorglose Vergangenheit, bevor die Notwendigkeit nachzudenken den Himmel grau gemacht hatte. Er überzeugte sich, daß er sie vorher schon gesehen haben müsse — wo, das konnte er nicht sagen. Ein zufälliges Zusammentreffen auf irgend einer Landwanderung mußte es gewesen sein; er war selbst nicht besonders neugierig, mehr zu wissen. Aber der Umstand war genügend, um ihn dahin zu bringen, Teß den anderen hübschen Milchmädchen vorzuziehen, wenn er ein anziehendes Menschenkind zu betrachten wünschte.

IV.

Im allgemeinen wurden die Kühe gemolken, wie sie sich gerade einfanden, ohne Laune oder Wahl. Gewisse Kühe zeigten indes Vorliebe für ein besonderes Paar Hände und gingen darin soweit, daß sie nur ihrem Günstlinge standen, den Eimer einer Fremden aber ohne Zeremonie umwarfen.

Es war Ericks Regel, diese Parteinahme oder Abneigung durch sein nie ermüdendes Dazwischentreten auszurotten, da er sonst, im Falle eine Magd oder ein Knecht die Wirtschaft verließ, in Schwierigkeiten kommen konnte. Die besondere Richtung der Mädchen, die tägliche Auswahl jedes Fräuleins unter den acht bis zehn Kühen, die es besonders leicht melken konnte, hielt indes den Anstrengungen des Milchbauern das Gegengewicht.

Teß hatte ebenso wie ihre Gefährtinnen bald entdeckt, welche von den Kühen für ihre Art des Melkens ein gutes Vorurteil zur Schau trugen, und da ihre Finger während der letzten zwei Jahre durch ihre freiwillige häusliche Gefangenschaft zart geworden waren, so wäre sie froh gewesen, wenn sie den Gesichtspunkten der Tiere in dieser Hinsicht hätte Rechnung tragen dürfen. Unter den hundert und fünf Kühen waren acht, welche, obgleich die Zitzen bei einigen so hart waren wie Karotten, ihre Milch mit so großer Bereitwilligkeit hergaben, daß sie ihr die Arbeit zu einem mühelosen Ziehen mit den Fingern machten. Da Teß indes den Wunsch des Milchbauern kannte, so bemühte sie sich gewissenhaft, die Tiere zu nehmen, gerade wie sie kamen, ausgenommen die gar zu schwer zu melkenden, die sie jetzt noch nicht zwingen konnte.

Teß fand indes bald eine sonderbare Uebereinstimmung zwischen der zufälligen Stellung der Kühe und ihren Wünschen in dieser Sache, bis sie einsah, daß diese Ordnung nicht das Resultat des Zufalls sein könne. Der Zögling des Milchbauern hatte die Hand im Spiel, indem er die Kühe bis zuletzt zusammen hielt, und beim fünften- oder sechstenmal wandte sie ihre Augen, als sie sich gegen die Kuh lehnte, mit einer leisen Frage ihm zu.

„Herr Clare, Sie haben die Kühe in Reihe und Glied gebracht!“ sagte sie errötend, aber bei dieser Anklage hob sich ihre Oberlippe zu einem freundlichen Lächeln.

„Nun, das macht nichts!“ antwortete er. „Sie werden ja immer hier bleiben, um sie zu melken.“

„Glauben Sie? Ich hoffe es, aber ich weiß es nicht.“

Sie war nachher ärgerlich auf sich selbst, da sie dachte, er möge, ohne die ernsten Ursachen zu kennen, weshalb ihr diese Ausnahmestellung gefiel, ihre Meinung mißverstanden haben. Sie hatte so ernst zu ihm gesprochen, als ob seine Gegenwart irgend ein Faktor bei ihrem Wunsche sei. Ihre Mißstimmung war so stark, daß sie nach der Tagesarbeit allein in den Garten ging, um ihr weiter nachzuhängen.

Es war ein typischer Sommerabend im Juni, die Atmosphäre in einem so wunderbaren Gleichgewicht und so belebt, daß selbst die toten Gegenstände mit zwei oder drei Sinnen, wenn nicht mit fünfen ausgestattet schienen. Zwischen nah und fern war jeder Unterschied verwischt, und der Träumer konnte sich eins fühlen mit jedem Dinge innerhalb des Horizontes. Die Stille machte Teß mehr den Eindruck von etwas Wirklichem, als den der Verneinung des Lärms. Leise Saitentöne unterbrachen sie geisterhaft und liebkosend.

Teß hatte sie schon in der Mansarde über sich gehört, aber niemals hatten sie so zu ihr gesprochen wie jetzt, als sie in der stillen Luft einsam und verlassen herumwanderte. Vom absoluten Standpunkt aus waren sowohl das Instrument wie seine Handhabung ärmlich, aber alles ist relativ und Teß konnte, als sie jetzt lauschte, ihren Platz nicht verlassen, wie ein bezauberter Vogel. Statt zu gehen, wendete sie sich aufwärts, dem Spieler zu, und versteckte sich hinter der Hecke, damit er sie nicht bemerke.

Die äußere Einfassung des Gartens, in welchem Teß sich befand, war mehrere Jahre unkultivirt geblieben und jetzt mit üppigem Grase überwuchert, welches bei einer Berührung Wolken von Blütenstaub emporsandte, überwuchert von großem blühendem Unkraut, dessen rote, gelbe und violette Blumen einen Farbenteppich von eben solchem Glanz bildeten, als wären es kultivirte. Heimlich, wie eine Katze, drückte sie sich durch diese Pflanzenwildnis, streifte den Kuckucksspeichel mit ihrer Schürze ab, zertrat die Schnecken unter ihrem Fuß, befleckte ihren Hut mit Distelmilch und rieb den kleberigen Mehltau auf ihrem Arme ab, welcher trotz seiner weißen Farbe an den Stämmen der Apfelbäume blutrote Flecken

auf der Haut zurückließ. So schlich sie sich ganz nahe an Clare heran, ohne von ihm bemerkt zu werden.

Teß vergaß Zeit und Ort. Die Exaltation, welche ihrer Beschreibung nach mit Absicht durch die Betrachtung eines Sternes hervorgerufen werden konnte, kam jetzt unbewußt über sie; sie schwamm auf den dünnen Tönen der Harfe; ihre Harmonien durchfluteten sie wie ein Luftstrom und füllten ihre Augen mit Thränen. Die herumschwebenden Pollen schienen Noten und der Dunst des Gartens wie das Weinen der Gewächse. Obgleich es nahe vor Nacht war, so schimmerten die Blumen, als ob sie mit Absicht sich nicht schließen wollten, und die Farbengluten mischten sich mit dem Wogen der Töne.

Das Licht, welches die Erde noch erhellte, kam aus der Lücke einer Wolkenbank im Westen; es glich einem Stück des Tages, das zufällig zurückgeblieben, von der Dämmerung irgendwo eingeschlossen worden war.

Angel beendigte seine klagende Melodie, ein einfaches Stück, das keine große Geschicklichkeit verlangte, und Teß wartete in der Hoffnung, daß er eine andere anfangen werde. Aber ermüdet vom Spiel, war er verstohlen um die Ecke herum gekommen und trieb sich hinter ihr herum. Teß floh schleunigst mit Glut übergossenen Wangen.

Angel hatte indes ihr helles Sommerkleid entdeckt und rief sie an; obgleich sie ziemlich weit entfernt war und er leise sprach, so verstand sie ihn dennoch vollständig.

„Was verjagt Sie, Teß?“ fragte er. „Fürchten Sie sich?“

„O nein, Herr ... nicht vor Dingen hier draußen, besonders jetzt nicht, wenn die Apfelblüte fällt und alles grünt.“

„Aber vor etwas drinnen haben Sie Furcht, wie?“

„Nun — ja, Herr!“

„Vor was denn?“

„Das kann ich nicht sagen.“

„Vor dem Sauerwerden der Milch?“

„Nein!“

„Vor dem Leben im allgemeinen?“

„Ja!“

„So geht's mir auch sehr oft. Die Verlegenheit, lebendig zu sein, ist viel ernster, meinen Sie nicht?“

„So ist es — jetzt, da Sie es mir in den Weg stellen!“

„Das ist gleich! Ich hätte nicht erwartet, daß ein junges Mädchen wie Sie es gerade jetzt wahrnehmen würde. Wie kommt das?“

Sie blieb zögernd stehen.

„Kommen Sie, Teß, sagen Sie es mir im Vertrauen!“

Schüchtern erwiderte sie:

„Die Bäume haben fragende Augen, nicht wahr? — Das heißt, sie scheinen sie zu haben. Und der Fluß sagt: Warum beunruhigst du mich mit deinen Blicken? und dann sieht man die Zahl der kommenden Tage alle in einer Linie auf sich zu marschiren, zuerst die größte und hellste und dann die andern, die kleiner und kleiner werden, je weiter sie entfernt stehen, aber alle scheinen sehr stolz und grausam, als ob sie sagten: ‚Ich komme; hütet euch, hütet euch!‘ Sie aber, mein Herr, können alle Träume mit Ihrer Musik vertreiben und widerwärtige Einfälle, wie diese, in alle Winde jagen.“

Er war überrascht, dies junge Frauenzimmer, das, obgleich nur ein Milchmädchen, doch jenen Zug von Seltsamkeit an sich hatte, der die Mißgunst ihrer Hausgenossen erregen konnte — solchen düsteren Phantasien nachjagen zu sehen. Sie drückte in ihrer eigenen eingeborenen Sprache Gefühle aus, welche man fast diejenigen des Zeitalters hätte nennen können — den Schmerz des Modernen. Die Empfindung fesselte ihn weniger, wenn er daran dachte, daß das, was man vorgeschrittene Ideen nennt, in Wirklichkeit nur die letzte Mode der Definition ist — ein bestimmterer Ausdruck auf Logie oder Ismus für Empfindungen, welche Männer und Frauen seit Jahrhunderten schon unbestimmt gehegt haben.

Dennoch war es ungewöhnlich, daß sie ihr schon gekommen waren, während sie noch in der ersten Jugend stand; es war auffällig, interessant, tragisch. Da er die Ursache nicht kannte, so erinnerte ihn nichts daran, daß die Erfahrung nach dem Eindruck, den sie macht, und nicht nach ihrer Dauer beurteilt werden muß. Der Mehltau, der auf ihre Entwicklung gefallen, hatte Teß geistig gereift.

Teß konnte ihrerseits wiederum nicht begreifen, wie ein Mann aus klerikaler Familie, von guter Erziehung und vor aller physischen Not geschützt, auf das Leben wie ein Unglück schauen konnte. Sie unglückliche Pilgerin hatte einen guten Grund. Aber wie konnte dieser ausgezeichnete, bewunderte und von Poesie umschwebte Mann jemals in das Thal der Erniedrigung hinabgestiegen sein, gefühlt haben wie der Mann von Uz — wie sie es vor zwei oder drei Jahren gethan hatte —: „Meine Seele wählt den Strick und den Tod lieber als Leben. Ich verabscheue es; ich möchte nicht leben, was auch komme!“

Jetzt freilich befand er sich ja in einer Lage, welche seinem Range nicht entsprach, aber das geschah, wie sie ja wußte, nur, weil er, wie Peter der Große auf einer Helgen die Schiffsbaukunst, hier studirte, was er wissen mußte. Er melkte die Kühe, nicht weil er dazu gezwungen war, sondern weil er lernen wollte, was man als reicher, angesehener Landeigentümer, Landwirt und Besitzer von Herden

braucht. Er würde ein reicher amerikanischer oder australischer Abraham werden, der über seine Herden, seine Knechte und Mägde herrscht wie ein Monarch. Zuweilen schien es ihr nichtsdestoweniger undenkbar, daß ein solcher Bücherliebhaber, ein so musikalischer und grüblerisch angelegter junger Mann freiwillig sich entschlossen haben sollte, Farmer zu werden und nicht Geistlicher, wie sein Vater und seine Brüder es waren.

So zerbrach sich jeder von ihnen den Kopf über des andern Geheimnis und beide erwarteten neues über einander zu erfahren, ohne daß doch eines von ihnen den Versuch machte, in die Geschichte des andern einzudringen.

Jeden Tag, jede Stunde lernte er einen kleinen Zug ihrer Natur mehr kennen, und sie von der seinen. Teß versuchte ein zurückgezogenes Leben zu führen, aber sie schlug die Stärke ihres Lebensdranges zu gering an.

Anfangs schien Teß Angel Clare mehr als Intelligenz denn als Mann anzusehen. Sie verglich sich mit ihm selbst; und bei jeder Entdeckung, die sie über den Reichtum seines Wissens, über den Unterschied zwischen ihrem eigenen bescheidenen geistigen Niveau und der unermeßlichen Andenhöhe des seinigen machte, wurde sie ganz entmutigt und verzweifelte an jeder Anstrengung ihrerseits.

Er bemerkte eines Tages ihre Niedergeschlagenheit, als er gelegentlich etwas über das ländliche Leben im alten Griechenland erwähnt hatte. Sie sammelte die Knospen, die man „Herren und Damen" nennt, von der Bank, während er sprach.

„Warum sehen Sie plötzlich so wehleidig aus?" fragte er.

„O, es ist nur meinetwegen," antwortete sie mit einem schwachen, trüben Lächeln, indem sie geschickt „eine Dame" zu schälen begann. „Ich dachte gerade daran, wie es mir ergangen ist. Es hat fast den Anschein, als sei mein Leben verwüstet worden aus Bedürfnis nach Abenteuern. Wenn ich sehe, was Sie wissen, was sie gesehen, gelesen und gedacht haben, so fühle ich, was für ein Nichts ich bin. Ich gleiche der armen Königin von Scheba, die in der Bibel vorkommt. Ich bin mutlos wie sie."

„Um Gottes willen, deswegen kränken Sie sich nicht! Ich werde nur zu froh sein, meine liebe Teß," entgegnete er mit einer gewissen Begeisterung, „Sie in die Geschichte einzuführen oder Ihnen zu etwas Lektüre zu verhelfen —"

„Es ist wieder eine Dame," unterbrach sie ihn, indem sie ihm die Schote, welche sie aufgemacht hatte, hinhielt.

„Herren und Damen hin und her! Hätten Sie nicht Lust, sich an irgend einem Studium zu versuchen — Geschichte zum Beispiel?"

„Zuweilen fühle ich wohl das Bedürfnis, etwas mehr davon zu wissen, als ich jetzt schon weiß."

„Warum also nicht?"

„Ja, aber was kann es mir nützen zu erfahren, daß ich eine aus einer langen Reihe bin, heraus zu finden, daß in irgend einem alten Buche irgend jemand wie ich entdeckt worden ist, und zu wissen, daß ich nur Ihren Part spielen werde? Nur um mich närrisch zu machen, das ist alles! Das beste ist, sich nicht daran zu erinnern, daß unsere Natur und unsere vergangenen Thaten tausenden und abertausenden gleichen und daß unser zukünftiges Leben und unsere zukünftigen Thaten tausenden und abertausenden gleichen werden."

„Wie, wirklich? So haben Sie also kein Bedürfnis, etwas zu lernen?"

„Ich möchte nicht lernen, warum — nun, warum die Sonne gleich auf Gerechte wie auf Ungerechte scheint," antwortete Teß mit einem leichten Beben in ihrer Stimme. „Aber vielleicht wird es das nicht sein, was die Bücher mir sagen!"

„Teß, pfui, wie mögen Sie so bitter sein!"

Kurz, er sprach nur in einem konventionellen Sinne von Pflicht zu ihr, denn diese Art von Verwunderung war ihm schon seit längst vergangenen Tagen nicht mehr unbekannt. Und als er auf ihren unschuldigen Mund und ihre jugendlichen Lippen sah, dachte er, daß eine solche Tochter der Erde dies Gefühl nur durch Erfahrung kennen gelernt haben könnte.

Sie fuhr fort die Lords und Ladies auszuschälen, bis Clare zögernd hinwegging, nachdem er noch einen Augenblick die wellengleiche Krümmung ihrer Augenwimper betrachtet hatte, als diese bei dem niedergeschlagenen Blick des jungen Mädchens dessen weiche Wange berührte. Als er fort war, blieb sie noch eine Weile stehen und schälte gedankenvoll die letzte Knospe aus; dann warf sie, aus ihrer Träumerei erwachend, diese und den ganzen Haufen des Blumenadels ungeduldig zur Erde — voll Mißvergnügen mit sich selbst, über ihre Albernheit und mit einer schnell aufschießenden brennenden Empfindung im innersten Herzen ihres Herzens.

Für rein dumm mußte er sie halten! In einem Anfall von Hunger nach seiner guten Meinung erinnerte sie sich plötzlich dessen, was sie sich früher bemüht hatte zu vergessen — der Identität ihrer Familie mit jener der ritterlichen D'Urbervilles. Ein so unfruchtbares Attribut sie auch war, so verhängnisvoll ihre Entdeckung in vieler Beziehung sich auch für sie erwiesen hatte, so würde Herr Clare als Herr und Geschichtskenner sie, Teß, doch vielleicht hinreichend respektiren, um ihre kindische Aufführung mit den Lords und Ladies zu vergessen, wenn er wußte, daß jene Purbeck-, Marmor- und Alabaster-Leute in der

Kirche von Kingsbere wirklich ihre eigenen direkten Vorfahren repräsentirten, daß sie und die Ihren keine falsche, durch Geld und Ehrgeiz geschaffene D'Urbervilles waren, wie jene zu Trantridge, sondern wirkliche D'Urbervilles von Vatersbeinen her.

Bevor Teß es indes wagte, diese Enthüllung zu machen, horchte sie erst den Bauer über den möglichen Effekt auf Herrn Clare aus, und fragte den ersteren, ob Herr Clare wohl großen Respekt vor den alten Grafschaftsfamilien habe, wenn sie ihr Geld und Land verloren hätten.

„Herr Clare," erwiderte der Milchbauer emphatisch, „ist einer der rebellischsten Freigeister, die es gibt — er gleicht auch nicht ein bißchen seinen Verwandten, und wenn es etwas gibt, das er gering schätzt, so ist es das, was man eine alte Familie nennt. Er sagt, es sei vernünftig, daß die alten Familien in der Vergangenheit ihren Teil gethan und heute nichts mehr zu sagen hätten. Da sind die Billets, die Dronkjards, die Greys, die St. Quintins, die Hardys und die Goulds, denen einst die Ländereien meilenweit das Thal hinab gehörten; jetzt können Sie sie alle fast für ein altes Lied kaufen. Unsere kleine Retty Priddle hier, Sie kennen sie, stammt von den Paridelles ab — jener alten Familie, denen die Landstücke draußen bei Kings-Hintock gehörten, die jetzt im Besitz des Grafen von Wessex sind. Nun, Herr Clare entdeckte dies und verspottete tagelang das arme Mädchen. ‚Ja,' sagte er zu ihr, ‚Sie werden niemals ein gutes Milchmädchen abgeben! Ihre ganze Kunstfertigkeit ist vor Menschenaltern in Palästina drauf gegangen und still und bleich müssen Sie tausend Jahre liegen, um Kraft für neue Thaten zu sammeln!' Ein Knabe kam am andern Tage, der um Arbeit bat und sagte, sein Name sei Mak; als wir ihn nach seinem Zunamen fragten, antwortete er, er habe nie gehört, daß er einen Zunamen habe; und als wir ihn fragten, woher das käme, sagte er, er glaube, daß seine Leute noch nicht lange genug ansässig seien. ‚Ah, Du bist gerade der Kerl, den ich gebrauche!' sagte Herr Clare, aufspringend und jenem die Hand schüttelnd; ‚ich setze große Hoffnung auf Dich!' Und schließlich gab er ihm auch noch eine halbe Krone. — O nein, er kann die alten Familien nicht ausstehen."

Als die arme Teß diese karikirte Darstellung der Anschauung Clares vernommen hatte, war sie froh, sich auch nicht mit einem Wort verraten zu haben, obgleich ihre Familie so ungewöhnlich alt war, daß der Zirkel fast sich schloß und sie bereits wieder eine neue wurde. Sie schwieg über das Familiengrab der D'Urbervilles, den Ritter des Eroberers, dessen Namen sie trug. Die Einsicht, die sie in Clares Charakter genommen zu haben glaubte, ließ sie annehmen, daß es hauptsächlich ihre geringe Herkunft sei, der sie das Interesse in seinen Augen verdanke.

V.

Die Jahreszeit schritt vor und ging vorbei. Ein neues Jahr brachte neue Blüten, Blätter, Nachtigallen, Drosseln, Finken und ephemere Geschöpfe ähnlicher Art, als diejenigen, welche ein Jahr vorher denselben Ort inne gehabt hatten, nichts mehr waren als Keime und unorganische Teilchen. Die Strahlen der Sonne von ihrem Auf- bis zu ihrem Niedergange trieben die Knospen und streckten sie in lange Schüsse, hoben den Saft in geräuschlosen Strömen, öffneten Blumenblätter und verstreuten Düfte in unsichtbare Lüfte.

Im Haushalt des Milchbauern Crick mit seinen Mägden und Knechten lebte man angenehm, friedlich und selbst lustig weiter. Die Stellung seiner Glieder war vielleicht die glücklichste in der sozialen Stufenleiter, die es überhaupt gibt, oberhalb der Linie, wo die Not aufhört, unterhalb der Linie, wo die Konvenienz beginnt, das natürliche Fühlen zu beengen, und der Drang fadenscheiniger Modesucht ein Zuwenig aus dem Genug macht.

So verging die belaubte Zeit, in der die Jugend das einzige Ding zu sein scheint, das draußen gilt. Teß und Clare studirten unbewußt einander; jeder balancirte auf dem Ende einer Leidenschaft, scheinbar noch nicht von ihr in Fesseln geschlagen. Inzwischen näherten sie sich einander unter einem unwiderstehlichen Zwange, so sicher wie zwei Ströme in einem Thal.

Teß war noch niemals so glücklich gewesen wie jetzt und konnte es möglicherweise niemals wieder sein. Sie paßte vor allem körperlich und geistig in die neue Umgebung. Das Pflänzchen, welches seine Wurzel am Heimatort in giftigen Boden hinabgesenkt hatte, war in gesündere, tiefere Erde verpflanzt worden. Ueberdies stand sie — und Clare ebenfalls — noch auf der Grenze zwischen Gefallen und Liebe, wo keine Reflexion angstvoll fragt: „Wohin wird diese neue Strömung mich tragen? Was wird sie meiner Zukunft bringen? Wie steht sie zu meiner Vergangenheit?"

Bis jetzt war sie Angel Clare das reine Mädchen aus der Fremde — eine rosige, warme Erscheinung, welche erst eben das Attribut des Beharrens in seinem Bewußtsein angenommen hatte. Deshalb erlaubte er seinem Gemüt, sich mit ihr zu beschäftigen in dem Glauben, seine Voreingenommenheit sei weiter nichts als die Rücksicht eines Philosophen auf ein ungewöhnlich auffallendes, frisches und interessantes Spezimen des weiblichen Geschlechts.

Sie trafen sich fortgesetzt, sie konnten nicht anders; sie trafen sich täglich und zwar in jener eigentüm-

lichen, feierlichen Zeit der Frühe, wenn noch das Zwielicht herrscht und die Dämmerung ihr violettes oder rosiges Licht über die Erde streut; denn hier mußte man früh aufstehen, sehr früh, übertrieben früh. Rechtzeitig begann das Melken und vor dem Melken kam das Abrahmen, welches schon um vier Uhr mindestens beendet war. Gewöhnlich traf den einen oder andern von ihnen das Los, die übrigen zu wecken, den ersten, der durch eine Weckuhr munter wurde; und da Teß zuletzt angekommen war und man bald entdeckte, daß sie den Alarm nicht verschlief, so fiel diese Aufgabe meistens auf sie. Kaum war es drei und der Wecker abgeschnurrt, so verließ sie ihr Zimmer und eilte an die Thür des Bauern, erstieg die Leiter zu Angels Zimmer, um diesen mit halblauter Stimme zu rufen, und weckte darauf ihre Gefährtinnen. Während der Zeit, daß Teß sich anzog, war Clare bereits die Treppe herabgekommen und in die frische Luft hinausgetreten. Die anderen Mädchen und der Bauer legten sich gewöhnlich noch einmal auf die andere Seite und erschienen erst eine Viertel- oder halbe Stunde später.

Die grauen Halbtöne bei Tagesanbruch sind nicht dieselben wie am Tagesende, obgleich der Grad ihrer Schatten derselbe sein mag. In der Dämmerung des Morgens scheint das Licht aktiv, die Dunkelheit passiv; in der Dämmerung des Abends ist die Dunkelheit aktiv und zunehmend und das Licht die schlaftrunkene Kehrseite.

Da sie so oft — durch Zufall möglicherweise nicht immer — die ersten beiden Personen waren, welche im Farmerhause aufstanden, so schienen sie selbst die ersten auf der ganzen Welt, welche auf waren. In der ersten Zeit ihres Aufenthaltes hier rahmte Teß nicht ab, sondern ging sogleich, nachdem sie sich erhoben, ins Freie, wo Clare sie gewöhnlich schon erwartete. Das geisterhafte, wässerige Halblicht, welches über der offenen Wiese lag, flößte ihnen ein Gefühl des Alleinseins ein, als wären sie Adam und Eva. In diesem dumpfen Anfangsstadium des Tages schien Teß ihrem Freunde Angel durch eine Größe voll Würde an Geist und Körper, fast durch eine gewisse Herrschergewalt ausgezeichnet, möglicherweise, weil er wußte, daß zu dieser unnatürlich frühen Zeit kaum ein so wohl ausgestattetes weibliches Wesen, als sie es war, unter allen Damen seiner Bekanntschaft und nur sehr wenige in ganz England gerne in die freie Luft hinausgegangen sein würde. Schöne Frauen schlafen gewöhnlich in der Dämmerung des Mitsommers. Teß war zudem nahe bei der Hand, alle übrigen überall und nirgends.

Das ungewisse, lichtvolle Dunkel, in welchem sie mit einander dem Orte zugingen, wo die Kühe lagen, ließ ihn häufig an die Stunde der Auferstehung denken. Er ahnte wenig, daß die Magdalena an seiner Seite sein möchte. Während die ganze Landschaft in neutralem Schatten lag, schien das Gesicht seiner Gefährtin, der Fokus seiner Augen, der sich über der Nebelschicht erhob, in einer Art Phosphoreszenz zu leuchten. Sie sah geisterhaft aus, als wäre sie nichts als eine frei schwebende Seele. In Wirklichkeit fing ihr Gesicht, ohne daß man es bemerkte, den kalten Schimmer des beginnenden Tages auf; sein eigenes Gesicht gewährte ihr, obgleich er nicht daran dachte, denselben Anblick.

So machte sie, wie schon gesagt, den tiefsten Eindruck auf ihn. Sie war ihm nicht länger das Milchmädchen, sondern die visionäre Essenz der Frau — das ganze Geschlecht verdichtet in eine typische Form. Er nannte sie halb scherzend Artemis, Demeter und mit anderen zärtlichen Namen, die sie indes nicht liebte, weil sie sie nicht verstand.

„Nennen Sie mich Teß," sagte sie über die Schulter, und er that es.

Dann wurde es heller und ihre Züge bekamen einen einfach weiblichen Ausdruck; sie hatten sich aus denen einer Göttin, die Seligkeit verleihen kann, in diejenigen eines Wesens verwandelt, das um diese flehte.

Zu diesen ungewohnten Stunden konnten sie ganz nahe an das Wassergeflügel herankommen. Reiher erhoben sich mit lautem, frechem Lärm, als wenn Thüren und Fensterläden geöffnet würden, aus den Zweigen einer Anpflanzung an der Seite der Wiese, welche sie mit Vorliebe aufsuchten; oder sie behielten, wenn sie schon an Ort und Stelle waren, kühn ihren Stand im Wasser und betrachteten das vorbeigehende Paar, indem sie ihren Kopf in einem langsamen, horizontalen, gleichgiltigen Wirbel, wie die Figuren in einem Uhrwerk, hin und her bewegten.

Sie konnten die trägen Sommernebel in welligen, horizontalen Lagen, die scheinbar nicht dicker als eine Schneedecke waren, in zerstreuten Resten von geringer Ausdehnung sich über die Wiesen breiten sehen. In der grauen Feuchtigkeit des Grases markirten sich die Stellen, wo die Kühe während der Nacht gelegen hatten, als dunkelgrüne Inseln von trockenen Kräutern im großen, allgemeinen Meer von Tau. Von jeder Insel ging ein geschlängelter Pfad aus, auf welchem die Kuh, nachdem sie sich erhoben hatte, fortgewandert war, um zu grasen, und an dessen Ende sie sie fanden; der schnarchende Hauch aus ihren Nüstern verdichtete sich zu einer quirlenden Wolke um sie her inmitten der ruhenden Dunstschleier. Dann trieben sie die Tiere zurück zum Hause oder ließen sich am Platze nieder, um sie zu melken, wie der Zufall es gerade erforderte.

Vielleicht war auch der Sommernebel mehr allgemein und lag über den Wiesen wie eine weiße See, aus welcher die zerstreuten Bäume, gefährlichen

Felsen gleich, sich emporhoben. Vögel durchflatterten ihn in den oberen Schichten und sonnten sich, auf den Flügeln schwimmend, oder ließen sich nieder auf den feuchten Einfriedigungen, welche die Wiesen durchschnitten und jetzt aussahen wie Stangen von Glas. Kleine Diamanten von Nebeldunst hingen an Teß' Augenwimpern, Tropfen an ihrem Haar wie Sonnenperlen. Wenn der Tag weiter vorschritt und überall herrschte, so trockneten sie; Teß verlor ihre fremdartige, ätherische Schönheit immer mehr; ihre Zähne, ihre Lippen, ihre Augen glänzten in den Sonnenstrahlen und sie war wieder nur das schöne Milchmädchen, das den anderen Weibern der Welt nur ihr eigenes Selbst entgegen zu halten hatte.

Dann hörte man Cricks Stimme, welcher den nicht im Hause wohnenden Melkern und Melkerinnen die Leviten las, wenn sie zu spät gekommen waren, und die alte Deborah Fyander ausschalt, daß sie ihre Hände nicht gewaschen habe.

„Zum Donnerwetter, halte doch Deine Hände unter die Pumpe, Deb! Meiner Seel', wenn die Londoner von Dir wüßten und Deine Nachlässigkeit kennten, sie würden noch weniger Milch und Butter gebrauchen, als sie es jetzt schon thun; und, wahrhaftig, das will schon 'was sagen!"

Das Melkgeschäft ging so weiter, bis gegen das Ende hin Teß und Clare mit den übrigen den schweren Frühstückstisch durch Frau Crick von der Wand in die Küche rücken hörten, die Einleitung zu jedem Mahl; dasselbe schreckliche Scharren und Schnarren begleitete seine Rückreise, wenn der Tisch geleert war.

VI.

Im Milchhause gab es gleich nach dem Frühstück eine große Aufregung. Das Butterfaß arbeitete wie gewöhnlich, aber die Butter wollte nicht kommen. Wenn sich das ereignete, so war der Milchbauer wie paralysirt. „Quitsch, Quatsch!" echote die Milch in dem großen Cylinder, aber der Ton, auf den man wartete, blieb aus.

Meier Crick und seine Frau, die Milchmädchen: Teß, Marian, Retty Priddle, Izz Huett und die verheirateten aus den Hütten, ebenso Herr Clare, Jonathan Kail, die alte Deborah und alle übrigen standen dabei und starrten hoffnungslos auf das Butterfaß; selbst der Knabe, der das Pferd trieb, das draußen ging, bewegte sich hinter diesem her mit Augen wie ein Mond, um zu zeigen, daß er die Situation begriffen habe; selbst das melancholische Pferd schien bei einem jeden Rundgang mit einer fragenden Verzweiflung in das Fenster zu schauen.

„Es sind Jahre, seit ich zu Conjuror Trendles Sohn in Egdon ging — Jahre!" sagte der Meier bitter. „Und er war nichts gegen das, was sein Vater gewesen ist! Fünfzigmal habe ich es gesagt, wenn ich es einmal gesagt habe, daß ich keinen Glauben in ihn setze. Aber ich werde dennoch zu ihm gehen müssen, wenn er noch lebt. Ja, ja, unbedingt, ich werde zu ihm gehen müssen, wenn diese Geschichte so weiter geht."

Selbst Herrn Clare überkam ein Gefühl der Tragik bei der Verzweiflung des guten Milchbauern.

„Conjuror Fall, an der andern Seite von Casterbridge, das man gewöhnlich ‚Wide-O' nennt, war ein sehr guter Mann, als ich ein Knabe war," sagte Jonathan Kail. „Aber jetzt ist er verfault wie Glimmholz."

„Mein Großvater pflegte zu Conjuror Mynterne zu gehen, draußen bei Owlscombe; und ein geschickter Mann war er, habe ich meinen Großvater sagen hören," fuhr Herr Crick fort. „Aber heute gibt es solche Hauptkerle nicht mehr."

Frau Cricks Ahnung kam der besagten Sache näher.

„Vielleicht ist jemand im Hause verliebt," sagte sie zögernd. „Ich habe in meinen jungen Jahren sagen hören, daß das die Ursache sei. Crick, erinnerst Du Dich des Mädchens, das wir vor Jahren hatten und wie die Butter damals nicht kommen wollte —"

„O ja, ja! — Aber damit ist es nichts! Es hatte mit der Liebesgeschichte nichts, nichts, gar nichts zu thun! Ich erinnere mich aller Umstände — das verdammte Butterfaß war schuld."

Er wendete sich Clare zu.

„Jack Dolley, ein Leichtfink von einem Burschen, den wir zu einer gewissen Zeit als Melker hier hatten, machte einem jungen Frauenzimmer drüben in Wellstock die Cour und betrog sie, wie er vorher schon viele betrogen hatte. Aber er hatte diesmal mit einer andern Art von Weib zu rechnen und das war nicht das Mädchen selbst. Eines schönen Tages waren wir hier versammelt, wie wir es jetzt sind, nur wurde damals nicht gebuttert, als wir des Mädchens Mutter auf die Thür zukommen sahen mit einem großen, messingbeschlagenen Schirm in der Hand, der einen Ochsen hätte niederschlagen können, und sagte: ‚Arbeitet Jack Dolley hier? — Was ich von ihm will? Ich habe ein fettes Hühnchen mit ihm zu rupfen, die Versicherung kann ich euch geben.' Einige Schritte hinter der Mutter ging Jacks Schatz, bitterlich in ihr Taschentuch schluchzend. ‚Herr Gott, jetzt ist's aber Zeit!' rief Jack, der wie ein armer Sünder ihnen entgegenschaute. ‚Sie will mich umbringen! Was fang' ich an, wo soll ich — Sagt nicht, wo ich bin!' Mit diesen Worten kroch er in das Butterfaß und schloß es von innen, gerade als die Mutter des jungen Weibsbildes ins Milchhaus hereinprustete. ‚Der Schuft, wo ist er?' rief sie. ‚Ich will ihm sein Gesicht schön zurichten, laßt mich ihn

nur erst 'mal haben!' Gut, sie suchte unsern tapfern Jack überall, drunter und drüber; halb erstickt und mäuschenstill saß jener im Buttersaß und das arme Mädchen — oder besser die arme junge Frau — stand vor der Thür und weinte sich die Augen aus. Niemals werde ich es vergessen! Es hätte einen Stein erbarmen können! Ihn zu finden — das gelang dem Weibsbild aber nicht, durchaus nicht."

Der Milchbauer machte eine Pause, während die Zuhörer ein paar Worte als Kommentar mit einander wechselten.

Die Geschichten Cricks schienen häufig bereits zu Ende zu sein, wenn sie noch kaum über den Anfang hinaus gekommen waren, und Fremde ließen sich leicht zu verfrühten Schlußinterjektionen verleiten; die alten Freunde kannten ihn indessen besser und schwiegen.

Nach einer Weile fuhr der Erzähler fort:

„Nun gut, wie die alte Frau es herausgebracht hat, ich habe es niemals sagen können — genug, sie entdeckte, daß er drinnen im Buttersaß steckte. Ohne ein Wort zu sagen, ergriff sie die Haspel (sie wurde damals noch durch Handarbeit bewegt) und schwang sie herum, so daß Jack in der Maschine herum zu kollern begann. ‚O Gott, haltet still, laßt mich heraus!' rief er, indem er seinen Kopf herausstreckte. ‚Ihr macht mich zu einer Pumpe!' (Er war ein feiger Schuft bis ins Herz hinein, wie es solche Kerle meistens sind.) — ‚Nicht eher, als bis Du ordentlich dafür berappt hast, daß sie sich vertrauensvoll ihre Unschuld von Dir rauben ließ!' erwiderte das alte Weib. — ‚Halt mit dem Buttersaß, alte Hexe!' schrie er. — ‚Du schimpfst mich alte Hexe, Du Lump, Du Betrüger,' entgegnete sie, ‚obgleich Du mich diese letzten fünf Monate Schwiegermutter hättest nennen müssen!' Und wieder setzte sich das Buttersaß in Gang und Jacks Knochen rasselten rundum. Keiner von uns wagte zu interveniren, so daß Jack zuletzt versprechen mußte, alles mit ihr ins reine zu bringen. Und so endete dieser Tag."

Während die Zuhörer lachend ihre Bemerkungen machten, hörten sie hinter sich plötzlich eine Bewegung. Als sie sich umsahen, entdeckten sie Teß, welche mit bleichem Gesicht hinausging.

„Wie warm es heute ist!" sagte sie fast unhörbar.

Es war warm und keiner von den Anwesenden brachte ihre Flucht mit den Erinnerungen des Milchbauern in Verbindung. Dieser folgte ihr und öffnete ihr die Thür, indem er mit einem gewissen freundlichen Spott sagte:

„Nun, Mädel (er gab ihr mit unbewußter Ironie häufig diesen Kosenamen), ich habe wirklich die hübscheste Melkerin auf meinem Gut. Sie müssen nicht gleich beim ersten Hauch des Sommerwetters so abfallen oder wir werden Sie schließlich, wenn die Hundstage kommen, noch ganz davonlaufen sehen — nicht wahr, Herr Clare?"

„Mir wurde etwas schwach — und — ich denke, draußen wird mir schon besser werden," sagte sie mechanisch und entschlüpfte durch die Thür.

Zum Glück für sie änderte in diesem Augenblick die Milch in dem schaukelnden Buttersaß ihr Quitsch-Quatsch in ein entschiedenes Flick-Flack.

„Sie kommt!" rief Frau Crick und die Aufmerksamkeit aller wurde von Teß abgelenkt.

Die schöne Leidende erholte sich draußen bald, aber sie war den ganzen Nachmittag niedergedrückt. Als das Abendmelken vorbei war, trug sie dafür Sorge, daß sie allein blieb, und ging ins Freie, um einen Spaziergang zu machen — sie wußte selbst nicht wohin. Sie fühlte sich elend — so elend — bei der Betrachtung, daß ihre Gefährten in der Erzählung des Milchbauern eher eine lustige Geschichte als etwas anderes gesehen hatten. Niemand unter ihnen als sie selbst schien das Traurige in derselben bemerkt zu haben; niemand wußte, wie grausam es den empfindlichen Punkt in ihrer Erfahrung berührt hatte — die Abendsonne hatte alle Schönheit für sie verloren und glich einer großen flammenden Wunde im Himmelsgewölbe. Nur ein einsamer, knarrstimmiger Rohrsperling grüßte sie aus den Gebüschen am Ufer in müdem, maschinenmäßigem Ton wie ein alter Freund, dessen Zuneigung sie verloren.

In diesen langen Junitagen gingen die Milchmädchen, und besonders diejenigen des Haushaltes, schon mit Sonnenuntergang oder noch bälder zu Bett, da die Arbeit vor dem Melken zur Zeit der vollen Eimer so schwer war und so früh anfing. Teß begleitete ihre Gefährtinnen gewöhnlich hinauf. Heute abend war sie indes die erste, welche das gemeinsame Zimmer aufsuchte, und hatte schon geschlummert, als die anderen Mädchen hereinkamen. Sie sah sie unbekleidet in dem orangefarbenen Licht der schwindenden Sonne, welche ihre Formen mit Farbe überflutete; sie schlief abermals ein und erwachte abermals durch ihre Stimmen und wendete ihnen ruhig ihre Augen zu.

Keine ihrer drei Gefährtinnen war ins Bett gegangen. Sie standen in einer Gruppe, barfuß, in ihren Nachtkleidern am Fenster, während die letzten Sonnenstrahlen aus dem Westen warm auf ihre Gesichter und Schultern und die Wände ringsum fielen. Alle überwachten jemand im Garten mit größtem Interesse, nahe zusammengedrängt: die eine mit einem runden, jovialen Gesicht, die andere bleich, mit schwarzem Haar, die dritte schön, mit kastanienbraunen Locken.

„Stoß mich nicht! Du kannst ja ebenso gut als ich sehen!" sagte Retty, die braune und jüngste, ohne ihre Augen vom Fenster weg zu wenden.

„Es ist nicht gut für Dich, Retty Priddle, wenn Du mehr in ihn verliebt bist als wir," sagte die lustige Marian, die älteste, heiter. „Seine Gedanken gelten anderen Wangen als den Deinen!"

Retty Priddle rückte indes nicht von der Stelle und schaute wie die anderen auch.

„Da ist er wieder!" rief Izz Huett, das bleiche Mädchen mit dem schwarzen, glatten Haar und den scharf geschnittenen Lippen.

„Du brauchst nichts zu sagen, Izz," erwiderte Retty, „denn ich sah Dich seinen Schatten küssen."

„Was sahst Du sie thun?" fragte Marian.

„Nun, er stand über dem Molkenfaß, um die Molken abzulassen, und der Schatten seines Gesichtes fiel auf die Wand hinter ihm, nahe bei Izz, die sich dort befand, um eine Bütte zu füllen. Sie drückte ihren Mund gegen die Mauer und küßte den Schatten seines Mundes; ich sah sie ganz gut, obgleich er sie nicht sah."

„O, Izz Huett!" sagte Marian.

Ein rosiger Punkt zeigte sich in der Mitte von Izz Huetts Wangen.

„Nun, da war doch nichts dabei," erklärte sie mit gemachter Kälte. „Und wenn ich in ihn verliebt bin, so ist es Retty auch; und Du, Marian, bist auch auf dem besten Wege."

Marians volles Gesicht konnte wegen ihrer chronischen Farbe nicht erröten.

„Ich?" fragte sie. „Was Du nicht sagst! Ah, da ist er wieder! O, ihr teuren Augen, du liebes Gesicht, geliebter Herr Clare!"

„Da — Du gestehst also!"

„Wie Du, wie wir alle!" erwiderte Marian mit der trockenen Freimütigkeit vollendeter Gleichgiltigkeit gegen jede Meinung. „Es ist dumm, unter uns etwas anderes vorzugeben, obgleich wir es anderen Leuten nicht auf die Nase zu binden brauchen. Ich könnte ihn gerade jeden Tag heiraten."

„Das könnte ich auch thun und — noch mehr!" murmelte Izz Huett.

„Und ich auch!" flüsterte Retty schüchterner.

Der Zuhörerin wurde heiß.

„Wir alle können ihn nicht heiraten," sagte Izz.

„Keine von uns wird es!" erwiderte die älteste. „Da ist er wieder!"

Alle drei sandten ihm einen stummen Kuß zu.

„Warum nicht?" fragte Retty schnell.

„Weil ihm Teß Durbeyfield am besten gefällt," antwortete Marian, indem sie ihre Stimme senkte. „Ich habe ihn jeden Tag beobachtet und es herausgefunden."

Ein nachdenkliches Schweigen trat ein.

„Aber sie kümmert sich nichts um ihn," seufzte Retty zuletzt.

„Nun ja, zuweilen denke ich das auch."

„Das ist alles dummes Gespräch!" rief Izz Huett ungeduldig. „Er wird keine von uns heiraten, auch Teß nicht — er, eines Herrn Sohn, der ein großer Landeigentümer und Farmer in der Fremde werden will! Wahrscheinlicher ist es, daß er uns fragt, ob wir mit ihm kommen wollen, ihm zu helfen für so und so viel das Jahr."

Die eine seufzte ,und die andere seufzte, und am stärksten von allen seufzte die dicke Marian. Jemand im Bett nahebei seufzte ebenfalls. Thränen kamen in die Augen von Retty Priddle, der hübschen, rothaarigen Jüngsten, der letzten Knospe der Paridelles, welche in den Grafschaftsannalen eine so wichtige Rolle spielten. Schweigend warteten sie noch ein wenig länger, ihre drei Gesichter noch näher an einander gerückt als vorher und die drei Farben ihrer Haare mit einander mischend. Der ahnungslose Herr Clare aber war hineingegangen, keine sah ihn mehr, und da die Schatten anfingen, tiefer zu werden, so krochen sie in ihr Bett. Wenige Minuten später hörten sie ihn die Leiter zu seinem Zimmer hinauf klettern. Marian schnarchte bereits; Izz brauchte noch lange Zeit, um sich in ein völliges Vergessen hinüber zu träumen; Retty Priddle aber weinte sich in den Schlaf.

Die leidenschaftlichere Teß aber war weit davon entfernt, einzuschlafen. Diese Unterhaltung war noch eine der bitteren Pillen, welche sie im Laufe des Tages hatte schlucken müssen. Das bessere Gefühl der Eifersucht erhob sich kaum in ihrer Brust, denn sie wußte selbst, daß sie den Vorzug hatte. Schöner, besser erzogen, und obgleich die jüngste, ausgenommen Retty, mehr Weib als irgend eine von ihnen, hatte sie schon bemerkt, daß für sie nur die allergewöhnlichste Mühe nötig sei, um sich im Herzen Angels gegen diese ihre verliebten Freundinnen zu halten. Aber die ernste Frage war, durfte sie dies thun? Das war richtig, es gab im Ernst kaum einen Schatten von Chance für eine von ihnen, aber es gab oder hatte doch eine Chance für eine oder die andere gegeben, ihm eine vorübergehende Neigung einzuflößen und, so lange er hier blieb, das Vergnügen seiner Aufmerksamkeiten zu genießen. Solche Annäherungen zwischen Ungleichen hatten schon zur Ehe geführt und von Frau Crick hatte sie gehört, daß Herr Clare eines Tages lachend gefragt habe, was es ihm nützen könne, eine feine Dame zu heiraten und alle Zeit zehntausend Acres Wiesen in den Kolonien zu beweiden, Herden zu hüten und Korn zu bauen. Ein Bauernmädchen würde allein die richtige Art von Frau für ihn abgeben. Aber ob Herr Clare nun im Ernst gesprochen hatte oder nicht, wie konnte sie, welche mit gutem Gewissen niemals irgend einem Mann gestatten durfte, sie zu heiraten, und welche den strengen Entschluß gefaßt

hatte, nie den Versuch zu machen, es zu thun, Herrn Clares Aufmerksamkeit von anderen Frauen ablenken für das kurze Glück, sich während seines Aufenthaltes in Talbothays im Lichte seiner Augen zu sonnen?

VII.

Gähnend kamen sie am andern Morgen herab, aber das Abrahmen und Melken ging vor sich wie immer und wie immer gingen sie hinein, um zu frühstücken; Milchmann Crick stampfte im Hause auf und ab. Er hatte einen Brief empfangen, in welchem ein Kunde sich darüber beklagte, daß die Butter einen Beigeschmack habe, und war bei schlechter Laune.

„Bei Gott, sie hat ihn!" rief er mit einem hölzernen Schöpflöffel in der Hand, in welchem ein Stück Butter klebte. „Ja, wahrhaftig — schmeckt selbst!"

Verschiedene der Anwesenden drängten sich um ihn. Herr Clare versuchte die Butter, Teß versuchte sie, die anderen Milchmädchen, welche schon drinnen waren, versuchten sie, zwei von den Knechten verzehrten mit kritischer Miene ein Stückchen und zuletzt kam auch noch Frau Crick aus dem Frühstückszimmer, wo sie auf ihre Tischgäste gewartet hatte, um ein Urteil abzugeben. Die Butter hatte wirklich einen Beigeschmack.

Der Bauer, der sich ganz vergaß, um den Geschmack besser feststellen zu können und die besondere Art schädlichen Futters, von welchem er herrührte, zu erraten, rief plötzlich aus:

„Es ist Knoblauch! und ich dachte, es wäre nicht ein Blatt auf jener Wiese zurückgeblieben!"

Alle erinnerten sich darauf, daß eine gewisse trockene Wiese, auf welche einige wenige Kühe kürzlich getrieben worden waren, im Jahre vorher die Butter auf dieselbe Weise verdorben hatte. Der Bauer war zu jener Zeit nicht dahin gekommen, den Geschmack zu erkennen und hatte geglaubt, die Butter sei verhext.

„Wir müssen die Wiese genau wieder vornehmen," schloß er, „das darf nicht so weiter gehen."

Nachdem sich alle mit alten, spitzen Messern bewaffnet hatten, gingen sie zusammen fort. Da die feindliche Pflanze nur in so mikroskopischen Dimensionen da sein konnte, daß sie der gewöhnlichen Beobachtung entgangen war, so schien es auf der weiten Fläche reichen Grases fast ein hoffnungsloser Versuch, sie zu finden. Man ordnete sich indes in Linie, jeder voll Eifer zu helfen und durchdrungen von der Wichtigkeit der Aufgabe. An der Spitze schritt der Bauer mit Clare, der sich freiwillig erboten hatte zu helfen, dann kamen Teß, Marian, Izz Huett und Retty, darauf Bill Lewell, Jonathan und die verheirateten Arbeiterinnen, die nicht auf dem Hofe wohnten.

Die Augen auf den Boden geheftet, krochen sie langsam über ein Stück Feld und kehrten etwas weiter unten zurück, so daß, wenn sie fertig waren, es keinen Zoll breit Wiese gab, der nicht unter die Augen eines von ihnen gekommen sein mußte. Es war eine überaus langweilige Arbeit, da nicht mehr als ein halb Dutzend Schüsse des Knoblauchs im ganzen Felde zu entdecken waren; die Schärfe des Krautes wirkte indes so stark, daß wahrscheinlich ein Biß von einer Kuh genügend gewesen wäre, um den ganzen Ertrag der Milchwirtschaft von einem Tage zu vergiften.

So verschieden sie auch unter einander waren in Natur und Art, so bildeten sie dennoch in ihrer gebeugten Haltung eine sonderbar uniforme, automatische, geräuschlose Reihe; und ein Fremder, der auf der benachbarten Landstraße vorbeigekommen, wäre wohl zu entschuldigen gewesen, wenn er sie zu einer Hecke massirt hätte. Als sie so dahinkrochen, sich tief hinabneigend, um die Pflanze zu erkennen, reflektirte von den Butterblumen ein schwach gelber Schein auf ihre beschatteten Gesichter und gab ihnen ein geisterhaftes, mondscheinartiges Aussehen, obgleich die Sonne ihnen mit der ganzen Kraft des Mittags auf den Rücken schien.

Angel Clare, der mit den übrigen in jeder Beziehung seinen Teil an der gemeinsamen Aufgabe erfüllte, sah dann und wann auf. Es war alles in allem wohl kein Zufall, daß er neben Teß arbeitete.

„Nun, wie geht es Ihnen?" murmelte er.

„Danke, sehr gut!" antwortete sie zurückhaltend. Da sie eine halbe Stunde vorher eine Reihe persönlicher Angelegenheiten besprochen hatten, so schien dieser Stil der Einführung ein wenig überflüssig. Aber gerade deshalb vielleicht ging die Rede nicht weiter. Sie krochen und krochen, während der Saum ihres Rockes regelmäßig seine Gamaschen berührte und sein Ellenbogen zuweilen gegen den ihren stieß. Zuletzt konnte es der Bauer, der zunächst kam, nicht länger aushalten.

„Bei meiner Seele," rief er aus, „dies Bücken hier richtet einem den Rücken schön zu!" Er erhob sich langsam mit einem jämmerlichen Gesichtsausdruck, bis er aufrecht stand. „Und Sie, Jungfer Teß, Sie befanden sich vor ein paar Tagen nicht wohl — dies hier wird Ihnen nettes Kopfweh machen! Wenn Sie wollen, so ruhen Sie sich nur aus! Die anderen werden es schon fertig bringen."

Crick ging fort und Teß blieb zurück. Clare ging ebenfalls aus der Linie und begann für sich nach dem Unkraut zu suchen. Als er in ihre Nähe kam, veranlaßte sie ihre Unruhe über das, was sie am Abend vorher gehört hatte, ihn anzusprechen.

„Sehen sie nicht hübsch aus?" fragte sie.

„Wer?"

„Izz Huett und Retty."

Teß war niedergeschlagen mit sich ins reine gekommen, daß jedes dieser Mädchen eine gute Bauernfrau abgeben würde und daß sie sie ihm empfehlen und ihre eigenen armen Reize verdunkeln müsse.

„Hübsch? Nun ja, es sind ganz hübsche Mädchen, von frischem Aussehen. Ich habe es selbst schon gedacht."

„Aber leider vergeht Schönheit bald!"

„Leider."

„Es sind ausgezeichnete Bäuerinnen!"

„O ja, obgleich nicht besser als Sie!"

„Sie rahmen besser ab."

„Wirklich?"

Clare beobachtete sie anhaltend, nicht ohne daß auch sie ihn beobachtete.

„Sie wird rot," fuhr Teß heroisch fort.

„Wer?"

„Retty Priddle."

„O! Warum denn?"

„Weil Sie sie anblicken."

So voll Selbstaufopferung Teß auch sein mochte, so konnte sie doch nicht gut weiter gehen und rufen: „Heirate eine von ihnen, wenn du wirklich ein Bauernmädchen und keine Dame haben willst und denke nicht daran, dein Auge auf mich zu werfen." Sie folgte ihrem Herrn und hatte die traurige Genugthuung, zu bemerken, daß Clare zurück blieb.

Von diesem Tage an zwang sie sich die Mühe auf, ihn zu meiden, und erlaubte sich nie wie früher, lange in seiner Gesellschaft zu bleiben, selbst wenn ihr Zusammentreffen ein zufälliges war. So gab sie den anderen drei Mädchen jede Chance, sie auszustechen.

Teß war Weib genug, um aus ihren Geständnissen zu merken, daß Angel Clare die Ehre ihrer Riwalinnen in seiner Gewalt hatte; und ihre Wahrnehmung, daß er Sorge trug, das Glück keiner von ihnen zu kompromittiren, erfüllte sie zuletzt mit einer zärtlichen Achtung vor dem, was sie mit Recht oder Unrecht seinen Respekt vor der Pflicht der Selbstbeherrschung nannte, eine Eigenschaft, welche sie niemals bei dem andern Geschlecht zu finden erwartet hatte und ohne die mehr als eins der einfachen Herzen, welche dasselbe Dach mit ihm deckte, weinend seine Pilgerfahrt angetreten haben würde.

VIII.

Das heiße Juliwetter hatte sie unbemerkt beschlichen und schwer wie ein Opiat hing die Atmosphäre des flachen Thales über den Leuten, den Kühen und den Bäumen. Warme dunstige Regenschauer fielen häufig, machten das Gras auf den Wiesen, auf denen die Kühe weideten, noch üppiger und hinderten auf den andern die Heuernte.

Es war Sonntagmorgen, das Melken gethan, und die Leute, die draußen wohnten, hatten sich heimbegeben. Schnell waren Teß und die anderen drei Mädchen in ihrem besten Staat, denn die ganze Schar hatte den Beschluß gefaßt, zur Kirche in Mellstock zu gehen, welche drei bis vier Meilen entfernt von der Meierei liegt. Teß war zwei Monate in Talbothays und bis jetzt noch nie hinaus gewesen.

Den ganzen vorhergehenden Nachmittag und die Nacht hindurch hatte ein heftiger Gewittersturm über die Wiesen gepfiffen und hie und da Heu in den Fluß geschwemmt; an diesem Morgen aber schien die Sonne nach dem Unwetter um so strahlender und die Luft war balsamisch und klar.

Die hin und her sich windende Straße, welche von ihrem eigenen Kirchspiel nach Mellstock führte, ging in einem Teil ihrer Länge die tiefst liegende Niederung entlang, und als die Mädchen diese erreicht hatten, entdeckten sie, daß der Weg durch den Regen auf eine Länge von fünfzig Ellen überschwemmt worden war. An einem Werktage wäre das kein ernstliches Hindernis gewesen; sie würden das Wasser mit ihren hohen Pantinen und Stiefeln ganz unbedenklich durchwatet haben; aber an diesem Tage der Eitelkeit, diesem Sonntage, an welchem das Fleisch ging, um mit dem Fleisch zu kokettiren, während es heuchlerisch vorgab, mit geistlichen Dingen sich zu beschäftigen, bei dieser Gelegenheit, weiße Strümpfe und dünne Schuhe, rote, weiße und lila Röcke zu tragen, an welchen jeder Schmutzfleck sichtbar war, bildete der Pfuhl ein ernstliches Hindernis. Sie konnten die Glocken bereits läuten hören, die jetzt noch fast eine Meile entfernt waren.

„Wer hätte erwarten können, daß der Fluß zur Sommerszeit so steigen würde," sagte Marian von der Straßenbank aus, welche sie erklommen hatte, in der Hoffnung, an der Böschung entlang kriechen zu können, bis sie jenseits des Tümpels wären.

„Wir können auf andere Weise nicht hinüber kommen, als geradewegs hindurch zu gehen oder einen Umweg über Stone Bridge zu machen, und das würde uns sehr aufhalten!" sagte Retty, indem sie hilflos stehen blieb.

„Und ich werde stets so rot," sagte Marian, „wenn ich zu spät in die Kirche komme und alle Leute rundherum mich anstarren."

Während sie noch standen und an der Böschung sich anklammerten, hörten sie ein Platschen an der Straßenwendung, und gleich darauf erschien Angel Clare und näherte sich ihnen der Straße entlang durch das Wasser.

Vier Herzen begannen gleichzeitig heftig zu klopfen.

Sein Aussehen war so wenig sonntäglich, wie es der Sohn eines rechtgläubigen Pfarrers wahrscheinlich nur selten zur Schau trägt; sein Anzug bestand

aus seinen Alltagskleidern und langschäftigen Stiefeln, ein Kohlblatt stak in der Innenseite seines Hutes, um ihm den Kopf zu kühlen.

„Er geht nicht zur Kirche!“ sagte Marian.

„Nein — aber ich wollte, er thäte es!“ erwiderte Teß.

Angel zog in der That an schönen Sommertagen mit Recht oder Unrecht (um eine rettende Phrase ausweichender Polemiker zu adoptiren) Predigten im Freien denen in Kirchen und Kapellen vor. An diesem Morgen war er überdies ausgerückt, um zu sehen, ob der Schaden des Regens am Heu beträchtlich sei oder nicht. Auf seinem Spaziergange hatte er die Mädchen schon aus weiter Entfernung beobachtet, obgleich sie, von den Schwierigkeiten, über das Wasser zu kommen, allzu sehr gefesselt, ihn nicht bemerkt hatten. Er wußte, daß das Wasser an dieser Stelle gestiegen war und es ein ernstliches Hindernis für sie bilden werde. So war er herbeigeeilt mit einer dunklen Vorstellung über die Art und Weise, wie er ihnen werde helfen können — besonders einer von ihnen.

Das rosenwangige, helläugige Quartett sah in seiner lichten Sommerkleidung, an der Straßenböschung stehend, wie Tauben auf dem Dache, so anziehend aus, daß er es einen Augenblick betrachtete, bevor er näher kam. Zuletzt erst fiel sein Auge auf Teß, welche die hinterste der vier war; voll unterdrückten Gelächters über ihr Dilemma, konnte sie sich nicht erwehren, seinem Blick strahlend zu begegnen.

Durch das Wasser watend, das an Tiefe die Länge seiner Stiefel nicht erreichte, schritt er gerade auf sie zu.

„Sie wollen zur Kirche gehen?“ sagte er zu Marian, welche in der Front stand, indem er die beiden nächsten in seine Frage mit einschloß, Teß aber anzusehen vermied.

„Ja, Herr Clare, aber es ist schon so spät und ich werde stets so rot —“

„Ich will Sie schon durch das Wasser tragen, wenn's weiter nichts ist — jede von ihnen!“

Alle vier erröteten, als wenn ein Herz in ihnen gemeinsam schlüge.

„Aber das wird doch nicht gehen!“ meinte Marian.

„Es bleibt kein anderer Ausweg, wenn Sie nicht umkehren wollen. Stehen Sie nur still! Unsinn — Sie sind nicht zu schwer! Wenn es darauf ankäme, könnte ich Sie alle vier wohl auf einmal hinüber tragen. Aufgepaßt! Marian! Legen Sie Ihre Arme nur fest um meine Schultern! So! Jetzt!“

Marian schmiegte sich in seine Arme, wie Angel es ihr gesagt hatte, und dieser zog mit ihr ab. Sie verschwanden um die Ecke der Straßenkurve und nur das Platschen seiner Schritte im Wasser und das Band auf Marians Hut verrieten, wo sie waren. Izz Huett war die nächste in der Reihenfolge auf der Böschung.

„Da kommt er!“ murmelte sie, und an dem Ton ihrer Stimme konnte man hören, daß ihre Lippen vor Aufregung trocken waren. „Und jetzt soll ich meine Arme um seinen Nacken legen und ihn anschauen, wie Marian es gethan hat!“

„Da ist doch nichts dabei!“ sagte Teß schnell.

„Alles zu seiner Zeit!“ fuhr Izz nachlässig fort. „Zuweilen soll man umarmen und zuweilen soll man es lassen! Ich darf es jetzt thun!“

„Du sprichst wie ein Buch, Izz!“

„Ja, ich habe meine Zeit benutzt und höre in der Kirche stets aufmerksam zu.“

Angel Clare, für den dies Werk zu drei Vierteilen nichts als ein Gemeinplatz der Güte war, näherte sich Izz jetzt. Ruhig und träumerisch legte sie sich ihm in den Arm und ordnungsgemäß marschirte er mit ihr ab. Als man hören konnte, daß er zum drittenmal zurückkam, konnte man Retty unter ihrem Herzschlag fast erzittern sehen. Er schritt auf das rothaarige Mädchen zu, und während er es umfaßte, sah er Teß an. Seine Lippen hätten nicht deutlicher sagen können: „Nun werde ich bald dich an meiner Brust halten!“ Ihr Gesicht bewies, daß sie ihn verstanden hatte; sie konnte nicht anders.

Die arme, kleine Retty machte, obgleich sie an Gewicht unter dem der andern blieb, Clare dennoch am meisten zu schaffen.

Marian war einem Sack Mehl gleich gewesen, einem toten Gewicht von Plumpheit, unter dem er buchstäblich gewankt hatte. Izz hatte ihm ruhig und selig im Arm gelegen. Retty aber war ein ganzer Haufe von Hysterie.

Er kam indes doch durch mit der unruhigen Kreatur, setzte sie nieder und kam zurück. Teß konnte über die Ecke hinweg ihre drei Gefährtinnen in einer Gruppe genau in der Stellung stehen sehen, in welcher Clare sie verlassen hatte. Jetzt kam die Reihe an sie. Sie war verdrießlich, zu entdecken, daß die Erregung beim Nahen Clares, welche sie bei den anderen drei so lebhaft verdammt hatte, auch sie ergriff; und aus Furcht, sich zu verraten, suchte sie ihn hinters Licht zu führen.

„Ich kann hier ganz gut an dem Damm entlang kriechen,“ sagte sie, „ich kann besser klettern als die anderen. Sie sind doch gewiß sehr müde, Herr Clare!“

„Nein, nein, Teß!“ erwiderte er rasch; und fast ehe sie sich's versah, saß sie in seinem Arm und lehnte sich gegen seine Schulter.

„Drei Leas, um eine Rahel zu gewinnen!“ flüsterte er.

„Sie sind besser als ich!“ antwortete sie großmütig, in ihrem Entschlusse sich bestärkend.

„Für mich nicht!“

Er fühlte, wie sie glühte, und schweigend legten sie langsam einige Schritte zurück.

„Ich hoffe, daß ich Ihnen nicht zu schwer bin!“ sagte sie schüchtern.

„O nein, durchaus nicht! Sie sollten Marian einmal heben! Solch ein Klumpen! Sie sind wie eine fließende Welle, durch die Sonne erwärmt; und dem Schaum gleicht die Wolke von Musselin, welche Sie umhüllt.“

„Es wäre ja sehr hübsch — wenn ich Ihnen wirklich so erschiene!“

„Begreifen Sie denn nicht, daß ich drei Viertel der Arbeit um des letzten Viertels wegen unternommen habe?“

„Nein!“

„Ich habe mir ein so glückliches Ereignis heute nicht träumen lassen.“

„Freilich — das Wasser ist sehr rasch gestiegen.“

Ihr beschleunigter Atem bewies ihm, daß sie ihn wohl verstanden hatte.

Clare stand still und neigte sein Antlitz dem ihren zu.

„O Tessy!“ rief er aus.

Die Wangen des Mädchens brannten unter dem Feuer seines Atems, und aus Aufregung konnte sie ihm nicht in die Augen sehen. Es fiel Angel ein, daß es nicht ganz recht sei, Vorteil von einer zufälligen Begegnung zu ziehen; er benutzte sie nicht weiter. Ein entscheidendes Liebeswort war bisher noch nicht über ihre Lippen gekommen und Zurückhaltung in diesem Punkt schien ihnen beiden erwünscht. Er ging indes langsam, um den Rest des Weges so lang als möglich zu machen; schließlich kamen sie indes an die Biegung und in den Gesichtskreis der anderen drei. Das trockene Land war bald erreicht und zögernd ließ Clare Teß aus seinen Armen.

Ihre Freundinnen sahen mit runden, nachdenklichen Augen zu ihnen herüber und Teß erriet, daß sie von ihr gesprochen hatten. Er sagte ihnen schnell Lebewohl und platschte die überschwemmte Strecke der Straße wieder zurück.

Die Vier gingen weiter wie zuvor, bis Marian das Schweigen brach, indem sie sagte:

„Nein, auf Treu und Glauben, ihr gegenüber haben wir keine Chance!“

Betrübt sah sie Teß an.

„Was meinst Du?“ fragte diese.

„Er mag Dich am liebsten leiden — bei weitem am liebsten! Wir konnten es sehen, da er Dich herübertrug. Er würde Dich geküßt haben, wenn Du ihn ermutigt hättest, selbst nur ein wenig.“

„Nein, nein,“ antwortete sie.

Die Fröhlichkeit, mit welcher sie ausgegangen waren, hatte sich verloren, aber Feindschaft oder Uebelwollen gab es dennoch nicht zwischen ihnen. Es waren großmütige junge Herzen; sie waren einsam in ländlichen Winkeln aufgewachsen, in denen Fatalismus noch eine starke Gewalt hat, und tadelten Teß nicht; und noch weniger dachten sie daran, ihr ein Bein zu stellen.

Teß fühlte sich sehr unglücklich. Sie konnte sich nicht mehr verhehlen, daß sie Angel liebe, vielleicht um so leidenschaftlicher, da sie erkannt hatte, daß auch die anderen an ihn ihr Herz verloren hatten. Liebe ist ansteckend, besonders bei jungen Mädchen. Und dennoch litt ihr hungriges Herz mit ihren Freundinnen. Ihre ehrliche Natur hatte gegen ihre Neigung angekämpft, aber zu schwach; und die natürliche Folge war nicht ausgeblieben.

„Ich stehe Dir niemals im Wege, noch irgend jemand von euch!“ erklärte Teß an jenem Abend im Schlafzimmer, während ihr die Thränen über die Wangen rollten. „Ich kann nichts daran ändern! Ich glaube überhaupt nicht, daß er daran denkt, sich zu verheiraten, aber selbst wenn er auch fragte, würde ich ihn ebenso zurückweisen wie jeden andern Mann.“

„O, das würdest Du thun? Aber warum denn?“ fragte Retty verwundert.

„Ich kann es nicht sagen. Aber ich will ehrlich sein. Selbst wenn ich mich ganz beiseite setze, glaube ich nicht, daß er eine von euch wählen wird.“

„Ich habe es niemals erwartet — niemals daran gedacht!“ seufzte Retty. „Aber, ach — ich möchte, ich wäre tot!“

Das arme, durch ein Gefühl gequälte Kind, das sie kaum verstand, wendete sich den beiden anderen Mädchen zu, die gerade heraufkamen.

„Wir wollen wieder freundlich mit ihr sein,“ sagte sie zu ihnen. „Sie denkt ebenso wenig daran, daß er sie wählen wird, als wir für uns es thun.“

So nahm die Zurückhaltung ein Ende und alle waren vertraulich und freundlich wie früher.

„Ich sorge mich nicht darum, was ich jetzt zu thun habe!“ sagte Marian, deren Stimme auf ihren tiefsten Baß herabgestimmt war. „Ich wollte einen Milchbauern in Stickleford heiraten, der zweimal um mich angehalten hat. Aber, meiner Seel', ich möchte lieber tot als jetzt sein Weib sein. Warum sagst Du nichts, Izz?“

„Um denn die Wahrheit zu gestehen,“ murmelte Izz, „so war ich heute sicher, daß er mich küssen würde, als er mich im Arm hielt; und ganz still lag ich an seiner Brust, hoffend und hoffend und über alles erhaben. Aber er that es nicht. Ich mag hier in Talbothays nicht länger bleiben. Ich werde heim gehen.“

Die Luft des Schlafzimmers schien mit der hoffnungslosen Leidenschaft der Mädchen erfüllt. Sie bebten fieberhaft unter dem Druck einer Bewegung, welche durch ein grausames Naturgesetz ihnen eingeflößt worden — eine Bewegung, die sie weder ersehnt noch erwartet hatten. Das Ereignis des Tages hatte die Flamme, die ihnen im Herzen brannte, hoch emporlodern lassen und die Qual wurde ihnen fast unerträglich. Die Eigenheiten, welche sie als Individuen unterschieden, wurden durch diese Leidenschaft verwischt und jede von ihnen war nur ein Teil eines Organismus, den man das Geschlecht nennt. Nur weil es keine Hoffnung für sie gab, bestand so viel Freimut und so wenig Eifersucht zwischen ihnen. Jedes von ihnen war ein Mädchen von gesundem Menschenverstand und täuschte sich weder mit eitlen Hoffnungen, noch leugnete es seine Liebe oder gab sich den Anschein, die anderen ausstechen zu wollen.

Sie wendeten und warfen sich in ihren Betten hin und her, während von unten her das Tröpfeln der Käsepresse monoton zu ihnen herauf schallte.

„Bist Du wach, Teß?“ flüsterte eine halbe Stunde später eine Stimme. Es war die von Izz Huett.

Teß antwortete bejahend; sofort lüfteten sich ebenfalls bei Retty und Marian die Bettdecken und beide seufzten.

„Wir auch!“

„Ich möchte wohl wissen, wie sie aussieht — die Dame, welche seine Familie für ihn bestimmt haben soll.“

„Ich auch!“ sagte Izz.

„Eine Dame für ihn bestimmt?“ sagte Teß auffahrend und mit erstickter Stimme. „Ich habe niemals davon gehört!“

„O ja, man flüstert davon — eine junge Dame seines Standes, von seiner eigenen Familie ausersehen — die Tochter eines Doktors der Theologie, in der Nachbarschaft von Emminster, der Pfarre seines Vaters. Man sagt, daß er sich nicht viel aus ihr macht. Aber es ist sicher, daß er sie heiraten wird.“

Sie hatten von der Sache nur sehr wenig gehört, aber es genügte ihnen, um im Dunkel der Nacht die schmerzlichsten Träume darauf zu erbauen. Sie malten sich alle Einzelheiten aus, wie man es machen würde, um seine Einwilligung zu erhalten, das Glück der Braut, ihr Kleid und ihren Schleier, das Heim, in welchem sie selig mit ihm leben werde, wenn er sie und ihre Liebe längst vergessen haben werde. So unterhielten sie sich und seufzten und weinten, bis der Schlaf ihre Trauer mit Rosen zudeckte.

Nach dieser Enthüllung nährte Teß keine Gedanken mehr, daß Clares Aufmerksamkeiten irgend ernste und wohlüberlegte Absichten zu Grunde lägen. Es war eine vorübergehende Sommerliebe, die ihrem Gesicht galt, eine Liebe um der Liebe willen. Weiter nichts. Und die Dornenkrone dieser trüben Vorstellung gipfelte in dem Gedanken, daß sie, welche er für eine kurze Wegeslänge den übrigen vorzog, sie, welche sich selbst für leidenschaftlicher, geschickter und schöner als jene hielt, seiner viel weniger wert war, als die niedrigste jener, an welchen er achtlos vorüberging.

(Fortsetzung folgt.)

Einzig Sternlein auf der Erden.

Von

Petar Preradović.

Fiel ein Sternlein, hell und gülden,
Von des blauen Himmels Höhen
In der dunklen Erde Tiefen.
Und die Erde sich verwundert,
Wie das Sternlein, hell und gülden,
Hoch vom Himmel fiel herunter.
„Sollst dich, Erde, nicht verwundern,“
Spricht das Sternlein, hell und gülden,
„Bin gekommen, zu besuchen
Meine Schwester, namens Liebe,
Einzig Sternlein auf der Erden.“

Im Frühling.

Von

Guy de Maupassant.

Sobald die ersten schönen Tage erscheinen, in denen die Erde erwacht und es zu grünen beginnt, wenn die laue, würzige Luft uns umschmeichelt und unsere Brust erfüllt bis zum Herzen hinan, drängt sich etwas wie ein unbestimmtes Sehnen nach weitem, fernem Glück an uns heran, eine Lust davonzulaufen, auf gut Glück hinauszueilen, Abenteuer aufzusuchen — in vollen Zügen Frühling zu trinken.

Der vergangene Winter war sehr streng gewesen, und im Monat Mai erfüllte mich dieser ausgelassene Drang wie eine Art Trunkenheit, wie ein überquellender Saftstrom.

Eines Morgens nun, beim Aufwachen, sah ich durchs Fenster, wie über den benachbarten Häuserdächern das ganze blaue Zelt des Himmels überflammt war von den Strahlen der Sonne. Die Zeisige, die in den Käfigen am Fenster hingen, schmetterten, die Mädchen sangen in allen Stockwerken, ein fröhliches Gemurmel tönte von der Straße her und ich machte mich in festlicher Stimmung auf, hinauszugehen in den Frühling.

Die Leute, denen ich begegnete, sahen froh aus, ein Hauch von Glück schwamm überall in dem warmen Lichte des wiedererstandenen Frühlings; es war, als führe ein frischer Hauch von Liebe über die Stadt hinweg. In den Augen der jungen Mädchen, die im Morgenkleide über die Straße gingen, lag etwas wie verhüllte Zärtlichkeit, in ihrem Gange eine erhöhte Grazie, die mein Herz mit Unruhe erfüllte.

Ohne es zu wissen und zu wollen, war ich am Ufer der Seine angekommen. Dampfschiffe bewegten sich nach Suresnes zu, und plötzlich überkam mich eine maßlose Lust, im Gehölz umher zu streifen.

Die Schiffsbrücke der „Libelle" war mit Passagieren bedeckt, denn so ein erster Sonnentag lockt alle mit Gewalt heraus aus ihren Zimmern, und alles wird lebendig, wandert, plaudert mit dem Nachbarn.

Ich selbst hatte eine Nachbarin; offenbar eine kleine Arbeiterin, mit all der Grazie der Pariserinnen, ein kleines Ding mit blondem Kopf, das Haar an den Schläfen gewellt; ein paar Haare, wie flimmernde Sonnensträhtchen, stiegen hinter dem Ohr herab, liefen bis zum Nacken und flatterten da im Wind; noch tiefer, ganz unten, saßen sie wie ein feiner, zarter, blonder Flaum, so fein, so zart und so blond, daß man ihn kaum sah und doch ein unwiderstehliches Verlangen empfand, eine Unzahl Küsse darauf zu drücken.

Als ich sie fortwährend ansah, wandte sie den Kopf nach mir und senkte dann plötzlich die Augen, wobei ein leichtes Fältchen, wie der Anfang zu einem Lächeln, ihre Mundwinkel bewegte und auch da diesen feinen, seidenartigen, farblosen Flaum erscheinen ließ, in dem ein wenig die Sonne flimmerte.

Der ruhige Strom wurde immer breiter. Die Luft war warm und friedlich, murmelndes Leben schien den weiten Raum zu erfüllen. Meine Nachbarin schlug wieder die Augen auf und diesmal, als ich sie immer noch ansah, lächelte sie wirklich. Sie war reizend so. In ihrem flüchtigen Blick erschienen mir tausend, tausend Dinge, an die ich vorher nicht gedacht. Da sah ich in ungekannte Tiefen, erblickte all die Reize der Zärtlichkeit, all die Poesie, von der wir träumen, all das Glück, das wir suchen ohne Unterlaß. Und ich hatte ein wahnsinniges Verlangen, sie in meine Arme zu schließen, sie eine Strecke fortzutragen, um ihr ins Ohr zu flüstern süße Musik — Worte der Liebe.

Gerade öffnete ich den Mund, um sie anzureden, als mir jemand die Schulter berührte. Als ich mich verwundert umsah, erblickte ich einen Mann von gewöhnlichem Aussehen, nicht zu jung, nicht zu alt, der mich schmerzlich anschaute.

„Ich möchte Ihnen etwas sagen," sprach er.

Ich verzog mein Gesicht, und das sah er jedenfalls, denn er fügte hinzu: „Es ist wichtig."

Ich erhob mich und folgte ihm auf das andere Ende des Schiffes. „Mein Herr," hob er an, „wenn der Winter naht mit seinen Frösten, seinem Regen und Schnee, sagt Ihnen Ihr Arzt jeden Tag: ‚Halten Sie die Füße warm, hüten Sie sich vor Erkältung, vor Rheumatismus, vor Kehlkopf- und Brustfellentzündung.' Dann treffen Sie eine Menge Vorkehrungen, Sie tragen Wolle, Sie schaffen sich einen dicken Ueberzieher und starke Stiefel an, und trotzdem liegen Sie noch jeden Tag zweimal zu Bette. Wenn aber der Frühling kommt mit seinen Blättern und Blüten, seinen warmen, weichen Lüften, mit dem

Dufte der Felder, der Sie mit dieser unbestimmten Unruhe erfüllt, der Sie ohne Grund in eine weiche Rührung versetzt, da gibt's keinen, der Ihnen sagt: ‚Mein Herr, hüten Sie sich vor der Liebe! Sie hat sich überall in den Hintergrund gelegt, sie lauert Ihnen auf an allen Ecken und Enden, all ihre List bietet sie auf, all ihre Waffen sind geschärft, all ihre Fallstricke gelegt! Hüten Sie sich vor der Liebe! Hüten Sie sich davor! Sie ist gefährlicher als Rheumatismus und Kehlkopf- und Brustfellentzündung! Sie läßt nicht los und — sie verführt uns alle zu unauslöschlichen Dummheiten!‘ Ich gehe so weit, zu sagen, mein Herr: die Regierung müßte große Anschläge an die Mauern machen lassen, des Inhalts: ‚Aufgepaßt! Der Frühling ist wieder da — Bürger Frankreichs, man hüte sich vor der Liebe!‘ — gerade wie man an die Hausthüren schreibt: ‚Man hüte sich vor der frischen Farbe!‘ . . . Nun, da die Regierung dergleichen nicht thut, so thue ich es an ihrer Stelle, und ich sage Ihnen: Hüten Sie sich vor der Liebe; sie ist im besten Zuge, Ihnen einen Streich zu spielen, und ich habe die Pflicht, es Ihnen zu sagen, wie man es in Rußland jedem Vorübergehenden sagt, wenn seine Nase erfrieren will."

Ich stand verblüfft vor dem sonderbaren Menschen; darauf steckte ich eine würdevolle Miene auf und sagte: „Hm — Sie kümmern sich wohl um Dinge, die Sie nichts angehen."

Da fiel er mir mit einer heftigen Bewegung ein: „O — mein lieber Herr! wenn ich sehe, daß ein Mensch daran ist zu ertrinken, an einem gefährlichen Ort, dann muß ich ihn also ruhig umkommen lassen? Nein — hören Sie meine Geschichte, und Sie werden begreifen, warum ich mir erlaube, so zu Ihnen zu sprechen.

„Es war vor einem Jahre, zur selben Zeit. Ich muß vorausschicken, daß ich im Marine-Ministerium beschäftigt bin, wo unsere Chefs, die Kommissäre, glauben, weil sie als Federfuchser Offizierstressen tragen, müßten sie uns wie Schiffsjungen behandeln. Ja, diese Chefs sind eine Sorte — na, das nebenbei. Ich sah also von meinem Bureau aus ein kleines Stück blauen Himmels, an dem die Schwalben hin und herschossen; und mir wurde so zu Mute, daß ich hätte tanzen können zwischen meinen schwarzen Aktenkästen.

„Meine Sehnsucht nach Freiheit wurde so stark, daß ich zuletzt mit innerm Widerstreben zu unserm Alten ging. Er war ein kleines, zusammengeschrumpftes Männchen und ewig im Koller. Ich meldete mich krank. Er schrie mich an: ‚Glaube Ihnen gar nichts, Herr! Machen Sie diesmal, daß Sie fortkommen! Meinen Sie, daß das Bureau vorwärts kommt mit solchen Angestellten?‘

„Aber ich zog los und kam zur Seine. Es war ein Wetter wie heute; und ich fuhr mit der Libelle nach Saint-Cloud.

„Ach, bester Herr! Mein Chef hätte wohl gethan, mir die Erlaubnis zu verweigern.

„Mir war, als wüchse ich unter den Strahlen der Sonne. Ich war verliebt in alles: das Schiff, den Fluß, die Bäume, die Häuser, meine Nachbarn, alles liebte ich. Mir war, als müßte ich irgend was ans Herz drücken: es war die Liebe, die ihre Schlingen legte.

„Mit einemmal, beim Trocadero, stieg ein junges Mädchen mit einem Paket in der Hand ein und setzte sich mir gegenüber.

„Sie war allerdings niedlich; aber es ist erstaunlich, wie viel schöner einem die Frauen vorkommen in der schönen Jahreszeit, bei Frühlingsanfang; sie haben dann etwas Berauschendes, einen Schmelz, ein — etwas ganz Besonderes. Es geht damit wie mit Wein, wenn man vorher Käse ißt.

„Ich sah sie an und sie sah mich auch an, ich nur von Zeit zu Zeit, wie Sie die Ihre jetzt. Endlich dachte ich, weil wir uns so lange angesehen hätten, wir kennten uns nun genug, um eine Unterhaltung zu beginnen und ich redete sie an. Sie antwortete. Sie war so reizend wie möglich, wirklich. Ich kam bereits in einen Rausch hinein . . .

„Bei Saint-Cloud stieg sie aus — ich folgte ihr. — Sie hatte etwas abzuliefern. Als sie wieder kam, fuhr das Schiff gerade ab. Ich hielt mich an ihrer Seite, und wir sogen die köstliche Luft in tiefen Atemzügen ein.

„‚Es müßte herrlich sein im Gehölz,‘ sagte ich.

„Sie erwiderte: ‚Ach ja!‘

„‚Wenn wir einen Spaziergang dorthin machten, was meinen Sie, Fräulein?‘

„Sie musterte mich verstohlen mit einem schnellen Blick, recht, als wollte sie abschätzen, was ich wert sei, dann willigte sie ein, nach kurzem Zögern. Und nun gingen wir neben einander dahin, mitten zwischen den Baumstämmen hindurch. Das Laubdach war noch ein wenig dünn; die Sonne fiel in vollen Strahlen hindurch auf das hohe, üppige, leuchtend grüne Gras, das aussah wie gefirnißt; tausend Tierchen lebten darin und liebten sich auch. Ueberall rings hörte man die Vögel singen. Alsbald begann meine Begleiterin zu laufen und zu springen, trunken von Wiesenduft und Frühlingsluft. Und ich hinterher, laufend und springend wie sie. Man ist wirklich verrückt zu Zeiten.

„Dann sang sie alles mögliche durch einander, Opernmelodien — und das Lied von Musette! Ja, das Lied von Musette! Wie mir das poetisch vorkam damals! Ich weinte beinah. Ach, das sind all diese Possen, die einem den Kopf verdrehen; ich sage Ihnen, nehmen Sie nie eine Frau, die im Freien singt, und erst recht nicht, wenn sie das Lied von Musette singt!

„Bald war sie erschöpft und setzte sich an einen grünen Abhang hin. Ich selbst setzte mich ihr zu Füßen, ich ergriff ihre Hände — ihre kleinen Hände, rauh von Nadelstichen — da war ich wieder gerührt. Ich dachte: ‚Das sind die heiligen Zeichen der Arbeit!‘ Wissen Sie, mein werter Herr, was sie bedeuten, diese heiligen Zeichen der Arbeit? Ateliergeklatsch bedeuten sie, halblaute Zotengeschichten, ein

besudeltes Seelenleben, verlorne Keuschheit, Dummheit, Geschwätzigkeit, gemeinste, unerträgliche Alltäglichkeit, unglaubliche Beschränktheit des Denkens, das diese gewöhnlichen Weiber besitzen, deren Fingerspitzen die heiligen Zeichen der Arbeit tragen.

„Nun sahen wir uns lange Zeit ins Auge.

„Was dies Frauenauge doch für eine Gewalt hat! Es ist im stande einem die Ruhe zu rauben; es reißt uns hin, unterwirft uns, beherrscht uns. Wie tief kommt es einem vor, wie vielverheißend, wie unergründlich, wenn man so recht hineinschaut, was man dann nennt ‚sich in der Seele lesen' — so ein Blödsinn! Wenn man sich in der Seele lesen könnte, man wäre weiß Gott klüger.

„Ich war schon ganz kopflos, närrisch. Ich wollte sie umarmen, und sie sagte: ‚Nicht angerührt, mein Herr!'

„Da warf ich mich vor ihr auf die Kniee und hielt mich nicht länger; auf den Knieen schüttete ich all die Zärtlichkeiten aus und machte mir Luft. Sie schien von der Verwandlung meines Benehmens erstaunt zu sein und schielte zu mir herüber, als dächte sie bei sich: Aha, ist's so gemeint? Nun, das wird sich auch finden.

„In der Liebe sind wir Männer immer die Dummen und die Weiber haben den Vorteil davon.

„Ich hätte sie ja haben können, zweifellos; ich sah meine Dummheit zu spät ein, aber ich suchte auch keinen Körper damals, ich suchte Liebe, suchte ein Ideal! Ich war gefühlvoll, wo ich meine Zeit besser hätte brauchen sollen.

„Als sie genug hatte von meinen Beteuerungen, erhob sie sich — und wir gingen nach Saint-Cloud zurück. Ich verließ sie erst in Paris. Sie machte ein so trauriges Gesicht auf dem Rückwege, daß ich nach dem Grunde fragte. Sie erwiderte gedankenvoll: ‚Von solchen Tagen hat man eigentlich nicht genug in seinem Leben.' Mir schlug das Herz zum Zerspringen.

„Am andern Sonntag sah ich sie wieder, am dritten auch, und so weiter alle Sonntage. Ich ging mit ihr nach Bougival, Saint-Germain, Maison-Laffitte, Poissy; überallhin, wo sich eben die Liebe der Pariser abspielt.

„Das Teufelsmädchen brachte es dahin, daß ich schon gar nicht mehr anders konnte. —

„Zuletzt verlor ich ganz den Verstand; ich heiratete sie, drei Monate nachdem ich sie kennen gelernt.

„Ja, bester Herr, man ist eben Beamter, allein, ohne Familie, ohne Ratgeber, und man sagt sich, das Leben mit einem Weibe müßte schön sein — und heiratet es also, dies Weib!

„Na, und nachher macht sie einem die Hölle heiß, von morgens früh bis abends spät — weiß nichts, begreift nichts, plappert in einem fort, singt aus vollem Halse das Lied von Musette (o, dies verfluchte Lied von Musette!), schlägt sich mit dem Kohlenmann, erzählt der Portiersfrau intime Dinge aus dem Haushalt, plaudert dem Kindermädchen des Nachbarn die Geheimnisse des Ehebettes aus, verleumdet ihren Mann bei den Lieferanten und hat dabei den Kopf vollgepfropft von so dummen Geschichten, so blödsinnigem Aberglauben, so ungeheuerlichen Vorstellungen, so unglaublichen Vorurteilen — daß ich weinen möchte, mein Herr, so oft ich mit ihr spreche, weinen."

Er schwieg, ein wenig außer Atem und sehr erregt. Ich sah ihn an und konnte mich des Mitleids nicht erwehren mit dem armen Teufel, der so naiv war, und ich wollte ihm gerade etwas erwidern, als das Schiff anhielt. Wir waren bei Saint-Cloud.

Die Kleine, die mir's angethan, erhob sich, um auszusteigen. Sie ging nahe an mir vorbei, warf mir schnell einen Blick von der Seite zu und lächelte verstohlen. So ein Lächeln, das einen närrisch macht — und dann stieg sie auf die Brücke.

Ich wandte mich, um ihr zu folgen, allein mein Nachbar hielt mich am Aermel fest. Ich riß mich mit einer energischen Bewegung los — er packte meine beiden Rockklappen, zerrte mich zurück und sagte dabei fortwährend: „Sie sollen nicht gehen! Sie sollen nicht!" und zwar so laut, daß sich alle nach uns umwandten.

Gelächter wurde um uns laut und ich blieb regungslos, wütend, aber dem Gelächter und dem Aufsehen war ich nicht gewachsen.

So fuhr das Schiff zurück.

Die Kleine stand noch immer auf der Brücke und sah mich enttäuscht abfahren, während dieser Mensch sich die Hände rieb und mir vergnügt ins Ohr flüsterte:

„Ich habe Ihnen da einen energischen Dienst erwiesen — nun ist's schon gut."

Von Diesem und Jenem.

Der Journalismus in Japan.

Von

Motoyosi-Saiso.*)

Das Volk der aufgehenden Sonne hat, verliebt in die europäische Zivilisation, nicht gezögert, vom Occident den Ueberrock, die Deputirten, die Kanonen, das allgemeine Stimmrecht und die Aufschneiderei anzunehmen, und man weiß, mit welcher Geschwindigkeit. Es konnte gegen die Vorteile des Journalismus nicht gleichgiltig bleiben. Es ist sogar so sehr davon geblendet worden, daß es, obgleich es vor dreißig Jahren kaum den Namen „Zeitung" kannte, heute in Tokio allein vierhundert tägliche Blätter und dreihundert periodische Revuen erscheinen sieht.

Es ist sonderbar, daß die Presse, welche in Japan mit so

*) Motoyosi-Saiso ist der bekannteste lebende Dichter Japans.

außergewöhnlicher, fast unglaublicher Schnelligkeit sich entwickelte, einen eben solchen Ursprung, eine ebenso beschwerliche, gefahrvolle Kindheit gehabt als diejenige, welche vor drei Jahrhunderten an den Ufern der Seine ihr erstes Stammeln hören ließ.

Wenn derjenige, den man den Vater des französischen Journalismus nennt, Theophrast Renaudet, ein Arzt war, so ist der Vater des japanischen Journalismus ein Apotheker mit dem euphonischen Namen Kischida-Ghinkan.

Zuerst »Samurai«, das heißt Söldner, eine Art von Janitschar im Dienst der alten Feudalherrschaft, wurde er durch die Revolution von 1868 zu seinen Studien veranlaßt. Da er seinen Zeitgenossen nicht mehr mit Schwert und Lanze zu Leibe gehen konnte und es ihm auf die Mittel nicht ankam, so wurde er Apotheker. Er verkaufte seinen Mitbürgern Droguen, welche er sich aus Europa kommen ließ.

Zu dieser Zeit hatten die japanischen Kaufleute, welchen nur die vierte Seite der Zeitungen zur Verfügung stand, nichtsdestoweniger bereits eingesehen, daß die Reklame die Seele des Handels sei.

Sie ließen kleine viereckige Papierstücke, die mit Lettern aus Holz gedruckt waren, in den Häusern verteilen oder in den Straßen von zahlreichen Laufburschen ausrufen; sie zeigten die Eröffnung dieses oder jenes Magazins oder die Ankunft irgend welcher Warenposten aus Europa an.

Damals erhob sich das Genie Kischidas.

Er kam in Japan zuerst auf den Gedanken, in demselben Blatt, das zwei- oder dreimal im Monat erschien, die Anzeigen seiner Mitbürger mit einigen Novellen und Erzählungen zu vereinigen, nach der Art der Briefe und Korrespondenzen, sagte er, „welche die Europäer bei sich zu Hause gebrauchen“. Man sieht, daß der japanische Journalismus mit der Einführung kleiner Anzeigen geboren wurde.

Kischida taufte diese erste Zeitung »Moschiwogussa«. Der Titel setzt sich aus drei japanischen Worten zusammen: Mo, Seekräuter, Schiwo, Salz, und Gussa, wilde Pflanzen. Er besagte, daß die Zeitung Novellen und Verschiedenes, wie eine Sammlung von Meer- und Bergpflanzen, enthalte. Der Apotheker verriet sich in dem Journalisten.

Die Freiheit des Volkes und der Presse war damals sehr beschränkt und die ganze politische Chronik von der Zeitung ausgeschlossen; sie begnügte sich daher anfangs, Echos aus dem Leben der vornehmen Welt, sensationelle Neuigkeiten und mit den Marktberichten auch die Ankunft und Abfahrt der Schiffe zu veröffentlichen. Nur wenig später begann Kischida seine Leser in die Reize des Feuilletonromans einzuweihen, die er aus den alten japanischen Legenden schöpfte. Der Moschiwogussa hatte mit schweren Anfängen zu kämpfen, lernte alle Verdrießlichkeiten seiner europäischen Kollegen kennen, hatte weder Abonnenten noch geschulte Redakteure, erschien unregelmäßig, wie die Zufälle des Tages, die Fülle der Nachrichten und besonders wie der Stand seiner Finanzen es mit sich brachte. Die Offizin des Apothekers war der große Saal der Redaktion und natürlich wurden besonders die Droguen ihres Besitzers darin empfohlen.

Für einen einzelnen Menschen war die Last natürlich groß, zumal für einen alten Söldner-Apotheker-Romanschriftsteller, besonders nach der finanziellen Seite hin. Er fand Hilfe bei Teilnehmern. Er trieb andere japanische Kaufleute auf, welche sofort den Vorteil begriffen, den sie aus diesem Unternehmen ziehen konnten, und nicht zögerten, es zu unterstützen. Durch die Macht des Kapitals lernte Kischida den ganzen Rausch des Triumphes kennen; er drang zuerst in die Häuser von Tokio, dann in die von Yokohama und schließlich überall ein. So wurde die japanische Zeitung geboren.

Mit den Erfolgen stellte sich natürlich die Konkurrenz ein; das, was indessen dem japanischen Journalismus die volle Entwicklung gab, war die Einführung guter Maschinen, vor allem die der Rotationsmaschine.

Die Initiative hierzu ging von der Regierung aus, welche sie zur Herstellung ihres Papiergeldes und ihrer administrativen Zirkulare aus Europa kommen ließ. Der Triumph der nützen Schreiberei war auch derjenige des Journalismus.

Die erste tägliche und politische Zeitung des Reiches der aufgehenden Sonne war der »Jubin-Hotschi-Schimbun« — das heißt wörtlich: Post, Annoncen, Novellen — der im Jahre 1872 erschien. Ein großer Gelehrter, Herr Tudjita, war dessen Gründer und Chefredakteur.

Den Erfolg dieses Blattes machte die Verfolgung von seiten der Regierung. Da es opponirte und täglich in heftigen Angriffen gegen die Akte und das Personal der Regierung sich erging, so erließ diese ein sehr strenges Gesetz gegen die Presse. Am folgenden Tage veröffentlichte Herr Tudjito an der Spitze seiner Zeitung einen seiner heftigsten Artikel gegen das neue Gesetz. Er wanderte einige Monate ins Gefängnis, aber der »Jubin-Hotschi-Schimbun« war auf den rechten Weg gebracht.

Muß man nach Japan gehen, um ähnliche Praktiken kennen zu lernen?

Unter den Organen, die augenblicklich blühen, ist vor allem der »Dschidschi-Schimpo« (Thatsachen, Anzeigen, Novellen) zu nennen. Er wurde gegründet im Jahre 1883 von Herrn Fukusawa-Yukioschi, einem abendländischen Gelehrten, welcher dereinst Europa im Gewande eines alten Kriegers durchreiste.

Der »Djidji-Shin-Pu« bekennt sich zu einer gemäßigten Opposition und hat durch seine wiederholten Kampagnen zu Gunsten der Europäer in hervorragendem Maße zur Einführung der occidentalen Zivilisation in Japan beigetragen. Er ist eine der verbreitetsten Zeitungen.

An der Spitze des »Tokio-Nitimti-Schimbun« steht ein alter Beamter, Herr Fukutschi, der, nachdem er sein Blatt zu einem Kampforgan gemacht hat, das offizielle Sprachrohr der Regierung geworden ist.

Der »Kokumi-Schimbun« (die „Nationalzeitung“) veröffentlicht augenblicklich täglich die Geschichte des Krieges in China und begleitet sie mit zahlreichen Bildern.

Der »Nitsupu« („Japan“), das Blatt der radikalen Opposition, ist augenblicklich infolge seiner heftigen Angriffe gegen die Beamten verboten.

Es würde langweilig sein, noch weitere von den mehr oder weniger wichtigen vierhundert Blättern zu nennen, welche die aufgehende Sonne täglich in Tokio erscheinen läßt.

Die Revuen sind ebenfalls sehr zahlreich. Die »Miya Yanohama« („Die Blume der Hauptstadt“), die »Sei Jon« („Die Politik“) und »Kokumianotoma« sind die verbreitetsten unter ihnen. Die zuletzt genannte, die vor ungefähr sieben Jahren ins Leben gerufen worden, ist das Organ der protestantischen Missionäre; es bekämpft mit Kraft die Philosophie des Konfuzius und den Buddhismus. Ein Christus mit einer Aureole göttlichen Lichtes schmückt seinen Umschlag wie diejenige einer kleinen katholischen französischen Zeitung.

Neben diesen Zeitungen und Revuen erscheint eine große Zahl kleiner Blätter, deren Spezialität leichte Erzählungen häufig mit pikanten Illustrationen sind. Den jungen Frauen und Mädchen sind sie verboten, aber die Unterthanen des Mikado, die Schlüpfrigkeiten nicht abgeneigt sind, amüsiren sich gern dabei.

Wie bei vielen europäischen Zeitungen, so hat man auch in Japan bei den täglich erscheinenden Blättern nicht die Gewohnheit, zu unterzeichnen. Vor dem Gesetz ist der Chefredakteur allein verantwortlich; auch er ist häufig, um nicht zu sagen immer, ein Strohmann, dessen Gehalt mit der Zahl seiner Gefängnistage wächst.

In den Revuen unterzeichnen die Verfasser ihre Artikel mit Namen, welche sie der Flora oder der Geographie entlehnen. Da sie mit Ausnahme einiger Berufsschriftsteller der vornehmen Gesellschaft oder der Beamtenwelt angehören, so machen sie sich selten bekannt.

Außer diesen vierhundert täglichen Zeitungen und den dreihundert periodischen Revuen, die in der Hauptstadt erscheinen, gibt es noch Spezialzeitschriften und Provinzblätter, deren Zahl nicht zu übersehen ist.

Der Preis aller dieser Blätter variirt zwischen fünf und zehn Centimes. Während ehedem selbst diejenigen, welche tägliche genannt wurden, ohne Ausnahme an Festtagen ihr Erscheinen einstellten, bringen sie seit einigen Jahren dem Fortschritt die Tage der Ruhe zum Opfer und sind nun in der That im strengsten Sinne des Wortes täglich erscheinende Zeitungen.

Herausgeber: Joseph Kürschner in Eisenach; verantwortlicher Redakteur: Ludwig Thaden in Stuttgart.
Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

95. Heft 6. Preis 50 Pfg. *Vierteljährlich (6 Hefte) Preis 3 Mark.*



Inhalt des sechsten Heftes.

Seite

Von Diesem und Jenem:

Die kleine Kirche.

Von

Alphonse Daudet.

I.

Richard Fénigan, der größte Jäger und leidenschaftlichste Fischer im ganzen Departement Seine-et-Oise, der das ganze Jahr mit seiner Mutter und seiner jungen Frau auf dem Lande lebte, hatte auf der inselreichen Strecke der Seine, zwischen den Schleusen von Evry und Athis, deren Fischereigerechtigkeit er gepachtet hatte, seine Reusen eingezogen. Es war ein glühend heißer, schwüler Julimorgen. Die Sonne glich einer flüssigen Platinamasse und verbreitete über den ganzen Himmel einen matten Silberglanz. Leise erzitterte die Luft über dem stillen, regungslosen Flusse. Nicht einmal das gewöhnliche lustige Gezwitscher der Rotkehlchen, Grasmücken und Uferschwalben ließ sich aus dem Gebüsch vernehmen; dagegen verschärfte dieser heiße Brodem den betäubenden Duft der Wasserpflanzen, den süßlichen Geruch der smaragdgrünen Käfer auf den Eschen. Auch Fénigan, ein stämmiger Bursche von fünfunddreißig Jahren mit einem lebhaften Gesicht, das ein dichter brauner Bart umrahmte, erlag der drückenden Atmosphäre; und als er in dem kleinen Hafen angelangt war, wo vor den verankerten Booten auf dem mattgrünen Uferrande seine Fischnetze wie eine leichte gelbliche Rauchwolke ausgebreitet lagen, blieb er einige Minuten ganz betäubt in seinem Boote sitzen und duselte in seinem grünleinenen, von dunklen Wasserflecken bedeckten Anzug vor sich hin. Da ertönte auf der Anhöhe diesseits der Seine eine Glocke. Richard fuhr zusammen.

„Hast Du gehört, Chuchin?"

Chuchin, der Fischereiaufseher, hatte sich ganz in den Fischkasten vergraben und war damit beschäftigt, den Vorrat an Hechten, Schleien und Aalen zu zählen. Jetzt wandte er sein verhutzeltes Gesicht, das durchfurchter aussah als die Seine bei Westwind.

„Das kommt ohne Zweifel vom Schloß."

„Man kann aber doch noch nicht zum Frühstück läuten; es ist kaum elf Uhr."

„Vielleicht ein Besuch ... irgend jemand von Grosbourg ... soeben habe ich ihre Viktoria über die Brücke zurückkommen sehen."

Wieder ertönte von ferne durch die stille Landschaft der schrille Ton der Glocke.

„Mache alles in Ordnung, Alter, ich will hinauf und einmal nachsehen."

In jenem bedächtigen Schritt, den er sich während seines langjährigen Landlebens angewöhnt hatte, ging Richard den Leinpfad entlang bis zu der Pappelallee, die steil zu der Straße von Corbeil ansteigt, an der das kleine Dorf und das Schloßgut Uzelles liegen. Unterwegs machte er sich, ohne jede schlimme Vorahnung, seine Gedanken über diesen Glockenruf, der ihn intrigirte.

Ein Besuch von Grosbourg? Das war durchaus unwahrscheinlich. Wer hätte denn kommen können? Der General war mit der Herzogin in Tirol im Bade. Der Sohn saß im „Stanislaus", wo er für das Examen von Saint-Cyr büffelte, das ihm auf den Nägeln brannte. Eher schon irgend ein Drama im Office oder im Wirtschaftshof, das die Gegenwart des Herrn nötig machte. Oder vielleicht eine Scene zwischen seiner Mutter und seiner Frau? Doch nein, er war ja seit Jahren beendigt, dieser schreckliche häusliche Krieg, der die erste Zeit ihrer Ehe unerträglich gemacht hatte ... Was also konnte es sein?

Ein „Guten Morgen, Herr Richard," das in kriechendem, katzenfreundlichem Tone von der andern Seite des Weges herüber klang, riß ihn aus seinen Gedanken. Sie standen da zu vieren oder fünfen an einer großen Pappel beisammen, der Straßenwart Robin, der Briefträger Roger, der von seinem Veloeiped abgestiegen war und es an der Lenkstange hielt, eine Waschfrau, die auf den Armen ihres mit triefender Wäsche schwer beladenen Schubkarrens saß. Sie alle sperrten Mund und Augen auf und hörten sich die Geschichte an, die ihnen Herr Alexander erzählte, ein alter Haushofmeister von Grosbourg.

lang, glatt rasirt, korrekt, in einem weißen Flanellanzug und mit einem silberbeschlagenen Angelstock von schwarzem Bambus. Was mochte es wohl für ein Geklatsch sein, das durch die Ankunft Fénigans so jäh abgebrochen wurde? Woher diese Ironie in dem Gruß des verabschiedeten Lakaien bei seiner sonstigen niedrigen Unterwürfigkeit? Später wird Richard sich der kleinsten Einzelheiten dieses Vormittags mit einer entsetzlichen Genauigkeit erinnern; er wird sich dann alle diese Dinge erklären, die ihn jetzt, da sie für ihn keine Bedeutung haben, kaum berühren.

Vor der Kirche, die in ihrer Weiße wie ein neues Grabdenkmal am Rande des staubigen Weges stand, rief ihn noch jemand an, der alte Mérivet in hohem Hut und einer langen grauen Bluse, einen Pinsel in der einen Hand, einen Topf mit schwarzer Farbe in der andern, sehr eifrig damit beschäftigt, die Inschrift seiner Vorderseite — wie er sich ausdrückte — aufzufrischen.

„Sehen Sie einmal, Herr Nachbar, das kann man jetzt doch auf eine Meile weit lesen!"

Er trat zur Seite, damit der Nachbar die auf dem Verputz der Mauer, rechts vom großen Portal, wie neu nachgemalten Schriftzüge bewundern konnte.

„Napoléon Mérivet,
Ritter des Ordens vom Heiligen Gregor dem Großen,
Erbaute diese Kirche
Zum Gedächtnis an seine Gattin Irene
und
Machte sie der Gemeinde von Uzelles zum Geschenk."

Diese Inschrift schloß ein Familiendrama ab, das eigentlich niemand im Lande genau kannte. Man wußte nur, daß Herr Mérivet bei dem Tode seiner Frau, die er bis zum Wahnsinn liebte, diese Kirche seiner Besitzung gegenüber erbaut hatte und daß er selbst, unterstützt von seiner Köchin, die den Kirchendiener, und seinem Diener, der den Küster abgab, sie versorgte. Ja, er setzte seinen Stolz darein, sie am Sonntag recht überfüllt, recht viele Wagen vor der Thür und einen lebhaften Austausch von Begrüßungen zu sehen, wenn der Vikar von Draveil, dem Uzelles eingepfarrt war, morgens um neun Uhr hinkam, um eine kurze Messe zu lesen. Und gerade wegen dieses Sonntagsgottesdienstes hatte er Fénigan, als dieser an ihm vorbeikam, angehalten, um sich über die Schloßbewohner zu beklagen. War es wohl zu verstehen, daß die Damen in Draveil oder im Waisenhaus von Soisy zur Messe gingen, während hier, ganz dicht bei . . .

„Das ist unrecht, Herr Nachbar, sehr unrecht," fuhr der kleine Alte fort, während er in seinem Farbentopf herumfuhrwerkte. „Keine dieser Kirchen kommt der meinigen gleich; sie bringt Glück, meine Kirche! Wenn Sie wüßten, wen ich zu ihrer Schutzheiligen gemacht habe, welch eine Natur sie war, meine Irene! . . . Die Republik schreibt auf ihre Denkmale ‚Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit'; an dem Giebel dieses Denkmals sollte stehen: ‚Mitleid, Barmherzigkeit, Vergebung' . . . Man nennt uns die ‚kleine Kirche'; die ‚gute Kirche' wäre die richtigere Bezeichnung; und Sie, der Sie verheiratet sind, würden Ihr häusliches Glück nur sichern, wenn Sie hier Ihr Gebet verrichten wollten!"

Richard entschuldigte sich, entschuldigte seine Damen. Bei allem guten Willen wäre eben gerade die große Nähe der Kirche der Abhaltungsgrund. Sie kämen so wenig heraus. Die Sonntagsmesse in Draveil oder im Waisenhause gäbe ihnen eben Gelegenheit, ein wenig Luft zu schnappen, die Pferde etwas zu bewegen, die wirklich schon zu fett seien. Aber er werde mit seiner Mutter sprechen und demnächst sollten auch die Damen Fénigan ihre Stühle in der kleinen Kirche haben. Bei dem Worte kleine Kirche, mußte er lächeln; er dachte an den Spitznamen, mit dem man in der Umgegend die Kirche des Vaters Mérivet bezeichnete, ein Spitzname, der nicht gerade darnach angethan war, Ehemänner anzulocken. Da ertönte ein dritter heftiger, abgerissener Glockenruf, und er machte sich, jetzt etwas lebhafter, wieder auf den Weg.

Das Schloßgut von Uzelles lag am äußersten Ende des Dorfes und zerfiel in zwei Gebäudekomplexe: das eigentliche Schloß von moderner Bauart mit einem Schieferdach, einer Veranda und Balkons, das von der alten Frau Fénigan bewohnt wurde, und das durch einen langen Hagebuchengang von dem Pavillon, einem alten Bau aus dem vorigen Jahrhundert, getrennt war, in dem das junge Ehepaar wohnte. Eine kleine offene Thüre in der Mauer verband diesen Teil mit der übrigen Besitzung. Hier stand Rosine Chuchin, die Tochter des Fischereiaufsehers, die bei Fénigans diente, hielt die Hände über die Augen, um sie gegen das blendende Licht zu schützen, und spähte auf die Chaussee hinaus. Schon von weitem rief sie Richard zu:

„Ist die gnädige Frau nicht beim gnädigen Herrn?"

Allerdings pflegte Richard an den Tagen, an denen er nach seinen Reusen sah, öfters seine Frau schon am frühen Morgen auf den Fluß mitzunehmen. Sie liebte es, ihre Arme bis an die Schultern in das kalte Wasser zu tauchen, sie liebte die Ueberraschungen des schweren Netzes, das man herauszieht, dieses Quecksilber, das in der Tiefe glänzt und zittert. Aber heute war Lydie müde gewesen und hatte auf alles Drängen des Mannes nur mit einem leisen, schlaftrunkenen Knurren geantwortet. Sie war entzückend anzusehen, wie sie so rosig und taufrisch in

ihren Kissen lag und den Glanz ihrer blaugrauen oder vielleicht eher perlgrauen Augen nur leicht durch ihre gesenkten Wimpern hindurch schimmern ließ. Einen Augenblick weidete sich Richard in der Erinnerung an diesem Götteranblick für einen verliebten Ehemann, während das Stubenmädchen bestürzt wiederholte: „Ist die gnädige Frau nicht beim gnädigen Herrn?"

„Nein, warum?"

„Nun, gnädiger Herr, weil sie seit heute morgen verschwunden ist."

„Verschwunden? Unsinn!"

Er hatte noch die Kraft, die beiden Stufen der kleinen Pforte zu nehmen, dann aber fiel er gleich auf die Steinbank am Eingang in den Hagebuchengang nieder. Das Uebelbefinden vom Morgen, die Betäubung, die ihn auf dem Fluß ergriffen hatte, stellte sich in noch viel heftigerem Maße wieder ein. Unfähig zu sprechen und sich zu bewegen, hörte er wohl die Laute von Rosinens Geplapper an sein Ohr schlagen, ohne aber den Sinn recht verstehen zu können ... Der Park, der Gemüsegarten, die Hütte am Ufer, man habe überall gesucht ... endlich, jetzt eben sei Vater Georg, der alte Herumtreiber, von einem Gang in dem Wald zurückgekommen und habe dem Gärtner mitgeteilt, daß eine der Gitterthüren, die auf den Wald hinausführen, offen stehe, und dann habe er ein Billet für die alte Frau Fénigan abgegeben. „Da kommt ja übrigens Frau Fénigan ... vielleicht hat sie Nachrichten ..."

Richards Mutter, eine hochmütig aussehende, vierschrötige Erscheinung, immer mit unbedecktem Kopf, die glatten schwarzen Haare hinaufgestrichen oder vielmehr hinaufgerissen, kam durch den Laubengang heran. Bei jedem ihrer Schritte erzitterten die hellen Lichter, die auf dem beschatteten Kleide verstreut waren. An der Heftigkeit ihres Ganges konnte man es merken, daß sie schon Bescheid wußte und daß sie wütend war. Richard versuchte aufzustehen und ihr entgegen zu gehen, aber er war wie angenagelt an seine Bank, er konnte ihr nur mit seinen angsterfüllten Augen und der schwachen Stimme seiner Kindertage sagen:

„Lydie? Wo ist Lydie, Mama?"

Brutal und beinahe triumphirend antwortete die Mutter:

„Deine Frau ist fort, mein Junge, und das ist die einzige Freude, die sie uns jemals gemacht hat."

„Fort!"

„Und nicht allein, wie Du Dir wohl denken kannst ... Aber rate einmal, mit wem ... nein, rate doch nur!"

Anstatt zu raten, stieß er einen schwachen Seufzer aus, fuhr plötzlich mit dem ganzen Körper auf und fiel dann wieder auf die Bank zurück mit hochgerötetem Gesicht; seine Arme berührten den Kies des Weges.

II.

„Grosbourg, den 6. Juli 1886.

„Heute morgen, mein lieber Vallongue, und die folgenden Morgen wird mein Platz im Präparationssaale leer bleiben. Jetzt ist's aus; ich verzichte auf Saint-Cyr und den Ruhm der Waffen, mit dem unser Haus meiner Meinung nach hinreichend versehen ist. Von meinem Ahnherrn Karl Dauvergne, den das erste Kaiserreich zum Marschall, zum Herzog von Alcantara und Fürsten von Olmütz gemacht hat, bis auf meinen armen Teufel von Vater, den jetzt eben mit siebenundvierzig Jahren als kommandirenden General des dritten Armeecorps der Schlag gerührt hat, haben mir meine hochberühmten Vorfahren nicht eine erstrebenswerte Auszeichnung übrig gelassen. Die russische Schale in der Mitte unseres großen Salons in der Rue de Chanaleilles, in der wir die Ehrenzeichen der Familie einpökeln, sie ist gestrichen voll, diese Schale. Was ist also zu thun? Nichts! Und dazu bin ich auch fest entschlossen! Ich bin achtzehn Jahre alt, einziger Sohn und Erbe eines großen Namens, des großen Vermögens und zweifellos auch der traurigen Gesundheit meines Papas; da gebietet mir denn die weise Vorsicht, so früh als möglich all das Schöne zu genießen, was das Leben mir bietet. Ich bin schon dabei.

„Von den beiden geheimnisvollen Briefen, die Sie mich neulich morgens während der Trigonometriestunde schreiben sahen, war der eine an den Kapitän Ruitt aus Cardiff gerichtet. Ich habe ihn darin aufgefordert, sich in dem kleinen Hafen Cassis an der Rhonemündung einzufinden und zwar mit der Jacht ‚Blau-weiß-rot', wohl ausgerüstet mit ihren acht Leuten Bemannung, Köchen, Maître-d'hôtel, die ganze Geschichte für zehntausend Franken monatlich. Der zweite Brief benachrichtigte die Person, die mich auf meiner Expedition begleitet; denn Sie können sich wohl denken, daß ich mich nicht allein einschiffe. Diese Dame ist Ihnen unbekannt; wenigstens figurirt sie nicht in der Krawattenschublade, in der wir oft zusammen die Briefe und die Bilder meiner Favoritinnen ausgemustert haben. Ich kann Ihnen aber mitteilen, daß sie verheiratet ist; es ist unsere Nachbarin, die jenseits der Seine, Grosbourg gegenüber, wohnt. Kaum dreißig Jahre alt, längliche, helle, stets gesenkte Augen, die aber, wenn sie sie öffnet, ihr Gesicht mit dem Reflex eines Perlenhalsbandes erleuchten; ein sehr zurückhaltendes Aussehen, große, weiße Hände wie eine Klavierspielerin, in Halbhandschuhen aus der guten alten Zeit. Keine Kinder, ein Mann, der sie anbetet, hochgeachtet in der ganzen Umgegend. Ich brauchte ihr nur zu schreiben: ‚Kommen Sie', sie

antwortete mir: ‚Ich eile‘, und sie verläßt alles, Mann, Haus und Familie, um mit einem so jungen und so sicheren Begleiter zu Schiff zu gehen, wie Ihr Freund es ist. Ich sage Ihnen, die Weiber sind doch sonderbare Vögel.

„Mir für meinen Teil ist an dieser nicht mehr gelegen, als an irgend einer andern; ich liebe viel zu sehr ‚tutte le done‘, um eine besonders vorzuziehen. Sobald ich eines dieser köstlichen Fondants angebissen habe, möchte ich es am liebsten wieder ausspucken und die ganze Schachtel ausplündern, in der Hoffnung, endlich diesen über alles erhabenen Geschmack zu finden, den ich suche, ohne ihn zu erreichen. Wünschen Sie mir, mein lieber Vallongue, daß ich diesesmal mehr Glück habe.

„Wenn Sie diesen Brief erhalten, fahre ich schon mit vollen Segeln in die weite Welt, und der Fluch meiner Eltern steigt zum Himmel empor. Um so schlimmer! Hätte man, anstatt mich zuerst in Grosbourg und dann im ‚Stanislaus‘ einzusperren, mir in Paris meine freie Bewegung gelassen, es hätte mich sicher nicht so sehr gejuckt, heimlich davon zu laufen. Die Herzogin aber, meine Mutter, die es sehr zufrieden war, fern von ihren Männern, wie sie uns nannte, allein zu bleiben, hielt es für eine ausgezeichnete Idee, mich dadurch zur Arbeit zu zwingen und zur Vernunft zu bringen, daß sie mich zum Krankenpfleger des Generals machte. Sie hat nicht daran gedacht, daß die Einsamkeit eine schlechte Ratgeberin ist und daß bei dem tagtäglichen Anblick des Hügels von Uzelles mit seiner kleinen, steinernen Kirche und dem Glockenturm, wo alle Turteltauben des Waldes nisten, mir melancholische Gedanken kommen könnten und das Bedürfnis, auszuschwärmen. Der General nun gar hat, indem er mich im ‚Stanislaus‘ einsperrte, meine Flucht entschieden. Ich werde Ihnen gelegentlich das Familiendrama erzählen, das sich während meines Aufenthalts auf dem Schlosse zwischen diesem erlauchten Invaliden und mir abgespielt hat.

„Ach, Vallongue, worüber habe ich in diesem öden Grosbourg nicht alles nachgegrübelt, wenn ich des Abends allein im Park oder auf der Terrasse am Ufer auf und ab lief! Ich habe dem Leben hell ins Angesicht geleuchtet und den anderen und mir selbst, dem kompliziertesten von allen Menschenkindern. Und das Ergebnis dieser Prüfungen war die Entdeckung, daß ich mit achtzehn Jahren alt und müde und jedem Ehrgeiz verschlossen bin, daß ich nichts liebe, mich für nichts interessire, das Ende eines jeden Vergnügens voraussehe. Warum bin ich so? Woher habe ich diese frühreife Erfahrung, diesen Ekel an allem und diese Runzeln, die ich bis in die Fingerspitzen fühlte? Sollte es vielleicht ein gemeinsames Merkmal meiner Generation sein, derer, die man die ‚Kleinen der Eroberung‘ nennt, weil sie wie ich um das Jahr des Krieges und der Invasion geboren sind, oder ist es nur für meine Familie eigentümlich, für den alten Boden, der durch zu viele glückliche Ernten erschöpft ist und nun ein langes Brachliegen verlangt? Nun, beim Himmel, das will ich auf mich nehmen, das Brachliegen!

„Und da das Weib und die Jacht in meinen Augen die einzigen begehrenswerten Zerstreuungen sind, leiste ich mir alle beide und zwar in recht ausgiebigem Maße. Bisher habe ich als Liebhaber und Seemann nur kurze Probefahrten gemacht, diesesmal aber gilt es eine lange Fahrt, und wenn meine vertraulichen Mitteilungen Sie interessiren, verpflichte ich mich, mein lieber Wilkie, speziell für Sie ein höchst wahrhaftiges Tagebuch zu führen, eine Art Passagierbuch der Reisen und Abenteuer einer Seele, die der Herzog-General, mein Vater, schon längst als dunkel und gefährlich wie ein Nachtgefecht proklamirt hat. Charlexis.“

III.

Wie alle Räume des Pavillons ging Richards Zimmer, in das man ihn nach seinem Ohnmachtsanfall gebracht hatte, auf die Straße nach Corbeil hinaus, die sich wie ein Gesimse über den Fluß dahinzieht und eine der lieblichsten im ganzen Departement Seine-et-Oise ist. Auf dieser selben Straße schritt vor fünfunddreißig Jahren an einem Oktobermorgen des Jahres 1851 bei einem feinen Herbstregen, der sie überrascht hatte, in Begleitung seines Nachbars aus Grosbourg, des alten Herzogs von Alcantara, Herr Fénigan, Notar in Draveil und Grundbesitzer in Uzelles, daher, um auf dem Bürgermeisteramte von Draveil den kleinen Knaben anzumelden, der ihm in der Nacht geboren worden war. Der Herzog war an diesem Morgen zufällig zu seinem Notar gekommen und hatte Gewicht darauf gelegt, ihm diesen Beweis seines Wohlwollens zu geben; und der lange Gang unter einem alten Regenschirm, der kleine Notar vom Lande Arm in Arm mit dem berühmten Soldaten Napoleons galt in den Annalen des Hauses Fénigan als mindestens ebenso ehrenvoll als die Unterschrift des großen Marschalls in dem bescheidenen Zivilstandsregister der Gemeinde.

Die Mutter kränkelte lange nach diesem etwas verspäteten Erscheinen des kleinen Richard und durfte mehrere Jahre hindurch die Couchette nicht verlassen. Da der Vater, von seiner Klientel ganz in Anspruch genommen, immer auswärts zu sein gezwungen war, wuchs der Knabe, die einzige Zerstreuung der Kranken, neben ihr auf, allein, in klösterlicher Einsamkeit. Er war schon früh zum Schweigen und zur Träumerei gezwungen in diesem Zimmer, wo er zu seiner Zerstreuung nichts hatte, als das Schauspiel der großen

Straße mit ihrem Verkehr von Karren und Wagen, Menschen und Vieh, Forsthütern, Schäfern, Gemüsebauern und Hausirern. Er kannte sie aber auch genau, diese weiße Straße, ein wahrhaftiges Panorama, in dem seine kleinen, emsigen und geduldigen Augen tausend Einzelheiten entdeckten, von denen die anderen keine Ahnung hatten. Besser als die Sonnenuhr, die inmitten des Rasenplatzes auf einem Sockel aufgestellt war, zeigte ihm die Straße die Stunden an. Im Sommer, wenn der Straßenwart Robin seinen Schubkarren in den kurzen Schatten der gegenüber liegenden Mauer neben der Quelle hinstellte, sprach das Kind vor sich hin: „Robin frühstückt — es ist also ein Uhr." Und es war seine Hauptfreude, zu sehen, wie der Mann sich am Rande des Weges mit seinen beiden Kleinen vor dem Schubkarren zu Tisch setzte; dann, wenn das Mahl beendet war, verwandelte sich der Speisetisch in einen Lehnstuhl, in einen breiten, allerdings ein wenig harten Großvaterstuhl, in dem der Straßenwart seine müden Glieder zur Siesta niederließ, während seine Kinder, zwei Schritte von ihm entfernt, ganz leise „Straßenwart" spielten, indem sie möglichst große Haufen von Kieselsteinen aufschütteten, wie sie es vom Vater gesehen hatten. Ebenso wenn die Weiber vom Waschstein zurückkamen, wenn unter dem großen Thor der benachbarten Meierei die Herde dicht gedrängt hereinstürmte, oder wenn die Kinder auf dem Nachhausewege von der Schule in Draveil sich bei der Biegung an der Quelle von einander trennten, dann wußte Richard ebenfalls, daß es vier, fünf oder sechs Uhr war. Wie die Straße ihm eine Uhr ersetzte, so diente sie ihm auch als Kalender. Am Montag erschienen die Armen an dem Schiebfenster des Hauptthores, um von Frau Clément, der Gärtnersfrau, zwei Sous und ein Stückchen Brot zu bekommen; es war ein langsamer, endloser Zug von Lumpen und Krücken, von denen niemand wußte, wo sie eigentlich her kamen, und immer dieselben abgezehrten, leichenfahlen Gesichter. Sonnabends die Hochzeiten nach altfranzösischem Muster: der Geiger an der Spitze, der sich die Hüften ausrenkt, um den Takt anzugeben und mit seinem Gekratze das ganze Dorf in Bewegung setzt: hinter ihm die Braut in weißem Kleide, das feuerrote Gesicht unter den Orangeblüten in Schweiß gebadet, der Bräutigam, der den ganzen aufgewirbelten Staub der Straße auf den Seidenhaaren seines Cylinderhutes und dem schwarzen Tuch seines Gehrockes ansammelt, dann die Gäste zu zwei und zwei, die Weiber sehr stolz darauf, die Fransen ihrer teppichgroßen Umschlagetücher schleppen lassen zu können, die Männer genirt, sich an einem Werktag mit müßigen Händen und in Festkleidern auf der Straße zu zeigen. Dienstag und Donnerstag, am Vorabende der Markttage in Corbeil, zogen große Ochsenherden vorüber, sowie Karren von Krämern, die manchmal vor dem Schloß Halt machten, um ihre Ware an den Mann zu bringen. Sonntags im Sommer zogen die Gesangvereine mit Musik aus, ihre von Ehrenpreisen blitzenden Vereinsfahnen an der Spitze; die Feuerwehr hielt ihre Parade ab. Der Herbst brachte Truppendurchmärsche, Kanonen, deren langer Vorbeizug die Häuser erzittern ließ, und um den Brunnen immer schweißtriefende Soldaten, die sich trotz des wütenden Geschreis des Majors stießen und schlugen, um etwas zu trinken zu bekommen. Dann wieder Jagdwagen, die die Gäste der Nachbarschlösser Grosbourg, La Grange, Mérogis an den Wald brachten, der an die Straße stieß, ganze Wagen voller neuer Jagdtaschen und Waffen, die in der roten Sonne leuchteten.

Der anziehendste Tag aber von der ganzen Woche, der Tag, den er am ungeduldigsten erwartete, war für Richard der Donnerstag, wenn nachmittags gegen drei Uhr ein Schwarm von jungen Stimmen unter den Fenstern summte und wenn in der ganzen Breite der Straße in ihren mit blauen Bändern besetzten Strohhüten und ihren großen Radmänteln die kleinen Mädchen des Waisenhauses von Soisy-sous-Etiolles unter Leitung von zwei oder drei Weißhauben spazieren gingen. Fast immer ließ man sie ins Schloß eintreten und auf den Rasenplätzen spielen und einen Imbiß einnehmen. Welches Fest für Richard, der keine anderen Kinder kannte als die armen Mädelchen, denen er wieder in dieser luxuriösen Umgebung wie ein junger König erschien! Und wenn Spiel und Lauf vorüber und das Lachen in den Alleen verstummt war, mit welch herzzerreißenden Blicken sah er den Davonziehenden bis zur Biegung des Weges nach, so lange er noch die Hauben der guten Schwestern wie weiße Flügel im frischen Winde flattern sehen konnte! O, diese Straße nach Corbeil, welchen Platz nahm sie in seinen Erinnerungen ein! Seine Kindheit, seine Jugend waren von ihr gewissermaßen durchzogen wie von einer breiten, staubigen Chaussee, auf der sich die großen Ereignisse seines Lebens abspielten. War nicht auf dieser Straße zwischen Draveil und Uzelles an der Stelle, wo dann das eiserne Kreuz errichtet wurde, Meister Fénigan beim Nachhauseweg von seinem Bureau, vom Schlage getroffen, tot hingestürzt? Richard war damals achtzehn Jahre alt, und als er aus dem Lyceum „Louis-le-Grand" in Paris, in dem er nur langsam und mühselig vorwärts kam, schnell nach Hause gerufen wurde, fand er für den Schmerz, den ihm dieser tragische Tod verursachte, einen Trost in der Hoffnung, daß er nicht wieder ins Lyceum zurück zu kehren brauchen werde. Diese Entfernung des kleinen Fénigan hatte im Hause des Notars Anlaß zu lebhaften Streitigkeiten gegeben.

Die Mutter wollte ihr Kind bei sich behalten und einen Hofmeister nehmen; der Vater aber war für Gymnasial-Unterricht und -Erziehung, weil er fürchtete, daß Richard, wenn er allein auf dem Lande lebte, ebenso wild und bäuerisch werden würde wie die Kinder des Straßenwarts. Während er sonst seiner Frau gegenüber, die ihn ihren guten Tyrannen nannte, sehr schwach war, hielt Meister Fénigan diesesmal durch. Er blieb ihren Thränen und Bitten gegenüber taub, brachte Richard selbst nach Paris und steckte ihn hinter die hohen schwarzen Mauern, wo er bis zum Abschluß seiner Studien geblieben wäre, wenn ihn nicht das traurige Telegramm als Waisen nach Uzelles zurückberufen hätte.

Wie schön erschien sie ihm, seine Straße, als er hinter dem Leichenwagen herging, allein an der Spitze einer ungeheuer zahlreichen und andächtig gesammelten Menschenmenge! Bei jedem seiner Schritte stiegen Erinnerungen an seine Kinderjahre in ihm auf und verschwanden wieder; die Wälder, der Fluß sandten ihm bekannte Düfte, die ihn betäubten, und er machte sich Vorwürfe darüber, daß er unter heißen Thränen doch ein gewisses Wohlbehagen empfand, eine stille Freude darüber, daß er diese ihm so vertraute Natur wiederfand, die er mit jeder Faser seines Herzens liebte und von der er sich seiner Zeit nur mit bitteren Schmerzen losgerissen hatte. Und jetzt sollte er sie nie wieder verlassen! Darin war er mit seiner Mutter einig, die, als sie, an das Fenster gelehnt, den langen Leichenzug vorbeiziehen sah, bei sich dachte:

„Was soll er denn in Paris? Wozu soll er die Studien beendigen, die er bis jetzt mit so schlechtem Erfolg betrieben hat? Wozu sollte er dem Vater im Berufe folgen? Unser Vermögen ist ja gemacht. Was soll ich mich da auch noch meines einzigen Kindes berauben?"

Am Tage nach seiner Rückkehr nach Uzelles packte Richard seine sämtlichen Schulbücher in eine Kiste, nagelte sie mit einem gewissen Ingrimm zu und ließ sie auf den Speicher tragen, mit dem festen Vorsatz, sie ebenso wenig wie einen der elenden Schmöker, die ihn so lange gequält hatten, jemals wieder aufzumachen. Wie fast alle Kleinbürger, die auf dem Lande aufwachsen, war er eine schwerfällige und beschauliche Natur, schüchtern bis zur Menschenscheu und einsilbig. Nur die Leibesübungen in freier Luft, das Fischen, Reiten und Fahren, waren im stande, ihn etwas aufzurütteln. Hier übertrieb er dann aber auch, während er niemals weder ein Buch noch eine Zeitung las, mit Ausnahme der „Illustrirten Jagdzeitung" und einiger Nummern einer Revue. Er stand sehr früh auf, so daß seine Mutter ihn erst bei den Mahlzeiten sah; aber des Abends ging er selten noch einmal fort und spielte mit ihr zwei Partien Schach, die bis zehn Uhr dauerten, der unwiderruflichen Feierabendstunde für das Schloß und die Gesindestuben. Besuche waren auf dem Schloß selten. Die lange Krankheit der Frau Fénigan hatte sie ihren Freunden in Draveil oder Soisy entfremdet; und obgleich sich die Witwe jetzt des besten Wohlseins erfreute, war sie mit ihrem erwachsenen Sohne zu glücklich, um die abgebrochenen Beziehungen wieder anzuknüpfen. Zehn Jahre dieses einförmigen Lebens gingen ohne Zwischenfall vorüber. Ein paar Einladungen zu ihren aristokratischen Nachbarn auf Grosbourg bei Eröffnung der Jagd und eine Reise nach Havre zum Ankauf einer kleinen Schaluppe, für die Richard eine vorübergehende Liebhaberei gehabt hatte, waren während dieser zehn Jahre die einzigen bedeutsamen Ereignisse seines Lebens. Zwei Sommer nach einander hatte es in Uzelles bei Fénigans auch Logirbesuch gegeben, Verwandte aus Lorient, Vater, Mutter und ein junges Mädchen, die man fast immer zu Pferde sah und die in einem kleinen Filzhütchen mit ihrem Vetter allein herum trabte.

Von Villeneuve-Saint-George bis Corbeil, in der ganzen Gegend, in der das große Vermögen der Fénigans ihren Namen bekannt gemacht hatte, war eine kurze Zeit lang das Gerücht von Richards baldiger Heirat verbreitet; dann, als die Familie aus Lorient plötzlich verschwunden war, waren dieselben Personen, die die Nachricht verbreitet hatten, die ersten, welche ihr widersprachen. Mit seinem Stiernacken und dem Vollbarte, der ihm beinahe in die Augen hinein wuchs, war dieser große Junge, unser Richard, doch schwach und weich unter der unumschränkten Herrschaft seiner Mutter; und Frau Fénigan liebte ihn viel zu sehr, um zuzugeben, daß eine andere Frau neben ihr in das Haus einziehe. Der deutlichste Beweis dafür war, daß an dem Tage, an dem die junge Amazone aus Lorient sich ihres Erfolges am sichersten glaubte, nach der Rückkehr von einem Ausritt zu zweien, dessen träumerisches Schweigen ihr entscheidend zu sein schien, es nur eines Wortes der Frau Fénigan bedurft hatte, nur eines Blickes auf ihren Sohn: „Liegt Dir viel daran?" — „Keine Spur!" antwortete der junge Mann und mit der Asche, die er aus seiner englischen Pfeife an seinem Stiefel ausklopfte, zerstob auch seine leichte Anwandlung von Verliebtheit im Winde. Am andern Tage reiste das junge Mädchen ab, ohne daß jemals von dieser schweigsamen Brautschaft weiter die Rede gewesen wäre. Einige Zeit darauf heiratete der junge Fénigan aber doch, und seine Mutter legte ihm diesesmal keine Hindernisse in den Weg.

Nach einem alten Brauch, der aus Richards frühester Kindheit datirte, kamen während der schönen Jahreszeit die Waisenkinder von Soisy an jedem Donnerstag zum Vespern nach Uzelles. Frau Fénigan

hielt streng an diesem Servitut fest, weniger der kleinen Mädchen wegen, die wohl vorgezogen hätten, ihren Kuchen draußen im Staub der großen Landstraße zu verzehren, als weil ihr die Begegnung mit den frommen Schwestern Freude machte, die fast alle Frauen von einer ganz hervorragenden Herzensbildung waren. An einem Donnerstag, an dem Richard zufällig im Schloß geblieben war und diesem Besuch der Kinder beigewohnt hatte, fragte er seine Mutter beim Diner:

„Wer ist denn dieses große, schmächtige, blasse Mädchen, mit den silbergrauen Sammetaugen, die sich die ganze Zeit bei Schwester Martha, der Irländerin, aufhält?“

„Aber das ist doch Lydie, die kleine Lydie!“

„Wie, die scheußliche, kleine Zigeunerin?“

Und plötzlich sah er wieder in dem Gewühl skrofulöser und triefäugiger Krüppel, Gesichter, aus denen das Elend und das Laster sprach, unter den feinen, krausen Haaren, die über dem ärmlichen Strohhut heraussahen, das stolze, melancholische Gesicht!... Das war also die kleine Lydie! Das Kind, das man vor etwa fünfzehn Jahren auf der Straße, im Graben aufgelesen hatte in einem Bündel ungezeichneter Lumpen, und das war also daraus geworden!

„Und wenn Du sie erst Sonntags in der Kapelle Orgel spielen hörtest! O, die Irländerin kann auf ihr Werk stolz sein; das ist ein Muster an Vollkommenheit, die kleine Lydie... Ich sage die kleine, sie ist ebenso groß wie ich!“

Am folgenden Sonntag begleitete Richard seine Mutter zum erstenmale zur Messe in dem Waisenhaus; und während des ganzen Gottesdienstes wichen seine Augen nicht von dem feinen Profil, das sich im Hintergrund des Chores über die Orgel beugte. O nein, sie konnte kein Findelkind sein wie die anderen, sie konnte nicht diesem Sumpfboden entsprossen sein. Wie erklärten sich sonst wohl ihre aristokratischen Instinkte und dieses Talent für die Musik, das Schwester Martha in Staunen versetzte. Richard kam jetzt öfter zur Messe nach Soisy; Donnerstags blieb er zur Vesper der Waisenkinder zu Hause. Eines Tages brachte Frau Fénigan es sogar so weit, daß die Irländerin auf dem fast gar nicht mehr gebrauchten Klavier im Salon, das so blechern klang wie ein Spinett, mit ihrer Schülerin eine Sonate vierhändig spielte. Richard verließ das Zimmer, ehe das Stück zu Ende war. „Es war mir zu heiß!“ antwortete er grob, als man ihn zwingen wollte, seine Bewegung einzugestehen.

Und doch konnte der arme Junge jetzt nicht mehr davon loskommen, diese Sonate vor sich hin zu summen und sie sich mit seinen steifen, ungeübten Fingern auf dem Klavier zusammen zu klimpern. Im übrigen setzte er sein gewöhnliches Leben fort, ging auf die Jagd, in Begleitung seines alten Fischereiaufsehers zum Fischfang, war aber schweigsamer als je zuvor und bewahrte mit zusammengebissenen Zähnen das Geheimnis, das seine Mutter wohl ahnte und das ihr auch endlich ihm zu entlocken gelang.

„Rate einmal, wen wir in der nächsten Woche zu Tisch haben werden?“ sagte sie ihm eines Abends zwischen zwei Schachpartien.

Und da er, immer in seine Träumerei versunken, nicht antwortete, fuhr sie fort:

„Den Bischof von Versailles!... Er wird im Waisenhaus die Messe lesen, wenn Lydie den Schleier nimmt.“

„Geht sie denn ins Kloster?“

„Ja, mein Gott, was soll sie denn werden, ohne Geld, ohne Familie? Es ist ja noch ein Glück, daß die guten Frauen von ihr keine Mitgabe verlangen.“

Richard wurde bleich, stand vom Spiele auf und verschwand im Dunkel des Gartens. In einem kleinen Gartenhaus, das als Rumpelkammer und Fechtsaal diente, fand ihn Frau Fénigan am Fenster stehend, die Stirne gegen die Scheiben gepreßt und ganz vom Glanz des Vollmondes übergossen.

„Du böser Junge! Warum sagst Du denn nicht, daß Du sie liebst?“

„Ach, Mama, Mama!“

Diese beiden Worte, die einzigen, die er zu antworten vermochte, kamen heftig über seine fieberheißen Lippen, während die aus seinen Augen hervorbrechenden Thränen wie ein Gewitterregen an den Scheiben niederrannen und sein ganzer kräftiger Körper erbebte. Er liebte sie ja bis zum Wahnsinn! Aber er hätte nie gewagt, es einzugestehen, aus Furcht vor einer etwaigen Verweigerung.

„Du Thor, Du Thor,“ schalt die Mutter sanft, „als wenn ich einen andern Ehrgeiz hätte als Dein Glück!“

Der Gedanke, daß seine Wahl auf dieses arme Ding gefallen war, auf diese Waise, hatte an der mütterlichen Nachgiebigkeit wohl auch seinen Teil; denn schließlich konnte mit diesem Kinde, das ihnen alles zu verdanken hatte, doch nicht eine neue Autorität ins Haus kommen, ein Willen, der sich dem der Frau Fénigan entgegenstellte, die so lange als unumschränkte Königin geherrscht hatte.

Lydie nahm diesen Heiratsantrag sofort an. Ob sie es mit Freuden that oder ob sie sich eigentlich einen andern Gatten erträumt hatte und diesem nachtrauerte, wußte kein Mensch. Richards ersten Besuch, als er kam, um ihr in dem Sprechzimmer mit den hellen Vorhängen und den weißen kahlen Wänden seine Liebe zu erklären — in dem eine mit einem großen niederfallenden Rosenkranz geschmückte Jungfrau Maria und ein heiliger Vincentius von Paula in vergoldeter Holzschnitzerei einander gegenüber

standen — empfing sie mit einem einfachen, herzlichen Lächeln. Sie fühlte sich offenbar in ihrem kleinen, elenden Häubchen und ihrer abscheulichen Pellerine ebenso behaglich wie eine Braut mit der reichsten Mitgift und der vornehmsten Verwandtschaft. Sie war wie er eine innerliche und schweigsame Natur, aber die Schüchternheit der schüchternsten Frau wird von der eines Mannes noch bei weitem übertroffen, weil die Frau trotz alledem noch immer das sichere Gefühl ihres Zaubers behält. Dann liebte von diesen beiden Wesen das eine überhaupt noch nicht, während das andere, von seiner Leidenschaft paralysirt, kein Wort hervorbringen konnte. Das war eine so tiefe und so ehrliche Verwirrung, daß auch das junge Mädchen von ihr angesteckt wurde und beide einen Augenblick, ohne ein Wort zu sprechen und ohne sich zu rühren, verlegen da saßen.

Glücklicherweise kam ihnen die Straße nach Corbeil, die man durch die kleinen Gitterfenster des Sprechzimmers sehen konnte, in ihrer Verlegenheit zu Hilfe. Die Waise kannte sie in ihren kleinsten Einzelheiten, hatte sie sie doch auch wie Richard stunden- und aber stundenlang durch die Fensterscheiben betrachtet. Sie sprachen davon wie von einem Zauberstück, das sie beide hatten spielen sehen und von dem sie sich jetzt die Verwandlungen und das Personenverzeichnis aufzählten. O, der Schubkarren des Vater Robin und die kleinen Robins, die inzwischen zwar schon recht groß geworden sind, die aber immer wieder durch andere kleinen Robins ersetzt wurden, die die alten Hosen und die Jacken mit den geflickten Ellenbogen der älteren auftragen mußten. O, der kleine, buckelige Schuhhändler und der Türke im Pelz, der in jedem Herbst mit seinem Bären vorbeizog, vor dem Lydie als Kind eine solche Angst hatte — allerdings keine so große Angst, als vor Vater Georg und seinem großen Prügel! Konnte man sich wohl einen Begriff von den verrückten Ideen dieses finstern Stromers machen, der darauf versessen war, den Waisenkindern auf ihrem Spaziergang zu folgen, aber nur dann, wenn Lydie dabei war? Das kleine Mädchen träumte nachts davon; sie wagte am Donnerstag nicht mehr auszugehen. Schließlich hatte man, um den verrückten Alten los zu werden, ihm mit der Gendarmerie drohen müssen.

„Wissen Sie, daß er noch immer lebt, der alte Georg, Fräulein Lydie?"

„Ich weiß es, Herr Richard, aber jetzt flößt er mir keine Angst mehr ein, obgleich er noch seinen großen Stock hat und, wenn ich an ihm vorbeigehe, in seinem elsässischen Platt Sachen murmelt, die ich nicht verstehe."

Jemand, den man nicht mehr sah, das war die Kuchenbäckerin aus Soisy, eine gute, alte Großmama, gebrechlich, aber sauber, die des Sonntags zur Vesperzeit auf der Straße daher trippelte, in einer großen weißen Schürze, am Arm einen Korb, der mit einer weißen Serviette zugedeckt war und aus dem der Duft von guten, warmen Kuchen emporstieg. Trotz ihres Alters versorgte sie ganz Soisy, Uzelles und sogar noch Draveil; und sehr stolz auf die Kundschaft des Schlosses Fénigan, sagte sie, wenn sie am Waisenhaus Halt machte und die Kinder in ihrem Korb herumkramten und ihren zurückgestellten Vorrat angreifen wollten, in ehrfurchtsvollem Tonfall: „Halt, mein Fräulein! Das da, das ist das Vanilletörtchen für Herrn Richard!" Ueber diese Geschichte von dem Vanilletörtchen, die Lydie in drolliger Weise in Erinnerung brachte, indem sie den altfränkischen Knix der Händlerin nachmachte, mußten sie beide bis zu Thränen lachen. Aber die Waise hütete sich wohl, einzugestehen, daß sie damals die Ehrfurcht der Alten vor dem Vanilletörtchen, vor Herrn Richard und vor allen Einwohnern des Schlosses vollkommen teilte. Was sie ebenso verschwieg — die Frau, wenn sie auch noch sehr jung ist, bewahrt mit einem gewissen Mißtrauen oder einer gewissen Diskretion ihre geheimen Gefühle und besonders die am tiefsten empfundenen — war der Eindruck, den die Donnerstagsbesuche in Uzelles in der Seele des Kindes zurückgelassen hatten, wo die großen Bäume, das üppige Grün der Rasenplätze ebenso sehr ihre Augenweide waren wie die kostbaren Tapeten und der sonstige Zimmerschmuck, die sie über die Freitreppe hin hie und da hatte erblicken können. Woher hatte dieser kleine Unglückswurm diesen Geschmack, den frühreifen Instinkt für den Reichtum und die vornehme Welt? Warum interessirte sie von den unzähligen Bildern, die die Straße vor ihr aufrollte, nichts? Warum ließ nichts ihr Herz so freudig schlagen wie die glänzenden, mit Wappen bemalten Wagen, die mit vier Pferden und gepuderten Kutschern und Lakaien zur Bahn fuhren? Sollte man es glauben, was die Schwestern erzählten, daß Lydie in irgend einem Schlosse der Umgebung geboren sein müsse und daß sich eines schönen Tages das Geheimnis ihres Lebens aufhellen würde als ein reich mit Wappen gezierter Roman? Wenigstens erklärten die guten Schwestern so das glückstrahlende „Ja", mit dem die junge Novize am Vorabend des Tages, an dem sie ihr Gelübde ablegen sollte, Richards Werbung beantwortete und damit plötzlich um des gefährlichen Getriebes der Welt willen auf die weiße Haube der Frauen des heiligen Vincentius von Paula verzichtete, die ihr zu den hellen Augen und der reinen Stirn doch so gut hätte stehen müssen.

Die Trauung fand in der Kapelle des Klosters statt am Sonnabend, wie es der Brauch auf dem Lande verlangt. Aber so lange der Straßenwart zurückdenken konnte, hatte die Straße nach Corbeil

noch nie eine ähnliche Hochzeit gesehen. Alle alten Klienten des Bureau Fénigan, von dem Pächter der Bergeries bis zum Schloßherrn von Grosbourg, wohnten ihr bei und verbanden damit eine letzte Ehrenbezeigung für einen Typus, der jetzt selten geworden ist, den Landnotar, der ein Ehrenmann ist. Vor der Wagenreihe, die mit dem Coupé der Braut begann, öffnete sich die freie, breite Straße im hellen Schein der Junisonne; bei der Biegung von Soisy, ehe sie zum Waisenhaus kamen, wo der Bischof das junge Paar erwartete, stieg der Weg höher und immer höher und verlor sich schließlich im Himmel, einem Himmel von unendlicher, blauer Seide, ohne eine Falte, ohne eine Wolke.

„Ich werde daraus machen, was ich will," hatte die Schwiegermutter sich gesagt; und das konnte wohl hinreichend erklären, daß sie dieses Kind ohne Mitgift, ohne Familie, bleich, weichlich, mit großen, weißen, schlaffen Händen als Schwiegertochter acceptirt hatte. Sie, die Meister Fénigan „den guten Tyrannen" genannt hatte, war der Typus des geraden Gegenteils. Thätig und energisch, bei jedem Schritt mit einem Schlüsselbunde rasselnd, der ebenso viel Schlüssel enthielt, als Schlösser im Hause vorhanden waren, sah diese fünfundfünfzigjährige Frau zur Zeit, als Richard heiratete, nicht älter aus als vierzig. Ihre schwarzen Scheitelhaare, die sich jeder Frisur widersetzten und immer in die Luft standen, waren ebenso schwarz wie ihre Augen, kleine, bewegliche und gute Augen, aber von einer jansenistischen Güte, der die Begeisterung und die Zärtlichkeit fehlen. Damit sie ihren Sohn, diesen Sohn, den sie über alles liebte, küßte, bedurfte es ganz außergewöhnlicher Umstände.

„In unserer Familie lieben wir das Ablecken nicht," sagte sie gerne.

Dazu kam nun ein gewisses Herzensbedürfnis und die Gewohnheit ihrer langen Witwenschaft, ganz nach ihrem Kopf zu leben; der Freimut, mit dem sie diesen Despotismus ausübte, bedingte es, daß sie sich sofort mit ihrer Schwiegertochter schlecht stellte.

Zunächst wollte sie nichts von einer Hochzeitsreise wissen. Richard war gar nichts daran gelegen; wenn er nur seine Frau für sich hatte, hier oder dort, das war ihm ziemlich gleichgiltig. Ja, seine übergroße Schüchternheit ließ ihn bei dem Gedanken an eine Reise sehr erschrecken; die Hotels, die Mahlzeiten, die Nötigung, mit unbekannten Menschen zu sprechen an Orten, wo er niemals gewesen war. Für Lydie dagegen verkörperte die Reise das Ideal des erlaubten Glückes, da sie ja auch während ihres seßhaften Lebens im Kloster immer nur das eine gewünscht hatte, die Welt zu sehen, weit, weit fortzugehen, weit über den gegenüber liegenden Hügel hinaus, und dann diesen Abhang hinunterzusteigen und dann den andern, ins Blaue hinein!

„Das kommt nur davon, daß ich die Straße zu viel betrachtet habe," sagte sie einmal zu Richard in einem der langen Gespräche während ihrer Brautzeit, und sie gestand ihm, daß ihre Reiselust so groß war, daß sie manchmal die elendesten herumziehenden Gaukler beneidete um ihre Abendmahlzeiten am Grabenrande, um ihre Mittagsrast unter den von Staub bedeckten Ulmen. Die Begeisterung übergoß ihr Gesicht mit einem rosigen Hauch; und hingerissen von diesem Anblick, versprach er ihr: „Wir werden eine Reise machen, Lydie!" Was hätte er in diesem Augenblick nicht versprochen! Jetzt sagte er nichts und schien die Einwürfe, die die Mutter immer wiederholte, ganz natürlich zu finden. — Zu ihrer Zeit habe man auch keine Hochzeitsreisen gemacht. Uebrigens sei es auch sehr gefährlich. Wie viele Frauen hätten diese thörichte Sitte mit ihrem Leben bezahlen müssen. „Und wenn Sie wüßten, mein liebes Kind, wie Schamhaftigkeit und Zartgefühl einer jungen Frau dabei auf die Probe gestellt werden!... Glauben Sie mir, verzichten Sie lieber darauf!" Lydie bestand nicht länger auf der Reise, aber der Wunsch, den sie hatte unterdrücken müssen, erzeugte einen lange anhaltenden Groll in ihr. Und während sie bis dahin ihrer Schwiegermutter dankbar ergeben gewesen war, fühlte sie sich plötzlich wie in ihrer Gefangenschaft und hatte nur den einen Gedanken, zu entkommen. Und da sie den Mann, den sie zu lieben so ganz bereit war, immer nur mit gesenktem Kopf und unstäten Augen sah, so feige, so ganz das abhängige Kind trotz seines großen Bartes, verachtete sie ihn und gewöhnte sich daran, nicht mehr auf ihn zu rechnen.

Während sie ihre Wohnung im alten Pavillon bezogen hatten, nahmen die jungen Leute ihre Mahlzeiten im Schlosse mit der „gnädigen Frau" ein, wie man die Mutter nannte. Die gnädige Frau saß oben am Tisch, tranchirte das Fleisch nach guter alter Sitte, schenkte den Thee und den Kaffee ein und reichte den Zucker und den Liqueur herum. Nach dem Frühstück verschwand das junge Paar. Die Mutter versuchte anfangs, ihre Schwiegertochter zurück zu halten und sie in die zahlreichen Hausfrauenpflichten einzuweihen, die auf dem Lande so komplizirt sind, wo überall gestohlen wird, im Garten, in der Küche, auf dem Geflügelhof, so daß sich über das ganze Gut ein Netz von Betrug und Lüge zieht. Aber Lydie langweilte sich bei der Aufzählung der häuslichen Verrichtungen, und Richard machte einen so komischen Buckel, daß die Mutter sie fortschickte und sich damit begnügte, allein ihre Birnen zu zählen, das Fallobst einzusammeln, nach vorbeigetragenen Hehlerkörben auszuspähen und nach den Verwüstungen der Amseln, dieser schrecklichen Amseln, die aber viel weniger arge Diebe waren als ihr Gärtner, der ihnen

seine Missethaten aufbürdete. Und in all ihrer Betriebsamkeit mußte sie immer daran denken, wie sehr sie sich in dieser langen, trägen Kreatur getäuscht hatte, die sie ganz nach ihren Ideen lenken zu können gehofft hatte.

Bei aller äußerlichen Veränderung war Lydie die eingeteufelte, kleine Zigeunerin von ehemals geblieben, eine ungezügelte, unabhängige Seele. Ihren Mann auf die Jagd und zum Fischfang zu begleiten, ihm bei der Anfertigung seiner Patronen zu helfen, interessirte sie mehr als Schneiderei und Stickerei.

„Mein liebes Kind, Sie müssen doch endlich einmal lernen, eine gute Hausfrau zu werden!"

„Warum, gnädige Frau, da ich ja doch keinen Haushalt habe und Sie die Güte haben, im Hause alles auf sich zu nehmen!"

„Aber ich werde doch nicht ewig da sein!"

Diese Auseinandersetzung fand sehr häufig zwischen ihnen statt und zwar meistens im offenen Wagen, der sie einmal wöchentlich nach Corbeil brachte. Dadurch wurde für Lydie diese endlose Fahrt durch die alte, kleine Stadt und das Halten auf dem Markt, wo Frau Fénigan darauf versessen war, das Gemüse und die Früchte ihres Gemüsegartens wieder zu erkennen, noch unerquicklicher.

„Sehen Sie! Man könnte doch darauf schwören, daß das unsere Melonen sind! — Na, und die Melanzanäpfel! Die zieht man überhaupt nur auf Grosbourg und bei uns. Ich bin überzeugt, daß das alles gestohlen ist."

Und es war immer und ewig dieselbe Geschichte; Körbe, die, bis zum Rande mit Früchten angefüllt, dicht unter ihrer Nase vorbeigetragen wurden, verschwanden trotz aller Aufsicht über die Mauern des Obstgartens. Glücklicherweise hatte die junge Frau, um sich auf der Hin- und Rückfahrt zu zerstreuen, die Erinnerungen, die sie auf der Straße beim Rollen der Räder aufzusammeln nicht müde wurde. Sie sah sich als ganz kleines Mädchen im Staube daherlaufen mit ihrer Pellerine und dem Hut mit den blauen Bändern. Und wenn der Wagen über die große Straße von Soisy-sous-Etiolles fuhr, empfand die Waise immer wieder denselben Schauer stolzer Freude darüber, daß sie unter den Fenstern ihres alten Klosters vorbeifuhr.

Abends nach dem Diner saß man im Salon beisammen. Richard machte dann, wie einst, mit der Mutter eine Partie Schach, aber Lydies Klavierspiel zerstreute ihn. Dieser Wilde war nämlich durch ein eigentümliches Spiel des Zufalls ein leidenschaftlicher Musikliebhaber, und da er bisher nur die von ihm angebetete Frau hatte musiziren hören, vereinigten sich diese beiden Leidenschaften zu einer einzigen, die ihn fast zum Narren machte. Alle Augenblicke glitt sein Blick vom Schachbrett hinüber zu der Frau am Klavier, zu dem Spiel ihrer langen Hände, die noch weißer waren als die Tasten des Instruments; und wenn ihn eine Bewegung oder ein Zuruf eifersüchtiger Ungeduld wieder zu seiner Partie zurückgeführt hatte, zog er zerstreut irgend eine Figur und begleitete mit seiner tiefen, ungeschickten Stimme den Baß der Sonate, die Lydie spielte: „Bum — bum — bum!"

„Sei doch still, Richard," schrie ihn die Mutter an, „Du machst einen ja ganz nervös!"

Aber wie oft fing er immer wieder an bis zum Schlafengehen, bis zehn Uhr, der unabänderlichen Feierabendstunde des Schlosses. Das war auch ein Zwang, dem sich das junge Paar nicht ohne Widerstreben fügte. Es wäre so schön gewesen, draußen spazieren zu gehen auf der vom Mond beschienenen Straße oder im Walde in den Birkenschonungen, die sein silbernes Licht gespenstisch beleuchtet. Aber nein, alle Gitter und Thore waren geschlossen und alle Schlüssel hingen neben dem Bett der gnädigen Frau. Und wenn Richard und seine Frau sich einmal in der Abendkühle im Park verspäteten, dann bellten Athos und Porthos, zwei enorme Kettenhunde, so lange und so laut, bis die Spaziergänger es vorzogen, ins Haus zurück zu gehen.

Ein Fenster ihres Pavillons, das des Ankleidezimmers, ging auf die Ebene von Villeneuve-Saint-Georges hinaus, in der Richtung von Paris, dessen Lage ein großer, dunstiger Lichtring annähernd bezeichnete. Lydie stand des Abends oft an diesem Fenster und blickte lange hinaus, wie hypnotisirt durch dieses Aufleuchten in der Ferne, das für sie etwas unsagbar Anziehendes hatte. O, dieses Paris, das ihr so nahe war — sieben Meilen, höchstens acht Meilen entfernt — und wo man sie doch nie hin führte. Das war wieder eine der Tyranneien der Frau Fénigan. „Was wollen Sie in Paris thun, mein liebes Kind? Gehe ich hin? Ging mein Sohn hin, ehe er Sie heiratete?" Sie antwortete nichts, sie empörte sich nicht einmal über diese ungerechte Autokratie, die sie aller Freuden beraubte, nach denen ihre Jugend und ihre blühende Gesundheit lechzten. Aber Richard hätte zittern sollen vor gewissen Blicken, die sie nach jener Lichtglut hinsandte, wenn sie träumend am offenen Fenster stehen blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Wassili Tjorkin.

Von

P. Boborykin.

(Fortsetzung.)

XI.

„Betet zu Gott!“ erklang das Kommando.

Die jugendliche scharfe Stimme durchtönte den ganzen Dampfer Batrak.

Der Kapitän Podpaskow — ein wirklicher Seekapitän, ganz in blau, eine nervige kleine Gestalt, mit Schnurrbart, ohne Backenbart — ergriff seine mit Borten benähte Mütze und bekreuzigte sich.

Ihm zur Seite stand auch Tjorkin am Steuerrad, auf das metallne Geländer gestützt.

Auch er zog seinen niedrigen, lammwollenen Hut und bekreuzigte sich nach dem Kapitän.

Alle Matrosen waren auf dem untern Deck aufgestellt — auf diesem befand sich das Oberdeck auf dem Aufbau für die Familienkajüte — und nahmen das Oval des Vorderteils ein. Hinter ihrer zweigliedrigen Linie bildeten Wassermelonen — die Ladung eines Händlers — gewissermaßen einen Halsschmuck von zartgrüner Farbe.

Alle Passagiere der Vorderkajüte standen mit entblößtem Haupt.

Tjorkin ging, ohne den Hut aufzusetzen, zwei oder dreimal zur Landungsbrücke, wo sich beim Eingang zur Barrière, der von versammelten Arbeitern verstopft war, die Begleiter des Batrak, zu seiner ersten Reise die Wolga hinauf, durchdrängten: zwei Teilhaber, die dienstfreien Kapitäne, die Agenten, Matrosen, Polizeioffiziere, einige Damen, alle Begleiter der reisenden Passagiere.

„Guten Weg, Wassili Iwanytsch!“ rief lauter als die übrigen der vorn stehende Kapitän Kusmitschew.

Sein großer, frischer Flachskopf und seine mächtigen Schultern mit dem unvermeidlichen, zimmetfarbenen Rock zeichneten sich vor allen aus.

„Dem Mutigen hilft Gott!“ rief ihm Tjorkin als Antwort zu und schwang den Hut.

Kusmitschew hatte, wie es schien, darauf gerechnet, auf den Batrak zu kommen; Tjorkin hatte ihn aber nicht aufgefordert, und als dieser ihm heut morgen vor dem Gebet und Frühstück gesagt hatte: „Wassili Iwanytsch. Jene Viper, die wir mit auf dem Birjutsch gehabt haben, verfolgt mich vor Gericht ...“ hatte er ihm ausweichend geantwortet: „Das verläuft im Sande!“

Aber er hatte nicht gesagt: „Fürchten Sie nichts! Wenn Ihnen ein Unglück passirt — kommen Sie zu mir.“ Jetzt eben, bei dem Ruf: „Dem Mutigen hilft Gott!“ war ihm die Geschichte mit Pjernowski gar nicht in den Sinn gekommen, sondern er hatte nur an sich selbst, an sein Emporkommen auf dem Lebenswege, auf dessen Gipfel von Gold und Edelstein der Kaiseraar des Erfolges seine Schwingen regte, gedacht.

Die Sonne brannte mit voller Mittagsglut senkrecht auf seinen Scheitel, dennoch blieb er ohne Hut, als sich der Batrak auf Kommando des Kapitäns schwimmend rechts wandte und sich durch die übrigen am Sofronowskiquai gegenüber der Nishnebasarnoistraße anliegenden Dampfer durchwand.

Er ergötzte sich an seinem Batrak. Ganz weiß, mit kurzen Rauchfängen — die Luftschlote waren nach ausländischer Weise vergoldet — mit vier Rettungskuttern, mit gestreiftem Zwilchdach über dem weißen Aufbau und Oberdeck, leicht im Gange, ordentlich und reinlich, über und über mit Wimpeln geschmückt, war der Batrak mit einem Schlage das beste Schiff der Gesellschaft. Gerade jetzt, in den letzten Tagen des August, strömten ihm so viel Fracht und Passagiere zu, daß sein Besitzer eine halbe Stunde vor der Abfahrt verboten hatte, mehr zu laden, in der Furcht, bei Sormowa auf derselben Sandbank aufzusitzen, wo er schon mit dem Birjutsch stecken geblieben war.

Links zeigte sich das bergige Ufer von Nishni. Das Grün der Abhänge erhob sich zu dem blauen,

wolkenlosen Himmel; auf halber Höhe zeichnete sich der muntere Flecken mit der Stroganowskikirche ab, und weiterhin glänzten die Häuser von Grebjoschka. Der Turmstumpf von Marawjewski schaute in die Luft und auf den, die weißen Mauern überragenden Glockentürmen glitzerten die Kuppeln mit ihren Kreuzen.

Noch weiter hin dehnte sich die Messe wie eine Riesenspinne über dem gelbgrauen Sande zwischen den beiden Okaarmen aus. Wenn man von dort den Blick wandte, drängten sich überall auf den beiden großen, aber seichten und schwer von Untiefen heimgesuchten, russischen Strömen die Steven und Steuer der Fahrzeuge, die hin und her nach Makaria zogen, um dort den jährlichen Tanz um das goldne Kalb mitzumachen.

Das Gehör versagte ihm vor freudiger Erregung. Er vernahm nicht das Schrillen der Dampfpfeife, und sah nur vorwärts auf den Flußlauf, im Vollgefühl, daß er auf dem Ausbau seines eigenen Dampfers steht, den er mit voller Fracht und zahlbaren Passagieren auf die erste Reise bringt. Er zieht mit unermüdlicher Kraft und Kühnheit gegen den Strom, fürchtet weder Untiefen noch Wassersnot, weder Konkurrenz noch sonstiges Ungemach.

Seine Lippen beginnen zu flüstern und etwas auszusprechen.

Aus den abgelegensten Gehirnzellen drangen unversehens Verse hervor, und zwar — deutsche, was ihn erstaunte und erfreute. Er hatte, wie alle seine Kameraden, in seiner Pennalzeit deutschen Unterricht gehabt, und in der fünften Klasse hatten sie eine Ballade von Schiller auswendig lernen müssen.

„Er stand auf seines Daches Zinnen," sprach Tjorkin laut zu dem rhythmischen Geklapper der Maschine.

„Er stand auf seines Daches Zinnen," wiederholte er, worauf ihm sein Gedächtnis weiter vorsagte:

„Und schaute mit ergötzten Sinnen — Auf das beherrschte Samos hin."

Und lebhafter als in der Knabenzeit rief er sich ein Bild hellenischen Lebens hervor. Dieselbe siegreiche Sonne ... Der Herrscher steht von Licht umflossen auf der Plattform seines gezahnten Daches und berauscht sich an den liebeglühenden Empfindungen für seine von ihm beherrschte Insel. Samos — sein! Samos ihm zu Füßen. Das demütige Fußgestell seiner Macht und Größe! ...

Eine althellenische Stadt nebst einer ganzen Insel — und einen der zahllosen Wolgadampfer, dessen schöner Preis sechzigtausend Rubel ist!

„Wassili Iwanytsch! ... Schlägst du nicht über die Stränge, Väterchen?" hielt er sich selbst mit munterm Spott vor, und merkte dabei, daß er ohne Hut war; inzwischen hatte der Batrak schon den sibirischen Quai passirt.

„Wer weiß denn, was an dem Samos dran war?" dachte er weiter, und eine Flut fröhlichen, echt wolgischen Eifers kam über ihn. „Das klingt nur alles bei den Poeten so großartig und blendend; doch nach unserer Elle gemessen, schrumpft es gewaltig zusammen. Die berühmtesten Tempel sind winziger als eine hübsche Kapelle. Samos stand mit Kladjenjez gleich, als dieses noch Residenzort war. Und Polykrates war gewiß nicht mächtiger als der Starost Stephan Malmyshski!"

Das Kirchdorf Kladjenjez, seine Heimat, trat deutlicher als je vor sein inneres Auge. Der Name Stephan Malmyshski rührte die unvergeßliche Scene seiner Prügelstrafe vor dem Gemeinderat in seiner Erinnerung auf.

Noch bei Tageslicht wird er mit dem Batrak nach Kladjenjez kommen ... „Was werden die jetzigen Gebieter der Gemeinde — solche Wichte, wie Malmyshski schwatzen, wenn sie ihn, Waska Tjorkin, das Findelkind, an dieser Stelle am Steuerrad als Herrn und Gebieter eines solchen Fahrzeuges sehen?"

Das Gefühl seiner unanfechtbaren Ueberlegenheit benahm ihm indessen die erniedrigende Empfindung für die ihm und seinem Pflegevater zugefügte Schmach ... Er wird von fern den Hut ziehen und zum Andenken grüßen, indem er auf den Kirchhof mit seinem Erdwall schaut, auf dem zu ruhen Iwan Prokopitsch nicht vergönnt war. Seine Gebeine werden aber auch wohl an andrer Stelle fröhlich auferstehen. Sein Wassia, der bestrafte Schulknabe, der von seinen Feinden Gezüchtigte, fährt auf der Wolga mit vollem Dampf ...

Nun führten ihn seine schweifenden Gedanken zu der, die ihm geholfen, mit deren Geldern er den Batrak auf das Wasser gebracht hat. Dort, bei Moskau bangt ein schönes, kluges, bis zum Tode getreues Weib um ihn. Er hatte ihr versprochen, nicht nach Nishni zu fahren. Jetzt mußte man ihr schon eine nach dem Gebet und Frühstück aufgegebene Depesche überbracht haben.

In der Depesche war ihr beliebtes Sprichwort wiederholt:

„Mannbel und Weibel — ist ein Deibel!"

„Wahrlich! ... Ein Deibel!" wiederholte er aus voller Brust und rief dem Kapitän zu:

„Geben Sie volle Fahrt!"

Zweiter Teil.

I.

Das elektrische Licht flimmerte als rotes Pünktchen in der matten Kuppel auf der Holzgalerie gegenüber dem Nishegorodschen Theater.

Die Dämmerung war noch nicht hereingebrochen.

Links senkte ein Streifen der Abendröte sein äußerstes Ende auf die alte Kathedrale, und rechts fing ihn eine Moschee auf, mit ihrem dünnen, hochragenden Minaret.

Von einem ganzen Trupp lustwandelnder, kleinstädtischer Männer und Frauen löste sich Tjorkin los und blinzelte mit den Augen, wenn ihm zufällig der Schimmer des blauweißen Lichtes ins Gesicht fiel.

Es war ihm eingefallen, daß Serafima ihn gebeten hatte, ihr zwei oder drei Orenburgsche Tücher mitzubringen, ein großes für zehn Rubel, zwei kleinere zu vier oder fünf Rubel. Jetzt befand er sich in der Passage des Haupthauses; dort mußten die Händlerinnen aus Orenburg, die „Tantchen“, wie er sie nannte, wenn sie nach Makarjew kamen, feilbieten. Er hatte Serafimas Bitte ganz vergessen gehabt. Das Haupthaus war etwas verbaut und abgelegen. Tjorkin, der sich seit gestern in Nishni befand, war gegen sechs Uhr abends auf die Messe gelangt. Er ergötzte sich lange an der Fassade des Gebäudes.

Ihm gefiel auf einmal diese „Maschinerie“, wie er es sinnig nannte, mit ihren Pavillons, dem vergoldeten Dachgitter, dem Schmuck und Anstrich. Es erschien ihm als etwas „Indo-Venezianisches“, Reiches, Massives, wie es dem Begriffe von einem osteuropäischen Markt entsprach. Auf der Galerie stieß ihn aber die festlich gekleidete Bauernschaft ab.

In diesem Jahr — es war gerade ein Jahr seit dem Stapellauf des Batrak vergangen — empfand er das Benehmen des niedern Volkes als noch widerwärtiger, ganz „pestilenzialisch“, indem es sich mit seinem „ungewaschenen Schnabel“ überall „protzig“ macht. Diese Ausdrücke gebrauchte er auch in Gesprächen.

So beendigte er auch nicht die Besichtigung der Galerien im Haupthause, das von einem dichten Haufen gemeinen Volks belagert war, welches auf die Gewölbe, das Dach, die oberen Gänge — auf einem derselben spielte ein Musikcorps — auf die marktschreierisch ausgestellten Waren, auf alles, was ihm selten schien, glotzte. Einige Männer und Weiber liefen herum wie die Maulaffen.

Tjorkin ärgerte sich noch mehr, als er auf den Platz am Boulevard kam, wo das Volk um das Militärorchester herumstand. In der Passage erdrückte ihn die Hitze, die trotz ihrer Mäßigkeit durch das Atmen von tausend Menschen und das lange Brennen der elektrischen Lampen unerträglich war.

Vom Boulevard wandte er sich rechts, überschritt die Kanalbrücke und ging auf das Theater zu. Dort fiel ihm noch Serafimas Auftrag ein, und er war überzeugt, daß er in der hölzernen Galerie am Kanal wohl ein „Tantchen“ finden würde, bei der er die Tücher kaufen könne; dann wollte er eine Barbierstube aufsuchen, wie sich deren seit Menschengedenken am Kanal um das Theater herum befanden, darauf etwas essen — er hatte sehr früh gespeist — und schließlich im Theater die Jermolow in „Maria Stuart“ spielen sehen.

Wer ihn vor zwei, oder noch vor einem Jahr gesehen hatte, fand, wenn auch nicht einschneidende, so doch bei näherer Betrachtung charakteristische Veränderungen.

Außer allgemeiner Fülle hatte sich auch das Gesicht herausgemacht, die Backen waren röter geworden, in den Augen lag ein bald schmeichelndes, bald schmelmisches Lächeln, das Vollgefühl seiner Kraft und seines Erfolges; dasselbe Lächeln umspielte auch seinen Mund. Er hatte noch dieselbe Frisur, kleidete sich aber stutzerhafter. Ueber seinem hellen Sommeranzug trug er einen seidengefütterten Paletot.

Nicht umsonst lächelten Augen und Mund so selbstbewußt. In einem Jahr hatte er den Kreis seiner Unternehmungen so ausgedehnt, daß der Batrak vollständig bezahlt war und nur noch als Aushilfe diente. Auf der niedern Wolga war es ihm geglückt, Verbindungen mit Beherrschern des Fischfanges anzuknüpfen, mit Beginn der Schiffahrt zwei große Dampfer auf dem kaspischen Meere zu mieten und einen eigenen Handel mit Persien zu beginnen. Das Geschäft ging außerordentlich lebhaft, dank seiner Verbindungen mit Moskauer Handelsherren, dank seines gehobenen Kredites und vor allem dank — seiner Kombinationen. Er hatte früher selbst nicht gewußt, daß in ihm so viel kaufmännische Eigenschaften in Bezug auf Absatz von Waren und Erschließung neuer Märkte schlummerten. Man sprach schon in den hauptsächlichsten Niederlagen des alten Kaufhofes von ihm.

In der hölzernen Galerie fand Tjorkin fast dasselbe Gedränge wie in der Passage des Haupthauses. Es herrschte dort noch größere Schwüle. Dasselbe eng gedrängte bäuerisch-banausische Publikum stieß sich um die Läden und Schaufenster herum und bewegte sich in dichtem Strom vom Eingang zum Ausgang.

Von weitem sah er am dritten oder vierten Laden Bündel bunter Tücher zusammen mit Kindermänteln und Kapuzen aus weißem und grauem Flaum hängen — gemeine Handwerksware der Stadt Nishni.

Dort mußte auch ein Stand für Orenburgsche „Tantchen“ sein, da diese ihre Waren oft mit den Nishegorodschen Federstickereien zugleich ausboten.

Als er sich zu dieser Kaufstelle durchgedrängt hatte, fand er auch ganze zwei Tantchen mit den gesuchten Tüchern. Die eine war noch ziemlich jung, häßlich, mit schnarrender, weinerlicher Stimme.

Er hatte selten gefeilscht, seit er reichlicher bei

Gelde war; als sich aber vorigen Winter seine Geschäfte so erweitert hatten, war er ganz von selbst, auch in Kleinigkeiten, genauer geworden.

„Tüchelchen gefällig?“ bot das Tantchen an und zog eifrig die gewölbte Stirn in Falten.

Sie forderte sechzehn Rubel für ein großes Tuch zu einem ganzen Shawl. Tjorkin fand den Preis unmäßig hoch und begann hartnäckig zu handeln, obwohl er gern die stickige Galerie mit ihren reichlichen dreißig Grad verlassen hätte.

Sie einigten sich auf zweiundzwanzig und einen halben Rubel für alle drei Tücher. Da das Paket aber zu umfangreich ausfiel, ordnete er an, daß es für ihn im Restaurant am Buffet abgegeben würde, wo er nach dem Rasiren etwas essen oder nach dem Theater zu Nacht speisen wollte.

Beim Barbier mußte Tjorkin etwas warten. Ein Gast wurde rasirt, ein anderer frisirt; der Prinzipal war ein magerer, dürftiger Blondin, der Gehilfe das Urbild eines Moskauer Perückenmachers etwa von der Wischiwaja-Gorka, mit einem zitrongelben Halstuch und einem mit Pomade an die Stirn geklebten Pferdeschopf.

Tjorkin setzte sich auf das staubige Sofa mit einem Pack verschiedenartiger Affichen in der Hand. Er wußte schon, daß man im Theater Maria Stuart gibt mit der Jermolow in der Hauptrolle; er wollte aber auch die Namen der anderen Schauspieler und Schauspielerinnen nachlesen.

Die Theateraffiche war nicht bunt, sondern weiß, ungeheuer groß und nach provinzialem Geschmack mit allerhand typographischen Verzierungen gedruckt.

Nach Maria Stuart kam „Nächtliches“.

Er sah auf die Namen der in diesem Stück Spielenden. Es waren ihrer drei: zwei Herren und eine Dame.

„Bolschewa!“ sagte Tjorkin für sich.

Er griff, indem er die Affiche beiseite legte, mit der Handfläche nach seinem Haar und blickte nachdenklich durch die halbgeöffnete Thür nach dem ziegelroten, schwerfälligen Theatergebäude.

„Bolschewa!“ wiederholte er und bedachte: „Ist sie es wohl? Das versteht sich!“

Und etwas trieb ihn, aufzustehen und den Barbier zu verlassen.

„Dauert es noch lange?“ fragte er laut, ohne sich bestimmt an jemand zu wenden.

„Diese Minute!“ rief der Prinzipal. „Nur noch etwas Pudern.“

Der Name Bolschewa spukte ihm im Kopfe.

Wie lange war es her? Wohl fünf Jahre. Er war nach Saratow gereist. Damals hatte er Freude am Theater; wo er auch hinkam, ließ er sich keine Vorstellung entgehen, weder Dramen, noch Operetten. Bis zu jener Zeit hatte er noch keine Liebschaft in der Theaterwelt gehabt. In der Truppe befand sich eine Soubrette mit einem Stimmchen und einem engelhaften Knabenantlitz. Dieser wurde nachgesagt, daß sie als Fräulein aus guter, wohl gar fürstlicher Familie gegen den Willen der Eltern zur Bühne gegangen sei. Vorläufig hielt sie sich streng und war noch sehr jung, nicht älter als siebenzehn Jahre. In diese hatte er sich sterblich verliebt. Er schlief nicht nachts; oft lud er die Akteurs zu Gaste, nur um mit ihr bekannt zu werden. Und die Bekanntschaft wurde bald zart und innig. Noch ein oder zwei Wochen und sie hätten sich erklärt. Was ihn zurückhielt, war, daß sie, wie die Kollegen versicherten, kein Mädchen von zweifelloser Reinheit war.

Plötzlich war sie an den Masern erkrankt. Sein Vorgesetzter, der Eisenbahnaufseher, hatte ihn schleunigst nach Jekaterinenburg geschickt.

„Wertester,“ fragte er den Barbier, indem er sich auf dem Sessel vor dem Spiegel niederließ. „Sie wissen wohl, wo hier die Aktricen wohnen? Wahrscheinlich in möblirten Zimmern hier in der Nähe?“

„Um welche ist es Ihnen zu thun, Herr?“ erkundigte sich der Perückenmacher ernsthaft.

„Frau Bolschewa.“

„Da müssen Sie in jenem Gasthaus nachfragen ... Dort drüben, rechts vom Theater.“

II.

Beim Eingang zu den chambres garnies stand in einem Hause voll von Läden ein Portier in grauer Joppe und ziemlich schmutziger Mütze mit einem fettglänzenden, frechen Gesicht.

„Die Künstlerin Bolschewa?“ fragte ihn Tjorkin, indem er die Hand nach der mit Kupferstäben beschlagenen Thür streckte.

„Hier, zu dienen.“

Der Portier lächelte dumm.

„Welche Nummer?“

„Ich werde Sie führen, im zweiten Stock.“

Sie stiegen die gußeiserne Treppe hinauf.

„Hier an der Ecke, wenn es gefällig,“ lud der Portier ein. „Dort, Nummer achtundzwanzig. Der Schlüssel steckt. Ich habe sie auch noch nicht gesehen. Zum Theater ist es noch zu früh.“

Im Weggehen hielt der Portier noch an und fügte hinzu:

„Für die Mühe, Euer Gnaden!“

Tjorkin gab ihm ein Trinkgeld, erwiderte aber kopfschüttelnd:

„Für die Mühe! Ihr seid hier ein nettes Volk!“

Er klopfte an die Thür, und als er die Klinke ergriff, kam ihm die Frage:

„Wirst du denn Serafima von diesem Besuch erzählen?“

„Warum nicht?“ antwortete er fröhlich und öffnete dreist die Thür.

Drinnen traf er niemand.

„Wie hieß sie doch?“ dachte er und kam gleich darauf: „Nadjeschda Thedorowna.“

Im dunklen Flur hing hinter einem Vorhang allerhand Kleidung.

„Wer ist da?“ fragte eine weibliche Stimme, ganz verschlafen.

Tjorkin erkannte die Stimme nicht. Es war ein etwas heiserer Contraalt.

„Ist Nadjeschda Thedorowna zu Hause?“ fragte Tjorkin laut und hielt vor einem Vorhang, der quer vor einem Verschlage hing.

„Ja, sie ist zu Hause! ... Wer ist da? ... Warten Sie ein Minutchen! ...“

Man vernahm das Krachen eines Möbels und das Klappen eines Pantoffels. Wahrscheinlich hatte sie gelegen und machte sich jetzt vor dem Spiegel zurecht.

„Ist's erlaubt?“ fragte er heiter, indem er bis zur Mitte des Zimmers schritt, das von dem Schlafalkoven abgetrennt war.

„Ja, ja, es ist erlaubt! Ach, mein Gott! Wer ist das doch?“

Die Aktrice steckte zunächst den Kopf durch die Spalte der von beiden Seiten heruntergelassenen Portière.

Der Krauskopf, die vollen Wangen, die großen, grauen, schelmischen und erstaunten Augen, der Mund mit den scharfen und schneeweißen Zähnen, erschien vor Tjorkin wie ein eingerahmtes Bildnis.

„Nadjeschda Thedorowna! Erkennen Sie mich nicht?“

„Ach, mein Gott! ... Wassia Tjorkin! ... Ja? ...“

Die halbe Portière wurde zurückgeschlagen, und sie sprang heraus, im battistnen Pudermantel, mit einer ausgesuchten Frisur. Sie zeigte sich ihm größer von Wuchs und dreimal so stark, der weiße Hals und die rundlichen Arme spielten vor ihm, und ehe er es sich versah, hingen die rundlichen Arme um seinen Hals.

„Täubchen! Wie freue ich mich! Und so schrecklich schön geworden!“

Die Hände ließen ihn los und ergriffen ihn am Handgelenk, und ihr volles, rundliches Gesicht, immer noch mit dem engelhaften Ausdruck, rückte ihm ganz nahe, indem sie sich auf die Fußspitzen stellte.

„Wir müssen uns küssen vor Freude! Wir sind ja so alte, alte Freunde!“

Die leichte Heiserkeit der Stimme ließ nicht nach, doch war der Ton sanft, gemütvoll und frei, sogar zu frei, nach Tjorkins Ansicht.

Sie küßten sich dreimal, nach Bauernweise.

Und auf einmal, sobald sie eine Hand frei hatte, führte sie diese an ihre Lippen, wie es die alten Weiber und Dorfmädchen zu thun pflegen, wenn sie Kwaß trinken oder ein Gläschen Schnaps hinuntergießen.

„Wohl bekomm's!“ rief sie in bäuerischer Manier und rieb sich dumm die Nase.

Heirgott! Er wurde verwirrt ... Das war echt wolgisch. Erst war sie allerwelts ingénue ... und jetzt auf einmal Bauer über Bauer ...

„Ach, Täubchen! Seit jener Zeit ist viel Wasser die Wolga herunter geflossen. Meine Spezialität — Weiber und Dirnen. Sie werden mich heute im ‚Nächtlichen‘ sehen und seufzen. Das habe ich bei Euch an der Wolga von Astrachan bis Rybinsk einschließlich zum besten gegeben. Nun, setzen Sie sich. Sie sind mein Gast!“

Sie setzte ihn neben sich auf das Sofa, hielt seine Hand in der ihrigen, schaute ihn unter Grimassen an und wackelte spöttisch mit dem Kopfe.

„Sogenannter schöner Mann! Ohne Frage! Dir kann niemand widerstehen!“

Ihr Krauskopf, das kurze Näschen, die schmeichelnden Augen gaukelten vor ihm und stimmten zu dem spielenden Ton; nur hatte er bereits bei sich gefragt: „Ist das das Fräulein aus guter Familie?“

„Ja,“ bemerkte er, zu ihr geneigt; „es ist viel Wasser die Wolga herunter gelaufen. Sie sind aber ein Ausbund geblieben!“

„Ist es verronnen?“ fragte sie schnell und ernsthafter.

„Ist es getrübt?“

„Es ist wohl auch getrübt.“

„Und auch Sie, lieber Mensch, haben um mich gelitten ... Eh? ... Wissen Sie noch? Zwischen uns war damals die Sache im besten Gange. Warum haben Sie so plötzlich gebrochen?“

„Haben Sie das vergessen?“

„Ei, Gott! Ganz entfallen!“

Er erinnerte sie, wie sie erkrankt und er nach Jekaterinenburg geschickt worden war.

„Wahrhaftig, wahrhaftig. Ich habe später noch oft an Sie gedacht ... ehrlicher Mensch! Sie sehen, ich habe Sie sofort erkannt und sogar noch Ihren Familiennamen gewußt — mein Gedächtnis ist vortrefflich geblieben. Wie sind Sie auf mich verfallen? Das war sehr, sehr lieb! Jugendgefährte! Dafür muß ich Sie küssen.“

Ihre saftigen Lippen schmatzten ihn auf die Backen, und ihre Hand legte sie auf seine Schulter.

„Aktrice — ganz Aktrice!“ dachte Tjorkin.

Er sah, daß die frühere Bolschewa dahin war, das war schon liederliche Schlunze. Das Herumziehen auf Provinzialtheatern hatte alles verwischt, womit sie zuerst die Bühne betreten hatte, dennoch

versöhnte ihn das Gemisch von Ausgelassenheit und gutmütigem Humor mit ihr. Auch ihr Aeußeres gefiel ihm, doch nicht mehr so, wie vor fünf Jahren — sondern anders, auf die gewöhnliche sinnliche Weise.

Nach fünf Minuten saßen sie noch näher nebeneinander. Ihre Hand lag noch immer auf seiner Schulter. Sie erzählte ihm von ihrem Leben. An Engagements fehlt es ihr nie. Die letzten beiden Saisons hat sie in Rostowa „gedient", wo sie einen dummen Kornhändler, der aber gut „auf Hopfen erzogen" ist, kennen gelernt hat. Er hat sie selbst zur Messe geschickt, zu der er auch zum Schluß kommen wird; er gibt ihr hinreichend Geld und spricht auch vom „Gesetz", woran ihr aber nichts gelegen ist.

„Warum sitzen wir denn aber so in der Trockenheit?" rief Botschewa. „Meine Kehle ist ganz ausgedörrt. Schellen Sie nur, Täubchen."

Dem erscheinenden Burschen befahl sie Selterswasser und Cognac zu bringen.

„Alten! Hören Sie! Rachenputzer wollen wir nicht trinken."

Im Zimmer war es schwül und Tjorkin hatte Durst.

Als alles gebracht war, schenkte sich Bolschewa ein Glas über ein Drittel voll Cognac und goß es in einem Zuge hinunter.

Tjorkin schaute auf sie.

„Das ist Ihr Fall?"

„Ja, Täubchen; mit den Wölfen muß man heulen ... Sie sind ein schlechter Trinker?"

„Ein schlechter."

„Ich aber ..."

Sie schmatzte und goß sich noch einen Cognac mit ein wenig Wasser ein.

„Ist das Ihre Gewohnheit?" fragte Tjorkin.

Das Mitleid mit dem ehemaligen Gegenstand seiner Neigung schwand und machte der krankhaften Neugierde Platz, zu ergründen, wie tief sie gesunken sei.

Ihre Augen begannen sich schnell in eigentümlicher Weise zu trüben. Er erriet, daß sie wie ein Alter trank, wodurch sich auch die sonderbare Aufregung von der ersten Minute ihres Wiedersehens erklärte.

„Was sehen Sie mich so an?" sagte sie, indem sie sich noch einen Cognac eingoß. „Anstellen mag ich mich nicht vor Ihnen, Sie Jugendgenosse ... haben an mich gedacht. Sie sehen ... ich bin jetzt Säuferin."

Sie sagte dies zögernd, die Worte fast kauend, mit starren Augen, aber ruhig und beinahe heiter.

„Nun, also auch Säuferin."

„Da Du," — sie ging unversehens zum Du über — „da Du Deinerseits stets ein solider Mann gewesen bist, kannst Du ersehen, durch was für eine Schule ich dort in Rostowa gegangen bin."

„Aber Sie, aber Sie! Liebe, wie sind Sie so heruntergekommen ..."

„Nein, Täubchen, nicht heruntergekommen ... das mußte so sein ... wie neuerdings in den gelehrtesten Büchern steht ... Atavismus. Papachen hielt sich traurig, trotzdem er ein feiner Edelmann war, und starb in Paris. Aber austrinken! ... Ah ... das gilt nicht. Zusehen, wie ich die Flasche leere, und nur das Faktum konstatiren."

Sie schenkte ihm ein und bestand darauf, daß er ohne Selterswasser trank.

Gegen Sprit war er ziemlich abgehärtet; der Cognac that indessen doch sein Teil. Er war selbst erstaunt, daß er ihn nicht umwarf. Bolschewa that ihm redlich Bescheid. Ihr Laster stieg ihm förmlich zu Kopf.

III.

„Maria Stuart" war schon im Gange, als Tjorkin sein Billet dem in roter Livree steckenden Logendiener abgab und in das Orchester trat, wo er einen Sessel in der ersten Reihe einnahm.

Der tiefe und mit mehreren Rängen versehene Saal war halberleuchtet. Dunkle männliche Gestalten überwogen. Die Stimme der Schauspieler klang dumpf.

Vor dem Auftreten der Heldin hatte sich Tjorkin gelangweilt und nur unachtsam hingehört, was auf der Bühne vor sich ging. Ihn ärgerte von vorn herein das falsche Pathos der Schauspielerin, welche die Amme der Königin gab, sowie die gespreizte, bäuerische Manier des provinzmäßig als englischer Höfling ausstaffirten Schauspielers.

Doch, sobald die tiefen Brusttöne von Maria Stuart erschallten, war er ganz Ohr und verharrte bis zum Aktschluß in derselben Stellung, ohne das Opernglas vom Auge zu nehmen. Die Stimme der Künstlerin, der lyrische Schmerz des Weibes, das mehr in der Erinnerung an ihre alte Größe als in der Hoffnung lebt, ergriff ihn und flößte seiner Seele eine ihr nötige, wenn auch bittere, so doch erfrischende Arznei ein.

Die Frau und ihre tragischen Accente zeigten ihm das Bild derjenigen, die ihm das Geschick als Gefährtin zugeführt hatte.

War seine Leidenschaft wohl wie die ihre? ... Vor kaum einer halben Stunde hatte er sich mit einer trunksüchtigen Vettel abgeküßt, die er selbst als Säuferin erkannt hatte. Und wenn die Sache mit ihnen nicht zum Abschluß gekommen war, so war dies nicht deshalb, daß er abgeneigt gewesen wäre, vielmehr ...

Sie war ihm um den Hals gefallen und hatte gesagt:

„Schöner Mann! ... Ich weiß ja wohl, Täubchen, wie wir eigentlich dieses Rendezvous folgerichtig

schließen mußten. Doch ist es angemessener, das Andenken an die ingénue der Saratowschen Truppe, das Opfer ihrer Theaterleidenschaft, zu ehren."

Darin sollte für ihn sicherlich kein Vorwurf liegen, nur sprach sie, obwohl vom Rausch umnebelt, für das Ungetüm, von dem sie Geld nahm.

Sie sagte ihm noch:

„Es ist Zeit für Dich, da man schon den ersten Akt spielt. Ich werde noch ein wenig schnarchen und dann bin ich um elf Uhr frisch wie eine Rose."

Das hatte ihm nun gar nicht besonders behagt. Das Tier war zweifellos in ihm erwacht, trotz des abstoßenden Eindrucks. Das Andenken an die Lieblichkeit des süßen Mädchens hätte ihn vor jeder Annäherung an die trunkene und gesunkene Vettel zurückschrecken sollen. Es geschah aber gerade das Gegenteil.

An Serafima hatte er mit keinem Gedanken gedacht, bis ihn Bolschewa beim Fortgehen auf dem Flur, wohin sie ihn geleitet hatte, fragte:

„Was hast Du da für ein Paket? Bringst Du Geschenke mit? Wem? Um Euer Gnaden Liebesgeschichten kümmere ich mich nicht. Aber das muß sein, zeig, zeig!"

Sie machte auf und betrachtete die Orenburgschen Tücher.

„Ganzer drei! ... Du hast also so viel Gegenstände! ... Oder sind sie alle für eine Sultanin?"

Ihm gefiel der Scherz und er wollte ihr gern ein Tuch schenken.

„Welches ist am meisten nach Ihrem Geschmack? Wünschen Sie nicht hier das größte zu haben?"

In dem Verlangen, ihr ein Geschenk zu machen, lag etwas Kaufmännisches: sie hatte doch mit ihm gesessen, geschäkert, ihn bewirtet — das war für die Zeche.

„Hier, das Halstüchelchen, wenn Sie so gut sein wollen," bat sie mit kindlicher Stimme, nahm das kleinste Tuch und küßte ihn dafür ab.

„Können wir nicht nach der Vorstellung noch zusammentreffen?" fragte er noch ohne Vorbedacht.

„Komm ... in das Etablissement ... dem Theater gegenüber, wo Ilja Ogai singt ... da gibt es cabinets particuliers. Wir wollen soupiren ... doch, wenn es Dir zu spät scheint, lassen wir es."

Dieses Gespräch drückte ihn jetzt. Er dachte an das Souper mit ihr und fürchtete sich nicht davor, daß sie ganz „bereit" sein würde, sogar nachdem ihm die Tücher in Erinnerung gebracht hatten, für wen sie eigentlich gekauft waren und was für eine Schönheit zu Hause auf ihn wartet, ihn fast täglich mit einer Depesche bedenkt und sich nach ihm sehnt.

Den ganzen Zwischenakt blieb Tjorkin, mit seiner Bewegung kämpfend, im Sessel.

In der Seele war ihm so übel und weh, daß ihn darnach dürstete, Maria Stuart zu sehen und zu hören — nur um der ganzen Reihe von Fragen über seine Gefühle für Serafima zu entgehen. Es war ja schon ein ganzes Jahr darüber vergangen, daß sie zusammen leben, ein ganzes Jahr!

Das Spiel der Künstlerin rührte und bewegte ihn auch in den folgenden Akten. In einer Scene weinte er sogar. Als er aber im Zwischenakt zwischen dem vierten und fünften Akt auf dem Flur durch die Thür in die laue Augustnacht schaute, überkam ihn wieder die Empfindung über sich und sein Verhalten zur Frau, zu der Heldin der Tragödie mit ihrer Nebenbuhlerin, überhaupt zum Wesen der weiblichen Natur.

Nun ja, er war nicht viel besser als ein liederlicher Krämer, ja, er war so voll Wankelmut, daß Serafima, wenn sie alles sähe und hörte, ihn mit vollem Recht zum Teufel jagen dürfte. Ist es aber damit abgemacht? Ist nicht vielmehr das Weib — in welcher Lage es sich auch befinden mag — die Sklavin ihrer Neigung zum Manne? Nehmt dort die Königin, eine Gefangene, zwei Schritt vom Tode, was war es, was wütend in ihr aufwallte, daß sie in das Gesicht der Elisabeth — der Herrin über Leben und Tod — giftige Verwünschungen schleuderte? Was? Doch nur das! Weibliche Natur! Die Gegenwart des geliebten Mannes richtete das unvermeidliche Unheil an, vernichtete nicht die Königin, sondern das leidenschaftliche Weib ... dabei war sie damals schon stark vierzig, wohl gar schon fünfzig.

In seinen Ohren klangen noch die vor Kraft und zorniger Erregung vollen Accente der Künstlerin. Er entlockte seinem zähen Gedächtnis, das ihm auf der Schule so viel Erfolg gebracht hatte, folgende Worte:

„Der Thron von England ist durch einen Bastard
Entweiht, der Briten edelherzig Volk
Durch eine list'ge Gauklerin betrogen."

Sie können sich nicht ihrer über alles gehenden Schwäche zum Manne, gleichgiltig ob Held oder Schwächling, Feldherr oder Galeerensträfling, entraten.

Und es wurde ihm klar, daß sein Band mit Serafima nicht unlösbar war. Die Ueberzeugung kam ihm, daß sie sich nicht der Männerschönheit — nach Bolschewas Ausdruck — sondern dem Menschen ergeben hatte. War es nicht er, so war es ein anderer, der an seine Stelle trat, etwas früher oder später, zumal ihr Gatte sie erniedrigt und beraubt hatte.

Ihm war noch nichts in ihr entgegen getreten, was ihn erwärmt, ihm eine seelische Neigung zu ihr eingeflößt hätte. Sie liebt ihn. Aber neben ihm — wen und was noch?

Die ersten dieser Fragen standen sehr klar vor ihm. Er wollte sich nicht Rechenschaft darüber geben,

was bei der Bolschewa vorgegangen war und noch hätte vorgehen können. Doch wenn er sich selbst ändern und nur gottesfürchtig leben wollte, würde ihm Serafima dabei helfen? Fand er bei ihr die geringste Neigung zu solcher Aufgabe? Sie störte ihn nicht, und nur um nicht ihren Schatz, ihren Wassia, zu verlieren, wie die trunkenboldige Aktrice alles aufgibt, wenn man ihr nur nicht ihr Gläschen Cognac raubt.

Im fünften Akt konnte sich Tjorkin nicht mehr in das Schicksal von Maria Stuart vertiefen. Er wollte jedenfalls gleich nach dem Hauptstück fortgehen und nicht mehr Nächtliches sehen, um keinen Vorwand zu haben, mit Bolschewa zu soupiren.

Er war aufrichtig über seine Niedrigkeit und Neigung zu seelischen Grübeleien erbost. Es wäre doch besser gewesen, sich bis zum Ende am Spiel der Künstlerin zu erfreuen.

Im Saale erschallten noch dumpf die Herausrufe, als er schon in die Garderobe eilte, wo er seinen Paletot nebst dem Paket mit den beiden Tüchern gelassen hatte.

„Tjorkin, grüß Gott!"

Er wurde von hinten angerufen, und als er sich umdrehte, entdeckte er Ussatin, dem der Garderobier gleichfalls seinen Paletot gab.

„Habe die Ehre! Sehr erfreut!" sagte er trocken und nicht besonders herzlich.

„Wohin von hier? Abendessen?"

„Nicht weit."

„Nun schön! ... Wir wollen in das Etablissement Naumow gehen. Plaudern wir! ... Wir haben uns recht lange nicht gesehen!"

„Plaudern wir," wiederholte Tjorkin und empfand, daß ihm Ussatin gegenüber keineswegs wohl zu Mute war.

IV.

„Alles Moskau! Wohin man sieht."

Und Ussatin wies mit einer Geste der rechten Hand in den weißen Saal hinein, der im Zwielicht trotz der Abendessenszeit noch ziemlich leer war.

„Ja, eine Nachahmung des Gurinskischen Lokals," bestätigte Tjorkin.

Sie speisten an einem der Tischchen am Fenster.

Die niedrige breite Estrade linker Hand war voll von Instrumenten. Die Sänger hatten sich in den benachbarten Zimmern verteilt. Zwei oder drei saßen an einem Tisch und tranken Thee. Die Männer vom Chor hatten sich noch nicht eingefunden.

„Moskau hat sich ganz umgekrämpelt," fuhr Ussatin aufgeräumt fort, indem er einen Löffel frischen Kaviar zum Munde führte. „und die Messe ist durchaus nicht international, sondern eine Abteilung der Nikolskaja mit ihren Seitenstraßen. Da sind auch dieselben Restaurants mit ihren unsinnigen Einrichtungen. Ein Chor aus Java soll, wie ich höre, für siebentausend Rubel engagirt sein. Was haben sie für einen Zweck? Sie sehen — Publikum ist nicht, obwohl wir schon in der ersten Nachtstunde sind. Infamer Krach!"

Er nahm die Weinkarte.

„Wollen Sie nicht gefälligst wählen? ... Weißer Gaborinski — Wein — drei und ein halb die Flasche. Das ist Hebung des vaterländischen Gewerbes und schützende Handelspolitik."

Tjorkin hörte zu, den Kopf ein wenig geneigt. Ihm war nicht ganz behaglich. Unterwegs in der Droschke hatte er sich nach seinen Geschäften erkundigt, hatte Tjorkin wegen seiner Erfolge beglückwünscht, von sich selbst aber nicht geredet. Die Geschichte mit der Aktiengesellschaft war nicht zur gerichtlichen Untersuchung gekommen; doch war sein Kredit schwer erschüttert worden. Seit dem verflossenen Jahr waren sie nie zusammen getroffen, weder in Moskau noch an der Wolga. Tjorkin hörte nun von Ussatin, daß er wieder flott war und eine neue Aktiengesellschaft so gut wie bemeisterte.

Er wollte übrigens vor Ussatin nicht als ein Mensch erscheinen, der sich vor ihm zu entschuldigen hätte. Freilich war er von dessen Geschäftsstelle auf geheimnisvolle Weise verschwunden, doch war der Grund zu dieser Flucht klar: er wollte sich nicht besudeln.

„Jetzt stecken sie also in großen Geschäften?" begann Ussatin. „Und in einem Jahr. Wo haben Sie denn damals die Geldmittel aufgetrieben? Sie wissen doch, derentwegen Sie zu mir in meine Anlage gekommen sind?"

Ussatins Augen blitzten. Er schob wieder einen Löffel Kaviar in den Mund.

„Ich habe sie aufgetrieben," antwortete Tjorkin mit einem Lächeln, wenn er sich auch über Ussatins dreiste Frage ärgerte.

„Allzuviel Geld war es nicht," fügte er in sorglosem Ton hinzu. „Sie aber, Arseni Kyrilytsch — jetzt ist ja die Sache vorbei — haben mein Gewissen versucht. Ohne Zweifel wollten Sie mich auf die Probe stellen, ob ich darauf eingehen würde."

Diese Gesprächswendung erschien Tjorkin sehr fein und er belobte sich innerlich dafür.

„Versucht? Ha, ha! ... Ich habe Ihnen, Tjorkin, die allereinfachste Sache vorgeschlagen. So etwas kommt bei allen Gesellschaften vor. Solcher Rigorismus hat mir aber von Ihnen gefallen. Ich weiß nicht, ob Sie lange mit ihm durchgekommen sind. Wenn Sie dabei ein reicher Mann geworden sind — wohl Ihnen. Nur unbegreiflich, wo bei Ihnen dann der findige Geschäftsmann steckt, der Ideen zu benützen weiß."

„Wie Sie, Arseni Kyrilytsch," warf Tjorkin ein, indem er ihn von unten auf betrachtete.

„Ha, wie ich! Meines Erachtens haben Sie mich damals auf dem Wege zum Schiff mit dem Gedanken beehrt: ‚Dieser Wolf im Schafspelz hat mich wie ein Gauner zu einem großen Verbrechen verleiten wollen.' So etwas! . . . Darauf kam es hinaus. Sie haben dem Ussatin von ehedem nicht mehr vertraut, dem doch das ganze Wolgaland Vertrauen geschenkt hat. Und nun sehen Sie, ich bin von der wackeligen Bank nicht herunter gefallen. Wenn je einer bezahlt hat, dann war ich es."

„Und bedeutend?"

„Na ob, schließlich ist die Hälfte meines persönlichen Eigentums dabei drauf gegangen, um anständig zu liquidiren."

„Mithin haben Sie die Gesellschaft aufgelöst?"

„Nein, ich habe sie umgestaltet, in den Betrieb meiner Fabrik übernommen und neue Quellen erschlossen."

„Und Dubjenski befindet sich bei Ihnen, nach wie vor?"

Ussatin verfinsterte sich leicht.

„Das ist ein Rigorist . . . von reinerem Wasser als Sie. Wir haben uns getrennt. Das mache ich ihm nicht zum besondern Vorwurf, daß er solch unsinnige Angst vor Verbrechen gehabt hat."

„Du Intrigant! Du Spieler! Alles verredest Du und drehst es schließlich um. Von dem frühern Ussatin ist auch nicht ein Krümel übrig geblieben!" dachte Tjorkin, indem er seinem Gesellschafter zuhörte.

„Wollen Sie gefälligst dieses unscheinbare Stückchen betrachten?"

Ussatin holte aus der Tasche etwas in Papier Gewickeltes.

„Was ist das?" fragte Tjorkin.

„Wickeln Sie es aus."

Im Papier zeigte sich ein Stückchen eines dunklen Gegenstandes.

„Das ist Seife! Aber woraus hergestellt? Darin liegt der Witz. Ein belgischer Techniker hat mir sein Geheimnis angeboten. Nirgends, außer in Amerika und an unseren Naphthaquellen, kann man mit diesen Seifenstückchen solche Geschäfte machen."

„Wie so, Arseni Kyrilytsch?"

„Das versichere ich Sie!"

Ussatin senkte den Kopf; sein fetter Leib wackelte, sein Gesicht ging ganz in Blicken auf, die Augen sprühten.

„Ich bin an einen Raubvogel geraten!" dachte Tjorkin.

Der Kellner brachte das bestellte Gericht: Sterlet nach amerikanischer Art. Die Musik spielte einen Walzer. Nach Beendigung desselbe sagte Ussatin noch lebendiger:

„Patente sind schon in Frankreich und Belgien genommen."

„Für dieses selbige Klümpchen?"

„Ja, ja, Tjorkin! Für dieses selbige Klümpchen. Nach der Messe gehe ich nach Petersburg — da muß ich es versuchen — und dann ins Ausland nach Kapital. Die Idee wird sofort ausgebeutet. In Paris ist das Geld nicht knapp für uns, obwohl sie zehn Milliarden Schulden haben!"

„Und allerlei Ungemach. Die Phylloxera haust in mehreren Departements!"

„Keine Phylloxera kann ihnen etwas anhaben. Der Geldschatz, die Ersparnis, ist größer als im ganzen übrigen Europa, England ausgenommen.

„Bei den gegenwärtigen Gefühlen der Herren Franzosen zu uns Russen wäre es unschlau, ihnen nicht an den Beutel zu fassen. Nur deucht mir, Arseni Kyrilytsch, daß ihre ganze Freundschaft und Liebe gegen uns nur heißt: verprügete mit uns die Deutschen. Und sobald wir ihnen Elsaß-Lothringen verschafft haben, geht die Freundschaft in die Brüche."

„Das ist sehr möglich; doch darum handelt es sich nicht. Ihre Einnahme aus der Rente sinkt. Die Regierung will nicht mehr als drei Prozent geben. Wir garantiren ihnen aber achtzehn."

„Oder versprechen sie ihnen wenigstens."

Der Spott kam bei Tjorkin unabsichtlich heraus. Er wollte Ussatin weder kränken noch unhöflich behandeln.

„Glauben Sie mir," sagte Ussatin vor dem Verlassen des Restaurants zu ihm, indem er, ganz in seine neuen Pläne versunken, den Ellenbogen auf den Tisch stützte, „glauben Sie mir. Wenn ein Mensch, der sich mit Geschäften befaßt, nicht eine persönliche Leidenschaft für den Aufschluß neuer und immer neuer Märkte, neuer Quellen des Reichtums gewinnt — mit einem Wort, wenn er nicht Künstler in seiner Seele wird, dann verfällt er unrettbar entweder auf die scheußlichsten Räubereien, oder er begnügt sich — was auch schlimm ist — mit dem Abschneiden seiner Coupons."

„Erlauben Sie, Arseni Kyrilytsch," warf Tjorkin ein, „kann man wohl seine geschäftliche Laufbahn als ein Mittel betrachten, dem Vaterlande zu dienen?"

Er erhob den Kopf und sah fest auf Ussatin. Die eigentümlichen Worte waren ernst gemeint. Er hatte seine Seele nicht den Geschäften allein gewidmet. Ihm stand noch ein langes Leben bevor. Wenn er erst mit Millionen wirtschaften wird, dann wird er zeigen, daß er den Beutel nicht für sich allein gefüllt hat.

„Dem Vaterlande!"

Ussatin schüttelte ganz sorglos sein kahles Haupt.

„Indessen gestatten Sie," fuhr Tjorkin leiser und mit etwas bewegter Stimme fort, „Sie geruhten

selbst in früheren Jahren einigen Ideen zu huldigen. Ich bin Ihnen in erster Linie dafür verpflichtet, daß Sie mich nicht wie ein beliebiger Prinzipal gehalten haben, sondern als ein Mensch mit ausgesprochener Richtung."

„Richtung!" hielt ihn Ussatin an, „die sitzt bei mir hier" — wobei er sich an den Nacken klopfte — „und wer dieses betreffende Land gut auskennt, wird zur Ueberzeugung kommen, daß man sich in ihm nur bewegen kann, wenn man gewisse zivile Späße aus dem Spiele läßt. Ihnen, Tjorkin, gebe ich darum einen guten Rat. Setzen Sie sich nicht zwischen zwei Stühle, täuschen Sie sich nicht selbst, versuchen Sie nicht die Geschäfte nach Art der verflossenen Saintsimonisten in Frankreich betreiben zu wollen. Sie wähnten, daß die Gemeinschaft im Namen der Humanität und Brüderschaft vor allem stünde, und endigten damit, daß sie Bankdiebe wurden. Alles das ist entweder leeres Stroh oder undurchdachte, wenn auch ausgeklügelte Vorspiegelung!"

Er nahm wieder das Papier mit dem Seifenstückchen aus der Tasche.

„Hier mit diesem Klümpchen habe ich ohne Philanthropie oder hohe sozialistische Ideen ein tüchtiges Feuer angefacht, das weit und breit viel Volks erwärmen wird. So steht's Väterchen. Und damit Gott befohlen! Ich wünsche guten Erfolg. Wissen Sie, ohne Spekulationsgeist kommt man nicht durch!"

„Es lohnt nicht, sich den Kopf zu zerbrechen!" sagte Tjorkin aufstehend.

„Wenn Sie eine Idee haben . . . eine wirkliche, auf welche die Kapitalisten wie auf eine Angel anbeißen — greifen Sie zu! . . . Sollte Ihnen der Schlaukopf Ussatin von nöten sein — gehen Sie zu ihm . . . Er wird Ihnen raten, trotzdem Sie Ihre Zweifel über ihn gehegt haben."

Unten an der Freitreppe verabschiedeten sie sich freundschaftlich. Tjorkin ging zu Fuß nach der Eisenbahnstation, wo er seine Wohnung hatte.

V.

Auf dem Platz vor dem Restaurant des Atkoß saß das Abendpublikum, fast lauter Kaufleute, die von der Messe hierher gefahren waren, an kleinen Tischen. Man sah auch einige Cylinderhüte. Aus dem Restaurant erklang ein weiblicher Chorgesang. Auf dem über dem steilen Absturz entlang führenden Wege sah man in einbrechender Dämmerung die dunklen Gestalten, meist männliche Spaziergänger.

Unten, an der Wolga entlang, zeigte sich wie ein platter, düsterer Flecken die aus sandigen Untiefen zusammengedrängte „Kälberfurt", die sich bis zum Pjetschersklkloster in unregelmäßiger Linie hinzog. Das waldige Flußufer erstreckt sich zehn Werst weit vom Dorfe Bor an, dessen weiße Kirchen sich noch ziemlich scharf vom dunkelbraunen Hintergrunde abhoben. Hie und da schimmerten kleine halb ausgetrocknete Tümpel. Beim Atkoß hörte man auch das melancholische Getön der Dampf- und Signalpfeifen. Auf dem Wasser strichen Barken und Gondeln auf und nieder, während die Dampfboote mit ihren bunten Laternen in mehreren Reihen lagen und durch ihre weißen Schornsteine und amerikanischen langen Oberdecke ins Auge fielen.

Die Nacht brach nach dem letzten Schimmer der Abendröte sehr still, sternenhell und mondlos herein. Von der Brücke her verschwammen die Masten und Rauchfänge, und über dem Masseungetüm lagerte ein Dunst. Nach links reichte der Rundblick nur bis zum Jegorjewskiturm des Kreml, der dort nach der Höhe das ganze Panorama abschloß.

Oben auf der Höhe selbst, am buschigen Abhange, stand Tjorkin.

Er war von der Messe expreß zum Atkoß gefahren, um sich von Nishni zu verabschieden. Der Blick von dort auf den Strom war ihm besonders teuer, zu welcher Neigung sich die gemischten Gefühle gesellten, mit denen er nach Hause, zur Vorstadt Tschernuscha in der Niederung, zurückkehrte, wo er mit Serafima den Winter verlebt hatte.

Seit dem Messeabend, den er in der Maria Stuart und beim Abendessen mit Ussatin zugebracht hatte, hatte sich in ihm neues mit sehr altem vermischt. In die Genugthuung über seine Geschäfte und das Selbstgefühl betreffs seiner erfolgreichen Wagnisse, drängte sich eine dunkle Unzufriedenheit, die ihn manches anders in seinen Gefühlen zu Serafima, sowie in deren Natur und Wesen wünschen ließ.

Die Nacht und das Flußthal stimmten ihn zu süßer Schwermut. Er hatte nicht mehr Lust, in seiner Seele zu wühlen und sich einen Vers aus seinen Betrachtungen zu machen.

Rechts von der Stelle, wo er stand, saß jemand auf einer Bank, hart am Abhang.

Tjorkin richtete seinen Blick dorthin und traf auf den Rücken eines breitschulterigen Menschen, der zu ihm im Halbprofil saß.

„Kusmitschew?" fragte er sich nachdenklich, ohne ihn gleich anzurufen.

„Er ist es auch!" bestätigte sich Tjorkin.

Den Kapitän des Birjutsch hatte er während dieser Reise nicht gesehen und war einer Begegnung fast ausgewichen. Es war ihm schon seit Ende der vorigen Schiffahrt bekannt, daß Kusmitschew die Klagesache von Pjernowski wegen eigenmächtiger Landung vom Dampfer drohte. Er hatte auch zu den großen Fasten einen Brief von Kusmitschew erhalten, in welchem ihn dieser als ein einflußreiches Mitglied der Gesellschaft, dessen Bedeutung durch seinen

Dampferbesitz noch gehoben sei, anging, ein gutes Wort für ihn einzulegen und bei der leider unvermeidlichen Gerichtsverhandlung — worum er sehr zurückhaltend bat — seine Aussage als Augenzeuge abzugeben, was ihm ja „sehr zur Hand" sein müsse.

Diesen Brief hatte Tjorkin ohne Antwort gelassen. Anfänglich hatte er antworten wollen, mußte aber nach zwei oder drei Tagen auf längere Zeit nach Astrachan reisen, worüber er es ganz vergessen hatte.

„Da habe ich mich schmutzig benommen!" war sein Gedanke, als er von neuem auf Kusmitschews Gestalt blickte.

„Andreas Thomitsch!" rief er den Kapitän mit leiser, aber wohltönender Stimme an, indem er an seine Seite trat und ihm die Hand auf die Schulter legte. „Sind Sie es?"

„Ah, ah! Wassili Iwanytsch!"

Kusmitschew erhob sich schnell, ergriff die Mütze und erwiderte nicht sogleich den Händedruck, wohl durch das plötzliche Erscheinen Tjorkins befangen.

„Sie sehen sich um?" fragte jener, ohne seine Hand loszulassen. „Ich auch . . . Sind Sie erst heraufgekommen?"

„Gewiß . . . Heute morgen."

„Lassen Sie mich auf das Bänkchen."

Sie setzten sich beide.

„Sind Sie lange bei uns?" fragte Kusmitschew. Er richtete die Augen zur Seite. In seinem Ton fand Tjorkin eine Zurückhaltung, die sonst nicht darin gelegen hatte.

„Er hält mich für einen Schuft," dachte er, „und er hat von seinem Standpunkt aus recht."

„Ich fahre morgen zurück. Ich bin sehr erfreut über dies Zusammentreffen, Kusmitschew. Wie gut, daß ich auf die Idee gekommen bin, den Atkoß zu besuchen!"

Kusmitschew sah ihn immer noch nicht an.

„Mit dem Batrak sind wir über Jurjewjez hinausgekommen, Wassili Iwanytsch. Es ist ein ausgezeichnetes Fahrzeug und besticht durch sein Aeußeres, wenn man auf solch erbärmlichem Kasten wie der Birjutsch gehaust hat."

Er wollte augenscheinlich nicht von sich anfangen.

„Kusmitschew!" rief Tjorkin seinerseits. „Sie sind mir sicher böse?"

„Ich, Wassili Iwanytsch?"

„Etwa nicht?"

„Böse, das ist nicht das richtige Wort, indessen . . ."

„Halt — ich werde Ihnen etwas sagen . . . Im vorigen Jahr, entsinnen Sie sich, als wir uns beim Stapellauf vom Batrak trafen . . . habe ich mich nicht recht in Ihre Lage versetzt. Sie wissen, im Rausch des jungen Herrschaftsgefühls . . . Und auf Ihren Brief habe ich nicht geantwortet, das bedaure ich aufrichtig. Nicht daß ich Angst gehabt hätte . . . aber ich habe mich vergraben . . . das ist das richtige Wort. Sie halten mich mit Recht für einen — nun, die Bezeichnung werden Sie selbst finden."

„Sie übertreiben, Wassili Iwanytsch!" sprach Kusmitschew, und seine ohnedies lachenden Augen wandten sich mit noch feurigerem Ausdruck auf Tjorkin. „Betteln mag ich nicht, aber meine Lage — von wegen der dummen Geschichte mit Pjernowski hat sich so gestaltet, daß ich vielfach nicht weiß, was werden soll."

„Wie das?"

„Sie sehen Ihre Kollegen selten. Mein Chef hat es mit der Angst gekriegt und mich so zu sagen sitzen lassen . . . Wenn ich nicht Kontrakt mit ihm gehabt hätte, hätte er mich schon vorigen Herbst entlassen, und ich wäre im Winter ohne jede Versorgung gewesen. Wie es mit unserm Geschäft geht, wissen Sie selbst. Andere sparen allerdings im Sommer für den Winter, was ich nicht kann, bei meiner Familie von vier Köpfen im ganzen. Mir sind solche bettelhaften Phrasen zuwider, ich stelle nur Thatsachen fest . . . Im November läuft der Kontrakt ab, und der Prinzipal wird mich nicht behalten. Bis dahin ist noch ein halbes Jahr . . . Aber diese Scheußlichlichkeit, dieses nichtsnutzige Urteil. Angenommen, der Untersuchungsrichter ist ein braver Bursche und legt es darauf an, daß nichts dabei herauskommt. Jener Judas Ischariot hat darum doch seine Verleumdung an den Mann gebracht . . . Aus Petersburg ist schon wegen meines Vorlebens angefragt. Man hat mich bereits zweimal „vor Jesus" geschleppt — vor den General. Hier herrscht nämlich ein altehrwürdiger General und kein Oberst. Bei dessen Anblick gibt man vor Angst schon alles zu. So hat mich mein Prinzipal zuerst im Stich gelassen und die andere Gesellschaft hintendrein . . . Von Ihnen hatte ich den Glauben, Wassili Iwanytsch, daß Sie ein Mensch andern Schlages wären. Um so mehr, als Ihre Aussage beispielsweise dem ganzen Vorgange eine andere Färbung hätte geben müssen. Die Untersuchung des Staatsanwalts verwirrt auch meine Matrosen, meine Untergebenen."

Er unterbrach seine Rede durch ein kurzes Lachen — nur um seine Bewegung zu unterdrücken, da er sich seines Kleinmutes schämte.

Tjorkin aber dachte beim Zuhören in einem fort: „Wer hat denn eigentlich Pjernowski gereizt, wer ist der Urheber der ganzen Geschichte? Du, und nur du! Wäre sie Kusmitschew allein in den Sinn gekommen? Du mußt helfen!"

„Ich werde Ihnen etwas sagen, Kusmitschew," begann er in herzlichem Tone, indem er ihm die Hand auf sein Knie legte, „ich weiß Ihnen Dank,

daß Sie mich für einen Menschen andern Schlages gehalten haben ... Ich bin tief in Ihrer Schuld. Ich habe mich vergraben. Ein Wort! ... Noch gut, daß sich die Sache in die Reihe bringen läßt. Kann es etwas nützen, wenn ich vor dem Untersuchungsrichter erscheine? Dafür würde ich gern noch einige Tage hier bleiben."

„Das wäre wundervoll!"

Kusmitschew wandte sich ganz Tjorkin zu und ergriff seine Hand mit seinen beiden.

„Das wäre längst meine Schuldigkeit gewesen. Wegen Ihrer Stelle machen Sie sich keine Sorgen. Wenn sie Ihnen nur hier nicht wegen Beleidigung auf administrativem Wege etwas anhaben. Warten Sie bis zum November — dann wenden Sie sich an mich."

Ein Strom guter, herzhafter Empfindungen ergoß sich in der breiten Brust Tjorkins. Er dachte sogleich auch an Serafima. Konnte sie sein Betragen billigen? Er konnte nicht für sie einstehen. Wer kennt sie? Wohl möglich, daß er sich auch seit geraumer Zeit davor „vergraben" hat, wie er mit ihr zu leben habe.

Dennoch wurde ihm freier im Gemüt, da er die Möglichkeit einer guten Handlung vor sich sah, statt sein feiges Gewissen stets mit einem „jeder nach seiner Art" beschwichtigen zu müssen.

„Ich weiß nicht, wahrhaftig, Wassili Iwanytsch, wie ich ..."

„Nichts! ..." unterbrach er Kusmitschew. „Wissen Sie, Andreas Thomitsch, daß Wassili Tjorkin — dafür stehe ich ein — stets sein Herz auf dem rechten Fleck behalten wird. Das müssen Sie fest halten. Sie haben mir geschmeichelt und mich schon damals, als ich mich noch heraufbringen mußte, nicht für einen gewöhnlichen Streber gehalten ... Andreas Thomitsch! Wenn es im Leben kein Fatum gibt, so gibt es ein Spiel des Zufalles. Sehen Sie unsere Begegnung hier am Rande des Abhanges ... Aber das müssen Sie wissen, es hätte dessen nicht bei mir bedurft!"

Tjorkin sprang plötzlich auf.

„Kommen Sie hinunter zum Restaurant. Wir müssen eine Flasche Wein nachtrinken."

Kusmitschew rief nur tief bewegt auf wolgisch:

„Aida!"

VI.

„Lieber, Lieber!"

Serafima küßte ihn stürmisch, schaute ihm in die Augen, warf den Kopf zurück und machte sich wieder an das Küssen.

Sie saßen am späten Morgen auf der von beiden Seiten mit Wald umgebenen Terrasse. Auf dem Tisch brodelte der Samowar. Tjorkin war soeben von der Station angekommen. Serafima hatte ihn heute nicht erwartet. Die unerwartete Freude war ihr so in die Glieder gefahren, daß ihre Füße wankten, als sie die Freitreppe herunter eilte, sobald sie den Wagen erblickt hatte.

„Bist Du selbst schon lange zurück?" fragte er nach neuen, ruhigeren Liebkosungen.

„Ich bin schon drei Tage hier, Wassia! Ich habe mich so gesehnt, daß ich nach Nishni fahren wollte, Dir eine Depesche schicken ... meine Wonne!"

Wieder wollte sie ihn mit Küssen ersticken, bezwang sich aber und erhob sich von dem Strohdiwan, auf dem sie saßen.

„Du bist gewiß hungrig! Du mußt noch etwas zum Thee haben. — Stjepanida!"

Sie ging auf der Terrasse um den Tisch herum. Die warme Luft, die durch die äußeren Markisen drang, spielte um ihre geschmeidige Gestalt in ihrem gestreiften Batistmorgenrock mit offenen Aermeln. Ihre Haare wurden auf dem Wirbel mit einer großen goldenen Nadel gehalten und fielen in freien Wellen auf ihren Rücken herab.

Tjorkin ergötzte sich an ihr.

Doch der Gedanke führte ihn schnell zur Messe, in das Zimmer der Schauspielerin Bolschewa, wo sie sich vor kaum fünf Tagen auch geküßt hatten ... Er besann sich auf alles und war erzürnt, daß seine Gewissensbisse nicht stärker waren. Er konnte es zu keiner sittlichen Entrüstung über sein unverantwortliches Betragen bringen.

Auf dieses Weib, das sich ihm so bedingungslos hingab, blickte er mit den Augen eines Lüstlings. Alles an ihr erregte nicht seine herzinnige Freude, sondern niedere männliche Begier.

Er begann sich im Innern von ihr los zu sagen. Ihre Schönheit beruhigte ihn nicht, sondern brachte ihn auf. Das glühende Antlitz mit der Bernsteinröte erschien ihm auf einmal zigeunerhaft. Ihr Morgenrock, die bloßen Arme, die über den Rücken fallenden Haare gaben ihr zu sehr das Aussehen einer Weibsperson, die nur für die Freuden der Liebe lebt.

Dem Kammermädchen Stjepanida — einem stillen, ältlichen Wesen — gab Serafima den Auftrag, für ein Frühstück zu sorgen, kam dann gleich wieder zu ihm zurück und fing an, ihn von neuem zu belästigen.

„Mein Wassiachen! ... Komm dorthin unter die Kiefern ... Bis sie Dir zu essen geben ... Nimm eine Tasse Thee mit ... Dort, gleich beim Pförtchen ... Es ist so schön im Nadelholz! ..."

Er hielt ihre Worte für eine Aufforderung zu neuen Liebkosungen, an denen ihm nichts gelegen war, so daß er zögerte.

„Nein," antwortete er mit mattem Lächeln, „laß uns hier bleiben ... Ei, Du magst nicht sitzen."

Auf der Terrasse war es sehr schön. Ein Blumengarten trennte sie vom Waldessaum. Einige andere

Datschen lehnten sich in einer Senkung an den Rand desselben Waldes, der sich Hunderte von Dessjatinen von dort erstreckte. Er gehörte der Krone; die Datschen dagegen waren auf Kosten von zwei Ingenieuren, einem Doktor und einem Advokaten, gebaut. Einer dieser Ingenieure war versetzt worden und hatte seine Villa Tjorkin schon im frühen Frühjahr überlassen. Seit jener Zeit lebte Serafima dort, teilweise allein, wenn er sie auf Wochen verließ. Den Winter hatten sie bald hier, bald dort zugebracht; sie lebten in Moskau, in Nishni, in Astrachan. Das Herumziehen in Wirtshäusern und Wirtsstuben beschwerte sie weniger als das einsame Leben auf dieser Datsche, einige Werst von dem wolgischen Marktflecken entfernt, in welchem sie keinen einzigen Bekannten hatte. Es bedrückt sie, daß Tjorkin fortgesetzt an ihrem ungesetzlichen Verhältnis Anstoß nimmt. Er mußte allerdings in seinen Geschäften umher reisen, machte aber keine Miene, sich in Moskau oder in einer der wolgischen Städte häuslich niederzulassen. Er fürchtete wohl für sie, nicht für sich. Dieses Zartgefühl drückte sie. Der Gatte hatte sie nicht verfolgt — wie es schien, vergessen, an ihre Existenz zu denken. Er war irgendwohin hinterwärts von Moskau versetzt worden. Niemand beunruhigte sie. Sie lebte auf Grund ihres Schuldiploms. Aber nirgends, weder in Moskau noch in anderen Städten gab er sie für seine Frau aus, was ihn auch genirte.

Serafima hatte nicht lange, bevor er nach Nishni und sie zu ihrer Mutter reiste, in scherzhaftem Tone zu ihm gesagt:

„Wassja, was stört Dich eigentlich an mir? Daß ich eine Art Anna Karjenina bin? Die Gemahlin eines Würdenträgers! Was hat es denn auf sich, ob wir verheiratet sind oder nicht, und ob Ruditsch — mein Mann? Wenn Du eine gesetzliche Ehe wünschest, dann wollen wir ihm, sobald wir reich sind, die Scheidung vorschlagen, das ist alles!"

Er hatte damals nichts geantwortet, weder im Scherz, noch im Ernst; doch jetzt zeigte sie sich so entschieden allem entgegen, wie er es von Ansichten und Ton bei seiner Gattin gewünscht hätte. Von diesen nutzlosen und erkältenden Gedanken konnte er sich nicht befreien.

Zugleich mit Stjepanida erschien am Tisch ein Zwerg in einem grauen Anzug von Baumwollenstoff, sehr klein, mit einem großen blonden Kinderkopf, bartlos, rotwangig, mit kurzen Beinchen, auf denen er von einer Seite zur andern wackelte.

Er war schon gegen dreißig. Sein Name war Portjen Tschurilin. Tjorkin hatte an ihm in Kasan in einem Friseurladen Gefallen gefunden und ihn als Diener mitgenommen. Serafima mochte ihn nicht und zeigte es. Sie wartete nur auf eine Gelegenheit, den Gnom los zu werden. Die Köchin hatte ihr hinterbracht, daß er heimlich „das Halstuch begösse", nur sei es schwer, ihn abzufassen.

„Tschurilin! Wie geruhen Sie sich zu befinden?" wandte sich Tjorkin an ihn, wie er immer in scherzhaftem Ton mit ihm sprach.

„Gott sei Dank, Wassili Iwanytsch. Ich danke unterthänigst."

Die Stimme des Zwerges war nicht piepsig, sondern tief und dumpf, als ob sie aus einem großen Körper käme.

Tschurilin deckte den Tisch, mit dessen Bord sein Scheitel abschnitt, und verbeugte sich vor Tjorkin, worauf er ihn noch einmal auf bäurische Art begrüßte, indem er sein großes Haupt so tief neigte, als ob er es in die Hände legen wollte.

„Nicht nötig!" sagte Tjorkin und hielt die Hand fest.

Er vertraute auf die Ergebenheit des Zwerges und bemerkte an ihm etwas von der Treue eines Hundes, der sich von Tag zu Tag mehr an seinen Herrn gewöhnt.

„Vorwärts, bringe das Geschirr, laß aber die Pfropfen ganz!"

Serafima spielte darauf an, daß er neulich den Pfropfen von der Essigflasche hatte fallen lassen. Tschurilin, an sich rot, errötete noch tiefer. Er war empfindlich und behielt jede Bemerkung, besonders eine solche über seinen Wuchs. Bei der Arbeit suchte er sich durch Eifer hervor zu thun und griff alles, auch jede Kleinigkeit, ernsthaft an. Auch das gefiel Tjorkin an ihm.

„Solch ein Gründling!" sagte er, „aber immer ernst! Ihm ist alles heilig!"

Stjepanida und Tschurilin kamen und gingen noch einmal.

„Genug! Nichts mehr heranschleppen!"

Sobald er mit Serafima allein war und diese ihm Thee einschenkte und allerlei Hausmannskost reichte, überkam ihn wieder die Unlust über ihre Frage, wie er sich in Makarjew amüsirt habe.

Er erzählte ihr ziemlich lebhaft vom Theater, von Maria Stuart, von seiner Begegnung mit Ussatin und Kusmitschew, verschwieg indessen ohne jedes Kopfzerbrechen seinen Besuch bei Bolschewa.

„Was soll ich da groß beichten!" entschied er zu seiner Beruhigung.

Die Unterredung mit Kusmitschew teilte er ehrlich mit; er verbarg auch nicht, daß er in der Pjernowskischen Sache vor Gericht gewesen war.

Serafima hörte zum erstenmal von dieser Geschichte.

„Warum hast Du mir nie etwas davon gesagt, Wassja?" fragte sie ruhig, ohne den geringsten Vorwurf.

„Warum?... Das ging nicht gut an!... Mein Ehrenwort, Sima!... Es ging alles vor unserer

Begegnung vor sich, nachher hatte ich keine Gelegenheit."

„Wir hatten wohl so wenig Zeit auf dem Sylvester, ehe wir sanken?"

Diese Frage klang schon erregter.

„Oder, mag sein, ich wollte Dich nicht ängstigen und Dir die ersten Tage unseres damaligen Lebens verderben. Und dann, verzeih, denke ich nicht gern an die alten Geschichten, die mit meiner Ausschließung aus dem Gymnasium zusammenhängen . . ."

Von diesen Vorgängen wußte Serafima bei weitem nicht alles, nichts von seinem verstellten Wahnsinn, noch von seiner Rutenstrafe im Dorfe Kladjenjez.

„Also, also!"

Ihre Augen trübten sich. Sie näherte sich ihm und küßte ihn auf die Stirn.

„Nur das noch, Wassja," fuhr sie stiller und nachdenklicher fort, „wenn Dir daraus nur keine persönliche Unannehmlichkeit erwächst . . . Kusmitschew ist allein verantwortlich."

„Er redet sich ja auch gar nicht heraus."

„Nun, was also?"

„Wie Du das nur nicht verstehen kannst, Sima!" Tjorkin stieg das Blut in die Wangen: „Ich habe Pjernowski als Viper vorgeführt — erster Akt; ferner habe ich gesehen, wie er mit geballten Fäusten auf den Kapitän los gegangen ist, was eine wichtige Aussage war . . . Der Untersuchungsrichter hat mir selbst erklärt, daß nun die Sache als Bagatelle abgemacht werden würde."

„Und Du hast Kusmitschew die Stelle versprochen!"

„Das war meines Erachtens das Richtige."

„Hast Du aber nicht selbst gesagt, daß er zwar ein guter Junge, aber etwas Faulenzer wäre!"

„Bei mir wird er sich bessern!"

Sie schwieg, doch merkte er, daß bei ihr die weibliche Grundsatzlosigkeit die Oberhand behielt, wie nicht zum erstenmal.

Sie mischte sich nicht in seine Geschäfte, aber jedesmal, wenn er sich vor ihr laut über seine Pläne aussprach, trat sie stets auf die Seite des kaufmännischen Gewinnes und übersah völlig den Tjorkin, der nichts von herzlosem Schacher wissen wollte.

„Ach, Sima!" brach er los. „Das dehnbare Gewissen Deines Geschlechts! . . . Du kannst mich nicht verstehen!"

„Ich verstehe!" schrie sie heftig auf. „Wassja! . . . Du bist in allem edel von Geburt! Verzeih! Wir Frauen sind Nichtsnutze! . . . Für Dich nur bin ich besorgt . . ."

Sie warf sich über ihn mit Küssen und ließ ihm keinen Bissen essen. Er mußte sie mit der Hand abwehren und wäre beinahe erstickt.

(Fortsetzung folgt.)

Heidnischer Kuß.

Von

Ada Negri.

Im Aehrengold, im Sonnenglanz, dem vollen,
Umzittert von den Düften, die dem Grund
Der Fluren rings entquollen,
Hat er geküßt sie auf den heißen Mund.

Es lacht das Korn, der Himmel unverschleiert
Dem weltentrückten Paar;
Was lebt und webt ringsum, jauchzt auf und feiert
Ihn mit, den Kuß so lauter frisch und wahr.

Die roten Blüten hauchen ihre Düfte
Als wie ein Mund, der rot in Liebe glüht;
Es jubelt durch die Lüfte
Der blütenreichen Erde frohes Lied.

Und lachend liegen sie sich in den Armen,
Umschlungen treu und fest,
Indes die Lerche lustig aus der warmen,
Tiefblauen Luft ihr Brautlied schallen läßt.

Da schwingt mit Beben durch Gesträuch und Hecke,
Durch Blumenpracht und Aehrenüberfluß,
Durch Nester und Verstecke
Berauschend und befruchtend sich ihr Kuß. —

Teß.

Von

Thomas Hardy.

(Fortsetzung.)

IX.

Inmitten der überquellenden Ueppigkeit und der warmen Gärung des Var-Thales, in einer Jahreszeit, in welcher man das Rauschen des Saftes unter dem Kuß der Befruchtung fast hörte, war es unmöglich, daß die thörichteste Liebe nicht an Leidenschaft hätte zunehmen sollen. — Die empfänglichen Herzen wurden durch ihre Umgebung angesteckt.

Der Juli ging vorüber und in dem thermidorischen Wetter, welches in seinem Verlaufe herrschte, schien die Natur sich anzustrengen, es den Herzen in der Meierei von Tolbothays gleich zu thun. Die Luft über der Landschaft, so frisch im Frühling und Frühsommer, wurde jetzt stagnirend und entnervend. Ihre schweren Düfte lagen drückend auf den Menschen und um Mittag schien das ganze Thal unter einem Alp zu träumen. Aethiopische Glut bräunte die oberen Abhänge der Wiesen, aber dort, wo die Wasserläufe murmelten, gab es noch üppiges Grün. Und so wie Clare von außen her durch die Hitze bedrängt wurde, so wurde er inwendig versengt durch das wachsende Fieber der Leidenschaft für die sanfte und schweigsame Teß.

Als der Regen vorbei war, wurden die höher gelegenen Ländereien trocken. Die Räder von Cricks Korbwagen wirbelten, als er vom Markt heimkam, den Staub der Landstraße hoch auf und in weißen Dunststreifen folgte dieser ihnen, als hätten sie eine dünne Pulverlinie in Brand gesetzt. Die Kühe sprangen, gereizt durch die Wespen, wild über das fünfriegelige Hofthor. Der Meier trug die Aermel seines Leinenhemdes stets bis zum Ellenbogen aufgeschlagen; und im Garten der Meierei verkrochen sich die Drosseln und Amseln unter die Johannisbeerbüsche mehr nach Art der Vierfüßler, als nach der der beschwingten Segler der Lüfte. Die Fliegen in der Küche waren träge, schweigsam und zahm und krabbelten an ungewohnten Plätzen auf dem Fußboden, in den Schubladen und auf dem Handrücken der Milchmädchen umher. Unterhaltung wurde dem Sonnenstich gleichgeachtet; das Buttermachen und noch mehr das Butterkriegen waren Aufgaben zum Verzweifeln.

Der Frische und der Bequemlichkeit wegen wurden die Kühe in den Wiesen gemolken und nicht heimgetrieben. Während des Tages folgten sie gehorsam dem Schatten der Bäume, und drehten sich wie dieser mit vorschreitendem Tage um den Stamm; wenn die Melker kamen, brachte man sie der Fliegen wegen kaum zum Stehen.

An einem dieser Nachmittage standen vier oder fünf ungemelkte Kühe abgesondert von der großen Herde hinter dem Winkel einer Hecke; zwischen ihnen Dumpling und Old Pretty, welche Teß' Händen vor denen aller anderen Mädchen den Vorzug gaben. Als sie sich von ihrem Schemel unter einer ausgemelkten Kuh erhob, fragte Angel Clare, der sie bereits seit einer Weile beobachtet hatte, Teß, ob sie nicht die genannten Tiere zuerst vornehmen wolle. Sie stimmte schweigend zu und ging mit ihrem Schemel unter dem Arm und dem Eimer in der Hand dem Platze zu, wo sie standen. Bald tönte das Rauschen der Milch Old Prettys im Eimer durch die Hecke und jetzt fühlte auch Angel plötzlich den Drang, um die Ecke zu gehen und eine Kuh zu melken, die dort herumstrolchte; er war in dieser landwirtschaftlichen Kunst jetzt nicht weniger geschickt als der Milchbauer selbst.

Alle Männer und einige der Frauen legten, wenn sie melkten, ihre Stirn gegen die Kuh und blickten in den Eimer; aber einige — hauptsächlich die jüngeren — hielten ihren Kopf zur Seite. Dies war auch Teß Durbeyfields Gewohnheit. Ihre Schläfe gegen die Flanken des Tieres drückend, schaute sie mit einem Blick in sich verlorenen Nachdenkens zum fernen Ende der Wiese hinauf. So melkte sie Old Pretty und da die Sonne zufällig an der Melkseite war, so schien sie flach auf ihre rot bekleidete Gestalt,

ihren weißen Vorhaughut und auf ihr Profil, so daß es sich scharf umrissen wie eine Kamee von der schwarzbraunen Kuh als Hintergrund abhob.

Sie wußte nicht, daß Clare ihr gefolgt war und sie, unter seiner Kuh sitzend, aufmerksam beobachtete; die absolute Stille ihres Gesichtes und ihrer Züge war besonders auffällig; sie schien, der Welt entrückt, mit offenen Augen nichts zu sehen. Nichts in dem Gemälde bewegte sich als der Schwanz Old Prettys und Teß' rosige Hände und die letzteren mit einem so regelmäßigen Rhythmus, wie ein schlagendes Herz.

Wie überaus lieblich ihm dies Angesicht erschien! Jetzt lag nichts Aetherisches über ihm — alles war voll Leben, voll Wärme, voll Farbe. Besonders ihr Mund schien ihm der Gipfelpunkt alles Schönen. Schon vorher hatte er Augen gesehen, ebenso tief und sprechend, Wangen, fast ebenso voll Reiz, Brauen, ebenso hoch gewölbt, ein Kinn und einen Hals, fast ebenso zierlich wie bei ihr; etwas Aehnliches aber wie ihren Mund hatte er noch in keinem Antlitz auf Erden entdeckt. Wie häufig hatte er die Linien dieser anmutig geschwungenen Lippen studirt, so daß er sie aus dem Kopf mit Leichtigkeit auf dem Papier hätte wiedergeben können und dennoch überlief ihn ein Schauer, als er sie so frisch und blühend wieder vor sich sah.

Teß wurde es indes bald gewahr, daß er sie beobachtete, aber sie wollte es durch irgend eine Veränderung in ihrer Stellung nicht zeigen, obgleich die sonderbare träumerische Starrheit ihrer Züge verflog; aber selbst ein halbblindes Auge hätte bemerken müssen, daß die rosige Farbe ihres Gesichtes sich vertiefte und dann verlöschte, bis nur ein Fleck davon übrig blieb.

Der Rausch, der über Clare gekommen war wie eine himmlische Offenbarung, verflog indes nicht so rasch. Alle Unentschlossenheit, alle Zurückhaltung, alle Klugheit und alle Furcht entfloh wie ein geschlagenes Bataillon. Er sprang auf von seinem Sitz, und indem er seinen Eimer im Stich ließ, eilte er auf Teß zu, kniete neben ihr nieder und zog sie in seine Arme.

Teß war von Ueberraschung so völlig übermannt, daß sie sich seiner Umarmung ohne Nachdenken widerstandslos hingab. Als sie gesehen hatte, daß es wirklich ihr Liebster war, der daher kam, und kein anderer, teilten sich ihre Lippen, und in der Freude des Augenblicks fiel sie mit einem Schrei, der etwas Ekstatisches hatte, an seine Brust.

Er war auf dem Punkt gewesen, den allzu verführerischen Mund zu küssen, aber er beherrschte sich.

„Vergib mir, liebe Teß!" flüsterte er. „Ich hätte Dich bitten sollen. Ich wußte nicht, was ich that. Es ist nicht leichtfertig gemeint. Ich bin Dir, geliebte Teß, von Herzen gut!"

Old Pretty, die sich in diesem Augenblick umschaute, wurde unruhig; und da sie zwei Personen unter ihr an einem Platze sich an einander schmiegen sah, wo nur eine hätte sein sollen, da hob sie ihre gefesselten Hinterbeine kreuzweise in einen sonderbaren Tanz.

„Sie ist erschreckt — sie weiß nicht, was wir wollen — sie wirft die Milch um!" rief Teß aus, sich sanft frei machend und mit den Augen die Anstrengungen der Kuh verfolgend, während ihr Herz leidenschaftlicher mit ihr und Clare beschäftigt war.

Sie erhob sich und blieb neben ihm stehen, von seinem Arm umschlungen. Ihre Augen, die sich abgewendet hatten, füllten sich mit Thränen.

„Warum weinst Du, mein Liebling?" fragte er.

„Ich weiß es selbst nicht!" antwortete sie traurig.

Als sie klarer sah und fühlte, in welcher Situation sie sich befand, wurde sie aufgeregt und suchte sich frei zu machen.

„Ich habe meine Empfindungen für Sie nun doch verraten, Teß," sagte er mit sonderbarem Ausdruck von Verzweiflung, der unbewußt bewies, daß sein Herz über seinen Verstand gesiegt hatte. „Daß ich Dich herzlich und wahr liebe, brauche ich nicht zu sagen. Aber ich werde jetzt nichts weiter sagen, es macht Dich traurig; und ich bin betäubt, wie Du es bist. Aber Du darfst nicht denken, daß ich auf Deine Schutzlosigkeit gerechnet, zu schnell und unüberlegt gehandelt hätte — willst Du das?"

Er ließ sie frei und in ein paar Minuten war die Melkerei vorbei.

Niemand hatte das Intermezzo bemerkt; und als der Meier einige Minuten später bei jenem schirmenden Winkel vorbeikam, verriet kein Zeichen, daß das hell von der Sonne beschienene Paar sich einander mehr sei als bloß Bekannte.

Viertes Buch.

I.

Rastlos wanderte Clare, als der Abend vorschritt und diejenige, welche sein Herz gewonnen, sich auf ihr Zimmer zurückgezogen hatte, in die Dunkelheit hinaus.

Die Nacht war so schwül, wie der Tag es gewesen. Straßen, Gartenpfade, die Hausfronten, die Wände der Stallgebäude waren wie Herde und strahlten die Temperatur des Nachmittags dem Nachtwandler ins Gesicht.

Er setzte sich an das Osthor des Meiereihofes und wußte selbst nicht, was er von sich denken sollte. Die Empfindungen hatten am Tage in der That sein Urteil erstickt.

Seit der plötzlichen Umarmung vor drei Stunden hatten die beiden sich abgesondert gehalten. Sie schien sehr still, fast erschreckt über das, was sich ereignet hatte, während die Neuheit des Unvorhergesehenen, die Gewalt der Umstände ihn in Aufregung brachten — zurückhaltend, nachdenklich, wie er nun einmal war. Er konnte sich über ihr wahres Verhältnis zu einander bis jetzt kaum recht klar werden und ebenso wenig darüber, wie sie sich anderen gegenüber in Zukunft würden zu benehmen haben.

Angel war als Zögling auf die Meierei gekommen mit der Meinung, daß sein Aufenthalt nur eine kurze, schnell vergessene Episode in seinem Leben sein werde; er war dort hingekommen als zu einer verborgenen Grotte, von der er die anspruchsvolle Welt da draußen ruhig werde anschauen und mit Worten Walt Whitmans würde apostrophiren können: „Ihr Haufen von Männern und Weibern in euren gewöhnlichen Kleidern, wie närrisch seid ihr für mich!“ Aber siehe da, die Scene war vertauscht. Die verlockende Welt hatte sich in ein uninteressantes, äußerliches, verdrießliches Schauspiel verwandelt, während an diesem scheinbar langweiligen und ruhigen Ort etwas Neues vulkanisch emporgetaucht war, wie niemals und nirgends vorher.

Alle Fenster standen offen, so daß Clare jeden Ton des ruhenden Haushalts quer über den Hof her hören konnte. Diese Meierei so niedrig, so unbedeutend, so rein für ihn nur der Ort eines erzwungenen Aufenthalts, daß er ihn bisher niemals für wichtig genug hatte halten können, ihn für einen Gegenstand von irgend welcher Bedeutung in der Landschaft anzusehen, was war er ihm jetzt geworden? Die alten, bemoosten, ziegelgedeckten Giebel flüsterten unausgesetzt: „Bleib!“ Die Fenster lächelten, die Thüre schmeichelte und winkte, die Schlingpflanzen erröteten, als wären auch sie mit im Komplott. Und eine Person im Hause allein war es, die einen so weit reichenden Einfluß ausübte, daß sie die Ziegel in Feenmärchen verwandelte und den Himmel mit einer lodernden Empfindung lud. Und wer war sie? Nur ein einfaches Milchmädchen.

Es war in der That erstaunlich, von welcher Wichtigkeit das Leben in der obskuren Meierei für ihn geworden. Und obgleich eine junge Liebe zum Teil dafür verantwortlich gehalten werden mußte, so war sie es doch nicht allein. Viele außer Angel haben gelernt, daß die Intensität des Lebens nicht von der äußeren Lage, sondern von der subjektiven Erfahrung abhängt. Der eindrucksfähige Bauer lebt ein größeres, volleres, dramatischeres Leben als ein dickfelliger König. Von diesem Gesichtspunkt aus fand Angel, daß das Leben hier von derselben Größe sei als anderswo.

Angel war trotz seines Unglaubens, trotz seiner Fehler und Schwächen ein Mann von Gewissen. Teß war ihm kein so unbedeutendes Geschöpf, daß er mit ihr hätte spielen und sie dann hätte fortschicken mögen. Ihr in der gewohnten Weise täglich begegnen, konnte das, was sich angesponnen hatte, nur weiter entwickeln; in so engen Beziehungen zu einander leben, mußte zu einer Liebschaft führen; Fleisch und Blut konnten nicht widerstehen. Da er zu keinem andern Schluß kam, so beschloß er, sich zunächst von allen Beschäftigungen fern zu halten, in welchen sie zusammen thätig sein mußten. Bis jetzt war das Unglück noch nicht groß.

Der Entschluß, sich Teß nicht mehr zu nähern, war indes nicht leicht auszuführen, denn jeder Pulsschlag trieb ihn zu ihr.

Es schien ihm deshalb gut, einmal seine Verwandten zu besuchen. Möglicherweise konnte er sie über die Sache ausholen. In weniger als fünf Monaten war seine Zeit hier vorbei, und wenn er darauf noch einige Monate auf anderen Farmen verbrachte, so kannte er von der Landwirtschaft genug und konnte für eigene Rechnung weiter schaffen. Brauchte nicht der Farmer eine Frau und mußte die Frau eines Farmers eine Wachsfigur für das Besuchszimmer oder eine Frau sein, die von der Landwirtschaft etwas verstand? Trotzdem die gefällige Antwort in der Stille immer aufs neue sich wiederholte, beschloß er dennoch, seine Reise anzutreten.

Eines Morgens, als man auf der Meierei zu Talbothays zum Frühstück sich niederließ, bemerkte eines der Mädchen, daß sie noch nichts von Herrn Clare gesehen habe.

„Nun ja, freilich,“ erwiderte Pächter Crick. „Herr Clare ist heim nach Emminster gegangen, um einige Tage zu Hause zu verbringen.“

Für vier leidenschaftlich bewegte Herzen an der Tafel erlosch der Sonnenschein mit einem Schlage und stellten die Vögel ihren Gesang ein. Aber keins der Mädchen verriet durch ein Wort oder eine Geste seine Bestürzung.

„Seine Zeit bei mir nähert sich ihrem Ende,“ setzte der Pächter mit einem Phlegma hinzu, das, ohne daß er es wußte, brutal war, „und ich vermute, daß er anfängt, sich seinen Plänen gemäß anderswo umzusehen.“

„Wie lange wird er hier noch bleiben?“ fragte Izz Huett, die einzige der gramgebrochenen Schar, welche ihrer Stimme bei dieser Frage trauen konnte.

Die anderen warteten auf des Pächters Antwort, als ob ihr Leben davon abhinge — Retty mit offenem Munde auf das Tischtuch starrend, Marian doppelt rot im Gesicht und Teß mit klopfendem Herzen auf die Wiesen hinausblickend.

„Nun, ich weiß den Tag nicht genau, ohne in meinem Notizbuch nachzusehen,“ antwortete Crick mit

derselben grausamen Verständnislosigkeit, „und selbst das kann sich irren. Er wird gewiß bleiben, um noch ein wenig Uebung beim Kalben sich zu erwerben, und deshalb nehme ich an, daß er nicht vor Ende des Jahres gehen wird."

Noch vier Monate ungefähr eines qualvollen Entzückens in seiner Gesellschaft — eines „Vergnügens, umgürtet mit Leiden!" Dann die Dunkelheit einer unaussprechlichen Nacht!

Um diese Zeit des Morgens ritt Angel Clare, zehn Meilen von den Frühstückenden entfernt, eine schmale Straße entlang in der Richtung auf die Pfarre seines Vaters in Emminster zu, beschwert mit einem kleinen Korb, der verschiedene schwarze Puddings und eine Flasche Met enthielt. Frau Crick hatte es sich nämlich nicht nehmen lassen, sie ihm trotz seines Sträubens mit den freundlichsten Grüßen für seine Eltern aufzuladen. Weiß erstreckte sich die Straße vor ihm dahin und seine Augen schienen ihr zu folgen, aber sie richteten sich auf das kommende Jahr und nicht auf den Weg. Er liebte Teß; mußte er sie deshalb heiraten? Durfte er es? Was würden seine Mutter, seine Brüder sagen — was nach einigen Jahren er selbst? Das hing davon ab, ob der Keim einer starken Zuneigung seiner augenblicklichen Empfindung zu Grunde lag oder nur eine sinnliche Freude an ihrer äußeren Form, ohne Gewähr einer ewigen Dauer.

Endlich tauchte seine kleine Vaterstadt, von Hügeln umrahmt, der Tudorkirchturm aus roten Steinen und die Baumgruppe neben der Pfarre unter ihm auf, und langsam ritt er hinab dem ihm wohl bekannten Thore zu. Als er, bevor er sein Vaterhaus betrat, einen Blick in die Richtung der Kirche warf, sah er an der Sakristeithür eine Gruppe von Mädchen im Alter von zwölf bis sechzehn Jahren stehen, die offenbar eine Dame erwarteten, die in demselben Augenblick sichtbar wurde; sie war etwas älter als die Schulmädchen, trug einen breitrandigen Hut und ein steif gestärktes Batistmorgenkleid und hielt einen Haufen Bücher in der Hand.

Clare kannte sie sehr gut. Er wußte nicht sicher, ob sie ihn bemerkt habe; er hoffte indes, daß dies nicht der Fall sei und er so gezwungen werde, zu ihr zu gehen und sie anzureden. Die junge Dame war Fräulein Mercy Chant, die einzige Tochter eines Nachbars und Freundes seiner Eltern, die er heiraten sollte. Sie war groß im Antinomianismus und in Bibelstunden. Augenscheinlich hatte sie gerade die Absicht, eine solche abzuhalten. Unwillkürlich dachte Clare einen Augenblick an die leidenschaftslosen, sonnengebräunten Heiden des Varthales zurück und vor allem an die lebhafteste und angeregteste unter ihnen allen.

Da es eine Eingebung des Augenblicks gewesen war, welche ihn veranlaßt hatte, nach Emminster zu gehen, so hatte er nicht geschrieben, um seine Eltern zu benachrichtigen, aber Sorge getragen, ungefähr zur Frühstücksstunde anzukommen, bevor sie fortgegangen waren, um ihre Obliegenheiten in der Gemeinde zu erfüllen. Dennoch hatte er sich ein wenig verspätet und alle saßen bereits an der Morgentafel. Sie erhoben sich überrascht, als er eintrat — Vater und Mutter, sein Bruder Reverend Felix, Kurat in einer benachbarten Grafschaft, und sein zweiter Bruder Reverend Cuthbert, Musterschüler, Collegiat und Dechant, der zu den großen Ferien heimgekommen war. Seine Mutter erschien in einer Mütze und mit silberner Brille und sein Vater sah so aus, wie er in der That war — als ein ernster, gottesfürchtiger, etwas hagerer Mann von ungefähr fünfundsechzig Jahren mit einem bleichen, gedankendurchfurchten Gesichte. Neben ihnen hing das Porträt seiner älteren Schwester, welche einen Missionar geheiratet hatte und nach Afrika gegangen war.

Der alte Herr Clare war der Typus eines Geistlichen, der im Laufe der letzten zwanzig Jahre fast aus dem Leben der Gegenwart verschwunden ist; der geistige Nachkomme Wycliffs, Huß', Luthers und Calvins in direkter Linie, der evangelischste aller Evangelischen, ein Konversionist, ein Mann von apostolischer Einfachheit in Leben und Gedanken, hatte er ein für allemal sein Gemüt den höheren Fragen des Daseins geöffnet und im Amt nicht weiter über sie räsonnirt. Er wurde selbst von denen, welche mit ihm von einer Schule und Richtung waren, als ein Extremdenkender angesehen, während er andererseits denjenigen, welche einen entgegengesetzten Standpunkt einnahmen, seiner Konsequenz und der bemerkenswerten Kraft wegen, mit der er ihnen antwortete, wider Willen Bewunderung abgewann. Er liebte Paulus, hatte Gefallen an Johannes, haßte Jakobus, so sehr er nur konnte, und betrachtete Thimotheus, Titus und Philemon mit sehr gemischten Gefühlen. Das Neue Testament war seiner Intelligenz weniger ein christianisches als ein paulinisches — weniger ein Argument als ein Rausch. Sein Glaube an die Vorherbestimmung war derart, daß er fast zu einem Laster wurde und nach der negativen Seite zu einer Entsagungsphilosophie führte, die mit der Schopenhauers und Leopardis eng verwandt war. Er verachtete die Kirchengesetze und die Liturgie, schwor auf die Glaubensartikel und hielt sich selbst für konsequent in der ganzen Kategorie, welchen Weg er auch einschlagen mochte. Eins war er sicher — ehrlich.

Die ästhetische, sinnliche, heidnische Freude am natürlichen Leben und an vollsaftiger Weiblichkeit, die sein Sohn Angel vor kurzem im Varthale kennen gelernt hatte, würde seinem Temperament im hohen Grade antipathisch gewesen sein, wenn er jemals in

der Lage gewesen wäre, durch Forschung oder durch seine Phantasie Kenntnis davon zu erhalten. In einem Augenblick der Erregung war Angel so unvorsichtig gewesen, seinem Vater zu sagen, daß es vielleicht für das Menschengeschlecht besser gewesen wäre, wenn die Religion, die moderne Zivilisation ihre Quelle in Griechenland und nicht in Palästina gehabt hätten. Seines Vaters Zorn war derart gewesen, daß ihm nicht einmal der Gedanke gekommen, es könnte in diesem Ausspruch ein Tausendstel und noch viel weniger die Hälfte oder das Ganze Wahrheit sein. Er hatte einfach eine Zeit lang heftig auf Angel eingepredigt. Die Güte seines Herzens war aber so groß, daß er niemals lange etwas nachtrug und seinen Sohn heute mit einem Lächeln willkommen hieß, welches so warm und gut war wie das eines Kindes.

Angel setzte sich und war zu Hause, obgleich er sich nicht so völlig wie früher als ein Glied der dort versammelten Familie fühlte. Jedesmal, wenn er hierher zurückkehrte, wurde er sich immer wieder seiner abweichenden Richtung bewußt, und seit er zum letztenmal an dem Leben in der Pfarre teilgenommen, war es ihm noch fremder geworden als vorher. Die transscendentalen Aspirationen desselben — die unbewußt von der geozentrischen Weltanschauung, einem Paradiese im Zenith und einer Hölle im Nadir ausgingen — lagen seinen eigenen so fern wie Träume eines Volkes auf einem andern Stern.

Ihrerseits fanden sie eine große, eine wachsende Verschiedenheit in ihm mit dem Angel Clare früherer Zeiten — besonders, wie seine Brüder meinten, in seiner Lebensart. Er begann sich wie ein Farmer zu benehmen, schlug die Beine über einander, bekam ein ausdrucksvolleres Gesicht und seine Augen führten eine lebendigere Sprache als seine Zunge. Die Manieren des Schülers waren fast verschwunden und noch mehr diejenigen eines Mannes der sogenannten guten Gesellschaft. Ein Geck würde gesagt haben, er habe an Kultur verloren, eine Prüde, er sei roh geworden. Derart wirkte die Ansteckung der häuslichen Gemeinschaft mit den Nymphen und Knechten von Talbothays.

Nach dem Frühstück machte er einen Spaziergang mit seinen Brüdern, zwei unapostolischen, wohlerzogenen, geschniegelten, jungen Leuten, an denen bis zu den Fingerspitzen alles korrekt war — untadelige Modelle der Drechselbank einer systematischen Bevormundung. Sie waren beide etwas kurzsichtig; wenn es Mode war, ein Monocle an einer Schnur zu tragen, so trugen sie ein Monocle an einer Schnur, und wenn es Mode war, einen Zwicker zu tragen, so trugen sie einen Zwicker, und wenn es Mode war, Brillen zu tragen, so trugen sie Brillen ohne irgend welche Rücksicht auf die besondere Art eines Fehlers in ihrem Gesicht. Als Wordsworth zum poëta laureatus inthronisirt wurde, trugen sie sein Bild in der Tasche; und als Shelley verkleinert wurde, erlaubten sie ihm, in ihren Bücherschränken sich mit Staub zu bedecken. Wenn Correggios heilige Familie bewundert wurde, so bewunderten sie Correggios heilige Familie; und wenn man ihn zu Gunsten von Velasquez herabsetzte, so folgten sie unverdrossen dem großen Haufen ohne irgend ein persönliches Bedenken.

Wenn diese beiden Angels wachsende soziale Gleichgiltigkeit bemerkten, so bemerkte er ihre wachsende geistige Beschränktheit. Felix schien ihm ganz Kirche, Cuthbert ganz College. Diözesansynoden und Visitationen waren dem einen die Uhrfeder der ganzen Welt, dem andern Cambridge. Jeder der Brüder erkannte zwar an, daß es einige wenige unwichtige Kategorien von Millionen Exoterner in der modernen Gesellschaft gebe, die weder zur Kirche noch zur Universität gehörten, aber sie duldeten sie mehr, als daß sie mit ihnen rechneten und sie respektirten.

Sie waren beide gewissenhafte und aufmerksame Söhne und machten regelmäßig ihre Besuche bei den Eltern. Obgleich Felix von einem neuern Punkt in der Entwicklung der Theologie ausging, so war er dennoch weniger aufopferungsfähig und weniger uninteressirt. Toleranter als sein Vater gegen eine abweichende Meinung, war er dennoch weniger bereit als dieser, sie als eine Verachtung seiner eigenen Lehre zu verzeihen. Cuthbert war alles in allem liberaler gesinnt, obgleich er mit größerer Feinheit weniger Herz vereinigte.

Als sie den Hügel entlang wanderten, erwachte in Angel seine frühere Empfindung; was auch immer ihre Vorzüge im Vergleich mit ihm sein mochten, so sah oder lernte doch keiner von ihnen das Leben kennen, wie es wirklich war. Vielleicht war bei ihnen, wie bei vielen anderen, die Gabe der Beobachtung geringer als die der Rede. Keiner von ihnen hatte eine entsprechende Vorstellung von den wirkenden Kräften außerhalb des glatten und hübschen Stromes, in welchem sie und ihre Gefährten sich dahinbewegten. Keiner sah den Unterschied zwischen der lokalen und der universalen Wahrheit; das, was die innere Welt im Bereich ihres kirchlichen und akademischen Wirkungskreises sagte, war sehr verschieden von dem, was die Außenwelt dachte.

„Ich nehme an, daß es jetzt heißt, Bauer oder nichts werden," sagte Felix im Verlauf des Gesprächs zu seinem jüngern Bruder, durch die Brille mit Verachtung auf das Feld hinabblickend. „Und deshalb muß man das Beste daraus zu machen suchen. Und ich bitte Dich, gib Dir Mühe, so viel als möglich mit moralischen Ideen in Verbindung zu bleiben. Farmer sein, heißt sich mit äußeren Dingen abmühen, aber

eine hohe Denkungsart kann sich nichtsdestoweniger mit einer flachen Beschäftigung wohl vereinen."

„Freilich," erwiderte Angel. „Ist das nicht schon vor neunzehnhundert Jahren bewiesen worden. um ein wenig auf Deine Domäne hinüber zu schweifen? Weshalb glaubst Du, daß ich Lust hätte, das Denken und meine moralischen Ideale aufzugeben?"

„Nun, ich glaubte aus dem Ton Deiner Briefe und unserer Unterhaltung — vielleicht mit Unrecht — schließen zu dürfen, daß Du in Deinem Streben nach intellektueller Ausbildung etwas nachgelassen hättest. — Ist es Dir nicht auch so vorgekommen, Cuthbert?"

„Nun, Felix," sagte Angel trocken, „wie Du weißt, sind wir gute Freunde; jeder von uns geht seinen besondern Weg, aber wenn es sich um Streben nach intellektueller Ausbildung handelt, so hättest Du, denke ich, mich besser ungeschoren gelassen, und frage ich, was ist aus dem Deinen geworden?"

Zum Mittagessen, das auf eine Zeit angesetzt war, in welcher die Morgenarbeit ihrer Eltern in der Gemeinde ihr Ende erreicht hatte, kehrten sie den Hügel hinab nach Hause zurück. Bequemlichkeit in Rücksicht auf Nachmittagsbesuche war das letzte, das die selbstlosen Herr und Frau Clare in Betracht zogen, obgleich die drei Söhne in dem Wunsche völlig einig waren, ihre Eltern möchten in diesem Punkte modernen Anschauungen mehr Rechnung tragen.

Der Spaziergang hatte sie hungrig gemacht, besonders Angel, der jetzt ein Mann der freien Luft war und sich an die reichlichen dapes inempta der etwas plumpen Meiereitafel gewöhnt hatte. Aber noch war keines der beiden alten Leute zurückgekehrt, und sie traten erst ein, als ihre Söhne des Wartens fast schon müde geworden waren. Das selbstlose Paar war beschäftigt gewesen, dem Appetit einiger seiner kranken Gemeindeglieder zu schmeicheln und etwas inkonsequent zu versuchen, sie im Fleisch zu fesseln, und hatte infolge dessen seinen eigenen Appetit ganz vergessen. Die Familie setzte sich zu Tisch und ein frugales Mahl von kaltem Fleisch wurde aufgetragen. Angel sah sich nach den schwarzen Puddings der Frau Crick um; er hatte Fingerzeige gegeben, daß sie ebenso gut geröstet würden wie in der Meierei, da er wünschte, daß seinen Eltern der wunderbar würzige Geschmack derselben ebenso zusage wie ihm selbst.

„Ah so, mein Junge, Du suchst Deine schwarzen Puddings," bemerkte Clares Mutter. „Aber ich bin überzeugt, Du wirst Dich ohne sie ebenso gut befinden wie Dein Vater und ich, wenn Du die Ursache kennst, weshalb sie nicht da sind. Ich machte ihm den Vorschlag, Frau Cricks gütiges Geschenk den Kindern eines Mannes zu überlassen, der augenblicklich nichts verdient, weil das Delirium ihn arbeitsunfähig macht, und er mußte zugestehen, daß sie ihnen viel Vergnügen machen würden. Wir brachten sie ihnen infolge dessen."

„Nun, meinetwegen!" erwiderte Angel und sah sich nach dem Met um.

„Den Met fand ich sehr alkoholisch!" fuhr seine Mutter fort, „so daß er als Getränk für uns ganz ungeeignet, aber im Notfall ebenso wertvoll als Rum oder Brandy ist; ich habe ihn deshalb in meinen Medizinschrank gestellt."

„Wir trinken an diesem Tische prinzipiell niemals Spirituosen!" fügte sein Vater hinzu.

„Was soll ich denn nun aber der Frau Crick sagen?" fragte Angel.

„Natürlich die Wahrheit!" antwortete sein Vater.

„Ich möchte ihr lieber sagen, daß der Met und die schwarzen Puddings uns sehr gut geschmeckt hätten. Sie ist ein gutes, lustiges Menschenkind und sie wird mich sicher sofort fragen, wenn ich heimkehre."

„Das kannst Du nicht, weil es nicht wahr wäre!" erwiderte Herr Clare ruhig.

„O nein, obgleich der Met ein guter Tropfen für eine durstige Kehle ist!"

„Wie — was?" fragten Cuthbert und Felix beide.

„O, das ist ein Ausdruck, den man dort drunten in Talbothays gebraucht!" antwortete Angel errötend. Er fühlte, daß ihre Eltern recht hatten in dem, was sie thaten, wenn auch nicht in ihrem Mangel an Gefühl, und sagte nichts mehr.

II.

Erst nach den Familiengebeten am Abend fand Angel Gelegenheit, seinem Vater gegenüber eine von den Angelegenheiten, welche ihm am Herzen lagen, zur Sprache zu bringen. Er hatte sich entschlossen, dies zu thun, als er hinter seinen Brüdern auf dem Boden kniete und die kleinen Nägel in den Absätzen ihrer Schuhe studirte. Nach dem feierlichen Akt verließ die Mutter mit ihren älteren Söhnen das Zimmer und Herr Clare und Angel blieben allein.

Zuerst besprach der junge Mann mit dem ältern seine Pläne, um eine Stellung als Farmer im großen Maßstabe entweder in England oder in den Kolonien zu erlangen. Sein Vater bemerkte darauf, daß, seit er nicht mehr nötig gehabt habe, Ausgaben für Angels Studium in Cambridge zu machen, er es für seine Pflicht gehalten habe, jedes Jahr eine Summe Geldes zu dem Zweck zurückzulegen, entweder eines Tages Land für ihn zu kaufen oder zu pachten, damit er sich nicht ungerecht zurückgesetzt fühle.

„So weit weltliches Gut in Frage kommt," setzte Herr Clare hinzu, „wirst Du ohne Zweifel in einigen Jahren weit besser gestellt sein als Deine Brüder."

Diese Betrachtung führt Angel auf seinen zweiten und ihm mehr am Herzen liegenden Plan. Er bemerkte seinem Vater, daß er sechsundzwanzig Jahre alt sei und daß, wenn er in der Landwirtschaft weiter kommen wolle, er auch im Nacken Augen haben müsse, um alle Geschäfte zu übersehen; jedenfalls würde es notwendig sein, jemand zu haben, der die häuslichen Angelegenheiten überwache, wenn er im Felde sei; wäre es deshalb nicht gut für ihn, wenn er heirate?

Herr Clare schien diesen Gedanken nicht für unvernünftig zu halten. Angel fragte darauf:

„Und welche Art von Frau hättst Du Deiner Meinung nach für einen sparsamen, fleißigen Farmer am empfehlenswertesten?"

„Ein wahrhaft christliches Weib, das Dir eine Hilfe und ein Trost ist, wenn Du gehst und wenn Du kommst. Alles andere ist nichts im Vergleich zu diesem einen. Solch eines ist wohl zu finden; in der That, mein ernst gesinnter Freund und Nachbar, Doktor Chant —"

„Müßte sie nicht vor allem fähig sein, Kühe zu melken, gute Butter zu karnen, Käse zu machen? Müßte sie nicht vor allem wissen, wie man Hühner und Puter zum Sitzen bringt, Küken groß zieht, wie man im Notfall im Felde mit den Arbeitern umgeht und den Wert von Schafen und Kälbern beurteilt?"

„Ja wohl! Eines Farmers Frau — ja, gewiß! Es wäre jedenfalls sehr wünschenswert!"

Herr Clare der Aeltere hatte an diese Punkte vorher niemals eingehender gedacht.

„Ich wollte hinzusetzen," sagte er, „daß Du als reine und fromme Frau niemand besser für Dich geeignet finden würdest als Deine Freundin Mercy, der Du früher fortgesetzt ein gewisses Interesse bewiesen hast, und daß mir und Deiner Mutter niemand willkommener sein würde als sie. Es ist wahr, daß die Tochter meines Nachbars Chant kürzlich die Mode der jüngeren Geistlichkeit in unserer Nähe angenommen hat, den Abendmahlstisch — Altar, wie ich ihn zu meinem Abscheu eines Tages nennen hörte — mit Blumen und anderen Sachen bei festlichen Gelegenheiten zu schmücken. Aber ihr Vater, der gegen solche Abgeschmacktheiten ebenso eingenommen ist wie ich selbst, sagt, daß man sie leicht davon werde heilen können. Es ist nichts als ein mädchenhafter Einfall, der, wie ich überzeugt bin, nicht von Dauer sein wird."

„Ja, ja, Mercy ist gut und gottesfürchtig, das weiß ich; aber glaubst Du nicht selbst, Vater, daß eine junge Frau — ebenso rein und tugendhaft wie Fräulein Chant — aber eine, die statt der kirchlichen Kenntnisse jener Dame die Pflichten des Farmerlebens ebenso inne hat wie der Farmer selbst, unendlich viel besser für mich passen würde?"

Sein Vater blieb bei der Ueberzeugung, daß die Kenntnis von den Pflichten einer Farmersfrau erst in zweiter Linie käme. Der gute, impulsive Angel, der seines Vaters Empfindungen in Ehren halten und gleichzeitig die Sache, die ihm am Herzen lag, fördern wollte, wurde nun fad. Er sagte, das Fatum oder die Vorsehung habe ihm ein Weib in den Weg gestellt, das alle Eigenschaften besäße, um die Gefährtin eines Landmannes zu sein, und das gleichzeitig eine ernste Gemütsrichtung besäße. Er wolle es zweifelhaft lassen, ob sie zu der gesunden, niederkirchlichen Schule seines Vaters sich bekenne, jedenfalls aber wäre sie der Bekehrung zugänglich. Sie sei eine regelmäßige Kirchengängerin von einfachem Glauben, ehrlich gesinnt, schmiegsam, intelligent, voller Tugenden, keusch wie eine Vestalin und der persönlichen Erscheinung nach ungewöhnlich anziehend.

„Ist ihre Familie derart, daß Du hineinheiraten darfst — kurz, ist sie eine Dame?" fragte Angels beunruhigte Mutter, die während der Unterhaltung leise eingetreten war.

„Sie ist nicht das, was man dem gewöhnlichen Sprachgebrauch nach eine Dame nennt," erwiderte Angel unerschrocken. „Sie ist die Tochter eines Häuslers, wie ich stolz bin zu sagen. Nichtsdestoweniger ist sie eine Dame — ihrem Empfinden und ihrer Natur nach."

„Mercy Chant ist aus einer sehr guten Familie."

„Was will das sagen, Mutter?" erwiderte Angel schnell. „Was hat Familie für die Frau eines Mannes für Nutzen, der sich herumplagen muß wie ich und die selbst mit zugreifen muß?"

„Mercy ist von vollendeter Bildung, und das hat auch seine Reize!" erwiderte seine Mutter, indem sie ihn durch ihre Brille durchdringend ansah.

„Was die äußerliche Bildung anbelangt, so sage selbst, was kann sie nützen in dem Leben, das ich führen werde? Ihre Lektüre aber habe ich selbst in der Hand. Wenn Du sie kenntest, so würdest Du selbst sagen, daß sie fähig genug ist, zu lernen. Sie ist vom Kopf bis zu den Zehen voll von Poesie — von verwirklichter Poesie, wenn man so sagen darf. Sie lebt, was die Papierpoeten nur schreiben . . . Zudem ist sie eine untadeliche Christin, davon bin ich überzeugt, wahrscheinlich von dem Stamm, dem Geschlecht und der Art, wie Du Dir eine Tochter gewünscht hast."

„Du treibst nur Deinen Spott mit uns."

„Verzeihung, liebe Mutter! Aber da sie wirklich fast jeden Sonntagmorgen zur Kirche geht und ein wirklich christliches Mädchen ist, so bin ich sicher, daß Du gern über einige soziale Mängel hinwegsehen und begreifen wirst, daß ich Schlechteres thun könnte, als sie zu wählen."

Angel putzte ganz ernsthaft an der mehr automatischen Orthodoxie seiner geliebten Teß herum, die er wegen ihrer sichtbaren Unreellität inmitten wirklich naturalistischen Glaubens sehr geneigt gewesen war, zu verachten, als er sie von ihr und den anderen Milchmädchen hatte beobachten sehen.

In ihren trüben Zweifeln, ob ihr Sohn selbst irgend ein Recht auf den Titel habe, den er für das unbekannte junge Mädchen in Anspruch nahm, begannen Herr und Frau Clare es als einen schätzbaren Vorteil zu empfinden, daß sie gesund in ihren Anschauungen sei, besonders da die Verbindung des Paares durch Zufall oder durch die Vorsehung herbeigeführt sein mußte, denn Angel würde bei seiner Wahl die Orthodoxie niemals zur Bedingung gemacht haben. Sie meinte schließlich, daß es besser sei, sich nicht zu übereilen und daß sie nichts dagegen hätten, sie einmal zu sehen.

Angel unterließ es deshalb, noch mehr Einzelheiten zum besten zu geben. Er fühlte, daß in seinen Eltern, so einfach gesinnt und aufopferungsfähig sie auch waren, doch noch gewisse Vorurteile der Mittelklasse schlummerten, die man nur mit Takt überwinden konnte. Denn obgleich er gesetzlich völlig freie Wahl hatte und obgleich die Eigenschaften ihrer Schwiegertochter keine praktische Bedeutung für ihr Leben haben konnten, da diese aller Wahrscheinlichkeit nach doch fern von ihnen leben mußte, so wünschte er doch aus kindlicher Liebe, ihre Empfindungen in der wichtigsten Entscheidung seines Lebens nicht zu verletzen.

Er liebte Teß ihrer selbst wegen, ihre Seele, ihr Herz, ihre ganze Art und Weise; er liebte sie nicht wegen ihrer Geschicklichkeit in der Meierei, nicht wegen ihrer Begabung als seine Schülerin und gewiß nicht wegen ihres einfachen, äußerlichen Glaubensbekenntnisses. Ihre unsophistische, offene Haltung bedurfte keines konventionellen Lacks, um sie ihm schmackhaft zu machen. Seiner Meinung nach hatte bis jetzt die Erziehung, die Pulsschläge der Gemütsbewegung und des Impulses, von welchen das gewöhnliche Glück abhängt, nur wenig beeinflußt. Es war wahrscheinlich, daß im Laufe der Jahrhunderte die verbesserten Systeme moralischer und intellektueller Zucht die unwillkürlichen und selbst die bewußten Instinkte der menschlichen Natur merklich, vielleicht beträchtlich verändern würden; bis zur heutigen Kultur hinauf aber hatten sie, soweit er sehen konnte, nur die geistige Epidermis derjenigen Wesen beeinflußt, die ihrem Einfluß ausgesetzt gewesen waren. In diesem Glauben war er befestigt worden durch seine Erfahrung mit Frauen, die, nachdem er in letzter Zeit aus der gebildeten Mittelklasse in die ländliche Gemeinschaft gekommen war, ihn gelehrt hatte, wie viel geringer der innere Unterschied zwischen der guten und klugen Frau des einen sozialen Bodens und der eines andern ist, als der zwischen der Guten und Schlechten, der Weisen und Närrischen derselben gesellschaftlichen Klasse.

Es war am Morgen der Abreise. Seine Brüder hatten die Pfarre schon verlassen, um eine Fußtour im Norden zu machen, von der aus der eine in sein College und der andere in seine Pfarre zurückkehren mußten. Angel hatte Lust gehabt, sie zu begleiten, schließlich aber doch vorgezogen, zu seiner Geliebten in Talbothays zurückzukehren. Er wäre ein unbequemes Glied der Partie gewesen, denn obgleich er der aufrichtigste Humanist, der Religion nach der größte Idealist und selbst der beste Kenner des Christentums unter den dreien war, so bestand doch eine innerliche Entfremdung zwischen ihnen, die seine viereckige Natur sehr wenig geeignet für ihre Gesellschaft gemacht haben würde. Weder Felix noch Cuthbert gegenüber hatte er Teß zu erwähnen gewagt.

Seine Mutter machte ihm Butterbrote und sein Vater begleitete ihn auf seiner Stute eine kurze Strecke Weges. Da er seine eigenen Angelegenheiten so gut gefördert hatte, so hörte Angel, als sie auf der schattigen Straße dahintrotteten, gerne zu, als sein Vater von den Kirchspielsärgernissen und von seinen geliebten Kirchenbrüdern zu sprechen begann, die ihm mit Kälte begegneten, weil seine strikte Auslegung des Neuen Testaments ihnen eine verderbliche calvinistische Lehre zu sein schien.

„Verderblich!“ rief Herr Clare mit heiterem Spott und fuhr fort, von seinen Erfahrungen zu reden, um die Absurdität dieser Idee zu beweisen. Er erzählte von den wunderbaren Bekehrungen, die ihm nicht nur unter den Armen, sondern auch unter den Reichen gelungen, und schließlich von den Versuchen, die ihm fehlgeschlagen seien.

Bei dieser Gelegenheit erwähnte er den Fall eines jungen Emporkömmlings Namens D'Urberville, der einige vierzig Meilen entfernt in der Nachbarschaft von Trantridge wohne.

„Er ist doch keiner der alten D'Urbervilles, die zu Kingsbere und anderen Orten residirten?“ fragte sein Sohn, „von jener alten ausgestorbenen Familie mit der Geistergeschichte der vierspännigen Kutsche?“

„O nein, die alten D'Urbervilles sind ganz heruntergekommen und, wie ich glaube, seit sechzig oder achtzig Jahren ausgestorben. Dies scheint eine neue Familie zu sein, welche den Namen angenommen hat; für den guten Namen der alten ritterschaftlichen Familie hoffe ich, daß dies eine untergeschobene ist. Im übrigen ist es sonderbar, Dich ein Interesse für alte Familien äußern zu hören. Ich glaubte, Du kümmertest Dich noch weniger um sie als ich.“

„Du mißverstehst mich, wie Du es häufig thust, Vater!“ erwiderte Angel ein wenig ungeduldig.

„Politisch bezweifle ich den Wert ihres Alters. Einige der Weisen unter ihren Gliedern ‚eifern selbst gegen ihre Erbfolge', wie Hamlet es thut, aber in dichterischer und selbst historischer Beziehung habe ich große Teilnahme für sie."

Diese Unterscheidung, obgleich keineswegs besonders fein, war Herrn Clare dem Aeltern dennoch zu subtil; er fuhr deshalb in seiner Erzählung fort. Er berichtete, daß nach dem Tode des ältern sogenannten D'Urberville der junge Mann die leichtsinnigsten Neigungen entwickelt habe, obgleich er eine blinde Mutter habe, deren Zustand ihn auf bessere Wege hätte führen sollen. Als Herr Clare in diesem Teil des Landes Missionspredigten gehalten habe, sei ihm über die Lebensweise des jungen Mannes berichtet worden; er habe deshalb kühn die Gelegenheit wahrgenommen und offen mit ihm über seinen Seelenzustand gesprochen. Er habe dies für seine Pflicht gehalten, obgleich der Sünder ihm fremd und anderer Konfession gewesen sei. Als Text habe er die Worte des heiligen Lukas gewählt: „Du Narr, diese Nacht wird deine Seele von dir gefordert werden!" Der junge Mann habe diesen direkten Angriff sehr übel aufgenommen und in dem jetzt folgenden Wortgefecht sich nicht gescheut, Herrn Clare ohne Rücksicht auf seine weißen Haare öffentlich zu beschimpfen.

Angel errötete vor Empörung.

„Lieber Vater," sagte er zornig, „ich wollte, Du setztest Dich nicht freiwillig dem Aerger solcher Lumpen wegen aus."

„Aerger!" rief Herr Clare, während sein rauhes Antlitz im Feuer der Selbstaufopferung strahlte. „Der einzige Aerger, den ich empfand, war der über ihn, über den armen, närrischen, jungen Mann! Glaubst Du, seine erbitterten Worte oder selbst seine Schläge hätten mich schmerzen können? ‚Wenn wir geschmäht werden, so segnen wir! Werden wir verfolgt, so ertragen wir es! Werden wir verleumdet, so bitten wir! Wir sind gemacht zum Auswurf der Welt und zum Kehricht aller Dinge bis auf diesen Tag!' Diese alten und edlen Worte an die Korinther sind buchstäblich wahr bis zu dieser Stunde!"

„Doch nicht bis zu Schlägen, Vater? Er ging doch nicht so weit, Dich zu schlagen!"

„Nein, er ging nicht so weit! Aber ich habe von Leuten im Zustande der Betrunkenheit auch schon Schläge erhalten."

„Nein, nein!"

„Schon ein dutzendmal, mein Junge. Was liegt denn daran? Ich habe sie dadurch von der Schuld gerettet, ihr eigenes Fleisch und Blut zu töten, und sie haben mir zum Dank und Gott zum Lob gelebt."

„Möge der junge Mann dasselbe thun!" sagte Angel warm. „Aber nach dem, was Du gesagt hast, fürchte ich, daß es nicht so sein wird."

„Nichtsdestoweniger wollen wir hoffen!" erwiderte Herr Clare. „Und ich werde fortfahren, für ihn zu beten, obgleich wir diesseits des Grabes uns wahrscheinlich nicht mehr begegnen werden. Eins meiner Worte kann doch eines Tages als guter Same in seinem Herzen Wurzel schlagen."

Wie immer, so war Herr Clare auch heute sanguinisch wie ein Kind; und wenn sein Sohn das beschränkte Dogma seines Vaters auch nicht annehmen konnte, so mußte er dennoch seine Thätigkeit mit Ehrfurcht anerkennen und bewunderte den Helden in dem Pietisten. Vielleicht hatte er für die Handlungsweise seines Vaters jetzt mehr als früher Verständnis, da er gesehen hatte, daß seine Eltern bei der Frage, ob er Teß heiraten solle oder nicht, gar nicht einmal darauf gekommen waren, sich darnach zu erkundigen, ob seine Erwählte Vermögen habe oder arm sei. Derselbe Mangel an unweltlichem Sinn hatte es nötig gemacht, daß Angel Farmer wurde, und würde seine Brüder wahrscheinlich dahin bringen, als arme Pfarrer ihre Thätigkeit zu beginnen. Nichtsdestoweniger bewunderte er ihn. Trotz seiner eigenen Ungläubigkeit hatte Angel oft gefühlt, daß er als Mensch seinem Vater näher stand als einem seiner Brüder.

III.

Ein Ritt von mehr als zwanzig Meilen bergauf bergab brachte ihn durch eine flimmernde Mittagsatmosphäre am Nachmittag auf einen vorgeschobenen Hügel ein oder zwei Meilen westlich von Talbothays, von dem aus er wieder in jene grüne, saftige, feuchte Mulde, das Thal des Flusses Var, hinabsah. Er hielt sich nicht lange auf und begann sofort vom Oberland zum fetten Alluvialboden hinab zu steigen. Die Luft wurde drückender; der feuchte Duft der Sommerfrüchte, des Heus, der Blumen verdichtete sich zu einer Wolke von Wohlgerüchen, welche zu dieser Stunde alle Tiere, selbst die Bienen und Schmetterlinge, einzuschläfern schien. Clare war jetzt bereits so vertraut mit seiner Umgebung, daß er die einzelnen Kühe mit Namen nennen konnte, selbst wenn er sie weit entfernt die Wiese sprenkeln sah. Mit einem gewissen Gefühl der Befriedigung überzeugte er sich von seiner Fähigkeit, das Leben hier von seiner intimen Seite zu erkennen, die ihm in seiner Studentenzeit fremd gewesen war; und so sehr er seine Eltern auch liebte, so konnte er dennoch nicht umhin, bei der Heimkehr von seinem Besuche in der Heimat etwas zu empfinden, als sei er von Schienen und Bandagen befreit worden; selbst der gewohnte Zaum, der den Humor der ländlichen englischen Gesellschaften

in Schranken zu halten pflegt, fehlte an diesem Ort: Talbothays hatte keinen dort residirenden Landlord.

Auf der Meierei war kein lebendes Wesen draußen. Die Bewohner lagen sämtlich in dem gewohnten Nachmittagsschlummer, den der überaus frühe Beginn der Arbeitszeit im Sommer zu einer Notwendigkeit machte. Vor dem Thor hingen die durch ein endloses Putzen gebleichten Eimer mit den Holzreifen wie Hüte an den gegabelten und geschälten Armen einer Eiche, die dort für diesen Zweck eingegraben worden war — alle fertig und trocken für die Melkzeit am Abend. Angel trat ein und ging durch die schweigenden Korridore den zurückliegenden Teilen des Hauses zu, wo er einen Augenblick lauschte. Unterbrochenes Schnarchen ertönte aus dem Wagenschuppen, in welchem einige der Leute sich niedergelegt hatten; das Grunzen und Quieken der Ferkel, die von der Hitze leiden mochten, erhob sich weiterhin. Die Rhabarber- und Kohlpflanzen schliefen ebenfalls und ihre breiten, welken Blätter hingen in der Sonne wie halb geschlossene Regenschirme.

Er sattelte das Pferd ab und fütterte es; als er das Haus wieder betrat, schlug die Uhr drei. Das war der Zeitpunkt, an welchem nachmittags das Abrahmen begann, und mit dem Schlage hörte Clare das Krachen der Bodendielen oben und dann den Schall herabkommender Schritte auf der Treppe. Es war Teß, die gleich darauf vor seinen Augen auftauchte.

Sie hatte ihn nicht eintreten hören und ihn noch nicht bemerkt. Sie gähnte und hatte den einen Arm über ihren Kopf erhoben, so daß er die weiße, zarte Haut über dem sonnengebräunten Teil ihres Armes sehen konnte; ihr Antlitz war schlafgerötet und schwer hingen die Augenlider über die Pupillen herab.

Dann öffnete sie sie plötzlich weit und rief mit einem sonderbaren Gemisch von Freude, Scheu und Ueberraschung:

„O Sie, Herr Clare? — Wie Sie mich erschreckt haben! — Ich —"

Sie hatte keine Zeit gehabt, an die veränderten Beziehungen zu denken, welche durch seine Erklärung zwischen ihnen herbeigeführt worden; aber ihr Antlitz verriet, daß sie ihn ganz verstanden hatte, als sie den zärtlichen Blick bemerkte, mit welchem er ihr auf den untersten Stufen der Treppe entgegenkam.

„Liebe, teure Teß!" flüsterte er, indem er sie umfaßte und sein Antlitz gegen ihre errötende Wange drückte, „sag ums Himmels willen nicht ‚Herr' mehr zu mir. Ich habe mich Deinetwegen so beeilt, wieder heim zu kommen!"

Teß' erregt gegen das seine schlagende Herz gab ihm die Antwort.

„Ich muß abrahmen," sagte sie, ihre Augen schüchtern zu ihm aufschlagend, „und habe heute nur die alte Dep als Hilfe. Frau Crick ist mit Herrn Crick zu Markt gegangen und Retty ist nicht wohl; die anderen sind sonst irgend wohin gegangen und werden vor Melkzeit nicht zurückkehren."

Als sie das Milchhaus betraten, erschien Deborah Fyander auf der Treppe.

„Ich bin wieder da, Deborah!" rief Angel hinauf. „Ich kann Teß beim Abrahmen helfen; wenn Du müde bist, brauchst Du vor Melkzeit nicht herunter zu kommen."

Wahrscheinlich wurde die Milch an jenem Nachmittag in Talbothays nicht besonders sorgsam abgerahmt. Teß befand sich in einem Traum, in welchem ihr alle Dinge Licht, Schatten und Stellung, aber kein besonderes Aussehen zu haben schienen. Jedesmal, wenn sie die Rahmkelle unter die Pumpe hielt, um sie für die Arbeit abzukühlen, so zitterte ihre Hand; das Feuer ihrer Zuneigung war so stark, daß sie darunter zu vergehen schien, wie eine Pflanze unter dem sengenden Strahl der Sonne.

Dann zog er sie wieder an seine Seite, und wenn sie ihren Zeigefinger rund um die Satten geführt hatte, um den Rahm von den Rändern loszulösen, so vollendete er das Werk ohne Hilfsmittel auf dem natürlichsten Wege der Welt; denn die zwanglose Art und Weise, die auf der Meierei Talbothays an der Tagesordnung war, kam ihm jetzt sehr gelegen.

„Ich kann es Dir jetzt ebenso gut als später sagen, Liebste," sagte er heiter. „Ich möchte Dich etwas fragen, das sehr praktischer Natur ist und an das ich unausgesetzt seit jenem Tage vergangener Woche gedacht habe, der auch Dir noch wohl in der Erinnerung ist. Ich werde bald heiraten müssen, und da ich Farmer bin, so muß ich zur Frau ein Mädchen wählen, das alles kennt, was sich auf einen Farmerhaushalt bezieht. Willst Du dies Mädchen sein, Tessy?"

Er sagte dies in einem Ton, aus welchem sie entnehmen konnte, daß er keinem Impulse folgte, den sein Kopf mißbilligte. (Fortsetzung folgt.)

Madrilène.

Von

Grace King.

Es war am letzten Tage des Oktober. Ein herrlicher Morgen strahlte über der Stadt New-Orleans, und nur eine leise, leise Erinnerung an den Herbst zog durch die Luft. Der lange Sommer, der zögernd Abschied genommen hatte, war entschwunden wie der fieberhafte Traum einer durchschwelgten Nacht.

Allerheiligen, die Totenfeier, ist der größte und wichtigste Festtag für New-Orleans, und das schöne Wetter, welches ihn zu begleiten pflegt, ist sprichwörtlich geworden. Im Laufe der Zeit und durch die Empfindung der Menschen wurde er von poetischem Aberglauben und sinnigen Gebräuchen verschiedenster Art umgeben. Es ist der einzige Tag, an welchem die Friedhöfe eine andere Gestalt annehmen wie gewöhnlich und zu strahlenden Heiligtümern voll Schönheit und Licht werden, der Tag, an welchem die Toten, die ohnmächtigen, verachteten Toten, wie die Heiligen in ihren Schreinen, mit Blumen bedeckt und mit Gebeten bestürmt werden. Es ist auch der einzige Tag, an welchem in dieser Stadt die Macht des gleißenden Goldes nichts gilt; an welchem nicht der, welcher herrlich lebt, sondern der, welcher prunkend begraben ist, beneidet wird; an welchem die modernen Emporkömmlinge nicht stand halten können neben den guten alten Familien von ehedem; an welchem um die Namen auf den Leichensteinen alle Jahre alte romantische Geschichten neu erblühen.

Böse Zungen, die sonst ihren Beruf darin finden, über Lebende zu lästern, sind heute geschäftig, irgend eine Vernachlässigung der Toten und ihrer Gräber aufzuspüren, wenn ein solcher Fall überhaupt vorkommt. Und die Ausgestoßenen, deren Dasein im Findelhause beginnt und auf dem Sezirtische des Hospitals endigt, die Heimatlosen, die nichts von ihrer Familie wissen, als daß ihre Eltern tot oder verschollen sind, und sogar die Verbrecher, welche sich in moralischem Selbstmord von ihrem Geschlechte trennten — zu keiner andern Zeit fühlen sie ihre Erniedrigung so tief wie an diesem Tage, wo sie keine teure Grabstätte haben, um sie auszuschmücken und daran zu beten.

Zu früher Stunde, ehe noch Fremde den Ort aufsuchen, kann man an diesem Feste wie sonst nie beobachten, aus wie verschiedenartigen Elementen die Bevölkerung zusammengesetzt ist, aus originellen, stark hervortretenden Typen und Rassen, aus sprudelnden, unabgegorenen, urwüchsigen Bestandteilen — ein unverfälschter Naturwein der Menschheit.

Natürlich muß die Aufregung, welche dieses Fest in der ganzen Stadt hervorruft, um so größer in der Nähe des Kirchhofs sein, des ältesten, wichtigsten und aristokratischsten Kirchhofs der Stadt.

Welche namenlose Verwirrung, welche Ueberstürzung an diesem letzten Oktobertage, dessen wenige flüchtige Stunden nun hinreichen sollen zur Ausschmückung der Gräber, die morgen eine strenge Kritik zu bestehen haben würden!

Auf dem Friedhofe selbst war ein seltsames Reinmachen im Gange. Hier wurde eine Stukkverzierung weiß getüncht, dort eine Marmorfigur gereinigt, Gras gemäht, frischer Sand auf die Gänge gestreut, Beete mit kleinen Muscheln umlegt und mit blühenden Blumen bepflanzt. Dazu ertönten laute, befehlende, schellende Stimmen.

Draußen auf dem Wege wurde alles feilgehalten, was irgend zur Ausschmückung dienen konnte. Da gab es Blumen in Töpfen oder lose in Körben, besonders Tausendschönchen, gelbe und weiße Georginen und fleischige, tiefrote Amarantblüten; weiterhin ängstlich gehütete Engel, Madonnen und Heilige aus Gips, alle nach italienischen Vorbildern gemacht und mit italienischer, bunter Pracht bekleidet. Die ganze Mauer entlang hingen an Nägeln Kränze, Kreuze, Herzen und Anker, aus schwarz und weißem, krausem, glasartigem Papier, oft auch aus weißen Rosen oder Immortellen hergestellt, mit schillernden Atlasschleifen gebunden, die lustig im Winde flatterten und Inschriften in Gold- und Silberdruck trugen. Für die Trauer der Reichen fehlte es nicht an hübschen, kunstvollen Erinnerungszeichen aus klingenden, glänzenden Perlen; auf dem Medaillon in der Mitte war der Schmerz in Form einer Trauerweide oder einer weinenden Gestalt zum Ausdruck gebracht, umgeben von einer je nach Bedürfnis an verschiedene Familienglieder gerichteten Inschrift, welche die leidenschaftlichsten Klagen eines geprüften Menschenherzens enthielt.

Wo immer sich nur jemand hineindrängen konnte, saßen alte Negerweiber, die Haare zum „tignon“ aufgebunden, vor sich Tische mit Molassezucker und

Kokosnußkonfekt oder Pfannen mit Batatenbrot oder Kessel mit Teigkugeln, die über dem Feuer siedeten. Sie hielten die Fliegen und die Gassenbuben mit langen Palmwedeln ab und nickten mit den schweren, müden Köpfen. Alle riefen ihre Waren zu gleicher Zeit aus, entweder in althergebrachter Verstümmelung oder persönlicher Verdrehung eines halben Dutzend verschiedener Dialekte, mit einem Geschrei und einer Ausdauer, welche durch die schnelle Vergänglichkeit der ganzen Veranstaltung bedingt wurden.

Die Kaffeehäuser an der Ecke machten ihr gewohntes Feiertagsgeschäft. Die Stammgäste pflegten zwischen zwei Gläsern ein wenig auf der Bank unter dem vorspringenden Dache zu schlummern oder einen tiefen Rausch, im Grase ausgestreckt, gründlich auszuschlafen, oder wenn sie nur leise angeheitert waren, hinüber auf den Weg am Zaune zu schlendern, wo sich eben jetzt eine lustige Gesellschaft um einen Quarteronenknaben versammelt hatte, der die einzige Neuheit des Tages, einen Affen am Riemen, vorführte.

Das lange, magere, gelenkige Tier kletterte und sprang unaufhörlich an seiner Schnur hin und her und wurde durch den Beifall, den ihm jeder Vorübergehende zu zollen bereit war, mit ganz menschlichem Eifer zu immer neuen Bosheiten angetrieben. „Lulu," flüsterte ein kleiner Neger dem Quarteronen zu, „sieh doch" — er zeigte mit dem Finger auf eine gerade um die Ecke biegende Gestalt — „Madrilène!"

Das Mädchen war so groß, daß es ihr leicht wurde, den breiten, flachen Korb über den Köpfen der Menge zu tragen. Die steifen Trauerkränze von glasartigem Papier, welche sich darin befanden, überragten geisterhaft und doch fast kleidsam ihr Gesicht, das, obgleich jugendlich, dazu geschaffen schien, von den Sinnbildern des Todes eingerahmt zu werden: ein mageres, dürftiges Profil von blasser, grauer Farbe, tiefe Augenhöhlen, finstere Brauen, ein vorsätzlich unbeweglicher Mund und Augen, die wie geistesabwesend vor sich hin starrten. Als sie näher kam, zeigte es sich, daß ihr Anzug ebenso mit der Bürde, die sie trug, übereinstimmte wie ihr Gesicht: die niedergetretenen Schuhe, der verblichene Rock, die ausgewachsene Jacke und das zerlumpte Bandannatuch, das sie nicht um den Kopf, sondern unter dem Kinn gebunden hatte.

Jetzt stand sie der lärmenden Gruppe von Männern und Knaben gegenüber.

„Vorwärts!" flüsterte Lulu dem Affen auf seinem Arme zu.

Aber das schlaue Tier sprang, ob aus Versehen oder mit Absicht, nicht auf Madrilènens Korb, sondern auf den Kopf eines nichts ahnenden Kindes, das vor ihr her ging; dort ließ es sich behaglich nieder, legte den schlangenartigen Schwanz um sein kahles, aschgraues Gesicht, guckte auf das Kind herab und grinste bei dem erschrockenen Geschrei, welches dasselbe ausstieß.

Madrilènens Gesicht nahm den Ausdruck völliger Wut an. Schnell warf sie den Korb beiseite, faßte den Affen um den Hals und schüttelte ihn tüchtig, während sie ihn von dem Kinde los zu machen suchte.

„Genug, genug, Madrilène, verdammt, halt ein!" schrie der Quarteronenknabe und eilte herzu, um seinem Lieblinge beizustehen. „Du erdrosselst ihn ja!"

Sie schleuderte den Affen auf die Erde und griff nach dem kurzen, lockigen, schwarzen Haar des Knaben, auf den sie dann heftig losschlug. „Versuche es noch einmal, weiße Kinder so zu erschrecken!" schrie sie.

Der Affe, dessen scheinbare Todesangst nur erheuchelt gewesen war, sprang unter dem lauten, bewundernden Gelächter der Menge behend vom Boden auf.

Unter Madrilènens Händen war der Knabe ziemlich hilflos gewesen; sobald er sich aber wieder befreit sah, erholte er sich schnell und da er das Lachen der Umstehenden für eine Verhöhnung seiner selbst nahm, ballte er wütend die Faust hinter dem Rücken des Mädchens und schrie ihr nach:

„Mulattin! Negerin! Coon, Coon!" (ein lokaler Ausdruck von empörender Bedeutung für die Farbigen.) Dann folgten noch andere unverschämte Schimpfreden, die er seiner eigenen schnellen Erfindung verdankte und die sich nicht wiedergeben lassen.

Die Menge nahm keine Notiz davon. Es war ja nur ein gewöhnlicher Streit auf der Straße, der mit der für die Farbigen charakteristischen Heftigkeit geführt wurde. Das Mädchen ging unbehelligt davon. Jetzt stand sie an der Ecke, zögerte, welchen der beiden Wege sie wählen sollte, und wandte sich dann langsam, als ob sie einer Versuchung nachgäbe, zur Rechten, dem eisernen Kreuze zu, das über dem Kirchhofsthor emporragte.

Ein Begräbnis näherte sich, fast unbemerkt in der geschäftigen Aufregung rund umher.

Dann entstand eine plötzliche Stille auf dem Wege, und auf jeder Seite des Eingangs bildete sich eine Mauer von neugierigen Zuschauern.

Auch Madrilène wartete und beobachtete das langsame Aufheben der Bahre, bis sie, von einem plötzlichen Gedanken bewegt, den Kopf nach dem Thor des Kirchhofs wandte und hineinzublicken versuchte. „Wo war denn Monsieur Sacerdote, der Totengräber?"

Dann bahnte sie sich einen Weg durch die Menschenmenge und lief schnell über den freien Raum fort in den Kirchhof hinein.

Es war nicht leicht, sich in dem Labyrinth von Hügeln zurecht zu finden, denn wo nur ein Sarg noch Platz finden konnte, war auch ein Grab entstanden. Das Leben selbst kann nicht wechselvoller sein, als diese verästeten Pfade zwischen den Ruhestätten der Toten.

Aber Madrilène war ihres Weges sicher; sie blickte scharf nach allen Seiten um sich und rief zuerst leise, dann lauter: „Monsieur Sacerdote, Monsieur Sacerdote!"

Doch nirgends eine Spur von dem Totengräber Fantome Sacerdote — so pflegten die Leute seinen Vornamen Vendôme zu verdrehen — einem achtzigjährigen, hinfälligen Greise, dessen physische Kräfte

kaum mehr für sein Amt hingereicht haben würden, wenn dasselbe nicht jetzt, da der Kirchhof seit langen Jahren geschlossen war, nur noch darin bestanden hätte, hin und wieder eine Familiengruft für einen neuen Ankömmling zu öffnen.

Jetzt schlug das Mädchen einen andern Pfad ein, und schon nach wenigen Schritten fiel sie fast über den, welchen sie suchte.

„Wie ich mir dachte, eingeschlummert!" murmelte sie.

Fester hätte der alte Mann kaum unter dem verfallenen Grabstein schlafen können, auf welchem er lag! Sein Hut war heruntergeglitten und sein langes weißes Haar breitete sich wie ein wunderbares Flechtengebilde auf dem Mauerwerke aus. Die warme Sonne glänzte auf den spärlichen Silberfäden und spielte über das vom Alter fast formlos gewordene Gesicht und das Stück Brot in seiner abgezehrten Hand.

„Er sieht aus wie ein auferstandener Leichnam," dachte das Mädchen und rief dann laut auf französisch, indem sie ihn an der Schulter zog: „Monsieur Sacerdote, wachen Sie auf; das Begräbnis ist schon am Thor!"

Die zahnlosen Kiefer des alten Mannes fingen mechanisch wieder an zu kauen, aber er öffnete die Augen erst, nachdem Madrilène ihre Lippen an sein Ohr gelegt und mit scharf betonender Stimme wiederholt hatte: „Schnell, schnell, es wird schon auf Sie gewartet!"

Langsam verlor sich unter ihren fortwährenden Zurufen der verständnislose Ausdruck aus dem Gesicht, und endlich machte er sich mit kurzen, steifen Schritten auf den Weg.

„Er wird einmal abgefaßt werden, und dann verliert er seine Stelle und wird zu den ‚Petites-soeurs des pauvres' geschickt. Monsieur Sacerdote bei den Schwestern mit den Bettlern zusammen!"

In verzweifelter Eile fing sie an, die Unordnung vor der offenen Gruft einigermaßen zu beseitigen, die zerstreuten Werkzeuge aufzulesen und die Mauerreste zusammen zu fegen. Dann näherte sie ihren Kopf der Oeffnung und schaute durch die Dämmerung in die Gruft hinein.

„Alles bereit!" sagte sie befriedigt.

Niemals könnten Gäste ungelegener kommen als ein Begräbnis auf dem Kirchhof an diesem Tage und zu dieser Stunde. Der Zug näherte sich langsam. Die Leichenträger trugen ihre schwere Last vorsichtig auf den schmalen Pfaden um alle Windungen herum und an den zahlreichen, im Wege liegenden Hindernissen vorbei. Die allerorten eifrig beschäftigten Leute nahmen schleunigst eine ehrfurchtsvolle Haltung an; die Frauen stammelten Gebete, während sie heimlich ihre Röcke zurecht zogen, und die Männer lüfteten langsam die Hüte mit den schmutzigen Fingern.

Als der Priester erschien, trat Marie Madeleine zurück in einen Winkel, von wo aus sie alles beobachten konnte, ohne gesehen zu werden. Ihre Gestalt war so zart und leicht, daß sie aussah wie ein Schatten, der auf die Stelle fiel, wo sie stand, und ihr Gesicht wie eine Reliefverzierung auf dem Marmorstein, an den sie sich lehnte. Gegen den blendend weißen, von den vollen Strahlen der Sonne beleuchteten Hintergrund hoben sich die sonst unbedeutend erscheinenden Einzelheiten — das weiche Kinn, die scharf geteilte Oberlippe, die unregelmäßig gezeichnete Nase, die hervortretenden Backenknochen, die feine, mehr unklare als schwarze Haut, die tiefen Schatten unter den dunklen, lang bewimperten Augen — ab, so daß der charakteristische Ausdruck des Gesichts zur Geltung kam. Sie hatte das Kopftuch zurückgestoßen; kurze, wirre Strähnen ungekämmten, schwarzen Haares fielen ihr über die Stirn und hinter die Ohren.

„Ihr erster Abend hier! Alles so sauber und schön! Sie kommt zu ihrem Grabe, wie die Braut in ihre neue Heimat, und morgen sind überall Blumen und brennende Kerzen, als ob ein Fest ihr zu Ehren gefeiert würde. Jedes Jahr werden die Ihrigen Kränze um den Namenszug auf ihrem Grabstein winden, und die Freunde werden ihrer gedenken am Allerheiligentage. Ihre Angehörigen werden sterben, einer nach dem andern, und alle, bis in die fernste Zukunft mit ihr begraben sein, vereint im Tode, wie bei der Auferstehung!"

Selbstvergessen und unbewußt folgte sie ihren Gedanken, ohne sich darin stören zu lassen durch die gemurmelten Gebete des Priesters und das laute Schluchzen der Leidtragenden oder durch die Hammerschläge des Totengräbers, der die Gruft jetzt wieder zumauerte. Sie sah, wie die Wand höher und höher wurde, über den Sarg hinwegstieg, nun nur noch einen kleinen Spalt ließ, bis endlich auch der Atem jedes Lebens ausgeschlossen war. Eingemauert zu einem langen, ununterbrochenen Schlafe mit Leichenstaub und Moder!... Aber Madrilène sah die Sache von einer andern Seite an.

„Es ist, als ob man sich abends in ein Bett legte, in dem Vater oder Mutter geschlafen haben. Da müßte man gut ruhen!"

Madrilènens Bett war ein ärmliches Lager auf dem Fußboden in Madame Laïs' Zimmer.

„Da würde man nur herrliche Träume, keine häßlichen Vorstellungen haben, nicht durch grinsende Gesichter an den Wänden, durch den immer wiederkehrenden Gedanken an die Schrecken des Tages gestört werden. Es ist eine schöne Sache, wenn Eltern ihren Kindern ein solches Bett hinterlassen — richtige Eltern!"

Um den Kirchhof herum gab es wohl nicht viele, die mit ihren richtigen Eltern lebten. Familien und verwandtschaftliche Bande nehmen in dieser sorglosen Atmosphäre einen willkürlichen und veränderlichen Charakter an, da das Dasein dort aus eigener Wahl mehr auf gewundenen als auf geraden Wegen fortläuft. Madrilène hatte niemals in einer andern Umgebung gelebt.

„Die Toten haben morgen ihr Fest und sie mit ihnen, fast als ob es ihr Geburtstag wäre. Heute um Mitternacht steigen sie alle herauf aus ihren

Gräbern, gehen die Wege hinunter und plaudern und lachen. (Ein allgemein verbreiteter Aberglaube.) Wenn der Morgen kommt, schweben sie empor und bemerken alles, was an diesem Tage auf dem Kirchhofe vorgeht, sehen jede Mißachtung und Verleugnung der Gräber. Unsichtbar beobachten die Eltern ihre armen, kleinen, verwaisten Kinder um den Tisch am Thor, wo sie mit dem Gelde, das sie als Almosen erhalten, in den Teller klimpern. Manche derselben können sich ihres Vaters und ihrer Mutter noch erinnern; andere schauen die Vorübergehenden an, ob ihre Eltern diesen wohl ähnlich waren. Und farbige Kinder suchen sich wohl auch unter den Weißen Vater und Mutter aus!"

Ihre Phantasien trugen sie weiter und weiter bis in jene höchsten Regionen, wohin sich die Gedanken der Menschen auch aus der dunkelsten Tiefe erheben können, um dort ihren himmlischen Ursprung oder das zu suchen, was ihnen auf Erden mangelt.

Der Zug der Trauernden begab sich hinweg. Auch der geschäftige Tag schien sich zum Scheiden zu rüsten; die sinkende Sonne warf schräge Strahlen auf die vereinsamte Grabstätten. Schon war das erste Glockenzeichen erlönt, welches das Schließen des Thores verkündete, aber das in sich versunkene Mädchen hatte es nicht beachtet. Wie reichen, glücklichen Menschen verging ihr die Zeit unbemerkt.

Monsieur Sacerdote begann seine Runde zu machen, um sich zu überzeugen, daß niemand in dem Kirchhofe eingeschlossen würde, und schlug zum Zeichen mit seinem langen Stock auf die Gräber.

„Ach Gott," rief Madrilène und hielt ihn fest, „Monsieur Sacerdote, wie schön wäre es doch, wenn man hier bleiben könnte, niemals dorthin zurückzukehren brauchte! Hier zwischen den sauberen, weißen Gräbern zu liegen bis zum jüngsten Tage!" Der Gedanke hatte sie ihr ganzes Lebenlang beschäftigt. Als sie ein kleines, halb nacktes, schmutziges Kind von der Straße war, hatte sie gebeten, man möge sie auf dem Kirchhofe lassen, „bei den Toten, bei den guten, weißen Toten," und heute noch fast so kindisch wie damals, fuhr sie fort: „Es wäre ja möglich, ich stürbe, und Sie ließen mich in eins der Gräber hineinschlüpfen — wer möchte es bemerken? Und am jüngsten Tage würde ich mit den anderen auferstehen, ganz weiß am Körper wie sie, mit weißen Kleidern und Flügeln. Oder würden sie mich fortjagen, die Weißen, glauben Sie, Monsieur Sacerdote? Stehen die Leichen der Farbigen denn auch auf, gelb, schwarz mit weißen Binden? O, der schreckliche Anblick!" Sie schauderte bei dem Gedanken.

Der alte Mann hob seine trüben Augen zu ihrem Gesicht empor und schickte sich an, ihr zu antworten, als ein heftiger Schlag von hinten, dicht an dem Mädchen vorbei, auf dem Grabe neben ihr tönend niederfiel. Der Strom der Schmähungen, der darauf folgte, traf sicherer sein Ziel. „Elendes Geschöpf, Mulattin, Negerin, Du Teufel, Du Hund!"

Es war ein Quarteronenweib, das jetzt zum Vorschein kam. Sie konnte die Drohungen und Schimpfworte, welche ihr die Leidenschaft eingab, gar nicht schnell genug aussprechen; sie versetzten ihr fast den Atem.

„Denkst Du etwa, Du kannst Lulu schlagen, auf der Straße noch dazu, vor allen Menschen? Ich werde Dir's beibringen, Du Auswurf aus der schmutzigsten Gosse der Stadt! Du sollst die Wucht dieser Hand fühlen, das sage ich Dir. Du prügelst meinen Sohn eines weißen Kindes wegen, eines weißen! Laß mich Dich nur in die Hände bekommen, ich werde Dich schon festhalten, totschlagen, Du ..."

Sie konnte sich nicht genug thun, kein Ausdruck schien ihr zu schlimm, kein Schmutz zu ekelhaft, um das Mädchen damit zu bewerfen, welches mit fest zusammen gepreßten Lippen nur versuchte, den wiederholten Schlägen auszuweichen, während Monsieur Sacerdote sich vergeblich bemühte, dazwischen zu treten.

Es war ein großes, wohl gestaltetes Weib, das in jeder Hinsicht als Schönheit in ihrer Rasse gelten konnte. Ihre Wangen glühten von der Hitze der Leidenschaft — das einzige Erröten, das sie kannte — und in ihren schwarzen Augen mit den schweren Lidern schimmerte es wie rote, feurige Kohlen. Weißer Schaum lag auf ihren breiten, fleischigen Lippen. Es schien unberechenbar, wozu die Flut der Leidenschaft sie hinreißen konnte.

„Darf ich nach dem Preise dieser Kränze fragen?"

Die Unterbrechung kam von einem Herrn, der unbemerkt der Scene zugeschaut und das Mädchen heimlich von dem Augenblicke an beobachtet hatte, wo sie Monsieur Sacerdote aufweckte. Er zeigte mit seinem Stock auf die Papierkränze in dem Korbe.

Das Quarteronenweib zog ihn sofort mit ins Gespräch, ohne Madrilène Zeit zu einer Erwiderung zu lassen.

„Sie ist ein elendes Geschöpf, Herr, das die Rasse, zu der es gehört, im Stiche läßt, um den Weißen nachzulaufen, ein wahrer Teufel, Herr! Sie hat meinen Sohn zu Tode geschlagen, draußen auf der Straße, ein kleines Kind! Das soll sie mir bezahlen!"

Aber sie bezwang ihre Leidenschaft und ging nun wunderbar schnell zu der unterwürfigen Höflichkeit ihres Volkes gegen die Weißen über, indem sie durch ihre Stimme, ihr Benehmen und besonders durch die geschickte Art, dem Vorurteil zu schmeicheln, für sich einzunehmen suchte.

„Sie sollte in ihrer Kaste bleiben, Herr, wie ich es thue! Quarteronen bleiben Quarteronen! Aber sie möchte sich gern für eine Weiße ausgeben!"

Das Mädchen öffnete halb den Mund, wie um zu sprechen.

„Und das thut niemand gut, das wissen Sie ja auch, Herr."

„Ich möchte ein halbes Dutzend von diesen Kränzen kaufen, aber Du mußt mitkommen und sie auf den Gräbern befestigen."

Der Mann wandte sich und ging. Madrilène verharrte in derselben Stellung.

„Geh, geh, folge dem Herrn! Siehst Du nicht, daß er Dir etwas abkaufen will? Geh, aber denke daran — heute abend!“ Das Weib fügte die letzten Worte im Flüsterton und mit halb geschlossenen, wutblitzenden Augen hinzu.

Nachdem Madrilène noch eine Sekunde gezögert hatte, nahm sie ihren Korb auf und ging dem Fremden nach. Er las die Namen auf einem Grabe, als sie ihn einholte.

„Herr, diese Kränze passen nicht für Sie; sie sind für den Kirchhof der Farbigen und Armen bestimmt.“ Ihre Stimme war leise und klang, als ob sie selten benützt würde. „Ich war auf dem Wege zum Negerfriedhof und kam nur auf einen Augenblick hier herein.“

„Das schadet nichts, ich will doch ein paar davon nehmen.“

„Wenn Sie erlauben, Herr, könnte ich Ihnen heut abend einige Kränze von wirklichen Blumen machen und die Gräber morgen vor Tagesanbruch damit schmücken. Sie brauchen mir dieselben nur zu zeigen oder die Namen zu nennen, denn ich kenne jedes Grab hier.“ Der Fremde bezeichnete wie aufs Geratewohl hier und da einen Hügel und ging dann in tiefen Gedanken den Weg entlang.

Als die Abendglocke zum zweitenmal erscholl, trat Madrilène auf die Straße hinaus. Der Fremde stand bei dem Totengräber still, der die Thürklinke in der Hand hielt.

„Wer ist das Mädchen?“ fragte er plötzlich.

Monsieur Sacerdote blickte den Fragenden an; derselbe war weder jung noch schön und auch nicht von „jener Sorte von Männern . . .“

„Marie Madeleine, aber ihre Leute nennen sie Madrilène.“

„Wer sind ihre Leute?“

Der alte Mann zuckte mit den Schultern.

„Glauben Sie, daß das Weib seine Drohungen ausführen wird?“

Neues Achselzucken.

„Wo wohnt sie?“

„Ihre Leute vermieten chambres garnies irgendwo in der — Straße.“

Der Fremde schien die unbestimmte Auskunft zu verstehen. Er blickte den Totengräber an, als erwäge er, ob es ratsam sei, weiter zu fragen, und ging dann die häßliche, wüste Straße hinab.

Marie Madeleine hatte den Weg nach dem Negerkirchhof eingeschlagen.

Hier sah es noch trauriger und wüster aus. Die verfallenen Mauern waren in ungleichmäßiger Höhe wieder zurecht geflickt und oben mit Gras und Unkraut bedeckt.

Dieselben Scenen spielten sich hier ab, wie um und in dem Friedhof der Weißen. Aehnliches oder eher noch größeres Gedränge, lautere Lustigkeit. Die Natur war dieselbe, Sonne, Luft, Grün, hier wie dort. Aber die Menschen waren anders, alle wie zu einem Maskenfest mit einer Tünche überzogen, schwarz oder braun und besonders gelb.

Madrilène drängte sich, so schnell es möglich war, durch, als würde sie verfolgt. So lange sie sich zu erinnern vermochte, war sie wie von Furien gejagt gewesen. Denn sie konnte ja die seltsamen Gedanken nicht abweisen, die sich ihr unablässig aufdrängten. Kamen sie aus ihrem Innern oder aus den Büchern, die sie Monsieur Sacerdote heimlich vorlas, oder waren sie ihr von Gott gesandt? Wen hätte sie um Aufklärung bitten sollen? Doch nicht Madame Laïs, noch Palmyra, Lulus Mutter, noch eine der anderen Töchter der ersteren; etwa einen von den gelben Männern, die durch die Hinterthür zum Besuch kamen, oder die feinen, weißen Herren, welche bei Madame Laïs zur Miete wohnten?

Sie hätte ja viel Gelegenheit dazu gehabt, wenn sie dieselben bedient hätte, wie Antoinette, Philomène, Palmyra und Athalie, ihnen des Morgens den Kaffee hätte hineintragen, die Zimmer aufräumen, die Kleider reinigen wollen. Man konnte keine aufmerksamere Bedienung finden als die Töchter der Madame Laïs, wie auch sonst ihr eigentlicher Charakter sein mochte, und so fehlte es ihnen nie an Taschengeld, schönen Kleidern und Schmucksachen.

Aber Madrilène hatte sich nie zu solchen Diensten verstehen wollen und viel deswegen zu leiden gehabt. Das war seit einem Jahre ungefähr, als die Leute anfingen, sie „cette jeune fille“ zu nennen. Sie brauchte jetzt nicht in solchen Lumpen einherzugehen, wenn sie Madame Laïs nachgegeben hätte. Einmal im Jahre, im Auftrage anderer Kränze zu verkaufen, war kein einträgliches Geschäft, und im übrigen mußte sie ihre Zeit und Arbeit Madame Laïs widmen, dafür, daß diese sie ernährte und bekleidete.

Sie ging in den Kirchhof der Farbigen hinein und verfolgte den breiten Mittelweg. Vor ihr hob sich auf eisernem Bogen ein schwarzes Kreuz scharf gegen den Abendhimmel ab. Waren die hohen, schmalen, dicht an einander liegenden Gräber wirklich verschieden von denen auf dem andern Friedhof oder nur die Namen auf den Leichensteinen? Lauter angenommene, gestohlene Namen, zärtliche, süß klingende Liebesnamen, wie man sie Vögeln oder Schoßhündchen beilegt, oder Namen, die an die hoheitsvollen Gestalten des Altertums erinnerten und sich hier ausnahmen wie Edelsteine in einer Trödlerbude. Alles aber Namen von einseitigem Klange.

Nachdem Marie Madeleine ihren Vorrat an Kränzen verkauft hatte, watete sie durch das hohe Gras eines Seitenwegs, bis sie an eine getrennt liegende Reihe von Hügeln kam, wo es bei der vorgerückten Stunde ganz einsam war. Jede der viereckigen Tafeln trug schon ein Erinnerungszeichen, alle bis auf eine. Rosémonde Delaunay stand darauf. Delaunay war der Familienname der Madame Laïs.

Unter dem Papier auf dem Boden ihres Korbes hervor nahm das Kind ein Perlenmedaillon. Es trug die Inschrift: „A ma mère!“ Sie hielt es einen Augenblick zögernd in der Hand; der Arm sank ihr herab wie unter einer schweren Last, während sie vor sich hin starrte. Dann machte sie eine gewalt-

same Anstrengung und hing die Erinnerungsgabe an den Nagel, der zu diesem Zweck auf der Tafel angebracht war. Aber der zerbröckelnde Mörtel löste sich, und Nägel und Medaillon fielen zu Boden.

„Pas ramassez li! li tombé par terre! Bon Dié la oule!“ (Heb es nicht auf! Es ist herabgefallen! Der liebe Gott hat es so gewollt!)

Ehe sie noch hinsah, hatte Marie Madeleine schon an der Stimme das geheime Schreckgespenst in Madame Laïs' Leben, die greise Zizi Mouton, erkannt, welche zu den „alten Leuten“ gehörte, denen nichts verborgen ist. Das alte, hinfällige Negerweib saß auf dem Boden, mit den Füßen im trockenen Graben; ihr Gesicht schien unter dem Kopftuch nur aus Runzeln zu bestehen, denen allein die glänzenden schwarzen Perlenaugen noch Leben verliehen. Sie streckte ihren langen Stock vor und hielt das Medaillon an der Erde fest. „Pas ramassez li, mo dit toi!“ (Nicht aufheben, sage ich Dir!)

Das Mädchen aber schob den Stab beiseite, nahm ihren Kranz und den Nagel auf und sagte in der Kreolensprache: „Laß mich sein, Zizi!“ Madame Laïs würde eine solche That der Alten gegenüber kaum auszudenken gewagt haben.

„Hé, Madrilène! Viè Zizi a raison! Bon Dié a raison!“ (Die alte Zizi hat recht, der gute Gott hat recht.)

Wie alle Voudous (Zauberinnen) gab die alte Zizi vor, das Orakel Gottes zu sein. Madrilène hämmerte indes den Nagel mit einem Stein wieder an seinen Platz, hing den Kranz daran auf und verbarg dann ihr Gesicht in den Händen.

Der fremde Herr, welcher auf dem andern Kirchhof die Blumen bei Madrilène bestellt hatte, war ihr unbemerkt gefolgt.

Das Mädchen entfernte sich jetzt, und nun half sich die Alte mit Hand und Stock vom Boden auf, riß den Kranz vom Nagel und zog diesen wieder heraus, indem sie vor sich hinmurmelte: „Ah, Laïs! coquine!“

Als sie auch davon gegangen war, näherte sich der Fremde, las die Inschrift auf dem Grabe, sowie diejenige auf dem Perlenmedaillon; dann verließ er in Gedanken vertieft den Ort.

Nach der kurzen Dämmerung war es nun völlig dunkel geworden. Diejenigen Verkäufer, welche sich eine günstige Stellung an der Mauer erobert hatten, schickten sich an, dieselbe die ganze Nacht hindurch zu behaupten. Andere packten ihre Waren ein und begaben sich widerwillig auf den Rückzug. Die Kaffeehäuser hatten zahlreiche Gäste angelockt, die es sich dort mit Lärm und Geschrei wohl sein ließen. Allerlei abenteuerliche Gestalten tauchten im Dunkel der Nacht auf. Die alte Zizi Mouton hinkte an ihrem Stocke weiter und streute auf dem ganzen Wege ihre Zaubermittel aus, die, an diesem Abend und in der Nähe des Kirchhofes aufgelesen, für besonders wirksam, im Guten wie im Bösen, galten.

Der Fremde wandte sich jetzt mit derselben Frage an die Negerin wie vorhin an den Totengräber. „Wer ist dieses Mädchen Madrilène?“

Er war eben auf der Straße an ihr vorübergegangen. Sie stand an einen Bretterzaun gelehnt, den Korb auf dem Kopf und blind für alles, so beschäftigt war sie mit ihren Gedanken.

Die Voudou brauchte nicht zweimal gefragt zu werden. „Madrilène, und Madame Laïs?“ Sie legte den Finger auf den Mund und bedeutete dem Fremden, ihr zu folgen.

•

Es gab nur einen Menschen, dem Marie Madeleine ihr ganzes Herz ausschütten konnte — Monsieur Sacerdote. Diejenigen, welche in der heitern Atmosphäre des Glücks und Wohlseins leben, kennen die Schätze von Liebe und Hingebung nicht, die in den dunklen Tiefen der Armut und des Elends verborgen liegen. Aber das Band, welches Marie Madeleine mit dem Totengräber einte, war schwerlich als Freundschaft zu bezeichnen. Es war eine Art religiöser Verehrung, ein Aufstreben ihrer Seele nach etwas Höherem, ein Hoffnungsschimmer, ein Glaubensfunke. Er stand für sie auf einer unerreichbaren Höhe, zu der sie nimmer gelangen konnte. War er doch hoch über ihr geboren! O, daran war kein Zweifel! Die Dreistesten, Wütendsten, Betrunkensten aus ihrem Volke bestritten es nicht im innersten Herzen, was sie auch sagen mochten, daß die Weißen über den Schwarzen geboren werden.

Erschien ihnen Gott denn nicht weiß, der Erlöser, die Jungfrau und alle die Heiligen und Engel? Die Menschen, von denen man in Büchern las und die auf der Bühne, waren sie nicht alle weiß? Wie sehr sie auch den alten Fantome Sacerdote um seines Elends willen verachteten, wie sie ihn auch aus abergläubischer Furcht mieden, er war doch, was sie niemals werden konnten, und von der Farbe derjenigen, die sie verehrten. Madrilène erblickte in ihm das Original zu den Bildern, die in den Kirchen hingen, und wenn sie mit ihm sprach, war es ihr fast, als ob sie betete; nur waren ihre auswendig gelernten Gebete zu Gott viel eintöniger, immer dieselben. Was sie Monsieur Sacerdote erzählte, war dagegen jeden Tag etwas Neues, die Frucht der unbewußten Einwirkung des Unsichtbaren auf ein erwachendes Gemüt. Und zwar dringen die Gedanken auf den geschäftigen Geist eines fünfzehnjährigen, ausgestoßenen, herumgeschlagenen Menschenkindes nicht tropfenweise, sondern in wilden Strömen ein, besonders in der Zeit um Allerheiligen.

Der Ort, wo Monsieur Sacerdote seine Nächte zubrachte, konnte für ungesunder gelten, als der, wo er sich am Tage aufhielt. Ein hoher, dichter Zaun verbarg das Innere vor neugierigen Blicken und ein fest verriegeltes Thor schützte es gegen jede Zudringlichkeit. An der hohen Ziegelmauer tropfte die Feuchtigkeit in den geschlossenen Raum herunter wie in einen Brunnen; von der Straße aus konnte man das grüne Moos auf dem spitzen Dache der niedrigen Hütte wachsen sehen, und Bretter, die über den schwarzen Schlamm gelegt waren, vermittelten die

Verbindung zwischen der Schwelle des Hauses und dem Thore.

Der Aberglaube des Volkes richtete sich weniger gegen das Amt des Totengräbers, als gegen den Mann selbst, über dessen sonderbare Persönlichkeit die Geschichten niemals ausstarben. Man fand sogar, daß er eine Schande für seine Wohnstätte wäre, obgleich die Höhle wahrlich elend und erbärmlich genug war. Der Umgang mit ihm wurde Madrilène unausgesetzt vorgeworfen von Madame Laïs und den Ihrigen, von allen schlechten Menschen. Sie hatte weniger noch durch ihre Weigerung, die Mieter zu bedienen, zu leiden, als durch die Beharrlichkeit, mit der sie dem Totengräber beistand.

An dem Thor angekommen, versuchte sie nicht, sich bemerkbar zu machen. Das hätte zu viel Lärm verursacht. Sie lehnte sich wie gewöhnlich an den Zaun und wartete. Monsieur Sacerdote würde sie schon von selbst einlassen; sonst mußte sie eben nach Hause gehen. Gott erhört ja auch nicht alle Gebete!

Wenn der Totengräber sie zu sehen wünschte, würde das Licht im Oelglase die Bretterwand entlang sich dem Thore nähern. Das alte Schloß, in dem der rostige Schlüssel kreischte, würde zuerst nicht nachgeben, aber wenn sie von außen dagegen drückte, würde sich das Thor endlich öffnen, und der alte Mann würde sagen: „Komm hinein, mein Kind!“ Und dann pflegte er ihr ein Buch zu geben, das aus uralten Zeiten stammte, und sie las ihm vor in einer schönen Sprechweise, die er sie gelehrt hatte. Niemand, Madame Laïs, die sie nie hatte zur Schule schicken wollen, am wenigsten, ahnte, daß sie lesen konnte. Sie hatte das Abc auf den Grabsteinen während der ersten Tage ihrer Bekanntschaft gelernt, wenn sie Monsieur Sacerdote behilflich war. Auf dem Kirchhofe pflegte er ihr von den Menschen in den Gräbern zu erzählen, aber daheim von den Leuten in den Büchern. Wenn sie dann abends nach Hause ging, war ihr Kopf voll von dem Gelesenen und Gehörten, und so konnte sie alles ertragen, Madame Laïs, ihre Launen, ihre Reden, die Welt, in der sie zu leben gezwungen war. Während Madame Laïs in ihrem Bette lag und Madrilène auf dem Fußboden, hob sich ihr Geist durch die Gedanken, welche ihr die Bücher einflößten, hoch über ihre Umgebung empor. Wenn Madame Laïs sie dann weckte und mißhandelte, so war das auch nur etwas rein Körperliches; der beschwingte, hochstrebende Geist hatte nichts damit zu thun. Nur an den Abenden, wenn sie Monsieur Sacerdote nicht vorgelesen hatte, grinsten die Mauern sie an, quälte sie die Erinnerung an den verflossenen Tag; die schwere Luft des Zimmers erstickte sie fast, und das Leben erschien ihr in furchtbarer Gestalt. Dann schaute sie weit zurück in ihre Erinnerung, um Hilfe zu suchen — umsonst; und weit hinaus in die Zukunft — aber auch vergebens. Madame Laïs hinter ihr, Madame Laïs vor ihr, und um sie herum wie eine schwarze Mauer die Kinder und Enkel der Madame Laïs! O, über die Verzweiflung, das quälende, fürchterliche Bewußtsein ihrer Ohnmacht in solchen Augenblicken!

Nein, heute abend ließ Monsieur Sacerdote sie augenscheinlich nicht ein; sie mußte nach Hause gehen. Es schlug neun Uhr, und noch später machte er ihr nie auf.

In ihrer Straße angekommen, suchte sie in der Reihe zerbrochener, häßlicher Hinterthüren, die dem Kirchhof gegenüber lagen, nach derjenigen, welche in ihr Haus führte. Als sie die Hand auf das Schloß legen wollte, wurde es von innen geöffnet, und die alte Zizi Mouton, noch mehr als gewöhnlich in sich zusammengekrümmt, schlüpfte geräuschlos wie eine Katze heraus und lief behend den Fußsteg entlang.

„Sie bereitet irgend eine ihrer Zaubereien vor,“ dachte das Mädchen, „und weiß nicht, daß ich sie gesehen habe.“

Innen hörte man lautes Sprechen, Palmyras Stimme. Madrilène horchte und wartete mit der Hand auf der Klinke.

*

Zizi Mouton hatte nach ihren sehr umfangreichen Enthüllungen den Fremden an die Vorderthür des Hauses geführt, die im Gegensatz zu der hinteren Seite sehr großartig aussah. Die Tafel mit der Inschrift „Chambres garnies“ hing am Ende eines langen Drahtes gerade über den Köpfen der Vorübergehenden von der Galerie herunter. Hier und da schwebten ähnliche Schilder an den Häusern des Viertels, ein böses Zeichen für die Nachbarschaft. Das Erscheinen einer solchen Tafel ist der erste Schmutzfleck auf dem Rufe einer Stadtgegend, ein Symptom der Erniedrigung, der Vorläufer stetigen Herabsinkens.

Chambres garnies, das Wort hat verschiedene Bedeutungen für verschiedene Menschen. Für die einen bezeichnet es einen verschwiegenen Ort, in dem lichtscheue Verhältnisse, ein kaum unterdrückter Skandal sicheren Unterschlupf findet. Für andere ist es eine bequeme Wohnung, wo Wirtin und Dienerin eins sind, wo keine Empfehlungen verlangt, wo Freiheit der Bewegung und Verschwiegenheit zugesichert werden. Dem Fremden bieten chambres garnies Gelegenheit zu interessanten Studien von Land und Leuten; die wunderbaren häuslichen Verhältnisse ermangeln nicht eines romantischen Anhauchs und einer gewissen exotischen Poesie.

Auf den Ton der Glocke kommt nach langem Warten ein Negerknabe oder ein schwarzes Mädchen mit der Scheuerbürste in der Hand zum Vorschein, mager, schlecht gekleidet, elend aussehend, wie es bei einem Farbigen, der seinesgleichen dient, natürlich ist. Ein Fremder würde nach Madame Brown oder Smith fragen, ein in der Stadt Heimischer nach Madame Laïs oder einfach Laïs. Endlich erscheint sie selbst. Ihre steifen Röcke scharren langsam — denn Madame Laïs ist korpulent — die Treppe herunter. Sie trägt Sommer und Winter ein loses, weißes, spitzenbesetztes Hauskleid, von dem der gelbe

Hals und das dunkle, wenn auch puderbestäubte Gesicht grell abstechen. Madame Laïs entscheidet auf den ersten Blick, ob sie ein Zimmer für den Fremden frei hat oder nicht. Viele finden stets alles besetzt; für andere ist immer das beste leer und zu Monsieurs Disposition.

Wenn ihm die Lebensweise paßt, ist es sehr behaglich für den Mieter, der von dieser oder einer ähnlichen Madame Laïs aufgenommen wird. Er sucht wohl kaum je wieder nach einer andern Unterkunft und wandert treulich alle Jahre mit seiner Wirtin, die sich nicht an ein Haus zu binden pflegt, von einer Wohnung zur andern. Er hat alle möglichen Bequemlichkeiten und wird aufs fürsorglichste gepflegt. Vor Madame Laïs braucht er nie zu erröten oder sich zu entschuldigen; er kann sich geben, wie er will, sie nimmt keinen Anstoß. Dabei ist sie hübsch und jung, oder wenn sie nicht, doch ihre Töchter oder Enkelinnen oder Nichten. Zuweilen pflegt sie ihren Mieter durchs ganze Leben bis ins Alter, und wenn er stirbt und etwas hinterläßt — was selten der Fall ist — so kommt gewöhnlich gleich nach dem Tode ein kleines Testament neuesten Datums zum Vorschein, ein Testament, das den hoffnungsvollen Erben bisher unbekannt war.

Madame Laïs wußte natürlich sofort, daß dieser Fremde, der bei hereinbrechender Nacht nach einer Wohnung fragte, nicht von der richtigen Art war, ein ernster, gesetzter Mann mittleren Alters mit tief blickenden Augen, die aber das Leben sicher nicht so ansahen, wie die Bewohner von chambres garnies zu thun pflegen.

Ihre Zimmer waren alle besetzt, unwiderruflich, unabänderlich; nicht einmal im obersten Stock stand ein Kämmerchen leer, mit dem er sich gern begnügt hätte. Madame Laïs bedauerte es sehr in ihrer lebhaften, liebenswürdigen Weise.

„Wo wird so laut gesprochen?“ fragte der Fremde plötzlich und unvermittelt.

„Die jungen Mädchen vergnügen sich im Hofe,“ antwortete sie und zuckte die breiten Schultern.

Er horchte mit schlecht verhehltem Interesse.

Madame Laïs öffnete die Thür nach der Straße, um sein Fortgehen zu beschleunigen, sprang aber entsetzt von der Schwelle zurück.

„Ah, misère! Ah, grand Dieu! Daß ich sie nur nicht berühre! Schieben Sie sie fort, um Gottes willen!“ Sie lief in den Flur zurück bis an die Treppe und zeigte mit beiden Händen nach dem Ort, wo ein Dutzend oder mehr kleine Papierstückchen lagen. „Ach, was wird mir jetzt geschehen? Es ist die Voudou, die alte Zizi Mouton! Mein Gott, warum läßt sie mich nicht in Frieden? Schieben Sie sie fort, mein Herr, fort, fort!“

In diesem Augenblick ertönte ein Schrei durch den langen Gang. Die Frau wandte sich und lief nach der Richtung, von wo er kam; der Mann folgte ihr.

•

Außerhalb des Thores hörte Madrilène, wie Palmyras Stimme sich immer lauter erhob.

„Niemand soll Hand an mein Kind legen! Ich schlage jeden tot, der das versucht! Mein Kind ist so gut wie ein anderes.“

Die Farbigen pflegen immer die fürchterlichsten Drohungen auszustoßen. Madrilène hatte Palmyra ebenso gegen Lulu selbst wüten hören und gesehen, daß sie mehr als einmal eine Axt gegen ihn erhoben hatte. Das Beste war, keine Notiz von ihr zu nehmen, sie reden zu lassen, bis sie ganz erschöpft war; dann warf sie sich irgend wohin auf den Boden und schnarchte bis zum Tageslicht. Aber Madrilène hörte, wie die anderen ihr antworteten und über sie lachten. Sie wußte, daß Palmyra es unter diesen Umständen die ganze Nacht so treiben würde; Madame Laïs selbst konnte in solchem Zustande nichts mit ihr ausrichten.

„Mein Kind ist so gut wie irgend eins. Kein Mensch darf es anrühren oder ich schlitze ihm den Leib auf.“

Die Männer und Frauen drinnen lachten wieder.

Die Thoren reizten Palmyra noch! Sollte die Polizei sie denn fortführen nach dem Gefängnisse wie neulich? Madame Laïs hatte schon genug für solche Anfälle Palmyras zu bezahlen gehabt.

„Ich werde es ihr schon zeigen, ihr jeden Knochen im Leibe zerbrechen. Ihr sollt sehen, wenn sie hereinkommt! O, ich will es ihr heimzahlen!“

Das Mädchen draußen zitterte vor Angst. Würde Palmyra es wirklich wagen, sie anzurühren? Madame Laïs selber hatte es nur einmal versucht, vor langer Zeit, an dem Tage, an dem sie deshalb auf den Kirchhof geflohen war, wo sie Monsieur Sacerdote zum erstenmal gesehen und gebeten hatte, sie „bei den guten, weißen Toten“ zu lassen? Sollte Palmyra es dennoch thun, und würden die anderen es zugeben, diese Horde liederlicher Männer und Frauen, die im Hofe lachten und höhnten? Und heute war der Kirchhof fest zugeschlossen und kein Monsieur Sacerdote bei der Hand.

„Ich werde sie nackend peitschen, zerstampfen, daß sie heulen soll.“

Madrilène hätte ja zurücklaufen und rufen, an die Thür klopfen und versuchen können, sich dem Totengräber bemerkbar zu machen. Aber nochmals bei den Schenken am Wege, an den lärmenden Männern vorüberzugehen, die dunkle Gasse entlang, dazu hatte sie nicht den Mut. Obgleich auf der Straße geboren und erzogen, flößte ihr dieselbe doch des Abends Schrecken ein, gerade jetzt in dem Alter, wo andere farbige Mädchen sie aufsuchen. Nein, wenn sie daran dachte, fürchtete sie sich nicht vor Palmyra; im Gegenteil, diese wie die anderen alle, sogar Madame Laïs hatten eine gewisse Scheu vor ihr.

Wenn sie jetzt zur Thür hereinkäme, es wirklich wagte . . .

Das Mädchen schreckte unwillkürlich zurück. Ahnte Palmyra, daß sie draußen wartete?

Aber es war unmöglich, auf dieser Gasse lange stehen zu bleiben; die Thür war ja allbekannt; einer Frau allein konnte hier leicht etwas zustoßen, und

nirgends war ein Polizist zu sehen, höchstens in einem der Cafés.

„Gemeiner Auswurf der Gasse! Laßt mich sie nur in die Hände bekommen! Ihr wäre besser der Tod!"

Ein Trupp lärmender, singender Männer kam heran. Sie würden glauben, daß sie absichtlich wartete. O, sie fürchtete sich so vor Männern! Die anderen Mädchen im Hause zitterten vor Geistern und Voudous, aber nicht vor Männern. Sie im Gegenteil! Am Tage sogar klopfte ihr das Herz, wenn einer sie ansah, sie wußte nicht weshalb; aber sie hatte Angst, Angst.

„O, sie soll schon tanzen."

Sie lachten drinnen über Palmyras Witz. Die Männer kamen jetzt vorüber; sie hatten Madrilène bemerkt und sammelten sich um sie. Das Mädchen preßte sich fest gegen die Thür. Einer wagte schon, sie zu berühren. O, besser noch Palmyra! Sie drückte auf die Klinke; die Thür öffnete sich durch das Gewicht ihres Körpers; sie war drinnen.

„Ha, da ist sie!"

„Palmyra, wage es nicht, mich anzurühren!" schrie sie.

Nicht wagen? Ach, diese Schläge, dieses Kratzen und Haareausraufen, war das nicht doch schlimmer als die Männer auf der Straße?

„Du darfst nicht, Du darfst nicht!" rief Madrilène immerfort. Sie war noch dicht an der Thür und konnte wieder hinaus.

„Zuerst mußt Du gepeitscht werden."

Mit einem Ruck riß Palmyra ihr die Jacke vom Leibe; nun hatte sie das Mädchen sicher drinnen. Konnten die anderen in der Dunkelheit nicht sehen, wie die Schläge auf sie niederfielen, nichts hören bei dem fürchterlichen Toben und Fluchen der Wütenden? Wußten sie nicht, daß Palmyra ein Messer auf ihrer entblößten Brust trug? Madrilène schlüpfte unter ihren Armen hindurch auf die Stufen, die zu der Galerie oben führten. Ach, wenn nur das Gitter nicht davor gewesen wäre, so hätte sie auf die Straße hinunter springen können.

„Hilfe, Hilfe!"

Der nackte Körper des Weibes drängte sich schon an sie. O Gott, der heiße, keuchende Atem, der Geruch, die Dunkelheit um sie her, die Drohungen und Schläge, wie entsetzlich war das alles! „Hilfe, Hilfe!" Sie fühlte bereits das Messer. Gott, wie weh das that! „Hilfe, Hilfe!" Sie wußte selbst nicht, was sie eigentlich aussprach. „Hilfe, Hilfe!" Es war ein furchtbarer Schmerzensschrei, ein Angstruf, der sich ihrem innersten Wesen bei dem Uebermaß von Pein und Demütigung entrang. „Eine Weiße wird von Negern ermordet. Hilfe, Hilfe!"

Ein Wehgeschrei, so durchdringend, daß es im stande zu sein schien, die Toten auf dem Kirchhofe zu erwecken, ein ganzes Volk herbei zu rufen und zu bewaffnen, die schon erhobene Faust zu lähmen, den Mund zum Schweigen zu bringen; ein nie vernommener, unbeschreiblicher, nicht zu wiederholender Angstschrei! Es schien ihr, als hörte sie, wie er hoch oben über der Straße gellend, zitternd forttönte, blitzähnlich durch die Luft fuhr, von hohen Wänden zurückgeworfen wurde, in engen Gassen widerhallte. Nun ein kurzer Augenblick des Aufschubs, dann, als Antwort darauf, der Lärm von Stimmen, das Geräusch eiliger Tritte, das Oeffnen von Thüren und Zuschlagen von Fenstern.

„Halt ein! Wir kommen, wir kommen!" Zuerst war es ein dumpfes Murmeln in der Ferne, nun lautes Geschrei, ganz nahe. „Wir kommen! Halt ein!"

Sie war hingefallen. Es wurde ihr dunkel vor den Augen; aber sie sah sie doch, lauter Köpfe, Reihe auf Reihe, Wirtshausgesichter mit zerzaustem Haar, glatte Gesellschaftsmienen, die zudringlichen Männer von vorhin, schreiende Frauen! Sie hatte eine ganze Menschenrasse zu Hilfe gerufen, und sie war gekommen.

Wie zitterte jetzt der Boden, als Palmyra hingeworfen wurde!

Weiter ab bemerkte sie Madame Lals, den Fremden, der die Blumen bei ihr bestellt hatte, dann die alte Zizi Mouton und noch mehr im Hintergrunde Monsieur Sacerdote. Und die Toten kamen auch vom Kirchhof herbei, die guten, weißen Toten. Hoch oben an der Decke waren Lichter und fliehende Gestalten, ganz, ganz weiß! Weiße Gesichter und weiße Kleider, mit Papierkränzen von Madrilènens Händen gewunden, alle schon für das morgende Fest geschmückt. Sie waren auch auf ihren Ruf herbeigeeilt, auch sie.

Aber die lauter und lauter sich erhebenden Stimmen drangen zu ihr empor und zerrten sie wieder zur Erde herab. Welcher Lärm, welche Verwirrung! Im Zimmer, auf der Galerie, im Hofe, auf der Straße! Was für ein Schelten und Drohen!

„Ist sie tot?" — „Haltet das Weib fest!" — „Nein, keine Polizei, überlaßt sie uns!" — „Einen Arzt!" — „Den Gerichtsbeamten!"

Da oben an der Decke war alles so schön und still, so sanft und weich. Unten versuchten jetzt Palmyras Schwestern vereint, sich von jeder Mitschuld rein zu waschen.

„Madrilène hat ja gar nichts gethan." — „Sie hat Lulu nicht geschlagen." — „Diese Hexe, diese Palmyra!" — „Palmyra hat nach ihr gestochen!" — „Hier kommt die Polizei!" — „Und der Arzt!" — „Richtet sie in die Höhe, damit er besser dazu kann!"

Der Fremde hob das Mädchen auf. Irgend jemand — die alte Zizi Mouton — warf eine Schürze über ihre nackten Schultern.

Ein Schrei der Entrüstung entrang sich der Menge beim Anblick des zerschlagenen Mädchengesichtes. Die Stimmung wurde feindlicher, drohender; die Entschuldigungen der Schwestern klangen immer dringender und ängstlicher.

„Sie ist ja gar nicht weiß, nein!" — „Es war nur ein Zank unter Farbigen." — „Nein, eine weiße Person hätte Palmyra nicht angerührt, so thöricht ist sie nicht!" — „Madrilène weiß ja, daß sie die Tochter von Rosémonde Delannay ist, die auf dem

Kirchhof der Schwarzen begraben liegt." — „Fragen Sie nur Madame Laïs oder Madrilène selbst!" Und dann begann der ganze Chor von neuem: „Sag die Wahrheit, Madrilène, die reine Wahrheit!"

Sie versuchte mit ihren Füßen den Boden zu gewinnen, die Menge beiseite zu schieben und zu sprechen. „Ich — — ich bin nicht —" Wenn sie nur ein paar Worte hätte sagen können, aber sie erstarben ihr auf den Lippen.

Ihr Kopf fiel auf die Schulter des Fremden und die Augen schlossen sich. Es schien ihr, als flöge sie von neuem auf, weit, weit über alle hinweg, dahin, wo die weißen Gestalten ihrer warteten. Aber dennoch erreichten die Stimmen von der Erde sie noch und hielten sie fest. Wenn sie doch schweigen wollten, damit sie aufsteigen könnte, um nimmer zurückzukehren!

„Sie wollte etwas sagen." — „Sie ist nur ein bißchen schwach, gar nicht einmal verwundet." — „Sie hat mit dem Kopfe genickt!" — „Ich liebe Madrilène wie meine Schwester! Sie hat mich auch immer gern gehabt." — „O Gott, die vielen Polizisten!" Es entstand ein Gedränge. „Laßt mich gehen!" — „Ich war nicht einmal im Hofe und habe weder Palmyra noch Madrilène heute den ganzen Tag gesehen." — „Madrilène weiß ja, daß niemand hier war außer Palmyra und ihr." — „Palmyra hat sie kaum berührt." — „Madrilène zog zuerst das Messer." — „Ich habe es gesehen und kann es beschwören." — „Palmyra wollte sie nur erschrecken und machte bloß Spaß." — „Madame Laïs, Madame Laïs, sie packen mich." —„ Das ist recht, Palmyra, wehre Dich!" — „Zum Teufel mit Ihnen!" — „Ich will nicht in den Kerker!" — „Madame Laïs, ach, Madame Laïs, sie führen mich ins Gefängnis!" Man konnte die Weiber die ganze Straße hinunter lärmen hören; ein Schwarm von Menschen folgte ihnen.

Die Polizisten versuchten jetzt, das Mädchen auszufragen, aber sie konnte nicht antworten; dann wandten sie sich an den Fremden; er gab Namen und Adresse an; er hatte lautes Geschrei gehört, irgend eine Schurkerei vermutet und so weiter. Sie fragten auch Monsieur Sacerdote, so weit es möglich war, sich mit ihm zu verständigen.

„Jetzt haben sie Madame Laïs gefunden und halten sie fest." — „Sie will nicht kommen, aber sie bringen sie angeschleppt."

„Was bedeutet das alles? Was thun diese Menschen hier in meinem Hofe?" schrie sie mit stolz zurückgebogenem Kopfe. „Ich befehle euch, dieses Haus augenblicklich zu verlassen. Wo ist das Mädchen? Was ist denn los mit ihr? Was fällt ihr ein, so zu schreien? Uebergebt sie mir, ich werde ihr schon helfen!"

Sie streckte die Hände aus, um Madrilène dem Fremden abzunehmen, aber er stieß dieselben beiseite und fühlte, daß sie naß von Schweiß und kälter noch als Madrilènens Finger waren. Ihre Lippen zitterten trotz aller Anstrengung, und auf ihrem Gesicht, um Mund und Augen, entstanden schwarze Flecke. Quarteronen werden nicht blaß, sondern schwarz vor Aufregung; in ihrer Angst war sie ganz Negerin.

„Was suchen Sie denn hier? Haben Sie mit dem Mädchen etwas zu thun? Was will der Mann?" fragte sie den Polizisten. „Es ist eine Intrigue, eine —"

Die alte Zizi Mouton, die sich hinter dem Fremden verborgen hatte, zog ihn am Aermel und flüsterte: „Schicken Sie sie mit den anderen ins Gefängnis!"

Madame Laïs schüttelte die Hand des Polizisten von ihrem Arm, der an dergleichen Berührungen wohl gewohnt sein mochte. In diesem Augenblicke war sie ein ebenso wütendes Quarteronenweib wie ihre Tochter.

„Wagt nicht, mich anzurühren! Ich werde mich beim Gouverneur beschweren, beim Bürgermeister oder beim Polizeiobersten. Der muß euch aus dem Dienste jagen und mir Schadenersatz verschaffen."

„Laßt sie festnehmen und ins Gefängnis bringen!" flüsterte Zizi Mouton.

„Ich habe Geld und Freunde, die mich beschützen werden, General X, Oberst A, Richter B, Senator C . . ."

Sogar die Polizisten traten zurück, als sie sahen, daß sie anscheinend über Geld und Einfluß verfügte.

Die Weiber in dem Haufen lachten. „O, die alten Halunken!" — „Diese Madame Laïs!" — „Habt ihr gehört?"

„Schickt sie ins Gefängnis!" Zizi Mouton packte den Fremden immer heftiger am Arm.

„Wagt es nur, mich festzunehmen, wagt es!" Aber obgleich der Erfolg auf ihrer Seite zu sein schien, verlor sie dennoch schon wieder ihre Sicherheit, und die häßliche, zitternde Feigheit, welche den Negern eigentümlich ist, bemächtigte sich ihrer. „Mein Herr, Sie waren ja zu der Zeit bei mir," flehte sie den Fremden an, „Sie wissen, daß ich gar nicht hier zugegen war. Um Gottes willen lassen Sie mich nicht verhaften! Ich wäre ruinirt! Alle Habe meiner Mieter liegt offen in den Zimmern. Mein Haus ist noch nie von der Polizei durchsucht worden. Ich will ja gern Kaution legen, ich — Bestrafen Sie doch Palmyra! Oder nehmen Sie das Mädchen mit, thun Sie mit ihr, was Sie wollen, nehmen Sie sie doch!" Sie war offenbar in Todesangst. Gott weiß, was sie fürchtete!

Die Menschenmenge machte ihre Bemerkungen. „Sie ist besorgt wegen einer Haussuchung." — „Oder daß die Mieter heim kommen." — „Die Herren lesen ihre Namen nicht gern in den Zeitungen." — „Es könnte Aufsehen machen" — „Dann wäre es vorbei mit ihr."

„Was wollen Sie denn? Glauben Sie, daß ich fortlaufen will?" Wirklich hielten die Polizisten sie fest an den Armen und der Fremde trat in keiner Weise zu ihren Gunsten dazwischen.

„Sie fragen nach meinem Namen? Ich heiße . . ."

Sie hatte eine ganze Auswahl Namen, nach denen

sie nur die Hand auszustrecken brauchte. Vorsichtig, obgleich in höchster Angst, gab sie irgend einen beliebigen an, sich den richtigen für den äußersten Notfall vorbehaltend.

„Wie heißt das Mädchen?"

„Das Mädchen! Mag sie es doch selbst sagen, sie kann ja sprechen."

Sie gewann langsam ihre Fassung wieder.

„Zwingen Sie Madame Laïs, den Namen zu nennen oder schaffen Sie sie ins Gefängnis." Dabei zog und schüttelte Zizi Mouton den Fremden am Arm.

„Jeder Mensch kennt ja ihren Namen, Madrilène oder Marie Madeleine, wenn Sie wollen."

„Marie Madeleine, weiter?"

„Nichts weiter. Sie zuckte mit den Schultern; die Männer mußten das ja verstehen.

„Weiß oder farbig?"

Eine Geschäftsfrage, eine reine Formalität, Polizeigewohnheit. Diese Frage war oft an sie gerichtet worden, denn das Mädchen hatte eine helle Farbe, und Laïs hatte immer unbefangen geantwortet. Sie war dasselbe schon öfters wegen mehrerer ihrer Kinder gefragt worden. Aber warum hatte Madrilène vorhin um Hilfe für eine Weiße gegen Neger geschrieen? Was meinte sie damit? Was that der Fremde hier? War er etwa ... Und der greise Fantôme Sacerdote, der sie von alters her kannte! — Die Zeit verging und ihr Haus mußte um Mitternacht still und dunkel sein.

„Weiß oder farbig?" wiederholte der Polizeibeamte, mit dem Bleistift und Notizbuch in der Hand.

Weiß? Nein, nein! Sollte sie sagen, daß Madrilène weiß war, vor den Menschen allen, vor Madrilène selbst? „Far —"

Gott, woher kam denn plötzlich diese magere schwarze Gestalt auf dem Fußboden, ein kleines, in sich zusammengekrümmtes Weib mit glänzenden Augen und einem Stock aus gewundenen, in einander gedrehten Weinreben, die aussahen wie Schlangen?

Wäre es nur dunkel gewesen, daß Madame Laïs sie nicht hätte sehen können! Aber sie holten ja immer mehr Lampen und Lichter herbei. Sie öffnete von neuem den Mund, um zu antworten; jedoch ihre Zunge war trocken wie ein Stein, und ihre Brust hob sich schwer. Wieder und wieder richtete sie den Kopf in die Höhe. Aber immer erhob sich der Zauberstab vor ihr und die Voudouaugen hefteten sich auf ihr Gesicht. Ein Blick aus denselben bedeutete Verderben! Zauberstückchen flogen herum wie Motten und nun in ganzen Schwärmen auf sie zu.

Weißes und schwarzes Pulver, Kinderknochen, Schlangeneier, widerliche Federkobolde, zusammengerollte Schlangen, gekreuzte Schlüssel und noch viele andere Zeichen und Symbole — alles das glaubte Laïs auf dem Boden zu sehen. Dann stiegen die dunklen Juninächte vor ihr auf, wo sich nackte schwarze Gestalten immer wilder und schamloser in üppigem Reigen um die Geisterflamme drehten zum Tamtam der Kürbispauken und den einförmigen Gesängen. Und die Allmacht des „Bösen", die Allwissenheit der „alten Leute", die Rache der greisen Zizi Mouton, die Jahr auf Jahr ihren Haß angesammelt hatte und ihn nun endlich über sie ergehen ließ, überwältigten sie und schleuderten sie in einen Abgrund voll Finsternis und Schrecken. Sie schlug mit ihren kraftlosen Händen um sich. „Mein Gott, mein Gott!"

Aber der Teufel, der Gott der Zizi Mouton, war der stärkere Gott. Laïs fühlte es, wußte es jetzt. Der Gott der Neger gegen den Gott der Weißen! Behext, behext!

Die leblose Form in dem Arm des Fremden erhob sich steif und starr vor ihr. War es der Tod in dem langen, schmalen, weißen Gesicht — denn Madrilène wurde wirklich blaß vor Schwäche oder Aufregung, das konnte jeder sehen? Blickten diese stieren Augen schon in die Ewigkeit? Auf Gott oder auf sie, Laïs? Konnte diese große, bleiche Frau, die mit dem verwundeten Arm auf sie zeigte und sie mit offenem Munde und glanzlosen Augen anstarrte, Madrilène, ihre Dienerin, Sklavin sein? Hatte Zizi Mouton es so weit gebracht, daß sie, Laïs, auch auf die Galeere und in die Hölle, die brennende, flammende Hölle mußte?

„Farbig? Nein, nein, weiß! Weiß, sage ich euch! Hört ihr, weiß! Bringt sie weg, schnell! Fort mit Dir, Voudou, Schlangenbändigerin, Negerin!"

Zizi warf Madrilènens schwarz und weißes Perlensymbol zu Füßen des Quarteronenweibes auf den Boden.

„Nein, nein, bringt sie fort! Sie ist ja nicht die Tochter von Rosémonde Delaunay. Mein Gott, mein Gott!" Sie fiel der Länge nach hin mit krampfhaftem Stöhnen.

„Eh, Laïs, coquine! Ta pé payé cher! (Ho, Laïs, Du Schurkin! Ich habe es Dir heimgezahlt!)"

In dem lange vorbereiteten Augenblick des Triumphes verzichtete Zizi Mouton auf ihren angeblichen Zusammenhang mit dem Uebernatürlichen, um sich an menschlicher Rache zu freuen.

„Das ‚Coon'-Weib trägt den Sieg über die Niggerfrau davon, so lange sie jung ist, aber die Negerin lebt länger und gleicht zuletzt ihre Rechnung aus mit der Coon. — Habe ich es nicht gesagt?" fügte sie, zu dem Fremden gewandt, hinzu. „Ich war dabei, als der Herr starb. Ich wußte, daß sie sein Kind wäre. Aber ich wartete, wartete. — Ach, Laïs, Du Spitzbübin, Du hast mir meinen Mann genommen! Jetzt habe ich Dir's heimgezahlt. Ta pé payé cher!"

„Weiß, weiß!" so tönte es von Madrilènes Lippen. Ach, der andere Aufschrei war nichts gewesen gegen diesen. Jener füllte die Straße aus, dieser die Welt! Weiß! Er verband die Vergangenheit mit der Zukunft und hob ein Wesen von einer Rasse empor zur andern. Und doch war es nur wie ein schwacher Seufzer über Madrilènes Lippen geglitten. Diesmal schien es ihr nicht, als würde sie emporgetragen, sondern als sänke sie, abgelöst von der Außenwelt, tiefer und tiefer in das Nichts.

„Bringt sie schnell zu Bett!"

„Nicht da hinein.“ Zizi Mouton hielt die Leute an der Thür, die in Madame Laïs' Zimmer führte, zurück. „In das feine Vorderzimmer! In das schöne Bett drinnen. Madame Laïs weiß warum. Weiße junge Damen schlafen nicht in Negerbetten.“ Die alte Voudou geleitete sie selbst zu dem Lager; sie löste dem Mädchen die Kleider und warf das Kopftuch beiseite. „He, Laïs, weiße, junge Damen tragen kein Tignon wie Negerfrauen! — Nicht wahr, Herr? Ich habe es ja alle die Zeit gewußt, aber ich wartete. Schicken Sie nach dem Doktor, der wird sich der Sache erinnern. Fragen Sie Fantôme Sacerdote, der muß es auch wissen, denn er hat ihn damals begraben. Rosémonde Delaunay, ha, ha, wer sagte denn das? Madame Laïs, ha, ha.“ Und an den Worten wie an Zuckerstückchen zwischen ihren zahnlosen Kiefern saugend, fügte sie hinzu: „Ah, Laïs, coquine! Tu pé payé cher!“

Von Diesem und Jenem.

Matsuyama-Kagami.

Wie man das Seelenleben des deutschen Volkes vielleicht am besten aus den Grimmschen Märchen kennen lernen kann, so geben uns auch die Märchen der Japaner ein zutreffenderes Bild von diesem Volk als die ausführlichsten Reisebeschreibungen. Die wenigsten dieser Märchen sind schriftlich aufgezeichnet; sie haben, vom Volksmunde fortgepflanzt, ihre ganze ursprüngliche Anmut und ihren lenzhaften Duft bewahrt und sind durch ihre schlichte, ruhige Phantasie den deutschen Märchen eher verwandt, als denjenigen der anderen Völker Asiens. Sie verherrlichen zumeist, wie die deutschen, die Tugenden der Treue, der Gatten-, Eltern- und Kindesliebe. Und man hat von ihnen schon mit Recht gesagt, sie seien keusch wie Eis und rein wie Schnee. Als Probe solcher japanischer Märchendichtung geben wir hier das in Japan berühmte Märchen vom Spiegel.

Vor langer, langer Zeit lebten in einem kleinen, stillen Ort ein junger Mann und seine Frau. Sie hatten ein Kind, eine kleine Tochter, welche sie beide von ganzem Herzen liebten. Ich kann euch ihre Namen nicht mitteilen, weil dieselben längst vergessen sind, aber der Name des Ortes, den sie bewohnten, war Matsuyama in der Provinz Echigo.

Nun geschah es einmal, als die Tochter noch ein ganz kleines Kind war, daß der Vater durch seine Geschäfte gezwungen war, in die große Stadt, die Hauptstadt von Japan, zu reisen. Es war viel zu weit für die Mutter und ihr kleines Kindchen, und so machte er sich allein auf den Weg, nachdem er ihnen Lebewohl gesagt und versprochen hatte, recht hübsche Geschenke mit heim zu bringen.

Die Mutter war nie weiter von zu Hause fort gewesen, als im nächsten Dorf, und konnte bei dem Gedanken an die lange Reise ihres Mannes ein klein wenig Furcht nicht unterdrücken und war trotzdem auch ein wenig stolz, weil er der erste Mann in der ganzen Gegend war, welcher in die große Stadt ging, wo der König und sein Hofstaat lebte und wo es so eine Menge wunderschöne und seltsame Dinge zu sehen gab.

Endlich kam die Zeit, zu welcher sie ihren Mann zurückerwarten durfte, und da zog sie ihrem Kindchen seine besten Kleider an, und sie selbst zog ein hübsches blaues Kleid an, von dem sie wußte, daß ihr Gatte es gerne leiden mochte.

Ihr könnt euch wohl vorstellen, wie froh diese gute Frau war, als sie ihn gesund und wohlbehalten heimkommen sah und wie ihr kleines Töchterchen die Hände zusammenschlug und voll Entzücken lachte, als sie die reizenden Spielereien sah, welche ihr Vater mitgebracht hatte. Er hatte viel zu erzählen von all den wundervollen Dingen, die er auf der Reise und in der Stadt selbst gesehen hatte.

„Ich habe Dir etwas sehr Hübsches mitgebracht,“ sagte er zu seiner Frau: „Man nennt es einen Spiegel. Schau und sage mir, was Du darin erblickst.“

Er übergab ihr eine flache, weiße Holzschachtel, in welcher sie, als sie dieselbe öffnete, ein rundes Stück Metall fand. Eine Seite war wie schimmerndes Silber mit Vögeln und schönen Blumen verziert, die andere war glänzend wie der hellste Kristall. Die junge Mutter blickte mit Entzücken und Verwunderung hinein, weil aus seiner Tiefe mit geöffneten Lippen und leuchtenden Augen ein lächelndes, glückliches Antlitz ihr entgegensah.

„Was siehst Du?“ fragte ihr Mann wieder, amüsiert über ihr Erstaunen und froh, zeigen zu können, daß er etwas gelernt hatte, während er fort war.

„Ich sehe eine hübsche Frau, die mich ansieht und ihre Lippen bewegt, als ob sie spräche, und — ach, wie seltsam, sie trägt gerade so ein blaues Kleid wie ich!“

„Du einfältiges Frauchen, weil es Dein eigenes Gesicht ist, das Du siehst,“ sagte ihr Mann, ganz stolz, etwas zu wissen, was seine Frau nicht wußte. „Dieses runde Stück Metall wird Spiegel genannt und in der Stadt hat jedermann einen solchen, obwohl wir in dieser Gegend nie zuvor einen gesehen haben.“

Die Frau war ganz entzückt von dem Geschenk und konnte einige Tage hindurch nicht oft genug in den Spiegel sehen. Ihr müßt bedenken, daß, da es das erstemal war, daß sie einen Spiegel sah, es natürlich auch das erstemal war, daß sie ihr eigenes hübsches Gesicht sich widerspiegeln sah. Aber sie hielt einen so wunderbaren Gegenstand für viel zu kostbar zum alltäglichen Gebrauch und schloß ihn alsbald wieder in die Schachtel ein und verwahrte ihn sorgfältig bei ihren allerwertvollsten Schätzen.

Jahre vergingen und Mann und Frau lebten in ungetrübtem Glück. Die Freude ihres Lebens war ihre kleine Tochter, die als Ebenbild ihrer Mutter heranwuchs und so ehrerbietig und liebevoll war, daß jedermann sie gern hatte. Eingedenk ihrer kleinen, vorübergehenden Eitelkeit über ihr holdes Bildnis, hielt die Mutter den Spiegel sorgsam versteckt, in der Furcht, der Gebrauch desselben könnte bei ihrem kleinen Töchterchen den Geist des Hochmuts erwecken.

Sie sprach nie von demselben, und der Vater, der hatte ihn ganz und gar vergessen. So kam es, daß die Tochter ebenso einfach und schlicht aufwuchs wie einst die Mutter und nichts wußte von ihrem guten Aussehen und von dem Spiegel, der ihr dasselbe gezeigt hätte.

Aber mit der Zeit kam ein furchtbares Unglück über diese glückliche Familie. Die gute, liebe Mutter wurde krank, und trotzdem ihre Tochter sie Tag und Nacht mit liebevoller Sorgfalt pflegte, wurde sie immer kränker und kränker und zuletzt war keine Hoffnung mehr, sie mußte sterben.

Als sie fühlte, daß sie so bald ihren Gatten und ihr Kind verlassen mußte, war die arme Frau sehr besorgt und voll Kummer über die, welche sie zurücklassen sollte, und am meisten über ihre kleine Tochter.

Sie rief ihr Kind zu sich und sagte: „Mein geliebtes Kind, Du weißt, daß ich sehr krank bin; bald muß ich sterben und den lieben Vater und Dich allein lassen. Versprich mir, daß Du, wenn ich dahin gegangen sein werde, jeden Abend und jeden Morgen in diesen Spiegel schauen wirst: Darin wirst Du mich erblicken und wirst wissen, daß ich immer noch über Dich wache.“ Mit diesen Worten nahm sie den Spiegel aus seinem Versteck

und übergab ihn der Tochter. Das Kind versprach es unter vielen Thränen, und die Mutter, welche darauf hin ruhig und ergeben erschien, starb kurze Zeit nachher.

Die gehorsame und ehrerbietige Tochter vergaß nie ihrer Mutter letzte Bitte und nahm jeden Morgen und jeden Abend den Spiegel aus seinem Versteck und sah lange und voll Ernst hinein. Dort sah sie das leuchtende, lächelnde Ebenbild ihrer verlorenen Mutter. Nicht blaß und kränklich wie in ihren letzten Tagen, sondern wunderschön und jung, wie ihre Mutter vor Jahren gewesen war. Ihr erzählte sie am Abend von den Sorgen und Prüfungen des vergangenen Tages und am Morgen stärkte sie sich durch den lieben Anblick für alles, was immer ihr noch begegnen sollte.

So lebte sie Tag für Tag wie unter den Augen ihrer Mutter, bemüht, ihr zu gefallen, wie sie es zu ihren Lebzeiten gethan und immer besorgt, alles zu vermeiden, was sie kränken oder traurig machen könnte.

Ihre größte Freude war, in den Spiegel sehen und sich sagen zu dürfen: „Heute habe ich mich so benommen, wie Du es gern hast."

Der Vater, welcher sie jeden Morgen und jeden Abend regelmäßig in den Spiegel schauen sah, mit welchem sie Zwiesprache zu halten schien, fragte sie endlich einmal nach der Ursache ihres seltsamen Benehmens.

„Vater," sagte sie, „ich schaue täglich in den Spiegel, um meine liebe Mutter zu sehen und mit ihr zu reden." Dann erzählte sie ihm von dem letzten Wunsche ihrer Mutter und wie sie es nie versäumt habe, denselben zu erfüllen. Gerührt von so viel Einfalt und von so gläubigem, liebevollem Gehorsam, weinte der Vater von Leid und Liebe. Er hatte nicht das Herz, dem Kinde zu sagen, daß das Bild, welches ihr aus dem Spiegel entgegensah, ihr eigenes, süßes Gesicht war, welches dem ihrer toten Mutter durch das immerwährende, treue Sichhineinfühlen von Tag zu Tag ähnlicher wurde.

Das dritte Geschlecht.

Von

Guglielmo Ferrero.

Die Anzeichen für die letzte Krisis der speziellen Gesellschaftsform, in der wir leben, sind so zahlreich, daß Tag für Tag irgend ein Beobachter auf neue hinzuweisen vermag. Nehmen auch wir daher einmal die Obliegenheit des Arztes auf uns und suchen wir unsern Beitrag zu liefern zur Diagnose der gewaltigen sozialen Krankheit unserer Zeit, indem wir unsere Aufmerksamkeit der Bildung eines neuen Cölibats zuwenden, das, jeder religiösen Grundlage entbehrend, Ausdehnungen anzunehmen droht, wie sie zu gewissen Zeiten des Mittelalters das Mönchswesen erreichte.

In allen Ländern der zivilisierten Welt wissen Männer und Frauen aus Erfahrung, daß es von Tag zu Tag schwerer wird, sich zu verheiraten; unzählige Hindernisse, zumal ökonomischer Natur, stellen sich dem in den Weg, und viele Personen bescheiden sich, der Hoffnung entsagend, sie je zu überwinden, wohl oder übel bei der Ehelosigkeit. Nun ist allerdings a priori anzunehmen, daß eine große Anzahl von Individuen beiderlei Geschlechts, die ein eheloses Leben führen, das heißt sich in einer künstlichen Lebenslage befinden, einen beträchtlichen Einfluß auf die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit ausüben muß, und daß der Einfluß der nicht verheirateten Frauen ein größerer sein wird als der der ehelosen Männer. Bei dem Manne ändert allerdings der ehelose Zustand, wenn er auch gewisse besondere psychologische Eigenschaften zur Entwicklung bringt, die Gesamtpersönlichkeit nicht sonderlich, denn er setzt nicht die Keuschheit voraus; er kann den Mann veranlassen, etwas zu viel in der Gesellschaft der Verkäuferinnen des Lächelns zu leben oder sich den Abenteuern des Ehebruchs auszusetzen, aber er wird nie mit einem Schlage große physiologische Lebensfunktionen unterdrücken. Anders bei der Frau: bei ihr setzt unter den heutigen sozialen Lebensbedingungen die Ehelosigkeit fast immer die Keuschheit voraus, und die Keuschheit schließt die absolute Unterdrückung der Mutterschaft in sich, das heißt derjenigen Funktion, für welche die Frau ihrer leiblichen wie geistigen Veranlagung nach geboren ist. Ein derartiger Zustand muß die physiologischen Verhältnisse der Frau von Grund aus ändern, und eine große Anzahl derartiger Frauen muß einen beträchtlichen Einfluß auf die Gesellschaft ausüben.

Dasjenige Land Europas, wo man dieses merkwürdige Phänomen unseres zeitgenössischen Lebens am besten studiren kann, ist England. In England ist die Anzahl der nicht verheirateten Frauen, der »spinsters«, wie man sie dort nennt, eine sehr beträchtliche, besonders in dem höheren und mittleren Bürgerstande. Fast jede Familie hat eine aufzuweisen, manchmal auch zwei oder drei; wenn mehrere Mädchen vorhanden sind, hält es schwer, mehr als eines zu verheiraten, und in ihrer Gesamtheit bilden in England die unverheirateten jungen Damen eine formidable Armee, eine recht mächtige und merkwürdige soziale Klasse, deren Einfluß nicht zu unterschätzen ist.

Die Ursachen dieser Sachlage sind mannigfach und verwickelt: der Hauptgrund liegt jedenfalls in dem numerischen Uebergewicht der weiblichen über die männliche Bevölkerung, wie es durch die Auswanderung herbeigeführt wird. Die Blüte der männlichen Jugend geht nach den Kolonien; jeder Auswanderer aber ist ein fortziehender Ehemann, und die zu Hause bleibenden Mädchen sehen so die Aussichten sich mindern, den Mann zu bekommen, mit dem sie eine Familie gründen könnten. Ja, es gibt sich sogar, wenn die zurückbleibenden Männer an Zahl unter den Frauen bleiben, bei ersteren eine von Tag zu Tag sich mehrende Abneigung gegen das Heiraten zu erkennen. Weshalb? In dem mittleren Bürgerstande liegt der Grund unzweifelhaft in den wachsenden ökonomischen Schwierigkeiten: die Ehe kostet viel, die Familie ist eine schwere Last in einer Gesellschaft, in welcher alle Klassen gewisse luxuriöse Gewohnheiten haben; man wartet mit der Heirat bis zu dem Tage, wo man seiner Frau und seinen Kindern diesen Luxus geben kann, allein manchmal kommt dieser Tag und mit ihm das Alter und die Hinfälligkeit, wann jede Hoffnung auf Begründung einer Familie geschwunden ist. Was die reicheren Klassen anbelangt, so ist die gedachte Abneigung gegen das Heiraten zweifellos vorhanden, doch weiß ich nicht recht, wie man sie erklären soll. Die ökonomischen Verhältnisse können hier nicht von sonderlicher Bedeutung sein, denn die Ehe könnte ein Mittel sein, Herz mit Herz und Vermögen mit Vermögen zusammenzubringen. Weshalb heiraten dann aber die Reichen so wenig? Es hält schwer, eine Antwort zu finden. Gewiß ist, daß in den höheren englischen Gesellschaftskreisen von Tag zu Tag mehr eine Eheform sich geltend macht, die keine biologische oder psychologische, sondern eine soziale Ehe ist. Ein Mann von fünfzig Jahren zum Beispiel, reich, auf der Höhe seiner Laufbahn angelangt, frei von Lebenssorgen, heiratet eine Frau von vierzig oder fünfundvierzig Jahren, oft auch so alt wie er selbst, und beide lassen sich dann in einem fashionablen Londoner Viertel nieder, in einem Hause, wie es das Ideal des reichen Englands bildet, mit großem Luxus ausgestattet, wo er und sie Leute empfangen und zum Mittelpunkte einer kleinen Gesellschaft werden können, deren Herrschaft in ihren Händen ruht. Ich habe gesagt, daß das eine soziale und nicht eine physiologische oder psychologische Ehe ist, denn es läßt sich wirklich schwer ein sexueller Reiz bei zwei derartigen Ehegatten voraussetzen: es ist eine Heirat, die kinderlos bleiben wird und nur den Zweck hat, dem Mann und der Frau einen Lebensgefährten zu verschaffen und ihnen das Mittel an die Hand zu geben, zu zweien eine glänzendere Rolle in der Gesellschaft zu spielen; es ist keine natürliche Ehe mehr, sondern — wenn ich so sagen darf — eine äußerst künstliche, die einen sonderbaren Eindruck auf einen Italiener oder Franzosen machen muß, deren Kopf noch voll von den romantischsten Ideen über die Liebe ist.

Aber, wie es auch um die Ursachen stehe, gewiß ist, daß die Anzahl der misses in England eine ganz bedeutende und daß ihr sozialer Einfluß ein bemerkenswerter ist. Ich möchte sogar sagen, daß es ohne die spinster oder unverheiratete Frau gar nicht möglich ist, England zu verstehen. Es wird sich demnach einfach darum handeln, diesen Einfluß zu analysiren.

Einer der merkwürdigsten Züge des englischen Lebens in dem gegenwärtigen Jahrhundert ist das Eindringen der Frauen in sämtliche Gebiete, die früher ein Monopol der Männer waren, in die Handwerke, die Künste, die Wissenschaft und so weiter; die Frau steigt empor, höher und immer höher, dabei die

Grenzen des Reiches der Schönheit und der Grazie erweiternd, dessen Beherrscherin sie seit den ersten Ursprüngen der Zivilisation gewesen ist. Dieses triumphirende Aufsteigen der englischen Frau steht aber in direktem Zusammenhang mit dem Anwachsen der Masse der nicht verheirateten Frauen. Man stritt eines Tages in London über die von Lombroso und mir entwickelten Ideen über die Frauen und über den geistigen Unterschied zwischen Mann und Weib; und zum Beweise für das Nichtvorhandensein dieses Unterschiedes führte man das Beispiel der englischen Frauen an, die auf fast allen Gebieten menschlicher Thätigkeit dasselbe leisten wie die Männer. Als die Erörterungen hierüber sich lange hinzogen, schnitt ich sie kurz ab mit den Worten: „Aber das sind ja keine Frauen, sie machen ein drittes Geschlecht aus." Ich glaubte damals eines jener Bonmots ausgesprochen zu haben, durch die man sich aus einer Diskussion zieht, die einem Verlegenheiten zu bereiten beginnt; später jedoch, als ich der Sache näher auf den Grund ging und ich vor und nach Gelegenheit bekam, eine größere Anzahl dieser englischen Fräulein zu beobachten, überzeugte ich mich davon, daß in diesem Bonmot eine psychologische und physiologische Wahrheit von einer gewissen Bedeutung stecke. Die Lage der nicht verheirateten Frau, die Unterdrückung der Liebe und des Mutterberufs, ändert und verkümmert zweifellos die Persönlichkeit des Weibes nach verschiedenen Seiten hin, denn eine Frau, die weder Mutter ist noch heiratet, ist keine vollständige Frau; andererseits aber stärkt diese Unterdrückung die Persönlichkeit, indem sie Gelegenheit zur übertriebenen Entwicklung gewisser Anlagen und zu partiellen Hypertrophien gibt, welche für mancherlei Unvollkommenheiten Ersatz bieten können. Die Funktion der Reproduktion bedingt in physiologischer und psychologischer Hinsicht eine ganz bedeutende Kraftausgabe bei dem Manne sowohl wie bei der Frau; allein hauptsächlich bei der Frau, die das neue Wesen aus dem Stoffe des eigenen Organismus bilden, die es ernähren und während der ersten Zeit seines Daseins beschützen und die fort und fort in tausendfacher Weise für es leiden und arbeiten muß. Läßt man es nun nicht zu dieser Ausgabe kommen, so bleibt der Frau der ganze angedeutete Kraftbetrag für persönliche Zwecke zur Verfügung; sie erfreut sich nicht jener physiologischen Unsterblichkeit, von der Weismann spricht; eine menschliche Generation macht Halt bei ihr und schließt sich für immer; aber die Unterdrückung der Liebe und der Mutterschaft macht ihr alle ihre individuellen Kräfte dienstbar. Das Gelöbnis oder die Gewohnheit ständiger Keuschheit, schreibt Guyau, ja selbst das mönchische Leben haben in unseren Tagen einen unerwarteten Verteidiger in Ernest Renan gefunden. Er stellt sich allerdings auf einen vom christlichen ganz und gar verschiedenen Standpunkt. Wenn er sich für stetige Keuschheit begeistert, geschieht es auf rein physiologische Beweggründe hin; er betrachtet sie einfach als ein Mittel, die intellektuelle Fähigkeit und die Fassungskraft des Gehirns zu vermehren. Er glaubt an das Vorhandensein einer Art von Antinomie zwischen der vollen intellektuellen Entwicklung und der Liebesfruchtbarkeit; der wirkliche Gelehrte muß seine ganze Kraft auf sein Gehirn konzentriren und darf keinen anderen als chimärischen Abstraktionen oder Formen nachhängen; durch die Ablenkung aller seiner Lebenskräfte nach dem Kopfe hin soll seine Intelligenz den Blütezustand der gefüllten Blumen erlangen, deren durch die Umbildung der Staubfäden zu Blüten bewirkte monstruose Schönheit die Unfruchtbarkeit zur Voraussetzung hat.*) Man hat zwar in Abrede gestellt, daß diese von Renan und anderen bezüglich des Mannes gemachte Bemerkung auch für die Frau gelte: die Liebe, welche abschwächend auf die Intelligenz des Mannes wirke, soll diejenige der Frau steigern, und wie die Gebrüder Goncourt irgendwo gesagt haben, gibt es kein großes Werk, das von einer Jungfrau geschaffen worden wäre. Ich will über diese aphoristische Bemerkung nicht streiten; aber selbst, wenn die Keuschheit die Frau zu großen Geistesthaten unfähig machen sollte, würde sie dieselbe doch nicht der Aussicht auf Erfolg im Lebenskampfe berauben. Nicht alle jungen Mädchen des mittleren Bürgerstandes, die, weil sie keinen Mann gefunden, daran denken müssen, sich selbst ihr Brot zu verdienen, brauchen eine „Göttliche Komödie" oder einen „Hamlet" zu schreiben; es genügt, daß sie irgend einen Beruf auszuüben verstehen, in dem ihre Arbeit gesucht wird und sich lohnt. Nun beruht es aber gerade auf ihrem Keuschheitszustande, daß es der Frau in allen diesen Berufsarten so gut gelingt, oft sogar besser als dem Manne. Ohne Gatte, ohne Familie, ohne Kinder denkt sie an nichts weiter als ihre Ernährung und ihre Arbeit; alle ihre körperlichen und geistigen Kräfte konzentriren sich auf dieses einzige Feld der Thätigkeit, ohne daß der organische Tribut der Mutterschaft, die verwirrenden Leidenschaften der Liebe oder die beunruhigenden Familiensorgen sie zerstreuten; ihre Schaffenskraft verstärkt sich um alles das, was sie der Pflicht gegen ihre Gattung entzieht. Da ferner aber das Leben heutzutage ein unerbittlicher Kampf ist, gelingt es der nicht verheirateten Frau oft, in demselben eine Erbitterung und eine Herbigkeit zu entfalten, wie sie dem Manne nicht immer möglich ist, denn die Mutterschaft hat mit ihrer Neigung zum Besänftigen ihren Geist unbeeinflußt gelassen, und der jedem menschlichen Wesen angeborene Egoismus hat seinen höchsten Spannungszustand erreichen können, da er nicht durch die altruistischste aller menschlichen Funktionen gemildert worden ist.

Wenn diese Wesen einen derartigen Erfolg haben, liegt das, kurz gesagt, darin, daß sie in physiologischer Hinsicht keine wirklichen Frauen sind, sondern ein drittes, neutrales Geschlecht, denn die hauptsächlichste weibliche Funktion ist bei ihnen unterdrückt und darum kann man in ihnen nur einen fundamental umgestalteten weiblichen Typus erblicken. Mit etwas Phantasie könnte man diese Klasse von Frauen mit den geschlechtslosen Arbeitsbienen vergleichen; auch diese sind intelligent, thätig, mutig, den Männchen überlegen; sie sind keine wirklichen Weibchen mehr, denn die physiologische Mutterschaft ist bei ihnen unterdrückt: ihre Ueberlegenheit beruht auf ihrer Unfruchtbarkeit. Ebenso verhält es sich mit dem menschlichen Geschlecht: jene Frauen, die weder Gattinnen noch Mütter sind, das heißt die ein drittes, neues Geschlecht ausmachen, erlangen in ihrer Unfruchtbarkeit eine Ueberlegenheit über die eigentlichen Frauen wie über die Männer; sie bringen dem Lebenskampfe eine Menge von Kräften entgegen, kleinere vielleicht, aber konzentrirter, die ihnen fast regelmäßig zu glänzenden Siegen verhilft. Man erkundige sich nur bei der Mehrzahl der englischen Kaufleute und Gewerbetreibenden, die spinsters anstellen, und man wird die fast gleichlautende Antwort bekommen, daß sie mit ihnen zufriedener als mit ihren männlichen Angestellten sind; es ist daher eine ganz gewaltige Konkurrenz, welche dieses dritte Geschlecht sowohl den Männern wie den Frauen macht, eine Konkurrenz, die ein neues Element der Beunruhigung in das soziale Leben bringt. Im Grunde genommen ist es bei einem so erbitterten Kampfzustande schon eine Ueberlegenheit, für ein Bedürfnis weniger zu sorgen zu haben: denke man sich nur einen Mann, der leben könnte, ohne zu essen, würde demselben dadurch nicht eine Aussicht auf Erfolg im Leben geboten werden? Dieselbe Aussicht auf Erfolg spricht zu Gunsten der Frauen, die das zweite der großen Lebensbedürfnisse unterdrückt haben.

(Schluß folgt.)

•

Die erste gratis verteilte Zeitung war das 1846 in Paris begründete Blatt „Omnibus". Dasselbe wurde unentgeltlich an jeden verabreicht, der einen Gutschein (cachet) abzog. Diese Zettel wurden in den Pferdebahnwagen allen Reisenden auf Wunsch übergeben. Es war ein Blatt für Literatur, Theater und Kunst, und enthielt Illustrationen von Gavarni, Daumier, Traviès und anderen bekannten Künstlern. Jetzt werden in mehreren Großstädten Tageszeitungen unentgeltlich in allen Häusern verteilt, so in Brüssel der „Soir", ein Blatt mit reichhaltigem Text, in Köln der „Kölner Lokal-Anzeiger". Obschon diese Blätter auch ein sogenanntes Etagen-Abonnement haben (sie werden nämlich nur in den Erdgeschoßen gratis verteilt), so leben dieselben doch größtenteils durch die Anzeigen. Außerdem gibt es für verschiedene Fächer Anzeigeblätter, die an die einschlägigen Fachgeschäften versandt werden. Manche dieser Unternehmungen sind sehr rentabel.

*) L'irréligion de l'avenir. Paris 1889, p. 257.

Herausgeber: Joseph Kürschner in Eisenach; verantwortlicher Redakteur: Ludwig Thaden in Stuttgart.
Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

1895. Heft 7. Preis 50 Pfg. Vierteljährlich (6 Hefte) Preis 3 Mark.



Inhalt des siebenten Heftes.

Seite

Von Diesem und Jenem:

Die kleine Kirche.

Von

Alphonse Daudet.

(Fortsetzung.)

Einmal jedoch opferte Frau Fénigan ihre Vorurteile den dringenden Bitten ihrer Nachbarn auf Grosbourg. Als Eigentümer der Jagd in den Wäldern von Sénart, an denen sich das Dörfchen Uzelles hinzieht, versäumten die Alcantaras es nie, Richard, der ein ausgezeichneter Jäger war und den Wald kannte wie ein Wildschütze, zur Eröffnung der Jagd einzuladen. Er brauchte nur durch seinen Park zu gehen, das Gitterthor zu öffnen und war als erster auf dem Versammlungsplatz im Fasanengarten zur Stelle. Im ersten Jahre nach Lydies Heirat fanden der General und seine Gäste am Morgen der Jagderöffnung Fénigan in Gesellschaft eines hübschen, kleinen Jägers in einem grünsammetnen Anzug, Gamaschen, Stiefeln und einem Tirolerhut auf dem feinen, aschblonden Haar. „Meine Frau,“ Herr General sagte Richard sie vorstellend. Und sie war so entzückend jung und schlank und wohlgebaut, daß der General während der ganzen Jagd nicht von ihrer Seite wich, sie während des Frühstücks im Walde neben sich haben wollte und beim Abschied darauf bestand, daß Richard seine Frau nach Grosbourg bringen müßte. Die Mutter war gegen diesen Besuch. Seit dem Tode des alten Notars verkehrten die beiden Häuser nicht mehr mit einander; der General hatte die einzige Tochter des Baron Silva, eines reichen Wiener Bankiers, geheiratet, deren enorme Mitgift gerade zur rechten Zeit gekommen war, um das Majorat von Grosbourg schuldenfrei zu machen und diese verschwenderischen Dauvergnes, die alle, die Väter wie die Söhne, Lebemänner und Spieler waren, vor dem Ruin zu retten. Die stolze Oesterreicherin fand, daß die Fénigans für sie zu kleine Leute wären. „Besonders seit Richards Heirat,“ setzte die Mutter hinzu, die, um die Unabhängigkeitsanwandlungen ihrer Schwiegertochter zu unterdrücken, nie verfehlte, sie an ihre Herkunft zu erinnern. Eines schönen Tages, so gegen Winteranfang, langte plötzlich ein Brief des Herzog-Generals in Uzelles an, in dem er im Namen der Herzogin die Schwiegermutter und das junge Paar einlud, irgend ein Debut, das in vierzehn Tagen stattfinden sollte, in der Dauvergneschen Loge anzusehen. Diesesmal war Frau Fénigan sehr geschmeichelt und forderte die Kinder auf, die Einladung anzunehmen.

„Für mich in meinem Alter ist das nichts mehr, aber ihr — hören Sie, Lydie, man muß hingehen! Ich schenke Ihnen ein schönes Kleid!“

„Danke, Mama,“ antwortete Lydie, rot vor Vergnügen; sie hatte sie seit langer Zeit nur noch „gnädige Frau“ genannt, wie die Dienstboten.

Vierzehn Tage lang lebte sie in einem Traum. Ihr Kleid, das in Paris bestellt worden war, machte zunächst Reisen notwendig und dann mußte eine elegante Probirmamsell nach Uzelles kommen, eine Person mit welken, aufgedunsenen Zügen und einer verlebten Gesichtsfarbe, die auf jedem Stuhlrand einschlief, als ob sie einen unendlichen Rückstand an Schlaf einzubringen hätte. Diese problematische Person kannte die Pariser Gesellschaft aus dem Grunde und erzählte, wenn sie Anprobe hielt, die geheimen Skandalgeschichten von Grosbourg; der General liefe hinter jeder Schürze her, die Herzogin sei kaum eifersüchtig und kenne eigentlich nur die Leidenschaft für ihren Sohn und für das Geld. Nach der Probirmamsell kam der Coiffeur, und zwar nicht der von Corbeil, mit dem sich Lydie bei ihrer Hochzeit begnügt hatte, sondern ein Pariser Coiffeur, den ihr Fräulein Hortense, die Abgesandte des Modemagazins, empfohlen hatte.

Und als sie nun nach so viel Sorgfalt und Mühe an der Brüstung der großen Loge saß mit bloßen Armen und bloßen Schultern, die aus ihrem Empirekleide heraus traten, vor sich den funkelnden Saal, sie, der arme Findling, das Kind der großen Straße, sie, die bis zu ihrem vierundzwanzigsten Jahre noch nie ein Theater gesehen hatte — das war ein unbeschreiblicher Eindruck, eine Erschütterung aller ihrer Nerven. Die Augen thaten ihr weh vom Ansehen all dieses Glanzes. Was man

spielte, was dieser kleine, dicke Mensch in dem geschnürten Wams und mit den ungeschickten Bewegungen, da unten auf der Bühne sang, die tönende Flut und Ebbe des Orchesters, alles ging Lydie verloren, so klopfte ihr das Herz, so hämmerten ihre Schläfen. Sie überhörte auch den impertinenten Gruß der Herzogin mit dem unreinen Teint, den zitronengelben Haaren, einem Schafsgesicht und einem zu langen Hals, um den sie drei Reihen Perlen trug, die größten, die die Waise jemals gesehen hatte.

Plötzlich wurde sie aus diesem unbestimmten Gewoge herausgerissen, in dem sie wie eine der Medusen trieb, deren Farbenspiel durch das Wasser hindurchstrahlte. Der General, der hinter ihr saß, hatte schon einigemale, wenn er sich vorbeugte, um in den Saal zu sehen, mit seinem struppigen roten Schnurrbart die schönen Schultern seiner Nachbarin gestreift; und jetzt fühlte sie ihre Hand wie von einem glühenden Eisenhandschuh ergriffen und gepreßt. Tief beleidigt versuchte sie, sich zunächst frei zu machen; aber der Eisenhandschuh leistete Widerstand und ließ die kleine, zarte Hand nicht los, die schließlich gegen diese verliebte und brutale Umklammerung keinen Widerstand mehr besaß. Lydie verlor ihre Kräfte.

„Welche Frechheit," sagte sie sich, „wie er mich drückt, wie es mich brennt! Aber man wird uns sehen — die Herzogin — mein Mann —" Und was sie am meisten entrüstete, war die unverschämte Ruhe des Generals, der dabei über die gleichgiltigsten Dinge plauderte. Zum erstenmal that sie einen Blick in die Heuchelei der großen Welt, über die sich ihre noch ganz ehrliche Natur empörte. Warum stand der Herzog beim ersten Wink der Herzogin, die sich lange vor Schluß erhob und recht laut mit ihrer Stockschnupfenstimme sagte: „Ich langweile mich zu Tode, wir wollen gehen," warum stand da der Herzog auf und ging auch — mitten im Akt — und ließ jetzt die stumme, aber empörte kleine Hand los, die mit der gleichen Ungenirtheit verlassen wurde, mit der sie ergriffen worden war? „Nun, er soll mir nur wieder kommen, der Herr Herzog von Alcantara, um mir einen ganzen Abend die Finger zu zerquetschen — er soll seinen Empfang haben!"

Und in dem Lärm der Chöre und des Orchesters, allein mit Richard, der im Hintergrunde der Loge eingeschlummert war, geriet sie in immer größere Aufregung und legte sich die gepfefferte Antwort zurecht, die sie dem General geben wollte, denn sie dachte sich wohl, daß er es nicht dabei bewenden lassen werde. Als sie bei dem Ausgang in den Wagen steigen wollten, sagte Lydie, deren Nerven sehr erregt schienen — zweifellos durch die Menschenmasse, das elektrische Licht und das lebhafte Treiben einer Pariser Nacht nach Schluß des Theaters — zu ihrem Manne: „Wollen wir nicht soupiren?"

Erstaunt sah er sie an. Woher kam ihr eine solche Idee? Und was sollte aus ihrem Zug werden, dem einzigen Zug um zwölf Uhr fünfzig, zu dem sie auf den Lyoner Bahnhof mußten? Sie würden ihn so wie so kaum noch erreichen. „Pah, was liegt an dem Zug? — wir bleiben im Hotel über Nacht!" Und dabei legten sich zwei so zärtliche Arme um seinen Hals, und sie drückte ihm einen Kuß von so ungekannter Süßigkeit auf den Mund, daß der arme Ehemann ihr das erwartete: „Aber was wird Mama dazu sagen?" ersparte und einfach antwortete: „Gehen wir soupiren!"

Und damit für die junge Frau in dieser Nacht alles neu und unerwartet wäre, zeigte sich ihr Begleiter, der für gewöhnlich schüchtern war, allein kaum in einen Laden zu gehen und einen Commis anzusprechen wagte, geradezu verblüffend sicher im Auftreten; er war lustig, duzte die Kellner des Nachtrestaurants, ließ den Champagner in Strömen fließen, kurz, er war ein Ehemann, wie sie ihn nie zuvor gekannt hatte und wie sie ihn auch nachher nie wieder sehen sollte; er war gesprächig, mitteilsam und schwor, daß sie in jedem Monat einmal diesen kleinen Exzeß wiederholen wollten, und wenn die Mutter etwas dagegen einzuwenden hätte, dann werde er sie schon zu ihren Amseln heimschicken — und das deutlich! Um zwei Uhr morgens irrte das junge Paar in einem Fiaker in dem noch lebhaft bewegten und von tausend Lichtern erstrahlenden Paris umher, um sich ein Nachtquartier zu suchen. Mehrere Hotels verweigerten ihnen wie einem verdächtigen Pärchen die Aufnahme; darüber mußten sie natürlich furchtbar lachen. Als sie endlich in der Rue Montmartre gestrandet waren, nahmen sie das große Zimmer, das man ihnen anbot, mit Steinfließen, die einmal rot gewesen sein mochten, und einem fadenscheinigen Teppich — eine unvergeßliche Erinnerung. Als Lydie das Kleid abgestreift hatte, zitterte sie vor Frost, so fast nackt in diesem großen, ungeheizten Raum. „Mich friert," sagte sie und zog das Laken hoch hinauf, aber das Laken rutschte wieder zurück. Richard versuchte zuerst in seiner Naivität, die Handtücher als eine Art von Nachtjacke um die Arme und die Schultern seiner Frau zu befestigen, aber nichts wollte halten, das war zu rauh für ihre zarte Haut. Sie lachte und schrie dazwischen: „Das kratzt mich, das kratzt mich!" Da endlich verstand er, warf alles beiseite, Laken, Handtücher und Spitzen, und umfing sie mit so wilder Gewalt, wie er es bisher aus zarter Rücksicht und aus Furcht vor seiner eigenen Leidenschaft nicht gewagt hatte; und in dieser Nacht lagen sie sich zum erstenmal als zwei Liebende in den Armen.

Aber am andern Morgen, die Ankunft in Uzelles! Die Dienstboten flüsterten nur, die gnädige Frau liege krank zu Bett, nachdem sie bis zum Morgen auf-

geblieben war. Acht Tage lang kam sie nicht in den Salon hinunter, und wenn sie auch Richard seinen tollen Streich verzieh, zwischen ihr und ihrer Schwiegertochter wollte es zu keiner Aussöhnung kommen. Und doch wagte es Lydie, ihren Mann ein- oder zweimal an die versprochene Wiederholung ihres Ausfluges zu erinnern. Der arme Junge war aber so komisch in seinem Schrecken, sein Gesicht verschwand ordentlich in seinem Barte, als er murmelte: „Das wäre Mamas Tod!" daß die junge Frau mit seiner Schwäche Mitleid hatte, die ihr zugleich doch auch verächtlich erschien, und auf ihr Fest verzichtete, wie auf den glänzenden, verliebten, von Kühnheit und Willenskraft ganz erfüllten Gatten, den sie eine einzige Nacht geliebt hatte, nur eine einzige!

Von dem General und seinem galanten Annäherungsversuch war nichts mehr zu hören. Weder ein Brief noch ein Besuch. Und der Gedanke, daß dieser alte Haudegen mit den großen, matten Augen und den violetten Wangen sich mit ihr einen ganzen Abend amüsirt hatte, ohne zu finden, daß sie mehr wert sei, schien Lydie so beleidigend, daß sie vorhatte, sich zu rächen oder sich zu beklagen. Aber wie sollte sie das wohl bewerkstelligen, mit einem Waschlappen von einem Mann, wie dem ihrigen. Es war eben eine Kränkung mehr, die sie zu den übrigen hinzuzählen, die sie mit all den erniedrigenden oder traurigen Erinnerungen zurücklegen konnte, wie das Kleid von der berühmten Modistin, das schön zusammengelegt in der Tiefe eines großen Koffers ruhte, diese Abendtoilette, die sie nicht wieder anlegte, die sie nicht einmal mehr ansah, weil sie in ihr ein zu schmerzliches Bedauern erweckte.

„Wissen die gnädige Frau schon von dem Unglück, das auf Grosbourg passirt ist?" fragte Rosine eines Abends, als sie ihrer Herrin die Stiefel auszog.

Infolge eines Sturzes vom Pferde, den man geheim gehalten habe, sei der General seit einiger Zeit krank und sei eben in das Schloß übergeführt worden, vollständig gelähmt. Rosine Chuchin hatte es von Herrn Alexander erfahren, dem alten Silberdiener von Grosbourg, der in Uzelles von seinen Renten lebte und wohl gepflegt und gut hergerichtet, trotz seines Alters und seiner Schminke noch alle schöne Mädchen der Umgegend zur Verzweiflung brachte.

Bei dieser traurigen Nachricht, die ihr alles erklärte, empfand Lydie nur Mitleid mit dem Helden, der in seinem Stolze getroffen war, in seiner Kraft, in der vollen Entfaltung seines Ruhmes und seines Ehrgeizes.

Kurze Zeit darauf, als sie mit ihrem Mann den Wald durchstreifte, begegneten sie auf einer Schneise einem halb geschlossenen Landauer, in dem ein großer, alter, ganz weißhaariger Herr unbeweglich und in sich vertieft, an der Seite eines jungen bebrillten Menschen mit langen Locken, dahinträumte. „Der General! Hast Du ihn gesehen?" sagte Richard, den sein Jägerauge niemals täuschte, ganz leise zu seiner Frau.

Das sollte der General sein, der Mann mit dem schneeweißen Schnurrbart, diesem wächsernen Gesicht, diesen abgestorbenen Händen! Lydie konnte es nicht glauben. Aber wie sollte sie noch länger zweifeln, als sie zwanzig Schritt hinter dem Wagen die Herzogin erblickte, die am Arm ihres Sohnes, des Prinzen von Olmütz, eines hübschen, bartlosen und rosigen blonden Jungen zwischen vierzehn und siebenzehn Jahren, dieselbe Allee daherkam. Auch sie hatte sich seit jenem Abend in der Oper stark verändert, wenigstens in ihrem Ton und in ihrem Auftreten. Sie stellte ihren lieben Nachbarn den Prinzen, ihren Sohn, vor, der Charlexis heiße, nach dem Vornamen seines Großvaters und seines Vaters, Charles und Alexis, die man zusammengezogen habe, und als der Hofmeister, der im Wagen geblieben war, den jungen Menschen zu sich heranrief, benützte die Mutter seine Abwesenheit, um sich etwas freier auszusprechen. Er amüsire sich gerade nicht in Grosbourg, der liebe Junge, jetzt, wo die Krankheit des Generals die ganze Familie zwinge, den Sommer da zu verbringen. Durch ein unseliges Zusammentreffen sei nun auch ihr Vater in Wien krank geworden, und sie müsse sehr bald hinreisen. Daher bäte sie auch alle ihre Freunde und Nachbarn, recht oft nach Grosbourg zu kommen und etwas Leben in die Umgebung des Kranken zu bringen und Charlexis etwas zu zerstreuen, der zwischen seinem Studirtisch und dem Krankenstuhl recht melancholisch sein werde. Es wäre wirklich ein Akt der Barmherzigkeit von Richard und seiner liebenswürdigen Frau, wenn sie ihn auf ihren Spazierritten und Bootfahrten mitnähmen; das liebe Kind schwärme so sehr für alle diese Sportsfreuden, die ihm leider weder sein Vater noch sein Erzieher verschaffen könnten.

„Sie werden ihn manchmal mitnehmen, nicht wahr?"

Ueber die moosbewachsene Schneise kam der Prinz wieder auf sie zu, schlank und elegant, und als er seinen kleinen, sorgsam gescheitelten Kopf mit den rötlich-blonden Haaren aufrichtete, da schien ihrer aller Lächeln zu sagen:

„Es ist doch ein allerliebster Junge!"

Von weitem schon rief er der Herzogin zu:

„Eine frohe Botschaft, Mutter! Als der General Frau Fénigan an seinem Wagen vorbeigehen sah, hat er sie erkannt und ihren Namen deutlich ausgesprochen. Das sind seine ersten zusammenhängenden Worte. Magister Jean hatte mich gerufen, um mir das mitzuteilen."

Lydie Fénigan fühlte, wie sie errötete, und dieser rosige Schimmer ließ sie in Jugendschöne förmlich erstrahlen. Die Herzogin drückte ihr die Hand und sagte:

„Sie sehen, Ihre Gegenwart wirkt Wunder; ich rechne ganz fest auf Sie beide!"

Seit diesem Tage bildete Charlexis das Bindeglied zwischen Grosbourg und Uzelles. Es war ein sonderbarer Junge von einer stillen, raffinirten Höflichkeit. Er wußte sich ebenso für die langen Geschichten zu interessiren, die ihm Frau Fénigan über die Plündereien der Amseln und der Gärtner erzählte, wie für die Koketterien der Frau Lydie, die er bei Anschaffung von Toiletten, Hüten und Wäsche beriet. Dabei war er ein toller Wagehals, liebte und suchte die Gefahr und hielt Richard durch seine unbesonnenen Streiche, bei denen er immer dieselbe ruhige Entschlossenheit, dasselbe leuchtende und undurchdringliche Auge zeigte, fortwährend in Angst. War er gut oder böse? Das wußte man nicht. „Ich werde nicht klug aus ihm," sagte sein Erzieher. Allerdings war Jean Metzer, früher Lehrer am Gymnasium in Lausanne, der eines Kehlkopfleidens wegen seine Stelle hatte aufgeben müssen, ein nur sehr mäßiger Menschenkenner, der mehr in seinen Büchern als in Menschenseelen geblättert hatte. Er erholte sich sichtlich während seiner Hofmeisterei auf dem Lande, genoß die Annehmlichkeit langer Spazierfahrten und musizirte eifrig mit Lydie, denn Magister Jean war ein Cellist ersten Ranges.

Was bekam man in Grosbourg und Uzelles für Konzerte und Sonaten zu hören! Der große Cellokasten wurde in dem Boot des alten Chuchin fast eben so oft übergesetzt, als der junge Prinz. Abends, während der endlosen Schachpartien Richards und seiner Mutter, bildeten der Notar von Draveil, der Nachfolger des Herrn Fénigan, und Vater Mérivet, der Besitzer der Kirche am Wege, zu denen dann manchmal noch der Herr Pfarrer und ein Richter vom Gericht in Corbeil hinzukamen, das gewöhnliche Auditorium Lydies und des Hofmeisters. Zum Beschluß des Abends wurde dann Lindenblütenthee herumgereicht, das Lieblingsgetränk von Frau Fénigan Mutter, um die Gäste vor ihrem tief in der Nacht erfolgenden Aufbruch noch zu stärken; und man hätte glauben können, hundert Meilen von Paris entfernt zu sein, in dieser kleinen Provinz armseliger regelmäßiger Gewohnheiten.

Was waren dagegen für Lydie die musikalischen Unterhaltungen in Grosbourg! Hier versammelte man sich nachmittags in einem der großen und hohen, zu ebener Erde gelegenen Empfangssäle, mit grün und gold gestreiften Tapeten von schwerer chinesischer Seide, mit einer Holztäfelung, die wie das ganze Schloß aus der Zeit Ludwigs XIV. stammte, mit Glastüren, die auf eine große breite Freitreppe hinausführten, vor der ein herrlicher französischer Garten sich in leuchtender Majestät ausbreitete, in dem der weiße Marmor der Statuen, Vasen und Ballustraden im Sonnenglanze schimmerte und strahlte, ein Garten, den endlose Laubengänge mit kandelaberartig zugeschnittenen Bäumen rings umgaben und abschlossen. Seit der Krankheit ihres Mannes und dem sehr bald darauf erfolgten Tode ihres Vaters wohnte die Herzogin überhaupt nicht mehr in Grosbourg, da die sehr komplizirten Erbschaftsangelegenheiten sie in Wien und Budapest zurückhielten, und das ganze Schloß hatte etwas Trauriges und Verlassenes an sich. Sobald die ersten Accorde des Klaviers und des Cellos durch die einsamen Säle erklangen, hörte man auf den Teppichen das Klirren eines Rollstuhles. Der General, der Gedächtnis, Sprache, überhaupt seine geistigen Kräfte vollkommen wieder erhalten hatte, dagegen zu einer ewigen Unbeweglichkeit verurteilt zu sein schien, ließ sich dicht an das Klavier heranfahren und konnte so stundenlang Bach, Beethoven und Schumann anhören. Oft sah Lydie, wenn sie mitten in einem Stück verstohlen auf den Kranken hinblickte, dessen Nerven die Musik herabstimmte, wie er seinen Kopf in den Stuhl zurücklehnte und die dicken Thränen zurückzuhalten suchte, die aus seinen hohlen Augen traten; und dieses Schauspiel der stummen Verzweiflung, dieses gewaltigen Elends, das in dieser prunkvollen und melancholischen Umgebung still ausgeweint wurde, erfüllte das Herz der jungen Frau jedesmal mit einer rührenden Angst.

Darüber, was in der Oper zwischen ihnen vorgefallen war, fiel sowohl von ihrer als von seiner Seite nie ein Wort, nicht einmal eine Anspielung. Manchmal, wenn sie beide allein vor dem Klavier saßen, ergriff er ihre Hand und hielt sie einen Augenblick in seinen zitterigen Händen; und diese ohnmächtige Liebkosung, die der brutalen Umklammerung, mit der er sie einen ganzen Abend verfolgt hatte, so gar nicht ähnlich war, erregte in ihr ein süßes Weh. Lange täuschte sie sich selbst. Da sie sich ohne jeden Hintergedanken einem ganz platonischen Gefühl überließ, konnte sie wohl glauben, sie käme, wenn sie ihren Mann nach Grosbourg begleitete, um des Kranken willen. Dieser aber gerade war es, der ganz klar sah, und sie eines Tages im hellen Zorn darauf aufmerksam machte:

„Ist Ihr Mann denn nicht eifersüchtig?"

Sie lächelte kokett und fragte:

„Eifersüchtig? Auf wen denn?"

„Auf den Kleinen, zum Kuckuck! Sehen Sie denn nicht, wie er um Sie herumstreicht, wie er im Sande des Weges nach Ihren Fußspuren ausspäht, an den Wendungen der Alleen auf das Rauschen Ihres Kleides horcht!"

Er sprach sehr heftig und stotterte die Worte nur heraus; bei diesem Anfall von Eifersucht zeigte sich die Sprachstörung wieder etwas. Lydie versuchte zu lachen. Es sei doch ein Kind, solle er bedenken! Dächte man mit siebenzehn Jahren überhaupt an die Frauen? Sie müsse ihm doch wie eine Großtante vorkommen. Aber der Herzog blieb hartnäckig dabei, er schüttelte mit dem Kopf, und die Hände krampften sich auf den abgestorbenen Knieen zusammen.

„Nehmen Sie sich in acht, der Junge ist über die Exerzierpatronen hinaus, er hat da oben eine ganze Schubtade voll Briefe von zarter Hand. Sagen Sie doch Ihrem Mann, daß er sie sich einmal zeigen läßt! Ja ja, das Ungeheuer hat früh angefangen; der versteht sich darauf, Weiberherzen zu stehlen! Und dann, wie Magister Jean ganz richtig sagt, er hat die ‚cavata'."

Die „cavata" haben, bedeutet in der Sprache der Cellisten den bezaubernden Strich, der das Vibriren der tiefen Töne vermittelt und nicht nur die Saiten des Instruments, sondern auch jede Fiber des Hörers in Schwingen versetzt. Er hatte die cavata, der Kleine; und Lydie unterlag unbewußt dieser geheimnisvollen Verführung. Einmal gewarnt, suchte sie sich davon frei zu machen; aber wie hätte ihr das wohl gelingen sollen, diesem zärtlichen, anschmiegsamen, so wenig gefährlichen Kinde gegenüber, das immer da war? Sie machten zusammen Wasserpartien, zogen zusammen auf den Fischfang aus, wobei sich ihre nackten Arme im rieselnden Naß berührten. Stundenlang standen sie dicht an einander gedrängt unter einem Baum auf dem Anstand. Man sprach leise, ein feiner Herbstregen drang durch das Blätterdach hindurch. Den Kleinen fror, sie warf ihm die Hälfte ihres großen Mantels um. Und um sie vollends sicher zu machen, war Richard immer nahe dabei und sagte von Charlexis, „das ist unser Kind", ohne zu bemerken, daß dieses Wort jedesmal den geheimen Kummer seiner Frau von neuem erregte, ihre unaufhörliche Sehnsucht nach der ihr versagten Mutterschaft. Der brave Junge hatte ein ausgesprochenes Genie für derartige Ungeschicklichkeiten; er war zum Beispiel immer allen anderen darin voraus, Anmut und Kühnheit des Prinzen in das richtige Licht zu setzen. „Er macht alles gut," war auch einer seiner Lieblingsaussprüche. Aber in Lydies Natur lag zu viel Ehrlichkeit und Stolz, die sie vor einem gemeinen Treubruch bewahrten. Es mußte eine Ueberraschung hinzukommen, jenes Unvorhergesehene, wogegen die Frauen sich so schlecht zu verteidigen wissen, daß sie keine Zeit zum Zögern und zum Ueberlegen haben.

Eines Sonntag abends, gegen Ende September, waren die üblichen Teilnehmer an den musikalischen Soiréen höchst erstaunt, als sie Magister Jean in Uzelles ankommen sahen, ohne Cello, ohne Zögling, noch stimmloser als gewöhnlich und so ergriffen. — Charlexis gehe fort; er trete in das Collège Stanislas ein, um sich für das Examen von Saint-Cyr vorzubereiten. Der General habe ganz plötzlich diese Entscheidung getroffen, und der junge Mensch sei, nach einer kurzen, aber heftigen Auseinandersetzung mit seinem Vater, gekommen, um sich von den Freunden Fénigan zu verabschieden. Da habe er sich plötzlich, zehn Schritte vor ihrem Hause, von seinem Lehrer getrennt, weil ihm das Herz zu schwer sei, wie er sagte, und habe seinen Lehrer beauftragt, der Dolmetsch seines ganzen Kummers und seiner treuen Freundschaft zu sein. Darauf erfolgte in dem Salon eine förmliche Explosion von Ausdrücken zärtlichsten Bedauerns. Man vergötterte ihn, diesen jungen Prinzen. Frau Fénigan nahm es dem General sehr übel, daß er eine derartige Entscheidung in Abwesenheit der Herzogin getroffen habe.

„Sie ist ja niemals da!" grollte Richard, indem er dem Schachbrett einen wütenden Stoß versetzte.

„Und Sie, Magister Jean," fragte Herr Mérivet, der darüber vergaß, Zucker in seinen Lindenblütenthee zu thun, „werden wir Sie auch verlieren?"

Mit seiner heiseren Stimme antwortete der Lehrer, daß man ihm anbiete in Grosbourg zu bleiben, als — als —

„Kapellmeister?" flüsterte Mérivet.

„Ja," sagte der arme Mensch und errötete über sein besoldetes Elend, „und ich nehme das Anerbieten an in der Hoffnung, meinen lieben Zögling an seinen freien Sonntagen einmal im Monat zu sehen."

Im Chor schrieen sie auf:

„Nur ein einzigesmal im Monat? Diese Grausamkeit!"

Lydie hörte zu, ohne ein Wort zu sagen, und doch war sie durch diese Abreise am meisten verwirrt; denn sie dachte sich wohl, daß sie nicht ganz ohne Schuld daran sei, und wenn einerseits die Eifersucht des Generals ihren Stolz erregte, so hatte sie andererseits alle Ursache, über das Herzeleid, das ihr diese Trennung verursachte, überrascht zu sein. So war es wirklich wahr, sie liebte also dieses Kind? Was bedeutete dann aber die Tändelei mit dem Vater?

Während sie in ihre verworrenen Gefühle Klarheit zu bringen suchte, schlich der Abend melancholisch dahin. Um zehn Uhr, als alle schon zum Aufbruch bereit standen, zündete Richard im Korridor eine große Laterne an und sagte:

„Willst Du mitkommen, Lydie, Magister Jean nach Hause zu begleiten?"

Es ging ein starker Wind, und die Nacht war tiefschwarz. Ein schlecht befestigter Fensterladen schlug an die Mauer. Warum lehnte Lydie den Vorschlag

ihres Mannes ab, während sie an einem andern Abend doch davon entzückt gewesen wäre, in diesem Herbststurm über die Seine zu fahren? War es ein gewisser Instinkt, eine Vorahnung oder der einfache Wunsch, eine Stunde der Einsamkeit zu haben, um über diesen unvorhergesehenen Kummer nachsinnen zu können? Sie stieg mit ihren Gästen die Freitreppe hinunter, begleitete sie bis zum Gartengitter auf die Straße und trat dann in den dichten Schatten des Laubenganges, an dessen Ende eine Lampe wie ein gelber Fleck aus dem Parterre des Pavillons leuchtete.

Lydie schritt langsam wie im Traume dahin, und der Wind, der ihr leichtes Kleid um sie herumschlug, fegte Haufen welker Blätter dazwischen, deren Knistern in ihr die Vorstellung erweckte, als würde sie unter den Bäumen verfolgt, als folge ein fremder Schritt dem ihrigen. Zwei oder dreimal drehte sie sich um und hörte ihren Namen flüstern.

„Lydie! Lydie!“

Ohne eine Spur von Angst ging sie mit vorgestreckten Händen auf die Bank zu, von der eine wohlbekannte Stimme erklang.

„Charley! — Sie?“

Ja, er war es! Seit zwei Stunden war er da und spähte nach ihr aus und wartete auf sie, um ihr Lebewohl zu sagen, ihr allein! Wie er zitterte, der liebe Junge!

Er zerfloß in Thränen, während er ihr so vorjammerte, und er erstickte fast vor Schluchzen, einem richtigen Kinderschluchzen, das Lydie zu stillen suchte, indem sie ihm ihre Hand oder ihr Spitzentuch auf den Mund preßte.

Endlich, da sie fürchtete, daß man sie vom Pavillon her hören könnte, ging sie mit ihm tiefer in das Dunkel des Parks hinein, da aber begannen bald die freigelassenen Hunde ihren Höllenlärm zu machen.

„In die Isba,“ sagte der Prinz leise.

Es war dieses die alte Rumpelkammer, die Richard zu einem Fechtsaal hergerichtet hatte. Er hatte die Balken der Decke und die tannene Holzverkleidung der Wände glätten und firnissen lassen, und das gab, in Verbindung mit den umherliegenden Strohmatten und den mit orientalischen Teppichen bedeckten Polstern, dem Raum eine Art von russischem Aussehen.

Ach, wenn Lydie Charleys Lächeln hätte sehen können, als sie in die Isba eintraten, zu der er sie seit fünf Minuten hinterlistig hindrängte. Sie war aber so ganz damit beschäftigt, ihn zu trösten, ihn zu beruhigen, wie hätte ihr da wohl der Verdacht einer so frühreifen Abgefeimtheit kommen können? Die Thüre knarrte; die welken Blätter, die der Wind vor sich her trieb, drangen mit ihnen in den Raum und rollten bis zu dem breiten Sofa im Hintergrunde, unter einer Trophäe von mit glänzenden Muscheln besetzten Schwertern. Die Hunde hörten keine Schritte mehr und schwiegen. —

Während der ganzen Zeit, die Charlexis noch im Collège Stanislas blieb, fanden ihre Zusammenkünfte in der Isba statt. Diese Zusammenkünfte waren gefährlich und selten; sie fanden nur einmal im Monat statt, in der Nacht seines Urlaubs-Samstages.

Wenn auf Grosbourg alles schlief, setzte der Prinz über den Fluß, kletterte über die Mauern von Uzelles und schlich sich zum Gartenhaus, aus dem er erst wieder bei Tagesgrauen heraustrat, um auf demselben Wege wieder heimzukehren. Er setzte jedesmal sein Leben aufs Spiel; aber Lydie, die, um ihren Liebhaber zu treffen, das Ehebett und das eheliche Schlafgemach verlassen mußte, war noch größerer Gefahr ausgesetzt. Wenn sie zurückkam, immer atemlos vom Laufen, das Morgenkleid naß vom Reif oder Tau, erwartete sie jeden Morgen ihren Mann an dem Eingang in den Pavillon stehen zu sehen, die schreckliche Frage auf den Lippen: „Woher kommst Du?“ Und gerade diese Gefahr gefiel ihr; sie hob in ihren Augen die Gemeinheit des Ehebruches, dessen Heuchelei sie besonders empörte. Ja, sie setzte sogar etwas darein, kühne Streiche zu erfinden, die aber den Jungen schließlich doch entsetzten.

So bestand sie eines Abends bei einer Zusammenkunft in der Isba darauf, daß Charlexis, der am andern Tage bei ihnen zum Frühstück eingeladen war, auch den Rest der Nacht auf dem Sofa zubrachte; und am andern Morgen brachte sie ihm, ehe sie zur Messe fuhr, ein Hemd ihres Mannes, damit er sich nicht mit zerknitterter Wäsche zeigte. Es war ein wahres Wunder, daß sie nicht hundertmal ertappt worden waren, um so mehr, als die Dienstboten, mit alleiniger Ausnahme von Rosine Chuchin, dieses Kind der Gasse, das die Gattin ihres Herrn geworden war, haßten. Was hätten sie nicht dafür gegeben, um sie bei einer Ausschweifung zu erwischen!

Nein, niemand hatte etwas gesehen, man ließ sich nichts davon träumen. Vielleicht die Wächterhunde, aber ihr Zeugnis blieb unverstehbar. Nur der Gelähmte da unten in seinem Lehnstuhl, der General, hatte ohne einen Schatten von Spionage alles erraten. Wenn jetzt Lydie zu den musikalischen Nachmittagen nach Grosbourg kam, dann traf sie ein Blick voll schmerzlichen Verständnisses, der auf ihr ruhen blieb. Das war ihr besonders in Gegenwart des Magister Jean peinlich, der dadurch aufmerksam gemacht werden konnte. In den seltenen Augenblicken, wo weder der Lehrer noch Richard da waren, schalt sie der Kranke leise und zärtlich, während er sie mit seinen großen zitternden Händen liebkoste.

„Ich habe Sie doch gewarnt — er liebt Sie nicht, er wird Sie nie lieben. — Aber da steckte es eben! Er hat die cavata — er hat die cavata!"

Lydie schlug ihre schönen unschuldigen Augen zu ihm auf und that, als verstünde sie ihn nicht; er aber ließ sich nicht irre machen und blieb hartnäckig bei seiner Behauptung. Ueber seine eigene Leidenschaft sprach er nur noch in dem Tone der schmerzlichsten Trauer über diese, ach! so ferne und verlorene Sache.

Eines Tages sagte er zu ihr:

„Von allem, was ich habe aufgeben müssen, von so vielen Wünschen, die mir in Trümmer gegangen sind, beweine ich nur Sie! Und wenn ich daran denke, daß Sie meinem Sohne angehören! — O!"

Und an einem andern Tage:

„Wenn er von Ihnen kommt, errate ich es, obgleich er mir es verbirgt, an seinem Gang, an seinem Duft, der der Ihrige ist! — Das ist für mich eine Beängstigung, eine Qual! — Dann bedaure ich, daß ich unter meiner Krankheit nicht mehr zu leiden habe. Der Schmerz würde mich wenigstens in Anspruch nehmen, und ich würde nicht immer an dieselbe entsetzliche Thatsache denken müssen, an die Eifersucht, die mich wahnsinnig macht!"

In den ersten Frühlingstagen kam die Herzogin, um ihren Gatten in ein Bad in Tirol zu bringen, das ausgezeichnet sein sollte. Der Kranke sollte eine doppelte Anzahl von Bädern nehmen und, indem er die Examina und die Arbeit statt seiner Eifersucht vorschützte, bestimmte er, daß Charlexis die ganze Zeit im Collège zubringen solle, trotzdem Richard sich erbot, den jungen Prinzen während der Ferien nach Uzelles zu nehmen. Charlexis fügte sich ohne zu murren. Da er schon seit langer Zeit eine große Jachtreise um die Welt plante, nahm er seine Zuflucht zur Vermittlung des alten Haushofmeisters seiner Mutter, um sich die für seinen tollen Streich erforderlichen Gelder zu verschaffen. Und da er stark darauf rechnete, nicht allein zu reisen, bedurfte es, um Lydie zu bestimmen, nur einiger etwas fein ersonnener Briefe, nur des Anschlagens von dieser oder jener Saite auf diesem weiblichen Instrumente, dessen leiseste Schwingungen er ja kannte. Dem zigeunerhaften Reisetriebe der Waise schilderte er die Fahrten und Abenteuer einer langen Seereise, öffnete er den Himmel, zeigte er unbekannte Welten; und um der Eitelkeit des Findlings zu schmeicheln, schrieb er ihr, da er wohl wußte, welche Romane sie über ihre geheimnisvolle Herkunft ausgeheckt hatte: „Empört sich denn Dein Aristokratenblut nicht gegen dieses rohe Spießbürgertum, gegen diese gemeine Habsucht, die Dich umgeben?" Trotz alledem mißtraute Lydie ihm, seiner Jugend; sie stellte sich die Verzweiflung der Mutter vor, das bleiche, schmerzliche Lächeln des Generals und schließlich brachte sie eine ganz unbedeutende Kleinigkeit zum Entschluß.

„Wer hat Ihnen das gegeben?" fragt sie ihre Kammerjungfer an dem Tage, an dem ihr Rosine den ersten Brief des Prinzen zusteckte. Das Mädchen wurde rot: „Herr Alexander — es ist für die gnädige Frau — die gnädige Frau allein!" — Von diesem Augenblick an fühlte sie sich dem Gesinde preisgegeben. Der alte Lakai nahm, wenn er ihr begegnete, die Miene diskreten Einverständnisses an; sie sah sich wohl oder übel gezwungen, seine Beziehungen zu Rosine zu ignoriren, da beide ihr Geheimnis in der Hand hatten. Eines schönen Tages konnten Ungeschicklichkeit oder Bosheit den Skandal zum Ausbruch bringen; da war es schließlich noch besser, nicht darauf zu warten. Sie schrieb an ihren Liebhaber: „Wann Du willst." Die Antwort lautete: „Morgen früh, um fünf Uhr, an der Pforte, die in den Wald führt."

Der letzte Tag in Uzelles verlief wie alle anderen. Am Abend Schach und Musik, punkt zehn Uhr Rückkehr in den Pavillon, wo sie, während Richard zu Bett ging, in ihrem Toilettenzimmer ein paar Zeilen an ihre Schwiegermutter kritzelte, in denen sie feststellte, daß sie ohne einen Pfennig davon ging, ohne Kisten und Kasten, nur mit den Kleidern, die sie auf dem Leibe trage. „Ihr habt mich ohne etwas genommen, ich gehe ebenso fort! — Ich war im Gefängnis, ich breche aus!"

Zum größten Erstaunen des Mädchens warf sie Rosine den Frisirmantel zu, den sie ablegte; er war noch ganz neu, aus blauem Foulard mit Seidenspitzen.

„Die gnädige Frau schenkt ihn mir?"

„Ja, behalten Sie ihn!"

Darauf legte sie sich zu Bett und schlief ganz ruhig bis zum hellen Morgen, bis zum Aufbruch ihres Gatten zum Fischfang, und punkt fünf Uhr war sie an der Pforte am Ende des Parkes, die sie sperrweit offen fand und davor nicht etwa den Wagen, den sie erwartet hatte, sondern einen Marktkarren, auf den die Gärtner Körbe mit Gemüse und Obst aufluden. O diese Amseln!

Lydies Erscheinen war ein richtiger Theatercoup! Der Karren verschwand im Walde, die Gärtner rannten durch den Park davon; nur ein Korb war zurück geblieben, der, vergessen gegen das Thor gelehnt, auf dem Grase stand. Wie hätte sie toll gelacht, wenn der Augenblick für die Fliehende weniger dramatisch gewesen wäre! So beeilte sie sich, die Viktoria zu erreichen, deren durch eine Baumgruppe halb versteckten Räder und Livree sie erkannte, als sich ein alter Vagabund aus dem Graben erhob und sich dicht vor ihr aufstellte. In diesem zerlumpten, mit Schlamm bedeckten Wesen, mit dem verwilderten

Bart, erkannte sie den Vater Georg, den Schrecken ihrer Jugend, und es fiel ihr ein, sie könne ihm den Brief an ihre Schwiegermutter geben.

„Bring das da ins Haus!“

Den Brief in der Hand rührte er sich nicht von der Stelle; den Kopf zur Seite geneigt, versperrte er diesem schönen Wesen den Weg und betrachtete ihre ganze rosige Erscheinung an diesem rosigen Morgen. Sie glaubte, daß er auf den Lohn für seinen Gang warte und sagte: „Ich habe kein Geld, man wird Dich dort schon bezahlen.“ Aber er schien nicht zu verstehen; er blieb unbeweglich vor ihr stehen, und seine Lippen wurden von Worten bewegt, die nicht heraus wollten. Und erst als die junge Frau, um weiter gehen zu können, ihn mit einer barschen Bewegung beiseite geschoben hatte und bei der Biegung eines Holzschlages verschwunden war, setzte er sich in der entgegengesetzten Richtung in Bewegung mit einem dumpfen Knurren, einer in der Tiefe seiner Kehle unartikulirt gebliebenen Klage.

IV.

Dem Pavillon gegenüber, an der Ecke der Straße von Corbeil und eines kleinen Landweges, der zwischen Weinbergen zur Seine hinab führt, steht, gegen die Mauer eines alten Parks gelehnt, ein Brunnen, der mit seinem Blechbecher an dem eisernen Kettchen allen Passanten wohl bekannt war. Der erste Laut, dessen Richard sich bewußt wurde, nachdem er aus seiner Lethargie, deren Dauer er nicht angeben konnte, erwacht war, war das Klirren des Bechers, den der Vorübergehende wieder zurückwirft, nachdem er ihn benützt hat. Er lächelte bei diesem Geräusch, das er von seiner Kindheit her kannte, öffnete die Augen und beobachtete von seinem Bette aus in der durch das Herablassen der Vorhänge bewirkten Dämmerung auf der weißen Zimmerdecke, wie von einer laterna magica auf Laken reflektirt, das mikroskopische Schattenbild eines Straßenbettlers, der seinen Quersack wieder auflud, nachdem er an dem Eckbrunnen gerastet hatte.

„O, die Straße!“ sagte er ganz laut, glücklich über diese wieder gefundene Erinnerung. Zugleich aber wurde die Erinnerung an sein Unglück in ihm wach. Es überlief ihn eiskalt, er fürchtete sich, und einem knabenhaften Antrieb folgend, schloß er die Augen, wie um wieder in den Zustand der völligen Entkräftung zu verfallen, in dem er alles vergessen hatte. Aber seine geschlossenen Augen sahen, seine Ohren, die er unter die Laken vergrub, hörten, und immer dieselbe fürchterliche Sache, seine Mutter am Eingang in den Laubengang, wie sie ihm zuschrie:

„Lydie ist durchgegangen!“

Infolge einer seltsamen Anomalie, in diesem sehr schlichten und sehr weichen, aber durchaus instinktiven Wesen ließ ihm die Eifersucht, diese grausame Chimäre, durch die er später bis zu einem Grade leiden sollte, daß er für eine Studie über diese Leidenschaft geradezu als Typus dienen konnte, nicht sofort ihre Krallen und ihre scharfen Zähne fühlen. Als er wußte, mit wem seine Frau davon gegangen, mit Charley, seinem Kameraden, wie sich der Junge selber nannte, dem Freunde, der seinem Herzen am nächsten stand, da fand er den Schlag gewiß hart; es war eine hinterlistig ihm beigebrachte, nicht turniergerechte Wunde, die gerade, weil er sie unerwartet empfing, ihn anfangs weniger schmerzte.

„Er! — Also er!“ Ein flüchtiges Rot auf seinen geisterbleichen Wangen, ein feuchter Schimmer, der seine guten, treuen Augen verschleierte, das war alles! Die Qualen der Eifersucht sollte er erst später durchkosten; sie ergriff ihn gewissermaßen erst im Rückschlag, aber dann auch bis zum Wahnsinn. Für den Augenblick ging alles in dem schwarzen Abgrund unter, der zu seinen Füßen gähnte und über den er gebeugt stand, ohne zu verstehen. Davongegangen! Warum? Was hatte man ihr gethan? Sie liebte ihn also nicht, ihn, der sie doch so sehr liebte!

Er saß an seinem Fenster, vor ihm dieser bekannte Horizont, wo alles ihn an Lydie erinnerte, und während der ganzen Zeit seiner Genesung war sein einziger Gedanke immer der: „Was ist vorgefallen?“ Er hätte gerne den Brief gelesen, den sie bei ihrer Abreise geschrieben hatte; die Mutter aber verbarg diesen Brief. Später, wenn er genesen sein würde. Es ständen Dinge, die ihm zu wehe thun würden, die ihm einen Rückfall zuziehen könnten. Diese Dirne, die würde damit ja nur zu zufrieden sein.

In Wahrheit aber klagte Lydies Brief die Schwiegermutter so klar und deutlich und mit einer so ehrlichen Empörung an, daß diese vor der Verzweiflung und vielleicht vor dem Zorne des Sohnes zurückschreckte, der nach achtjähriger Ehe noch so verliebt war wie am ersten Tage. Und gerade über die Beständigkeit dieser Liebe entsetzte sich die gute Frau besonders. Für sie wie für so viele andere Französinnen, die mehr Mütter als Gattinnen sind und auf das Kind all die zurückgedrängte Zärtlichkeit übertragen, die der Mann nicht genießen wollte oder nicht zu genießen verstand, für sie galt die Leidenschaft nur als ein Requisit der Romane und der Theaterstücke und das Leben zu zweien war für sie nur ein nüchternes Nebeneinanderleben gewesen. Wie hätte sie sich wohl die Heftigkeit dieses Verlangens erklären sollen, das sie in den Augen ihres Sohnes las, das nach Jahren noch ebenso unbezähmbar war, wie an dem Tage, als seine heißen Thränen auf die Fensterscheiben der Isba fielen!

„Nein, ich verstehe euch nicht, ihr Männer,“ sagte

sie zu ihm, als sie ihn an einem sonnigen Augustnachmittage bei seinem ersten Gang in den Park führte und stützte. „Ihr könnt also zu gleicher Zeit lieben und verachten? Du zum Beispiel denkst immer noch an dieses Weibsbild, die Dich betrogen hat, die mit einem andern zusammenlebt und Dich zum Gespött des ganzen Landes macht!“

Die Mutter fühlte den Arm, der sich auf den ihrigen stützte, erzittern, aber sie fuhr fort mit harter Stimme und mit den kalten Augen eines unerbittlichen Operateurs:

„Denke Dir nur, man kennt die ganze Geschichte, ihre Zusammenkünfte, die in unserem Hause stattfanden. Er stieg des Nachts über die Mauer.“

„Laß uns eintreten, Mama, ich bin ganz zerschlagen,“ murmelte Richard, indem er die Thüre des kleinen, hölzernen Hauses aufstieß.

Da er sich mit seinem ganzen Gewicht auf das Sofa fallen ließ, kreischten die zusammengepreßten Sprungfedern und derselbe Gedanke machte gleichzeitig Mutter und Sohn erröten.

„Um Deines Stolzes, um Deines Namens willen, lieber Junge, denke nicht mehr an dieses Weib, versprich es mir!“

Sie nahm ein Kissen fort, um sich dicht neben ihn zu setzen; ein paar Haarnadeln, die dort liegen geblieben waren, glitten ihr durch die Finger. Sie hob sie auf und warf sie mit einer Geberde des Ekels hinaus. Dann folgte ein dumpfes Schweigen, während dessen eine Schwalbe durch die weit offen stehende Thüre herein flog, längs der Dachbalken dahinschwirrte und dann wieder davon flog, so rasch wie die Laune einer Frau.

„Versprich es mir!“ wiederholte die Mutter sehr bewegt.

Richard antwortete:

„Nun gut, ich verspreche es Dir, aber unter einer Bedingung ... ich will wissen, ich will, daß Du mir sagst, wo sie sind!“

Sie fürchtete schon seinen Stolz und seinen Zorn zu sehr geweckt zu haben.

„Wissen, wo sie sind? Warum? Was willst Du thun?“

„Nichts! Bloße Neugierde!“

„Aber ich weiß es nicht, ich versichere es Dir!“

„Gut! Sie sind ja wieder zurück drüben auf Grosbourg; dort werde ich schon eine Antwort bekommen.“

In der Furcht vor einem Skandal versprach Frau Fénigan, selbst bei den Alcantaras Erkundigungen einzuziehen; selbstverständlich würde sie das eine Migräne kosten, wie jedesmal, daß sie einen Hut aufsetzte.

Zwei Tage darauf, als sie vor der kolossalen Rampe von Grosbourg aus dem Wagen stieg, traf sie die Herzogin in einem sehr vertraulichen und lebhaften Gespräch mit Herrn Alexander, bei dessen ironisch affektirtem Gruß es das Herz der Besucherin kalt überlief.

„Ich sehe Sie noch, Alexander!“ warf die Herzogin hin, indem sie Frau Fénigan in einen kleinen, mit alten Seidenstoffen tapezirten Ecksalon führte.

„Welchem Umstande verdanken wir diesen liebenswürdigen Besuch, Frau Notarin?“ sagte sie in einem Tone erheuchelten und hochmütigen Wohlwollens.

Die Notarin, die so korrekt mit ihrem Titel angeredet worden war und die bei allem, was Schreckliches und noch Unausgesprochenes zwischen ihnen lag, so empfangen wurde, sah sie vor Aerger fast berstend an.

„Mein Sohn Richard lag auf dem Tode, gnädige Frau!“

„Ach! Wirklich! So schlimm stand es! — Ich wußte es nicht!“

„Wie! Sie wußten nicht, daß mein armer Junge ...“

„Mein Gott, meine Liebe, das sind so heikle Dinge!“

Sie führte ein Flacon unter ihre Nase von hebräischem Schwung.

„Diese Sache berührte Sie aber doch nahe genug,“ murmelte Frau Fénigan.

Und plötzlich in einem Ausbruch ihres mütterlichen Grolles rief sie aus:

„Ach, Frau Herzogin, es ist ein großes Unglück, daß mein Sohn dem Ihrigen begegnet ist.“

Der kleine Kopf mit den zitronengelben Haaren hob sich mit einem häßlichen Lachen.

„Sie werden doch nicht am Ende Charlexis die Schuld an der Entführung Ihrer Schwiegertochter zuschieben wollen? Mein Sohn ist kaum achtzehn Jahre alt; er war noch auf der Schule ...“

Eine Thüre öffnete sich und zeigte in der Flucht der Empfangsräume das traurige, gramdurchfurchte Gesicht des Generals, der sich mühsam auf die Armlehne seines Lehnstuhles stützte, um Frau Fénigan mit folgenden unverschämten Worten zu begrüßen:

„Ich will noch hinzufügen, verehrte Frau, daß unser Unschuldsengel mit einer Anleihe von hunderttausend Franken davon gegangen ist, die uns wahrscheinlich das Doppelte kosten werden, während seine Danaë sich rühmt, just mit dem einen Hemde geflohen zu sein, das sie auf dem Leibe trug.“

Während er sprach, reflektirte ein antiker Trumeau auf dem Kamin im kleinen Salon das Zittern seines langen Schnurrbartes, den ein gehässiges Lächeln aus seiner Lage gebracht hatte, und die verzweifelte Bewegung, die Magister Jean hinter dem großen Lehnstuhl mit seinem Cellobogen machte.

Frau Fénigan hatte sich erhoben, sehr würdevoll, und sagte im Herausgehen:

„Wünschen Sie Ihrem Sohne, daß er nie dem meinen in den Weg kommt!“

Der General erzitterte, aber die Herzogin beruhigte ihn:

„Laß sie nur! Der eine im Departement Seine-et-Oise und der andere auf dem Wege nach Indien! Die werden sich wohl schwerlich begegnen.“

Sobald aber Frau Fénigan im Wagen saß und der Wagen am Ende der Allee angekommen war, ließ man doch Herrn Alexander in den kleinen Salon kommen.

„Alexander!“

„Herr General?“

„Ein Auge auf den Richard! Verstehst Du? Wenn er die Gegend verläßt, fährst Du hinterher und hältst uns auf dem Laufenden.“

Und die Herzogin setzte hinzu:

„Was die Ausgaben meines Sohnes betrifft, so wenden Sie sich, was er auch von Ihnen fordern mag, direkt an mich!“

Der alte Haushofmeister verbeugte sich bis zur Erde und verließ Grosbourg mit tänzelndem Schritt.

Unterdessen durchmaß Richard mit wütenden Schritten den Salon in Uzelles und hörte den Bericht von Frau Fénigan an, die ganz vernichtet vor Empörung sich in einen Lehnstuhl zurückgelehnt hatte und ihren Hut mit den Bindebändern auf den Knieen hielt. Die Zähne auf einander gepreßt, hörte er den Bericht bis zum Schluß geduldig an; dann blieb er vor seiner Mutter stehen, zog sie zu sich empor, drückte sie an sein Herz und sagte in überquellender Zärtlichkeit, die bei dieser innerlichen Natur so selten war:

„Jetzt ist es aus! Du hast recht, dieses Weib ist unwürdig! Mag sie gehen, wohin sie will; wir wollen nie wieder davon sprechen!“

Er sagte das in der Ehrlichkeit seines Zornes, gequält von dem Gedanken, daß Lydie einen Schüler entführt, verführt hatte! Zum erstenmale empfand er das Ungeheuerliche und Verabscheuungswürdige dieses Abenteuers und erstaunte darüber, daß er, ohne es zu merken, so lange eine Kranke, eine Hysterische neben sich gehabt hatte; er rief seine Mutter als Zeugin dafür auf und die Mutter stützte und bestärkte seine Ansicht, glücklich darüber, daß sie ihren alten Platz wieder erobert hatte.

„Siehst Du, mein Sohn, wir selbst sind schuld daran. Wir haben sie uns im Findelhause ausgesucht. Damit erspart man sich allerdings den unerquicklichen Ballast einer Familie; aber dafür kriegt man auch eine Frau ohne Vorfahren, ohne Bürgen, gehüllt in ein geheimnisvolles Dunkel und behaftet mit allen möglichen Mängeln der erblichen Belastung. Dieses Frauenzimmer behauptete adeligen Blutes zu sein ... Man hatte ihr das im Kloster in den Kopf gesetzt. Auf alle Fälle rollte mit ihrem Adel sehr viel Schlechtigkeit in ihren Adern ... Komm, umarme mich, und dann wollen wir nicht mehr daran denken!“

Das versuchte er auch zu thun, indem er seinen Körper bis zum Zusammenbrechen ermüdete, um dann am Abend mit geballten Fäusten in Schlaf zu sinken. Ja, wenn er so eine häusliche Frau geheiratet hätte, wie seine Mutter eine war, die in ihrem Obstgarten, ihren Schränken, ihrer Wäsche und ihren Einmachgläsern ganz aufging, dann hätte Richard in dem Leben außer dem Hause für seinen Schmerz Zerstreuung finden können. Lydie aber, die kinderlos war und kein Hauswesen zu überwachen hatte, hatte ihren Mann überall hin begleitet, an seiner Seite gejagt und gefischt und wenn er jetzt die Erinnerung an sie fliehen wollte, so fand er sie gerade auf seinen Gängen und Fahrten lebendig und gegenwärtig wieder, als den Schatten seines entschwundenen Glückes.

Es war zwischen Ris und Juvisy, wo er einige Meter entfernt vom Ufer zum erstenmale nach der Abreise seiner Frau, sein Netz auswarf. Das Wasser, das hier sehr ruhig ist, zeigte ihm das Spiegelbild einer Steinhauerherberge, eines alten Wagenschuppens, der, fast bis an den Leinpfad heranreichend, mit seinem großen Strohdach und seinen hohen Fenstern mit den ganz kleinen Scheiben, einsam in die Lüfte ragte.

„Bin ich vielleicht zu sehr im Schilf?“ fragte Chuchin, der die Ruder führte, erstaunt über die Unbeweglichkeit seines Herrn. Richard antwortete nicht; er sah im Geist an dieser selben Stelle eine Scene aus ihrem Leben zu zweien: der Fluß war infolge eines Gewitters lehmig-braun gefärbt, der Himmel tiefschwarz, das Boot voll Wasser, und mitten in dem Platzregen Lydie, die abwechselnd schrie und lachte; sie hatte einen ihrer kleinen Schuhe verloren, er war ihr beim Aussteigen ins Wasser gefallen. Und dann das lange, düstere Wirtszimmer, wo Kerzen, die in leere Litergläser gesteckt waren, die wilden Köpfe der Steinhauer, Sandkärrner und der Schäfer beleuchteten, die auch von dem Platzregen überrascht waren und ihre großen, wollenen Mäntel vor dem Reisigfeuer trockneten, an dem Lydie, bis auf die Haut durchnäßt, sich zu erwärmen suchte, ihre Haare aufsteckte und sich höchlichst ergötzte an den brünstigen Augen und lüsternen Blicken dieser Faune, die die Breitschultrigkeit und die soliden Fäuste ihres Begleiters in angemessener Entfernung hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Wassili Tjorkin.

Von

P. Boborykin.

(Fortsetzung.)

VII.

„Du hast mich gefüttert, Sima! Wie es scheint, habe ich diesem Fruchtsaft übel mitgespielt . . .“

Tjorkin warf die Serviette auf den Tisch und reckte sich.

„Willst Du rauchen? Hast Du eine Pfeife? Ich werde sie sogleich holen.“

„Ja, ja! . . .“

In den Strohsessel zurückgelehnt, kniff er die Augen und warf seinen Blick auf das Waldstück hinter dem Gartenzaun.

„Was ist das für ein Segen!“ äußerte er mit gerührter Stimme. „Ah, Sima!“

„Ja, Lieber!“

„Du sagst zu allem ja, finde ich, auch ohne Ueberzeugung.“

„Wieso das?“

„Dir muß elend sein, Sima, als Liebhaberin bewohnter Orte. Du Aermste sitzest hier in diesem abgelegenen Winkel. Ich lebe nicht von Brot allein, sondern auch von Waldluft. Ich weiß selbst nicht, was meinem Herzen näher steht, Wolga oder Wald.“

Er öffnete die Augen, die mit großen, dunklen Sternen strahlten, und liebäugelte mit den hohen, runden Fichtenstämmen, die aus niederm, dunkelblättrigem Haselgestrüpp und sonstigem Unterholz emporragten.

„Dazu muß man geboren sein,“ antwortete Serafima leise, begann aber kein Klagelied über die Langeweile, die sie wohl in ihrer Einsamkeit während seiner Abwesenheit peinigte.

Er wäre gern auf sein Lieblingsthema gekommen, verzichtete aber darauf, weil er wußte, daß Serafima dafür kein Verständnis hatte, daß ihr seine unausrottbare Liebe zum Heimatstrom und zur Waldfreiheit verschlossen blieb.

„Du hast mir ja noch gar nichts von Deiner Mutter erzählt? Wie lebt und webt sie? Was treibt sie? . . . Sie muß nach allem, was Du über sie sagst, eine gesunde und thätige Natur sein.“

„Das schon, Wassia“ — Serafima unterbrach sich und rückte ihm näher: „Mama ist wieder zum alten Glauben zurückgekehrt.“

„Wieso zurückgekehrt? Sie war ja immer drin.“

„Sie mit Vater und mir,“ fügte sie lächelnd hinzu, „wir hielten uns zur Rechtgläubigkeit. Weißt Du?“

„Und jetzt?“

„Vorher hatten sie den popenlosen Glauben gehabt . . . Der alte Sauerteig zog aber nicht mehr: In ihrer Einsamkeit mußte sie etwas anderes haben . . . Da ist sie denn jetzt zu den ‚Zwiebäckern‘ übergegangen.“

„Zu was?“ fragte Tjorkin dazwischen.

„Zu den Zwiebäckern . . . Spaß! Das sind auch Popenlose, weißt Du. Sie haben nur keine entlaufenen Popen. Das Herumziehen mit diesen erregte Anstoß. Sie kosten viel Geld, die Polizei ist hinterdrein, und allerhand große Uebelstände sind mit ihnen verbunden.“

Tjorkin hörte mit Interesse zu und blickte unverwandt auf Serafima. Sie sprach mit einem heitern Ausdruck in den Augen, und ihr roter Mund umkleidete sich mit einer spöttischen Miene.

„Was soll Zwiebäcker bedeuten? Ich kenne diesen Ausdruck nicht.“

„Höre, Wassia! Ich werde ihn Dir erklären . . . Das ist ja doch alles . . . der reine Spaß! . . .“

„Wieso Spaß?“ fragte er streng. „Jedermann hängt an seinem Glauben. Das ist besser, als kein Gesetz zu kennen und keine Beschränkung für das in uns wohnende Tier zu haben.“

„Lieber, höre erst und rede dann. Ist das nicht erbärmlich? Meine Mutter, eine kluge Frau, ist immer Herrin ihres Kopfes gewesen und verfällt nun auf einmal in solche Schwärmerei!“

Und ohne ihm Zeit zur Einrede zu lassen, fuhr sie mit spöttischer Miene fort:

„Zwiebackisten heißen sie darum. Von irgend einem Aeltesten aus Irgisa oder sonst woher erhielt ein Vorsteher einen Sack mit Zwieback. Diese wurden von diesem zum Abendmahl verwandt. Ein entlaufener Pope war nicht zur Hand, und der Aberglaube war, daß diese zum Heile dienten."

„Was sollten denn diese Zwiebacke vorstellen?"

„Vorrat für das Sakrament — als Hostien — oder wie nennt man das?"

„A — ah! Und was nun?"

„Wassia, Du hältst es für ein Märchen ... Ha, ha!"

„Durchaus nicht, Sima! ... Es ist sehr begreiflich. Ich habe mich immer gern über den Raskol belehren lassen."

„Liebhaberei! Als der Alte nun zum Sterben kam, hinterließ er den Sack dem Vorsteher — natürlich einem Bauer — dessen Familiennamen ich vergessen habe. Nun fing der Sack an, von einer Hand in die andere zu gehen, durch Vererbung von einem Vorsteher zum andern. Selbstverständlich waren die ersten Stücke der Hostie längst aus einander gefallen; man buk aber die Krümel immer wieder zusammen und zerschnitt und trocknete sie zu neuen Stücken."

„So also!"

„Und wer diesen Sack in Verwahrung hatte, der hielt sich für eine Säule des Segens und größer als jeden Apostel ... Nun wird bei uns jetzt der Sack von einer alten Hexe aufbewahrt."

„Serafima, warum alte Hexe?"

„Deshalb, weil ich sie kenne. Ich habe sie schon als Mädchen gesehen. Die Alte ist Jungfrau geblieben ... Sie heißt Glafira Wlasjewna. Es ist eine einfache Bürgerin; ihr Handel ging schlecht, hat sich aber jetzt gehoben. Und wie Du denken kannst ... Ihr ganzer Anhang kniet vor ihr wie vor einem Götzenbild ... Im Gebethause neigt man sich vor ihr zur Erde ..."

„Deine Mutter auch?"

„Sie auch! ... Ist es nicht erbärmlich und schmachvoll für sie? ... Ich habe mich für sie geschämt, als sie sich, wie es schien, zum erstenmal in ihrem Leben so ereiferte ... Sie zerriß sich förmlich ... Aber höre weiter, was für Späße diese alte Hexe angibt ..."

Serafima stand auf und fing an, auf der Terrasse herum zu gehen, die Hände auf dem Rücken. Tjorkin folgte ihr mit den Augen und blieb am Tisch.

„Was thun!" äußerte er mit einer Kopfbewegung. „Wie Du sagtest, Sima, die alten Schauer melbeten sich wieder. Wahrscheinlich hielt sie ihren Uebergang zum Ketzertum für Trug und will die Schuld für sich und ihren Mann abbüßen."

„Das weiß ich nicht, Wassia, aber Du wirst gleich sehen, bis zu welcher Sinnlosigkeit und Lächerlichkeit das führt ... Zum Schluß der großen Fasten, bei den Vorbereitungen zum Abendmahl müssen sie täglich tausend Verbeugungen machen."

„Tausend!" rief Tjorkin.

„Und was für welche, meinst Du wohl? Nicht so wie beim Zunicken" — sie sprach dies Wort mit gerunzelten Brauen — „sondern wie es sich gehört. Mama sagt: ‚Mit Gliederverrenkungen.' Verstehst Du? Ha, ha!"

„Ich verstehe. Es ist ihnen gar nicht lächerlich."

„Sie ist auch nicht jung ... Du bist in meinen Augen solch ein Ritter ... Solltest Du aber an einem Tage tausend Diener machen und auf den Knieen die Treppen hinauf rutschen ..."

„Bei uns in Kladjeujez gab es auch Popenlose ... Wenn auch nicht solche mit entlaufenen Geistlichen."

„Sie liegen gekrümmt, sie sind förmlich zusammengeklappt mit gebogenem Rücken ... So verhalten sie sich bei der Beichte und erwarten das Abendmahl ... Der Vorsteher kommt und spricht: ‚Glafira Wlasjewna, sag, wer darf ein Stückchen bekommen und wer hat keins verdient?' Und dann gibt es Heulen und Wehklagen ... Doch aufzulehnen wagt sich niemand gegen Glafira Wlasjewna. Es gibt nur ein Mittel — sie anzubeten, vor ihr niederzuknieen, sich in jeder Weise vor ihr zu erniedrigen, nur damit sie sich erweichen läßt."

„Macht Deine Mutter etwa diese Mätzchen mit?"

„Sie ist Tag und Nacht um sie herum. Sie wollte mich auch hin bringen, was ich aber abgeschlagen habe. ‚Verschonen Sie mich mit diesen heiligen Dummheiten, Mamachen!'"

„Du hast doch nicht etwa ‚heilige Dummheiten' gesagt?"

„So habe ich gesagt."

„Wie ungehörig!"

„Was hast Du, Wassia? Du legst es heute förmlich darauf an, mich zu erzürnen. Von welchem Standpunkt aus! ... Du bist doch selbst von solcher Schwärmerei weit entfernt."

„Das ist Sache ihres Gewissens."

Tjorkin stand auf, ging an das Geländer und setzte sich darauf.

„Sieh, mir ist übel und weh um die Mutter ... Denke Dir, jetzt geht ihr ganzes Dichten und Trachten dahin, von der Glafira den Sack zu bekommen, wenn diese stirbt. Sie hat schon angefangen, ihr Geschenke zu geben. Sie ladet die Vorsteher und Lehrer zu Gaste, sie gibt auch sicher Geld ... Der Pächter der Mühle ist auch ein Popenloser und im Bethause immer einer von den Gerechten ... Wenn Du einmal hin reisen wolltest, Du würdest sie zur Vernunft bringen."

„Nein, Sima," sagte Tjorkin ernst und bestimmt;

„ich werde mich in diese Sache nicht einmischen. Deine Mutter ist frei, zu handeln, wie es ihr Gewissen ihr vorschreibt. Der Gemeinde wird sie nicht zur Last fallen ... Wir haben genug, um sie im Alter zu pflegen."

„Dann hat sie mich wieder ohne Not beunruhigt, Wassja!"

„Inwiefern? Du hast doch mit ihrer Zustimmung gehandelt!"

„Nicht deshalb, übrigens ... Sondern in Betreff der ..."

Sie stockte.

„Sondern wegen der Kalerkina."

„Sima, warum nennst Du Kaljeria Porfirjewna so? Das ist von Dir zu .... um es gelinde auszudrücken ... unzart."

„Nun gut, gut! Du weißt ja, daß die Mutter dabei auf meiner Seite war, daß ihr nicht das ganze Geld zufallen sollte."

„Doch jetzt denkt sie anders darüber?"

„Alles aus Heiligkeit! Sie will ja Nachfolgerin von Glafira werden. Sie bereitet sich darauf vor, Hüterin des Sackes mit den Zwiebacken zu werden!"

„Sima, es ist unrecht, so von Deiner Mutter zu sprechen, die auf Deine Seele keine Hoffnung zu setzen hat. Ich verstehe sie ganz und gar. Sie ist in sich gegangen und will sich von jeder sündigen Befleckung und von jeglichem irdischen Besitztum reinigen. Ob das Zwiebäcke sind oder etwas anderes, das bedeutet nur den Protest des Gewissens, und wir müssen ihr mit Ehrfurcht begegnen. Das ist bloß Aberglaube ..."

Serafimas Augen funkelten. Sie stellte sich gerade vor sein Gesicht hin und fuchtelte mit dem rechten Arm in der Luft."

„„Es ist immer noch nicht alles! Sie hat ihr Auge auch auf Kaljeria geworfen. Sie fühlt das Bedürfnis, sie auch anzubeten, gottselig vor ihr zu wandeln, sie durch christliche Tugend zu rühren und sie auch zu ihrem Glauben zu bekehren."

„Das sind Bestrebungen und Gefühle aller Fanatiker."

„Du hast selbst gesagt: Fanatiker!"

„Der Fanatismus — wie kluge Leute geschrieben haben — steht außerhalb der Vernunft, Sima!"

„Ach, richtig!"

Sie ging auf ihn zu, umfing seine Schulter mit beiden Armen, küßte ihn auf die Stirn und wurde ganz düster.

„Was regst Du Dich so auf?" fragte er ziemlich zärtlich.

„Darüber, Wassja, womit ich unser Wiedersehen nicht verbittern wollte ... und weshalb ich die unangenehme Unterredung auf morgen zu verschieben gedachte."

„Was für eine Unterredung?"

„Ich habe bei meiner Rückkehr einen Brief vorgefunden. Von ihr!"

„Von wem?"

„Nun, von Kaljeria. Sie geruht uns von ihrer Ankunft zu benachrichtigen."

„Das also!"

Tjorkin erhob sich und begab sich an die Treppe der Terrasse.

„Sima!" rief er, „zeige mir den Brief, wenn er keine Geheimnisse enthält."

„Sogleich! Es ist besser, so bald als möglich in den sauren Apfel zu beißen."

Sie eilte in das Zimmer.

VIII.

Zwischen zwei schön gewachsenen Fichtenstämmen, dicht am Pförtchen, war ein Brett zum Sitzen angebracht. Es zog Tjorkin dorthin in den Schatten und Wohlgeruch.

Er verließ schnell die Terrasse, durcheilte den Garten, erreichte den Wald und setzte sich auf das Brett. Serafima wird ihn daselbst bemerken und dorthin eilen. Man kann dort auch besser von Geschäften sprechen, unbelauscht von den Leuten.

Dies war sein erster Gedanke, den sie bei ihm angeregt hatte.

Ein Unbehagen, gerade wie bei Zahnweh, drang in sein Herz. Serafimas Ton bei Besprechung von Kaljerias Brief, ihre höhnischen Bemerkungen über die Mutter erregten seinen Abscheu und erinnerten ihn an seine Mitschuld gegen Kaljeria. Wie sollte er sich verantworten? Er war ihr Genosse. Sie hatte ihm zwei Drittel der Summe gegeben, die der alte Bjespalow seiner Nichte hinterlassen hatte. Zugegeben, er hatte einen Wechsel ausgestellt, für dessen Auslösung er schon im Winter einstand, so hatte er doch vollkommen gewußt, wo die Gelder herstammten. Hatte er ein Recht, sie zu benützen? Sie hatte Kaljeria sicher nicht geschrieben. Fast ein ganzes Jahr war seit jener Zeit vergangen, und er hatte sich nicht darnach erkundigt, ob sie Kaljeria vom Tode ihres Onkels in Kenntnis gesetzt, ob sie oder ihre Mutter derselben geschrieben hatten.

Welcher Art war noch ihre Gemeinschaft?

Seine Augen richteten sich mit umflortem Blick auf die Fassade der Datsche mit ihren Erkern, den Hähnen auf den steilen Dächern und dem Türmchen, in dem er sein Kabinet eingerichtet hatte. Sie leben dort nicht, sondern verbergen sich. Und seine Geschäfte gingen flott mit den verschwiegenen Geldern, und die, die für seine Frau galt, hatte er ihrem gesetzmäßigen Gatten gestohlen.

„Diebesdasein!"

Dies Wort bildete sich wie von selbst in seinem Kopf, wie ein deutliches Echo auf den Anruf des Gewissens.

„Ja, Diebesdasein!“ wiederholte er unwillkürlich; er wollte nicht mehr zu Selbsttäuschungen seine Zuflucht nehmen, wie er alle unaufrichtigen Beschönigungen zu seiner Rechtfertigung nannte.

„Es muß reine Bahn gemacht werden, und das gleich!“ entschied er, welcher unwandelbare und schnelle Entschluß ihn erleichterte und auf einmal von einem unerträglichen Druck befreite.

Serafima erschien in der Terrassenthür. Sie sah sich eilig nach rechts und links um, fand ihn nicht und blinzelte, indem sie mit den Augen im Garten suchte.

Ihre geschmeidige Gestalt stellte sich üppiger dar; ihre über den Rücken fallenden Haare gaben ihrer Schönheit etwas Ausgesuchtes, ungemein Malerisches. Zu anderer Zeit hätte er sich wohl auf sie gestürzt, um ihre feurigen, wundervollen Augen zu küssen.

In diesem Augenblick fand er kein Gefallen an ihr. Diese Frau trug eine neue schimpfliche Verirrung zur Schau, die Scheu vor einer Erklärung, in der er mit ihr wie mit einem Spießgesellen reden muß und wobei er sicher von ihr viel nichtsnutziges, scharfes Zeug hören und von neuem die weltkundige Weite ihres weiblichen Gewissens erkennen wird.

Und nicht zum erstenmal wird er empfinden, daß Schönheit noch nicht alles ist, daß die sinnliche Neigung ihn nicht völlig beherrscht.

„Wo bist Du?“ rief Serafima von den Stufen der Terrasse.

„Hier auf der Ruhebank! Im Walde!“

„Herrlicher Ort!“

Sie kam schnell, mit leicht erhobenen Füßen in Atlaspantoffeln über die weichen Nadeln heran und küßte ihn auf das Haupt.

„Erlaube! Hier wird auch für zwei Platz sein.“

Für beide war es so eng, daß ihre Schultern fast an seine Brust drückten. Er hob die Augen auf und fragte sehr leise:

„Hast Du den Brief gefunden?“

„Hier ist er.“

Sie hielt den Brief in der linken Hand, befreite die rechte zum Umwenden des Blattes, das in Oktavform mit einer großen, weitläufigen, fast männlichen Handschrift bedeckt war.

„Soll ich lesen?“ fragte sie.

„Ich kann es selbst.“

Bisher hatte er Kaljerias Handschrift nicht gesehen. Er entzifferte sie fließend. Serafima legte ihren Kopf auf seine linke Schulter und verfolgte mit den Augen den Lauf der Zeilen, indem sie den Brief nun zum viertenmale las.

„Siehst Du, Wassia, große Ideen von Orthographie hat unsere Schwester nicht. Sie schreibt ‚sich auf den Weg machen‘ ohne weiches Zeichen mit unregelmäßiger Deklination.“

„Ach, Sima!“

Tjorkin schüttelte den Kopf.

„Das ist das Schlimme am Weibe!“ dachte er. Die Bemerkung Serafimas war überaus kleinlich. Sich auf einen Schreibfehler verbeißen, noch dazu von solcher Geringfügigkeit, und das bei einem Briefe, auf dessen erster Zeile sich ihm ein außergewöhnliches Menschenkind offenbarte! Kaljeria schrieb einfach, ohne jegliche Umschweife und Anspielungen, und teilte ihre Reise nach der Wolga mit. Aus ihrem Briefe ging hervor, daß ihr die Tante über den Tod des alten Bjespalow geschrieben hatte, aber erst einige Monate nachher. Sie mußte auch nebenbei davon vernommen haben, daß ihr einige Gelder, die beim Onkel im Geschäft gesteckt hatten, zuständen. Darüber war sie als nichts Hauptsächliches leicht hinweg gegangen. Kurz und bündig wies sie darauf hin, daß sie etwas in ihrer Heimat plane, wozu sie etwas Kapital brauche. Sie wollle auch gern ihre Tante besuchen, an die sie an demselben Tage wie an Serafima schrieb. Es war klar, daß ihr die Geschichte ihrer Base bekannt war; trotzdem befanden sich in dem Brief weder Aufdringlichkeiten noch Phrasen von billiger Liberalität.

Tjorkin hatte etwas Salbungsvolles, Ausgeklügeltes, mit evangelischer Manier Vermischtes erwartet, von dem sich nicht das Geringste zeigte. So konnte nur ein tüchtiges, gutherziges Frauenzimmer schreiben, das weit entfernt von Unbildung, wenn auch vielleicht nicht ganz firm in den weichen Zeichen war.

Er las recht lange an den vier Seiten und hielt sich bei einigen Zeilen besonders auf. Serafima saß ungeduldig neben ihm.

„Das heißt,“ sagte sie, indem sie den Kopf von seiner Schulter hob, „Kaljeria Porfirjewna begnadigt uns erst hier und begibt sich dann zur Mama.“

„Möglicherweise ist sie morgen schon in Possad, wenn sie an demselben Tag abgereist ist, an dem sie sich angemeldet hat.“

„Ein Gast bei uns besudelt sich,“ brach Serafima heraus.

Das Wort „besudeln“ verfinsterte sein Gesicht.

„Wie, sollen wir sie nicht aufnehmen?“ fragte er ernst, während Serafima ihm an den Augen absah, daß er ihre Gefühle nicht teilte.

„Meinetwegen, nur, wo sollen wir sie unterbringen?“

„Oben! Da ist ja ein ganzes Zimmer.“

„Oben — Du ...“

„Was ist damit?“

Sein Blick sagte: „Kannst Du denn gar nicht verstehen, wie wenig mir Dein Betragen gefällt?“

Tjorkin erhob sich, streifte sie leicht an der Schulter und begab sich zum nächsten Stamm.

„Ist das Herkommen der Kaljeria Porfirjewna nicht wie ein Donnerschlag? Man mußte darauf vorbereitet sein. Nach ihrem Brief zu urteilen, ist sie durchaus keine Person, von der man irgend welche Ränke zu erwarten hätte."

„Stille Wasser ..."

„Genug, Serafima! Das ist ganz unschön! Worüber beklagst Du Dich? Das Mädchen liebt euch, verlangt nichts und wünscht augenscheinlich alles in Frieden und wohlgesittet zu schlichten ... Und wir — ich sage: wir, da ich auch eingemischt bin — wir verheimlichen vor ihr den allergesetzmäßigsten Thatbestand und haben ihr bislang noch nicht einmal eine Zeile geschrieben. Man muß auch die Ehre kennen."

Die Finger der rechten Hand begannen krampfhaft die Fichtenborke abzublättern.

Serafima nahm sich doch zusammen. Ihre Augen blitzten. Auf den Wangen trat um die Ohren ein rötlicher Fleck hervor."

„Wenn es nach Dir ginge," begann sie dumpf, wie mit zusammengeschnürter Kehle, „so müßten wir vor ihr auf die Kniee sinken, sobald sie nur auf der Terrasse hier erscheint, und um ihre Gnade flehen!"

„Entschuldigen müssen wir uns, das ist das erste Erfordernis."

„Solche Dummheiten!"

„Keine Dummheiten, Serafima, keine Dummheiten!" erklang seine Stimme strenger. „Das ist die Sache eures Gewissens, sie um Vergebung zu bitten; Deine Mutter hat sich auch dazu herbeigelassen; ich bin aber auch beteiligt. Ich habe thatsächlich von ihren Geldern, die ich von Dir empfangen habe, Gebrauch gemacht gegen ein nicht ihr, nicht Kaljeria Porfirjewna, sondern Dir ausgestelltes Dokument, als ob Du ihre rechtmäßige Vertreterin gewesen wärest. Ich nehme die ganze Schuld auf mich, werde das Geld aber nicht Dir, sondern ihr zurückgeben — erzürne Dich nicht!"

„Und wo willst Du es hernehmen? Hast Du es jetzt etwa gleich bereit? ... Von den zehntausend, die mir noch verblieben sind, fehlt auch schon der dritte Teil."

„Ich werde leihen."

„Drei- oder viertausend magst Du leihen, doch nicht zwanzig! ... Was bramarbasirst Du, Wassia; Kapital hast Du nicht, alle Deine neuen Geschäfte beruhen auf Kredit."

„Das ist das wenigste. Ich leihe auf den Batrak. Er gehört nur mir; ich gebe darauf Hypothek. Besorge nicht, daß ich Dich bloßstellen werde; ich werde gerade heraus sagen, daß Du nur aus reiner Güte zu mir geborgt hast."

„Von fremdem Gelde! ... Das will ich nicht! Wozu auch? Damit Dich Kaljeria für irgend einen dunklen Intriganten hält und Gelegenheit hat, mich zu einem ehrbaren Lebenswandel zu ermahnen? ... Du hast nicht das Recht, Dich so vor ihr zu beschmutzen ... Und warum das alles? Aus läppischem Stolz! Das heißt Anstellerei, aber nicht Ehrlichkeit. Mamachen trägt auch dazu bei. Sie weint Kaljeria etwas vor, klagt sich an, um leichter ihre einsiedlerische Reue ertragen zu können; dabei lockt sie Kaljeria ein paar weitere Tausend zu einer Gottgefälligkeit für popenlose, alte, verrückte Weiber aus der Tasche! ... Ihr habt Schwärmerei, aber keine Liebe. Ihr könnt nicht lieben! Darin liegt's!"

Ihr Busen wogte, die Arme schwangen Kreise in der Luft, ihre Haare hingen wirr um die Stirne.

„Sima!" sagte Tjorkin streng, immer noch am Baume stehend, „mein Gewissen werde ich Dir nicht abgeben. Meine Pflicht ist nicht allein, mich selbst von allen begangenen Versehen zu reinigen, sondern Dich auch zur Einsicht zu führen, daß es nicht ‚koscher' ist, wie der selige Iwan Prokopitsch in solchen Fällen zu sagen pflegte."

„Das soll und wird nicht geschehen! Ich werde mich nie vor Kaljeria preisgeben."

Um nicht vor ihm loszuschluchzen, floh Serafima zur Terrasse und merkte dabei nicht, daß er ihr Kaljerias Brief aus der Hand wand.

Tjorkin sah dies, ging leise nach, hielt an, setzte sich wieder auf die Bank und durchlas von neuem den Brief, ohne weiter die Freundin eines Blickes zu würdigen.

IX.

Halbwegs vom Walde verlief ein lehmiger, ausgefahrener Weg. Tiefe Radgeleise führten streckenweise neben einander her. Rechts und links wanden sich Fußsteige durch Haselgestrüpp und Buschwerk hindurch.

Auf einem dieser Pfade wandelte Tjorkin etwa um sechs Uhr abends. Die Hitze hatte noch nicht nachgelassen. Der Tag, obwohl im August, war drückend schwül.

Bei dem frühen Mittagessen hatte er sich wieder heftig mit Serafima ausgesprochen. Sie hatte nicht nachgegeben. Ihre Bosheit gegen Kaljeria erschien ihm noch unangemessener, und so hatte er zum Schluß der Mahlzeit geschwiegen, war dann hinaufgegangen, wo er nicht einschlafen konnte. Er hatte sich auf dem Wege nach Mirnowka in den Wald begeben, von wo er längst zurück war. Er hatte in Nishni erfahren, daß dort die Gattin eines Teilhabers seiner Dampfschiffgesellschaft auf einem Gehöft den Sommer verlebe.

Er wäre sehr froh gewesen, wenn er dort seinen

Abend in Familie hätte zubringen und erst spät nach Hause zurückkehren können.

Der Streit mit Serafima war der erste im ganzen Jahr. Dies erstaunte ihn selbst. Es beweist nur, daß er selbst so heruntergekommen ist, um ihren Nichtsnutzigkeiten im Reden und Handeln nicht entgegenzutreten.

Nicht Erbitterung befiel ihn, sondern die Last des Zweifels. Er wird so handeln, wie er diesen Morgen gesagt hat. Kein Flickwerk, kein „diebisches" Vorgehen wird er zulassen. Handelt es sich aber allein darum? Heute war ihm seine geistige Vereinsamung klar geworden. Serafima war ihm — eine Liebste, aber keine Gefährtin. Von den beiden Tjorkins, die unaufhörlich in ihm kämpften, hat sie nicht den erwählt, der noch der Hüter seines Gewissens ist.

In Serafima lernte er das Urbild der heutigen „Verirrten" kennen. Dies Wort hatte er nicht selbst erdacht, sondern in seiner Aufseherzeit von einem Ingenieur gelernt. Er — ein Bauernfindling, sie — ebenfalls Tochter eines Bauern, der in den Handel und noch dazu unter die Raskolniks verschlagen war. Was stellen sie nun mit einander vor? Durch ihr jetziges Leben sind sie ins Gedränge geraten, aus dem sie am Ende noch in den Kerker kommen können.

Ein eigentliches Verbrechen wird er nicht begehen. Er wird schon noch das Rechte finden. Er fühlt, daß über seinem Leben ein Vater mit der Seele von Iwan Prokopitsch Tjorkin wacht. Mit dem Bilde des Entschlafenen vernimmt er die Stimme des Rechts. Die hohe, selbstbewußte Gestalt steht vor ihm, und er lauscht nur auf die Rede mit wolgischem Accent, mit den glühenden Ausfällen gegen die gesellschaftlichen Ungerechtigkeiten und den räuberischen Geist, der alles beherrscht. Aber sich selbst erkennen ist schwer. Dagegen ist er sich um so klarer über das mit ihm verbundene menschliche Wesen. Ein Jahr hat ihm genügt, um in Serafima ein echtes Kind der allgemeinen russischen „Verirrung" zu erkennen. Sie liebt ihn leidenschaftlich — nichts weiter. Ihre Liebe füllt sie aus. Nicht ein einzigesmal hat sie mit ihm von ihrer Seele gesprochen, von dem, was sie im Leben aufrecht erhielte, ob sie in sich irgend ein Gesetz verspüre — ein dummes oder gescheites, zu welchem Ausgang das irdische Treiben führen solle, wozu sie sich zu bilden habe — zu einem weiblichen Wesen mit Regeln und Sitten oder lediglich zu einem Weibsstück, das nichts als sein Vergnügen kennt: Verhältnis, Ausschweifung, Putz oder sonstigen Tand.

Ja, sie ist — das echte Kind der Verirrung, eine Ausgeburt unserer Städte. Solche Frucht zeitigt eine jetzige Gouvernementsstadt mit ihren Vergnügungen, der Operette, den Klubs, der Lektüre schmutzigen Blödsinns, Verspottung der Ehrbarkeit, strenger Sitten, elterlicher Gewalt, alles dessen, was heute jeder Gymnasiastenknirps „dummen Idealismus" nennt. Die Studenten — dieselbe Sorte. Von den Herren — Offizieren, Advokaten, Beamten, Gutsbesitzern — lernt der Mädchennachwuchs allerhand Nichtsnutzigkeiten, gewöhnt sich an schamlosen Umgang mit ihnen, umgeben von unaufhörlichem Skandal, hört davon, wie heutzutage Männer und Frauen zusammen und wieder aus einander kommen, wie sich mit einander die „Verlassenen" beweinen, um dann von neuem zu heiraten, oder wie wohl gar nach der Scheidung die alten Gatten und Gattinnen wieder zu einander zurückkehren.

Ehescheidung! Serafima hatte im ganzen Jahr nicht ernstlich mit ihm über ihre Lage gesprochen. Was ihr Mann auch immer sein mochte, sie war doch von ihm geflohen; unmöglich konnten sie doch endlos solches „Diebesdasein" führen, wie er sich heut im Walde vor dem Gartenpförtchen ausgedrückt hatte. Sie will ihm nicht im Wege sein, ihn nicht in die Abrechnung mit ihrem Manne verwickeln, ihm ihre grenzenlose Leidenschaft beweisen. Das ändert aber nichts an ihrer Lage. Es drängt ihn zur Klärung, und vor allem will er nicht mehr die Rolle eines unbestraften Verführers fremder Ehefrauen spielen.

Man muß alles durch den Eheschluß begleichen. Er würde zur Ehe schreiten, wenn es nicht anders ging. Aber warum sich selbst betrügen? ... Auch im ehelichen Leben wird Serafima dieselbe bleiben. So lange ihre Leidenschaft vorhält, wird sie nicht von ihm lassen; später — kann er nicht für sie stehen. Schon jetzt, während ihrer glühenden Neigung zu ihm, entblödet sie sich nicht, ihre bösartige Selbstsucht zu zeigen. Mag er sich ihr auch mit Leib und Seele ergeben — er wird in drei bis vier Jahren an Stelle seines Herzens ein kupfernes Fünfkopekenstück haben — auch dann werden sie wieder eingewurzelte Genossen in allerhand irdischer Gemeinheit und Schmutz werden.

Tjorkins Gesicht erbleichte vor dieser Ueberlegung. Er verfolgte zögernden Schrittes den Waldweg und konnte sich nicht zum Ziehen der ihn erschreckenden Schlußsumme entschließen, da er sich vor einer unwiderruflichen Entscheidung fürchtete.

Dem schönen, üppigen Weibe gegenüber war er als Mann noch nicht erkaltet. Doch wollte er auch gern dem Menschen in ihr von ganzem Herzen ergeben sein, und das konnte er nicht. Sie hatte ihn nicht mit ihrer Leidenschaft angesteckt. Eigentlich wehrte er sich heute nur gegen einen Schatten.

Gegen sechs Uhr gelangte Tjorkin an den Waldrand. Vor ihm dehnte sich viele Dessiatinen weit eine Lichtung aus, die der Horizont begrenzte. Ueber niedriges Gestrüpp und Reihen von abgehauenen

Stümpfen hinaus gelbte ein Stoppelfeld, das sanft an einem Hügel emporstieg.

Diese Lichtung entriß ihn auf einmal seinem Nachdenken. Ihm that es um den Wald leid wie immer und überall. Er kam indessen bald zu der Ueberzeugung, daß dieser Aushau wahrscheinlich in ordnungsmäßiger Weise erfolgt sei. Er hatte so etwas von seinem Kutscher gehört. Der Wald war fiskalisch und erstreckte sich auf zehn Werste weit — halb in Nadelholz, halb in Schwarzholz — bis in die Gegend, in der er sich befand.

Er träumte davon, seine Hand auf die Waldschätze von Kostrowa zu legen. Er entsann sich wieder jenes Besitzes mit dem Park, der bis an die Wolga reichte und auf den er stundenlang mit neidischem Auge von den Glockentürmen aus geblickt hatte, die ihn der Vater hatte ersteigen lassen.

Das alles ließ ihn nicht los. Die Mündung und die obere Wolga werden seiner unausrottbaren Idee dienen — gegen die Verwüstung des großen russischen Stromes zu kämpfen.

Diese gärenden Gedanken brachten ihn wieder mit Serafima in Verbindung. Wenn er bei ihr laut von solchen Dingen träumte, dann hörte sie gleichgiltig zu oder sah nur die räuberische Gewinnsucht, die kaufmännische Gier nach Verdienst und Prahlerei.

Er ließ die Lichtung beiseite und schritt am alten Waldsaum entlang. Dort führte der Feldweg zwischen zwei Getreidefeldern hindurch.

An einem Streifen hatte die Ernte bereits begonnen. Zwei Weiber in Hemden und mit Kopfputz tauchten in dem Hafer unter, indem sie tief den Rücken bogen und dabei die Sichel in der Hand schwangen.

So arbeiteten sie schon vermutlich von fünf Uhr morgens an. Eine von ihnen nahm die Garbe und legte sie auf die übrigen Haufen, reckte den Rücken und nahm einen Schluck aus einem Krug.

Die Sonne warf ihr einen heißen Strahl gerade in das schwitzende und braun gebrannte Gesicht.

Wiederum führte ihn der Schnitt der Weiber in seine Kindheit in das Dorf Kladjenjez, das ihm schon lange gleichgiltig geworden war.

„Das ist sie also, die Erntezeit," dachte er und stand am Kreuzweg still, von wo aus er die Schnitterinnen nur mit ihrem gebogenen Rücken sehen konnte.

Das Mitleid, das lange in ihm geschlummert hatte, drang wieder zu seinem Herzen — das Mitleid mit der ganzen ländlichen Not, mit der unerträglichen Arbeit, dem erbärmlichen Lose. Dürre Erde, dürftiger Ertrag; der Schnitt von Dessjatinen gibt kaum Stroh; der Hafer, wie ihn die Weiber in Garben binden, ist minderwertig und ohne Gehalt.

„O, diese Last!"

Es zog ihn zum Dorfe. Er wußte den Weg dorthin nicht recht. Er sollte am linken Ufer des Flüßchens entlang führen, und jenseits einer Brücke sollten Dorf und Kirche liegen. So hatte ihm der Kutscher gesagt.

Vom Kreuzweg aus hielt sich Tjorkin rechts, schritt eine halbe Werst gradaus, schaute sich dann um, konnte aber weder Scheuer noch Garten noch die Dächer eines Wohnhauses entdecken. Man hatte ihm gesagt, daß sich vor dem Dorf eine tiefe Schlucht mit Eichenholz vorbeizöge.

Nichts war zu sehen. Tjorkin ging noch etwa hundert Saschen voran. Auf einem Acker mit Wintersaat arbeitete ein Bauer. Er mochte säen oder sich auch zum Feierabend rüsten; dort stand auch ein Wagen.

Er versuchte den Mann zu rufen. Der Bauer, ein junger Bursche in rosigem Hemde und Stiefeln, hörte nicht gleich, bemerkte dann aber, wie er mit der Hand winkte.

Der Bauer kam ohne Hut gelaufen.

„Wie geht man hier nach Mironowka?" fragte Tjorkin.

Jener begann heftig mit dem rechten Arm zu fuchteln, wand sich förmlich und schwieg.

Er benahm sich wie ein Taubstummer.

„Schon gut! Nicht nötig! Entschuldige!" erwiderte Tjorkin, und es that ihm in der Seele wehe, daß er den armen Kerl angerufen hatte. „Und sie leidet sicher!" dachte er gleich darauf. „Ich sollte doch nicht nervös wie eine zarte Dame, sondern darüber erhaben sein."

Er geriet immer noch nicht nach Mironowka, sondern gelangte nach der Lichtung zurück. Auf dem Umweg war über eine Stunde darauf gegangen. Um acht Uhr zum Thee würde er in der Datsche sein.

Der Taubstumme schaute ihm mit etwas verwunderten guten Augen nach und kehrte zum Wagen zurück.

X.

„Wohin ist Wassili Iwanytsch gegangen, nach welcher Richtung?"

Serafima befragte den Zwerg Tschurilin an der Freitreppe, auf der Seite des Thores.

Jener kam aus der Küche, die sich abgesondert in einem Flügelgebäude befand.

„Das kann ich nicht wissen, Serafima Jefimowna."

Tschurilin hielt sich die Augen mit seiner Kinderhand zu, wobei er errötete. Er fürchtete die gnädige Frau und erwartete, daß sie böse werden würde.

„Wie kannst Du das nicht wissen? Jemand hat ihn doch gesehen."

„Stjepanida Matwjewna sah ihn vielleicht."

„Nein, sie hat ihn nicht gesehen. Wo ist der Kutscher?"

„Der Kutscher ist nicht da ... Er führt die Pferde nach dem Vorwerk, um sie beschlagen zu lassen.“

„Ach, du mein Gott!“

Durch Flur und Gastzimmer stürzt Serafima nach der Terrasse, wo sie sich am Morgen mit Wassia geküßt hatte.

Er verbarg sich. Niemand hatte gesehen, wes Weges er gegangen war, nach der Stadt zu oder nach dem Walde.

In ihr kochte es bald, bald erstarb alles ... Sie hatte zum erstenmal in ihrem Schlafzimmer geweint, den Kopf in die Kissen gedrückt, um ihr Schluchzen zu ersticken.

Beim Essen hatte ihr Tjorkin kein zärtliches Wort gegönnt. Hätte er ihr die Hand gereicht, hätte er sie milde angesehen — sie hätte schließlich nachgegeben.

Während sie weinte, dachte sie: „Es ist doch besser, daß es bei Tische zu keiner Aussöhnung gekommen ist.“ Sie kann es nicht dulden und will es nicht, daß er sich vor solch einer „geißelwütigen Himmelsbraut“ — wie sie Kaljeria seit lange nennt — als Schelm und Dieb bezeichnet, daß er ihr die einsiedlerische Reue zeigt, die schon ihre Mutter Matrena Nilowna zur Schau trägt.

Seit einer halben Stunde, nachdem sie wegen Wassia besorgt geworden war, hat sie ihn oben und unten gesucht, durch alle Zimmer irrend ... Eine Angst hatte sie befallen ... Der Gedanke war in ihr aufgedämmert, daß er sie ganz habe verlassen können, also nicht zurückkehren würde, oder daß ihm etwas zugestoßen sei.

Auf der Terrasse ging sie von einem Geländer zum andern, schaute hinein in das finstere Dickicht, ging ungeduldig durch das Pförtchen in den Wald und setzte sich auf das Brett zwischen den Fichten, wo sie heute morgen zusammen gedrängt gesessen hatten, sie mit ihrem Haupt an seiner Schulter, während er den „schmierigen“ Brief von Kaljeria las.

Wieder war ihr die Kehle wie zugeschnürt. Sie weint.

„Nein, das ist nicht nötig! Das ist er nicht wert!“

Sie faßte sich, stand auf und strich mit leisen Schritten durch den Wald, die Augen rechts und links werfend, ob sie nicht irgendwo das helle Kostüm von Tjorkin entdecken würde.

Bei der Angst, daß er verschwinden könne, wandelten sich Kränkung und Beschuldigung in eine Art Verrat.

„Nun, angenommen,“ sagte sie nachdenklich, „ich und die Mutter haben der Kaljeria ihr Geld vorenthalten; warum das? Weil wir es für kränkend für uns hielten. Uebrigens habe ich ihm nie gesagt, daß Kaljeria keine Kopeke davon erhalten sollte! Das Geld arbeitet ja! So ist die Sache.“

Durch solche Ausrede beschönigte Serafima ihr Benehmen.

„Ich habe sie von der Erbschaft nicht benachrichtigt,“ fuhr sie in ihren Schlüssen fort, „ja, ich habe sie nicht benachrichtigt. Doch darin liegt die Sache nicht. Beim Himmel, hat er nicht alles selbst gewußt, hat er nicht von mir zwanzigtausend als Darlehen angenommen, wodurch sein Dampfer in Gang gekommen ist, der sich in einem Jahr bezahlt gemacht hat? Und jetzt kommt er — hast du nicht, kannst du nicht — als Biedermann und will mich durch seine Reinheit erdrücken! An ein ehrenhaftes Leben hätte er früher denken sollen, gerade wie meine Mutter. Nach eingestrichener Rechnung ist leicht Buße thun!“

Diese Folgerungen erschienen ihr unwiderleglich.

War es nicht beleidigend für sie, daß er sie einmal Genossin nannte, dann aber vor Katjeria bloßstellen wollte, während er sich selbst als gottesfürchtiger Mensch vor ihr aufspielte, um so ihre Gunst zu erringen. Aus diesem Kreisschluß konnte sich Serafima nicht herausfinden. Sie liebt ihn und ist bereit, ihre Seele für ihn hin zu geben, dafür soll er sie aber auch schützen und nicht preisgeben ... Und wem? Solcher Kaljerkina!

„Manndel und Weibel — sind ein Deibel!“ fiel Serafima ein und neben diesem Sprichwort die ganze Unterredung in der Datsche bei Moskau, als sie damals alle seine kleinlichen Krämerbedenken zerstreut und ihn veranlaßt hatte, die zwanzigtausend von ihr zu nehmen, damit nach Sormowa zu reisen und den Batrak aufs Wasser zu bringen. Edler wäre es wohl gewesen, damals abzulehnen, den Dampfer in Sormowa überwintern zu lassen und sich das Geld anderweitig zu verschaffen.

Es begann zu dunkeln, und lange Schatten fielen ... Sie streifte noch immer durch die Fichten. Wieder drang die Betrübnis in ihre Brust. Wohin ihm entgegen gehen? Nach Mironowka? Er hatte ja etwas von dem Besitzer des Gehöfts gesprochen.

Diese Quälerei wurde ihr unerträglich. Sie kehrte in die Wohnung zurück. Das geräumige Empfangszimmer war, wie die übrigen Räume, in Holz getäfelt, mit bucharischem Baumwollstoff drapirt und mit Wiener Möbeln versehen. Ein Pianino stand in der Ecke zwischen zwei Jardinièren.

Der Geruch von Fichtenholz erfrischte die Luft. Serafima liebte dieses Zimmer früh am Morgen und zur Abendzeit.

Sie öffnete nervös den Deckel des Instruments, ließ sich auf das Tabouret nieder und schlug eine ruhige und dabei düstere Weise an.

Es war die Einleitung zum dreizehnten Nocturno von Field. Sie konnte sie lange auswendig, schon seit ihrer Schulzeit, als sie dieselbe von einem alten

Klavierlehrer gelernt hatte, der einer der letzten Schüler von Field selber und in die Provinz verschlagen war. Die dreizehnte Nocturne hatte für sie etwas Symbolisches. Einst, wenn sie ihr Mann durch seine Ueberhebung und Herzlosigkeit gekränkt hatte oder während er im Klub ihr Geld verspielte, setzte sie sich an ihren Flügel und spielte, oft wider Willen, eben dieses Nocturno. Die Töne klagten unter den bebenden Fingern Serafimas. Sie führten ihr gleichsam ein dunkles Elend vor — Trennung von Wassia — einen andern, noch schwärzeren Verrat ...

Sie wäre froh gewesen, wenn sie die aufdringliche Melodie hätte abbrechen können, aber die Töne erklangen wie von selbst und verursachten ihr ein inwendiges Weinen. Ihr Weh verschärfte sich.

„Gnädige Frau!“ rief Stjepanida durch die Thür.

„Was willst Du?“

„Wo befehlen Sie zum Thee zu decken? Hier oder auf dem Balkon?“

„Auf dem Balkon! ... Nur thu es allein, ohne den Zwerg.“

Sie blieb am Pianino, spielte die Nocturne zu Ende und begann unermüdlich die traurige Musik von neuem.

An der Terrassenthür stand auf einmal eine kräftige Männergestalt.

Ihre erste Regung war, ihm um den Hals zu fliegen, etwas hielt sie auf dem Tabouret zurück. Tjorkin kam still heran und legte seinen Arm auf das Instrument.

„Was hast Du Dir denn gedacht ... Solch melancholisches Zeug?“

Sie hatte ihm diese Nocturne noch nie vorgespielt.

„So,“ antwortete sie kaum hörbar, stand auf und schloß das Notenheft. „Du bist im Walde spazieren gegangen, Wassia?“

„Ich wollte nach Mironowka, habe mich aber verlaufen.“

Er erzählte ihr sein Erlebnis mit dem taubstummen Bauer.

„Willst Du Thee?“

„Ja.“

Sie saßen ziemlich lange beim Thee. Die Unterhaltung drehte sich um gleichgültige Dinge. Er rauchte viel, was er selten that; auch sie rauchte zwei Cigaretten.

Einigemal flammte es in ihrem Busen förmlich wie von Funken auf, und sie war daran, sich ihm an die Brust zu werfen, wozu sie nur auf einen Blick wartete. Er sah sie aber nicht ein einzigesmal an.

„Du bist müde vom Wege, wie mir scheint ... Du hast wohl zwölf Werst zu Fuß gemacht.“

„Ja, ich will mich bald aufs Ohr legen.“

„Oben ist alles für Dich zurecht gemacht,“ sagte sie ruhig und stand auf.

In heißen Nächten schlief er im Türmchen, seine Bettstelle stand immer dort, und er kleidete sich auch dort aus. Er that das der Leute wegen, obwohl die Dienerschaft sie für Mann und Frau hielt.

„Gut. Danke! ... Für Dich ist es auch Zeit zum Schlafengehen!“

Niemals verabschiedete er sich von ihr ohne kräftigen Händedruck.

Oben im Turm begann Tjorkin sich langsam zu entkleiden, ohne Licht zu machen. Durch die beiden großen Fenster drang noch genug Schimmer. Es war gegen zehn Uhr.

Er legte sich in Hemdsärmeln auf ein kleines Sofa am Fenster neben dem Kleiderschrank und schaute auf die dunkle Waldwand und die vier neben einander stehenden Datschen.

Er hatte keine Neigung zum Schlaf. Seine Natur dürstete nach Abschluß und er war über seinen Kleinmut erzürnt. Unten beim Thee hätte er durch ein ernstes Wort in ihr das Verlangen erwecken sollen, ihre Schuld zu bekennen.

An der Schwelle knarrten leichte und schnelle Tritte.

„Wassia!“

Sie hatte ihn umfangen und küßte ihm Augen, Schultern, Hals und Arme.

„Ich thue, wie Du befiehlst! ... Herr Gott! ... Nur erniedrige Dich nicht ... Fange nicht damit an! Laß mich zuerst mit ihr reden ... Meine Wonne! ... Ich kann nicht anders. Töte mich, aber martere mich nicht!“

Er küßte sie auf den Mund. Sie verlor fast die Besinnung vor wahnsinniger Freude.

XI.

Durch die heruntergelassenen Vorhänge drang der Morgen in das Turmzimmer, und das Sonnenlicht spielte an den Wänden.

Tjorkin erwachte und schaute auf das bewegliche Flimmern.

Die Uhr zeigte halb sieben.

Sein erster Gedanke galt Kaljeria.

Sie hauste seit drei Tagen bei ihnen, dort unten im Eckzimmer. Am Abend nach seinem Streit und seiner Aussöhnung mit Serafima dort auf jenem Sofa war sie angekommen.

Serafima hatte ihn gebeten, sich nicht zuerst zu entschuldigen; er hatte sie beruhigt und ihr anheim gestellt, alles auszugleichen.

Nach dem Essen war Kaljeria unerwartet erschienen, in einem Wägelchen, direkt von der Station, mit einem kleinen Köfferchen, mit weißer Kamelothaube und nonnenhaftem Kleiderschnitt, ohne Sonnenschirm, obwohl die Sonne brannte.

Er hatte nie vorher ihre Photographie gesehen, sie sich als verlobdertes Mädel, als „Tscherinze“, vorgestellt; die Lektüre ihres Briefes hatte ihn etwas anderes ahnen lassen. Als sie nun vor ihnen — sie saßen auf der Terrasse — auftauchte und sie mit hoher, vibrirender Stimme begrüßte, da wußte er sie sogleich zu schätzen. Ihr Aeußeres, Kostüm, Ton und Manieren atmete denselben Geist, der ihm aus dem Briefe an Serafima entgegen getreten war.

Diese war anfangs etwas befangen, fing aber bald an, gewandt und stürmisch zu sprechen, küßte sich mit ihr, fragte sie aus und bewirtete sie. Verwandtschaftliche Klänge waren bei alledem nicht zu vernehmen.

Serafima stellte ihn einfach als „Wassja“ vor, ohne etwas hinzu zu fügen. Kaljeria sah ihn mit ihren klaren, großen Augen an und drückte ihm die Hand.

Der Abend verging in abgerissener Unterhaltung. Kaljeria erkundigte sich nach dem verstorbenen Onkel, nach der Tante; nach dem Gatten fragte sie Serafima nicht, den kannte sie nicht. Serafima hatte sich nach Kaljerias Abreise nach Petersburg verheiratet.

Gestern war er nur Zuhörer bei ihrer Unterhaltung gewesen, hatte aber selbst geschwiegen. Kaljeria hatte viel von Petersburg erzählt, von ihrer Schule, dem Krankenhause, den Krankenbesuchen, verschiedenen Professoren, Gefährten, Vorstehern und Vorsteherinnen, und nur beim Essen hatte sie einmal ausgerufen:

„Ich möchte gern bei uns an der Wolga etwas einrichten . . . im allerbescheidensten Maßstabe.“

Von Geldgeschäften — nicht den leisesten Wink.

Nach dem Essen hatte er sich absichtlich nach der Station begeben, um ihnen die Möglichkeit zu lassen, allein über die Erbschaft zu reden.

Als er wieder zurückkehrte, fand er sie im Garten, konnte aber nicht dahinter kommen, ob eine Auseinandersetzung stattgefunden hatte oder nicht.

Als er zu sich hinaufgegangen war, hatte ihm Serafima zugeflüstert:

„Sei unbesorgt, Gott sei Dank wird sich alles machen.“

Sie hatte nicht hinzugefügt, daß Kaljeria alles wisse.

Oben hatte er bis zwei Uhr nicht einschlafen können, war lange in seinem Zimmer auf und ab gegangen, hatte geraucht, sich langsam entkleidet und war erst so spät eingeschlafen.

Serafima hatte ihn seit ihrem Wiedersehen im vergangenen Jahr mit keinem Wort über Kaljerias Aeußeres aufgeklärt.

Sie hatte sie geißelsüchtige Himmelsbraut genannt, doch wußte er nicht, in welchem Sinne.

Das ganze Wesen Kaljerias hatte ihn vom ersten Augenblick an eingenommen und mit einem neuen und wonnigen Hauch umfächelt. Heuchelei oder starre Gottseligkeit waren ihr völlig fremd. Das Gesicht, sozusagen „heiligenbildlich“, aber nicht „holzgeschnitzt“, hatte etwas Durchsichtiges mit wunderbar feinen Linien. Die hellgrauen, echt russischen Augen schauten hell und klar in stiller, schmeichelnder Weise, wie die Augen einer Jungfrau, wenn auch nicht mit dem blendenden Feuer von Serafimas.

Die Gestalt war wunderschön und geschmeidig. Die Hagerkeit und der hohe Wuchs gaben ihr etwas Luftiges.

Das war alles nur äußerlich. Ihre Unterhaltung war eigenartig. Sicher lag ihr jeder irdische Gedanke fern, ihr Streben zum Wohle der Menschheit konnte kein Schein sein.

Wäre Serafima nicht gewesen, er hätte sich nicht gehalten, hätte sie bei der Hand ergriffen, sich zu ihr wie zu einer Schwester geneigt und ihr ohne Trug und Hehl alles bekannt, was er auf dem Herzen hatte.

Serafima dagegen, wenn sie sich ihr überhaupt eröffnet hatte, hatte dies sicher in arglistiger Weise mit der Beschönigung für sich und ihn gethan, damit die Sache ja klipp und klar wäre und sie zu guter Letzt noch Prozente von ihren zwanzigtausend und noch dazu alles, was sie noch nicht verbraucht hätten, bekommen würde.

Im Schlaf war ihm Kaljeria mit einem langen weißen Chiton und einem Licht in der Hand erschienen.

Ihr Gesicht schien mit rosenrotem Schimmer umflossen und ihr kastanienbraunes, goldig glänzendes Haar, wie sie es in der That besaß, wallte über die Schulter.

Er sprang vom Lager auf und begann sich sorgfältig zu waschen und anzukleiden. Der nächtliche Schauer war noch nicht vergangen.

Er kann und mag nicht noch einen Tag verleben, ohne sich mit Kaljeria von Grund seines Herzens auszusprechen. Er darf Serafima nicht gestatten, zu beschönigen, zu lügen und das wunderbare Mädchen anzuführen. Wozu das? Er wird doch alles auf sich nehmen. Ihm war doch bewußt gewesen, daß Serafima und ihre Mutter krumme Wege gingen, als sie ihm die Gelder liehen. Dieselben konnten doch verloren gehen, der Dampfer konnte verbrennen oder versinken. Dann konnten sie nichts von ihm bekommen, zumal er ihr das Dokument erst im Winter, fünf Monate nach dem Stapellauf des Batrak, gegeben hatte.

Serafima hatte ihn gebeten, sich vor Kaljeria nicht zuerst zu entschuldigen.

Daran war wenig gelegen! Das ist elende Bosheit, diabolische Eigenliebe, sinnlose Ueberhebung, Eitelkeit eines Frauenzimmers, das für den Tod nicht

will, daß ihr Wassja wie ein ehrlicher Mensch handelt, nur damit sich ihr Liebster nicht vor dem von ihr verabscheuten Mädchen demütigt.

Verabscheut! Warum? Das ist nur eingewurzelte Gewohnheit. Worin ist sie selbst denn dem allerverworfensten Weibsstück überlegen? Gestern hat er sie beobachtet. Nicht einen einzigen aufrichtigen Ton hat sie hervorgebracht, nichts von einer innerlichen guten Regung, nichts von Schuldbewußtsein gegen Kaljeria.

Er zog die Vorhänge auf und öffnete das Fenster.

Garten und Wald hauchten ihren Duft von Blumen und Nadeln, der Morgen war wundervoll, warm, mit der Frische des Waldesschattens.

Die Uhr im Saal unten schlug sieben. Serafima schläft natürlich. Er konnte leise hinuntergehen und auf der hintern Freitreppe zu ihr gelangen.

Aber zu was? Küssen? Dazu hatte er keine Lust, nicht die geringste. Ihm war es schon peinlich gewesen, als ihn Serafima gestern vor Kaljeria auf die Lippen geschmatzt hatte. Er war über und über errötet.

Sich mit Serafima über Kaljeria unterhalten? Sie zu fragen, ob gestern zwischen ihnen eine Aussprache stattgefunden habe? Er hätte es gar zu gern gewußt.

Serafima war im stande, zu lügen, ihm vorzureden, daß alles in Ordnung sei. Er konnte sich nicht auf sie verlassen. Es war keine Ehrlichkeit in ihr, wie sie jene geißelsüchtige Himmelsbraut atmet.

Dieser garstige Spitzname — garstig und unpassend — kam ihm so in Erinnerung, wie ihn Serafima mit ihrer eigenen Stimme hervorbrachte. Er empfand die Scham für sie und die Kränkung für Kaljeria.

Wofür soll er sie in Ehren halten? Schweigen? Wenn seine ganze Seele erbebt. Niemand kann ihm verbieten, sich selbst anzuklagen. Aber wird ihn Serafima zu einer Unterredung unter vier Augen mit Kaljeria gelangen lassen?

Das ist schon wieder Unsinn! Ist er denn schon ganz zum alten Weibe geworden?

Tjorkin blickte durch das Fenster. Es schien ihm, as ob sich etwas Weißes zwischen den Bäumen bewegte.

„Serafima?“ dachte er und zog den Kopf zurück. „Der Schlaf flieht sie... Das ist ihre boshafte Erregung und ihr sinnliches Ungestüm.“

Gewöhnlich stand sie spät auf und sielte sich gern im Bett... Aber jetzt konnte sie die Furcht aufjagen, Kaljeria möchte früher aufstehen und mit ihm zusammentreffen.

Dennoch war sieben Uhr für sie zu früh.

Wieder schimmerte es weiß zwischen den rosig braunen Fichtenstämmen.

„Ah, sie ist es!“ rief er laut und es überlief ihn kalt.

Sie, Kaljeria, in der Jacke, ohne Tuch um den Kopf, mit dem Haar ganz so aufgelöst, wie sie ihm im Traum erschienen war. Das durchzuckte ihn abergläubisch.

Sie geht mit gebeugtem Kopf, als ob sie etwas im Rasen suchte. Pilze? Das sähe ihr nicht gleich.

Sie ist's, sie! Einen bessern Augenblick findest du nicht. Aber sie ist in Jacke und Unterkleid! Darf man sie in solchem Aufzug überraschen? Solch eine Jungfrau wie sie?

Nichts da... darüber muß sie erhaben sein. Sie hat schon so viel Kranke, Männer, Entblößte gesehen, das kann ihr nichts ausmachen.

„Ich rufe sie an!“ entschied er, „und werde sehen, ob sie es übel nimmt oder nicht.“

„Kaljeria Porfirjewna!“ rief er durch das Fenster in deutlichem Flüsterton.

Serafima konnte nicht hören. Ihr Schlafzimmer ging nach der andern Hausfront.

Der Ruf gelangte zu Kaljeria. Sie richtete sich gerade, erhob den Kopf, erblickte ihn und erschrak ein wenig, wie es schien, winkte ihm dann aber freundlich zu und zeigte keine Verwirrung.

„Schön, guten Morgen!“ sprach sie oder glaubte er sie sprechen zu hören.

Ungestüm eilte er in den Garten.

XII.

Er stand vor ihr bei denselben Fichten, zwischen denen das Brett angebracht war, und drückte ihre Hand.

In der andern hielt sie ein Bündel mit Wurzeln und Kräutern.

„Verzeihen Sie, um Gottes willen, Kaljeria Porfirjewna — ich wollte Ihnen einen guten Morgen wünschen.“

Ihre hellen Augen sprachen: „Was da, hat nichts zu sagen; ich bin froh, Sie zu sehen.“

„Sie entschuldigen mich, Wassili Iwanytsch. Wir sind hier auf dem Lande. Ich habe mir die Haare noch nicht gemacht, so zog es mich in den Wald.“

„Das haben Sie hier gesammelt?... Ich dachte erst an Pilze?“

„Nein, es sind verschiedene medizinische Kräuter... Ich habe sie im Sommer bei Petersburg kennen gelernt.“

Ihre schlanke Gestalt bewegte sich aufrecht in der weiten Jacke mit Stickereien und billigen Spitzen um die Aermel und den Kragen, der den weißen, blaugeäderten Hals umgab. Solche Adern durchzogen auch die blaß rosafarbenen, fleckenlosen Wangen. Kaum bemerkbare Sommersprossen lagerten um die

Nasenwurzel; die Nase krümmte sich etwas an der Spitze, wodurch sie dem Gesicht die Strenge nahm. Der ziemlich große Mund hatte bleiche Lippen. Die goldigen Haare, die ihre Wangen umrahmten, verliehen dem ganzen Haupte einen besonderen Zauber.

Hier im kühlen Schatten des grünen Waldes mit den sonnenbeglänzten Fichtenstämmen zog ihn ihr keusches Wesen noch mächtiger an, als das gestern und vorgestern der Fall gewesen war.

„Sie stehen früh auf?“ fragte er.

„Winter und Sommer um sechs Uhr ... Ach, hier ist es schön!“

„Wollen Sie weiter, wo es noch schöner ist? ... Ich werde Ihnen den Weg weisen.“

„Kommen Sie, kommen Sie! ... Da wird es wohl auch noch mehr Kräuter geben.“

Er wagte es nicht, ihr den Arm zu bieten. Seine Aufregung wuchs, und leidenschaftlich drängte es ihn, sich ihr zu enthüllen, und doch graute ihm vor dem Augenblick, in dem sie vernehmen sollte, daß er nicht besser sei wie einer der Gauner, die ihm am Woskressenskithor in Moskau die Brieftasche gestohlen hatten.

Sie gingen zögernd; Kaljeria kam nicht vom Fleck, da sie sich fortwährend nach Pflanzen bückte. Sie sprach mit hoher, scharfer Stimme, recht nach Nonnenart. Ihn auszufragen, hielt sie nicht für angebracht, war auch nicht nach ihrem Sinn. Für sie, die Jungfrau, mußte es auch unpassend erscheinen, in das Verhältnis mit Serafima eindringen zu wollen. Irgend welchen Kummer über ihr früheres Leben bei den Eltern trug sie nicht zur Schau, war sich auch wohl nicht bewußt, daß weder die Tante noch die Base sie hatte leiden können.

„Was ist Simotschka schön geworden!“ flüsterte sie fast für sich. „Ihr seid ein Paar, Wassili Iwanytsch, Verstand und Liebe.“

Er errötete leicht.

„Sie verurteilen uns?“ fragte er, an einen Baum gelehnt.

„Für was, wegen was?“

„Nun, für unser Leben.“

„In welcher Hinsicht? Daß ihr, wie es scheint, nicht verheiratet seid? Ihr braucht es nicht. Der Herr übt Gnade auf mehr wie eine Weise. Wissen Sie was, Wassili Iwanytsch“ — sie holte tief Atem und hob den Kopf, um in den dichten Wipfel einer hohen Fichte zu blicken — „man mag mich vielleicht für eine Heuchlerin, eine Scheinheilige halten, seit einiger Zeit auch mitunter für eine — Geschorene, die an gar nichts glaubt. Mein Glaube ist sehr einfach. Wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, wie ich sage. Eines schickt sich nicht für alle — dem einen ist die Liebe rein sinnlich, irdisch ... Aber wenn man sein Gewissen nur nicht ertötet, kommt jedermann zu demselben Schluß, früher oder später. Mitleid muß man mit jedem lebenden Wesen haben ...

„Wer sich auch einbildet, daß er nicht lebt, sondern schwelgt, ist doch ein leidendes Menschenkind. Ist es etwa nicht so, Wassili Iwanytsch?“

„So ist's, so ist's!“

Er schaute auf sie, die bleiche, hohe mit dem wunderbaren Goldgelock — und Thränen stürzten aus seinen Augen. Ihre Worte verkündeten ihr Hellsehen, als ob sie in seiner Seele läse.

„Kaljeria Porfirjewna! Mütterchen!“

Die Thränen erstickten ihn. Sie betrachtete ihn etwas erschreckt.

Tjorkin — wie er da stand — brach vor ihr nieder auf die Kniee und schluchzte laut.

Sie verlor die Fassung nicht, nur sank das Kräuterbündel aus der linken Hand.

„Was ist Ihnen, Täubchen, Wassili Iwanytsch?“

Ihre schönen, geschmeidigen Hände mit den schmalen Fingern legten sich auf seine Schultern.

„Stehen Sie auf! Das taugt nicht! ... So kniet man nur vor Gott.“

In ihren Worten klang nicht die geringste Erregung eines Weibes. Sie dachte auch nicht eine Sekunde an den Ausbruch männlicher Leidenschaft.

„Er leidet,“ dachte sie, „seine Seele ist erkrankt!“

Tjorkin unterdrückte das Schluchzen, ergriff ihre Hand und küßte sie so ungestüm, daß sie sie ihm nicht schnell genug entziehen konnte.

„Was ist Ihnen? Herr Gott! Bin ich etwa eine Heilige? Wassili Iwanytsch!“

„Sie wissen nicht,“ brachte er mühsam hervor, „Sie wissen nicht, was mich bedrückt.“

„Stehen Sie auf, bitte!“

Er stand auf und trocknete sein Gesicht mit dem Tuch. Seine Augenlider blieben gesenkt. Er war mehr schamerfüllt, als er selbst geglaubt hatte.

„Nun, was ist Ihnen, Täubchen? Setzen wir uns auf die beiden Baumstümpfe dort, die expreß für uns zugehauen zu sein scheinen.“

Sie sprach heiter und sanft, während sie ihn unter den Arm nahm und hinführte.

In der Brust flatterten ihm „Schmetterlinge“ — wie er das ihm seit seiner Kindheit bekannte Gefühl nannte, wenn ihn etwas angenehm durchzog.

„Haben Sie sich beruhigt?“ fragte Kaljeria kurz. „Männern stehen Thränen schlecht ... Noch dazu vor mir ... Ich bin ja doch Christi Braut.“

Sie lächelte kaum merkbar.

„Kaljeria Porfirjewna, nehmen Sie einen Stein von meiner Brust.“

Das Geständnis spannte ihm den Busen; er erhob sich, that einige Schritte und setzte sich wieder neben sie auf einen kurzen, halb verfaulten Baumstumpf.

Und ziemlich ruhig bekannte er ihr, stellte ihr die Sache seinem Vorhaben gemäß so dar, daß er Serafima freisprach und sich als Hauptschuldigen darstellte.

„Ist das alles?“ fragte Kaljeria.

„Ist das nicht genug? Wissen Sie, wie ehrliche Leute das nennen? Ah! ... Von Ihrem Gelde habe ich ein Jahr lang gelebt und bis heute geschwiegen. Ich habe nicht nur selbst nicht geschrieben, sondern auch nicht darauf bestanden, daß sie Sie in Kenntnis gesetzt hat. Verzeihen Sie mir, um Christi willen! Nehmen Sie von mir das Geld wieder ... Ich kann es jetzt aufbringen, sogar ohne jegliche Störung meiner Angelegenheiten ...“

„Wassili Iwanytsch,“ unterbrach ihn Kaljeria. „Sie haben sich mir so herzhaft eröffnet! Sie haben ein sehr gutes Herz, so daß ich an Ihre Schuld gar nicht recht glaube.“

„Nicht glauben?“

„Es liegt auf der Hand, daß Sie Serafima weiß brennen wollen. Mir ist immer betrüblich gewesen, daß die Tante und Sima sich meiner nicht erbarmt haben ... Daraus mache ich vor Ihnen kein Hehl ... Brave Leute haben mich längst von allem in Kenntnis gesetzt ... Sowohl betreffs des vom Onkel hinterlassenen Kapitals, wie von allem übrigen. Ich habe abgewartet. Ich dachte mir — komme ich im Sommer, wird sich schon alles finden. So ist es denn gekommen; ich sehe ja nun, welchen Anteil sie daran gehabt haben. Sima hat Ihnen das Geld aufgenötigt ... Wahrscheinlich haben Sie es dringend gebraucht?“

„In der That.“

„Ihr beide habt aus Liebe so gehandelt. Was ist denn dabei verloren? Rein nichts. Wenn diese zwanzigtausend bei Ihnen im Geschäft stecken, vertraue ich sie Ihnen an. Sie haben Sima ein Dokument ausgestellt, das sie mir schon vorlegen wird ... Was an Geld noch übrig geblieben ist, teilt euch ... Ich brauche jetzt noch kein Kapital, das eilt nicht.“

„Wenn ich recht verstehe, so hat Serafima noch nicht mit Ihnen darüber gesprochen?“

Er fragte dies mit gerunzelten Brauen und unstätem Blick. Er schämte sich für Serafima vor dieser Uneigennützigkeit.

„Es eilt nicht, Wassili Iwanytsch ... Ich bleibe ja noch bei euch, wenn ihr mich nicht fortjagt.“

„Sagen Sie ihr nichts von dem, was soeben besprochen ist ... Kaljeria Porfirjewna, ich beschwöre Sie!“

Er ergriff ihre Hand und küßte sie.

„Was soll das! ... Man küßt nicht meine Hand!“

Ihre Wangen färbten sich und sie zog sie zurück.

„Täubchen, sagen Sie ihr nichts!“

„Da Sie sie also lieben, bringen Sie sie auf den rechten Pfad. Es ist aber nicht nötig, Wassili Iwanytsch, sich so vor einer Schwester zu beugen.“

„Da Sie sie also lieben!“ wiederholte Tjorkin nachdenklich Kaljerias Worte. In diesem Augenblick liebte er Serafima durchaus nicht, stand ihr mit seinem Herzen fern, in dem nur Furcht vor neuen, schweren Erklärungen sprach, sowie die Abneigung, seine Beichte mit dem zu besudeln, was er von Serafima würde über Kaljeria anhören müssen.

„Geben Sie mir Ihr Ehrenwort?“

„Ich verspreche, das genügt.“

Kaljeria stand auf. Auch er erhob sich.

„Täubchen, Wassili Iwanytsch, ich danke Ihnen sehr. Der Herr schickt sie mir — wahrhaftig. Sie werden mich in meinen Plänen unterstützen. Sie werden mir Ihren guten Rat nicht vorenthalten? Nicht wahr? Sie sind ein Mann der That. Nur, bitte, als ob zwischen uns nichts vorgefallen wäre. Es würde Sima kränkend sein, daß Sie sich mir eröffnet haben. Nicht so?“

„Ja, ja!“

„Warten Sie! Es kommt die Zeit, wo sie einsehen wird, daß Ihr Benehmen richtig war. Mit Ihnen muß sie dahin gelangen, wohin Gott sie haben will!“

„Leben Sie wohl! Ich habe Ihnen den Morgen geraubt und die Kräuter haben Sie durch mich verloren ...“

Mit freudiger Erregung drückte Tjorkin noch einmal Kaljeria die Hand und verschwand schleunigst im Waldesdickicht.

Man sollte sie nicht zusammen auf die Terrasse zurückkehren sehen.

XIII.

Stjepanida im festlichen Zitzgewande — im Hause weilte ja ein Gast — öffnete die Thür eines dunklen Schlafzimmers.

„Sie beliebten zu rufen?“ fragte sie von draußen.

„Wie spät ist es?“

Serafima merkte, daß es längst Zeit war, aufzustehen.

„Es hat neun geschlagen, gnädige Frau.“

Das Zwiegespräch ging mit halber Stimme.

„Und Kaljeria Porfirjewna?“

„Sie sind bereits mit den Hühnern aufgestanden und etwas im Walde spazieren gegangen. Jetzt lesen sie schon angekleidet ein Buch auf dem Balkon.“

„In den Wald gegangen? Allein?“

Die Frage veranlaßte Serafima, sich im Bett aufzurichten.

„Das habe ich nicht gesehen, gnädige Frau.“

„Ist Wassili Iwanytsch zu Hause?“

„Nein, sie sind nicht zu sehen, nur sind sie nirgends hingegangen, vielleicht sind sie zu Hause.“

Stjepanida war dahinter gekommen, daß die gnädige Frau, seit ihr „Schwesterchen" im Hause war, eine große Unruhe an den Tag legte, und so bereit sie auch war, ihr alles zu hinterbringen, scheute sie sich doch, ein Unheil anzurichten.

„Oeffne die Läden und hilf mir beim Waschen."

Serafima war nicht gewohnt, sich allein zu waschen oder anzuziehen. Sie trieb die Kammerzofe zur Eile an, fand, daß der Morgenrock schlecht gebügelt war; das Haar war bald mit einem hellen Foulardhäubchen geordnet, das ihr sehr gut stand. Immerhin nahm die Toilette eine halbe Stunde in Anspruch.

„Hat das Fräulein Thee getrunken?" fragte sie, nachdem sie ganz fertig war.

„Nein, noch nicht."

„Haben Sie nicht angeboten?"

„Sie haben sich Milch und ein Stück Schwarzbrot ausgebeten ... Der Samowar ist bereit ... Soll ich anrichten?"

„Richten Sie an ... Auf Wassili Iwanytsch braucht nicht gewartet zu werden, wenn er nicht zu Haus ist."

Als Serafima auf dem Korridor an dem Buffetzimmer vorbeischritt, bemerkte sie Tschurilin. Der Zwerg putzte Messer, indem er darauf spuckte.

Sie stand still.

Tschurilin!" rief sie ihn erzürnt an.

Er verbeugte sich vor ihr mit einer tiefen Verneigung seines ungeheuren Kopfes.

„Was ist das für eine Schmutzerei? Wie reinigst Du die Messer? Du spuckst ja darauf."

Sie nannte ihn absichtlich „Du", obwohl sie wußte, daß er erwachsen war.

Tschurilin errötete und zwinkerte wiederholt mit seinen gelben Augenlidern.

„Ich, Serafima Jefimowna, mitunter ..."

„Daß das nicht wieder vorkommt."

In der Thür wandte sie sich um.

„Ist Wassili Iwanytsch zu Haus?"

„Sie sind noch nicht zurückgekehrt."

„Gehen sie im Wald spazieren?"

„Kann ich nicht wissen."

Der Zwerg kniff die Lippen zusammen und warf die Augen umher. Er ahnte, daß ihn die gnädige Frau betreffs des Herrn ausfragte und zwar auf Grund irgend einer Beunruhigung. Wenn er es auch gewußt hätte, wann und mit wem Wassili Iwanytsch in den Wald gegangen war, so hätte er es ihr doch nicht gesagt. Zwischen ihm und den beiden Frauenzimmern — Stjepanida und der gnädigen Frau — war ein geheimer Kampf im Gange. Zu Tjorkin wuchs seine Zuneigung täglich.

„Kann ich nicht wissen!" konnte sich Serafima nicht enthalten, ihm nachzuäffen.

Der Zwerg machte sich mit glühenden Wangen daran, das Messer auf dem Tuch zu reiben; sobald Serafima den Rücken gedreht hatte, spuckte er wieder auf die Schneide.

Am Fenster des Gastzimmers bemerkte Serafima die weiße Haube und Pellerine von Kaljeria. Diese saß seitwärts am Geländer und las mit tief gebeugtem Kopf.

Sie konnte nicht unterlassen, Kaljeria zu betrachten. Nichts in ihrer Montirung noch in ihrer Haltung hatte etwas Gemachtes. Dennoch mißfiel ihr alles an dieser geißelsüchtigen Himmelsbraut. Sie glaubte weder an die Heiligkeit noch an ihr Wissen noch an sonst was! Diese „Schwarze" quält sie wie ein lebender Vorwurf. Mit ihr soll sie sich auseinander setzen, sich ihr fast für eine Verbrecherin erklären, um Frist wegen Rückgabe des Geldes bitten oder darum betteln, daß sie nachträglich das teilen, worüber sie und ihre Mutter längst verfügt haben.

Gestern hat sie schon mehrfach den Anfang auf den Lippen gehabt, doch war immer etwas dazwischen gekommen, bis zur Rückkehr Tjorkins aus dem Marktflecken. Jetzt war der beste Augenblick, aber Wassili konnte jeden Augenblick vom Spaziergang zurückkehren ... Vor ihm kann sie unter keinen Umständen solch ein Gespräch führen.

Wo trieb er sich umher? Sie konnten schon am frühen Morgen zusammen gegangen sein, während sie wie ein „Einfaltspinsel" zu Hause schlief.

Das Blut spielte in den heißen Wangen Serafimas.

Hatte er sie gar betrogen und seine Schuld vor dieser falschen Dirne bekannt?

„Bringen Sie den Samowar!" rief sie so laut, daß es Stjepanida hörte, und trat auf die Terrasse.

„Ach, Sima! Schön guten Morgen!"

Kaljeria stand auf und ging auf sie zu, um sie zu küssen.

Der Gruß „Schön guten Morgen" gefiel ihr auch nicht, sie fand ihn blaustrümpfig und geziert.

„Danke! Entschuldige! Ich habe mich verschlafen. Wir werden gleich Thee trinken ... Wassia warten wir nicht ab. Er ist verschwunden."

Kaljeria guckte unter dem steifen Rand ihrer weißen Haube hervor und fragte:

„Ist Wassili Iwanytsch noch nicht aus dem Walde zurück?"

„Du hast ihn doch nicht etwa gesehen?"

„Wir haben uns am Morgen dort getroffen. Ich habe Kräuter gesammelt. Wassili Iwanytsch ging in derselben Richtung ... Das ist schon lange her ... gegen acht ..."

Kaljerias Augen ruhten mit ihren hellen Sternen auf ihr und ihr Mund lächelte still.

Sie hielt es nicht für nötig, ihr Zusammentreffen zu verschweigen. Es hätte ihn nur in eine schiefe Lage

gebracht, wenn er vor Serafima selbst darauf angespielt hätte. Davon, daß er sich vor ihr entschuldigt, wird sie nichts sagen, weil sie ihm ihr Wort gegeben. Seine Seele ist erhaben, wenn auch sein Leben nicht frei von Anstoß ist. Sollte Serafima selbst von der Sache anfangen, dann würde sie es schon verstehen, Wassili Iwanytsch aus dem Spiele zu lassen.

„Ah so!“

Serafimas Kehle war sofort wie zugeschnürt.

Man brachte den Samowar. Sie goß den Thee auf und stellte krampfhaft die Tassen zurecht.

„Was liest Du für ein Buch, Kaljeria?“

„Ein für Dich wenig verständliches. Es handelt von Medizin.“

„Warum für mich unverständlich? Hältst Du mich für so dumm?“

„Gott behüte! Aber das Büchelchen ist nur für Apotheker.“

„Nun, gut!“

Serafima brannte schon der Kopf. Das stand fest, daß sie zusammen im Walde spazieren gegangen waren. Sicherlich hatte Wassja dabei nicht an sich gehalten, sondern war weich geworden, hatte alles gestanden und nachher gebeten, ihn nicht zu verraten.

Wenn dem so war, dann würde sie sich nicht durch Fragen an Kaljeria und ihn demütigen. Wollte er seine Würde nicht wahren und sich vor dieser Heiligen demütigen — um so schlimmer für ihn. Sie wird an seinem Auge, an seiner Stimme sofort merken, ob sie zusammen von dem Geld gesprochen haben oder nicht.

„Ah, Ihr seid hier!“ erklang Tjorkins Stimme vom Gastzimmer her.

„Er ist nicht über den Balkon zurückgekehrt, sondern auf einem weniger auffälligen Wege,“ überlegte Serafima schnell, indem sie sich erhob und mit ihm an der Thür zusammentraf.

Schweigend küßte er sie auf die Stirn.

„Er hat gebeichtet!“ schlug es ihr wie mit einem Hammer vor den Kopf.

„Du und Kaljeria seid schon spazieren gegangen?“ fragte sie laut, indem sie zum Tisch zurückkehrte. Er konnte ihr Gesicht nicht sehen, und ihre Stimme verriet sie nicht.

Tjorkin fing einen Blick von Kaljeria auf, der ihm sagte, daß es besser sei, die Frage von Serafima einfach dahin zu beantworten, daß sie im Garten zusammen spazieren gegangen wären.

Sie hatte ihm das Wort gegeben, nicht vom Bekenntnis zu sprechen. Darauf vertraute er.

„Ja, Kaljeria Porfirjewna und ich haben uns schon gesehen.“

Er reichte ihr freimütig die Hand, drückte sie und kam an den Tisch. Er hatte ganz unbefangen gesprochen. Was hatte er auch vor Kaljeria zu fliehen?

„Ich bitte, recht stark, Sima!“ fügte er in einem andern Tone hinzu und legte den Hut ab.

„Er hat gebeichtet, er hat gebeichtet!“ wiederholte Serafima bei sich, und ihre Hände zitterten, als sie den Thee eingoß.

Es wallte in ihr. Hätte sie doch Kaljeria in Stücke reißen können!

Wenn diese etwas Frommes oder Scheinheiliges gesagt hätte, sie hätte ihr die Augen ausgekratzt.

Die Nasenflügel zitterten und in den Augen sprühten Funken.

Tjorkin sah sie schräg an und ahnte die Möglichkeit eines Ausbruches.

„Ein göttlicher Morgen!... Und im Walde welche Seligkeit! Dieser Fichtenduft! Ich bin auf dieser Seite bis zur äußersten Ecke durch den Wald gegangen. Haben Sie viel Kräuter gesammelt, Kaljeria Porfirjewna.“

„Nein, die Trägheit siegte ... Ich wollte lieber schlendern.“

„Na ja, na ja! Verwischt nur eure Spuren!“ dachte Serafima, indem sie fortfuhr, Thee einzuschenken. „Sie haben ausgemacht, mich anzuführen wie einen Dummkopf.“

Ihre Hand zitterte so, daß sie auf das Theebrett übergoß.

„Ach, du Herrgott!“ brach sie heraus.

„Du bist zu hastig!“ sagte Tjorkin lächelnd.

„Gut, gut!“

Serafima hielt sich kaum. Sie war einem hysterischen Anfall nah und zerbiß sich die Lippen, damit aus ihrer Kehle kein Schluchzen drang.

„Ich muß auf den ganzen Tag in den Marktflecken,“ fuhr Tjorkin fort, seinen Thee schlürfend.

„Geschäfte?“ fragte Kaljeria.

Sie that, als bemerke sie Serafimas Nervosität nicht.

„Ja... Es trifft sich gut, Kaljeria Porfirjewna, daß Sie mit Sima zusammen bleiben ... Ihr werdet mancherlei mit einander zu bereden haben ... Ich möchte mich nicht zwischen euch drängen.“

Das hätte er besser nicht gesagt, aber es war geschehen.

„Was hätten wir für Geheimnisse,“ warf Serafima hin und stellte die Theekanne auf das Kohlenbecken.

„Solche gibt's wohl immer.“

Kaljeria wandte den Kopf nach Tjorkins Seite und lächelte ihm still zu. Dieses Lächeln schien zu sagen:

„Wenn Sie sich nur nicht selbst verplappern, ich werde Sie nicht verraten.“

Er trank seinen Thee aus und verabschiedete sich von ihnen.

XIV.

Tjorkin kam absichtlich recht spät nach der Datsche zurück.

Unten war kein Licht mehr. Auf der Freitreppe stolperte Tschurilin und drehte sich in der Dunkelheit wie ein Kreisel an den Tilbury heran, in welchem Tjorkin meist allein oder mit dem Kutscher fuhr.

Er übergab dem Zwerg verschiedene Pakete und sprang gleich auf die erste Stufe zum Aufgang.

„Sind Kaljeria Porfirjewna zur Ruh?“ fragte er Tschurilin.

„Ja, wohl.“

„Und die gnädige Frau auch?“

„Auch sie sind im Schlafzimmer. Ich habe kein Licht durch die Läden gesehen.“

„Nun, auch gut,“ dachte Tjorkin und rief dann dem aus dem Thore fahrenden Kutscher noch zu:

„Aufpassen! Der Fuchs muß besonders lange abgewartet werden. Er hat stark geschwitzt ...“

Er stieg nach seiner eigenen Stube die Hintertreppe hinauf und schickte Tschurilin schlafen.

„Schließlich,“ dachte er beim Auskleiden, „haben sie sich wohl ausgesprochen, und Kaljeria hat mich nicht verraten.“

Letzteres beunruhigte ihn am meisten. Wohl aus Feigheit vor Serafima? War er nicht Herr seiner Handlungen? Er hatte sie nicht angegeben, sondern sich selbst ... Damit kann er sich nicht aussöhnen, daß sie ihn beschworen hat, sich nicht vor Kaljeria zu demütigen ... Dieses höhere weibliche Wesen... Er — ihr Liebhaber — will der Jungfrau beichten, die sie haßt, weil sie so hoch über ihr steht.

„Ja, hoch,“ dachte er bestimmt und bereute seine Unterredung nicht. Ihm erschien die weiße Gestalt vom Walde mit dem wallenden Goldhaar, ihre klaren und scharfen Augen dringen in seine Seele. Ihre Schönheit ist keine sinnliche, die berauscht und benebelt, gleich der von Serafima.

„Berauscht? — und das sagt er jetzt, nach Ablauf eines Jahres?“

Plötzlich wurden Schritte auf dem Vorplatz über der Treppe hörbar.

„Sie ist's! Sie!“

Tjorkin hatte bereits alles abgeworfen und legte sich schnell noch ins Bett. Er hatte sich kaum zugedeckt, als sich die Thür öffnete.

„Du bist's?“ fragte er so leise als möglich.

„Ich!“ rief Serafima und trat mit schweren Schritten in das Zimmer, den Morgenrock schleppen lassend.

„Du hast Dich noch nicht niedergelegt?“ fragte er und wandte sich ihr zu.

„Du geruhst nicht, Dich zu mir zu bemühen,“ begann sie aufgeregt und so streng, wie sie noch nie mit ihm gesprochen hatte: „Fürchtest Du Kaljeria Porfirjewna? Du willst ihre jungfräuliche Schamhaftigkeit nicht verletzen ... Du wirst ja morgen mit dem frühesten ihr das auch beichten gehen! ...“

„Sima!“

Er fügte diesem Ausruf nichts hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Ich träume.

Von

Sully Prudhomme.

Hienieden welken die Blumen, die blühn,
Einst schweigt aller Vögelein Schallen;
Ich träume von Sommern, die ewig glühn,
Von Liedern, die nimmer verhallen.

Hienieden alle die Küsse verwehn,
Die Lippen, die rosig sie tauschen;
Ich träume von Reizen, die ewig bestehn,
Von Küssen, die nimmer verrauschen.

Hienieden hat jedes Aug' schon geweint,
Denn Lieb bringt und Freundschaft nur Leiden;
Ich träume von Pärchen, die ewig vereint,
Von Freunden, die nimmermehr scheiden.

Teß.

Von

Thomas Hardy.

(Fortsetzung.)

Ganz verstört wendete Teß sich Herrn Clare zu. Dem unvermeidlichen Einfluß seiner Nähe, ihrer Liebe zu ihm hatte sie widerstandslos nachgegeben, aber auf diesen Nachsatz, den auch Clare in der That nicht so bald hatte an sie richten wollen, war sie nicht gefaßt gewesen. Mit einer Qual, welche der Bitterkeit der Verzweiflung glich, flüsterte sie, wie sie geschworen hatte:

„O, Herr Clare, ich kann niemals Ihre Frau werden, niemals!"

Der Klang ihrer eigenen Worte schien ihr das Herz zu brechen und voll Kummer neigte sie ihr Haupt.

„Aber Teß!" rief er, indem er sie, erschreckt durch ihre Antwort, noch fester an sich zog. „Du sagst ‚nein' und dennoch liebst Du mich?"

„Ja, ja!" erwiderte das kummergebeugte Mädchen mit ihrer süßen, ehrlichen Stimme. „Und ich möchte lieber Ihr Weib als das jedes andern Mannes sein. Aber ich kann und darf Sie nicht heiraten."

„Teß," rief er, indem er sie von sich hielt, „Du hast Dich sonst schon jemand versprochen?"

„Nein, nein!"

„Weshalb willst Du mich denn abweisen?"

„Ich will nicht heiraten! Ich habe niemals daran gedacht, es zu thun! Ich kann nicht! Ich will Sie nur lieben!"

„Aber warum denn?"

Gezwungen, eine Ausflucht zu suchen, stammelte sie:

„Ihr Vater ist ein Pfarrer und Ihre Mutter wird es doch nicht gerne sehen, wenn Sie eine wie mich nehmen. Sie wird doch wollen, daß Sie eine Dame heiraten."

„Unsinn — ich habe mit beiden gesprochen: das war es zum Teil, weshalb ich nach Haus ging."

„Ich fühle es, ich kann nicht — niemals, niemals!" wiederholte sie.

„Habe ich Dich vielleicht zu früh gefragt?"

„Ja — ich habe es nicht erwartet."

„So wollen wir es noch eine Weile gehen lassen, Tessy, wenn Du es wünschest," erwiderte Angel, „ich gebe Dir gerne Frist. Es war allerdings etwas übereilt, heim zu kehren und Dir auf einmal alles zu sagen. Ich werde vorläufig nicht darauf zurückkommen."

Teß nahm aufs neue die blanke Rahmkelle zur Hand, hielt sie unter die Pumpe und begann ihr Werk abermals. Aber sie traf nicht wie sonst mit unübertrefflicher Genauigkeit die untere Grenze des Rahms, so oft sie es auch versuchte. Zuweilen fuhr sie in die Milch hinein, zuweilen in die Luft. Sie konnte kaum sehen; ihre Augen hatten sich mit großen Thränen gefüllt, die Zeugen eines Kummers, über den sie selbst diesem ihrem besten Freunde und Anwalt gegenüber sich nicht aussprechen konnte.

„Ich kann nicht abrahmen," sagte sie, sich von ihm abwendend, „ich kann nicht!"

Um sie nicht noch mehr zu erregen und zu hindern, begann Clare in mehr alltäglichem Ton zu erzählen:

„Du verstehst meine Eltern völlig falsch. Sie sind die einfachsten Menschen, die es gibt, und ohne jeden Ehrgeiz. Sie sind beide aus der alten, immer mehr zusammenschmelzenden evangelischen Schule. — Du bist doch evangelisch, Teß, nicht wahr?"

„Das weiß ich nicht."

„Du gehst doch regelmäßig zur Kirche und unser Pfarrer soll doch nicht sehr hochkirchlich gesinnt sein."

Teß' Ideen in Betreff des Gemeindegeistlichen, den sie jede Woche hörte, schienen noch verschwommener, als diejenigen Clares, der ihn noch niemals gehört hätte.

„Ich wollte, ich könnte mein Gemüt fester auf das richten, was ich dort höre, als ich es thue," bemerkte sie, „aber ich bin meistens sehr traurig."

Sie sprach so unbefangen, daß Angel in seinem Herzen fest überzeugt war, sein Vater werde in religiöser Beziehung nichts gegen sie einzuwenden haben, obgleich sie nicht wußte, zu welcher Kirche sie ihren

Prinzipien nach gehöre. Er selbst wußte, daß in Wirklichkeit der konfuse Glaube, zu welchem sie sich bekannte und den sie mit der Muttermilch eingesogen hatte, in der Phraseologie von Traktätchen bedingt und seinem Wesen nach pantheistisch war.

Er erzählte weiter von dem, was sich bei seinem Besuch ereignet hatte, von der Lebensweise und von dem Eifer seines Vaters für seine Ziele. Teß wurde heiterer und ihre Aufregung beim Abrahmen verschwand; Angel folgte ihr, wie sie eine Satte nach der andern fertig machte, und drehte den Zapfen, um die Milch abfließen zu lassen.

„Ich bildete mir ein, Sie sähen ein wenig niedergeschlagen aus, als Sie hereinkamen," wagte sie zu bemerken, ängstlich bedacht, das Gespräch von sich abzulenken.

„Nun ja," erwiderte er, „mein Vater hat mir allerlei von seinen Unruhen und Schwierigkeiten erzählt und dieses Thema hat meistens den Erfolg, mich zu verstimmen. Er ist so voll Eifer, daß er sich viele Angriffe und Verhöhnungen von Leuten zuzieht, die anderer Meinung sind als er, und ich mag nicht von solchen Demütigungen bei einem Manne seines Alters hören, besonders nicht, weil ich nicht glaube, daß eine solche Heftigkeit irgend etwas nützt. Er hat mir von einer sehr ungemütlichen Scene erzählt, an der er erst ganz kürzlich beteiligt war. Als Abgesandter irgend einer Missionsgesellschaft predigte er in der Nachbarschaft von Trantridge, einem Ort, der etwa vierzig Meilen von hier entfernt ist; seine Aufgabe brachte es mit sich, daß er einem jungen Wüstling ins Gewissen redete, dem er dort draußen irgendwo begegnete — dem Sohn eines Gutsbesitzers jener Gegend, dessen Mutter mit Blindheit geschlagen ist. Mein Vater redete ihn vom Fleck weg an und ein großer Skandal entstand. Ich muß sagen, es war närrisch von meinem Vater, mit einem Fremden in einen Streit sich einzulassen, wenn er aller Wahrscheinlichkeit nach nutzlos sein mußte. Aber was er für seine Pflicht hält, das thut er alle Zeit; kurz, er macht sich viele Feinde nicht nur unter den absolut Lasterhaften, sondern auch unter den Leichtlebigen, die nicht gerne geplagt werden. Er sagt, er rühme sich des Ungemachs und die guten Folgen träten vielleicht indirekt ein; aber ich möchte, er setzte sich jetzt, da er alt wird, nicht mehr so aus und ließe solche Schufte laufen."

Teß' Blick war hart und trübe geworden und ihr schöner Mund erhielt einen tragischen Zug, aber ihr Aussehen verlor seine Unsicherheit. Angels lebhafte Teilnahme für seinen Vater verhinderte es, daß er sie genau beobachtete; und so schritten sie die weiße Reihe der Milchgefäße hinab, bis sie fertig waren und sie hatten auslaufen lassen, die anderen Mädchen zurückkehrten und Deb kam, um die Gefäße für die neue Milch aufzustellen. Als Teß sich anschickte, aufs Feld zu den Kühen zu gehen, fragte Angel sanft:

„Und meine Frage, Tessy?"

„O nein, nein!" erwiderte sie mit der vollen Hoffnungslosigkeit, welche die Erwähnung Alec D'Urbervilles aufs neue in ihr hervorgerufen hatte. „Es kann nicht sein!"

Sie ging hinaus auf die Wiese und schloß sich den anderen Milchmädchen mit einer Eile an, als ob sie hoffte, in der freien Luft von dem Druck sich loszumachen, der so schwer auf ihr ruhte. Alle Mädchen gingen dem Orte zu, wo die Kühe in einer entfernteren Weide grasten; mit der kecken Grazie wilder Tiere bewegte sich der Haufe dahin und überließ sich dem Atem des Windes wie ein Schwimmer der Woge. Clare schien es plötzlich ganz natürlich, daß Teß einen Burschen von ungebändigter Natur sich wähle und nicht einen Mann aus den Heimstätten der Konvenienz.

IV.

Teß' Weigerung drückte Clare, obgleich sie unerwartet kam, dennoch nicht dauernd nieder: Er kannte die Frauen genug, um zu wissen, daß eine Verneinung bei ihnen häufig genug die Vorrede zu einer Bejahung ist; zum Glück für ihn wußte er nicht, daß es sich diesmal um eine große Ausnahme von der gewöhnlichen Tändelei der Sittsamkeit handelte. Daß sie ihm bereits erlaubt hatte, ihr den Hof zu machen, sah er für eine Sicherheit mehr an.

„Teß," fragte er nach wenigen Tagen, „warum haben Sie so durchaus bestimmt ‚nein' gesagt?"

Sie erbleichte.

„Fragen Sie mich nicht. Ich habe Ihnen schon gesagt, weshalb — zum Teil wenigstens. Ich bin nicht gut genug für Sie — Ihrer nicht wert."

„Wie? — Nicht feine Dame genug?"

„Ja — ungefähr das!" murmelte sie. „Ihre Verwandten würden mich verachten."

„Du verkennst sie in der That — sowohl meinen Vater als meine Mutter. Und was meine Brüder anlangt, so —" Er legte den Arm um ihre Taille, um sie zu verhindern, ihm zu entschlüpfen. „Du hast es nicht ernst gemeint, nicht wahr? — Ich bin fest davon überzeugt! Aber Du hast mir dennoch so völlig alle Ruhe geraubt, daß ich weder lesen noch spielen noch sonst etwas thun kann. Ich habe keine Eile, Tessy, aber ich muß es wissen — es von Deinen eigenen warmen Lippen hören — daß Du eines Tages die Meine sein willst — Du kannst selbst wählen, wann; aber eines Tages, nicht wahr?"

Sie konnte nur ihr Haupt schütteln und wendete sich von ihm ab.

Clare betrachtete sie aufmerksam und forschte in

ihren Zügen, als ob es Hieroglyphen wären. Die Abweisung schien wirklich ernst gemeint.

„So darf ich also nicht in der bisherigen Weise mit Dir verkehren? Ich habe kein Recht an Dir — kein Recht, heraus zu bringen, wo Du bist, oder mit Dir zu gehen? Sage es mir ehrlich, Teß, liebst Du einen andern?“

„Wie können Sie fragen?“ sagte sie, ohne ihre Zurückhaltung aufzugeben.

„Ich glaube, daß ich Dich genug kenne, um anzunehmen, daß Du die Wahrheit sagst. Aber weshalb stößest Du mich dann zurück?“

„Ich stoße Sie ja nicht zurück. Ich bin glücklich, wenn — Sie mir sagen, daß — daß Sie mich lieben; und Sie können es mir sagen, so oft Sie wollen, wenn Sie bei mir sind — und niemals wird es mich beleidigen.“

„Und dennoch willst Du mich nicht zum Manne?“

„O, das ist etwas anderes — nur zu Ihrem Wohle, geliebter Mann! Glauben Sie es mir doch — es ist nur Ihretwegen! Ich darf mir das große Glück nicht gönnen, Ihnen zu versprechen, in dieser Weise die Ihre zu sein — weil — weil ich sicher bin, daß ich es nicht sein darf.“

„Aber Du wirst mich ja glücklich machen!“

„Ach, das nehmen Sie an, aber Sie wissen es nicht!“

Nach Augenblicken wie diesen, wenn er annahm, daß der Grund ihrer Zurückweisung in dem Glauben bestehe, daß sie einem Manne wie ihm als Frau nicht genüge, so sagte er ihr stets, daß sie ebenso wohl unterrichtet als gewandt sei — und das war die Wahrheit, denn bei ihrer natürlichen Lebhaftigkeit und ihrer Bewunderung für ihn hatte sie seinen Wortschatz, seinen Accent, die Fragmente seines Wissens in überraschendem Umfange sich zu eigen gemacht. Teß selbst ging nach diesen zärtlichen Beteuerungen und einem solchen Siege über sich selbst am liebsten unter die entfernteste Kuh, wenn es Melkzeit war, oder in ihr Zimmer im Augenblick der Muße und blieb schweigsam und in sich gekehrt.

Der Kampf war schrecklich; ihr eigenes Herz war so sehr auf Angels Seite — zwei Herzen gegen ein armes, kleines Gewissen — daß sie ihre ganze Kraft nötig hatte, ihre Entscheidung aufrecht zu erhalten. Mit einem festen Entschluß war sie nach Talbothays gekommen. Unter keiner Bedingung konnte sie ihre Einwilligung zu einem Schritte geben, den ihr Gatte später vielleicht bitter bereute; und sie hatte die unerschütterliche Ueberzeugung, daß sie das, was ihr Gewissen über sie entschieden, als sie noch frei war, jetzt unbedingt halten müsse.

„Warum erzählt ihm nicht jemand alles über mich?“ fragte sie sich. „Es ist doch nur vierzig Meilen von hier passirt — warum ist es nicht bis hierher gedrungen? Irgend jemand muß es doch wissen.“

Aber niemand schien es zu wissen, niemand erzählte es ihm.

Zwei oder drei Tage vergingen, ohne daß etwas geschah; Teß sah indes an den feindlichen Gesichtern ihrer Zimmergefährtinnen, daß diese sie nicht nur für Angels Günstling, sondern für seine Erwählte hielten; sie konnten sich freilich selbst überzeugen, daß sie sich ihm nicht in den Weg stellte.

Teß hatte vorher noch keine Zeit durchgemacht, in welcher ihr Lebensfaden so deutlich aus zwei Strähnen geflochten war als jetzt — aus Lust und Leid. Als das nächstemal Käse gemacht wurde, ließ man das Paar abermals allein. Der Meier selbst hatte die Hand dazu geboten; er sowohl wie seine Frau schienen schließlich gemerkt zu haben, daß zwischen den beiden ein gegenseitiges Interesse erwacht sei, obgleich sie so vorsichtig mit einander verkehrten, daß der Verdacht nur ein sehr schwacher blieb. Auf alle Fälle überließ der Meier sie sich selbst.

Sie zerteilten die Quarkmassen, bevor sie sie in die Fässer preßten. Die Operation glich dem Zerkrümeln von Brot in großem Maßstabe; inmitten der tadellos weißen Farbe des Käsestoffs hatten die Hände Teß Durbeyfields die Röte der Rose. Angel, der die Gefäße füllte, hielt plötzlich inne und legte seine Finger auf die ihren. Ihre Aermel waren bis über die Ellenbogen hinaufgeschlagen; sich niederbeugend, küßte Angel die Innenseite ihres zarten Armes.

Obgleich das Wetter jetzt im Anfang September noch schwül genug war, so hatte ihre Haut durch die Hantirung mit dem Quark dennoch eine feuchtkalte Temperatur angenommen und berührte seinen Mund wie ein frischer Pilz. Teß war indes ein solches Bündel von Empfindlichkeit, daß ihr Blut, durch diese Berührung beschleunigt, bis in ihre Fingerspitzen pulsirte und selbst ihr Arm heiß errötete. Dann erhob sie ihr Auge, als ob ihr Herz gesagt hätte: „Ist Zurückhaltung noch länger notwendig? Wahrheit ist Wahrheit zwischen Mann und Weib, wie zwischen Mann und Mann!“ und senkte sich zärtlich in das seine, während ihre Lippen in einem halben Lächeln sich röteten.

„Errätst Du, weshalb ich es that, Tessy?“ fragte er.

„Weil Sie mich sehr lieb haben.“

„Ja, und als Einleitung zu einer neuen Bitte.“

„O, bitte nein, nicht wieder!“

Eine plötzliche Furcht drückte in ihrem Blick sich aus, daß ihr Widerstand ihrer eigenen Begierde erliegen könnte.

„O Tessy,“ fuhr er fort, „ich kann mir gar nicht denken, weshalb Du mich so quälst? Warum täuschest

Du mich? — Du scheinst ja eine Kokette zu sein, bei meinem Leben, so ist es — eine Kokette ersten Ranges! Sie machen einen bald warm, bald kalt, gerade wie Du es thust; und das Letzte, was man erwarten sollte, in Thalbothays zu finden. — Und doch, Liebste," fügte er schnell hinzu, da er wahrnahm, wie weh ihr diese Bemerkung that, „weiß ich, daß Du das ehrlichste und fleckenloseste Mädchen bist, das je gelebt hat; wie kann ich Dich deshalb wirklich für eine Kokette halten? Teß, warum magst Du mein Weib nicht sein, wenn Du mich aufrichtig liebst, wie Du es doch zu thun scheinst?"

„Ich habe niemals gesagt, daß ich es nicht möchte, und ich könnte es nicht sagen, weil es nicht die Wahrheit wäre."

Der Ansturm besiegte ihre Ausdauer; ihre Lippen zitterten und um nicht zu unterliegen, eilte sie fort. Clare war so überrascht und schmerzlich bewegt, daß er hinter ihr her lief und ihr den Weg verlegte.

„Schwöre mir," rief er, sie leidenschaftlich umfassend, ohne an seine mit Käse beschmutzten Hände zu denken, „daß Du nie jemand angehören willst als mir!"

„Ich schwöre es Ihnen," rief sie aus, „und ich will Ihnen über alles Rede und Antwort stehen, wenn Sie mich jetzt gehen lassen. Ich werde Ihnen alles sagen, olles, was Sie wissen wollen, und alles erzählen, was ich schon erlebt habe!"

„Was Du schon erlebt host? Natürlich — das wird auch 'was Rechtes sein!" Er drückte seine Beistimmung in verliebter Satire aus, indem er ihr zärtlich ins Gesicht sah. „Meine Teß hat notürlich ebenso viel Erfohrung als jene wilde Winde an der Gartenhecke, die sich diesen Morgen zum erstenmal dem Licht der Sonne geöffnet hat. Erzähle, was Du willst, aber gebrauche keine Phrase für etwas, das ihrer nicht wert ist."

„Ich will es nicht untersuchen. Meine Gründe werde ich Ihnen morgen — nächste Woche mitteilen!"

„Sogen wir Sonntog?"

„Ja, om Sonntag."

Teß eilte fort und hielt nicht eher an, als bis sie in dem Dickicht gestutzter Weiden an der niedrigern Seite des Gutsgartens sich befand, wo niemand sie sehen konnte. Hier warf sie sich auf den raschelnden Untergrund von Stechgras nieder wie auf ein Bett und blieb hier liegen, leidgebeugt und dennoch von einer Freude durchwogt, die ihre Furcht über das Ende weit überwog.

In Wirklichkeit fing sie an, sich zu beruhigen. Jedes Schwanken in ihrer Brust, jede Woge ihres Blutes, jeder Pulsschlag, der in ihren Ohren sang, wor eine Stimme, die sich mit der Natur vereinigte, um gegen ihre Bedenken zu revoltiren. Ihn unbekümmert, ohne Nachdenken zu nehmen, sich mit ihm am Altar zu verbinden, nichts zu sagen und es auf eine Entdeckung ankommen zu lassen — das war es, was die Liebe ihr riet; und mit einem fast ekstatischen Schrecken sah Teß voraus, doß trotz so vieler Monate der Selbstkasteiung, des Ringens, der Pläne, in Zukunft der strengsten Absonderung zu leben, die Stimme der Liebe schließlich siegen werde.

Der Nachmittag schritt vor, sie blieb im Weidengestrüpp. Sie hörte, wie man die Eimer von ihren Ständen nahm, das „Waau, Waau!" welches das Zusammentreiben der Kühe begleitete — sie konnte sich nicht entschließen, zum Melken zu gehen. Man hätte ihre Aufregung bemerkt, der Meier sie geneckt, da er die Ursache ihres Wunsches, allein zu sein, leicht erriet, und das würde sie nicht ertragen haben.

Ihr Liebster ahnte ihren Gemütszustand und erfand eine Entschuldigung für ihr Ausbleiben, so daß man nicht weiter nach ihr fragte und über sie sprach. Um halb sechs ging die Sonne unter und der Mond erhob sich, einem Kürbis gleich, auf der andern Seite des Himmels. Die Weiden sahen aus wie Ungeheuer mit gesponnenen Haaren, der Nebel stieg. Teß erhob sich und begab sich, ohne Licht zu machen, in ihr Zimmer.

Es wor Mittwoch. Donnerstag kam; Angel schaute ous der Ferne gedankenvoll zu ihr herüber, aber er trat ihr nicht in den Weg. Die Milchmädchen schienen anzunehmen, daß irgend etwas Entscheidendes im Werke sei, denn in ihrem gemeinsomen Schlafzimmer enthielten sie sich jeder Bemerkung. Freitag ging vorüber, Sonnabend kam. Am andern Tage mußte der Würfel fallen.

„Ich will fortgehen — ich werde ja sagen — ich werde ihn heiraten — ich kann nicht anders!" hauchte sie eifersüchtig, als sie eins der andern Mädchen Angels Namen im Schlafe flüstern hörte. „Ich kann ihn keiner andern überlassen! Und doch ist es ein Unrecht gegen ihn und es kann ihn töten, wenn er es erfährt! O, mein Herz, mein Herz!"

V.

„Wer errät, was ich heute morgen schon Neues gehört habe?" sagte Meier Crick mit einem Rundblick auf die schmausenden Knechte und Mädchen, als er am nächsten Morgen beim Frühstück sich niederließ. „Na, was meint ihr?"

Der eine riet auf dies, der andere auf das. Nur Frau Crick schwieg, weil sie schon alles wußte.

„Nun," sagte der Meier, „es betrifft den losen Vogel von Kerl, den Jack Dolley. Er hat sich kürzlich mit einer Witfrau verheirotet."

Teß Durbeyfield erinnerte sich des Namens sofort, denn es war der des Knechts, der seine Geliebte im Stiche gelassen hatte und von der Mutter derselben in der Butterkarne so übel zugerichtet worden war.

„Und hat er, wie er versprochen, die Tochter der tapferen alten Frau geheiratet?" fragte Angel Clare über seine Zeitung weg.

„Durchaus nicht!" erwiderte der Meier. „Wie ich schon sagte, es ist eine Witwe, die er genommen hat, und zwar mit Geld — etwa fünfzig Pfund im Jahre — wie man sagt; und das ist es, was ihn gelockt hat. Sie heirateten in großer Eile; und dann sagte sie ihm, daß sie durch diese Heirat ihre fünfzig Pfund jährlich verloren habe. Und nun stellt euch den Gemütszustand des guten Jungen vor! Noch niemals haben Katz' und Hund ein solches Leben mit einander geführt als diese beiden! Nun, es ist ihm wohl gegönnt! Aber dauern muß einen das arme Frauenzimmer, das an einen solchen Lumpen nun Zeit ihres Lebens gebunden ist."

„Nun, die dumme Kreatur hätte ihm eher sagen sollen, daß der Geist ihres ersten Mannes ihn nicht in Ruhe lassen würde," sagte Frau Crick.

„Nun ja — ja!" antwortete der Meier unentschieden. „Du kannst Dir genau vorstellen, wie die Sache zuging. Sie wollte ein Heim haben und nicht Gefahr laufen, den Mann zu verlieren. — Glaubt ihr nicht auch, Mädels, daß es etwas Aehnliches war?"

Er sah die Mädchen der Reihe nach an.

„Sie hätte es ihm sagen sollen, gerade eben vorher, ehe sie zur Kirche gingen, wenn er ihr kaum noch auskommen konnte!" rief Marian.

„Ja, so hätte sie's machen sollen!" stimmte Izz zu.

„Sie hätte vorher einsehen können, wie er später sein würde, und ihn zurückweisen sollen!" rief Retty aufgeregt.

„Und was sagen Sie, Schönste?" fragte der Meier Teß.

„Ich glaube — sie hätte — ihm die Wahrheit sagen — oder ihn zurückweisen sollen — meiner Meinung nach!" erwiderte Teß, an ihrem Butterbrot würgend.

„Blind hätte ich sein müssen, wenn ich sowohl auf das eine wie auf das andere gekommen wäre!" sagte Beck Knibbs, ein verheirateter Hilfsarbeiter aus einer der Hütten. „In der Liebe wie im Kriege ist alles erlaubt. Ich hätte ihn geheiratet, gerade wie sie es gethan hat, und wenn ihm eingefallen wäre, mir auch nur zwei Worte darüber zu sagen, daß ich ihm nicht vorher etwas über meinen Narren von erstem Mann verraten habe, so hätte ich ihn niedergeschlagen mit einem Rollholz — ein armseliger kleiner Spatz, wie er ist; jede Frau hätte das wagen können!"

Die allgemeine Heiterkeit, welche diesem Ausfall folgte, wurde von Teß der Form wegen nur mit einem schwachen Lächeln unterstützt. Ihren Gefährten war das, was ihr als eine Tragödie erschien, nichts als eine Komödie, und es kostete ihr Mühe, die laute Fröhlichkeit zu ertragen. Sie erhob sich bald von der Tafel und ging mit dem Eindruck, daß Clare ihr folgen werde, einen schmalen, sich schlängelnden Pfad entlang, der bald auf die eine, bald auf die andere Seite eines mit Wasser gefüllten Kanals hinüber führte, bis sie den Varfluß erreicht hatte. Man hatte weiter stromaufwärts das Wasserunkraut geschnitten und große Massen desselben trieben an ihr vorbei — schwimmenden Inseln gleich, die fast groß genug waren, um sie zu tragen.

Ja, das war der Gipfel alles Leides! Eine Frau, die gezwungen war, die Geschichte ihrer Entehrung zu erzählen, — das schwerste Kreuz für sie selbst — schien der Welt nur ein Gegenstand der Heiterkeit! Das Volk lachte über ihr Martyrium!

„Tessy!" rief eine Stimme hinter ihr und Clare sprang über die Schleuse neben ihr. „Mein Weib — nun bald!"

„Nein, nein, ich kann nicht! Um Ihretwillen, Herr Clare! Um Ihretwillen muß ich ‚nein' sagen."

„Teß!"

„Nein, nein, ich kann nicht anders!"

Da diese Hartnäckigkeit allen seinen Erwartungen widersprach, so hatte er seinen Arm nach ihren ersten Worten leicht um ihre Taille gelegt, und er würde sie geküßt haben, wenn sie „ja" statt „nein" gesagt hätte; zartfühlend, wie er war, entmutigte ihn diese entschiedene Abweisung völlig. Er zog seinen Arm zurück und behielt seinen Kuß für sich.

Das entschied. Nur die Erzählung des Meiers Crick über die Witwe hatte ihr die Kraft gegeben, den Geliebten zurückzuweisen; in einem andern Augenblick würde sie unterlegen sein. Aber Angel schwieg, sein Antlitz sah verwirrt aus und ohne ein Wort ging er fort.

Beide trafen sich Tag für Tag, wenn auch weniger regelmäßig wie vorher, und zwei bis drei Wochen gingen so vorüber. Das Ende des September näherte sich; und je mehr der Monat vorschritt, um so lebhafter sah sie den Wunsch in Clares Augen wieder aufleben, sie abermals zu fragen.

Sein Operationsplan war jetzt ein anderer, da er nach und nach zu der Ueberzeugung gekommen war, ihre Abweisung sei nichts als Scheu und Jugend, die durch das Unerwartete seines Antrags zum Widerstande aufgeschreckt worden; die Befangenheit ihres ganzen Wesens, wenn die Sache irgendwie berührt wurde, unterstützte diese Annahme. Er spielte daher mehr die Rolle eines Schmachtenden, und weil er seine Zärtlichkeiten nicht zu wiederholen versuchte, meistens nur in Worten.

So warb Clare hartnäckig um sie in Untertönen die denen der rauschenden Milch glichen — unter der Kuh, beim Abrahmen, beim Butter- und Käsemachen

und zwischen den brütenden Hühnern — wie noch kein Milchmädchen von einem Manne seiner Art je umworben worden.

Teß wußte, daß sie unterliegen müsse. Sie liebte Clare leidenschaftlich; in ihren Augen glich er einem Gott, und da sie, obgleich nur wenig unterrichtet, instinktiv fein fühlte, so schrie ihre Natur nach seiner schützenden Führung. Und so waren die Worte, die sie sich stets wiederholte: „Ich kann nicht sein Weib sein!" vergebens. Jeder Ton seiner Stimme, sobald er von dem gewohnten Gegenstand zu reden anfing, rührte sie und flehte um den Widerruf, den sie so sehr fürchtete.

Seine Art war so sehr diejenige eines Mannes, der sie lieben, mit Zärtlichkeit umgeben und sie unter jeder Bedingung, unter allen Glücksfällen, unter jeder Veränderung und bei jedem Gerede schützen werde, daß ihre Melancholie um so mehr verschwand, je mehr sie sich in jener sonnte. Die Jahreszeit rückte inzwischen bis zur Tag- und Nachtgleiche vor; und obgleich es noch immer schön war, so wurden die Tage doch bedeutend kürzer. In der Meierei arbeitete man morgens lange Zeit bei Kerzenlicht; ein neuer Termin in Clares Prozeß fand eines Morgens zwischen drei und vier Uhr statt.

Sie war in ihrem Nachtkleid an seine Thür geeilt, um ihn wie gewöhnlich zu rufen; dann war sie zurückgekehrt, um sich anzukleiden und die anderen zu rufen; nach zehn Minuten ging sie der Treppe zu mit dem Licht in der Hand. In demselben Augenblick kam er in Hemdärmeln von oben herab und verlegte ihr mit ausgestreckten Armen den Weg die Treppe abwärts.

„Fräulein Flirt," sagte er mit Entschiedenheit, „auf ein Wort, bevor Sie die Treppe hinabgehen! Es sind jetzt vierzehn Tage vergangen, seit ich gesprochen habe, und so geht es nicht weiter. Sie müssen mir sagen, was Sie wollen, oder es bleibt mir nichts anderes übrig, als dies Haus zu verlassen. Meine Thür war halb offen und ich sah Sie. Ihrer eigenen Sicherheit wegen muß ich gehen. Verstehen Sie? Wie? Willigen Sie schließlich doch ein?"

„Ich bin gerade aufgestanden und es ist zu früh, mich zur Rede zu stellen!" schmollte sie. „Sie brauchen mich nicht Fräulein Flirt zu nennen — das ist grausam und unwahr. Warten Sie noch ein wenig. Bitte, warten Sie noch etwas! Ich will inzwischen ernstlich darüber nachdenken. Lassen Sie mich hinab."

Sie sah, während sie das Licht seitwärts hielt und durch ein Lächeln den Ernst seiner Worte abzuschwächen suchte, in der That ein wenig so aus, wie er sie bezeichnet hatte.

„Nun, so nenne mich Angel und nicht Herr Clare!"

„Also Angel!"

„Angel, Geliebter — warum denn nicht?"

„Würde das nicht heißen, als willigte ich ein?"

„Es würde nichts weiter bedeuten, als daß Du mich liebst, selbst wenn Du mich nicht heiraten kannst; und das anzuerkennen, hattest Du ja längst die Güte."

„Nun wohl denn, wenn es sein muß! Angel — Schatz!" murmelte sie, indem sie in das Licht blickte, während wider Willen ein schelmisches Lächeln um ihre Lippen irrte.

Clare hatte sich vorgenommen, sie nicht eher zu küssen, als bis sie ihm ihr Jawort gegeben habe; aber als er Teß jetzt so nahe vor sich sah in ihrem zierlich aufgesteckten Morgenkleid, ihrem vorläufig nur nachlässig geordneten Haar, da übermannte ihn seine Leidenschaft und brach er seinen Entschluß, indem er sich rasch niederbeugte und ihre Wange rasch mit seinen Lippen berührte. Eilig ging sie die Treppe hinab, ohne zurückzusehen oder ein Wort zu sagen. Alle anderen Mädchen waren bereits vorausgeeilt und die Scene war nicht beobachtet worden; dennoch sahen alle mit Ausnahme von Marian neugierig und mißtrauisch dem Paar entgegen, als es endlich in dem Zwielicht auftauchte, das die matten, gelben Strahlen der Kerzen mit der beginnenden Morgendämmerung bildeten.

Als das Abrahmen vorüber war, gingen Retty und alle anderen hinaus; die Liebenden folgten ihnen.

„Wie verschieden ist unser aufgeregtes, innerlich bewegtes Leben von dem ihren — wie, Tessy?" bemerkte Angel nachdenklich, den drei Gestalten mit den Augen folgend, als sie vor ihnen her durch das kalte, bleiche Licht des beginnenden Tages dahinglitten.

„Nicht so sehr verschieden, denk' ich!" antwortete sie.

„Und weshalb denkst Du das?"

„Es gibt nur wenig Frauen, die kein bewegtes Leben führten und nichts — zu — fürchten hätten!" erwiderte sie zögernd, als ob jedes neue Wort ihr eine neue Last auferlege. „Es ist mehr in den dreien, als Sie vermuten!"

„Was denn?"

„Fast jede von ihnen würde eine bessere Frau — ja, ja, gewiß — eine bessere Frau für Sie sein als ich. Und sie haben Sie vielleicht ebenso lieb als ich — fast ebenso lieb."

„O Tessy!"

An gewissen Zeichen konnte man erkennen, eine wie große Freude ihr sein ungeduldiger Ausruf bereitete, obgleich sie unerschrocken, ihrem Entschlusse gemäß, den Vorstoß gegen sich selbst zu Gunsten ihrer Gefährtinnen ausgeführt hatte. Jetzt hatte sie ihr Wort gehalten und versuchte kein zweitesmal mehr, sich selbst herabzusetzen. Ein Melker aus einer der Hütten vereinigte sich mit ihnen und kein Wort

fiel mehr über das, was sie innerlich so leidenschaftlich aufregte. Aber Teß fühlte, daß dieser Tag die Entscheidung bringen werde.

Am Nachmittag gingen einige aus dem Haushalt der Meierei mit verschiedenen Hilfsarbeitern wie gewöhnlich zu den entfernteren Wiesen hinab, um die Kühe zu melken, die nicht heimgetrieben wurden. Langsam nahm die Arbeit ihren Fortgang. Jeder volle Eimer wurde in große Kannen geleert, die auf einem Wagen mit Springfederachsen standen. Jede der Kühe trollte sich, sobald sie ausgemolken war.

Meier Crick, der mit da war, sah plötzlich auf seine schwere Uhr.

„Wahrhaftig, es ist später, als ich dachte!“ sagte er. „Wir werden nicht rechtzeitig genug an der Station sein, wenn wir heimkehren, um unsere Milch mit der andern zu mischen; wir müssen direkt von hier zur Eisenbahn fahren. Wer hat Lust, das Geschäft zu übernehmen?“

Clare meldete sich als Freiwilliger, obgleich es keine von seinen Arbeiten war, und fragte Teß, ob sie ihn begleiten wolle. Der Abend war, obgleich sonnenlos, dennoch warm und dumpf für die Jahreszeit, und Teß hatte sich deshalb mit nackten Armen und ohne Jacke zum Melken hinausgemacht; für eine Wagenfahrt war sie also gewiß nicht entsprechend gekleidet. Sie lehnte daher mit einem Blick an sich hinunter zögernd ab, aber Clare ließ mit Bitten nicht nach. Schließlich willigte sie, indem sie ihren Eimer und ihren Schemel Herrn Crick zum Heimtragen überließ, mit roten Wangen ein und kletterte neben Angel auf den Wagen.

VI.

Im schwindenden Tageslicht fuhren sie auf der flachen Landstraße durch die Wiesen, die in grauen Meilen sich dahin erstreckten und in weiter Ferne durch die dunklen und schroffen Abhänge von Egdon Heath begrenzt wurden. Den Gipfel desselben bedeckten Gruppen von Tannen, die aussahen wie zinnengekrönte Türme über den Fronten dunkler Zauberschlösser.

Angel und Teß wurden von dem Gefühl, bei einander zu sein, so völlig in Anspruch genommen, daß sie eine lange Zeit nicht daran dachten, sich zu unterhalten, und das Schweigen nur durch das Glucksen der Milch in den großen Kannen hinter ihnen unterbrochen wurde. Die Straße, der sie folgten, war so einsam, daß die Haselnüsse an den Zweigen blieben, bis sie aus den Hülsen fielen, und die Brombeeren in schweren Büscheln an den Büschen hingen. Dann und wann zog Angel einen von diesen mit der Peitschenschnur an sich heran, pflückte ihn ab und gab ihn seiner Gefährtin.

Der trübe Himmel begann zu sprechen, indem er einige Regentropfen als Herolde herabsendete, und die stagnirende Luft des Tages veränderte sich in eine Brise, die ihnen stoßweise in das Gesicht blies. Der quecksilberige Glanz der Flüsse und stehenden Gewässer verschwand; aus breiten Lichtspiegeln veränderten sie sich in Flächen von blindem Blei und dem Aussehen einer Raspel. Aber auch dies Schauspiel blieb, innerlich beschäftigt, wie sie waren, ohne Einfluß auf ihren Gemütszustand. Teß' Gesichtsfarbe, ein natürliches, durch die Jahreszeit gebräuntes Inkarnat, vertiefte sich durch den Schlag der Regentropfen auf die Haut; ein Teil ihres Haares, der, wie gewöhnlich durch den Druck des Kopfes gegen die Flanken der gemelkten Kühe sich gelöst hatte, hing unter dem Kalikohut hervor bis über den Nacken hinab und wurde feucht.

„Ich glaube, ich hätte nicht mitgehen sollen!“ murmelte sie mit einem Blick zum Himmel.

„Ich bedaure, daß es regnet!“ erwiderte er. „Aber wie froh bin ich, daß Sie bei mir sind!“

Das entfernte Egdon verschwand nach und nach hinter dem entfernten Dunstschleier. Der Abend wurde dunkler und da die Wege hie und da durch Thore gesperrt waren, so konnte man nur im Schritt fahren. Die Luft wurde wieder kalt.

„Es thut mir sehr leid, daß Sie mit Ihren ungeschützten Armen und Schultern frieren müssen,“ rief er. „Rücken Sie doch näher an mich heran, so wird der Regen Sie nicht so treffen. Ich würde noch trauriger sein, wenn der Gedanke mich nicht tröstete, daß der Regen mir vielleicht ein wenig zu Hilfe kommen könnte.“

Sie drückte sich in der That etwas fester an ihn, so daß er ein Stück Segeltuch, das zuweilen dazu benützt wurde, die Milchkannen gegen die Sonne zu schützen, um sich und sie herumlegen konnte. Da Clares Hände mit Peitsche und Zügel genug zu thun hatten, so hielt Teß es für sie beide fest.

„So, jetzt sind wir geborgen. Au — doch noch nicht ganz! Es rinnt mir den Nacken hinunter und bei Ihnen muß es noch ärger sein. So, jetzt ist's besser! Aber Ihre Arme sind kalt wie Marmor, Teß! Wickeln Sie sie doch in das Tuch. So, wenn Sie jetzt ruhig sind, so wird kein Tropfen Sie berühren. — Und — meine Frage, Schatz? Meine so lang ausstehende Frage?“

Die einzige Antwort, die er lange Zeit vernahm, war das Stampfen der Pferdehufe in dem aufgeweichten Boden und das Glucksen der Milch in den Kannen hinter ihnen.

„Erinnern Sie sich dessen, was Sie mir versprochen haben?“

„Ja!“ erwiderte sie.

„Werden Sie daran denken, bevor wir heimkommen?“

„Ich will es versuchen.“

Er schwieg.

Als sie weiter fuhren, hob sich die Ruine eines alten Schlosses aus der Zeit der Königin Karoline gegen den Himmel ab; man fuhr daran vorüber und ließ sie hinter sich zurück.

„Das ist ein interessanter, alter Ort,“ bemerkte er, um sie zu unterhalten, „eine der verschiedenen Residenzen, welche der alten normännischen Familie der D'Urbervilles gehörten, die früher in dieser Grafschaft von großem Einfluß gewesen sind. Ich kann an keiner ihrer ehemaligen Besitzungen vorbeifahren, ohne ihrer zu gedenken. In dem Erlöschen einer alten, berühmten Familie liegt etwas Trauriges, selbst wenn sie stolz und herrschsüchtig war und im Ruf feudaler Gesinnung stand.“

„Ja!“ antwortete Teß.

Sie krochen mühsam weiter bis zu einem Punkte in der Ausdehnung der Schatten vor ihnen, an welchem ein schwaches Licht aufdämmerte, einem Ort, an dem in gewissen Zwischenräumen stoßweise auf dunkelgrünem Hintergrunde aufwirbelnde Dampfwolken die Verbindung dieser abgelegenen Welt mit dem modernen Leben markirten. Drei- oder viermal am Tage streckte das moderne Leben seine Dampffühler bis hierher aus, berührte die eingeborenen Existenzen und zog sie schleunigst zurück, als ob das, was ihm in den Weg gekommen, ihm nicht verwandt gewesen wäre.

Sie erreichten das schwache Licht, das aus der qualmenden Laterne einer kleinen Eisenbahnstation kam — ein irdisches Licht, das armselig genug und doch in gewissem Sinne von größerer Wichtigkeit für Talbothays war als irgend ein himmlisches, zu welchem es in einem so erniedrigenden Gegensatze stand. Die Kannen mit der Milch wurden im Regen ausgeladen, während Teß unter einer benachbarten Stechpalme etwas Schutz fand.

Dann hörte man das Zischen eines Zuges, der fast geräuschlos auf den nassen Schienen daherkam, und die Milch wurde schnell, Kanne bei Kanne, in den Wagen gehoben. Die Lokomotive setzte sich pustend und stöhnend wieder in Bewegung und fast gleichzeitig kletterte Teß mit einer stummen Folgsamkeit, die für stark bewegte Menschen zuweilen charakteristisch ist, abermals neben ihren Geliebten auf den Kutscherbock; sie zogen das Segeltuch wieder über Nase und Ohren und tauchten in die dunkle Nacht zurück.

„Die Londoner werden die Milch schon zum Frühstück haben, nicht wahr?“ fragte Teß. „Fremde Leute, die wir niemals im Leben gesehen haben!“

„Wahrscheinlich! Obgleich nicht so, wie wir sie weggeschickt haben! Erst wenn sie getauft worden ist, damit ihnen ihre Kraft nicht zu Kopfe steigt!“

„Edelleute, Gesandte und Hauptleute, Damen und Marktweiber und kleine Kinder, die noch niemals eine Kuh gesehen haben!“

„Ja wohl, ja! Wahrscheinlich! Besonders Hauptleute!“

„Die weder von uns wissen, noch wissen, woher sie kommt, und sich nicht vorstellen, daß wir beide hier während der Nacht im Regen durch das Moor fahren müssen, damit sie sie zu rechter Zeit erhalten.“

„Ganz allein dieser kostbaren Londoner wegen sind wir aber doch nicht gefahren — sondern auch ein wenig unsertwegen, wegen jener zweifelhaften Sache, die Sie, liebe Teß, jetzt doch sicher zu einem guten Ende bringen werden. Erlaube mir, daß ich die Rede wieder darauf bringe. Du weißt, Du gehörst mir ja doch schon — Dein Herz wenigstens, nicht wahr?“

„Das wissen Sie so gut als ich! Ja, ja!“

„Nun, wenn Du mir Dein Herz geschenkt hast, weshalb denn nicht auch Deine Hand?“

„Nur aus Rücksicht auf Sie — einer Frage wegen! Ich habe Ihnen etwas zu sagen —“

„Aber denkst Du auch daran, daß es für mein inneres und äußeres Glück, für mein Gedeihen durchaus nötig ist?“

„Ja, ja — selbst wenn es für Ihr Glück durchaus nötig ist! Mein Leben, bevor ich hierher kam — ich möchte —“

„Nun gut, es ist sowohl für mein Glück wie für mein Gedeihen durchaus nötig! Wenn ich eine große Farm entweder in England oder in den Kolonien habe, so bist Du als Frau unschätzbar für mich — besser als eine Frau aus dem angesehensten Hause im Lande. Deshalb — bitte, bitte, liebe Teß, lege doch den Glauben ab, daß Du mir im Wege stehen würdest!“

„Aber meine Geschichte! Ich möchte, daß Sie sie kennten! Sie müssen mich sie erzählen lassen! Sie werden mich dann nicht mehr so lieb haben!“

„Wenn Du es wünschest, so erzähle nur, Geliebte! Also nur heraus mit Deiner kostbaren Geschichte! Ja, ich wurde geboren am soundsovielten, anno Domini —“

„Ich wurde geboren in Marlott,“ sagte sie, die Worte als einen Ausweg aufgreifend — leichthin, wie sie gesprochen worden waren, „und ich wuchs dort auch auf. Ich war in der sechsten Klasse, als ich die Schule verließ, und man sagte, ich hätte große Geschicklichkeit und würde eine gute Lehrerin abgeben; es wurde deshalb festgesetzt, daß ich eine werden sollte. Aber in meiner Familie war nicht alles, wie es sein sollte; Vater war nicht sehr fleißig und trank zuweilen.“

„Nun ja, ja, armes Kind, das ist nichts Neues!“ Er drückte sie noch fester an seine Seite.

„Und dann gab es noch etwas Ungewöhnliches

— in Betreff ihrer — in Betreff meiner — Ich — ich war —".

Teß atmete schwer.

„Nun ja, Geliebte, was macht das alles?"

„Ich — ich — bin keine Durbeyfield, sondern eine D'Urberville — ein Nachkomme derselben Familie, der das alte Haus gehörte, an welchem wir vorbeigekommen sind. Und — wir sind ganz — ganz heruntergekommen!"

„Eine D'Urberville! Wirklich? Und das ist die ganze Geschichte?"

„Ja," antwortete sie leise.

„Und weshalb sollte ich Dich deshalb weniger lieben?"

„Der Meier sagte mir, Sie haßten die alten Familien."

Angel lachte.

„Das ist in gewissem Sinne wahr. Ich hasse das aristokratische Prinzip, daß das Blut in erster Reihe kommt, und bin der Meinung, daß wir als vernünftige Menschen keinen andern Stammbaum zu achten haben als den geistigen der Weisen und Tugendhaften ohne Rücksicht auf körperliche Vaterschaft. Aber Deine Mitteilung interessirt mich sehr — ich kann Dir gar nicht sagen, wie sehr! Interessirt es Dich selbst nicht auch, daß Du von einer so bekannten Familie abstammst?"

„Nein! Ich habe es sogar für traurig gehalten — besonders seit ich hier bin und weiß, wie viele der Hügel und Felder dereinst meines Vaters Leuten gehört haben. Aber die Verwandten Rettys haben dereinst ebenso andere Hügel und Felder besessen und die Vorfahren Marians vielleicht andere, so daß ich es um so weniger für etwas Besonderes halten kann."

„Ja, es ist überraschend, wie viele Ackerknechte einst Herren des Bodens waren, den sie jetzt pflügen; und zuweilen wundere ich mich, daß eine gewisse politische Schule noch kein Kapital aus diesem Umstande geschlagen hat, aber es scheint, daß sie gar nicht darum wissen ... Ich bin erstaunt, daß mir nicht selbst die Aehnlichkeit Deines Namens mit D'Urberville aufgefallen ist und ich die Verstümmelung nicht erkannt habe. Das war also das ängstlich behütete Geheimnis!"

Noch hatte sie nicht davon gesprochen! Aber im letzten Augenblick fehlte ihr der Mut der Wahrheitsliebe und der Instinkt der Selbsterhaltung erwies sich stärker als ihre Aufrichtigkeit.

„Alles in allem," fuhr der ahnungslose Clare fort, „wäre ich froh gewesen, zu wissen, daß Du ausschließlich von der großen dumpfen, leidgewohnten Klasse und Masse des englischen Volkes abstammtest und nicht von jenem selbstsüchtigen Bruchteil, der groß ist auf Kosten des Restes. Aber ich bin durch meine Neigung zu Dir anderer Meinung geworden, Teß, (er lachte bei diesen Worten) und bin jetzt ebenso hochmütig und egoistisch! Deinetwegen freue ich mich Deiner Abstammung. Die Gesellschaft ist hoffnungslos protzig und das Faktum Deiner Abstammung wird die Aufnahme, die Du als meine Frau findest, wenn ich Dich erst so gebildet habe, wie ich es vor habe, merklich beeinflussen. Selbst meine Mutter, die gute Seele, wird infolge dessen besser von Dir denken. Du mußt Deinen Namen von heute an korrekt, das heißt D'Urberville, schreiben."

„Ich finde den andern viel hübscher."

„Da hilft kein Mäulchenspitzen, Du mußt! Mein Gott, wie viel Dutzend emporgekommener Millionäre würden vor Entzücken einen Purzelbaum schlagen, wenn sie ihn besäßen. Nebenbei, irgend einer dieses Schlages hat den Namen annektirt — wo habe ich auch noch von ihm gehört? — Droben in der Nachbarschaft von The Chase, denk' ich! Richtig, es ist der große Held, der den Krach mit meinem Vater gehabt hat, von dem ich Dir erzählt habe. Was für ein sonderbares Zusammentreffen!"

„Angel, ich glaube, es ist besser, wenn ich den Namen nicht annehme. Es ist vielleicht ein unglücklicher."

Sie war in großer Aufregung.

„Nun denn, mein gnädiges Fräulein Teresa D'Urberville, jetzt hab' ich Dich. Nimm meinen Namen an und Du bist den Deinen los. Das Geheimnis ist gelöst; was hast Du jetzt noch für eine Ursache, mich zurückzuweisen?"

„Wenn es sicher ist, daß es Sie glücklich machen wird, mich zur Frau zu haben, und wenn Sie es wirklich von Herzen wünschen, mich zu heiraten, wenn Sie es sehr — sehr wünschen —"

„Ich thue es, Geliebte, von Herzen!"

„Ich meine, daß, wenn Sie mich wirklich durchaus nötig haben und wenn Sie wirklich nicht fähig sind, ohne mich zu leben, was auch kommen möge, — ja — dann würde ich mich entschließen können — ja zu sagen!"

„Du willst — ja, Du sagst es, ich weiß es! Du wirst mein sein für alle Ewigkeit!"

Er umfaßte sie fest und küßte sie.

„Ja!"

Sie hatte es kaum gesagt, als sie in Schluchzen ausbrach — so heftig, daß es sie zu zerreißen schien. Teß war durchaus nicht hysterisch, Angel war deshalb um so mehr überrascht.

„Warum weinst Du, Geliebte?"

„Ich kann es nicht — ganz sagen! Ich bin so glücklich, zu denken — daß ich die Ihre bin und Sie glücklich zu machen!"

„Aber dies sieht gerade nicht so sehr nach Fröhlichkeit aus, liebste Teß!"

„Ich glaube — ich weine, weil ich mein Gelübde

gebrochen habe! Ich habe gelobt, unverheiratet zu sterben."

„Aber da Du mich liebst, wünschest Du dann nicht auch, daß ich Dein Mann sei?"

„Ja, ja, ja! Aber zuweilen wünsche ich, ich wäre nie geboren!"

„Nun, meine liebe Teß, wenn ich nicht wüßte, daß Du sehr aufgeregt und sehr unerfahren bist, so würde ich sagen, daß diese Bemerkung keine große Schmeichelei für mich enthält. Wie kämest Du dazu, das zu wünschen, wenn Dir mein Wohl am Herzen läge? Thut es das? Ich wollte, Du könntest es durch irgend etwas beweisen!"

Sie umfaßte seinen Hals und zum erstenmal erfuhr Angel, wie ein heftig erregtes Weib den küßt, den es mit ganzer Seele und von ganzem Gemüt liebt, wie Teß ihn liebte.

„Da — glaubst Du es jetzt?" fragte sie zitternd.

„Ja! In Wirklichkeit habe ich es auch nie bezweifelt, niemals, niemals!"

So fuhren sie durch die Nacht dahin, unter dem Segeltuch eng an einander geschmiegt, während das Pferd ging, wie es wollte, und der Regen auf sie herabprasselte.

„Ich muß an meine Mutter schreiben," sagte sie. „Du hast doch nichts dagegen, wenn ich es thue?"

„Durchaus nicht, liebes Kind! Du bist ein Kind, liebe Teß, wenn Du nicht weißt, wie natürlich es ist, daß Du bei einer solchen Gelegenheit an Deine Mutter schreibst, und wie unrecht es von mir wäre, Dich daran zu hindern. Wo lebt sie?"

„In Marlott — an der andern Seite des Blackmoorthales."

„O, dann habe ich Dich schon früher gesehen."

„Ja, beim Tanz im Grünen, aber Du wolltest nichts von mir wissen. Hoffentlich ist es kein böses Omen!"

VII.

Am folgenden Tage schrieb Teß einen sehr rührenden und stürmischen Brief an ihre Mutter und am Ende der Woche erhielt sie folgende Antwort in der unregelmäßigen, altmodischen Handschrift Joan Durbeyfields:

„Liebe Teß! Ich schreibe diese wenigen Zeilen in der Hoffnung, daß sie Dich so wohl antreffen werden, wie sie mich, Gott sei Dank, Jetzt verlassen. Liebe Teß, wir sind alle froh zu Hören, daß Du Dich nun wirklich bald verheiraten wirst. Aber in Rücksicht auf Deine Frage sage ich Dir, Teß, unter uns, ganz Privat, aber sehr Energisch, daß Du unter keiner Bedingung irgend ein Wort von Deiner frühern Geschichte verraten darfst. Ich erzählte Deinem Vater auch nicht alles, da er auf seine Respektabilität so Stolz ist, wie Du es ja auch Sein kannst. Manche Frau — sogar einige der Höchsten im Lande — hat seiner Zeit irgend ein Unglück gehabt; und warum solltest Du das Deine in die Welt hinaus Trompeten, wenn andere es auch nicht thun! Kein Mädchen würde so dumm sein, besonders wenn es so lange her ist und im Großen und Ganzen nicht Deine Schuld. Ich werde Dir dies antworten, wenn Du mich auch hundertmal frägst. Nebenbei, Du mußt Dich doch noch daran erinnern, daß ich Dir, da ich Deine kindische Natur kenne, alles zu erzählen, was in Deinem Herzen ist — so dumm! — daß ich Dir, wie gesagt, das Versprechen abnahm, niemals ein Wort davon zu Sagen, da ich für Dein Wohl besorgt bin; und Du hast es feierlich versprochen, als Du von hier fortgingst. Ich habe weder über diese Frage noch über Deine zukünftige Heirat mit Deinem Vater gesprochen, da er es überall herumposaunen würde, der arme, Simpele Mann. Liebe Teß, nur Mut! Wir wollen Dir einen Schweinskopf mit Apfelwein für Deine Hochzeit senden, da wir wissen, daß es bei euch nicht viel davon gibt und nur dünnes, saures Zeug ist. So — genug für heute und mit vielen Grüßen an Deinen Jungen Mann!

Deine

Dich liebende Mutter

J. Durbeyfield."

„O Mutter, Mutter!" murmelte Teß.

Sie wußte aus Erfahrung, wie leicht selbst die wichtigsten Ereignisse auf Frau Durbeyfields elastischem Gemüte lasteten. Ihre Mutter sah das Leben anders an, als Teß es that. Jenes Ereignis aus vergangener Zeit, an das sie stets denken mußte, war für ihre Mutter nichts als eine vorübergehende Episode. Aber vielleicht war ihre Mutter im Recht in Betreff des Weges, den sie einzuhalten hatte, welche Gründe sie auch geltend machen mochte. Schweigen schien für das Glück des angebeteten Einen das Beste: Also wollte sie schweigen.

So durch einen Befehl von der einzigen Person, die einen Schatten von Recht hatte, ihr Thun und Treiben zu kontrolliren, in ihrem Entschlusse bestärkt, wurde Teß nach und nach ruhiger. Die Verantwortung war zum Teil wenigstens von ihr genommen und ihr Herz wurde ihr leichter, als es ihr seit Wochen gewesen. Während der Tage des zu Ende gehenden Herbstes lebte sie in einer geistigen Höhe, die mehr der Verzückung glich, als irgend eine andere Periode ihres Lebens.

In ihrer Liebe zu Clare war kaum noch ein irdischer Zug. Zu ihrem größten Troste war er alles, was Güte überhaupt nur sein kann — wußte er alles, was ein Führer, ein Philosoph, ein Freund nur wissen soll. Jede Linie im Umriß seiner Gestalt schien ihr die Vollendung männlicher Schönheit, seine

Seele die Seele eines Heiligen, sein Geist der eines Sehers. Das Bewußtsein ihrer Liebe zu ihm hob ihre Würde; sie schien eine Krone zu tragen. Wenn sie das Erbarmen seiner Liebe zu ihr sah, so füllte sich ihr Herz für ihn mit Begeisterung. Zuweilen ertappte er einen Blick ihrer großen Augen, der wie aus endloser Tiefe hervorbrechend auf ihm ruhte wie auf etwas Unsterblichem.

Sie warf ihre Vergangenheit fort, trat darauf und löschte sie aus wie eine Kohle, die noch glimmt und gefährlich werden kann.

Sie hatte nie geglaubt, daß Männer in ihrer Liebe zu einer Frau so uneigennützig, ritterlich und großmütig sein könnten wie er. Angel Clare war in der That weit entfernt nicht der, für den sie ihn in dieser Hinsicht gehalten hatte; er war in Wahrheit mehr Geist als Tier; er hatte sich völlig in der Hand und war durchaus frei von allem Groben. Obgleich keine kalte Natur, hatte er mehr Licht als Wärme, war er weniger Byron als Shelley; er konnte bis zur Verzweiflung lieben, aber seine Liebe neigte mehr der phantastischen und ätherischen zu; es war eine stolze Empfindung, welche die Geliebte eifersüchtig sogar gegen sein eigenes Selbst behütete. Dies übermannte Teß, die bisher so unglückliche Erfahrungen gemacht hatte, und riß sie fort; und in der Reaktion ihrer Empörung gegen das männliche Geschlecht verfiel sie in ein Uebermaß der Schwärmerei zu Gunsten Clares.

Unbefangen suchte der eine des andern Gesellschaft, und in ihrem ehrlichen Zutrauen verbarg Teß ihre Begierde nicht, mit ihm zusammen zu sein. Sie kannte nur die ländliche Gewohnheit einer schrankenlosen Kameradschaft während der Verlobung, so lange man sich draußen aufhielt, und für sie hatte diese nichts Fremdes. Clare schien dies anfangs eine seltsame Anticipation der ehelichen Freiheit, aber er sah bald ein, daß Teß es in Uebereinstimmung mit dem ganzen Landvolk für etwas ganz Normales hielt. So wanderten sie während der wundervollen Nachmittage dieses Oktobermonats auf Schleichwegen, welche dem Laufe der murmelnden Bäche folgten, durch die Wiesen, indem sie bald hier, bald dort von einem Ufer auf das andere und wieder zurücksprangen. Das Gemurmel irgend eines Wehrs begleitete ihre Unterhaltung, während die Strahlen der Sonne, horizontal fast wie die Wiesen, mit einem Staub von Licht die Landschaft übergossen. Hie und da waren noch Leute an der Arbeit; denn es war jetzt die Zeit, in welcher die Wiesen hergerichtet, die kleinen Wasserwege für die Winterbewässerung gereinigt und ihre Böschungen, die durch die Kühe niedergetreten waren, neu aufgeschlagen wurden.

Clare legte selbst angesichts dieser Wasserarbeiter kühn seinen Arm um ihre Taille und trug die Miene eines Mannes zur Schau, der eine öffentliche Tändelei gewöhnt ist, obgleich er in Wirklichkeit ebenso schüchtern war wie Teß, die, mit halb geöffneten Lippen und den Blick seitwärts auf die Leute gerichtet, aussah wie ein furchtsames Tier.

„Schämst Du Dich nicht," fragte sie heiter, „vor ihnen da mit mir umzugehen, als gehörte ich Dir schon?"

„O nein!"

„Wenn es aber Deinen Verwandten in Emminster zu Ohren kommen sollte, daß Du mit mir hier so herumläufst, mit einem Milchmädchen —"

„Aber dem bezauberndsten, das es je gegeben hat."

„Sie würden es sicher als eine Beleidigung ihrer Würde ansehen."

„Mein liebes Mädchen — eine D'Urberville die Würde eines Clare verletzen? Es ist jedenfalls ein guter Trumpf — daß Du zu einer solchen Familie gehörst, und ich habe ihn für einen großen Effekt aufgespart, für die Zeit, wenn wir erst verheiratet sind und die Beweise für Deine Abstammung vom Pfarrer Tringham erhalten haben. Abgesehen davon ist meine Zukunft meiner Familie durchaus fremd — sie wird selbst die Oberfläche ihres Lebens nicht berühren. Wir werden diesen Teil Englands — vielleicht England selbst verlassen und was kann es uns da kümmern, wie die Leute hier über uns denken? — Nichts, nicht wahr?"

Sie konnte nur mit einem einfachen Ja antworten, so groß war die Bewegung, die sich in ihr erhob bei dem Gedanken, daß sie mit ihm als seine Frau durch das Leben gehen werde. Ihre Empfindungen brausten in ihren Ohren fast wie Meeresbrandung und füllten ihre Augen mit Thränen. Sie legte ihre Hand in die seine und so wanderten sie einem Orte zu, wo die Sonnenstrahlen, vom Flusse unter einer Brücke zurückgeworfen, mit einem Glanz wie geschmolzenes Metall ihre Augen trafen, obgleich das Gestirn selbst nicht zu sehen war. Sie standen still und bemerkten, wie kleine Köpfe in Pelz und Federn auf der glatten Oberfläche des Wassers erschienen, aber wieder verschwanden, als sie entdeckten, daß die Störenden schweigend stehen geblieben waren. Auf dieser Flußbrücke rasteten sie, bis der Nebel sie einzuschließen begann und sich in Kristalltropfen an ihren Augenwimpern und Brauen niederschlug.

Später noch wanderten sie an Sonntagen herum, selbst wenn es schon ganz dunkel war. Einige der Leute aus der Meierei, die am ersten Sonntag nach ihrer Verlobung ebenfalls draußen waren, hörten Teß aufgeregt, fragmentarisch, ekstatisch sprechen, obgleich sie, zu fern von den beiden, den Sinn ihrer Worte nicht verstehen konnten; die Pausen in den Bemerkungen, die durch das heftige Schlagen ihres Herzens

hervorgerufen wurden, als sie am Arme Angels dahin wanderte, ihr leises Lachen waren ihnen besonders aufgefallen. Sie sahen die Leichtigkeit in ihren Bewegungen, die den Flügelschwingungen eines Vogels glichen, der sich noch nicht ganz in die Luft erhoben hat.

Ihre Neigung zu Clare war jetzt Atem und Leben für Teß; sie umhüllte sie wie eine Lichtsphäre, umstrahlte sie mit dem Vergessen der vergangenen Sorgen und nahm die düstern Gespenster, die sie immer wieder erschrecken wollten — Zweifel, Furcht, üble Laune, Sorge und Scham — hinweg. Sie wußte, daß sie außerhalb des sie umgebenden Lichtkreises wie Wölfe warteten, aber sie hatte kräftige Zaubersprüche, um sie dort in einer hungrigen Unterwerfung zu bannen. Sie wanderte dahin, von Glanz umgeben, aber sie wußte, daß im Hintergrunde die Schatten der Nacht noch immer lauerten.

Eines Abends waren Teß und Clare gezwungen, daheim zu bleiben, da alle anderen Hausgenossen fort waren. Während der Unterhaltung schaute sie ihn gedankenvoll an und begegnete seinen bewundernden Blicken.

„Ich bin Deiner nicht wert — nein, nein!“ rief sie aus und sprang von ihrem niedrigen Schemel auf wie erschreckt über seine Huldigung und ihr Entzücken.

Clare, der nur zum kleinern Teile die Ursache ihrer Erregung erriet, sagte:

„Ich möchte Dich so etwas nicht sagen hören! Auszeichnung besteht nicht in dem leichten Gebrauch einer wertlosen Art von Uebereinkommen, sondern darin, unter den Wahren, Ehrlichen, Gerechten, Reinen, Lieblichen und Gutbeleumundeten genannt zu werden, wie Du es bist, meine liebe Teß!“

Sie kämpfte mit dem Seufzer in ihrer Kehle. Wie oft hatte diese Reihe von guten Eigenschaften in der Kirche während der letzten Jahre ihr Herz schmerzhaft schlagen lassen und wie sonderbar, daß er sie jetzt citiren mußte.

„Warum bliebst Du nicht und liebtest mich, als ich — sechzehn Jahre alt war, zu jener Zeit, als ich noch mit meinen kleinen Brüdern und Schwestern zusammenlebte und Du bei uns im Grünen tanztest? Warum nicht, warum nicht?“ rief sie, heftig ihre Hände zusammenschlagend.

Angel begann sie zu trösten und zu beruhigen und dachte bei sich, wie leicht erregbar sie sei und wie sorgsam er sie zu behüten haben werde, wenn sie und ihr Glück erst ganz von ihm abhingen.

„Ja, weshalb blieb ich nicht!“ antwortete er. „Das ist es, was auch ich gerade bedaure. Wenn ich nur eine Ahnung gehabt hätte! Aber Du mußt nicht so maßlos in Deinem Bedauern sein! Du hast doch keine Ursache dazu!“

Mit dem Instinkt der Frau, Verstecken zu spielen, wich sie hastig aus und erwiderte:

„Ich hätte Dein Herz vier Jahre länger besessen, als es mir jetzt je möglich sein wird. Ich hätte meine Zeit nicht vergeudet, wie ich es gethan habe, und würde so mein Glück um so länger genossen haben.“

Es war keine reife Frau mit einer düstern Vergangenheit, welche alle diese Qualen zu ertragen hatte, sondern ein einfaches Mädchen von kaum einundzwanzig Jahren, welches die Tage seiner Jugend verbracht hatte wie ein Vogel im Frühling. Um sich in größerem Maße zu beruhigen, erhob sie sich von ihrem Schemel und verließ das Zimmer.

Er setzte sich an das lustige Feuer von grünen Eschenscheiten, das im Kamin brannte; die Scheite knisterten lustig und Blasen von Saft zischten aus ihren Enden. Als sie zurückkam, war sie wieder sie selbst.

„Glaubst Du nicht, daß Du ein ganz klein wenig zu kapriziös, zu launenhaft bist, Teß?“ fragte er voll Humor, indem er ein Kissen auf ihren Stuhl legte und sich selbst auf den Sessel neben sie setzte. „Ich wollte Dich gerade etwas fragen, und gerade da ranntest Du fort.“

„Ja, vielleicht bin ich kapriziös!“ flüsterte sie. Sie näherte sich ihm plötzlich und legte eine Hand auf jeden seiner Arme. „Nein, in Wirklichkeit bin ich nicht so, wenigstens nicht von Natur aus.“ Um ihm zu beweisen, daß sie es nicht sei, setzte sie sich dicht neben ihn in den Sessel und lehnte ihren Kopf gegen seine Schulter. „Was wolltest Du mich also fragen — ich werde es Dir sicher beantworten können,“ fügte sie ergeben hinzu.

„Nun gut, Du liebst mich und hast eingewilligt, mich zu heiraten; jetzt folgt als drittes: Wann soll die Hochzeit sein?“

„Ich möchte ewig so weiter leben!“

„Aber ich muß daran denken, Neujahr oder etwas später meine Geschäfte für eigene Rechnung zu beginnen. Bevor ich mich aber auf die verschiedenartigen Einzelheiten meiner neuen Stellung einlasse, würde ich gerne meines Partners sicher sein.“

„Würde es aber,“ antwortete sie schüchtern, „um ganz praktisch zu sprechen, nicht besser sein, zu heiraten, wenn alles das besorgt wäre, obgleich ich den Gedanken kaum ertragen kann, Dich gehen und mich hier allein lassen zu sehen?“

„Das würde also nicht einmal Deinem eigenen Wunsche entsprechen und in diesem Falle ist es auch nicht das Beste. Ich habe gerade beim Beginn Deine Hilfe in vielen Dingen nötig. Wann soll es also sein? Warum nicht in vierzehn Tagen von heute an?“

„Nein,“ antwortete sie, sehr ernst werdend. „Vorher habe ich noch so viele Dinge zu überlegen.“

„Aber —"

Er zog sie sanft näher an sich.

Die wirkliche Thatsache der Heirat entsetzte sie, als sie nun so nahe erschien. Bevor die Diskussion über diese Frage aber weiter vorschritt, standen im vollen Licht des Feuers Herr Crick, Frau Crick und zwei der Milchmädchen vor ihnen.

Teß sprang wie ein Gummiball von seiner Seite auf die Füße, während ihr Antlitz sich mit Purpur bedeckte und ihre Augen im Licht des Feuers schimmerten.

„Ich wußte genau, wie es kommen würde, wenn ich mich so nahe neben ihn setzen würde," rief sie verzweifelt. „Ich sagte es mir gleich, daß sie uns sicher ertappen würden, aber ich saß ihm nicht wirklich auf den Knieen, obgleich es fast so ausgesehen haben mag."

„Nun — wenn Sie selbst es nicht gesagt hätten, so würde wahrscheinlich überhaupt niemand bemerkt haben, daß Sie hier im Lichte saßen," erwiderte der Meier. Er wendete sich mit der einfältigen Miene eines Mannes, der nichts von solchen Sachen Verliebter versteht, an seine Frau und fuhr fort: „Das beweist, daß die Leute niemals andere Leute in Verdacht haben sollten, etwas vorauszusehen, das es nicht gibt. Ich würde niemals erraten haben, wo sie saß, wenn sie es selbst nicht verraten hätte — ich nicht — unter keiner Bedingung."

„Wir werden uns bald verheiraten," sagte Clare mit einem improvisirten Phlegma.

„So, wirklich! Ich freue mich, das zu hören. Ich habe mir jüngst gedacht, daß Sie zu einer gewissen Zeit so etwas thun würden. Sie ist zu gut für ein Milchmädchen — ich sagte es ihr schon am ersten Tage — und ein Preis für jeden Mann und — was mehr sagt — eine ausgezeichnete Frau für jeden Landmann; mit ihr an der Seite, wird er dem Gerichtsvollzieher nicht verfallen."

Teß verschwand. Sie war mehr betroffen durch den Blick der Mädchen, welche Crick folgten, als beschämt durch das Lob Cricks.

Als sie nach dem Abendessen ihr Schlafzimmer erreichte, waren ihre Kameradinnen bereits sämtlich anwesend. Ein Licht brannte; alle Fräulein saßen in weißem Hemde aufrecht in ihrem Bett und erwarteten Teß wie eine Schar von Rachegespenstern.

Schon nach wenigen Augenblicken erkannte Teß indes, daß kein Uebelwollen in ihren Blicken lag. Was sie niemals erwartet hatten, zu besitzen, konnten sie kaum als einen Verlust ansehen. Ihr Aussehen war ruhig und nachdenklich.

„Er wird sie heiraten!" flüsterte Retty, ohne die Augen von Teß abzuwenden. „Wie das in ihrem Gesicht sich ausprägt!"

„Du wirst ihn heiraten?" fragte Marian.

„Ja!" antwortete Teß.

„Wann?"

„Irgend eines Tages!"

Alle dachten, daß das nur eine Ausrede sei.

„Ja — sie wird ihn heiraten — einen Herrn!" wiederholte Izz Huett.

Und durch eine Art Bezauberung bewegt, krochen die drei Mädchen eins nach dem andern aus dem Bett und stellten sich barfuß um Teß her. Retty legte ihre Hände auf Teß' Schultern, als ob sie sich nach einem solchen Mirakel von der Körperlichkeit ihrer Freundin überzeugen wolle, während die beiden anderen sie um die Taille faßten und ihr ins Gesicht blickten.

„Wie thut es denn?" fragte Izz Huett. „Ich kann es mir wohl kaum vorstellen."

Marian küßte Teß.

„Hast Du das aus Liebe zu ihr gethan oder weil andere Lippen die ihren berührt haben?" wendete Izz sich trocken an Marian.

„Daran habe ich nicht gedacht," antwortete Marian einfach. „Es geschah nur deswegen, weil ich es so sonderbar fand, daß sie seine Frau sein wird und sonst niemand. Ich kann ja nichts dazu sagen und keine von uns, weil keine daran gedacht hat, ihn zu heiraten, sondern nichts gewollt hat, als ihn lieben. Niemand sonst in der Welt wird ihn heiraten — keine feine Dame, keine in Gold und Juwelen, in Seide und Atlas — nur sie, die lebt wie wir."

„Werdet ihr mir wirklich deswegen nicht böse sein?" fragte Teß mit leiser Stimme.

Sie drängten sich in ihren Nachtgewändern um sie, bevor sie antworteten, als ob sie die Antwort in ihren Blicken lesen wollten.

„Ich weiß nicht — ich weiß nicht!" antwortete Retty Priddle. „Ich möchte Dich hassen, aber ich kann nicht."

„Das ist es, was auch ich fühle," echoeten Izz und Marian. „Ich kann sie nicht hassen. Irgend etwas hindert mich daran."

„Er hätte eine von euch heiraten sollen!" flüsterte Teß.

„Warum?"

„Ihr alle seid besser als ich!"

„Besser als Du?" fragten die Mädchen leise und nachdenklich. „Nein, nein, liebe Teß!"

„Ihr seid es!" widersprach sie heftig. Und indem sie sich plötzlich aus den sie umschlingenden Armen losriß, brach sie in hysterisches Weinen aus, warf sich über die Kommode und wiederholte unaufhörlich: „O ja, ja, ja!"

Der Strom ihrer Thränen wollte kein Ende nehmen.

„Er hätte eine von euch wählen sollen!" rief sie. „Vielleicht kann ich ihn noch dazu bringen! Ihr

würdet besser für ihn sein als ich — aber ich weiß nicht mehr, was ich sage."

Sie gingen auf sie zu und umfaßten sie, aber noch zerrissen ihre Seufzer sie.

„Holt etwas Wasser!" sagte Marian. „Sie ist durch uns aufgeregt worden, das arme Ding!"

Sie führten Teß in ihr Bett zurück und küßten sie zärtlich.

„Du bist die Beste für ihn," sagte Marian. „Du gleichst mehr einer Dame und hast mehr gelernt wie wir, besonders nachdem er Dir so viel beigebracht hat. Aber eben deswegen solltest Du stolz sein. Du bist ja stolz, das weiß ich."

„Ja, das bin ich!" erwiderte sie; „und ich schäme mich, daß ich so schwach wurde."

Als sie alle zu Bett waren und das Licht verlöschte, flüsterte Marian zu ihr hinüber:

„Du wirst an uns denken, Teß, wenn Du erst seine Frau bist, und daran, daß wir Dir erzählten, wir liebten ihn, und wie wir versuchten, Dich nicht zu hassen, und haßten Dich in der That nicht und konnten Dich nicht hassen, weil Du seine Wahl warst und wir niemals hoffen konnten, von ihm gewählt zu werden."

Sie bemerkten nicht, daß bei diesen Worten bittere, beißende Thränen aufs neue über Teß' Wangen hinab rollten, und konnten nicht erraten, daß sie mit brechendem Herzen beschloß, Angel Clare ungeachtet des Befehls ihrer Mutter ihre ganze Geschichte zu erzählen und sich lieber der Gefahr auszusetzen, von dem, den sie liebte, verlassen und von ihrer Mutter für närrisch gehalten zu werden, als ein Schweigen aufrecht zu erhalten, das einer Verräterei gleich kam.

VIII.

Diese bußfertige Stimmung hielt Teß davon ab, den Hochzeitstag festzusetzen. Der Anfang des Dezember fand sein Datum noch immer in der Schwebe, obgleich Angel sie bei jeder passenden Gelegenheit um ihre Entscheidung bat. Teß aber schien nichts mehr zu wünschen, als daß ihr Brautstand ewig daure und alles so bleibe, wie es sei.

Die Wiesen waren jetzt verlassen, aber am frühen Nachmittage vor dem Melken war es noch warm genug, um eine Weile dort sich aufzuhalten, und die Arbeiten in der Meierei erlaubten leicht einige Stunden Muße. Ein Blick über die feuchten Niederungen in der Richtung der Sonne enthüllte ein glitzerndes Netz von Sommerfäden. Mücken tanzten über den schimmernden Pfad, glänzten auf, als ob sie Feuer mit sich trügen, und verlöschten wieder, sobald sie vorüber waren. Inmitten dieser sanft und ernst stimmenden Umgebung erinnerte er sie gern daran, daß der Hochzeitstag noch immer in Frage sei. Oder auch während der Nacht, wenn er sie auf einem Ausgange begleitete, den Frau Crick ausgeheckt hatte, um ihm Gelegenheit zu geben, seine Wünsche anzubringen. Meistens führte er zu dem Farmhause am Abhange oberhalb des Thales.

Es war jetzt nämlich die Zeit des Jahres, die große Veränderungen in der Welt der Kühe mit sich bringt. Täglich wurden einige der Tiere zu jenem Nebengebäude hinausgesendet, um dort wie in einem Hospital gepflegt zu werden, bis ihre Kälber geboren waren; nach der Geburt wurden Mutter und Kind nach der Meierei zurückgetrieben, sobald ihr Gesundheitszustand es erlaubte. In der Zwischenzeit, die bis zum Verkauf des Kalbes verging, machte das Melken nicht viel Mühe; und erst wenn das junge Tier fort war, begann für die Milchmädchen wieder die volle Arbeit.

Auf der Rückkehr von einem dieser nächtlichen Ausflüge erreichten sie eine große Sandklippe unmittelbar über der Ebene, wo sie anhielten und horchten. Das Wasser stand jetzt hoch in den Strömen und rauschte in den Wehren und Schleusen; die kleinsten Gräben waren voll bis zum Rande. Aus der ganzen Ausdehnung des unsichtbaren Thales hallte ein Gemisch von Tönen zu ihnen herauf, als läge unter ihnen eine große Stadt mit dem Geräusch eines starken Verkehrs.

„Scheint es nicht," fragte Teß, „als ob Tausende von Menschen dort unten sich versammelt hätten und stritten, schrieen, beteten, seufzten und weinten?"

Clare beachtete es nicht.

„Sagte Crick nicht heute zu Dir, Schatz, daß er während der Wintermonate nicht viel Hilfe nötig haben werde?" fragte er.

„Nein!"

„Die Kühe werden schnell trocken."

„Ja. Sechs oder sieben sind gestern zum Schuppen hinaufgebracht worden und drei am Tage vorher, so daß jetzt gegen zwanzig oben sind. Hat der Bauer meine Hilfe nicht mehr nötig? Man will mich also los sein! Und doch habe ich alles gethan —"

„Crick sagte nicht ausdrücklich, daß er Dich nicht länger beschäftigen könne. Aber da er unsere Beziehungen kennt, so sagte er in der freundlichsten und respektvollsten Weise, daß er annehme, ich würde Talbothays um Weihnachten verlassen und Dich mitnehmen; und auf meine Frage, was er ohne Dich beginnen werde, führte er bloß als Thatsache an, daß er zu jener Zeit am besten weibliche Hilfe werde entbehren können. Ich gestehe mit Beschämung, daß ich Sünder genug war, mich darüber zu freuen, daß er infolge dessen vielleicht einen Druck auf Dich ausüben werde."

„Ich glaube nicht, Angel, daß Du deshalb froh gewesen bist, weil es immer schmerzlich ist, leicht

entbehrt zu werden, selbst wenn es gleichzeitig gewisse Vorteile hat."

„Also hat es Vorteile — Du hast es zugegeben!"

Er streichelte ihre Wangen.

„Ach!" rief er aus.

„Wie?"

„Ich fühle, wie Du rot wirst, weil ich Dich berührt habe. Aber fort mit aller Tändelei! Wir dürfen keine Zeit damit versäumen — das Leben ist allzu ernst!"

„Das ist es. Und vielleicht habe ich das eher eingesehen als Du."

Sie sah es mehr als je ein. Auf ihre Heirat mit Angel zu verzichten und die Meierei zu verlassen, hieß einen andern Platz als eine Milchwirtschaft aufsuchen, da es jetzt nirgends Nachfrage nach Milchmädchen gab, und diesen Gedanken verabscheute sie, wie sie es verabscheute, nach Hause zu gehen.

„Im Ernst, liebe Teß," fuhr Angel fort, „da Du wahrscheinlich um Weihnachten fort mußt, ist es doch in jeder Beziehung wünschenswert und vorteilhaft, wenn ich Dich als mein Eigentum mit mir nehmen kann. Nebenbei, wenn Du nicht ein Mädchen ohne jede Berechnung wärst, hättest Du Dir doch längst selbst sagen müssen, daß es nicht immer so weiter gehen kann wie jetzt."

„Ich wollte, es könnte immer so weiter gehen — es wäre immer Sommer und Herbst, Du machtest mir immer den Hof und dächtest immer so viel an mich als im vergangenen Sommer."

„Ich werde es stets thun!"

„Ja, ich glaube, Du wirst es!" rief sie mit einem Fieberausbruch des Vertrauens. „Du magst selbst den Tag bestimmen, an welchem ich für immer die Deine werden soll."

So wurde auf dem nächtlichen Heimwege und inmitten der Stimmen der Flut von rechts und links schließlich alles zwischen ihnen geordnet.

Als sie die Meierei erreicht hatten, wurden Herr und Frau Crick mit der Bitte, das Geheimnis zu wahren, sofort von allem unterrichtet; denn beide Liebenden wünschten, daß die Heirat so geheim als möglich bleibe. Der Meier machte jetzt groß Aufhebens, Teß verlieren zu sollen, obgleich er sie früher selbst bald hatte entlassen wollen. Wer sollte das Abrahmen besorgen, wer die Butter für die Damen von Anglebury und Sandbourne verzieren? Frau Crick gratulirte mit einem großen Wortschwall und sagte schließlich, daß sie, sobald sie Teß erblickt habe, sofort überzeugt gewesen sei, daß sie die Braut irgend eines nicht gewöhnlichen Mannes werden werde; sie habe, als sie über den Hof gegangen, so überlegen ausgesehen, daß man einen Eid darauf habe leisten können, sie sei aus guter Familie.

Teß hatte ihr Wort gegeben und der Tag der Hochzeit war festgesetzt worden; willenlos wurde sie auf den Schwingen der Zeit dahin getragen. Sie schrieb indes aufs neue an ihre Mutter, angeblich um ihr den Tag ihrer Hochzeit mitzuteilen, in Wirklichkeit, um aufs neue ihren Rat einzuholen. Es sei ein Herr aus guter Familie, welcher sie erwählt habe, das sei vielleicht von der Mutter nicht genügend in Rechnung gezogen worden. Eine Erklärung nach der Hochzeit würde vielleicht von einem roheren Manne leichten Herzens hingenommen werden, aber nicht so von einem Manne seines Empfindens. Sie erhielt indes von Frau Durbeyfield auf diese Mitteilung keine Antwort.

Trotz Angel Clares überzeugenden Auseinandersetzungen über die praktische Notwendigkeit einer schnellen Heirat lag in diesem Schritt dennoch ein Element der Ueberstürzung, das später sichtbar wurde. Er liebte Teß tief und treu, wenn auch vielleicht nicht mit der leidenschaftlichen Fürsorge ihrer Empfindung für ihn, aber er war weit davon entfernt, den Lauf seiner Zukunft klar vor sich zu sehen, und es konnten leicht ein paar Jahre vergehen, ehe er im stande war, sich als fertig zu betrachten. Das Geheimnis lag in dem kleinen Beigeschmack von Regellosigkeit, den seine Laufbahn und sein Charakter dadurch empfangen hatten, daß er durch die Vorurteile seiner Familie seinem wahren Beruf entrückt worden war.

(Fortsetzung folgt.)

In Wihnbedsi wird es bald Hochzeit geben.

Von

Rudolf Blaumann.

„In Wihnbedsi wird es bald Hochzeit geben! In Wihnbedsi wird es bald Hochzeit geben!" erzählt die kleine vierjährige Mahrite fröhlich ihrer Puppe, indem sie dieselbe in einen hohlen Holzdeckel setzt. „Hörst du es auch? In Wihnbedsi wird es bald Hochzeit geben!"

Aber die Puppe ist taub wie alle ihres Geschlechts, sie hört nichts und blickt mit ihren starren Augen gleichgiltig in das Himmelsblau, das sich über Wihnbedsi und seinen großen Hofraum wölbt. Außer Mahrite, die sich in der Mitte dieses Hofraums befindet, und der großen Katze, die sich nicht weit von ihr träge sonnt, ist in Wihnbedsi kein andres lebendes Wesen zu bemerken — in der That könnte man glauben, daß das Haus diesen beiden zur Bewachung anvertraut sei, wenn nicht in der Wohnstube, deren Thür sperrweit offen steht, dann und wann ein kleines Geräusch zu vernehmen wäre. Letzteres verursacht die Bäuerin, indem sie flache Brotkuchen in den Ofen schiebt und dieselben gar wieder herausholt, denn heute ist Sonnabend und das gesamte Gesinde ist auf der Wiese beschäftigt, wo das letzte Heu zusammengetragen und in die Scheunen gebracht werden muß. Obgleich sie alle Hände voll zu thun hat, vergißt sie doch nicht, dazwischen in den Hofraum zu blicken, um nach Mahrite zu sehen. Die Katenete hat das Kind zu Hause gelassen, damit es sie beim Heumachen nicht hindere, und nun hat die Bäuerin es zu beaufsichtigen. Sie blickt hinaus, sieht, was es thut, und hört auch, was es spricht. Sie hört es und errötet.

Jetzt hat sie die letzten Brötchen aus dem Ofen geholt und auf den Speisetisch gelegt Von einem derselben, das schon erkaltet ist, bricht sie ein gutes Stück ab, geht damit hinaus und nähert sich Mahrite, die eben damit beschäftigt ist, in das Loch am Hinterkopf ihrer Puppe Gras zu stopfen.

„Willst Kuchen haben, Mahrit'?" fragt die Bäuerin und zeigt dem Kinde das zarte, weiße Gebäck.

Das Kind wirft die Puppe fort, erhebt sich und streckt beide Händchen aus: „Will wohl!"

„Ich gebe Dir gleich den Kuchen; sage nur noch einmal, was wird es in Wihnbedsi bald geben?"

„In Wihnbedsi wird es bald Hochzeit geben!" erwidert die kleine Plaudertasche, zappelt vor Vergnügen mit den Füßen und langt mit den Händchen nach dem Kuchen.

Die Bäuerin setzt sich neben das Kind und nimmt es auf den Schoß.

„Wer sagte so?" fragt sie. Sie setzt ganz richtig voraus, daß das Kind diese ohne Verständnis hergeplapperten Worte irgend jemand abgelauscht habe. „Sagte es die Mutter oder der Vater?"

„Die Mutter," antwortet das Kind, und es redet die Wahrheit; denn es hat die Worte in der That aus dem Munde der Mutter vernommen.

„Und was sagte die Mutter noch?"

„Nichts . . . Gib mir nun den Kuchen . . ."

„Gleich, gleich; erzähle mir nur, was die Mutter noch sagte."

„Sie sagte viel, sehr viel," erwidert das Kind, welches begriffen hat, daß „nichts" der Bäuerin nicht nach Sinn ist.

„Nun, sieh 'mal . . . Sagte die Mutter nicht auch, für wen es in Wihnbedsi Hochzeit geben wird?"

„Nein," erwidert das kleine Mädchen mit schelmischem Lächeln, denn es glaubt, daß die Bäuerin mit ihm scherzt. Diese glaubt dagegen aus dem schelmischen Ausdruck des Gesichtchens entnehmen zu können, daß das Kind sie zum besten hat.

„Ei nun, so erzähle doch, Mahrit', was die Mutter sagte," ermuntert sie. „Für wen wird es Hochzeit geben? Ich bringe Dir auch ein Stückchen Zucker, wenn Du es mir sagst."

Zucker erweckt bei Mahrite die Vorstellung von etwas Schönem. Zucker ist süß, eine Hochzeit ist wohl auch etwas Süßes. Mahrite will den Zucker und die Bäuerin will wohl die Hochzeit haben. Und

der kleine Schlaukopf schlingt die Aermchen um ihren Hals und flüstert ihr nach Kinderart geheimnisvoll zu: „Für Dich wird es Hochzeit geben!"

Die Wihndedsibäuerin lacht beglückt.

„Für mich!" ruft sie aus und küßt die Kleine. „Für mich! Ei sieh! . . . Und für wen denn noch?"

Mahrite macht große Augen. Hat sie noch zu antworten? Ist denn der Kuchen diesmal so schwer zu verdienen? . . . Sie weiß nicht, was sie sagen soll.

„Nun, für wen gibt es noch Hochzeit?" forscht die wißbegierige Bäuerin unbarmherzig weiter.

Das Kind zieht das Mäulchen schief und sieht ungeduldig umher. Für wen soll es denn noch Hochzeit geben? . . . Da fällt sein Blick auf die Katze.

„Für Mieze gibt es auch Hochzeit," sagt es ganz ernsthaft und zeigt auf die Katze, die sich auf die Hinterbeine gesetzt hat und ihre weiße Brust wäscht.

Obgleich diese Antwort der Bäuerin nicht nach Sinn ist, muß sie doch lachen.

„Nur für Menschen gibt es Hochzeit," erklärt sie. „Sag 'mal, wird es nicht für den Vater Hochzeit geben oder für Jahnis oder für Juris?"

„Für Juris wird es Hochzeit geben, für Juris!" ruft die Kleine aus, als sie diesen Namen hört.

Juris ist sehr gut gegen sie, er nimmt sie gern auf seine Arme und läßt sie tanzen, bringt ihr Beeren, gibt ihr Honig. Honig ist süß; Juris muß auch etwas Süßes haben.

„So, nun bist Du brav," ruft die Bäuerin voll Fröhlichkeit aus, hebt das Kind in die Höhe und setzt es dann wieder auf den Rasen. „Hier hast Du den Kuchen — iß!"

„Wo ist der Zucker?" fragt Mahrite.

„Du bekommst ihn gleich." Die Bäuerin geht in die Stube und nimmt aus dem Schrank ein Stück Zucker und ein Glas. In letzteres gießt sie Milch und bringt sie nebst dem Zucker dem Kinde.

„Da, iß nun Dein Vesperbrot!"

Sie selbst hat auch noch nicht ihr Vesperbrot gegessen. In ihrer Kammer auf dem Tische steht alles noch unberührt: die Schale mit schöner, gelblicher, frisch gemachter Butter, der feine Kuchen, der Krug mit frischer Milch. Sie hat keine Lust zum Essen, die Freude hat ihr allen Hunger benommen. „In Wihndedsi wird es bald Hochzeit geben! . . ." Also wird dieser Ausspruch von dem Gesinde schon so häufig gethan, daß selbst das unverständige Kind die Worte behalten hat. Nun ja, es ist auch nicht zum Verwundern. Die Wihndedsibäuerin hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß Juris ihr gefällt, und Juris — nun, der trägt ja die Bäuerin auf Händen. Es wäre auch verwunderlich, wenn er es nicht thäte. Es wäre sehr sonderbar, wenn ein Soldat, der aus dem Dienst zurückgekehrt ist und keinen Heller besitzt, sich sträuben wollte, der Mann der Wihndedsibäuerin und der Bauer des ringsum in Ansehen stehenden Hofes zu werden. Nur das ist sonderbar, daß Juris noch nicht mit ihr gesprochen hat. Bald wird es ein Jahr sein, seitdem er aus dem Dienst heimgekehrt und bei ihr in Lohn getreten ist, und noch hat er keine Gelegenheit gefunden, die Bäuerin zu fragen: „Heiraten wir uns nicht?" . . . Aber so ist er nun einmal — gar zu ehrbar. So war er schon, als er das erstemal in Wihndedsi lebte. Die Mädchen sah er nicht an. Nun, es ist ja ganz lobenswert, wenn die Burschen sittsam sind — es ist ja auch gut, daß Juris sich mit den Hausmägden nichts zu schaffen macht, auch nicht einmal mit Lihschuk, der einzigen Tochter der Bäuerin; nur müßte er sich nicht scheuen, das entscheidende Wort zu sprechen. Oder wartet er etwa darauf, daß die Bäuerin es thut? Es ist ja freilich ein uralter Brauch, daß die Bäuerinnen um die Burschen werben, und nicht umgekehrt. Ja, ganz gewiß erwartet Juris dies auch von der Wihndedsibäuerin, schon deshalb, weil sie etwas älter ist als er. Ganz gewiß verhält es sich so. Ach, warum ist das der Bäuerin nicht früher eingefallen, da hätten sie nun schon Mann und Frau sein können! Aber jetzt muß die Sache zum Abschluß gebracht werden.

„Ja, ich will es thun; ich will noch heute mit ihm reden, sobald und wo ich ihn treffe."

So denkt die Bäuerin und dabei wird ihr so leicht und froh ums Herz wie seit lange nicht.

Schnell bückt sie sich zu dem Kinde nieder, welches seinen Zucker verzehrt hat, fröhlich lachend ihr die Händchen entgegenstreckt und ruft: „Hopp!"

„Hopp!" sagt die Bäuerin, faßt das Kind unter den Schultern, hebt es in die Höhe, dreht sich mit ihm im Kreise, lacht und jubelt: „In Wihndedsi wird es bald Hochzeit geben!"

•

„Hopp!" sagt die Katenete, hebt ein Bündel Heu auf und legt es auf die Unterlage von trockenen Blättern. Dann hält sie inne, schöpft Luft, trocknet sich den Schweiß vom Gesicht und sieht den anderen Arbeitern zu. Das Weib lächelt. Alle die anderen, paarweise verteilt, arbeiten eifrig, nur Juris und Lihschuk sind nirgends zu erblicken und ihr zur Hälfte fertiger Heuhaufen am Rande des Wäldchens steht schon eine gute halbe Stunde unverändert da.

„Wollen die beiden denn heute gar nicht mehr aus dem Wäldchen hervorkommen?" sagt sie zu ihrem Manne, der unterdessen hinzugetreten ist und einen Arm voll Heu auf die Blätter legt. „Wenn es in Wihndedsi nicht bald Hochzeit gibt —"

„Dann gibt es bald eine andere Bescherung," ergänzt der Mann, drückt das Heu mit dem Rechen fester an und harkt weiter.

Im Wäldchen aber stehen zwei Menschenkinder mit geröteten Wangen, die einander so lange geküßt und einander in die Augen geblickt haben, bis sie ihren Heuhaufen und die ganze Welt vergessen haben — ausgenommen die Wihndedsibäuerin.

Diese ist der Gegenstand ihrer lebhaften Unterhaltung und schließlichen Meinungsverschiedenheit.

„Sie wird es nicht zugeben," sagt Juris.

„Sie wird!" beteuert Lihschuk.

„Sie wird nicht, ich sage Dir, sie wird nicht," erwidert Juris. „Noch in der vergangenen Woche sagte sie, sie würde Dich keinem andern als einem Hofbauern geben, und Sonntag hörte ich sie in der Vorratskammer mit dem Sihlenbauern darüber reden, daß Du zu früh in die Lehre geschickt worden seist und sie sich nun der Brautwerber nicht erwehren könne; sie möchten aber nur kommen, früher als nach zwei Jahren denke sie nicht daran, Dich fortzugeben."

„Nicht später als nach zwei Jahren!" ruft Lihschuk aus und lacht. „Juris, Du mußt Dich verhört haben. Nun, ich habe ganz etwas anderes gehört — was die Mutter mit dem Sihlen in der Kammer sprach. Da sagte sie, daß es in Wihndebsi bald Hochzeit geben werde, und fragte, welche Kuh zu schlachten wäre. Für wen anders sollte sie wohl die Hochzeit ausrichten wollen als für mich — für uns!"

„O — und wenn sie von ihrer eigenen Hochzeit gesprochen hätte? Jung und hübsch genug ist sie noch, und der Sihlen schlendert wohl auch nicht ohne besondere Gründe allsonntäglich herüber — die Wirtschaft zu besehen."

„Meinst Du, daß die Mutter den Sihlen heiraten wird?" fragt Lihschuk und blickt überrascht den Burschen an. „Juris, das wäre ja gerade unser Glück! Die Mutter würde dann nach dem Sihlenhof ziehen und dort Bäuerin werden und uns den Wihndebsihof überlassen ... Was fehlte uns dann noch? ..."

„Dann fehlte uns allerdings nichts mehr," versichert der Bursche lächelnd und tippt mit dem Stiel seines Rechens ins Moos zu ihren Füßen.

„Nun, worauf wartest Du denn noch?" schmollt das Mädchen. „Wahrhaftig, Juris, wenn Du nicht bald mit der Mutter sprichst, so thue ich es. Wenn man's recht bedenkt, so ist es aber wohl eine Schande, daß es einem Burschen, der den Türkenkrieg mitgemacht hat, an Mut gebricht, bei der Mutter um die Tochter zu werben."

„Von Mut kann hier nicht die Rede sein," sagt Juris, indem er sich kerzengerade aufrichtet. „Mut habe ich für zwei. Ich wünsche nur nicht, mich zu ‚blamiren' — das ist's!"

„Natürlich wirst Du Dich nur blamiren," spottet Lihschuk. „Juris, Juris, wirst Du denn nicht einmal begreifen lernen, warum die Mutter so freundlich gegen Dich ist? Meinst Du denn wirklich, daß sie Dir ohne Grund die leichtere Arbeit zuschiebt und das bessere Essen zukommen läßt? Wenn sie nicht wünschte, daß Du Familienglied wirst, würde sie dann so häufig sagen: ‚Lihschuk, stecke mehr Käse in die Tasche, damit es auch für Juris reicht; nimm so viel von dem Kuchen mit, daß Du Juris auch davon geben kannst!'"

„Ja, mein Lieb, so denkst Du. Du legst Dir jeden kleinen Umstand zu unseren Gunsten aus. Das vermag ich aber nicht. Ich bin mir stets dessen bewußt, was ich bin: nichts als ein armer, entlassener Soldat. Ich meine, daß die Mutter nur deshalb so gut gegen mich thut, weil sie sieht, was für einen tüchtigen Arbeiter sie an mir hat. In der That glaube ich nicht, daß sie leicht einen zweiten solchen hier finden wird."

Das Mädchen wird ungeduldig und macht eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Also willst Du nicht mit ihr reden!" ruft sie halb erzürnt aus. „Gut, so will ich noch heute abend der Mutter alles erzählen. Eine Schmach für den Helden aus dem Türkenkriege!"

Und sie ergreift ihren Rechen, den sie an einen Baumstamm gelehnt hat, und macht Miene, das Wäldchen zu verlassen.

Aber Juris tritt ihr in den Weg.

„So warte doch," sagt er, über des Mädchens Zorn lachend. „Da Du es einmal so willst, gut, — geschehe es denn — mag die Mutter mich morgen hinausweisen. Das können wir ganz bald haben. Wie ich Dir schon sagte: an Mut fehlt es mir nicht; ich gehe sofort und spreche mit der Mutter."

Das verblüffte Mädchen mit einem fröhlichen Blick streifend, verläßt der Bursche das Wäldchen und schreitet an dem vernachlässigten Heuhaufen vorbei über die Wiese auf den Hof zu.

•

Juris ist gerade kein schöner Bursche. Was ihm jedoch das Wohlgefallen von Mutter und Tochter erworben hat, das ist sein kräftiges, im Dienst abgehärtetes Aeußere, sein echt männliches Wesen und seine Bedächtigkeit im Reden und Handeln. Diese Bedächtigkeit hat vielleicht ihren Grund in einem nicht völlig entwickelten Verstande, von dem alle Dinge viel langsamer erfaßt werden als von einem schnellen Kopf, aber sie ist nun einmal seine Eigentümlichkeit und es ist gleichgiltig, welche Ursache sie hat.

Auf dem Wege nach dem Hofe überlegt sich der Bursche, mit welchen Worten er der Bäuerin seine Absicht darlegen soll. Soll er etwa sagen: „Bäuerin, ich möchte heiraten!" oder „Bäuerin, ich möchte Lihschuck heiraten? ..." Nein, es ist besser, daß zuerst von ihm allein die Rede ist. Wenn die Bäuerin sich dann zu wundern beginnt und fragt: „Wen? Was?" so ist es ein Zeichen, daß Lihschuk sich geirrt hat, und er muß die Rede schnell auf etwas anderes bringen, ein zweites Jahr wie bisher fortleben und sich bei der Bäuerin einzuschmeicheln suchen. Fände sich der Augenblick nur bald, wo er seine Rede beginnen dürfte!

Mit diesen Gedanken biegt Juris um die Scheunenecke, erblickt die Bäuerin im Hofraum und hört den Ausruf, den sie thut, während sie sich mit dem Kinde in die Runde dreht. Die Bäuerin erblickt den Burschen, wird dunkelrot, setzt das Kind schnell hin und verschwindet im Hause.

„Mag sie nun den Sihlenbauern und sich selbst oder Lihschuk und mich im Sinn gehabt haben — jedenfalls denkt sie an eine Heirat," brummt Juris vor sich hin, erreicht das Haus und betritt die Küche.

Im Gehen ist ihm etwas schwül geworden; er will einen Schluck Wasser nehmen.

Unterdessen steht die Bäuerin in ihrer Kammer vor dem Spiegel. Sie sieht in der That nicht viel älter aus als Juris, ihre Gesichtsfarbe ist weiß und rot wie bei einem jungen Mädchen, die Augen blitzen — die Stirn — nun ja, die hat drei kleine Falten, aber diese wird Juris gar nicht bemerken. Wie gut, daß er nach Hause gekommen ist! Er kommt ihr wie gerufen ... Aber wo hält er sich nur so lange auf?

Die Bäuerin wird ungeduldig, dann geht sie hinaus und ruft: „Juris!"

„Ja," antwortet Juris in der Küche und kommt zum Vorschein. Der Bursche, der „Mut für zwei" hat, sieht etwas zaghaft aus.

„Weshalb bist Du nach Hause gekommen?" fragt die Bäuerin freundlich.

„Es geschah — nur so — wollte einen Schluck Wasser nehmen — war durstig," erwidert Juris.

Die Bäuerin horcht auf. Um einen Schluck Wasser zu nehmen? Was sind das für Reden! Ist denn der Brunnen am Wiesenrande versiegt? Wenn Juris nun dasselbe in den Sinn gekommen wäre wie ihr? ... Da er sie allein zu Hause wußte, ist er gekommen, um ...

Die Bäuerin denkt den Gedanken nicht zu Ende, sondern winkt mit der Hand und sagt:

„Ach so! Nun, was schleichst Du denn in der Küche herum? Komm herein, trink Milch und koste von dem frischen Kuchen — Vesperbrot hast Du wohl noch nicht gegessen?"

„Nein," antwortet der Bursche und wird wieder sicherer. Er hat den rechten Moment getroffen — die Bäuerin ist bei guter Laune.

Sie treten beide in die Kammer der Bäuerin und diese nötigt Juris, sich an den Tisch zu setzen, und setzt sich selbst ihm gegenüber.

„So," sagt sie und blickt dem Burschen ins Gesicht. „Ich habe auch noch nicht zu Vesper gegessen. Nun wollen wir beide zusammen essen."

Juris läßt seine Blicke in der Kammer umherschweifen. Wie nett sieht hier alles aus und wie schön wäre es, wenn er hier wohnen könnte ...

„Nimm," ermuntert die Bäuerin den Burschen zum Essen und rückt ihm den Milchkrug näher.

„Nun ist es Zeit, daß ich zu reden beginne," denkt Juris und — beginnt zu essen ... Beim Henker, es ist eine verdammte Geschichte, das erste Wort will ihm durchaus nicht über die Lippen.

Juris ißt und trinkt und auch die Bäuerin macht sich etwas mit der Butter und dem Kuchen zu schaffen.

„Werdet ihr heute fertig?" fragt sie.

„Ja," erwidert der Bursche und ißt.

„Ich weiß nicht, was wir nun beginnen sollen," fährt die Bäuerin fort. „Der Roggen ist noch nicht reif und alle anderen Arbeiten sind beendet. So hat es sich noch niemals gefördert. Auch der Sihlen wundert sich."

„Nun, da müssen wir die Pause vor der Roggenmahd mit einem tüchtigen Tanz ausfüllen," sagt Juris, erhebt den Krug und trinkt mit zurückgeworfenem Kopfe, damit die Bäuerin nicht merkt, wie er errötet.

„Ohne besondere Veranlassung tanzen — das geht nicht gut," meint diese, die des Burschen Erröten wohl bemerkt hat. „Ja, wenn sich eine festliche Gelegenheit fände ... dann .."

„O, die dürfte sich finden — wenn man nur erst wollte," sagt Juris, dem es plötzlich einfällt, erst nachzufühlen, wie die Bäuerin über ihre Verbindung mit dem Sihlenbauern denkt. „Man spricht davon, daß Du zu heiraten beabsichtigst, und die Leute dürften recht haben, denn ohne Grund hast Du wohl vorhin im Hofe nicht davon gesungen, daß es in Wihndedsi bald Hochzeit geben wird."

Die Bäuerin lehnt sich etwas in ihren Stuhl zurück und lacht hell und fröhlich auf.

„Nein," antwortet sie, „ohne Grund habe ich es nicht gethan. Ich beabsichtige, mich bald zu verheiraten. Aber von Dir sagt man dasselbe. Man meint, Du werdest auch bald Hochzeit machen."

„Wahrhaftig?" fragt Juris schnell und froh.

O des Glückes, Lihschuk hat recht: sie nimmt ihn zum Schwiegersohn!

„Wahrhaftig, ja, wahrhaftig!" schwört die Bäuerin scherzend und fügt dann schelmisch hinzu: „Ich weiß nur nicht, mit wem. Dein Liebchen ist wohl irgendwo in fernen Landen?"

„Habe es wohl nötig, mir ein Liebchen in fernen Landen zu suchen, wenn sie hierselbst in Wihndedsi schön wie eine Rose mir blüht," erwidert Juris. „Nun, Bäuerin, das hätte ich wohl nicht geglaubt, daß ich Dir genügen könnte. Längst schon hätte ich geredet, wenn ich nicht gefürchtet hätte, beim ersten Wort eins um die Ohren zu bekommen."

„Ach Gott!" ruft die Bäuerin aus und lacht. „Bist Du denn die ganze Zeit über blind gewesen? Hast Du nicht gemerkt, wie ich mich gegen Dich verhielt? Ich wollte schon selbst anfangen, mit Dir zu reden. Aber nun wollen wir mit der Hochzeit nicht mehr zögern. Wir wollen sie nach zwei Wochen feiern."

„Das ginge wohl an — mir wäre es nicht zuwider, wenn es schon so bald sein sollte — aber nach zwei Wochen wird der Roggen reif sein."

„So mag doch die letzte Aehre auf dem Acker ihr Korn verstreuen, was geht es uns an?" ruft die glückliche Bäuerin aus. „Ueber zwei Wochen feiern wir Hochzeit — vier Tage nach einander."

„Nun, meinetwegen. Aber wenn es schon einmal sein soll: feiert ihr dann nicht auch eure Hochzeit?"

„Was?!"

„Feiert ihr nicht zugleich auch eure Hochzeit?"

„Nun ja doch, wir feiern dann eben unsere Hochzeit."

„Ach so, ich dachte, Du sprachst von unserer Hochzeit."

„Nun ja, von unserer."

„Das heißt: von eurer."

„Von unserer — Du wirst ja ganz irre," sagt die Bäuerin und lächelt.

„Nein, nein, wir verstehen uns nicht," erwidert der Bursche. „Du willst, daß Lihschul und ich nach zwei Wochen Hochzeit machen. Gut. Aber wann machst Du Hochzeit mit dem Sihlen?"

„Mit Sihlen?" ruft die Bäuerin und springt auf. „Ich mit Sihlen?"

Der Bursche blickt die Bäuerin an und freut sich, daß sie sich so überrascht zeigt.

„Du meinst wohl, ich wüßte nicht, wen Du Dir erwählt hast," sagt er. „O — ich habe euch genug beobachtet! Aber, Schwiegermutter, Du hast Dich ja in den Finger geschnitten. Während Du ihn verbindest, will ich gehen, einen Gast begrüßen: sieh, da kommt der Sihlen! Und nicht wahr, ich darf ihm doch erzählen, daß es in Wihndedsi bald für zwei Paare Hochzeit geben wird?"

Von Diesem und Jenem.

Das dritte Geschlecht.

Von

Guglielmo Ferrero.

(Schluß.)

Wenn die englische Frau eine so große Rolle in politischen Dingen spielt, liegt das zum großen Teile an den spinsters. Wie bekannt, haben die beiden großen politischen Parteien Englands jede in ihren Armeen eine Amazonentruppe, die Konservativen die Primrose Leage, die Liberalen die Women's Liberal Federation; ihre Thätigkeit ist, namentlich zu Wahlzeiten, beträchtlich und ihr Einfluß wird keineswegs von den leaders der beiden Parteien unterschätzt. Es kommt das zum Teil jedenfalls daher, daß die englische Frau, die im allgemeinen unterrichteter ist, sich mehr als ihre Schwestern auf dem Kontinent um politische Angelegenheiten kümmert; aber glaubt man denn, daß, wenn alle oder fast alle englischen Frauen verheiratet wären, für Kinder zu sorgen und eine Familie zu leiten hätten, diese Vereinigungen ebenso umfangreich, ebenso mächtig und ebenso thätig sein würden? In beiden Vereinigungen gibt es allerdings verheiratete Frauen, die in denselben zuweilen sogar hervorragende Stellungen einnehmen, allein die Posten, die am meisten Zeit, Thätigkeit und Hingebung erfordern, werden fast alle von Misses behauptet. So ist es wenigstens bei der Women's Liberal Federation der Fall, die ich aus größerer Nähe habe studieren können; ich zweifle aber nicht daran, daß die Primrose Leage sich in gleicher Lage befindet. Es erklärt sich das übrigens sehr leicht: die reichen spinsters, die nicht zu ihrem Lebensunterhalt zu arbeiten brauchen und deren Geist ungetrübt von jeder Familiensorge ist, suchen instinktiv nach irgend einer Beschäftigung, zumal in einem Lande, wo Thätigkeit fast ein psychologisches Bedürfnis ist. Nun folgt aber jede bei diesem Suchen ihrem Geschmack; wie einzelne sich der Religion, der Kunst oder der Literatur widmen, gibt es eine gewisse Anzahl, die sich auf die Politik werfen. Die nicht verheiratete Frau ist nicht ganz im vollen Sinne des Wortes eine Frau mehr; sie gehört einem neutralen Geschlecht an, das physisch und moralisch gewisse weibliche Eigenschaften einbüßt und, nach gewissen Seiten hin sich dem männlichen nähernd, oft männliche Geschmacksrichtungen und ein sehr lebhaftes Bestreben, es dem Manne gleich zu thun, verrät. Welche Thätigkeit ist aber zur Stunde für das männliche Geschlecht charakteristischer als die politische? Darum ist ein gewisser Teil der spinsters, wie die Männer auf meetings, auf Wahlagitationen, auf Reden und Diskussionen versessen. Ihre Macht ist übrigens auf diesem Gebiete um so bedeutender, als sie zurzeit absolut interesselos sind. Sie können keinen politischen Ehrgeiz haben, denn sie können nicht gewählt werden; sie werfen sich daher auf die Politik, weil sie geistig angeregt sein wollen, ohne Hintergedanken und ohne Nebenabsichten, und sie bringen ihr aus diesem Grunde die ganze aufrichtige und ehrliche Begeisterung eines Geistes entgegen, dem der Müßiggang langweilig war und dem es schließlich gelungen ist, Zerstreuung in einer angenehmen und interessanten Thätigkeit zu finden.

Aber dieser Stand der Dinge wird nicht lange mehr dauern. Wenn anfänglich diese weiblichen Politiker sich mit der untergeordneten Rolle von Agitatoren für die eine oder andere Partei zufrieden gaben, genügt das heute nicht mehr; sie fangen an, politische Rechte für sich selbst zu verlangen. Wird ihnen das gelingen? Ich glaube, ja, denn bei dieser Propaganda findet man neben den reichen spinsters, für welche die Politik ein Sport ist, die unermeßliche Menge der zur Arbeit verdammten spinsters. Diese haben wie die Männer Interessen zu vertreten; sie verstehen sich auf das Leben und die geschäftlichen Angelegenheiten wie die Männer und begreifen nicht, weshalb man ihnen nicht die gleichen Rechte gibt, für ihre Interessen einzutreten wie den Männern, da sie weder einen Gatten noch einen Bruder oder eine andere Person haben, die für sie die Vertretung dieses Anspruchs übernimmt. Ihnen gegenüber werden alle die alten Argumente gegen die Ausdehnung der politischen Rechte auf die Frauen hinfällig; und wie es die ernsthafte Stimme reeller Interessen und der Vernunft ist, die diese spinsters in der Frage erheben, nimmt die Bewegung für die Frauenrechte eine aufsteigende Bewegung an und nähert sich von Tag zu Tag mehr ihrem Siege. Allein wie man sieht, hat diese Bewegung ihren Ursprung nicht in dem sentimentalen Triumphe eines abstrakten Gerechtigkeitsprinzips; sie stützt sich direkt auf die große weibliche Krisis, die in England so viele weibliche Wesen zur Ehelosigkeit nötigt: man möchte fast sagen, eine der größten Krisen, welchen die Frau während des ganzen geschichtlichen Verlaufs der Zivilisation unterworfen worden ist, findet ihren Abschluß in der größten Revolution, die sich je in der weiblichen Welt vollzogen hat.

Haben wir bisher die Umwandlungen ins Auge gefaßt, welche eine derartige Menge nicht verheirateter Frauen in der weiblichen Welt hervorbringt, so müssen wir uns nunmehr den Einfluß klar machen, welchen sie auf die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit ausüben. Die Unterdrückung der Liebe und des Muttergefühls stört und verschiebt sozusagen von Grund aus das ganze System weiblichen Denkens und Empfindens, und gerade diese zum Teil anormale Veränderung in dem geistigen Habitus der nicht verheirateten Frau ist das, was seinen Einfluß auf die Gesellschaft am lebhaftesten geltend macht.

Neben der besprochenen ist eine weitere psychologische Merkwürdigkeit der englischen Gesellschaft die zu großem Teil jedenfalls auf den moralischen Einfluß der spinsters zurückzuführende übertriebene Verehrung des Tierlebens. Was für ein Vergnügen muß es doch sein, ein Hund oder eine Katze in einer gut situirten englischen Familie zu sein! England ist das gelobte Land der Tiere; Hunde, Katzen, Pferde und Affen erfreuen sich dort in denkbar höchstem Maße des Schutzes der Gesetze, der Sitten und einer Armee von Männern und Frauen, an deren Spitze die Königin Viktoria steht; ihr Leib wird mit demselben Eifer gegen die Schläge roher Karrenführer verteidigt wie gegen das Seziermesser des Physiologen, der in ihren Eingeweiden nach dem Geheimnisse der menschlichen Gesundheit forscht. Der Vivisektor ist sogar eine der anrüchigen Persönlichkeiten der englischen Gesellschaft; es umgibt ihn dasselbe übelwollende Mißtrauen, wie es sich einst, im Mittelalter, gegen den Alchimisten richtete; er bedarf einer speziellen Erlaubnis der Behörde, um ein Vivisektionskabinet zu errichten, und um dieselbe zu erlangen, hat er fast regelmäßig das Kreuzfeuer der Insulte und Proteste zu bestehen, die ihm von den enragirten Tierfreunden entgegengeschleudert werden. Man scheut sich nicht, um das Fell irgend eines Hundes zu retten, die hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft anzugreifen: ich selbst habe den berühmten Namen Pasteurs auf unzähligen Maueranschlägen an den Straßenecken mit Schmähungen überhäuft gesehen, weil man in Chelsea ein Institut für die Impfung gegen die Tollwut ins Leben rufen wollte. Für die Hunde ist England das ideale Freiheitsland, denn sie sind dort nicht der Sklaverei des Maulkorbes unterworfen; man versuchte vor einigen Jahren, die freie Schnauze des Hundes zu fesseln, allein eine Agitation zwang die leaders der Bewegung zum Strecken der Waffen. Man muß sich sogar davor hüten, namentlich in den Straßen Londons, Tiere zu schlagen; es wird flugs irgend ein policeman oder das Mitglied eines Tierschutzvereins zur Stelle sein, das sich die Mühe geben wird, einen des Verbrechens wegen anzuzeigen und einem eine Geldstrafe von zwanzig bis dreißig Schilling zu verschaffen und obendrein eine salbungsvolle richterliche Ermahnung über den Handel. In England ist es mit einem Worte besser, eine Katze oder ein Hund zu sein als ein Armer; die soziale Stellung eines Haustieres ist unvergleichlich günstiger als die eines unglückseligen, den verachteten Berufsarten angehörigen Arbeiters.

Diese krankhafte Gefühlsschwäche eines nach anderer Richtung hin so ernsten und so positiven Volkes erklärt sich nur durch den Einfluß der spinsters und ihren anormalen geistigen Habitus. Die nicht verheirateten Frauen haben im allgemeinen eine Vorliebe für Tiere, weil sie dadurch zum Teil ihre natürlichen Muttergefühle befriedigen; der Hund oder die Katze, besonders aber der Hund, der auf der ganzen Welt der Liebling der Frauen ist, ersetzt der spinster das Kind, denn die Frau hat das Bedürfnis, schwache Wesen zu lieben und zu beschützen. Das zeigt sich sogar bei den wilden Völkern; in Tasmanien, zum Beispiel, wo der Kindsmord ein stehender Gebrauch und beinahe eine soziale Pflicht war, trösteten die Frauen, denen man ihre Kinder genommen hatte, sich dadurch über ihren Verlust, daß sie sich junge Hunde aufzogen. Die nicht verheiratete Frau, die sich Sorge darüber macht, wenn ihr Hund des Morgens nichts gefressen hat, und die nach dem Tierarzt schickt, sobald ihr Liebling eine traurige Miene zeigt, folgt dem gleichen seelischen Triebe; anormale soziale Verhältnisse haben in ihr das physische Gesetz ihres Geschlechtes brechen können, allein die gebieterischesten Bedürfnisse ihres Geistes bleiben die gleichen, zurückgedrängt, auf verkehrte Bahn gelenkt, entartet, aber trotz aller Hindernisse direkt oder indirekt nach Befriedigung verlangend. Man kann in einer Frau alles, was man will, zerstören; allein man kann die Mutter nicht zerstören: das Muttergefühl wird sich stets in einer erhabenen oder lächerlichen Form geltend machen, in den wunderbarsten Kundgebungen zu Gunsten der Gattung und in der sinnlosesten Gefühlsschwäche für Hunde und Katzen. Nehme man nur einmal an, daß in einer Gesellschaft diese unverheirateten Frauen nach ungezählten Legionen vorhanden seien, wie die Heiligen im Himmel, und man wird leicht einsehen, daß sie schließlich zu der abgöttischen Verehrung des Tieres gelangen werden: bei allen Agitationen zu Gunsten der Tiere wird man sie an der Spitze finden, die Gleichgiltigen weiter treibend, den Skeptikern heuchlerische Anhänger entreißend und die lauen und schüchternen Gefühlsmenschen anfeuernd; in jedem Augenblicke ihres Lebens werden sie durch ihre Reden, durch ihr Beispiel und durch ihr ganzes Verhalten Propaganda für den Gedanken der liebevollen Verehrung des Tieres machen; bei großen und kleinen Veranlassungen werden sie stets, bewußt oder unbewußt, für die Sache des Tieres eintreten. Der Sieg war übrigens in England um so leichter, als den Engländern, wie allen Völkern germanischen Stammes, ein Idealismus und eine Noblesse angeboren ist, die sie für jede Gefühlspropaganda empfänglich machen. Natürlich gehen dieser Idealismus und diese Noblesse allzu oft in dem rohen Handgemenge des Lebenskampfes unter, um der Brutalität und dem Egoismus Platz zu machen; indes von Zeit zu Zeit gelingt es ihnen doch, sich von dem Grunde der Seele dieses Volksstammes zu lösen und sich in der einen oder andern Form Bahn zu brechen, sei es in einem dieser herrlichen Idealisten vom Schlage Shelleys, die fast wie eine Spezialität anmuten, oder in einer dieser öffentlichen Agitationen zu einem sentimentalen Zweck, wie sie nur in England möglich sind. So schlachtet man Wilde in Afrika hin und schützt Hunde in England.

Eine andere moralische Seltsamkeit Englands, die man sich ohne die spinsters nicht zu erklären vermöchte, ist die eigentümliche Prüderie der englischen Gesellschaft.

Wie bekannt, ist in keiner Gesellschaft das sexuelle Schamgefühl so groß wie in England. Jede Anspielung auf das Geschlechtsleben ist verboten, sowohl in der schriftlichen Darstellung wie im Gespräche; selbst gewisse ganz unschuldige Worte wie das Wort „nackt“ oder „Nacktheit“ könnten unter Umständen Anstoß erregen. Diese Anstandsregel wird so unverbrüchlich gehandhabt, daß sie manchmal selbst Gelehrte und Männer der Wissenschaft in Verlegenheit setzt, wenn sie gezwungen sind, etwas heikle Gegenstände zu berühren. Herbert Spencer zum Beispiel verfehlt nicht, wenn er in seiner „Soziologie“ irgendwo von der Phallatomie oder von der Beschneidung spricht, den Leser um Entschuldigung zu bitten. Der erste englische Verleger Zolas wurde unter Anklage gestellt und wegen Verletzung des öffentlichen Anstandes verurteilt, und Erzählungen wie die von Armand Sylvestre und Catulle Mendes würden keine Zeitung finden, die sie aufnähme. Schließlich weiß ja auch jeder, der Engländer kennen gelernt hat, daß im Gespräch mit ihnen nur schwer gewisse Gegenstände zu berühren sind, auch wenn keine Damen dabei sind.

Ganz gewiß ist diese Prüderie das Produkt sehr komplizierter psychologischer und sozialer Ursachen; so ist die puritanische Tradition nicht ohne Einfluß darauf geblieben; allein es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn sie sich so lange als gesellschaftliche Regel von einer fast lächerlichen Strenge hat behaupten können, dies zum großen Teile dem Einflusse der spinsters zu danken ist. Die Anwesenheit eines älteren Fräuleins ist viel hinderlicher als die eines jungen Mädchens, wenn derartige Gegenstände zur Sprache kommen; einem jungen Mädchen gegenüber kann man noch mit einer gewissen Freiheit sprechen, weil man voraussetzt, daß es von nichts etwas weiß, allein eine derartige Voraussetzung wird absurd, wenn man eine ehrwürdige Matrone von fünfzig Jahren vor sich hat. Sollen zwei Personen unter sich frei und ohne zu erröten von der Liebe sprechen können, so müssen beide sie kennen oder es dürfen beide nichts von ihr wissen (Ehegatten oder junge Mädchen unter sich legen sich gar keinen oder nur wenig Zwang auf); allein zwischen einer Person, welche die Liebe kennt, und einer solchen, die nichts von ihr weiß, macht das Schamgefühl sich bald geltend. Außerdem stellen nach einer fast jedem angeborenen Neigung die Männer sich stets so, als ob sie das verachteten, was sie nicht haben erreichen können; der Mann, der unbekannt geblieben ist, thut so, als ob er den Ruhm verachte; der arm gebliebene erklärt, daß er mit den Millionen Rothschilds nichts anzufangen wisse; ganz genau so hat die Frau, welche die Liebe nicht kennen gelernt hat, einen instinktiven Abscheu vor derselben und protestirt gegen die Bücher, die Gespräche, die Ansichten und Gebräuche, welche dem Lebenselement, dem sie selbst fern gehalten worden ist, eine zu große Bedeutung beilegen. Ganz gewiß würde, wenn die nicht verheirateten Frauen weniger zahlreich wären, dieser Einfluß sich nicht einmal wahrnehmbar machen; wenn sie aber nach Legionen vorhanden sind, wenn dieser Einfluß ihm günstige Ueberlieferungen

aus älterer Zeit vorfindet, kann die krankhafte Prüderie der spinster leicht zu einer sozialen Regel von äußerster Strenge werden.

•

Wir haben bisher nur die schlimme Seite des Problems ins Auge gefaßt: alles, was die spinster von Unnatürlichem und Gemachtem in die Empfindungen, die Ideen und die Gewohnheiten einer Gesellschaft bringt; wir müssen nunmehr den Blick auf die gute Seite lenken, auf die Dienste, welche von der nicht verheirateten Frau dieser Gesellschaft geleistet werden, die sie von den höchsten und innerlichsten Freuden des wirklichen Lebens ausschließt.

Man weiß, daß England das Land ist, wo die philanthropischen Unternehmungen die größte Entwicklung gefunden haben; die Mannigfaltigkeit ihrer Formen, der Umfang und die Vollkommenheit der Organisation und die Reichtümer, über die sie verfügen, sind geradezu staunenswert. Es ist dies um so wunderbarer, als die werkthätige Menschenliebe in England nicht über die gewaltigen Hilfskräfte der Religion verfügt wie in Frankreich und Italien. Die anglikanische Kirche besitzt nichts, was mit der wunderbaren Uebung der Nächstenliebe, wie sie in der katholischen Kirche vorhanden ist, verglichen werden könnte; und was die dissidentischen Kirchen anlangt, so sind sie zu zahlreich und zu klein, als daß sie so kolossale Organisationen hätten schaffen können.

Wenn trotzdem die Nächstenliebe in England eine so großartige Entwicklung gewonnen hat, so ist dies dem Einflusse der misses, der spinsters, der nicht verheirateten Frauen der oberen Klassen zu danken. Bei fast allen diesen Institutionen findet man, daß misses, ältere Fräulein, die Seele und Stütze derselben sind: oft haben sie die Idee zu der Einrichtung gegeben und sie begründet; fast immer leiten sie das Unternehmen, sie bringen das Geld auf und übernehmen thatsächlich die Arbeit der Männer, die viel zu viel zu thun haben, um sich ernstlich mit etwas Derartigem zu beschäftigen. Die nicht verheirateten Frauen beteiligen sich ebenso an allen Agitationen zu Gunsten irgend einer unglücklichen Klasse und sind die begeistertsten Apostel derselben; man findet sie bei allen sentimentalen Kreuzzügen, bei dem für Abschaffung der Sklaverei in den Kolonien wie bei dem für die Reform der Irrenhäuser, glühend, unermüdlich, froh darüber, für das Heil einer Schar von Unglücklichen, von wirklichen und solchen, die es nur sein wollen, wirken zu können, zuweilen den Typus Don Quixotes annehmend, zuweilen aber auch den von großen Heiligen, allein stets sympathisch, stets bewunderns- und verehrungswürdig. Der Schluß, der sich hieraus ergibt, ist ganz merkwürdig: wir sehen in unseren Tagen ganz von selbst und ohne den Einfluß religiöser Ideen jenes Cölibat sich bilden, das bisher für ein Monopol des Christentums gehalten wurde. England ist voll von Nonnen, die, ohne ein Gelöbde abgelegt zu haben, und, mitten in der Gesellschaft lebend, genau dieselbe psychologische und soziale Funktion erfüllen wie die »soeurs de Marie auxiliatrices« oder die »petites soeurs des pauvres«. Die soziale Bedeutung dieser Thatsache kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Die moderne Gesellschaft hat eine zahlreiche Schar von Krankenpflegern nötig, die den im Lebenskampfe Verwundeten zu Hilfe eilen. Man hat in der letzten Zeit vielfach über die Nächstenliebe und ihre Wirkungen gestritten; man hat gezeigt, daß sie im allgemeinen ziemlich unvernünftig ausgeübt wird und daß sie häufig zu einer neuen Generation von Schwächlingen führt; das alles ist durchaus wahr, aber das alles beweist gar nichts, denn die Nächstenliebe, auch wenn sie sich noch so unvernünftig bethätigt, ist, wie zur Zeit die Verhältnisse liegen, eine organische Notwendigkeit in einer Gesellschaft, die Tag für Tag zu viele Opfer erfordert, als daß man sie alle dem Elend und der Verzweiflung anheim fallen lassen könnte. Wenn man die Nächstenliebe plötzlich aus der Welt schaffte, würde die Menschheit als biologische Gattung vielleicht sich heben; allein die Gesellschaft würde in ihrer gegenwärtigen Verfassung dadurch geschwächt werden, denn alle diese Schmerzen, die ohne Erleichterung geblieben wären, würden sich früher oder später zu destruktiven Gewalten umbilden. Die Gesellschaft hat daher eine gewisse Anzahl von Krankenpflegern nötig; um diesen Beruf zu erfüllen, aber gibt es im Menschengemüt eine gewaltige Kraft, das Mitleidsgefühl der Frau, das Bedürfnis, die Schwachen zu schützen und zu unterstützen, das seinen Ursprung in dem Muttergefühl hat und fast ein Abglanz desselben ist. Allein wenn die Frau Mutter ist, findet dieser Drang nach Unterstützung der Schwachen hinreichende Bethätigung bei den eigenen Kindern; soll daher die Frau sich den Unglücklichen widmen, so darf kein Kind vorhanden sein, und es muß der Wohlthätigkeitsdrang, der sich auf Nachgeborene nicht erstrecken kann, von dem eigenen Interesse und dem Mitleidsgefühl geleitet, auf einen weiteren Kreis von Unterstützungsbedürftigen ausgedehnt werden. Zur Umwandlung der Frau in eine Pflegerin bei unseren sozialen Krankheiten muß das Muttergefühl in ihr unterdrückt und Verzicht auf die Liebe ihr zur Pflicht gemacht werden: eine schwere Aufgabe, die bisher in einigen Ländern des Westens die katholische Kirche auf sich genommen hatte. Es ist das vielleicht der größte Dienst, den das Christentum der Menschheit geleistet hat; es hat, die vorhandenen mystischen Neigungen, das soziale Elend und bei einer großen Zahl von jungen Mädchen die betrogenen Liebeshoffnungen benützend, das Mittel gefunden, eine Armee von Nonnen aufzubringen, welche der Liebe und der Mutterschaft entsagten, um die Rolle von Krankenschwestern am Krankenbette der leidenden Menschheit zu übernehmen. Das Christentum hat auf diese Weise der Welt die wunderbaren Organisationen der wohlthätigen Jungfrauen gegeben, von denen das klassische Altertum nur sehr bescheidene Beispiele gekannt hatte; und die katholische Kirche, die von allen christlichen Kirchen am besten die praktische Seite ihrer Organisation durchgeführt hat, hat dadurch die Kraft gewonnen, sich trotz ihrer zahlreichen und wiederholten Niederlagen auf politischem und wissenschaftlichem Gebiete als eine der großen moralischen Weltmächte zu behaupten.

In England ist alles das nicht vorhanden; der Zwang ist überflüssig, und es bedarf keiner religiösen Rekrutirung und keiner militärischen Disziplin mehr; das philanthropische Cölibat der Frauen bildet sich von selbst, leicht, ohne Anstrengung. Es ist kein Keuschheitsgelübde und keine klösterliche Zusammenscharung erforderlich, um der wohlthätigkeitsbeflissenen spinster Englands jedes Verlangen nach den Mutterfreuden zu benehmen; die Gesellschaft versagt es ihr ein für allemal und das Unvermögen ist in diesem wie in allen anderen Fällen ein stärkeres Hindernis als alle Drohungen oder alle Versprechungen. Nachdem einmal die Grundbedingung der sozialen Nächstenliebe, die Unterdrückung des Muttergefühls, durch den allgemeinen Gesellschaftszustand gewährleistet ist, können diese Vestalinnen und freiwilligen Nonnen in der Gesellschaft leben, mit Männern und Frauen verkehren, ohne Zuflucht hinter Klostermauern zu suchen und ohne der Stimme der Welt und des Lebens gewaltsam ihr Ohr zu verschließen; sie werden ihrer Mission getreu bleiben, denn sie könnten sich derselben in keiner Weise entziehen, und sie werden eine freie und weltliche Schwesterschaft bilden, wie die Geschichte sie meines Erachtens bisher noch nicht aufzuweisen gehabt hat. Ohne moralischen Zwang, ohne despotische Organisation, ohne daß sich irgend eine Seele unter einer eisernen Disziplin bricht, organisirt das philanthropische Cölibat sich inmitten der englischen Gesellschaft, auf diesem unabsehbaren, von Leichen und Verwundeten bedeckten Schlachtfelde, und spielt seine Rolle in wunderbarer Weise, wie alle Organisationen, die sich von selbst gebildet haben, durch eine von innen heraus und unbewußt sich vollziehende Willensübereinstimmung.

Wir können bei diesem Anlaß übrigens eine der wunderbarsten Erscheinungen des sozialen Lebens beobachten; das heißt die Art und Weise, wie manchmal eine Gesellschaft, ohne es zu wissen, dazu gelangt, die eigenen Krankheiten zu ihrem Vorteil zu benützen und sogar den krankhaften Teilen ihres Organismus eine Lebensfunktion zu entlocken. Dieser gewaltige Frauencölibat ist ganz gewiß ein im höchsten Grade krankhaftes Phänomen, aber die englische Gesellschaft hat daraus die freieste, die am wenigsten von anderen Ideen abhängige und darum gerade die wunderbarste Organisation der Nächstenliebe gewonnen.

(La Revue des Revues.)

Herausgeber: Joseph Kürschner in Eisenach; verantwortlicher Redakteur: Ludwig Thaden in Stuttgart.
Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

1895. Heft 8. Preis 50 Pfg. *Vierteljährlich (6 Hefte) Preis 3 Mark.*



Inhalt des achten Heftes.

Die kleine Kirche.

Von

Alphonse Daudet.

(Fortsetzung.)

„Das Wasser ist hier zu klar, Alter, fahre über die Brücke hinauf," befahl Richard mit erregter Stimme. Und unter dem heftigen Ruck, den der Fischereiaufseher dem Boote gab, zerbrach der Spiegel, der die alte Herberge reflektirt hatte, in tausend Stücke, die in die Tiefen des Flusses mit den Erinnerungen versanken, die sie wachgerufen hatten. Die Barke hielt an der Sperlingsinsel, einem Ort, der sich zum Netzauswerfen ganz besonders eignete, aber Richard hatte heute keine glückliche Hand.

Die Insel hat an einer Spitze einen etwas in die Länge gezogenen, halbmondförmigen Einschnitt, innerhalb dessen das Wasser so ruhig steht und so klar ist, daß man den feinen Sand auf dem Grunde ganz deutlich sehen kann; zwei dichtbelaubte Trauerweiden neigen sich über die Stelle und hüllen sie in ihren Schatten ein. Lydie nannte diesen Winkel ihre Badewanne. Richard stellte das Boot mit weit ausgespanntem Segel quer vor den Eingang, von den beiden anderen Seiten bildeten die beiden Weiden zwei Vorhänge und so nahm sie ihren Schwimmunterricht. Und wenn sie dann aus dem Wasser stieg und ihren Badeanzug abstreifte, was gab es da für ein tolles Lachen, wie schrie sie auf, wenn ein Weidenzweig oder ein aufgescheuchter Käfer im Fluge ihre nackte rosige Haut nur leise berührte! Die Heraufbeschwörung dieses herrlichen Körpers, an dem die kristallenen Wassertropfen herabrieselten, der von dem kalten Lufthauch erschauerte und auf dem dabei die hellen Sonnenlichter spielten, die plötzlich wieder gefundene Erinnerung an diese lockende, schöne Frucht, in die er, bis auf ein einzigesmal, nie so recht nach Herzenslust hinein zu beißen gewagt hatte, und ein herzzerreißender Jammer über die verlorenen Freuden, die toten Stunden, das war alles, was er bei einem drei- oder viermaligen Fischzuge in der ganzen langen Zeit auf der Sperlingsinsel erbeutete.

„'s ist 'ne komische Sache," sagte am Abend in der Küche der Vater der Rosine Chuchin. „Mit der Leichenbittermiene, die Herr Richard macht, hat er heute während des Fischens fortwährend gesungen."

Und es war wirklich so gewesen. Während ihn die einzige und so teure Erinnerung ganz gefangen hielt, kam ihm ganz mechanisch eine Arie von Pergolese in den Sinn, die Lydie mit Magister Jean spielte und zu der er jetzt ganz laut im Takte den Baß gebrummt hatte, indem er mit seinem „Bumbum" die herrliche Melodie begleitete, die in seinem Kopfe erklang und ihm das Herz zum Brechen schwer machte. Die folgenden Tage brachten dieselbe Qual. An allen Ecken und Windungen des Flusses, gleichviel zu welcher Stunde, bei den Morgennebeln, die so dicht sind, daß sein Boot sich nur nach dem Geräusch zurechtfinden konnte, das die Wellen beim Anschlagen an die Brückenpfeiler verursachen, oder am Abend, wenn das Licht eines Flachbootes gespenstisch über die Wasserfläche glitt — auf der Yères wie auf der Orge, diesen beiden hübschen kleinen Nebenflüssen der Seine, an deren Ufern sich grüne Abhänge, Baumgruppen, blühende Hecken, verfallene Hütten, Waschplätze und alte in Mühlen umgewandelte Abteien hinziehen, überall erscheint ihm das geliebte Bild. Er fand sie unter seinem Ruder wieder, schlank und frisch wie eine Wasserpflanze, mit ihrem grünlichweißen Teint, dem Sonne und Mond nichts anzuhaben vermochten.

Längs des Flusses zog sich der Wald hin. Richard stürmte in den Wald, um den vertraulichen Erinnerungen des Wassers zu entfliehen. Aber unter den Bäumen, an der Fluchtlinie der Holzschläge, an den Kreuzungen der Schneisen, deren Wegweiser sie alle kannten, verfolgte ihn die Vision. Lydie und immer Lydie; und wenn es nicht Lydie selbst war, so waren es Begegnungen, Verhältnisse, die ihn an sein Unglück erinnern mußten. Als er eines Abends von einem langen Spaziergange heimkehrte und bei der Eremitage vorbei kam, riefen ihn ein paar rauhe Stimmen herzlich an:

„He, Herr Richard!"

Sautecoeur, genannt der Indier, ein alter, riesiger, von den Wilderern sehr gefürchteter Förster, feierte die Hochzeit seines Sohnes, chef de rayon in Paris, mit einer Angestellten in demselben großen Laden. Inmitten des verfallenen und mit Gras bewachsenen Hofes des alten Klosters saßen Jagdhüter in der blauen Livree von Grosbourg mit ihren sonnenverbrannten Weibern, die ihren Sonntagsstaat in den schreiendsten Farben anhatten, der Meier von Uzelles mit seiner Familie, die beiden Festmusikanten und Herr Alexander, sehr chic in Lackschuhen und hellen Beinkleidern an einem langen Tische beisammen. Er kokettirte mit der jungen Frau, einem entzückenden kleinen Scheusal, die tadellos angekleidet und frisirt war. Richard mußte eintreten und sich einen Augenblick setzen. Das Essen war beinahe schon beendet; es wurden nur noch einige Gläser Weißwein auf das Wohl des jungen Paares geleert. Dann stellte man sich auf ein Hornsignal beim letzten Schein der untergehenden Sonne zu einer Quadrille auf. Richard und der Indier sahen mit aufgestützten Ellenbogen dem Tanze zu und schwatzten mit einander.

„Ja, ja, Herr Richard," sagte der alte Jagdhüter, der mit seinen kleinen Dickhäuteraugen den weißen Kranz seiner Schwiegertochter betrachtete, „ich glaube wohl, daß sie kokett ist, das Mädel, sehr kokett. Der Junge wünscht auch nicht, daß sie wieder in den Laden eintritt, um so mehr, als sie etwas schwach auf der Brust ist. Sie werden ein oder zwei Jahre in der Eremitage bleiben. Er wird tagsüber in Paris seinem Beruf nachgehen und ich, ich werde seine Frau hüten. Ich habe seinerzeit mit der meinigen kein Glück gehabt; aber ich stehe Ihnen dafür, die da macht mir keine Seitensprünge."

„Das bezweifle ich," sagte Richard mit einem gezwungenen Lächeln und dachte dabei bei sich, daß er dem Indier die Bewachung seines Hauses hätte übertragen sollen.

Die Nacht war im Hereinbrechen, als er die Eremitage verließ; die Vögel sangen nicht mehr; nur das Horn der Festmusik ließ rhythmisch seine kreischenden Töne vernehmen, aber das war nicht die Musik, die Richard hörte, die er mit seinen Baßharpeggien begleitete, seinem herzbrechenden „bum, bum, bum", das er in das Dunkel der Alleen hinaus summte.

Er ging — entmutigt wie er war — überhaupt nicht mehr aus. Zu ebener Erde des Pavillons neben der Wäschekammer war ein Raum, den man das Atelier nannte. Richard, der seit der Flucht seiner Frau im Schloß in seinem Junggesellenzimmer neben dem Zimmer seiner Mutter schlief, hatte diesen entlegenen Raum nur noch benutzt, um in dem großen, lederbezogenen Lehnstuhl seine Siesta zu halten oder vor dem Cylinderbureau des alten Notars eine Baurechnung zu bezahlen. Jetzt hielt er sich dort ständig auf. Von dem Fenster blickte er, wie in seiner Kinderzeit, auf die Straße hinaus und erfreute sich daran, alte Bekannte wieder zu finden, den Schubkarren des Straßenwarts, den kleinen, buckeligen Schuhhändler, naive Bilder einer Art von großem Gänsespiel, über das ihm Lydies Kopf neben dem seinigen gebeugt erschien. Er erinnerte sich der Furcht, die sie am Vorabend der Markttage vor den Ochsen hatte, oder auch zur Zeit des kalten Bades vor dem Karren in Foucart, wohin man die Ertrunkenen, nur mit einer groben Sackleinwand bedeckt, transportirte. Da kam er ja gerade langsam die Seine herauf, dieser geheimnisvolle Karren; er brachte den Kammerdiener des alten Mérivet, den man aus dem Uferschilf herausgezogen hatte, wo er vorgestern infolge eines Unfalls ertrunken war. Er war der Küster der kleinen Kirche; da folgt ihm ja auch sein armer Herr weinend, noch gebückter und noch schmächtiger als gewöhnlich.

„Sieh da, Vater Georg mit seinem langen Knüttel, ein Stück Brot unter dem Arm. Und doch ist heute nicht der Armentag, aber seit einiger Zeit verläßt der alte Vagabund Uzelles nicht mehr. Er scheint zu spähen, zu warten. Man findet ihn immer um das Schloß herumirrend oder an einem Gitter, entweder nach der Straße oder nach dem Walde zu, schlafend. Er wird überhaupt nicht mehr nüchtern," sagt Chuchin mit einer Art von Neid, und die Küchenmädchen rufen dem alten Stromer, wenn er sich mit seinem Munde, der schon mehr einem Hundemaule gleicht, und seinen weinenden Augen den Gitterfenstern ihres Souterrains nähert, lachend zu: „Hast wohl Herzenskummer, guter Vater Georg?"

Es ist an dem heißen, leuchtenden Tage ein trübseliger Anblick, dieses arme Menschenkind sich auf dem großen Wege dahin schleppen, sich an Bäumen und Mauern anklammern zu sehen. Wo kommt so was her? Hat so was überhaupt ein Vaterland? Welche Sprache, welchen mörderischen Dialekt spricht wohl dieser zahnlose Mund? Und wie kommt der alte Bettler in diesen Winkel, in dieses Departement, wo er ebenso verloren, ebenso unbekannt und fern ist, als wenn er im Innern Afrikas umherirrte?

Da nähert er sich dem Brunnen, versucht, den Becher zu erreichen und ihn unter das klar hervorsprudelnde Wasser zu halten. Seine Hände zittern, seine Füße gleiten aus, sein Hut, ein alter Filz ohne Form und Farbe, fällt neben den umgeworfenen Becher; darüber muß die junge Meierin von gegenüber, die vor ihrem Hofe steht und ihn bewacht und die beiden Hände auf ihrem großen, schwangeren Bauch hält, bis zu Thränen lachen. Endlich, nach entsetzlichen Anstrengungen, gelingt es dem Unglücklichen, am Hahn selbst zu trinken; zwei Wasserstrahlen rinnen an seinem Bart hinunter, während die Sonne auf seinen kahlen, roten, von dicken blauen

Adern durchzogenen Schädel brennt. Und Richard erinnert sich daran, wie Lydie ihm einmal sagte, daß sie niemals abends einen Wanderer an diesem Kreuzwege, zum Trunke, habe Rast machen und dann unentschlossen mit zu Boden gesenkten Augen habe stehen bleiben sehen können, nein, niemals habe sie in der Dämmerung das Elend der Ratlosigkeit und Verlassenheit gesehen, ohne daran zu denken, daß der, der jetzt da herumirrte, einmal ganz klein gewesen war, daß eine zärtliche Mutter ihn gewiegt und gehätschelt hatte und, indem sie seinen Schlaf bewachte, die schönsten Luftschlösser für ihn gebaut hatte. Wie hatte nur diese Frau, die mit solcher Güte, mit einem so aufrichtigen Mitleid sprach, ihrem Manne ein solches Weh zufügen können? Galt er ihr denn weniger als ein alter Bettler?

Jetzt, nachdem er getrunken hat, legt sich Vater Georg neben dem Brunnen nieder, schwerfällig, ruckweise, als wenn er seine Glieder, eines nach dem andern, auf den Boden würfe. Er holt sein Brot unter seinem durchlöcherten, ausgefransten Rock hervor, legt es auf einen Stein in seiner Nähe, dann schließt er die Augen, aber nur halb, denn er verteidigt seinen kärglichen Mundvorrat gegen die Fliegen und eine Unzahl widerlichen Geziefers, die Feinde einer Vagabundenrast, und endlich schläft er ein, die eine Hand auf seinem Brot, die andere auf seinem harten Holzknüppel. Richard schläft nicht. Die schönen Schlummerstündchen von einst sind dahin. Jenseits der im Sonnenlicht erglühenden Straße sieht er, hört er den tiefen Schlaf des Unglücklichen, für den er eine Art von Zärtlichkeit empfindet, weil er Lydies Armer war, weil er es war, mit dem sie zuletzt gesprochen hatte, weil sie in diese aufgesprungene und verschrumpfte Hand jenes Abschiedsbillet gelegt hatte, das Frau Fénigan ihrem Sohne nicht zu zeigen wagte. Und plötzlich kommt es ihm in den Sinn, daß in Ermanglung dieses Briefes der kleine Schreibtisch seiner Frau dort oben in ihrem Zimmer vielleicht anderes ebenso Interessantes enthält. Wie hatte es ihn nur nicht schon früher angewandelt, dort einmal nachzusehen!

Schnell trat er bei Rosine ein, um sich von ihr den Schlüssel geben zu lassen, sah dabei die Silhouette des Herrn Alexander durch das offene Fenster der Wäschekammer in den Park verschwinden; dann eilte er die kleine, mit einem großblumigen Läufer belegte Holztreppe hinauf; da stehl er vor einem koketten, kleinen Möbel von alter, eingelegter Arbeit, dessen Schloß er sprengt, plötzlich berauscht von diesem Irisduft, der von einem Sachet ausströmt und ihn noch mehr an die Abwesende erinnert als die Arien von Pergolese und Beethoven. Mit seinen großen, fiebernden Fingern durchstöbert und durchblättert Richard alles. Er hatte schon Briefe von seiner Mutter gefunden, dann welche von sich aus der Zeit, als er der Waise den Hof machte, ferner ein paar Zettel von Schwester Martha, die von der Nonne während eines Aufenthaltes in Dublin geschrieben waren, und endlich, sehr sorgfältig aufgehoben, die beiden Rechnungen über ihr Souper und die Nacht im Hotel an dem Abend nach der Oper. Die arme Lydie, sollte es ihr vielleicht an Vergnügungen gefehlt haben?

Und jetzt kam ein großes Couvert, in dem ein Elfenbeinminiaturbild in einem Schmuckkästchen steckte, und drei Briefe, deren zierliche und falsche Handschrift er sofort erkannt hatte, es war die Handschrift von Charlexis. Gleich bei den ersten Zeilen erbebt er und seine Wangen färben sich rot vor Empörung über die teuflischen Künste, die der Prinz anwandte, um Lydie zum Davongehen zu bewegen, um ihr das Leben zwischen dem ungeschlachten „Bum-Bum“ und Frau Amjel, der Fallobstsammlerin (so traktirte er Richard und seine Mutter), recht verhaßt erscheinen zu lassen! O, dieses kleine Ungeheuer, nichts entgeht ihm, keine Gewohnheit, keine Marotte! Und wie er es versteht, die Eitelkeit der jungen Frau zu kitzeln, ihre Adelspräteutionen anzustacheln, ihr Reisefieber und ihre Abenteuerlust zu nähren! Wie er es ihr klar zu machen versteht, daß sie auf diesem Stück Seine zwischen zwei Schleusen ersticken müsse! Und da beschuldigt man Lydie, sie habe seine achtzehn Jahre mißbraucht! Er ist ja hundert Jahre alt, dieser junge Prinz, und viel erfahrener als eine alte Tänzerin oder ein schlechter Priester. Nein, sie hat ihn weder entführt noch verführt, das beweisen diese Briefe klar und deutlich!

Aber was ist denn das in dem winzigen, goldnen Rahmen für ein prächtiges, wohl genährtes Baby, das ganz nackt auf einem bunten Teppich sitzt? Wem mag das Kind gehören? Vielleicht ihnen? Aber wann, wo, wie ...? Sie hat ja das Haus niemals verlassen! Und der arme Ehemann, dessen steter Kummer die stets versagte Vaterschaft war, betrachtet, studirt die Züge des Miniaturbildes, die frisirten Goldlocken und die kalten, leblosen Augen dessen, den er für einen Bastard des Ungeheuers hält. Aber nein, das ist das Ungeheuer selbst. Dieses Porträt des zweijährigen Charlexis ist jedenfalls eine Idee des Generals — eine besondere Art, den Damen, die vor der Nacktheit dieses hübschen, kleinen, männlichen Wesens in Entzücken gerieten, zu sagen: „So sehen meine Kinder aus,“ während der Prinz, indem er seiner Geliebten das Medaillonbild aus seiner frühesten Kindheit schenkte, ihr offenbar sagen wollte: „So sehe ich aus!“ Ein Brief, der auf dem Boden des Kästchens unter dem Bilde lag, gab diese Erklärungen. Als er den Brief durchlas, erblaßte Richard plötzlich; er erbebte bis in die letzte Nervenfaser, in der Magengrube fühlte er einen entsetzlichen

Krampf. Das war das Gift, das Gift der Eifersucht. Er hatte sie bis dahin noch nicht gekannt, diese schreckliche, brennende Wunde. Lydie war fort, verloren, darüber hinaus hat er an nichts gedacht. Jetzt aber denkt er an den andern, an ihn, der sie ihm gestohlen hat, an ihren Liebestaumel, ihre Liebkosungen. Und einmal von der Eifersucht gepackt, fährt der Arme fort zu lesen. Er will wohl nicht, denn jedes Wort versengt ihm, zerreißt ihm das Herz, aber er muß, er muß! Es ist, als ob ihn ein böses Fieber von dem süßen Gift zu trinken und immer wieder zu trinken zwänge.

Um Lydie zur Abreise zu bewegen, beklagt sich ihr Liebhaber in glühenden Phrasen, daß ihre Nächte in der Isba zu schwarz seien; er sei es müde, nur tastend zu lieben im Dunkeln, in steter Furcht, während die Hunde die Thür umschnupperten. Das habe ja auch zweifellos sein Anziehendes, den Reiz der Gefahr . . . Ach, was war das gestern zum Beispiel ein Kuß auf der Terrasse von Grosbourg, dieser volle Kuß, der so süß und so gründlich war, daß beiden noch fünf Minuten nachher die Kniee zitterten und sie wankten! — Aber, gleichviel ihre erste Nacht im Schlafzimmer der Jacht werde noch ganz etwas anderes sein! Eine Nacht ohne Last und ohne Rast, ohne Furcht und ohne Scheu, nichts zwischen ihnen und nichts auf ihnen. Es werde sein wie in dem malagesischen Liede, in dem die schöne Katholikin an den Lippen ihres Liebhabers flüstert: „Lösche aus, o, lösche aus — es ist schon genug an dem Frevel, den wir begehen, die Sünde der Augen will ich nicht kennen!“ Und später, fortgerissen von der Lust: „Zünde wieder an, Geliebter, zünde an; die Sünde der Augen will ich auch begehen mit allen anderen!“

Der Unglückliche hat sich erhoben und rast im Zimmer auf und ab, blutdürstig mit den Händen um sich schlagend. Er sieht Greuel, diese Scheußlichkeiten erfüllen seine Augen, die er nie wird wieder herausreißen können. „O du gemeiner, kleiner Prinz, o du Bandit! Wo hat er sie hingebracht, wo versteckt er sie? Wenn ich es wüßte, wenn ich sie vor mir hätte, mich auf sie stürzen könnte — aber warte, warte!“ Und mit seinem Stiefelabsatz vernichtet, zerkrümelt er geradezu das Elfenbeinmedaillon, im Wahne, nacktes, lebendiges Fleisch zu zertreten. Aber das Gift ist getrunken, hat sich mit seinem Blute vermischt und wird ihm keine Ruhe mehr lassen.

Am Abend im Salon sieht Frau Fénigan, während sie bei dem durch einen Schirm gedämpften Licht der Lampe die Schachfiguren aufstellt, ihren Sohn mit einem Lächeln gesättigten Wohlbehagens an und sagt: „Es ist recht behaglich, gelt, wir beide sind zusammen doch glücklich?“

Wenn sie eine Ahnung davon hätte, was er sieht, welche Scenen er sich ausmalt!

V.

Die Messe war eben zu Ende. Die Thüren standen offen und man sah im Hintergrunde des Kircheninnern, das durch das helle Licht da draußen noch dunkler erschien, die Kerzen, die eine nach der andern auslöschten, und, in der Vorhalle stehend, den kleinen Herrn Mérivet frisch rasirt, die weißen Locken auf seiner hohen Atlaskrawatte, das Rosabändchen des päpstlichen Ordens im Knopfloch seines Gehrockes. Er grüßte die Gäste am Ausgang, begleitete die hervorragenderen Persönlichkeiten bis an den Weg und bedankte sich mit beweglicher, aber etwas altfränkischer Mimik für die große Ehre. „Wirklich, ich zolle Ihnen meinen Dank! — Es ward uns heute morgen ein recht stattlicher Besuch und wir wären noch viel zahlreicher gewesen, wenn nicht in Draveil das Patronatsfest und im Waisenhaus von Soisy ich weiß nicht was stattgefunden hätte, was uns Abbruch gethan hat! — Auf Sonntag — fehlen Sie ja nicht — auf Sonntag!“

Die Getreuen der kleinen Kirche, fast alles Nachbarn, zerstreuten sich und verbreiteten einige Minuten lang auf der großen Straße den Geruch von geweihtem Brot, das Knarren von neuen Stiefeln und das Rauschen von Seidenstoffen. Bärbel, die uralte Köchin, die seit dem Tode des Kammerdieners diesen in seinen Funktionen als Küster ersetzte, brachte Herrn Mérivet den Schlüssel der Hauptthüre. „Ja, gnädiger Herr, alles ist richtig abgeschlossen, alle Lichter sind ausgelöscht. Nur in der Sakristei ist der Herr Vikar noch zurückgeblieben; er hat mir gesagt, ich möge nicht auf ihn warten, er werde durch den Kamp hinausgehen.“

Der Kamp war ein Stück Land, das neben der Kapelle lag und auf dem zwischen dem Gras und hohem, in voller Blüte stehendem Mohn behauene Steine herum lagen, die noch vom Bau da geblieben waren. Von der Straße aus hätte man es für einen kleinen Dorfkirchhof halten können.

„Der Abbé Ceres ist doch nicht krank?“ fragte Herr Mérivet, dem der Ministrant seiner kleinen Kirche ebenso teuer war wie die Kirche selbst. Aber Bärbel beruhigte ihn. Der Vikar habe sich eine Nadel und schwarzen Zwirn geben lassen, ohne Zweifel zur Ausbesserung seiner alten, abgetragenen, glänzigen Sutane.

„Es wäre just nicht zu früh, wenn der gnädige Herr ihm eine neue kaufte.“

„Hast recht, Bärbel, wir wollen ihm eine neue Sutane kaufen. — Aber jetzt mach, daß Du an Dein Frühstück kommst!“

Die Alte überschritt die Straße, die jetzt verlassen da lag und über die, wie über die ganze Gegend, die Stille und Ruhe des Sonntags ausgebreitet war;

sie verschwand in einer kleinen Pforte der Nachbarmauer, während ihr Herr auf einem der breiten weißen Steine des Kamps im Sonnenschein sitzen blieb.

Herr Mérivet saß eine kleine Weile da, wartete darauf, daß der Vikar herauskäme, und sann darüber nach, wie er ihn wohl zur Annahme einer schönen Sutane bewegen könnte, die nicht sofort wieder zu Gunsten der Armen verkauft würde, als er von der Straße her Schritte und das Summen einer Baßstimme vernahm. Es war seine höchste Wonne, wenn ein vorübergehender Fremder vor der Inschrift seiner Kirche stehen blieb: „Napoleon Mérivet, Ritter des Ordens vom heiligen Gregor dem Großen ...“ Er reckte den Kopf in die Höhe und genoß schon im voraus die eitle Freude, war aber etwas enttäuscht, als er Richard Fénigan gewahrte, den er nicht wieder gesehen hatte, seit die musikalischen Soireen durch Lydies Flucht so jäh abgebrochen worden waren. Freundlich winkte er ihn zu sich heran, ließ ihn neben sich Platz nehmen und sagte, nachdem er ihn recht eindringlich angesehen hatte:

„Warum sind Sie nicht früher gekommen? Wollen Sie denn nicht einmal in meine kleine Kirche eintreten? Und doch wäre sie so gut für Sie!“

Richard, der in der Zwischenzeit stark abgemagert und zusammengefallen war, über dessen Stirn sich lange Falten wie die Linien eines Notenblattes hinzogen, suchte einen Vorwand, um sich möglichst schnell davonmachen zu können, um den Vorwürfen dieses alten, närrischen Kirchenbesitzers zu entgehen, aber die laue Wärme des Steines, der erschlaffende Duft des Mohns und das Anziehende und Gewinnende in der Güte des Greises fesselten ihn an den Platz.

„Sie sind viel jünger als ich,“ sagte der gute Alte, indem er ihm sanft die Hände streichelte, „aber man hat so ziemlich das gleiche Alter, wenn man den gleichen Schmerz hat ... Das Uebel, an dem Sie leiden, habe ich auch gehabt, habe ich auch durchmachen müssen wie Sie, zum Sterben traurig, zum Töten traurig — ja, ja, zum Töten! ... Nicht wahr, das ist komisch? Vater Mérivet, dieser alte Herr, der so höflich ist, so ruhig! ... Und wie viel fehlte daran, daß ein Anfall wahnsinnigen Stolzes einen der feigsten Mörder aus ihm gemacht hätte! Denn gibt es wohl etwas Feigeres als einen Ehemann, der, gestützt auf das Gesetz, seine Frau tötet?“

Richard blickte zu Boden, ohne zu antworten. Er, der seit acht Tagen nichts anderes träumte, als Mord und Rache, der eben erst von der Post zurückkam, wo er beim Sortiren der postlagernden Sendungen etwas zu entdecken, zu erhaschen gehofft hatte, irgend eine verräterische Handschrift, er mußte sich solchen Bekenntnissen aussetzen! Man sah sie also, die finsteren Gedanken, die seinen zornentbrannten Kopf auf Schritt und Tritt erfüllten! Und warum verspürte der alte Mérivet, der doch sonst so verschwiegen war, die Lust, ihm seine Geschichte zu erzählen?

„Diese Geschichte, mein liebes Kind, ist der Ihrigen sehr ähnlich; nur war ich sechzehn Jahre älter als meine Frau. Ich war klein, nicht schön, und steckte bis über die Ohren in meinem Geschäft; ich importirte türkischen Flachs und war daher gezwungen, häufig nach Algier zu reisen; das einzige, was ich zu meinen Gunsten anführen kann, war, daß ich nicht übel Violine spielte. Meine Irene, die in Blidah geboren war, hatte einen goldbraunen Teint, schmale, zärtliche Augen und den Ausdruck einer großen Sanftmut. Ohne etwas von Musik zu verstehen, liebte sie sie, wie Sie, instinktiv, mit ihren Nerven. Wenn die weichen Töne an ihr Ohr drangen, erzitterte sie am ganzen Körper; ich war, wie gesagt kein Stümper! — Sie wundern sich vielleicht darüber, daß ich mich nie in Ihren Sonntagskonzerten habe hören lassen; aber ich habe mich seit dem Tode meiner Irene nicht wieder entschließen können, zu spielen.

„Im zweiten Jahre unserer Ehe wurde uns ein Kind geschenkt, das nicht am Leben blieb. Meine Frau war darüber tief bekümmert und um so mehr, als man uns mitteilte, daß sie nicht wieder Mutter werden könne. Damals kaufte ich, um ihr ein Feld der Thätigkeit zu schaffen und sie zugleich in gesunder Luft leben zu lassen, hier mein Gut in Uzelles. Es gefiel ihr hier oder sie that wenigstens, mir zu Liebe, dergleichen. Sie hatte zu allem so viel guten Willen! ... Unglücklicherweise nahm dann ein berühmter Maler seinen Aufenthalt in unserer Gegend. Irene liebte die bekannten Leute und ich teilte diese Pariser Marotte, den Stolz, einen berühmten Mann bei Tisch zu haben. Wir nahmen den Maler bei uns auf und er besuchte uns häufig. Es war ein hübscher Junge mit etwas theatralischen Manieren. Den Bart trug er spitz zugeschnitten, die Haare à la Rubens. Neben allen seinen abstoßenden Aeußerlichkeiten verfügte er aber über eine ungemein reiche Phantasie und eine farbenreiche, fesselnde Sprache. Wenn er bei uns war, saß meine Frau die ganze Zeit vorgeneigt da und trank die Worte von seinen Lippen. Von der Zeit ab half es mir nichts, wenn ich meine Geige singen ließ, sie hörte nur den Ton seiner Stimme und lauschte ihm trotz Mendelssohn und Chopin. Ich litt darunter, wie ich darunter litt, daß sie, die, wenn wir allein waren, gelangweilt und schweigsam blieb, sich gleich belebte und strahlend und rosig aussah, wenn sie nur den Schritt dieses Menschen an unserer Thüre hörte. Lachend machte ich ihr öfters darüber Vorwürfe, aber mein Lachen kann nicht rein geklungen haben, ebenso

wenig wie das ihre, als sie mir mit unschuldiger und erstaunter Miene antwortete: ‚Du glaubst? — Aber nein! Ich gebe Dir die Versicherung!' Bald hatte ich nur noch den einen Gedanken im Kopf: ‚Sie liebt ihn!... Sie liebt ihn!' Nachts, wenn ich an ihrer Seite schlief, träumte ich, daß ich sehr groß und sehr stark und viel schöner wäre als er, und oft belauschte ich, anstatt zu schlafen, ihren Schlummer, lauerte auf den Schrei der Leidenschaft, den sie, wie ich wähnte, auf den Lippen hatte, und doch war zwischen den beiden nichts vorgefallen. Ein anderesmal hatte ich Lust, sie aus dem Schlaf zu reißen und ihr zuzuschreien: ‚Liebe mich, liebe mich, oder ich töte Dich!' Endlich, da ich fühlte, daß sie sich mit jedem Tage mehr und mehr meinem Herzen entfremdete, kam ich auf den Gedanken, mich an den zu wenden, den sie liebte. Ich weiß selbst nicht warum, aber in meinem Kopf war der Begriff eines Künstlers immer mit dem der Seelengröße, des Edelmutes, der höheren Lebensauffassung verbunden. Eines Tages sagte ich also dem Manne ganz einfach: ‚Lieber Freund... ich bin machtlos... ich fühle, daß sie mir entflieht und, ohne es zu wollen, Ihnen zustrebt... Für Sie ist das ja nur eine Liebelei, die Befriedigung eines Augenblicks... Ich — für mich ist es mein ganzes Leben! Nehmen Sie sie mir nicht, ich flehe Sie an!... Lassen Sie sie mir!... Gehen Sie fort!' — Der Mann antwortete: ‚Gut, ich werde gehen!' Am andern Tage reiste er thatsächlich ab, aber er nahm sie mit sich.

„Was ich damals gelitten habe, nun, Sie haben auch etwas davon erfahren! Und ich war noch dazu allein, ich hatte in meiner Qual niemand, dem ich mein Herz hätte ausschütten können, keine Mutter, die mich daran hindern konnte, Tollheiten zu begehen. Und ich beging sie auch alle! Zuerst wollte ich ihnen nach, fest entschlossen, sie beide zu töten; sie waren in der Schweiz, in Gersau am Vierwaldstätter See. Wie traurig erschien mir dieser See im dunklen Schatten der Berge, im Trauergewande der Nacht, als ich abends, wenige Schritte von dem einzigen Hotel entfernt, ans Land stieg. Meine Frau und ihr Liebhaber waren eben in den Kursaal gegangen. Ich nahm ein Zimmer ihnen gegenüber und hörte sie mit den übrigen Hotelgästen nach Hause kommen. Er sprach im Korridor laut mit seiner einschmeichelnden, melodischen Stimme; er hatte aber auch eine andere, die ich bisher an ihm nicht gekannt hatte, seine Hausstimme, die bald darauf spitz und hart, durch ihre verschlossene Thür nur etwas gedämpft, zu mir herüber drang. Ich ließ meine Thüre einen Teil der Nacht halb offen und stand da, den Revolver in der Hand, spähte hinaus und war jeden Augenblick bereit, mich auf sie zu stürzen. Ein alberner Umstand hielt mich zurück: ich war in Waffen wenig geübt, die da, die ich mir erst am Morgen gleich geladen gekauft hatte, kannte ich gar nicht und ich fürchtete, daß ich sie ungeschickt gebrauchen würde. Ich glaube aber doch, daß beim geringsten verdächtigen Seufzer, beim geringsten wollüstigen Laut ich mich auf sie gestürzt hätte wie ein wildes Tier; aber was ich hörte, das klang durchaus nicht wie Liebkosungen. Er schimpfte wütend, gehässig, und sie bat und flehte mit schwacher, schmerzerfüllter und von Thränen gebrochener Stimme. Später habe ich erfahren, daß er ihr wegen eines Musikers im Kursaal, den sie zu viel angesehen haben sollte, eine Scene machte, denn er war eifersüchtig, er auch, eifersüchtig, wütend, nahe daran, sie zu schlagen, und bei ihrem Streit war ein Hauptanklagepunkt, das, was er ihr besonders vorwarf, der Umstand, daß sie ihren Gatten betrogen habe! Als ich sie nun so leise, eintönig und herzzerreißend jammern hörte, das Wesen, das ich so sehr liebte und das ich so nahe bei mir leiden sah, da rannen mir Thränen über die Wangen, die mir ihre Thränen auspreßten, und während ich mich einen feigen Waschlappen schalt, warf ich mich auf mein Bett und suchte aus Scham mein Schluchzen und Stöhnen im Kopfkissen zu ersticken!... O, wie dunkel ist es in unseren armen Seelen, wenn das Gebet sie nicht erhellt. Und damals verstand ich noch nicht zu beten.

„Bei Tagesanbruch ging Irenens Liebhaber allein aus mit seinem Malkasten und der Staffelei. Er wollte in den Bergen malen. Meine Frau schlief offenbar; im Zimmer war alles ruhig. Ich brauchte nur die Klinke niederzudrücken und ohne zu wissen wie, war ich eingetreten, und ehe ich wußte, was mich hierher trieb, ob ich als Mörder oder als Gatte kam, ob ich kam, um sie in meine Arme zu schließen oder um sie zu töten, stand ich vor ihr. Das leichte Geräusch, das ich gemacht hatte, ließ sie halb erwachen; sie regte sich, dann aber bemächtigte sich ihrer sogleich wieder der schwere Morgenschlaf, der einer schlecht verbrachten Nacht folgt, und ich hörte ihre tiefen Atemzüge. Sie hatte offenbar allein geschlafen und er auf dem Sofa, auf dem Laken herum lagen; sie vermehrten noch das Durcheinander des engen Zimmers, das mit Koffern und Kleidungsstücken vollgepfropft war und das jetzt durch den Morgenhimmel und den Reflex des benachbarten Sees doppelt hell erleuchtet wurde. Wie war ich bewegt, als ich mein geliebtes Weib auf diesem primitiven Hotelbett in derselben koketten Pose wieder fand, die ich so oft bewundert hatte: den einen Arm hatte sie unter den Kopf gelegt, der andere lag in seiner blendenden Nacktheit auf dem Betttuch. Da, ja, da glaubte ich, ich würde sie erwürgen, um sie daran zu hindern, weiter diesem Menschen anzugehören. Als ich mich aber, von dieser wilden Lust wie vom

Wahnsinn ergriffen, über sie beugte, da wurde ihr Körper von jenem Halbschluchzen erschüttert, wie es die Kinder haben, die unter Schelte und Thränen eingeschlafen sind. Da sah ich, daß ihre Augen rot, daß ihre Augenlider von Thränen geschwollen waren, und mich ergriff ein tiefes Mitleid mit ihr; vor so viel Unverantwortlichkeit und Schwäche war mein ganzer Zorn verflogen. Ah, er hat gut reden, er, der Phrasenheld, wenn er uns mit einer schönen, theatralischen Geste zuruft: ‚Töte sie!‘ Dazu muß man den Instinkt des Mörders, eine feige Seele und die Hände eines Henkers haben. — Ohne mich umzuziehen, ging ich wieder hinaus; eine Stunde darauf war ich abgereist.

„Ich kam nach Paris, aber ich war nicht fähig, meine Geschäfte aufzunehmen, und ich flüchtete mich hierher, wo ich so allein war, so unglücklich, daß ich schließlich von meinem Revolver Gebrauch machte, und diesesmal richtete ich ihn gegen mich selbst . . . Das kleine, runde Loch hier, das ich mir in den Kopf gemacht habe“ — der alte Mérivet schob die weißen Haare zurück und zeigte die Narbe — „diese Schramme hat mich zwei Monate lang, stumpfsinnig, zwischen Leben und Tod gehalten. Als mein Gehirn sich langsam wieder belebte, fand ich einen bewunderungswürdigen Mann an meiner Seite, einen Heiligen, der meine Seele gepflegt hat; und als meine Seele erst geheilt war, habe ich nach dem Gebot der alles verzeihenden Liebe meine Arme der geöffnet, die ich immer noch liebte und die nach nichts anderem verlangte, als zu mir zurückkehren zu dürfen. Das arme Kind, wie kam sie zurück! Abgemagert, kaum wieder zu erkennen, mit einem Rot auf den Wangen, wie man es an den Eichblättern sieht, die die Gallwespen angestochen haben; die sechs Monate freier Liebe hatten sie so gebrochen, daß man glauben konnte, sie käme eben aus dem Krankenhause. Ich hoffte, daß dieser grüne Winkel hier, der so glücklich zwischen Fluß und Wald gelegen ist, ihr ihre Kräfte wiedergeben würde. Aber sie siechte weiter dahin, selbst nachdem sie einen Winter in ihrer Heimat inmitten eines Orangenhaines dicht bei Blidah zugebracht hatte. Manchmal sagte sie mir mit einem schmerzlichen Lächeln ihrer schönen Augen, die täglich einen größeren Platz in ihrem Gesicht einnahmen: ‚Ich liebe Dich, ich bin glücklich und ich schwinde dahin! . . . Welch trauriges Schicksal!‘

„Ich setzte mein Vertrauen auf meine Leidenschaft und auf ihre Jugend. — Mit einemmale kehrte das Leben wieder zu ihr zurück oder doch die Lust am Leben und ein gewisser Schein desselben. Die Romane von Herscher hatten dieses Wunder gewirkt. Einen ganzen Sommer, es war ihr letzter, brachte sie in unserem Garten, den Sie dort jenseits des Weges sehen, zu, trotz des hellsten Sonnenscheins fröstelnd in einem weidenen Strandkorb zusammengekauert, und las immer und immer wieder die zarten Liebesgeschichten des Romanschriftstellers. Besonders liebte sie einen Roman, ‚Die Goldstickerin‘, für den sie wegen der reizenden Figur der Yamina schwärmte. Es machte ihr Spaß, diese zu kopiren, ihr Kostüm zu tragen, das flitterbesetzte Sammetwams und die Goldmünzen auf den langen Flechten. ‚Was würde der Verfasser wohl sagen, wenn er mich als „Yamina“ sähe?‘ fragte sie mich oft. ‚Sehe ich ihr ähnlich?‘ — Ohne etwas davon zu verstehen, antwortete ich: ‚Ganz gewiß!‘ und dachte dabei voller Traurigkeit, daß, wenn der Dichter da gewesen wäre, er, wie ich, gerade über dem Sitz seiner koketten Yamina mit den Fieberaugen das Bettzeug auf dem Balkon ihres Zimmers ausgebreitet gesehen hätte, das Kissen und die Matratze, die vom Nachtschweiß der schlaflosen Patientin ganz durchnäßt waren. Aber um ihr eine Freude zu machen, um sie bis zum Ende einzuschläfern, fragte ich sie eines Tages, ob es ihr Vergnügen machen würde, Herscher zu sehen, ob sie nicht wünschte, daß ich ihn zu uns einlüde. Meine Liebe dauerte noch fort, von meinem eifersüchtigen Stolz war ich, wie Sie sehen, ganz geheilt; angesichts des Todes ist das alles ja so klein! Irene war sehr bewegt, sie sagte kein Wort, sondern warf mir nur aufschluchzend einen Handkuß zu.

„Kurze Zeit darauf, in den ersten Herbsttagen, in denen die Raben auf der kahlen Flur die Schwalben ersetzen, verlor ich sie. Da erst erfuhr ich, daß sie mit dem berühmten Romanschriftsteller einen Briefwechsel unterhalten hatte, daß sie eine ‚seiner Unbekannten‘ war, deren verliebte Tollheit er selbst später verspottet hat. Was wollen Sie? Meine arme Frau war eine romantische Seele. Das farblose Werktagsleben war ihr entsetzlich. Ohne sie jemals gesehen zu haben, antwortete ihr der große Mann: ‚Frau X . . ., postlagernd Villeneuve-Saint-Georges.‘ Und an jedem Samstag holte und brachte Bärbel eine neue Sendung; sie hat mir auch das Geheimnis dieses vermutlich sehr unschuldigen Briefwechsels enthüllt. Ich sage vermutlich, denn ich hatte den Mut nicht, einen der zahlreichen Briefe, die ich in einer Schieblade meiner Frau fand und die alle dieselbe Handschrift trugen, zu öffnen. Ich habe sie mit folgenden Begleitworten an den berühmten Mann zurückgeschickt: ‚Ihre Unbekannte in Villeneuve ist tot. Wenn Sie ihren Namen erfahren wollen, so werden Sie ihn am Giebel einer kleinen Kirche finden, die ihr zu Ehren auf der Straße nach Corbeil zwischen Draveil und Soisy erbaut ist.‘ Herr Herscher ist niemals gekommen.“

Einen Augenblick herrschte Schweigen zwischen ihnen, das nur durch das Girren der Tauben auf

dem Kirchenbach unterbrochen wurde und durch fernes Glockenläuten, das durch den Fluß, wie durch einen Resonanzboden getragen, bis hierher ertönte. Dann sagte Richard mit einem häßlichen Lachen:

„Ihre Erzählung, mein guter Herr, beweist, daß in Verrat und Lüge alle Weiber einander wert sind und daß unter den Männern sehr wenige Ihre Nachsicht und Güte gezeigt haben dürften!"

Herr Mérivet sah ihn an, schmerzlich berührt, daß er so wenig verstanden worden war.

„Es ist meine Schuld," sagte er. „Es ist mir nicht geglückt, Ihnen den ungeheuren Abgrund zwischen meiner Irene und mir klar zu machen. Sie hatte alles, was mir fehlte, Schönheit, Jugend; durch sie war ich lange Jahre hindurch glücklich, ohne mich um ihr eigenes Glück zu kümmern, ohne sie auch nur einmal zu fragen: ‚Was fehlt Dir?' Vor dem Richterstuhl wahrhafter Richter würde schon allein in diesem Egoismus der Fehler der Frau seine Rechtfertigung finden. Und wie viele andere Gründe würden sie noch freisprechen! Mit welchem Rechte verlangt man zum Beispiel, daß sie das Weib eines einzigen Mannes sei, während der Mann sich niemals mit einer einzigen Frau begnügt? Jahre hindurch hatte Irene allein zu Hause gewohnt, hatte sie ihren Mann nur des Abends, und dabei war sie fern von ihrer Heimat, fern von ihrer Mutter, war ohne Kind! Kein Kind in der Ehe, das ist die größte Entschuldigung ... Die Mutterschaft ist der Zweck des Weibes, ihr Beruf, ihre Freude, ihr Schutz und Schirm ... Ihnen, lieber Richard, wie mir hat ein Kind gefehlt!"

Fénigan stand wütend auf. Was man ihm da sagte, wußte er ja nur zu gut. Die Kinderlosigkeit war ja Lydies steter Kummer gewesen. Er war aber so von seinem Racheburst erfüllt, daß er jeder ruhigen Ueberlegung unfähig war und nur schimpfen konnte.

„Dann ist also, Ihrer Ansicht nach, das, was uns passirt, das größte Glück und die Frau thut wohl daran, ihren Mann zu betrügen?"

„Nein, ich verlange nur, daß man sie sich verteidigen läßt, daß man sie anhört, ehe man sie verdammt!"

„Das Weib hat die beste Art der Verteidigung gefunden, sie läuft davon," sagte Richard wütend.

Der Alte blinzelte mit seinen schlauen Augen und zwang ihn sanft, sich wieder an seiner Seite auf dem Stein niederzulassen.

„Nun freilich, sie geht davon ... Und ist das nicht viel würdiger, als wenn sie da bleibt und lügt und betrügt? Und ist diese Hinwegsetzung über die Gesetze von Staat und Gesellschaft nicht ehrenvoller, als der heimliche Ehebruch ohne Gefahr und Skandal? Ich gehe weiter: Die Abwesenheit Ihrer Frau macht es Ihnen leichter, ihre Sache Ihnen selbst gegenüber zu führen, das beiderseitige Unglück recht zu prüfen, um so für den großen Tag der Versöhnung und Vergebung wohl vorbereitet zu sein."

„Ich werde niemals verzeihen!" murmelte Richard mit zusammengebissenen Zähnen.

Der Greis schüttelte das Haupt.

„Sie glauben das, weil Sie noch von dem entsetzlichen Uebel der Eifersucht gequält werden, unter dem ich so sehr gelitten habe wie Sie und von dem Sie geheilt werden werden wie ich!"

„Man ist geheilt, wenn man nicht mehr liebt!"

„Täuschen Sie sich darin nicht! Die Eifersucht ist durchaus nicht gleichbedeutend mit der Liebe; sie stammt von ihr her, gewiß, das merkt man schon an der Wollust, die den schrecklichsten Leiden zugesellt ist ... O Gott, wenn ich an die Freude denke, die ich dabei empfand, wenn ich meiner Frau sagte, sie denke an ihren Maler, sie liebe ihn über alles. Ich ging fast zu Grunde daran und doch empfand ich eine wilde Freude dabei ... Und doch kann die Liebe auch ohne Eifersucht bestehen, die gewissermaßen nur ihr Fieberwahn ist. Oft mehr ein eitler als ein leidenschaftlicher Fieberwahn. Dann heißt es: ‚Ist es denn möglich? — Ein anderer soll schöner sein, mehr geliebt werden wie ich?' Den Beweis dafür, daß die Eifersucht eine Empfindung ist, die neben der Liebe hergeht und von ihr unabhängig ist, liefert der Umstand, daß die Liebe sich überall vollkommen gleich ist, im Orient wie im Occident, während die Eifersucht der Orientalen der unserigen durchaus nicht ähnlich ist. So kennt zum Beispiel der Araber die Eifersucht auf die Vergangenheit, die doch vielleicht die traurigste und nagendste ist, überhaupt nicht. Ich kannte in der Nähe von Orléansville einen Kaïd, der unter seinen vier Frauen eine besonders liebte, die allerdings viel schöner war als die anderen. Sie hieß Bala und war früher Tänzerin und Freudenmädchen. Ein verliebter Europäer hätte nicht umhin gekonnt, eines Tages zu irgend einer Stunde die Unglückliche mit den Ausschreitungen ihrer bedauerungswürdigen Jugendjahre zu quälen. Meinem Kaïd dagegen war diese Vergangenheit begraben und verschwunden, weil er sie kannte und nicht an sie denken wollte, während er für die Gegenwart von einer so wilden Eifersucht war, daß er, als Bala sich einen sogenannten leichten ‚Flirt' mit einem Armeedolmetscher erlaubt hatte, ihr Gesicht und Hals mit ich weiß nicht wie vielen Kandjarhieben bearbeitete. Die Frau entkam wie durch ein Wunder dem Tode und der Kaïd wurde zu fünf Jahren Strafhaft in Ajaccio verurteilt. Von da schrieb er regelmäßig seinem Bruder, der mit der Bewachung seiner Frauen und seiner Habe betraut war, und jeder Briefkopf enthielt statt der vorgeschriebenen

arabischen Formel ‚la ilah ill Allah!‘ immer denselben Auftrag: ‚Wache über Bala!‘ Ein Beweis, daß seine Eifersucht nicht nachließ ... Und nehmen Sie den großen Mann, dessen Namen sehr übel angebrachter Weise — denn ich armer Kerl habe nie etwas vom Helden in mir gehabt — mir meine Eltern gegeben haben. Napoleon, der der Geburt nach gewissermaßen ein Araber war, hatte auch diese orientalische Eifersucht. Seine Briefe an Josefine zeigen ihn uns in keiner Weise beunruhigt durch ihre doch sehr bewegte Vergangenheit, während er über ihr gegenwärtiges Leben von unaufhörlicher Eifersucht gequält wird. Und diese selbe Bala, von der ich Ihnen erzählte, hörte ich dem Vorsitzenden der Geschworenen, der sie fragte, warum sie als Frau eines so eifersüchtigen Mannes kokett sei, ruhig antworten: ‚Um ihn zu lehren, mich besser zu bewachen.‘ Und in der That, wie viele Männer bewachen ihre Frauen nicht nur nicht, sondern setzen sie geradezu der Gefahr aus, aus Eitelkeit, aus Sorglosigkeit oder aus Ungeschicklichkeit! Habe ich denn nicht den Maler, der mir meine Frau stahl, aufgesucht, ihn in mein Haus eingeführt? Und Sie selbst, mein lieber Nachbar, sind Sie dessen gewiß, daß Sie Lydie immer gut bewacht haben?“

Da schritt die abgetragene Sutane des Vikars durch den kleinen Kamp, mitten durch die Bienen und den langgestielten Mohn. Im Vorbeigehen verbeugte sich der Abbé Ceres sehr unterwürfig. Er stammte aus den Bergen von Ariège und war trotz seines Alters und seiner dichten weißen Haare jugendfrisch geblieben.

„Vergessen Sie ja nicht, Herr Abbé, daß wir zusammen frühstücken!“ rief ihm der alte Mérivet zu. Und als der Priester außer Gehörweite war, sagte er zu Richard:

„Das ist der Mann, das ist der Heilige, der mich geheilt, der mich gerettet hat.“

„Wie, Herr Ceres?“ sagte Richard, der seit seinen Kindertagen, seit seinen ersten Religionsstunden den Vikar kannte und ihn etwas von oben herab behandelte, denn der arme Abbé wurde in den Schlössern und den Bürgerhäusern nicht empfangen, wo man fand, daß er zu exzentrisch sei, zu wenig auf sich halte und zu zweifelhafte Hände habe.

„Ja, dieser bewunderungswürdige Priester hat meinen Stolz überwunden ... Ich weiß wohl, was man in den offiziellen Sakristeien über Herrn Ceres redet, aber wenn Sie in die kleine Kirche eintreten, und Sie werden sich wohl einmal dazu entschließen müssen, dann werden Sie begreifen, warum ich diesen einfachen Menschen mit den klaren Augen, der den Sorgen des Lebens so fern steht, zum Ministranten gewählt habe. Und wenn Sie ihn einmal das Vaterunser beten hören — er hat eine Art zu sagen: ‚wie wir vergeben unsern Schuldigern‘, die Ihnen zum Herzen dringen und Sie heilen wird, da sie mich geheilt.“

„Es gibt eine Schmach, die man nicht vergeben, und Wunden, die man niemals heilen kann. — Der zu Tode getroffene Mensch rächt sich und schlägt zu! Ich bin für Shakespeare gegen Jesus!“

„Ja, freilich! Shakespeare, Othello! ... Ich habe ihn gelesen, um ihn kennen zu lernen, um mich zu belehren, als ich an dem Uebel litt; aber er versteht nichts davon, Ihr Shakespeare! Sein Othello ist kein Eifersüchtiger, das ist ein Neger, ein Aequatorialmensch, leidenschaftlich, brutal, weiter nichts. Das Kennzeichen der Eifersucht, wenn sie ein Wesen überfällt, ist, daß sie den Sanftesten wild macht, daß sie den Lautersten plötzlich zu jeder Verworfenheit bringt, daß sie den Engeln, den Jungfrauen eine satanische Phantasie gibt und ihnen den ganzen Wortschatz der Ausschweifung in den Mund legt. Damit Othello wahr wäre, müßte, wenn die Eifersucht ihn erfaßt, die neidische und perverse Seele Jagos, des einzigen wirklich Eifersüchtigen im Stücke, in ihn übergehen, ihn ganz erfüllen. — Ein genialer Zug aber war es, aus ihm einen Mulatten zu machen, ihm die untergeordnete Stellung der Rasse zu geben, eine häßliche, eine schwache Seite. Bei dem Liebenden, der sich einer Schwäche bewußt ist, erscheint die Eifersucht natürlich; sie ist weniger erklärlich bei einem Burschen, der gebaut ist wie Sie, mein lieber Nachbar.“

Richard lächelte; er kannte eine grausame Schwäche an sich, diese Schüchternheit, die er in all den Jahren seines Ehelebens nicht hatte überwinden können. Einmal, ein einziges in acht Jahren, hatte er gewagt, seine Frau zu lieben, wie er sie begehrte, mit jedem Nerv, mit jeder Fiber, und dabei war er in jener Nacht noch berauscht! Während jener, das junge Ungeheuer, der so glühende Worte zu finden wußte, der in allen Liebkosungen erfahren war ... Ah, die schöne Hochzeitsreise, die sie machen mußten! — In einem heftigen Ruck schnellte er auf mit einer Handbewegung, als entferne er, als reiße er irgend eine schreckliche Vision aus seinen Augen.

„Wohin gehen Sie, Richard?“

„Nein ... nein ... immer und immer nur das zu sehen! Jetzt ist's aus. Ich kann nicht mehr! Adieu — adieu!“

Er stieß die Worte mit heiserer Stimme hervor und stürmte mit wütenden Schritten auf den großen Weg. Hinter ihm blieb der alte Mérivet nachdenklich und durch den plötzlichen Aufbruch etwas beunruhigt zurück; er fragte sich, ob er mit all seinen alten Geschichten, seinen Abhandlungen über die Eifersucht den armen Ehemann nicht vielleicht aufgebracht hatte, anstatt ihn zu beruhigen. In der heißen

Stille des kleinen Kamps, wo das Summen der Bienen dem Zittern des Lichtes auf der blauen, rosigen-, malvenfarbenen und purpurnen Blütenpracht des Mohns ähnelte, erhob sich der Biedermann nach einer Weile ganz betäubt, als ein Break vorüberfuhr, auf dem eine zahlreiche Gesellschaft in hellen Toiletten und mit blendend weißen Sonnenschirmen saß. Die weiße Steinkirche, über der sich Tauben tummelten, der alte Herr mit dem Rosabändchen im Knopfloch, der das Gitter mit der wichtigen und sorgsamen Miene des Eigentümers schloß, erregten die Neugier der Vorbeifahrenden, die halten ließen.

„Darf man hinein?" fragte einer der strahlendsten Sonnenschirme vom Wagen herab.

Herr Mérivet lächelte sehr geschmeichelt:

„Hinein? Zu welchem Zweck? Die Kirche birgt durchaus keine Merkwürdigkeiten, aber jeden Sonntag um neun Uhr haben wir Messe und Predigt und ich stehe Ihnen dafür, daß sie nicht ihresgleichen hat — die Messe der kleinen Kirche."

Er grüßte und ging über die Straße hinüber nach Hause mit einem Stolz, der sich noch steigerte, als er auf dem Break, der stehen geblieben war, eine hübsche Frauenstimme ganz laut die lapidare Inschrift lesen hörte:

„Napoleon Mérivet,
Ritter des Ordens vom heiligen Gregor dem Großen,
hat diese Kirche erbaut . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Ruthenische Volkslieder.

I.

Die Witwe.

Drei Wochen sind es nun, wohlbemessen,
Seit meinen Mann die Mücken gegessen;
Noch heißt's, ich mag an die Trauer nicht denken;
Ich traure, ich traure! ich geh' mich ertränken,
Ich geh' mich ertränken — ich stürz' mich hinein
In den roten, purpurroten Wein.

Ach, ach! ich klage an allen Ecken,
Bei Fidel und Bratsche und Dudelsäcken;
Noch heißt's: ich will mich zur Trauer nicht schicken!
Ich traure, ich traure! — ich geh', mich ersticken —
Noch heut mich ersticken — (beinah!) — ich wett' —
Im dick dicht flaumigen Federbett.

Ach, ach! ich klage in meinem Leide,
In bunten Bändern, im roten Kleide;
Noch heißt's: das Trauern mir nicht gelänge!
Ich traure, ich traure! ich gehe — ich hänge,
Ich häng' mich — wahrlich! ja heut — ja gleich! —
Dem Liebsten mein an den Nacken weich.

II.

Kosatschok (Tanzlied).

Heia der Kosaken Ruhm
Soll uns nicht verklingen!
Wildes, frohes Kriegertum
Schafft uns Lust zum Singen;
Früh und Abend, Tag und Nacht
Bunten Wechsels Weben,
Maid und Becher, Lied und Schlacht,
Das ist unser Leben!

Hei es tanzt der Krieger schlank;
Schwarz der Schnauzbart schneidig,
Beutel straff von Golde blank
Und die Glieder schmeidig
Stampft den Takt der Steppensohn;
Schnürrocks Aermel wallen,
Cymbeljauchzen, Geigenton —
Lacht das Herze allen!

III.

Dumka.

In Lüften fliegt der Adler, ob Meer, ob Steppe weit,
Kosak, der graue, drunten, er denkt der Jugendzeit:
Wo bist du hingegangen, du meine Jugend gut?
Verbirgt dich Waldesdunkel? verschlang dich Meeresflut?

Du gingst in Saus und Brausen — alt ward ich, blieb allein;
Der heißen Schlachten Beute zerrann beim heißen Wein —
Auf Erden der Kosake — in Lüften hoch der Aar —
Vom Sturm verschlagen beide, ein einsam Brüderpaar!

Wassili Tjorkin.

Von

P. Boborykin.

(Fortsetzung.)

„Wa–s!" Serafima setzte sich ihm zu Füßen auf die Bettstelle. „Wa–s! Du willst leugnen, sagst, daß heute keine Unterredung zwischen euch stattgefunden habe, daß Du ihr nichts bekannt habest? Wie Du weißt, bin ich vor Dir nicht mit einem Wort, nicht mit einem Gedanken schuldig. Ich habe Dir nicht so viel verheimlicht," — sie schnippte mit dem Finger. „Du aber willst es ableugnen. Wem? Mir? ... Herrgott! Ich beschwöre ihn, aus thörichter Liebe, sich nicht wegzuwerfen, um seinetwillen, und er — seht doch an — hat nichts Schleunigeres zu thun, als vor solcher Christusbraut auf den Knieen herumzurutschen und sie anzuflehen: ‚Verzeihen Sie mir, bitte, dem Reuigen, mir — dem Mitschuldigen der verbrecherischen Sima, mir — dem Dieb, mir, dem Gott weiß was! ...' Solch ein Blödsinn und solche Gemeinheit ..."

„Gemeinheit," wiederholte Tjorkin und wollte schreien: „Schweig!" hielt sich aber zurück.

„Sagst Du dazu etwa — nein? Du hast mir, und gerade hier das Wort gegeben, Dich nicht selbst einzumengen, sondern mich alles ausgleichen zu lassen."

„Ich habe Dir mein Wort nicht gegeben."

„Ha, ha! ... Jetzt legst Du Dich aufs Leugnen ... Ausgezeichnet! Vorzüglich! Dadurch hast Du Dich endlich selbst verraten! Ein weiteres Geständnis brauche ich nicht von Dir! Mir ist alles klar. Von ihren ersten Worten an habe ich gemerkt, daß ihr euch verständigt habt. Sie, nachdem sie sich methodisch in Position gesetzt hatte, surrte los: ‚Schwesterchen, was solltet ihr mir schreiben,' — Serafima ahmte hierbei Kaljerias Stimme nach: ‚wenn ihr selbst gesteht, daß der Onkel euch das Geld gegeben hat, um es mir zu übermitteln, so ist dies Deine und Deiner Mutter Gewissenssache; ich werde nicht richten und nicht fordern. Jetzt werde ich zu Deiner Mutter reisen und ihr dasselbe sagen. Ich brauche keine großen Gelder ... Wenn ihr mir aber zu dem, was ich gern einrichten möchte, das Geld verweigern wolltet, würdet ihr eine große Sünde thun.' Himmel, nun sage noch, Du habest nicht mit ihr gesprochen? Doch sie, die Schelmin, hat auseinandergesetzt, daß mit uns zu prozessiren — Unsinn wäre, wobei nichts herauskäme. Du hast ihr selbstverständlich das Dokument vorgehalten, auf das hin Du den Dampfer verpfänden und ihr die zwanzigtausend auszahlen wirst. Mich führt sie nicht hinters Licht. Ein Testament existirt nicht und niemand hat gesehen, wie der Papa über den Inhalt des Pakets verfügt hat."

„Serafima," unterbrach sie Tjorkin, indem er sich im Bette aufrichtete: „sprich nicht solche Dinge ... Ich bitte Dich um der Ehre willen! ... Das ist Deiner unwürdig! ... Und reize mich nicht! Ich habe nichts vor Dir zu verheimlichen ... Wenn ich Kaljeria Porfirjewna gebeten habe, unsere Unterredung unter uns zu behalten, so geschah dies aus Schonung für Dich und Deine weibliche Unruhe. Du mußt das begreifen ... Was für Aufregungen in mir gewogt haben, damit will ich Dich nicht behelligen. Es lastete auf mir ... Ich konnte es nicht ertragen. Das ist die ganze Geschichte!"

„Dann hat Dich ein besonderer Nebel befallen. Warum hast Du das gethan? Was verliert sie? ... Die Gelder waren in besten Händen, Zinsen bezahlen wir ihr. Sie muß es uns noch Dank wissen, daß wir sie nicht bei einer Bank deponirt haben, die vielleicht eines schönen Tages verkracht wäre! ... Nur so nicht!" schrie Serafima beinahe und fuchtelte mit den Händen: „Einsiedlerische Buße bietet er dieser geißelsüchtigen Himmelsbraut!"

„Wage es nicht, sie so zu nennen!"

„Ah, ah! So steht es! Sobald er nur die Fratzenmacherin erblickt hat, ist er auch von ihrer Gottgefälligkeit eingenommen!"

Serafima erhob sich heftig, ging zum Fenster und öffnete es. Sie erstickte.

„Du verstehst es nicht! Meine Seele ist für

Dich verschlossen. Das ist Dein Schaden, Serafima!"

„Der Deine etwa nicht?" sie kehrte zum Bette zurück und setzte sich auf das Fußende. „Bedenke, Wassja," sagte sie unter krampfhaft zurückgehaltenem Schluchzen, „bedenke ... Du hast mich schon preisgegeben. Gott allein weiß, ob Du mich verraten hast oder nicht; Deine Seele aber ist eben jene Seele, von der Du klagst, daß ich sie nicht verstehe ... Bedenke auch, was ich Dir im vorigen Jahr, als ich mich entschloß, mit Dir zu gehen, gesagt habe ... Hast Du es vergessen? ... So wird es immer und ewig bleiben! Kann der Mann so lieben, wie wir?"

Er war nahe daran, ihr die Hand zu reichen und sanft zu sagen: „Sima, höre auf! ..." Er schwieg jedoch und richtete den Kopf gegen die Wand.

„Wisse noch eins," verkündete auf einmal Serafima in deutlichem und abgerissenem Flüsterton: „daß ich nicht gesonnen bin, hier im Hause solche Herrschaft von Kaljeria Porfirjewna zu dulden. Sie mag jetzt nach der Wolga reisen und am liebsten gar nicht wieder kommen; kehrt sie aber zurück und macht wieder ihre niedlichen Mätzchen — dann werde ich ihr zeigen, wer hier Herrin ist."

Die Thür schlug hinter Serafima zu, die Treppenstufen erdröhnten schnell und laut — dann erstarb alles im Haus.

Tjorkin verblieb in seiner Lage, mit dem Kopf gegen die Wand, doch mit geschlossenen Augen. Er kann sich nicht in sie finden. Ihre Zügellosigkeit, ihre boshafte Gier drückten und quälten ihn. Nicht ein Laut war ihr entschlüpft, der auf ein Verständnis oder eine sanfte Nachgiebigkeit hätte hoffen lassen, oder den Wunsch, sich mit dem geliebten Manne in einer großmütigen Regung zu vereinigen.

„Verirrte," wiederholte er dasselbe Wort, das ihm vor kurzem im Walde, nach ihrem ersten Zwist, gekommen war.

Er wird vor ihr nicht weichen ... Weswegen? Ihrer Liebkosungen, ihrer Jugend, ihrer schönen Augen wegen?

Wer hindert sie daran, sich ihm mit einem guten Worte zu ergeben? Er wartet nur darauf, um ihre Seele zu derselben Umkehr wie seine eigene zu bewegen! Wenn sie aber früher ein weibliches — weites Gewissen besaß, so zeigt sie sich jetzt, nach Ankunft von Kaljeria, ganz wie besessen.

Der Schlaf kam nicht. Tjorkin wälzte sich wohl eine halbe Stunde, stemmte dann die Beine gegen die Bettstelle und legte die Arme unter den Kopf.

Das Blut strömte aus seinem brennenden Gehirn. Durch das geöffnete Fenster drang Kühle in die Stube. Er dachte daran es zu schließen, ließ es aber offen.

Die Gedanken nahmen eine andere Richtung. Der an die klare Ueberlegung praktischer Unternehmungen und die bestimmte Berechnung gewöhnte Geschäftsmann begann sich in ihm zu regen.

Eigentlich hatte Serafima doch, nicht nur von ihrem weibischen Standpunkt aus, recht. Was hatte er nötig gehabt, sich vor Kaljeria zu demütigen, vor ihr auf die Kniee zu sinken, wenn er auch ohne solche Schmach die Last von seiner Seele hätte los werden können? Natürlich mußte er das thun, was sie ihm eben, von Zorn erstickt, gesagt hatte: sie mußte Kaljeria überreden, daß sie das Geld doppelt erhielt, zum Herbst war die Summe zu beschaffen.

Dabei hatte diese Frau ihm sozusagen alles geopfert: ihre Ehre, ihre Stellung, ihr Geld, wenn es auch veruntreut war, hatte ihn beschworen, sich vor Kaljeria nicht zu demütigen — was er alles in den Wind geschlagen hatte, weil er einem nervösen Unsinn nicht widerstehen konnte.

„Unsinn!" wiederholte er gedankenvoll mehreremal, bereit, diese erkältenden Folgerungen fortzuspinnen, unterbrach sie aber plötzlich.

Die Scene im Walde zog an ihm vorüber. Einen bessern Moment hatte er noch nicht erlebt, eine reinere und erhabenere Seelenregung. Warum war ihm auch jetzt so leicht? Nicht einmal der Zwist mit Serafima berührt ihn ... Das Recht ist auf seiner Seite. Er spielt sich nicht als Helden auf ... Kaljerias Höhe wird er nie erreichen; ohne ihr Erscheinen wäre er aber von dem Rade ergriffen und in den Sumpf geschleift worden. Serafima konnte ihm bei ihrer Leidenschaft keine Hüterin des Gewissens sein.

Darüber entschlief er.

XV.

„Kaljeria Porfirjewna sind angekommen," meldete Tschurilin, außer Atem. Er war die steile Treppe hinauf in das Turmzimmer gestürzt, in welchem Tjorkin am Tisch saß und Rechnungen prüfte.

„In der Droschke?"

„Ganz recht."

„Ist die gnädige Frau unten?"

„Unten — ja."

„Gut, geh!"

Der Zwerg verschwand. Tjorkin stand sofort auf, ordnete die Schleife seines leichten Halstuches, strich sich vor dem Spiegel die etwas verwirrten Haare glatt und legte das erst heute erhaltene Leinwandkostüm an.

Seit Kaljerias Abreise waren fünf Tage vergangen, die ihm unerträglich lang erschienen waren. Von diesen war er zweimal vierundzwanzig Stunden abwesend gewesen. Dringende Geschäfte hatten ihn nicht von Hause getrieben, sondern das öde Dasein unter vier Augen mit Serafima.

Sie wichen einer Erklärung aus; keiner wollte nachgeben. Er verlangte nicht, daß sie um Verzeihung bat, er wünschte kein Schluchzen, keine hysterischen Liebkosungen, keine gefühlvolle Versöhnungsscene. Er erwartete Verständnis — weiter nichts. Und Serafima war wirklich zum erstenmal in sich gegangen, hatte ihm kurz, ohne jegtichen Ausfall gegen Kaljeria, aus freien Stücken, vorgeschlagen, ihr nach seinem Ermessen die Rückgabe der zwanzigtausend sicherzustellen. Sie brachte ihm den ihr ausgestellten Wechsel und bestand darauf, daß er ihn annahm.

„Wenn Du Dich weigerst, ihn zu nehmen, Wassja," sagte sie mit Bestimmtheit, aber ohne Schärfe, „zerreiße ich ihn einfach. Wir müssen ihr ein Dokument geben."

„Nicht wir, sondern ich," verbesserte er.

„Wie Du meinst."

Am Abend war er zum Essen nach Hause gekommen, wo der Rest des Tages sehr förmlich verlief. Sie schnitt den Faden jeder intimeren Unterhaltung ab. Es wurde ihm sonnenklar, daß mit Serafima nur zu schäkern war, daß aber der Versuch jedes ernsten Gespräches die Inhaltlosigkeit ihres Wesens zeigte. Unter ihrer scheinbaren Ruhe witterte er Sturm. In ihrer Brust wütete noch die ganze Bosheit gegen ihre Base. Wenn sich jene bei ihnen einlebt, wird irgend etwas Ungeheuerliches vor sich gehen.

Und doch sehnte er sich darnach, Kaljeria näher zu treten, in ihre Pläne einzudringen, sie in jeder Weise zu unterstützen. Es war viel zu wenig, daß er sich vor ihr entschuldigt hatte, er mußte sich ihre Freundschaft verdienen.

„Wo sind sie?" fragte Tjorkin den Zwerg, der gerade aus dem Buffetzimmer kam.

„Auf dem Balkon."

Kaljeria, noch im Reisekleid, stand mit dem Rücken gegen die Thür. Serafima, mit einem roten Foulard um den Kopf, ihr gegenüber. Das Gesicht war bleich, die Augen trübe.

„War etwa ihre Mutter gestorben?" dachte er; ihm that es nicht leid um sie; ihre kindlichen Gefühle fand er zu lau und nicht im Verhältnis zu denen, die er für seine Eltern, die doch nicht einmal seine leiblichen gewesen waren, gehegt hatte.

„Kaljeria Porfirjewna! Willkommen!" rief er freundlich.

Sie wandte sich schnell um, mit heißen Wangen und einer Furche auf der Stirn, die wahrscheinlich durch eine schmerzliche Nachricht, die sie eben Serafima überbracht hatte, verursacht war.

„Nun, es geht doch alles gut dort?... Matrena Nilowna ist gesund?"

Jetzt fiel ihm ein, daß er Serafima heute morgen noch nicht gesehen hatte, da er allein Thee getrunken hatte, während sie noch schlief.

„Grüß Gott, Sima!"

Sie sah ihn mit umflorten Augen an und drückte ihm die Hand.

„Grüß Gott, Wassja!"

„Was ist los? Was seid ihr denn so trübselig?" fragte er heiter, indem er sich zwischen sie an das Balkongeländer stellte.

„Hören Sie nur die Nachricht, die ich mitgebracht. Wir stehen ja alle in Gottes Hand!"

„Ist jemand gestorben? ... Ihre Mutter befindet sich doch hoffentlich wohl?"

„Die Tante — Gott sei Dank!"

Kaljeria sprach nicht aus.

„Rubitsch hat sich erschossen."

Serafima flüsterte dies dumpf. Ihr Gesicht war streng, ihre Augen gesenkt.

„Weint sie?" fragte sich Tjorkin und fügte hinzu: „Das muß sie, der Gatte — ist immerhin der Gatte!"

Vor einem Jahr hätte er noch ein eifersüchtiges Gefühl empfunden, von dem sich jetzt auch keine Spur bemerkbar machte, als er auf sie blickte.

„Er hat sich erschossen?" wiederholte er und wandte sich fragend zu Kaljeria.

„Dort irgendwo ... wo er im Dienst war ... in einem westlichen Gebiet, glaube ich. Die Tante wußte es nicht genau zu sagen. Er war dort Vorsitzender des Kreisgerichts."

„Und nicht Staatsanwalt?"

„Wie es scheint, nicht," antwortete Serafima und blickte zögernd auf Tjorkin.

Die Augen erloschen. Er konnte in ihnen nur eine Frage lesen ... Welche? ... Sie erwartete doch seinen Ruf: „Jetzt bist Du frei, Sima!"

Er dachte darüber durchaus nicht erfreut... Mehr im stumpfen Gefühl alter Gewohnheit ging er auf Serafima zu und ergriff sanft ihren Arm. Ihre Hand berührte er nicht.

„Er hat öffentliche Gelder veruntreut," sagte sie und zuckte mit den Schultern, „das war zu erwarten."

Serafima äußerte dies eher betrübt als streng; doch fand er, daß es ihr nicht zukam, so zu sprechen. Sei ihm wie ihm wolle, auch sie hatte verbrecherisch an ihm gehandelt, und Rubitsch hätte ihr ein gut Teil Unannehmlichkeiten bereiten, sie gesetzlich verfolgen können und durch Prozesse schädigen.

„Herr des Himmels!" bemerkte Kaljeria zögernd. „Er wollte die Schande nicht ertragen."

„Nur das Spiel hat ihn in die Grube gebracht," warf Serafima für sich allein hin.

Auch diese Aeußerung erschien ihm unzart.

„Gelder, Karten ..." Kaljeria seufzte und ging auf beide zu. „Der Herr sei seiner Seele gnädig!"

Ihre Augen leuchteten. „Du, Simotschka, bist nicht schuld an dem, was Dein Mann gethan hat!"

„Sie tröstet sie noch!" dachte Tjorkin.

„Sie müssen sich gewiß von der Reise erholen," wandte er sich an sie. „Sima, hast Du Kaljeria Porfirjewna Thee angeboten? Es ist heiß hier ... Wir wollen in das Gastzimmer gehen."

„Willst Du etwas frühstücken?" fragte Serafima träge.

„Wahrhaftig, ich bin nicht hungrig; ich habe heut morgen auf dem Dampfer schon Thee getrunken und gefrühstückt. Die Tante hat mir allerhand mitgegeben."

Sie gingen in das Gastzimmer. Die Unterhaltung wollte sich nicht beleben. Eine gewisse Scheu hielt Tjorkin davon zurück, Serafima an sich zu ziehen und die Todesnachricht von Ruditsch zur völligen Aussöhnung mit ihr zu benützen. Nicht nur Kaljerias Gegenwart bedrückte ihn. Noch etwas viel Gewichtigeres verbot ihm jede offenherzige Bewegung.

Hatte er es nicht gefürchtet? Jetzt war es ihm klar, daß er nicht die geringste Freudigkeit verspürte, daß er nicht einmal wünschte, ihr eine solche vorzuspiegeln.

„Setzt euch zu einander und sprecht euch aus!" Kaljeria nötigte sie auf das Sofa.

„Ich gehe mich waschen und mein Kleid wechseln. Ich bin ganz verschwitzt. Mir ist auch die Kehle ganz trocken, bemühe Dich aber nicht um meine Beköstigung, Sima. Wirklich, ich bin satt ... Verstand und Liebe!"

Der freundliche Wunsch Kaljerias hallte noch in der geräumigen und kühlen Stube wider, die bei heruntergelassenen Läden in halbem Dunkel lag.

„Sima!"

Tjorkin erfaßte ihre Hand.

„Ich weiß, was Du sagen willst!" brach sie plötzlich los, indem sie ihr Gesicht mit schon weniger strengem und vorwurfsvollem Ausdruck und schimmernden Augen zu ihm wandte ... „Du willst sagen: ‚Sima, werde mein Weib ...' Das brauche ich nicht ... Ich verlange keinerlei Geschenk."

„Beruhige Dich! Wozu das alles?"

„Laß mich ausreden. Du erstickst mich stets durch die Höhe Deiner Gefühle — Du und sie" — Serafima wies mit dem Kopf nach der Thür — „ihr habt es beide eilig. Sie stand schon vorhin auf dem Balkon bereit, loszupredigen: ‚Siehst Du, Simotschka, der Herr selbst sorgt für Dich ... Du kannst jetzt Deine Liebe reinigen. Auf die erhabenen Grundsätze von Wassili Iwanytsch vertraue ich — er wird fürderhin nicht mehr so weiter leben mit Dir.' Das ist ihr Beruf ... Mit welchem Recht?"

In ihren Augen funkelte es. Sie wurde wieder bleich.

Er umfing sie aber nicht, zog sie nicht an sich, bedeckte ihre schon nach ihm blinzelnden Augen nicht mit heißen Küssen.

Er glaubte nicht an ihre Worte. Sie sagte dies alles nur im Gefühl des Stolzes und Hasses gegen ihre Base, die ihr doch nichts Böses gethan und die sie aufrichtig bedauerte; sie erwartete, daß er auf die Kniee sinken und freudig ausrufen würde:

„Jetzt trennt uns nichts mehr! Du darfst dich mir nicht versagen!"

Er spürte in seiner Brust auch nicht eine freudige Regung, das merkte sie nur zu bald.

„Du weißt, wie ich ein Jahr mit Dir gelebt habe! Habe ich mich je dazu gedrängt, Dein Weib zu werden? Habe ich nur davon geträumt? Habe ich ein einzigesmal in dem ganzen Jahr darauf angespielt?"

„Sage ich das etwa?"

„Und jetzt brauche ich es nicht! ... Ich ... bin ein freier Vogel. Ich liebe, wen ich mag. Vergiß das nicht! Mein Leben gebe ich dem geliebten Mann hin, und Du willst nur Deine Schuldigkeit thun. Ich habe alles verstanden, Wassja; Du liebst mich nicht mehr so wie vor einem Jahr. Leugne nicht, weder vor Dir, noch vor mir ... Sei aber wenigstens so ehrlich, Dich nicht zu verstellen ... Kränkung verzeihe ich nicht ... das war's ..."

Tjorkin wollte sie wohl halten, doch Serafima riß sich los und floh aus dem Gastzimmer.

Er stürzte ihr nicht nach, sondern blieb auf dem verlassenen Sofa, ohne einen zündenden Funken neu erwachter Leidenschaft.

XVI.

Der Waldweg wurde enger und ausgefahren. Man mußte von einem Holper zum andern springen.

„Geben Sie mir die Hand, Kaljeria Porfirjewna, dann werden Sie besser voran kommen."

Sie, rosig vom Gange und der Wärme des frühen Nachmittags, reichte Tjorkin die freie Hand. In der andern trug sie ein Kästchen an einem Riemen. Sie hatten sich gleich nach dem Essen aufgemacht — Serafima war nicht zu Hause, sie war am Morgen nach dem Marktflecken gefahren, um Einkäufe zu machen.

In der Datsche hatte sich durch die Köchin die Nachricht verbreitet, daß in Mironowka unter den Kindern Krankheiten ausgebrochen seien. Kaljeria trieb es dorthin, und sie hatte ihren Arzneikasten mitgenommen. Tjorkin hatte sich erboten, sie hin zu begleiten und wollte sich dazu einen Wagen aus der Nachbarschaft verschaffen, während sie es vorzog, zu Fuß zu gehen. Für letzteres hatten sie sich nach dem Mittagessen entschieden.

Serafima wollte ihnen durch ihre Abwesenheit

zeigen, daß ihr alles gleich sei und daß sie ihre neuen Vertraulichkeiten nicht fürchtet. Er mag mit Kaljeria fertig werden, wie er es versteht.

Beim Essen hatte er Kaljeria über ihre Pläne befragt, doch vorher noch abgemacht, daß sie ohne Aufschub ein geschäftliches Dokument annehmen solle.

„Sima hat sich nicht darein zu mischen," belehrte er sie, „ich habe es genommen und verwendet, also muß ich es auch ordnen."

Zum November würde er sie auszahlen; vielleicht schon früher. Von den verfügbaren Geldern wollte sie nicht alles nehmen. Mag Serafima so viel behalten, wie sie und ihre Mutter brauchen. Für die erste Zeit sind drei- bis viertausend nötig — nicht mehr, als um Land anzukaufen und ein Holzgebäude zu errichten.

Sie träumte von einer kleinen Heilanstalt für Kinder, in der Umgegend ihrer Vaterstadt, so gelegen, daß sie für Bauern und Bürger gleich zugänglich war. Wenn die Behörde sie auch nicht mit einem jährlichen Beitrag unterstützt, so wird sie doch den Arzt umsonst haben und sie wird selbst dort wohnen, um allem vorzustehen. Es werden sich auch mit Gottes Hilfe gütige Geber aus dem Kaufmannsstande finden. Vielleicht lassen sich auch einige Betten und etwas in der Art einer Kinderkrippe für städtische Arbeiter einrichten.

Tjorkin hörte ihr aufmerksam zu, unterbrach sie nicht, fand alles sachgemäß und ausführbar und sagte am Ende der Unterredung, sie an beiden Händen haltend:

„Sie sind mein liebes Täubchen! Versagen Sie mir nicht, mich als Teilhaber anzunehmen! Ich möchte, daß sich unser herzlicher Bund befestige. Ich komme ja ununterbrochen die Wolga auf und ab und werde sicher nach dem Rechten sehen. Und sowohl im Kreistage wie in der Stadtverwaltung sind mir Leute bekannt, welche sich gern Ihres edlen Gedankens annehmen werden."

Der Ton seiner Worte hätte ihm bei einem andern gewiß süßlich, „rednerisch" geklungen, wie man jetzt zu sagen pflegt. Bei ihm kam er aber ganz wider Willen so heraus. Sie brachte ihn in die weiche Stimmung, rührte ihn tief. In ihrem Plan war nichts Ungewöhnliches. Ein Kinderhospiz! Viel liegt nicht daran, daß eins mehr oder weniger errichtet wird, das nur fühlte er, daß sie seine Seele erfrischt und belebt. Er sah sie bei ihrer Beschäftigung mit den Kindern vom frühen Morgen an, ruhig, unermüdlich, mit einem Heiligenschein geschmückt.

Jetzt weiß er alles, was ihr Herz bewegt. Mehr braucht er nicht. Wenn sie sich einander näher ständen, würde er nicht nach ihrem vergangenen Leben gefragt, mit ihr kluge Gespräche geführt, ihre ganzen Geheimnisse erforscht haben.

Davon braucht er all nichts! Wenn die Erbauung nur vorhält, die sie in ihm bewirkt hat. Wer weiß? Wenn er erst zu klügeln anfängt, fliegt sie davon. Es hatte ihm gerade gepaßt, sie so hoch zu stellen und von unten nach oben zu betrachten.

Sie gelangten auf eine schöne, runde Wiese.

„Nicht etwas ausruhen, Kaljeria Porfirjewna?" fragte Tjorkin.

„Gut, hier ist es wunderbar! ... Die Eiche dort ist bezaubernd ... Ich möchte ins Gras."

„Schade, daß ich kein Plaid mithabe."

„Hat nichts zu sagen. Es ist so lange heiß gewesen, daß der Erdboden ganz ausgedörrt ist."

Sie legten sich unter den Eichbaum in das Gras, durch den dichten Schatten vor der Sonne geschützt. Das Atmen geschah freier. Aus dem Dickicht wehte Kühle.

„Wassili Iwanytsch!"

An dem Klang dieses Ausrufes merkte er, daß sie von etwas Intimem mit ihm reden will.

„Was, Kaljeria Porfirjewna?"

Sie setzte sich zur Veränderung auf einen Baumstumpf; er lag auf der rechten Seite, den Kopf auf die Handfläche gestützt.

„Sie werden mir nicht böse werden ... Sagen Sie, bitte ... Ich mische mich nicht in fremde Angelegenheiten."

„Ich — doch? Gott behüte!"

„So verstehe ich Sie; darum werde ich rund heraus reden ... Offenbar leidet Serafima sehr bei uns!"

„Serafima?"

„Nun, etwa nicht? ... Das sehen Sie doch so gut wie ich."

Wohl sah er zur Genüge, wie sehr Serafima sich erbost, und wie sie darauf lauert, ihren Groll auszulassen.

Es schien nicht nötig, die ganze Wahrheit aufzudecken, die er sich selbst nicht einmal ganz klar zu machen wagte.

„Ich sehe," äußerte er, indem er sich an ihre Seite setzte.

„Der Tod des Mannes" — Kaljeria sänftigte ihre Rede — „hat alles von ihrer Seele genommen, was in ihr verborgen war."

„Etwas Gutes und Großmütiges hat er nicht genommen," wollte er sagen, senkte aber nur den Kopf.

„Bedenken Sie, Täubchen, sie schämt sich vor Ihnen ihrer Vergangenheit. Nur ist ihr bange davor, alles durch die Ehe zu heiligen. Sie sagen mir, das sei leere Furcht! ... Wahrlich, Wassili Iwanytsch, seinen Gedanken kann niemand wehren, vor allen nicht unsere Freundin. Sie hat nicht selbst mit mir gesprochen. Ihr schienen meine Worte un-

angenehm zu sein, die ich damals bei meiner Ankunft auf dem Balkon Ihnen nachgerufen habe, als Sie fortgingen ... Nun, also! Man darf seine Freundlichkeit nicht aufdrängen. Sima vertraut sich mir nicht an und sucht sich nicht zu nähern. Ich warte es ab. Wenn die Stunde schlägt, wird sie von selber kommen."

„Ist das nicht etwa empörend?" brach Tjorkin los, indem er sich Kaljeria ganz zuwandte und ihr näher rückte.

„Was denn?"

„Nun, diese Bosheit gegen Sie? Scheußliche Gedankenlosigkeit! Sie ist Ihnen gegenüber in der Schuld und benimmt sich so feindselig."

„Wassili Iwanytsch! Lieber!" unterbrach Kaljeria. „Wir wollen sie nicht richten ... Das ist Sache ihres Gewissens ... Vertraut auf Gott und er wird alles offenbaren ... Fürs erste herrscht in ihr das Fleisch. Doch ich wende mich an Sie, an Ihre Seele ... Verzeihen Sie, um Christi willen! Ich will nicht predigen, am wenigsten als Heilige ... Sie sind mir in diesen Tagen wie ein Bruder geworden. Da wird es mir denn zu schwer, zu verschweigen, was ich für Sie auf dem Herzen habe. Sie sind unfähig, Serafima in ihrer jetzigen Lage zu lassen ... Unfähig! Dazu lieben Sie sie zu sehr, und, was die Hauptsache ist — Sie sind nicht der Mann darnach. Da ist sie nun auf den ganzen Tag fortgefahren, ungefragt, ob Sie Kummer und Angst bedrückt. Kehrt sie zurück — dann liegt es in Ihrer Macht, die Engel in ihrer Seele singen zu lassen. Ich spreche nur aus, was in Ihnen schlummert."

Er zweifelte nicht eine Sekunde an ihrer Aufrichtigkeit. Ihre Stimme klang rein und hell, und ihre Herzlichkeit quoll ungehemmt hervor. Wäre sie es nicht gewesen — so hätte er wohl an eine Regung von Scheinheiligkeit oder kühner Aufdringlichkeit geglaubt. So aber drangen Thränen in seine Augen. Die Kristallklarheit dieses Wesens überwältigte ihn. Aus der Tiefe ihrer Seele erhob sich ein neuer, scharfer Antrieb zur vollen Erfüllung dessen, was er sich selbst noch nicht zu gestehen wagte.

„Kaljeria Porfirjewna," begann er mit einiger Anstrengung. „Gestern ist mir Serafima nach Ihrem Fortgehen mit ganz ungeheuerlichen Dingen ins Gesicht gesprungen, die in der Erklärung gipfelten, daß ihr eine Ehe mit mir gar nicht nötig sei ... Der Hochmut kocht in ihr über, solch ein Unsinn ... Ich habe mir nicht einmal alles behalten."

„Das kommt doch nur daher, daß sie leidet. Es ist unmöglich, daß Sie das nicht verstehen! Sie wartet! Und wenn es jetzt nicht zwischen euch in Ordnung kommt — dann bin ich daran schuld."

„Sie?"

„Ich bin zur Unzeit gekommen. Doch wollte ich nach dem Wiedersehen mit der Tante nicht versäumen, wieder vorzusprechen und Serafima zu beruhigen. Gott sei mit ihr, wenn sie mich für eine Heuchlerin hält! Ich bin unfähig, mich wegen Geldsachen zu streiten. Jetzt kann ich nicht bei euch bleiben. Wenn ihr nun ein anderes Leben beginnen wolltet ..."

Ihre Stimme bebte.

„Ach, Kaljeria Porfirjewna! Das schlimmste ist, wenn man als Richter vor einer Entscheidung steht und weiß nicht: bist du selbst ohne Falsch? Trügst du nicht? Achtest du die Wahrheit?"

Tjorkin bedeckte sein Gesicht mit den Händen und sank mit dem Kopf ins Gras.

„Sie sind doch nicht etwa" — Kaljeria stotterte — „gegen sie abgekühlt?"

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht!"

„Unsere Alten würden sagen, das hat Ihnen der Böse eingegeben. Ich aber sage, eine gute That steht über Leidenschaft und Verführung. Was geht bei Serafima über ihre Neigung zu Ihnen? Nichtswürdiges oder Erhabenes? Da liegt das Uebel. Machen Sie ein anderes Menschenkind aus ihr ... Sie können es."

„Nein, das kann ich nicht, Kaljeria Porfirjewna. Ich versumpfe mit ihr."

„Ist das Ihre Ueberzeugung? Besser zu leiden, Wassili Iwanytsch, als von einer ehrenwerten Handlung abstehen. Wenn Sie auch für Ihre Seele fürchten und für Sima nicht genügende Liebe fühlen, dürfen Sie sie dennoch nicht verstoßen!"

„Ich verstoße sie, ich verstoße sie!" wäre beinahe seinen Lippen entflohen."

Er schwieg aber, nahm die Hände vom Gesicht und schaute auf die Erde mit tief gesenktem Kopf, damit sie ihm nicht ins Gesicht sehen konnte.

„Verzeihen Sie mir, daß ich Sie erzürnt habe!" sagte Kaljeria leise, indem sie sich erhob. „Es ist Zeit für Mironowka. Dort warten kranke Kinder"

XVII.

Von demselben Kreuzweg, an dem Tjorkin eine Woche vorher den taubstummen Bauer angerufen hatte, hielten sie sich links.

„Dieser Feldweg," sagte Kaljeria, „führt uns sicher nach Mironowka."

Nicht weiter als zweihundert Saschen hatten sie zwischen zwei Streifen geschnittenen Kornes hinzuschreiten, bis sie an der Ausladestelle das Dorf erblickten.

Am Eingange hatten sich zwei geschwärzte Thürpfosten aus der Zeit erhalten, in der zu Mironowka ein General von der „Gatschina" herrschte. Auf einem der Pfosten befand sich noch die einst weiß

gestrichene Kugel. Die Thore standen weit nach dem Wege zu auf.

„Sie sind hier noch nicht gewesen, Wassili Iwanitsch?" fragte Kaljeria, den Schritt beeilend. Sie wollte gern schneller fort.

„Nein, in der vorigen Woche habe ich mich verlaufen und nicht hergefunden."

„Das ist ein Gehöft? Jemand wohnt hier ... Besitzer oder Verwalter?"

„Ich weiß, daß hier im Hause im Sommer die Familie eines Teilhabers an meiner Gesellschaft — Namens Pastuchow, lebt. Haben Sie es nicht gehört?"

„Nein, ich habe es nicht gehört."

„Ich bin mit der Familie nicht bekannt, aber das thut nichts. Gehen wir in das Haus. Ich werde mich vorstellen und Sie einführen. Sie werden hoffentlich Auskunft geben können, welche Hütten wir zu besuchen haben."

„Das ist nicht wichtig. Ich werde schon selbst finden, wenn wir nur erst im eigentlichen Mironowka sind."

Es war ihnen beiden leichter, nachdem sie ihr Gespräch einem andern Gegenstande zugewandt hatten.

„Komme, was kommen mag!" wiederholte er für sich, als sie aus dem Walde traten. „Das Leben wird es lehren, was mit Serafima werden wird."

Gleich vor dem Pfosten links begann die Dorfstraße: zuerst drei bis vier elende Hütten, dann Holzhäuser mit Fachwerk am Dach. Rechter Hand vom Eingang erhoben sich in der Nähe des Gehöftes Scheuern und Tennen. Das Dorf machte keinen gerade ärmlichen Eindruck; nach der Anzahl der Höfe hatte es sieben bis achthundert Seelen.

Auf der Straße war niemand zu sehen, nicht einmal Kinder ließen sich blicken.

„Wollen wir in das Gehöft gehen?" fragte Tjorkin.

„Wir werden anfragen müssen."

„Wird Ihnen jemand etwas thun, Kaljeria Porfirjewna?"

Sie wurde etwas verwirrt.

„Ich bin kein Feigling, Wassili Iwanytsch, man kommt nur nicht immer recht. Möglicherweise schlafen sie gerade dort. Uebrigens, wie Sie meinen ..."

Ein ausgedehntes Wiesenstück — an dessen linker Seite der herrschaftliche Küchengarten, und an dessen rechter ein besonderer Hof für Windspiele und Jagdhunde lag — war durch einen Zaun mit wohlgehaltener Barrière von dem Dorfterrain abgegrenzt. Als Wirtschaftsgebäude dienten: ein dunkles Blockhaus, das ehemalige Gesindehaus, zwei Scheunen und der Pferdestall; dahinter bildeten Linden und Birken einen Garten; geradeaus, ganz oben, stand ein hellgrünes, zweistöckiges Haus mit zwei Freitreppen und zwei Balkonen. Die eine Freitreppe war in altmodischer Weise nur zur Symmetrie nachgeahmt.

Alles machte einen ungewohnten Eindruck. Weder im Hof noch im Garten noch am Thor eine Seele.

„Das Totenreich!" murmelte Tjorkin.

Sie gingen an das Thor. Es war auch kein Hund da.

An der Freitreppe der ehemaligen Leutewohnung erschien eine Weibsperson, wie eine Köchin, nicht in bäuerischer Tracht.

„Mütterchen!" rief Tjorkin sie an. „Komm 'mal her!"

Mit dem Volk sprach er immer auf „Du".

Das schlichthaarige Weib kam langsam herbei, indem es sich mit der Handfläche vor der Sonne schützte.

„Die Herrschaften Pastuchow wohnen hier?"

„Ja, aber sie sind nicht da."

„Sind sie in den Marktflecken gefahren?"

„Sie sind verreist ... Vor vierzehn Tagen werden sie nicht zurückkehren."

„Wohin? Zur Messe, nach Nishni?"

„Nein, zur Kur ... in irgend ein Bad. So wie Sergiewsk."

Tjorkin und Kaljeria schauten einander an.

„Im Hause ist niemand?"

„Niemand. Nur ich bin zurückgeblieben und der Küchenjunge ... auch ein Arbeiter."

Es hatte keinen Zweck, in das Haus zu treten.

„Sagen Sie mir doch, Liebe," begann Kaljeria: „bei euch im Dorf sollen Kinder krank sein, wie ich höre."

Das Weib nahm die Hand von der felten, gefurchten Stirn und runzelte die Brauen.

„Das schon, das schon. Es ist alles in Ordnung."

„Ist ein Doktor gekommen? Oder ein Heilgehilfe?"

„Davon ist keine Rede. Wie soll man ohne Herrschaft zum Doktor kommen? ... Der Starost ist für die Aerzte ein elender Bauer ... der bei ihnen nicht ein Pfund Thee gilt. Auch ist hier im Ort die ganze Zeit keiner gewesen."

„In welchen Hütten liegen denn die kranken Kinder?" fragte Kaljeria dringender.

Tjorkin schaute auf ihr Gesicht, ihre Augen glänzten lebhafter, die Wangen erbleichten.

„In den ersten fünf Höfen nicht. Der erste Fall ist bei der Bonifatjew. Dort liegen alle Kinder."

„An welcher Krankheit?"

„Wohl an der Bräune. Genau weiß ich's nicht, Fräulein. Wir kommen so schwer fort, daß wir wenig von den Dorfleuten sehen. Uebrigens — elendes Volk!"

„Hören Sie," sagte Kaljeria schnell und mit erhöhter Stimme: „weisen Sie mir die Hütte der Bonifatjew."

„Dort gleich an der Ecke am Brunnen, der Badestube gegenüber, wo der Fußpfad abgeht."

„Gut! Danke! . . . Wassili Iwanytsch, ich gehe . . . Warten Sie auf mich."

„Warum soll ich nicht mit?"

„Nein, das ist meine Sache allein. Wer weiß, die Krankheit ist vielleicht . . ."

„Ansteckend?"

Tjorkin lächelte.

„Und sehr."

„Also halten Sie mich für feiger als sich selbst?"

„Es ist mein Geschäft. Warum wollen Sie sich aussetzen?"

„Nein, erlauben Sie! . . ."

Er wollte sie gar zu gern geleiten, ihr helfen, sich irgendwie nützlich erweisen.

„Ich bitte Sie, Wassili Iwanytsch. Damit ist nicht zu spassen. Sie — sind nicht allein."

Ihre Augen strahlten: „Denken Sie an die, die nur für Sie atmet."

Er gehorchte.

„Liebe," wandte sich Kaljeria zu dem Weibe: „wenn ich Kranke bringe, dürfen die wohl bei Ihnen im Garten spazieren gehen?"

„Das wohl. Das können sie."

„Ich finde Sie hier im Garten, Bester. Seien Sie nicht böse!"

Sie entfernte sich mit leichtem Tritt, den Schritt beschleunigend. Vom Thor aus wandte sie sich ein wenig rechts und nach drei Minuten stand sie schon an dem Brunnen vor dem Bonifatjewschen Gehöft. Tjorkin wandte den Blick nicht von ihr; er fühlte solche Beklemmung der Brust, solche Angst um sie, daß er am liebsten hinterdrein geeilt wäre.

„Soll ich etwas in den Garten bringen, Herr?" fragte das Weib.

„Danke, nicht nötig!"

Er gab ihr ein Zwanzigkopekenstück und schritt, die Anordnung betrachtend, auf dem versunkenen Wege, der hart am Vorplatz vor dem Balkon durch die Wiesenthür führte, nach der alten Pforte zum herrschaftlichen Garten.

Seine Beklommenheit ließ nicht nach. Er schämte sich vor sich selbst, daß solch ein Herr wie er, wie ein verächtlicher Schwächling, nicht geeignet sein solle, in eine elende Bauernhütte zu kriechen. Trotzdem hatte sich sein Haß gegen die Bauern und sein Rachedurst für sich und seinen Vater nicht abgeschwächt. Mochten sie oder ihre Kinder verrecken — er würde keinen Finger drum rühren.

Nein, so herzlos ist er nicht. Wenn Kaljeria es gestattet hätte, wäre er mitgegangen. Er würde sogleich in die Hütte der Bonifatjew eilen, mit Freuden alles Nötige verrichten, sogar schmutzige Kinder waschen, ihnen Umschläge machen und Arznei reichen. Das wollte er dahingestellt sein lassen, was ihn mächtiger zog: sie, der Wunsch, ihr seine Männlichkeit zu beweisen, oder das Mitleiden mit den Bauernkindern.

Sein Kopf wirbelte. In der öden und schattigen Allee von Ahorn und Linden mit Birken vermischt, setzte er sich am äußersten Ende auf eine Holzbank, nahm den Hut ab und kühlte die heiße Stirn.

Die Angst um Kaljeria ließ ein wenig nach. Sie war doch an so etwas gewöhnt. Bei wie viel Schwerkranken saß sie dort in Petersburg. Typhus und andere Seuchen, was machten die ihr aus. Sie kannte auch die Vorsichtsmaßregeln. Sicher hat sie in ihrem Kasten Desinfektionsmittel.

Er brauchte nachdenklich dies moderne Wort und beruhigte sich erheblich. Unter dem kühlen Schatten zweier Linden wurde ihm wohl. Gerade vor seinen Augen zog sich die Allee hin, links davon der Obstgarten mit wohlgeordneten Kirsch-, Aepfel- und Birnbäumen und mit Büschen von Himbeeren, Stachelbeeren, Johannisbeeren und Erdbeeren an den freien Stellen.

Solche vernachlässigten Besitzungen erregten ihm ein verächtliches Mitleid. Die Freigelassenen seines Dorfes sorgten besser für ihr Land. Er bedauerte die Edelleute, nicht wegen ihrer jetzigen Verkommenheit, er bedauerte aber die frühere Freiheit und Ordnung der verdorrten Besitzungen. Solche, die verständig und ehrlich mit Land und Wald wirtschafteten, würde er nicht aus ihrem Erbe verdrängen. Ueberall herrschte dieselbe Verwahrlosung. Tjorkin mußte über einen Wall klettern, der vor dem Thor lag, um zu der zum Hause gehörigen Terrasse zu gelangen. Wieder hatte ihn die Besorgnis um Kaljeria ergriffen, die er durch Rauchen zu besänftigen suchte, während er sich auf eine Stufe der blinden Freitreppe setzte und auf die Dorfstraße schaute.

XVIII.

In der Sonne glänzte ein weißer Kopfputz. Tjorkin sprang auf und eilte zur Pforte, denn er hatte Kaljeria erkannt.

Sie war auf das Haus zugeeilt, ohne daß er sie jenseits des Zaunes bemerkt hätte.

„Wie steht's?" fragte er atemlos, vor dem Thor.

„Schlecht, Wassili Iwanytsch."

„Epidemie?"

Das Wort entfloh ihm unbedacht. Sie zwinkerte noch heftiger. Sichtlich wollte sie weder lügen noch ihn ängstigen.

„Ein Knabe wird den Morgen nicht erleben." erwiederte sie dumpf und eine Thräne glänzte in ihrem Auge.

„Also Diphtheritis?"

„Ich bin nur bei den Bonifatjews gewesen. Da ist noch ein Mädchen in schwerem Fieber, die Kehle

ist geschwollen, die Beine sind zerschlagen. Wie man mir sagte, soll es in drei Gehöften so stehen."

„Können Sie denn da helfen? Das muß doch der Behörde angezeigt werden."

„Solche Unordnung habe ich nicht erwartet. Wie verworfen ist doch unser Volk. Der Hundertmann war nicht da — er ist verreist, auf die ganze Woche; ein Zehntmann war auch nicht aufzutreiben. Die einen sollen betrunken sein, die anderen sind mit Heu zum morgenden Markt nach dem Städtchen gefahren. Der Vorsteher ist zwanzig bis dreißig Werst weit weg. Man hat nach ihm geschickt, doch er kommt nicht, er muß jetzt ausständige Steuern eintreiben."

„Und der Kreisarzt?"

„In irgend einem Dorf — ich habe den Namen vergessen — mit zweitausend Seelen, gerade an der Wolga ist auch eine Seuche ausgebrochen" — sie vermied den Ausdruck Epidemie — „und soll dort noch stärker wüten."

„So?"

„Wie ich die alten Weiber verstanden habe, auch unter den Kindern."

„Wie kann das sein? Doch setzen Sie sich! Hier auf diese Bretter."

Sie setzten sich beide. Mit der rechten Hand strich sie das unter der Haube vorgequollene Haar zurück.

„Wissen Sie was, Wassili Iwanytsch, die Dorfweiber verstehen nichts. Lassen Sie uns zu dem Frauenzimmer gehen ... Dort im Gesindehaus, die uns Bescheid gesagt hat. Sie ist jetzt frei. Ich werde sie bezahlen."

„Sie wird fürchten, krank zu werden."

„Versuchen wir es."

„Soll ich gehen?"

„Nein, ich selbst."

Es war ihr nicht ums Sitzen. Sie gingen zum Hause. Tjorkin klopfte mit dem Stock an das Eckfenster und beide stiegen die Treppe hinan.

Das Weib erschien und Kaljeria setzte ihr auseinander, warum es sich handelte.

„Du kannst schönes Geld verdienen," fügte Tjorkin hinzu.

„Gott verhüte — daß man etwas erwischt. Die Bräune, wie man hört! Erst gestern hat man in Komarowo einen Knaben auf den Kirchhof gebracht."

„Du hast Kinder, Mütterchen?"

„Gewiß, Herr, zwei. Ich kann sie ohnehin nicht gehörig in Ordnung halten."

„Du bekommst zehn Rubel."

Das Weib senkte die Augenlider und schielte nach der Seite. Das Versprechen von zehn Rubeln wirkte.

„Hören Sie," begann Kaljeria, „Sie brauchen nicht den ganzen Tag bei den kranken Kindern zu bleiben. Arznei hintragen, zureichen was nötig ist."

„Nein, Fräulein, Sie versuchen mich. Aber die Sünde ist nicht weit. Meine Kinder sind mir lieber."

Sie lehnte entschieden ab.

„Ach, mein Gott!"

Kaljeria atmete mit schweren Seufzern.

„Kommen Sie, Wassili Iwanytsch ... etwas muß geschehen."

Am Thor hielt sie an.

„Ich bleibe auf jeden Fall hier."

„Wie, über Nacht?"

„Wenn ich nicht fertig werde ... Aber Sie, warten Sie, bitte, nicht auf mich. Sima wird zurückgekommen sein und sich beunruhigen. Bitte!"

„Sie hier lassen? Das geht nicht!"

„Das wäre. Man wird mich nicht aufessen."

„Zum allerwenigsten werden wir Ihnen einen Wagen schicken."

„Nicht nötig. Es wird mich schon jemand fortfahren. Ich bleibe ja nicht zum Spaß."

„Das ist unmöglich!" schrie er fast auf und errötete. „Durch den Wald — wohl drei Werst. Ich werde gleich ein anderes Pferd anspannen lassen."

„Das ist Nebensache, Täubchen Wassili Iwanytsch. Die Hauptsache bleibt, die Behörde zu benachrichtigen oder aus dem Marktflecken einen Arzt zu besorgen."

„Es soll geschehen! Ich werde selbst morgen mit dem frühesten fahren. Heut ist doch nichts mehr auszurichten. Jetzt haben wir schon sieben Uhr."

„Gibt es denn dort einen Doktor?"

„Ja, es sollen drei dort wohnen; der eine von ihnen muß der Kreisarzt sein."

„Der ist gewiß in jenem Dorf. Die anderen werden womöglich nicht kommen."

„Wir bestehen darauf! Aber denken Sie auch an sich, und bleiben Sie nicht über Nacht hier. Versprechen Sie noch heut zu kommen — etwa um zehn Uhr."

Er hielt sie an beiden Händen und spürte dabei in seinem ganzen Körper ein merkwürdiges Zittern. Mit diesem Zittern verband sich in seiner Seele ein zärtliches und sanftes Gefühl der Zuneigung. Etwas Aehnliches hatte noch nie ein Weib bei ihm hervorgebracht.

„Sie, meine gute Freundin!" flüsterte er leidenschaftlich und ließ mit Mühe ihre Hände aus den seinen.

„So werde ich kommen! ... Ich muß erst noch in andere Gehöfte ... Gehen Sie, Täubchen, und beunruhigen Sie sich nicht um mich ... Erschrecken Sie auch Sima nicht."

Fast im Lauf durchschritt sie die Wiese in der Richtung auf den Brunnen und die Hütte der Bonifatjew.

Tjorkin wurde von neuem von Besorgnis für

Kaljeria erfaßt. Er schritt schnell aus und befand sich bereits nach vierzig Minuten jenseits des Waldes, nur noch einige Saschen von der Datsche entfernt.

Seine Sehkraft war außergewöhnlich scharf. Er forschte mit den Augen, ob sich Serafima auf der Terrasse befand, sah aber keine weibliche Gestalt. Draußen war niemand. Die Remise stand offen, die gnädige Frau war also zurückgekehrt, denn der Kutscher wartete die Pferde. Derselbe kreuzte seinen Pfad, den Grauen am Zügel führend. Das andre Pferd war seit vierundzwanzig Stunden krank.

„Die gnädige Frau ist angekommen?“ rief ihm Tjorkin zu.

„Sie sind soeben angekommen, Wassili Iwanytsch. Wir sind stark gefahren.“

Der Graue war ganz voll Schaum.

„Wie kannst Du nur?“

„Serafima Jefimowna haben so getrieben.“

„Gib ihn Tschurilin zum Abwarten, er wird es besorgen; Du selbst spann den Kleinen an und fahre zu Kaljeria Porfirjewna nach Mironowka. Du hast doch gegessen?“

„Ich habe in der Gastwirtschaft schnell etwas genommen.“

„Nun, Du wirst später zu Abend essen. Sei so gut, Freund!“

Tjorkin klopfte ihm auf die Schulter. Der Kutscher lächelte. Er war bei der ganzen Dienerschaft beliebt.

„Aber, Wassili Iwanytsch, wie soll ich in Mironowka das gnädige Fräulein erfragen?“

„Auf dem Dorfplatz werden sie Dir schon Bescheid sagen. Sie ist bei Kranken.“

„Zu Befehl.“

Tjorkin fragte sich, was er Serafima antworten solle, wenn Sie etwa nach der Krankheit in Mironowka fragen sollte.

„Ich sage einfach Bräune.“

Es war ihm etwas bange. Er sah vorher, daß Serafima sich nicht beherrschen und in unerträglich gemeinem Ton über Kaljeria sprechen würde.

Dann war der Streit wieder da.

„Wo ist die gnädige Frau?“ fragte er den Zwerg, der auf der Freitreppe saß.

„Sie sind im Gastzimmer.“

Von dort ertönten die durch das Pedal gedämpften Töne der melancholischen Melodie von Field.

„Sie quält sich und grollt,“ dachte er, ohne Mitleid mit ihr, ohne die geringste Regung, zu ihr zu eilen, ihr Haupt zu ergreifen und sie abzuküssen. Ihre Leiden waren eitel und selbstsüchtig, ihre ganzes Leben Nichtigkeit und Schlechtigkeit — im Vergleich zu dem, was die Seele des Mädchens beherrscht, das dort am Dorfplatz zu Mironowka in Ansteckungsgefahr zurückgeblieben war.

Die Thür war vom Flur aus angelehnt. Er öffnete leise und ging vorsichtig schreitend voran.

„Bist Du es?“

Serafima fuhr fort zu spielen, indem sie nur zu ihm aufsah.

Er ging durch die Thür nach der Terrasse, wo der Thee aufgetragen war.

„Willst Du Thee?“ fragte sie, ohne den Kopf zu drehen.

„Ich trinke.“

Er nahm sogleich Platz. Die Aufregung des schnellen Ganges hatte ihm die Furcht vor dem bevorstehenden Gespräch vermindert. Er wollte nicht fragen, wo sie im Städtchen gewesen war und wo sie gespeist hatte. Vielleicht bei einem von den Dampfbootbesitzern ... Doch war sie kaum mit solchen bekannt.

Die Töne erloschen. Serafima erschien auf der Schwelle.

„Ihr wart in Mironowka?“ fragte sie mit ganz fremder Stimme, sehr schwer und ruhig.

„Ja ... Kaljeria Porfirjewna ist dort geblieben ... Sie pflegt kranke Kinder.“

„Was! Sie übernachtet dort?“

Bei dieser Frage war Serafima schon am Samowar.

„Das Pferd muß sie holen,“ sagte Tjorkin, gleichfalls absichtlich ruhig. Serafima erschien ihm im Profil; der Glanz der Augen war matt, sogar die Lippen schienen blasser; doch schenkte sie Thee ohne merkbares Zittern der Hände ein.

„Was für eine Krankheit herrscht in Mironowka?“

„Ich war selbst nicht da. Bräune, wie es scheint.“

„Bräune?“ wiederholte sie und sah ihn von der Seite an. „Doch wohl Diphtheritis.“

„Warum denn gleich Diphtheritis?“ warf er ein und wurde rot.

Die Röte wurde nicht durch das Geständnis der Wahrheit veranlaßt, sondern durch erneute Besorgnis um Kaljeria.

Im Gastzimmer ließen sich Schritte hören.

„Tschurilin! Wer da!“ rief er.

Der Zwerg erschien vor der Thür.

„Laß sofort anspannen. Diese Minute!... Und nach dem Fräulein fahren.“

„Du fürchtest für sie,“ begann Serafima, sobald der Zwerg verschwunden war ... „sie möchte sich anstecken? ... Ha, ha!“

Das Gelächter war sonderbar. Sie stand auf und ließ sich sogleich wieder nieder, indem sie mit den Fingern Schnippchen schlug.

„Hysterisch bist Du, nichts weiter,“ dachte Tjorkin und empfand Ekel, aber kein Bedauern.

Serafima beherrschte sich. Sie verachtete und verspottete Hysterie.

Sie ging mehrmals in den Blumengarten, kehrte wieder zum Tisch zurück und machte sich mit dem Thee zu schaffen.

Das Schweigen zog sich lange, lange hin.

XIX.

„Höre, Wassja!“ Serafima setzte sich dicht an ihn heran. „Warum fragst Du mich nicht, weshalb ich in die Stadt gefahren bin und was ich dort den ganzen Tag getrieben habe? Ist es Dir gleichgiltig?“

Ihre Stimme bebte, die Augensterne blitzten und die wieder geröteten Lippen zitterten. In sein Gesicht hauchte ein heißer Atem, wie in den Momenten der aufgeregtesten Leidenschaftlichkeit.

„Nicht gleichgiltig, aber ich will Dir den Vorrang lassen. Du bist so wie so nicht bei Dir.“

„Nicht bei mir!“ wiederholte Serafima und legte ihre Hand auf sein Knie. „So werde ich Dir sagen, wonach ich gefahren bin. Zu Anschaffungen.“

„Zu was für Anschaffungen?“

Er zuckte mit den Schultern. Ihr Ton kam ihm ganz unvernünftig, fast wild vor.

„Zu welchen? Ich habe die Apotheken abgesucht, ob ich nicht etwas weniger Scheußliches als Arsenik erhalten könnte.“

„Sima, was ist Dir? Ich finde Deine Späße ...“

„Höre nur. Zurechtweisungen wünsche ich nicht, Täubchen. Arsenik ist ein Greuel, gut für Ratten. Streichholzköpfe gleichfalls, außerdem thun es die jetzigen nicht. Es gibt nur schwedische. Nun, ich suchte Opium, Morphium, Chloral, wenn es kein Cyankali gab, oder Blausäure.“

Ihre Nasenflügel begannen heftig zu zittern. Der Glanz der Augen verstärkte sich; sie war ihm nie so schön und leidenschaftlich erschienen.

„Sima, halt ein!“

Es überrieselte ihn kalt bei ihren Worten.

„Das gefällt Dir nicht! Warte! Ich werde nicht lange dulden ... Nun, ich habe nichts Brauchbares erhalten. Ist es Dir vielleicht besser zur Hand? ... Ich bin auch in der Droguerie gewesen. Ich bildete mir ein, daß ich dort etwas finden würde ... Es gab auch dort nichts Wirksames. Beim Uhrmacher fand ich etwas ... Ein Instrument so recht für Damen ... Bulldogg nennt man es.“

„Revolver?“

„Dreißig Rubel habe ich ausgelegt. Den habe ich bekommen, aber keine Patronen dazu. ‚Hier herum gibt es keine Patronen,‘ sagte er. Ich war ganz verschmachtet. Den Kutscher schickte ich ins Wirtshaus, ich selbst habe seit heut morgen nichts genossen. Ich begab mich ans Ufer, setzte mich ins Gras und schaute in das Wasser. Ganz wie die Wolga, Dein Heimatstrom. Wäre es nicht das beste? Wozu Gift und Revolver? Ich nehme einen Kahn oder besteige die Fähre — plumps — alles ist vorüber. Was gibt es Leichteres und Billigeres?“

Er unterbrach sie nicht. Ihr Ton wurde einfacher. In ihrer Darstellung war etwas Wundersames, was auf ihn ähnlich hypnotisirend wirkte, als wenn man ihm als Kind den Kopf gestreichelt hatte.

„Ich kam aber auf andere Gedanken. Vergiften? Ertränken? Weswegen? Weil die Männer, alle wie einer, Verräter sind und statt der Liebe nur das Spiel mit der Liebe kennen, ihre Karikatur, die Lust und den Wechsel: heute die, morgen jene! Nein! Das überlassen wir den hochgeborenen Fräuleins und den thörichten Jungfrauen.“

Serafima holte tief Atem.

„Da hast Du die ganze Geschichte, Wassja! ... Jetzt, wo ich dahinter gekommen bin, wie Du Arm in Arm mit Kalseria Porfirjewna auf gute Werke ausgehst — möglich, daß ihr auch geschäkert habt — sage ich Dir: mir ist es ganz gleich! Hörst Du, ganz gleich!“

Sie setzte sich ihm gegenüber. Tjorkin fuhr aus seinem Halbschlummer auf.

„Wenn Du im Ernst bist ... Schwatze nicht, Sima!“

„Um Gottes willen, keine Sittenpredigt! ... Du meinst, ich hätte Dir unbewußt eine Falle gestellt!“ Die Mundwinkel verzogen sich wieder. „Beim Himmel, Du mußtest beim ersten Wort dahinter kommen, daß ich keinen Unsinn vorbringe, sondern Thatsachen! Und wie? Als ob ich Dir auch nur ein Wort herausgelockt hätte ... Eins, ein einziges! ... Wassja! Uns hört und sieht jetzt niemand. Sollte in Dir nicht so viel Gewissen sein, um zu sagen: ‚Serafima, ich gehe damit um, Dich zu verstoßen.‘“

„Wer hat Dir das gesagt!“ schrie er auf und stieß sie bei der Bewegung seiner Hand.

„Ich sage es Dir! Aus Mitleid willst Du mir die Liebe nicht aufsagen, ich will aber nicht bemitleidet werden ... Um mich brauchst Du Dich nicht zu sorgen ... Den Tod werde ich nicht mehr suchen ... Der Schwindel ist vorüber! ... Alle, alle — Verräter!“

Aus ihrer Kehle rang sich ein Gelächter; sie sprang auf und stürmte durch den Garten in den Wald. Tjorkin stürzte nicht hinterdrein, sondern blieb auf der Terrasse.

Er hatte keine Lust, ihr nachzujagen, sie zu umfangen, vor ihr auf die Kniee zu sinken. Sein Wille war wie gelähmt. Er konnte nicht schelten und zürnen, sie mit Kränkungen und Vorwürfen überhäufen. Wozu? Für ihre unsinnige Liebe? Ist doch jede Liebe eine Art Wahnsinn. Er hätte ihr

nachgehen müssen und sich entschuldigen, daß er sie nicht so liebte, wie sie ihn. Als ob sie das nicht eher bemerkt hätte, als er selbst.

Es dunkelte schon im Walde. Serafima hielt erst bei den beiden Fichten mit dem Sitz an, ging dann aber weiter in den Wald. Sie erwartete seine Verfolgung nicht mehr. Ihr Wassia war ihr unwiederbringlich verloren. Er gab sie auf. Jene Betschwester beherrschte ihn.

Von ihren Forschungen nach Gift und Pistole hatte sie erzählt, doch eins verschwiegen: bei einem reisenden Juwelenhändler hatte sie unter Türkisen, Goldsachen, kaukasischem Silberzeug einen Dolch mit Elfenbeingriff entdeckt, bei dem sie fragte, ob er käuflich sei. Er war käuflich. Hatte sie wohl nur an sich gedacht, als sie ihn bezahlte?

Jetzt, da sie schwankenden Ganges durch den dunklen Wald schritt, konnte sie nicht umhin, in ihr eigenes Herz zu schauen.

Der Haß gegen Kalseria, der in ihr aufwallt, wenn sie nur an deren weiße Haube und Pelerine denkt, zuckt ihr von der Brust bis in die Füße und ballt ihr die Fäuste. Mit ihr unter einem Dach zu leben ist unerträglich. Wenn nun Kalseria von ihren verpesteten Kindern in Mironowka wiederkommt? Falls die Diphtheritis sie nicht wegrafft, bringt sie in ihrer Jacke die Ansteckung für beide mit. Es ist schließlich auch gleich, ob sie verschont wird, sie zieht ihn doch an sich mit ihren heiligen Werken. Sein Herz entreißt sie ihr auf jeden Fall.

„Verräter, Verräter!“ bebten die aus innerer Hitze glühenden Lippen Serafimas.

Es war schon ganz dunkel. Serafima stieß an die Baumstümpfe. Die trockenen Zweige der Aeste kitzelten ihr Gesicht und überschütteten sie mit Nadeln — sie ermattete doch nicht. In der Brust wühlte es, im Herzen glühte es unerträglich, ihre Füße begannen zu schwanken. Auf einem kleinen Wiesenstück fiel sie auf einen dichten Haufen Nadeln, mir nichts, dir nichts, ergriff mit einer verzweifelten Bewegung den Kopf und brach in Schluchzen, fast in Geheul aus. Ein Krampf schüttelte sie über und über.

Weder Leuchte noch Stütze — nicht in sich, noch um sich, das war es, was in ihr nagte wie ein Todeskampf, als sie nach dem Anfall noch unter der Fichte lag und in das Waldesdunkel starrte. Keine Stütze. Kein Glaube und Vertrauen, welche die teuflische Bosheit und Niedertracht, die ihr ganzes Wesen verdunkelte, hätten erhellen können. Ihre Mutter hatte keine Seele in ihr geahnt. Man hatte sie gefüttert und geputzt. Auf der Schule wurde ihr allseitig geschmeichelt, in der sechsten Klasse ging sie schon auf Abenteuer aus. Sie verkaufte sich an einen Mann und nach drei Jahren war sie eine Verirrte. Wie eine Motte in das Licht, flatterte sie in die Leidenschaft. In diese legte sie alles. Alles! Was alles? Die ganze Glut, den unlöschbaren Durst nach Zärtlichkeit und den dummen weibischen Glauben an die ewige Dauer der Vergötterung seitens ihres Wassia, an seine Unterwürfigkeit vor ihr . . .

Und nun nach einem Jahr, da heult sie und windet sich wie ein wildes Tier, steht auf dem Sprunge, sich wie eine Besessene auf alles zu stürzen, zu ersticken, zu zerfleischen, zu verbrennen.

„Herrin des Himmels! Erbarme Dich!“ Sie richtete sich auf und stützte den Kopf in die Hand.

Nein. Das ist Heuchelei! Sie hat keinen Glauben, weder einen raskolnischen noch nationalen, weder deutschen, polnischen noch sonst einen — außer etwa einen solchen à la Tolstoj oder Paschkow.

Seit sie verheiratet ist, besonders in den zwei Jahren, die sie mit Wassia lebt, hat sie nicht ein einziges mal, selbst nicht am Grabe des Vaters, an Gott gedacht, an den, der uns in die Welt gestellt hat und den wir in Licht und Wahrheit suchen sollen. Nur die Mutter war zur Gottesfurcht zurückgekehrt, und bei dieser bedeutete sie Schwärmerei, lächerliche Schwärmerei. Ein Sack mit Zwiebacken, tausend Katzenbuckel an einem Tage mit Aufputzen des Kopfes, nebst Bewirtung trunksüchtigen Popenabschaums. Ohne Kinder, ohne jegliche Arbeit, ohne Mitgefühl für das Volk, mit vollster Verachtung der jetzigen Gesellschaft, ist in ihr alles wüst und leer . . .

Was hat ihr den Geliebten entrissen? Welches tödliche Gift? Der Nebel der Leidenschaft hatte ihr nicht einen Augenblick die Erkenntnis verhüllt, daß er, ihr Wassia, nach einer Seele seufzt, und nicht durch sinnlichen Zauber allein zu halten ist.

In ihrem Gehirn taucht wieder das durchsichtige Gesicht Kalserias auf, mit dem Blick der klaren, lächelnden Augen. Die Bosheit erstickte ihre Kehle. Sie warf sich nieder und rang die Hände. Die Räuberin vernichten — das war der Gedanke, der Serafima nicht losließ und wie ein Hammer an ihre Schläfen pochte.

Als die wütige Anspannung der Seele auf diesen Ausweg verfallen war, fühlte Serafima, wie sich ihr Inneres förmlich in einen Klumpen ballte, und sie erschauerte vor der Wollust einer blutigen Abrechnung.

XX.

Ein Klopfen an der Thür erweckte Tjorkin.

Er trat an das Fenster, dessen Laden herabgelassen war. Er war sich nicht bewußt, wie lange er geschlafen hatte; doch konnten es kaum zwei oder drei Stunden gewesen sein.

„Wassili Iwanytsch! Väterchen!“ ließ sich eine Stimme außen an der Thür vernehmen.

Es war Tschurilin, der sprach.

„Was willst Du? Komm herein!"

Der Zwerg tappte in der Dunkelheit gerade auf das Bett los.

„Väterchen, kommen Sie gütigst schnell! Solcher Schrecken!"

„Feuersbrunst?"

„Die gnädige Frau, Serafima Jefimowna ... sie lauern ... verbergen sich ... um mit dem gnädigen Fräulein etwas anzustellen ... Ich habe einen Dolch bei ihnen gesehen ..."

„Was Du sagst!"

Tjorkin sprang auf und erinnerte sich an alles: er hatte in Erwartung von Kaljeria in großer Aufregung gelegen. Sie hatte ihn beruhigt, ihm berichtet, daß der Knabe noch am Leben und die Krankheitsform der anderen Kinder leicht sei. Serafima war aus dem Walde stracks zu sich zurückgekehrt. Er hatte nicht auf sie gewartet, sondern war zu sich hinaufgegangen, hatte sich kaum entkleidet, als er schon fest schlief. Er war neuen Scenen aus dem Wege gegangen und hatte vor, morgen mit dem frühesten nach dem Marktflecken zu fahren, um einen Arzt zu besorgen, nötigenfalls durch die Ortsbehörden.

„Haben Sie die Güte, bitte!" trieb ihn der Zwerg an.

Tjorkin machte Licht und warf seinen Paletot direkt über das Nachtgewand.

„Rede verständlich!" schnauzte er ihn an.

Tschurilin, mit weißem Gesicht und glühender Stirn, stammelte im Flüsterton:

„Sie stahlen sich zum gnädigen Fräulein — glauben Sie meinem Wort ... Ich bedaure Sie und die gnädige Frau, Wassili Iwanytsch! Es gibt aber einen Mord ... Verzeihen Sie, Väterchen!"

Er griff nach dem Saum des Paletot; in seinen Augen lag, außer Schrecken, auch der feste Wille, das Attentat zu verhüten und Serafima zu überführen. Er konnte sie nicht leiden und paßte ihr also auf.

„Leuchte!" schrie ihm Tjorkin zu.

Der Zwerg stolperte voran, das Licht haltend. Er war barfuß, in Unterhosen und buntem Hemde.

„Leiser, leiser!" äußerte Tschurilin.

Sie waren auf dem Vorplatz angelangt, als aus dem Eckzimmer, wo Kaljeria schlief, ein Schreckensruf ertönte, auf den ein erstickter Schrei folgte.

Tjorkin entriß dem Zwerg den Leuchter und eilte dorthin. Tschurilin hinterdrein.

An der Thür, die sich unverschlossen erwies, stellte Tjorkin schnell das Licht auf die Kommode und stürzte zum Bette; benommen vom Gefühl einer großen Gefahr, konnte er im Halbdunkel nicht gleich erkennen, was dort vorging.

Ein neuer Schrei — er erkannte Kaljerias Stimme — bewog ihn, sich auf Serafima zu stürzen, diese an der Schulter zu packen und heftig zurückzuschleudern.

„So also zeigst Du Dich!" schrie er sie finster an.

Auf dem Bette drückte sich Kaljeria, im Nachtgewand, mit aufgelöstem Haar, an die Wand, ließ die Füße sinken und hielt sich mit einer Hand an der linken Schulter. Auf der Wäsche erschien Blut. Sie stöhnte aber nicht, sondern suchte nur mit der andern Hand die Bettdecke über sich zu ziehen.

Serafima riß sich von Tjorkin los und bemühte sich, mit der rechten Hand einen Stoß auf Kaljeria zu führen. Sie zitterte über und über und ihrer Kehle entrang sich ein Röcheln. Sie irrte mit den Augen still umher, die Brust keuchte und das lose Haar hing ihr in der Stirn.

„Laß mich, laß mich! ..." schrie sie, drang noch einmal wütend auf das Bett vor und sank auf ein Knie.

Der Zwerg eilte von der andern Seite auf sie zu, ergriff ihre freie Hand und hing sich an sie. Tjorkin, im Bestreben, ihr den Dolch zu entwinden, rang mit voller Kraft und verwundete sich dabei zwischen dem Mittel- und Zeigefinger.

„Wassili Iwanytsch! Lieber! Für mich! ..."

Kaljeria sprang auf, uneingedenk ihrer bloßen Füße und stürzte sich hart an Serafima vorbei auf Tjorkin.

Es war ihm gelungen, Serafima zu überwältigen, er umfaßte sie, trug sie in ihr Schlafzimmer und warf sie dort auf das Bett. Der zugelaufenen, verschlafenen Stjepanida schrie er zu: „Fort von hier!" stieß sie zurück und verschloß die Thür.

„Väterchen! ... Gnädiger Herr! ... Sie werden Hand an sich legen!" jammerte Stjepanida, in Thränen aufgelöst.

„Sie denkt nicht daran! Bei Gott!" schrie er rauh, und blickte sie drohend an. „Höre, keinen Mucks! Behüte Dich Gott vor dem Schwatzen!"

Schnell begab er sich zu Kaljeria zurück, die ihre Selbstbeherrschung wieder erlangt hatte, wie immer im Augenblick der Gefahr.

„Täubchen!" kam sie ihm mit bittendem Ton entgegen. „Um des Heilandes willen, fürchten Sie nichts für mich, und zürnen Sie ihr nicht. Es ist nichts! Reine Bagatelle! Wie Sie sehen, kann ich mich allein verbinden."

Sie saß schon auf dem Bett und Tschurilin hielt den Arzneikasten vor ihr, aus dem sie bereits Charpie und Binden zurechtgelegt hatte, während sie sich noch mit dem Schwamm die Schulter wusch. Ein Aermel der Jacke war ausgezogen, was sie in den ersten Momenten von Tjorkins Anwesenheit nicht genirte, worauf sie aber doch mit einem Blick auf ihn errötete und leise sagte:

„Auf einen Augenblick ... schicken Sie mir Stjepanida ... Oder nicht ... ich selbst ..."

„Soll er Sie verlassen?" fragte Tjorkin, mit dem Kopf auf den Zwerg weisend. „Ich gehe."

„Er — keineswegs."

Sie lächelte sogar und in ihren Augen zeigte sich kein Schrecken mehr, nicht einmal Unruhe.

Tjorkin trat auf den Korridor hinaus.

„Sie töten sich dort," hielt ihm Stjepanida unter Thränen vor. „Erlauben Sie, gnädiger Herr, vielleicht Wasser, Sprit ..."

Aus dem Schlafzimmer drang ein hysterisches Gelächter Serafimas.

„Nichts, das vergeht!" erwiderte er streng, wobei ihm einfiel, daß der auf den Boden geworfene Dolch aufbewahrt werden müsse.

„Gegenständlicher Zeugenbeweis," dachte er, ging auf die hintere Freitreppe und setzte sich dort auf die Stufen. Die Nacht wehte ihm Kühlung ins Gesicht.

Er fühlte keine Spur von Mitleid für Serafima. Es berührte ihn in keiner Weise, daß dieses Weib zu solchem Wahnsinn gediehen und bis zu einem Mord geschritten war, aus unerträglicher Eifersucht und Abgötterei für ihn.

„Verirrte," wiederholte er für sich dasselbe Wort, das ihm damals im Walde auf dem Wege nach Mironowka, vor seiner Auseinandersetzung mit Serafima, gekommen war.

„Solch eine boshafte, wilde Bestie!" drängten sich bei ihm die Gedanken. „Wie ein eingefleischter Teufel ... Kein Halt! Aber woher? Kein Gott, kein Gesetz im Herzen! Nichts als ihren Willen und ihre weibischen Gelüste."

Es war ihm ordentlich behaglich, daß er sie jetzt in der Hand hatte. Wenn er will — kann er sie dem Gericht übergeben ... Verdient hat sie es reichlich.

Ein edelmütiger Entschluß errang indessen das Uebergewicht.

„Ich schicke sie morgen fort — in alle vier Winde. Ich bleibe keinen Tag mehr mit ihr zusammen! Vor allen Dingen muß ich auch Kaljeria vor ihr schützen."

„Solche Gemeinheit! Das Mädchen berauben, sie offenbar betrügen, sie dann dafür nicht nur hassen, sondern ihr noch im eigenen Hause während des Schlafs die Kehle abschneiden."

Seine zärtliche Sorge für Kaljeria, seine Hingebung für dieses Mädchen „nicht von dieser Welt" entlockte ihm stille Thränen, die er nicht zurückhielt.

„Gnädiger Herr!" verlautete von unten das aufgeregte Flüstern Tschurilins. „Das gnädige Fräulein läßt Sie zu sich bitten."

„Liegen sie wieder im Bett?"

„Ja. Sie haben sich selbst verbunden. Ich habe meine Wunder geschaut."

Der Zwerg hielt sich selbst für einen großen Chirurg. Die Geschicklichkeit von Kaljeria hatte ihn in Erstaunen gesetzt.

Tjorkin eilte über den Korridor.

„Meine Teuerste!"

Er ließ sich am Bett auf die Kniee nieder und heftete seine Lippen auf die Hand ihres verwundeten Armes, der auf dem Bette lag.

Kaljeria lehnte sich auf das Kopfkissen und sprach leise, mit zurückgehaltenen Thränen:

„Um des Heilandes willen, Wassili Iwanytsch, verzeihen Sie ihr! Sie that es im Wahnsinn! Sie ist hysterisch. Das versteht ihr nicht, ihr Männer. Früher war sie nicht so, sie ist es geworden ... Hatten Sie sie nicht abgeschlossen, schicken Sie ihr Stjepanida ... Ich würde selbst ... doch das würde sie zu sehr aufregen. Sie muß wahrlich an sonderbaren Halluzinationen leiden."

„An nichts leidet sie," brach er heraus. „Einfach boshaft ist sie, bis zur Bestialität."

„Täubchen! Sie liebt Sie bis zum Wahnsinn. Was ist es anders, sagen Sie selbst? Mir thut es so leid ... Ich habe diesen Unfrieden hergebracht ... Ich werde mit Freuden schon morgen das Feld räumen ... Ihr beide thut mir in der Seele weh. Ich muß euch versöhnen. Unverzüglich."

„Daß sie nur ihrer Wege geht!"

„Laden Sie keine Sünde auf Ihr Gewissen. Es ist Ihre Gefährtin. Ehe — das ist das große Geheimnis, Wassili Iwanytsch. Verzeihen Sie."

„Für wen bitten Sie! Sie ist nicht Ihren kleinen Finger wert."

„Gehen Sie zu ihr, reden Sie ihr gut zu ... Das mit mir ist eine Kleinigkeit ... Morgen werde ich ganz heil sein ... Ich gehe auf den ganzen Tag nach Mironowka."

„Ihr Wille in Ehren, aber zu ihr gehen kann ich nicht. Ich werde das Mädchen schicken. Mehr verlangen Sie nicht von mir ... Ach Sie! ... Wer doch vor Ihnen ganze Tage knieen dürfte!"

„Was da, was da! Täubchen!"

Er streckte den Arm aus und wäre beinahe in lautes Stöhnen ausgebrochen.

„Liebe, Sie vertreiben mich! Schlafen Sie wohl! Glauben Sie mir" — die Thränen ließen ihn kaum zu Worte kommen — „glauben Sie mir ... Wassili Tjorkin ist bis zum letzten Atemzug Ihr, Ihr ... wie ein treuer Hund!"

Er floh und rief auf dem Korridor:

„Stjepanida! Sie dürfen zur gnädigen Frau gehen. Der Schlüssel steckt."

XXI.

Tjorkin hegte keinen Augenblick die Besorgnis, daß Serafima „Hand an sich legen" würde. Er

schlief fest, erwachte um sieben Uhr, und als er sich fragte: „Was soll nun aus ihr werden" — empfand er nicht das geringste Mitleid mit ihr. Abschied von ihr nehmen wollte er nicht, wollte er wirklich nicht, nicht, daß er es nicht gekonnt hätte. Und leben wird er nicht mehr mit ihr und wenn er selbst — in alle vier Winde gehen müßte.

Seine erste Sorge galt Kaljeria. Sie lag gewiß im Fieber; der Schrecken, die Erschütterung und dabei die Wunde, so leicht dieselbe sein mochte.

Er kleidete sich still und eilig an, befahl das Pferd anzuspannen und schickte Stjepanida, die er auf der hinteren Freitreppe traf, ohne sie nach dem Befinden der „gnädigen Frau" zu fragen, aus, um sich zu erkundigen, ob Kaljeria Porfirjewna aufgestanden und bereit sei, ihn zu empfangen.

Er trat auf den Zehen und mit verhaltenem Atem in das Zimmer von Kaljera — wo die Läden schon aufgezogen waren. Das Herz schlug ihm vernehmbar.

„Wie befinden Sie sich?"

Er blieb an der Thür stehen. Kaljeria saß, bereits angekleidet, am Toilettentisch, etwas bleich, aber munter.

„Wahre Bagatellen, Wassili Iwanytsch . . . doch schläft Serafima?" fragte sie flüsternd.

„Es scheint so . . . Uebrigens," unterbrach er sich in einem andern Ton, „es geht nicht ohne Doktor."

„Für wen? Für sie?"

„Für Sie, Beste!"

„Bitte sehr . . . Sie können mir glauben. Ich habe die Wunde ganz ordentlich verbunden! Es ist die reine Schramme. Nur ein wenig Jodoform, wenn es zu haben wäre."

Sie stand auf und ergriff mit der gesunden Hand die seine.

„Es müßte mich jemand nach Mironowka bringen, Täubchen. Indessen weiß ich nicht — ob ich nicht besser erst nach dem Städtchen fahre?"

„Warum Sie?!" rief Tjorkin. „Ich fahre und das sogleich . . . aber auf den Knieen beschwöre ich Sie, liebes Täubchen" — so nannte er sie zum erstenmal — „fahren Sie heute nicht nach Mironowka!"

„Ich gehe zu Fuß!"

„Das erlaube ich Ihnen nicht!"

„Nun merken Sie sich, Wassili Iwanytsch," erwiderte sie streng, „ich bin gesund! Aber dort — sterben Kinder. Wirklich, lassen Sie mich fort. Ich möchte dorthin fliegen und dann nach Mironowka eilen. . . ." Sie besänftigte wieder den Ton ihrer Stimme. „Bleiben Sie bei Sima. Wie sie sich nur jetzt befinden mag?"

„Wie es ihr beliebt!"

„Wassili Iwanytsch! das ist Sünde, große Sünde! Sie hat Ihnen doch nicht Uebles thun wollen, sondern mir."

„Sie sind — eine Heilige!"

„Frisch von der Marterbank!"

Sie lächelte still.

„Ich kann mich nicht um sie kümmern — ich kann es nicht! Das wäre Heuchelei," erklärte Tjorkin mit Anstrengung und senkte den Kopf.

„Wissen Sie was . . . Lassen Sie mich nach Mironowka fahren und bleiben Sie hier. Nur bitte ich, daß das Pferd dort wartet, damit ich nach dem Städtchen komme."

„Das kann geschehen! Von dort und zurück sind keine zehn Werst. Wir haben auch zwei Pferde!"

„Ich bin gleich fertig. Ich trinke nur eine Tasse Milch."

„Kaljeria Porfirjewna, bleiben Sie nicht so lange dort . . . in den Hütten. Es ist eine ansteckende Krankheit."

„Bedenken Sie, wie viel Gutes Sie noch vorhaben, wozu sich so aussetzen?"

„Gut, gut!"

„Nun, leben Sie wohl. Soll ich Ihnen die Milch herschicken?"

„Bitte!"

Er konnte sich gar nicht von ihr trennen.

Als er über den Korridor schritt und dort Tschurilin sah, der seine großen, ungeheuren Augen bewegt und unterthänig auf ihn richtete, empfand er im Gedanken an Serafima einen herzlichen Ekel.

„Ein Glas Milch und Brot für das gnädige Fräulein — sofort!"

Er befahl dies streng und der Zwerg verstand, daß er betreffs des gestrigen seine Zunge im Zaume zu halten habe. Im Hause duldete es Tjorkin nicht. Er befahl dem Kutscher, schleunigst anzuspannen, worauf er sich erkundigte, ob Kaljeria ihre Milch erhalten habe; als der Tilbury an der Freitreppe vorgefahren war, meldete er dies selbst und bat sie noch einmal mit tief bewegtem Gesicht, recht vorsichtig zu sein und sich ja nicht in den Hütten anzustecken.

Kaljeria stieg ein, und vom Wagen aus raunte sie ihm zu: „Haben Sie Mitleid mit ihr, Täubchen . . . Verstand und Liebe!" Ihr Lieblingsausspruch klang ihm in den Ohren und erschreckte ihn.

„Verstand und Liebe!" wiederholte er für sich, „ist so etwas möglich?" Warum hatte er ihren Bitten nachgegeben? Er hätte sie nach dem Städtchen geleiten sollen. Heute wird es nicht sehr heiß werden. Wenn er nur nicht bis zum Abend Serafima zu sehen braucht.

Er wollte dies nicht vermeiden, weil er vor ihr Angst gehabt hätte. Wodurch sollte sie ihm angst machen. Er stand ihr so fern, daß er für sie kein gutes Wort gefunden hätte. Sich verstellen und Großmut heucheln wird er nicht. Selbst wenn sie sich reuig vor ihm auf die Füße werfen und um Gnade

flehen sollte, würde er sein Herz vor ihr verschließen . . . das fühlte er.

Stjepanida erschien vor ihm, als er sich nach oben begeben wollte.

„Die gnädige Frau lassen Sie bitten," flüsterte sie ihm zu.

„Gut," erwiderte er, kehrte aber nicht gleich um, sondern sprang erst in seine Stube, um sich vor dem Spiegel die Haare zurecht zu machen. Er wollte auch sein Gesicht sehen, ob es nicht sichtbare Spuren von Erschütterung trüge. Sein Wunsch war, in voller Selbstbeherrschung vor sie zu treten.

Er fand sein Gesicht streng, etwas finster, aber ohne besondere Blässe oder Röte. Hiermit zufrieden, ging er langsam die Treppe hinunter.

Serafima ging im Schlafzimmer in ihrem batistenen Peignoir mit dem Foulard um den Kopf auf und ab. Im Zimmer stand ein Reisekoffer mit geöffnetem Deckel.

„Wassili Iwanytsch," empfing sie ihn mit einem ganz unbekannten Ton. „Sie haben mich gestern einsperren wollen — wie eine tolle Hündin . . . So, das können Sie heute noch thun. Ich bin in Ihrer Hand. Wenn es Ihnen beliebt, mögen Sie nach dem Ortsvorsteher schicken, meinetwegen auch zum Untersuchungsrichter fahren. Wozu mit mir viel Umstände machen? Ich habe einen Mordanfall auf ein so kostbares Wesen wie den Gegenstand Ihrer Verehrung verübt."

Ihr Gesicht war über Nacht vergilbt. Die eingesunkenen Augen rollten langsam in ihren Höhlen. Dennoch atmete sie gleichmäßig.

„Serafima Jefimowna," erwiderte er fest, während er sich hinter das Bett nahe der Thür stellte, „alles, was Sie eben gesagt haben, ist überflüssig . . . Ihre sinnlose That lastet auf Ihnen. Wer in der Seele keinen Halt hat . . ."

Mit einem Sprung stand sie dicht vor ihm und ihr heißer Atem — Vorbote eines neuen Sturmes — wehte ihm ins Gesicht.

„Keine Sittenpredigt! . . . Ich habe nur deshalb zu Dir geschickt, weil ich keinen Tag länger hier bleiben will. Schicke nach mir, suche, so viel Du willst, aber unsere Rechnung ist abgeschlossen."

Und ebenso unvermutet sprang sie zum Tisch, holte ein Portemonnaie aus der Schublade und warf es auf die Platte, wo verschiedene Damensachen lagen.

„Hier sind Kalserias Gelder — ich brauche sie nicht. Was davon fehlt, haben wir mit einander verthan. Auch Dein Wechsel ist dabei. Jetzt brauchst Du kein Dokument mehr dafür auszustellen, sondern Du kannst frei darüber verfügen. Beim Himmel! Sie wird Dir nicht drein reden. Bekanntlich wird — dem Alfons überlassen . . ."

Er ließ sie nicht ausreden, ergriff ihre Hand, und von einem plötzlichen Wutanfall erstickt, stieß er sie vom Tisch.

Noch einen Augenblick, und er hätte sie in blinder Vergessenheit gewürgt, so sehr übermannte ihn der Zorn.

„Gemeines, niederträchtiges Weib!" entrang sich mühsam seinem bebenden Munde, „Du hast es gewagt? . . ."

„Was habe ich gewagt? Dich Alfons zu nennen! Was bist Du denn sonst?"

„So nennst Du mich . . . und gerade Du!"

Er fand keine Worte. Solches Geschöpf verdiente nichts als echt bäuerische Prügel. Sollte er mit ihr Umstände machen? Er wollte nur seine Hand nicht beschmutzen, das war sie ihm nicht wert.

„Wenn Du nicht gleich schweigst," schrie er, „vergreife ich mich an Dir!"

Im Nu stand Serafima mit bebenden Nasenflügeln dicht vor seinem Gesicht.

„Schlage nur zu . . . schlage nur zu . . . Was kann man sonst von Dir erwarten, Du Bauernfindling!"

Sie konnte ihn mit einem der Schimpfworte benennen, wie man sie ihm in seiner Kindheit an den Kopf geworfen hatte. Vor seinen Augen dunkelte es . . . Und doch erhob er nicht die Hand. Schlagen wollte er nicht. Dieses Weib war in seinen Augen so tief gesunken, daß ein Gefühl des Widerwillens alles andere überwog.

„Die Hand an Dir besudeln . . . lohnet nicht," sagte er. „Nicht Du verläßt mich, sondern ich verjage Dich — höre — verjage Dich, und danke Deinem Schöpfer, daß ich Dich nicht dem Staatsanwalt übergeben habe! Mit Deinesgleichen muß man verfahren wie mit Besessenen! . . . daß heut auch nicht mehr ein Hauch von Dir hier zu finden ist!"

Alles dies kam bei ihm eilig heraus, und gleich darauf wußte er nicht mehr, was er gesagt hatte. Ihn beunruhigte nur der Gedanke, daß sie in einem neuen Wutausbruch Kalseria am hellen lichten Tage erwürgen möchte.

Er schwankte hinaus. Sein Kopf wirbelte, in der Brust wühlte ein stechender Schmerz. Lange konnte er nicht zu sich selber kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Teß.

Von

Thomas Hardy.

(Fortsetzung.)

„Glaubst Du nicht, daß es besser für uns gewesen wäre, noch zu warten, bis Du Dich auf irgend einer Farm im Lande völlig eingerichtet hättest?" fragte Teß eines Tages schüchtern.

„Die Wahrheit zu sagen," antwortete Angel Clare, „kann ich es nicht ertragen, Dich irgendwo fern meinem Schutze und meiner Sympathie zurückzulassen."

Die Ursache war eine gute, so entfernt sie auch lag. Sein Einfluß auf sie war ein so markanter gewesen, daß sie selbst seine Art und Weise, seine Gewohnheiten, seine Redensarten, seine Liebhabereien und Abneigungen angenommen hatte. Sie im Farmleben zurücklassen, hieß aber nichts anderes, als sie der Uebereinstimmung mit ihm berauben. Und noch aus einem andern Grunde wünschte er sie unter seiner Aufsicht zu behalten. Seine Eltern hatten natürlich gewünscht, sie einmal zu sehen, bevor er sie auf eine entfernte Niederlassung in England oder in den Kolonien entführte; und da er ihren Meinungen keinen Einfluß auf seine Absichten gestattet hatte, so wollte er ihnen hier wenigstens entgegenkommen. Er glaubte deshalb, daß eine Reihe von Monaten gemeinsamen Lebens während der Zeit, in welcher er ein Gut suchte, ihr eine gesellschaftliche Hilfe für das sein werde, was sie vielleicht für eine schwere Prüfung ansah — für ihren Verkehr mit seiner Mutter in der Pfarre.

Zunächst wünschte er eine Mahlmühle bei der Arbeit zu sehen, um eine Idee davon zu kriegen, wie sich der Gebrauch derselben mit dem Kornbau am besten verbinden lasse. Der Besitzer einer großen alten Wassermühle in Wellbridge — einst die Mühle einer Abtei — hatte ihm die Besichtigung derselben gestattet und sich erboten, ihn in seine zeitsparende Arbeitsmethode einzuweihen, sobald er Lust hatte, zu kommen. Clare machte einen Besuch in dem nur wenige Meilen entfernten Ort und kam am Abend nach Talbothays zurück. Teß fand ihn entschlossen, einige Zeit in der Mühle zu verbringen? Und was hatte ihn dazu bestimmt? — Weniger die Gelegenheit, das Mahlen und Beuteln zu lernen, als der Zufall, daß es Logis in dem alten Farmhause gab, das vor seiner Degradation der Sitz eines Zweiges der Familie D'Urberville gewesen war. So wurden praktische Fragen stets bei Clare entschieden — durch eine Empfindung, die mit der Sache an und für sich nichts zu thun hatte. Sie entschlossen sich daher, unmittelbar nach der Hochzeit dorthin zu gehen und statt einer Reise durch Städte und Wirtschaften lieber dort vierzehn Tage zu bleiben.

„Dann werden wir einige Farmen jenseits London besichtigen, von denen ich gehört habe," sagte Angel, „und im März und April werden wir meinen Eltern einen Besuch abstatten."

Fragen ähnlicher Art tauchten auf und verschwanden, und der Tag, der unglaubliche Tag, an welchem sie die Seine werden sollte, erhob sich erschreckend in nächster Nähe vor ihr. Der einunddreißigste Dezember, Sylvester, war das Datum. „Sein Weib!" flüsterte sie für sich. Konnte es wirklich sein? Sie beide stets zusammen, nichts sie trennen, jedes Ereignis gemeinsam tragen — konnte es wirklich sein? Und warum nicht? Und doch warum?

Eines Sonntagmorgens kehrte Izz Huett aus der Kirche zurück und sagte heimlich zu Teß:

„Du bist diesen Morgen nicht aufgeboten worden."

„Wie?"

„Du hättest doch heute morgen zum erstenmal von der Kanzel verkündigt werden müssen!" antwortete sie, Teß ruhig ansehend. „Du willst doch Sylvester Hochzeit machen, nicht?"

Die andere nickte rasch.

„Du mußt doch dreimal aufgeboten werden. Und jetzt bleiben nur noch zwei Sonntage bis dahin."

Teß fühlte, wie sie blaß wurde; Izz hatte recht — es mußte dreimal geschehen. Hatte Angel es

vergessen? — Wenn das der Fall war, so mußte noch eine Woche zugegeben werden, und das war ungünstig. Wie konnte sie ihren Liebhaber nur daran erinnern? Sie, welche bisher so zurückhaltend gewesen, wurde plötzlich Feuer und Flamme vor Ungeduld und Unruhe, sie könnte ihren teuern Preis verlieren.

Ein natürliches Ereignis befreite sie von ihrer Angst. Izz hatte die Unterlassung des Aufgebots gegen Frau Crick erwähnt und diese nahm das Vorrecht der verheirateten Frau in Anspruch und sprach mit Angel über diesen Punkt.

„Haben Sie nicht daran gedacht, Herr Clare? — Ich meine, an das Aufgebot?"

„Natürlich!" antwortete Clare, „das habe ich nicht vergessen."

Sobald er mit Teß allein war, sagte er:

„Beunruhige Dich nicht über das Aufgebot. Eine Lizenz ist bequemer für uns, ich habe mich deshalb dafür entschieden, ohne Dich um Rat zu fragen. Wenn Du jetzt am Sonntagmorgen zur Kirche gehst, wirst Du Deinen Namen nicht hören, selbst wenn Du es wünschen solltest."

„Ich wünsche ihn nicht zu hören!" erwiderte sie stolz.

Nichtsdestoweniger war es eine große Erleichterung für Teß, zu wissen, daß die Sachen in Fluß waren, da sie schon gefürchtet hatte, es habe jemand sich erhoben, um das Aufgebot auf Grund ihrer Geschichte zu verbieten.

„Ich beunruhige mich," sagte sie für sich. „All dies viele Glück wird später sicher an mir gerächt werden. So macht es der Himmel meistens. Ich wollte, ich hätte das gewöhnliche Aufgebot haben können."

Aber alles ging gut. Sie überlegte, ob es ihm lieber sein würde, mit ihr in ihrem alten weißen Kleide getraut zu werden oder wenn sie sich ein neues kaufe. Die Frage wurde schließlich durch seine Fürsorge gelöst und entschieden durch die Ankunft einiger großen Pakete, die an sie adressirt waren. In diesen fand sie einen ganzen Haufen Kleider vom Hut bis zu den Schuhen inklusive eines vollständigen Morgenkostüms, entsprechend der einfachen Hochzeit, die sie geplant hatten. Er betrat das Haus kurz nach der Ankunft der Pakete und hörte, wie Teß sie oben öffnete.

Eine Minute später kam sie herab mit geröteten Wangen und Thränen in den Augen.

„Wie aufmerksam Du bist!" flüsterte sie, ihre Wange gegen seine Schulter drückend. „Selbst an Handschuhe und Taschentücher hast Du gedacht! Mein Schatz, mein Alles, wie gut Du bist!"

„Nein, nein, Teß; es handelt sich nur um eine Ordre an eine Handelsfrau in London — das war alles."

Und um sie davon abzuhalten, allzu hoch von ihm zu denken, sagte er ihr, sie möge nur hinauf gehen und ihre Zeit dazu benützen, um sich zu überzeugen, ob auch alles passe — und wenn nicht, zur Näherin im Dorfe schicken, damit sie die nötigen Aenderungen vornehme.

Sie kehrte nach oben zurück und legte das Kleid an. Allein stand sie einen Augenblick vor dem Spiegel, um den Eindruck der seidenen Robe kennen zu lernen. Plötzlich fiel ihr eine der Balladen ein, die ihre Mutter dereinst so heiter und arglos gesungen — die Ballade von dem mystischen Gewande, „das jene Frau niemals bekommen würde, die dereinst jenen Frevel begangen." Wenn nun dies Kleid durch den Wechsel der Farbe sie verriet, wie das Kleid dereinst die Königin Ginevra verraten hatte!

IX.

Angel fühlte das Bedürfnis, fern von der Meierei noch einen Tag mit ihr zu verbringen, während sie noch Braut und Bräutigam waren — einen romantischen Tag in Verhältnissen, die sich niemals wiederholen würden. Er gab deshalb in der nächsten Woche vor, daß er noch einige Besorgungen in der benachbarten Stadt zu machen hätte, und veranlaßte Teß, ihn zu begleiten.

Clares Leben in der Meierei war in Rücksicht auf die Welt seiner eigenen Gesellschaftsklasse ein völlig zurückgezogenes gewesen. Monatelang war er nicht in die Nähe einer Stadt gekommen und wenn er ritt oder fuhr, so nahm er des Meiers Hengst oder Kabriolet. An jenem Tage benützten sie ebenfalls dies Gefährt.

Zum erstenmal in ihrem Leben gingen sie als Partner in einer Angelegenheit von Laden zu Laden. Es war am Tage vor Weihnachten; überall gab es Stechpalmen und Misteln, und die Stadt war voll von Fremden aus allen Teilen des Landes. Teß bezahlte das Glück, an Angels Arm in ihrer Mitte dahin zu wandern, mit der Strafe, ihrer Schönheit wegen am meisten angestarrt zu werden.

Am Abend kehrten sie zu der Schenke zurück, in welcher sie abgestiegen waren, und Teß wartete im Korridor, während Angel fortging, um nach Pferd und Wagen zu sehen. Das gewöhnliche Gastzimmer war voll von Gästen, die beständig ab und zu gingen. Wenn die Thür geöffnet wurde, fiel jedesmal das Licht voll auf Teß' Gesicht. Unter allen anderen kamen auch zwei Männer an ihr vorbei, die sie mit Aufmerksamkeit musterten. Einer von ihnen schien sehr überrascht, und Teß bildete sich ein, daß es ein Mann aus Trantridge sei, obwohl jenes Dorf so weit entfernt lag, daß Leute von dort kaum sich hierher verirrten.

„Ein hübsches Mädchen!“ sagte der andere.

„Ja, hübsch genug! Aber wenn ich mich nicht sehr irre —“ Der Schluß der Bemerkung verklang in einem undeutlichen Gemurmel.

Clare, der gerade aus dem Stall zurückkam und mit dem Mann an der Schwelle zusammentraf, hörte die Worte und sah Teß zusammenschrecken. Die Beleidigung, die er ihr zugefügt glaubte, stachelte ihn zu einer raschen Entgegnung, und bevor er noch recht zur Ueberlegung gekommen, stieß er den Mann mit der vollen Kraft seiner Faust gegen das Kinn, so daß er in den Korridor zurücktaumelte.

Der Mann raffte sich auf und schien geneigt, den Angriff zu erwidern; Clare trat deshalb hinaus und nahm eine Verteidigungsstellung an. Sein Gegner schien sich indes eines Bessern zu besinnen. Er sah Teß, als er an ihr vorüberging, aufs neue an und sagte dann zu Clare:

„Ich bitte um Verzeihung, Herr! Es war ein Irrtum. Ich hielt sie für ein anderes Mädchen aus unserer Gegend!“

Clare, der fühlte, daß er zu hastig vorgegangen sei und daß er selbst mehr Tadel verdiene, weil er Teß am Eingange zu einer Schenke hatte stehen lassen, entschloß sich, das zu thun, was seine Gewohnheit bei ähnlichen Fällen war, und drückte dem Manne als Pflaster für seine Beule fünf Schillinge in die Hand; sie gingen mit einem Gutenachtwunsch friedlich aus einander. Sobald Clare die Zügel in der Hand hatte und mit seiner Gefährtin fortgefahren war, wanderten auch die beiden Fremden in entgegengesetzter Richtung davon.

„War es wirklich ein Irrtum?“ fragte der zweite.

„Nein, durchaus nicht! Aber weshalb sollte ich die Gefühle des jungen Herrn verletzen?“

Zu derselben Zeit fuhren die Liebenden in raschem Trabe dahin.

„Könnten wir unsere Hochzeit nicht noch ein wenig aufschieben?“ fragte Teß mit trockener, matter Stimme. „Ich meine, wenn wir es wünschten?“

„Nein, Geliebte! Beruhige Dich. Meinst Du, damit der Bursche Zeit habe, mich für meinen Angriff zu belangen?“

„Nein — ich meinte nur —“

Was sie meinte, wurde nicht recht klar, er hieß sie deshalb, solchen Einfällen nicht Raum zu geben, und sie gehorchte, so weit sie konnte. Aber sie blieb ernst während des ganzen Heimweges, sehr ernst, bis sie dachte: „Wir werden ja von hier fortgehen — sehr weit — Hunderte von Meilen weit; so etwas wie dies kann sich niemals mehr ereignen und kein Gespenst der Vergangenheit wird mich dort erreichen.“

Nach der Ankunft in Talbothays nahmen sie zärtlich Abschied von einander und Clare stieg heiter zu seiner Mansarde empor. Teß blieb noch auf, um noch einige Kleinigkeiten zu besorgen, für die sie wahrscheinlich in den wenigen noch bleibenden Tagen nicht genügend Zeit mehr fand. In der Stille hörte sie plötzlich ein Geräusch im Zimmer über ihr, Töne wie Stoß und Kampf. Jedermann im Hause schlief; in ihrer Furcht, daß Clare krank geworden sein könnte, eilte sie hinauf, klopfte an seine Thür und fragte ihn, was es gebe.

„O nichts, Geliebte!“ antwortete er von innen. „Ich bedaure sehr, daß ich Dich so in Unruhe versetzt habe! Die Ursache ist indes eine nichts weniger als ernste. Ich schlief ein und träumte, daß ich wieder mit dem Burschen, der Dich beleidigte, im Kampfe sei, und das Geräusch, das Du gehört hast, war weiter nichts, als der Puff, mit dem ich meinen Reisekoffer bearbeitete; im Schlaf kommen mir häufig solche Einfälle. Geh zu Bett und denke nicht mehr daran.“

Das war das letzte Quentchen, welches über ihre Unentschlossenheit entschied. Zu ihm über ihre Vergangenheit zu sprechen, konnte sie sich nicht entschließen, aber es gab noch einen andern Weg, um zum Ziele zu kommen. Sie setzte sich und schrieb auf den vier Seiten eines Briefbogens eine gedrängte Erzählung der Ereignisse, welche vor drei Jahren ihr Leben verwüstet hatten, steckte das Manuskript in ein Couvert und adressirte dieses an Angel Clare. Dann eilte sie, damit sie nicht wieder weich wurde, barfuß die Treppe hinauf und warf den Brief unter der Thür weg in das Zimmer des Geliebten.

Die Nacht ging vorbei und angstvoll lauschte Teß auf das erste leise Geräusch über ihr. Es ließ sich hören wie gewöhnlich, und wie gewöhnlich kam Angel herab. Teß folgte ihm; beide trafen sich am Fuß der Treppe und wie immer küßte er sie — sicherlich ebenso warm wie immer.

Er sah ein wenig müde und verwirrt aus, wie es ihr schien, aber er ließ kein Wort über ihre Erzählung fallen, selbst wenn sie allein waren; und ihrem Gefühl nach konnte sie selbst nichts sagen, wenn er nicht begann. So verging der Tag; augenscheinlich glaubte er seine Gedanken für sich behalten zu müssen, welcher Art sie auch sein mochten. Er blieb indes unbefangen und zärtlich gegen sie wie vorher. Waren ihre Bedenken wirklich kindisch gewesen? — Vergab er ihr? Liebte er sie trotz alledem, gerade so, wie sie war, und lachte er über ihre Unruhe wie über einen dummen Traum einer schlechten Nacht? Hatte er wirklich ihren Brief erhalten? Sie blickte in sein Zimmer und entdeckte ihn nirgends. Er vergab ihr also wirklich. Aber selbst, wenn er ihr Bekenntnis nicht erhalten haben sollte, so war sie dennoch plötzlich fest überzeugt, daß er ihr vergeben werde.

So kam Sylvester — ihr Hochzeitstag heran,

ohne daß in Angels Verhalten gegen sie irgend eine Aenderung sich bemerkbar gemacht hätte.

Als die Liebenden zur Frühstückszeit herabkamen, waren sie überrascht über die großen Veränderungen, die sie in der großen Küche antrafen. Der Meier hatte veranlaßt, daß zu irgend einer unnatürlichen Stunde des Morgens der gähnende Kamin weiß und der Backsteinherd rot angestrichen wurden; an Stelle der blau baumwollenen Gardine verdeckte ein grell gelber Damastvorhang den Bogen. Da der Kamin an einem kalten Wintermorgen in der That den Mittelpunkt des Zimmers vorstellte, so wirkte dieser neue Aufzug belebend auf das ganze Aussehen des ausgedehnten Raumes.

„Ich war entschlossen, Ihnen zu Ehren das Höchste zu unternehmen!“ sagte der Meier. „Und da Sie als meine Gabe ein gutes, lustiges Konzert von Fiedeln und Klarinetten, wie es in früheren Zeiten Mode war, nicht annehmen wollten, so war dies alles, was ich geräuschlos für Sie thun konnte.“

Teß' Verwandte lebten so weit entfernt, daß keiner von ihnen gut bei der Trauungszeremonie hätte zugegen sein können, selbst wenn man sie eingeladen hätte; es war indes niemand aus Marlott gebeten worden.

An seine Familie hatte Angel geschrieben und versichert, daß er sehr erfreut sein werde, wenn jemand käme. Seine Brüder hatten nicht einmal geantwortet, während seine Eltern ihm einen mißvergnügten Brief geschrieben hatten, in welchem sie seine übereilte Ehe beklagten; sie machten indes gute Miene zum bösen Spiel und sagten, daß, obgleich sie eine Bauernmagd als Schwiegertochter nicht willkommen heißen könnten, er doch selbst am besten wissen müsse, was für ihn und für sein Glück am zuträglichsten sei.

Die Kälte seiner Verwandten würde Clare ohne die Karte, mit welcher er sie früher oder später zu überraschen gedachte, tiefer betrübt haben. Teß frisch von der Meierei weg als eine D'Urberville und eine Dame zu präsentiren, schien ihm gewagt; wenn er ihre Abstammung verborgen hielt, bis er sie durch Reisen und Lektüre mit den Wegen der Welt vertraut gemacht hatte, so konnte er sie mit um so größerem Erfolg seinen Eltern zuführen, sagen, was er wußte, und sie als würdig einer solchen Abstammung triumphirend vorstellen. So träumte der Liebhaber. Wahrscheinlich hatte Teß' Abstammung kaum für einen sonst auf der Welt Wert als für ihn.

Ihre Wahrnehmung, daß Angel durch ihre Mitteilung in seinem Benehmen gegen sie durchaus nicht beeinflußt worden, erweckte quälende Zweifel in Teß, ob er ihren Brief auch erhalten habe. Sie erhob sich vom Frühstückstisch, bevor er fertig war, und eilte treppauf. Es war ihr plötzlich eingefallen, sie könne noch einmal einen Blick in das sonderbare, öde Zimmer werfen, das so lange Clares Residenz oder, besser gesagt, Clares Horst gewesen war; eilig kletterte sie die Leiter hinauf und stand in wenigen Minuten spähend und furchtsam in der offenen Thür des Appartements. An der Schwelle, über die sie ein paar Tage vorher ihren Brief in so großer Erregung zu Clare hineingeworfen, hielt sie an. Der Teppich schloß sich fest an die schwere Eichenbohle an und unter demselben entdeckte sie sofort den Rand des weißen Couverts, das ihr Bekenntnis enthielt; Clare hatte es also nicht gelesen.

Mit einem Anfall von Ohnmacht hob sie den Brief auf; er war unaufgebrochen, in demselben Zustande, in welchem er ihre Hand verlassen hatte. Der Berg stand also immer noch an derselben Stelle. In diesem Augenblick, in welchem das Haus vom Getöse der festlichen Vorbereitung widerhallte, konnte sie Angel den Brief nicht übergeben; sie stieg deshalb zu ihrem eigenen Zimmer hinab und vernichtete ihn.

Ihr Aussehen erschreckte Angel, als sie wieder unten erschien.

„Ich fürchte mich, mit Dir zu sprechen,“ antwortete sie auf seine besorgte Frage mit einem Versuch zu scherzen, „ich möchte Dir alle meine Sünden und Fehler beichten.“

„Nichts von Sünden und Fehlern!“ rief er. „Heute mußt Du vollkommen wie ein Engel erscheinen, Du, mein höchster Schatz! Wir werden später Zeit genug haben, darüber zu reden, was besser an uns sein könnte.“

„Aber es würde besser sein, es jetzt zu thun, damit Du später nicht sagen kannst —“

„Gut, gut, Deine Beichte soll Dir nicht entgehen — sprich, sobald wir in unseren eigenen vier Wänden sind, aber jetzt nicht! Ich habe Dir auch zu beichten, aber diesen Tag wollen wir uns nicht verderben! Das kommt früh genug, wenn es einmal schlecht Wetter ist!“

„Du willst also durchaus, daß ich schweige?“

„Durchaus, Geliebte!“

Der Trubel des Anziehens und der Abfahrt schnitt jede eingehendere Ueberlegung ab. Ihr eigener, so lange bekämpfter Wunsch, sich ihm hinzugeben, ihn ihren Herrn, ihr Eigentum zu nennen und dann — wenn es nötig sei, zu sterben, hob sie über alle düsteren Bedenken hinweg. Während des Anziehens erging sie sich in bunten Träumen und die Last schwand von ihrer Seele hinweg.

Die Kirche, in der sie getraut werden sollten, lag weit entfernt; man war daher gezwungen, zu fahren, zumal jetzt zur Winterszeit. Eine geschlossene Kutsche, die einem Schenkwirt an der Straße gehörte, war bestellt worden — ein Gefährt, das in alten Tagen

einmal als Postwagen gedient hatte. Es hatte stolze Radspeichen und schwere Felgen, breite, höckerige Sitze, ungeheure Riemen und Federn und eine Deichsel wie ein Rammbaum. Der Postillon war ein von Rheumatismus gekrümmter, sechzig Jahre alter Knabe, der fünfundzwanzig Jahre lang, das heißt, seit er seiner Aemter und Würden entkleidet war, müßig an der Schenkenthür herumgelungert hatte, als ob er darauf warte, daß die alten Zeiten zurückkämen.

Im Innern dieses schweren, krachenden Gebäudes und hinter dem ruinenhaften Kondukteur nahm die partie carrée — Braut und Bräutigam und Herr und Frau Crick ihre Plätze ein. Angel hätte es gerne gesehen, wenn einer seiner Brüder als Begleiter zugegen gewesen wäre, aber da sie auf seine freundliche Einladung keine Antwort gegeben hatten, so war nicht anzunehmen, daß einer von ihnen sie erwarten werde. Sie mißbilligten seine Heirat; man konnte deshalb auch nicht von ihnen erwarten, daß sie die Hochzeit feiern helfen würden. Es war indes vielleicht ganz gut, daß sie nicht mit dabei sein konnten. Sie waren keine weltlich gesinnten jungen Männer und die Verbrüderung mit den Leuten aus der Meierei hätte ihr übertriebenes Zartgefühl wahrscheinlich verletzt, ganz abgesehen von ihrer Meinung über die Partie.

Getragen durch den Augenblick, wurde Teß von dem allem nichts gewahr; sie sah nichts und erkannte nicht einmal den Weg, den sie einschlugen. Sie wußte, daß Angel neben ihr saß; alles übrige verhüllte ein leuchtender Nebel.

Da der Hochzeit kein Aufgebot vorher gegangen war, so befanden sich kaum mehr als ein Dutzend Personen in der Kirche — wären es tausend gewesen, so hätten auch sie keinen größern Eindruck auf Teß gemacht. Sie waren Sternenweiten von der Welt entfernt, in die sie sich erhoben hatte. In der ekstatischen Feierlichkeit, mit der sie sich Angel zuschwor, schien ihr die gewöhnliche Empfindsamkeit ihres Geschlechts nur eine Fadheit. In einer Pause während der Zeremonie, während sie neben einander knieten, neigte sie sich unbewußt ihm zu, so daß ihre Schulter seinen Arm berührte; sie war durch einen vorübergehenden Gedanken erschreckt worden und hatte diese Bewegung ganz automatisch ausgeführt, um sich zu überzeugen, daß er in ihrer Nähe sei, und zugleich, um ihren Glauben, daß seine Treue alle Anfechtungen bestehen werde, mit neuer Kraft zu erfüllen.

Angel wußte, daß Teß ihn liebte — jede Linie ihres Gesichtes bewies es — aber die volle Tiefe ihrer Neigung, ihr ganzes Herz, ihre Demut erkannte er zu jener Zeit noch nicht — und ebenso wenig, welche Leiden, welche Ehrlichkeit, welche Hartnäckigkeit und welches Vertrauen sie verbürgten.

Als sie aus der Kirche kamen, schwangen die Kirchendiener die Glocken aus ihrer Ruhe, und ein bescheidener Schlag von drei Noten durchzitterte die Luft — für die Freude einer so kleinen Gemeinde hatte man dies für Lärm genug gehalten. Als Teß mit ihrem Gatten auf dem Wege zum Thor durch den Turm ging, hörte sie die zitternde Luft um sich her summen; sie verband sich mit der hoch flutenden geistigen Atmosphäre, in der sie lebte, zu einem harmonischen Accord.

Diese Gemütsstimmung, in der sie sich erhoben fühlte durch eine Erleuchtung außer ihr, gleich dem Engel, den der heilige Johann in der Sonne sah, hielt an, bis der letzte Klang der Kirchenglocken erstorben war und die Unruhe der Trauungsfeierlichkeit sich gelegt hatte. Sie konnte ihr Auge jetzt klarer auf einzelnen Dingen ruhen lassen; und da Herr und Frau Crick angeordnet hatten, daß ihnen das Kabriolet gesendet werde, damit der Wagen dem jungen Paar allein überlassen bleibe, so fielen ihr jetzt erst der Bau und besondere Charakter ihres Fuhrwerks auf.

„Du scheinst niedergedrückt, Teß!" sagte Clare.

„Ja," antwortete sie, die Hand an die Stirn legend, „ich bin durch vieles beunruhigt. Es ist alles so ernst. Unter anderen Dingen glaube ich auch diesen Wagen schon vorher gesehen zu haben und kenne ihn sehr gut. Es ist sonderbar — ich muß ihn im Traum gesehen haben."

„O, Du wirst die Legende der D'Urbervillekutsche doch kennen und dieses rappelige alte Ding hat Dich daran erinnert."

„Soweit ich weiß, habe ich nie davon gehört," erwiderte Teß. „Und wie verhält es sich damit — darf ich es nicht wissen?"

„Ja wohl, warum nicht? Aber heute möchte ich sie nicht ausführlich erzählen. Ein gewisser D'Urberville verübte im sechzehnten oder siebenzehnten Jahrhundert ein schreckliches Verbrechen in seiner Familienkutsche; und seitdem hören und sehen die Glieder der Familie die alte Kutsche, wenn — Aber ich erzähle es Dir ein anderesmal, es ist zu düster. Jedenfalls ist Dir beim Anblick dieses ehrwürdigen alten Monstrums etwas von der Geschichte aufgedämmert."

„Ich erinnere mich nicht, vorher davon gehört zu haben," murmelte sie. „Sieht man sie, wenn Glieder meiner Familie sterben müssen, Angel, oder wenn sie vor einem Verbrechen stehen?"

„Später, Teß!"

Er beruhigte sie mit einem Kusse.

Als sie wieder zu Hause angekommen waren, fühlte sie sich mutlos und voll Reue. Sie war jetzt wirklich Frau Angel Clare, aber hatte sie ein moralisches Recht auf diesen Namen? War sie nicht in Wahrheit eher Frau Alexander D'Urberville? Konnte

die Stärke ihrer Liebe das rechtfertigen, was rechtschaffene Seelen für eine verbrecherische Hehlerei halten mochten? Sie wußte nicht, was man von Frauen in solchen Fällen erwartete, und ein Ratgeber fehlte ihr.

Als sie indes in ihrem Zimmer einige Minuten allein war — vielleicht zum letztenmal für alle Zeit — kniete sie nieder und betete. Sie versuchte, zu Gott zu beten, in Wirklichkeit war es indes ihr Gatte, den sie anflehte. Die abgöttische Verehrung, mit der sie an diesem Manne hing, schien ihr selbst von schlechter Vorbedeutung. Sie war der Meinung, der Friar Laurence mit folgenden Worten Ausdruck gibt: „Diese gewaltsamen Freuden nehmen ein gewaltsames Ende!" Ihre Liebe zu Clare war zu wütend für menschliche Verhältnisse — zu üppig, zu wild, zu tödlich!

„O, mein Geliebter, mein Geliebter, warum muß ich Dich so über alle Maßen lieben!" flüsterte sie in ihrer Einsamkeit. „Diejenige, welche Du liebst, ist nicht mein wirkliches Selbst, sondern eine Einbildung, der ich vielleicht dereinst ähnlich gesehen habe."

Der Nachmittag kam und mit ihm die Stunde der Abreise.

Sie waren bei dem Plane geblieben, für einige Zeit in dem alten Farmhause in der Nähe der Wellbridgemühle sich niederzulassen und dort zu verweilen, bis Angel in die Geheimnisse des Müllergeschäftes eingeweiht sei. Um zwei Uhr blieb ihnen nichts mehr zu thun übrig, als Abschied zu nehmen. Die ganze Dienerschaft der Meierei hatte sich in der Vorhalle von rotem Backstein aufgestellt, um sie, vom Meier und seiner Frau bis ans Thor geleitet, fortgehen zu sehen. Teß bemerkte ihre Zimmergefährtinnen in einer Reihe gegen die Mauer sich lehnen und nachdenklich die Köpfe senken. Teß hatte häufig gezweifelt, ob sie im Augenblick der Abreise wohl erscheinen würden, aber sie waren da — frisch und fest. Sie wußte, warum die zarte Retty so gebrochen, Izz so tragisch sorgenvoll und Marian so blaß aussah, und sie vergaß für einige Minuten die Schatten, die über ihr hingen, als sie sich von dem Kummer überzeugte, den sie allzu lebhaft nachfühlte.

Impulsiv flüsterte sie Angel zu:

„Willst Du sie nicht alle einmal küssen, die armen Dinger, zum ersten- und zum letztenmal?"

Clare hatte gegen eine solche Abschiedszeremonie — denn nur darum handelte es sich für ihn — nichts einzuwenden, und als er an den Mädchen vorbeikam, küßte er sie der Reihe nach und sagte jeder freundlich Lebewohl. Als sie das Thor erreicht hatten, sah Teß in weiblicher Neugierde noch einmal zurück, um sich von dem Eindruck dieses Kusses der Barmherzigkeit zu überzeugen. Wenn irgend ein Gefühl des Triumphes sich in ihr geregt hätte, so würde es verschwunden sein, als sie sah, wie bewegt sie waren. Der Kuß hatte sichtlich Unheil angestiftet und aufs neue Gefühle in ihnen erweckt, die sie zu unterdrücken versucht hatten.

Alles dies bemerkte Clare nicht. Als sie das Thor erreicht hatten, schüttelte er dem Meier und seiner Frau die Hand und sprach ihnen für ihre Aufmerksamkeiten noch einmal seinen Dank aus. Dann vor der Abfahrt noch ein Augenblick des Schweigens, der plötzlich durch das Krähen eines Hahnes unterbrochen wurde. Der weiße mit dem roten Kamm war herbeigekommen, hatte sich auf die Pfähle vor die Hausfront gesetzt und schmetterte jetzt seinen Kriegsruf in die Luft hinaus, daß es von allen Seiten widerhallte wie das Echo in einem Felsenthal.

„Was?" sagte Frau Crick. „Ein Hahnenschrei am Nachmittage?"

Zwei Männer standen beim Hofthor und hielten es offen.

„Das bedeutet nichts Gutes!" murmelte der eine, ohne daran zu denken, daß man ihn hören könne.

Der Hahn krähte abermals — gerade auf Clare zu.

„Ich mag ihn nicht mehr hören," sagte Teß zu ihrem Mann. „Sag doch dem Kutscher, daß er fortfährt. Lebt wohl, lebt alle wohl!"

Der Hahn setzte noch einmal an.

„Husch, husch!" rief der Meier in einiger Aufregung. „Willst Du machen, daß Du fortkommst, sonst drehe ich Dir den Hals um. -- Daß das auch gerade heute passiren muß!" sagte er zu seiner Frau im Hause. „Ich habe ihn all die Jahre vorher noch niemals am Nachmittag krähen hören."

„Es bedeutet nichts als einen Wetterumschlag," murmelte diese, „nicht, was Du denkst — das ist unmöglich!"

X.

Sie fuhren auf der flachen Landstraße einige Meilen das Thal entlang, wandten sich, als sie Wellbridge erreicht hatten, links ab und passirten die große Brücke aus dem Zeitalter der Elisabeth, welche dem Dorfe den Namen gegeben hat. Unmittelbar hinter derselben stand das Haus, in welchem sie Logis genommen hatten und das allen Reisenden durch das Froomthal seinem Aussehen nach so wohl bekannt ist — einst der Teil eines schönen Schlosses und Eigentum und Sitz eines D'Urbervilles, jetzt, zum Teil zerstört, ein Bauernhaus.

„Willkommen in einem Hause Deiner Ahnen!" sagte Clare, als er Teß aus dem Wagen hob; aber er bereute sogleich seinen Scherz, der allzu sehr einer Satire glich.

Als sie eintraten, fanden sie, daß der Farmer, obgleich sie nur zwei Zimmer gemietet hatten, ihre

Anwesenheit benützte, um während der kommenden Tage einigen Verwandten eine Neujahrsvisite abzustatten und nur eine Frau aus dem benachbarten Orte zurückgelassen hatte, sie zu bedienen. Dieser Alleinbesitz gefiel ihnen und fast kamen sie sich vor, als seien sie unter ihr eigenes Dach eingekehrt.

Angel entdeckte indes bald, daß das schimmelige alte Haus einen niederdrückenden Einfluß auf seine junge Frau ausübte. Als der Wagen fortgefahren war, stiegen sie unter der Führung der Aufwartefrau die Treppe hinauf, um sich die Hände zu waschen. Als sie angekommen waren, blieb Teß stehen und stutzte.

„Was gibt's?" fragte er.

„O, diese schrecklichen Weiber!" antwortete sie mit einem nervösen Lächeln. „Wie sie mich erschreckt haben!"

Er blickte auf und entdeckte zwei Porträts in Lebensgröße auf Füllungen, die in das Mauerwerk eingelassen waren. Wie jeder Gast des Schlosses erfuhr, stellten diese Gemälde zwei Frauen mittleren Alters aus dem siebenzehnten Jahrhundert dar, die niemand mehr vergaß, der sie einmal gesehen hatte. Die lang gezogenen Züge, die eng zusammenstehenden Augen, das falsche Schmunzeln des einen Gesichts — die sichelförmige Nase, die großen Zähne und die kalten Augen des andern, das einen bis zur Wildheit hochmütigen Eindruck machte, verfolgten jeden, der sie genau betrachtet hatte, später bis in seine Träume.

„Wen stellen diese Porträts dar?" fragte Clare die Aufwartefrau.

„Wie ich mir habe sagen lassen, sollen es zwei Damen aus der Familie D'Urberville sein," erwiderte die Angeredete. „Da sie in die Mauer eingelassen sind, so kann man sie nicht entfernen."

Das junge Ehepaar fühlte sich um so peinlicher berührt, da Teß' schönes Gesicht eine gewisse Aehnlichkeit mit dem dieser beiden alten Hexen nicht verkennen ließ. Angel sagte nichts und ging sofort mit einem lebhaften Bedauern, dies Haus für seine Flitterwochen als Aufenthalt gewählt zu haben, in das nächste Zimmer. Da es in Eile für sie hergerichtet worden war, so mußten sie sich zunächst in einer Schüssel waschen. Clare berührte Teß' Finger unter dem Wasser und sagte mit einem zärtlichen Blick:

„Welche sind die Deinen und welche die meinen?"

„Sie gehören alle Dir!" erwiderte sie mit dem Bemühen, fröhlicher auszusehen, als sie wirklich war. Sie kannte ihn genug, um zu wissen, daß ihm ihre nachdenkliche Stimmung in diesem Augenblick nicht mißfallen würde, aber sie war traurig bis zum Erliegen und dagegen suchte sie anzukämpfen.

Die Sonne stand an diesem letzten Nachmittage des Jahres so niedrig, daß sie durch eine kleine Oeffnung wie ein goldener Stab herein schien und ein scharf umrissenes Zeichen auf ihren Rock malte.

Zum Thee gingen sie in das Empfangszimmer hinab und hier nahmen sie ihr erstes Mahl allein ein. Er war so kindisch, es interessant zu finden, von ihrem Teller mit zu essen und ihr die Krumen von den Lippen zu küssen. Er war ein wenig erstaunt, daß sie an diesen Spielereien nicht ebenso eifrig wie er sich beteiligte.

„Wie gut und lieb sie ist!" dachte er, nachdem er sie eine Weile schweigend angesehen hatte, als habe er eine schwierige Stelle in irgend einem Satze glücklich herausgebracht. „Stelle ich mir auch wirklich feierlich genug vor, wie völlig und unwiderruflich dieses kleine Ding von Weib das Geschöpf meines Glückes, meiner guten und schlechten Meinung von ihr ist? Ich glaube kaum. Ich glaube, ich werde es nicht können, außer ich wäre selbst ein Weib. Was ich bin, das ist auch sie; was ich werde, muß auch sie werden; was ich nicht kann, kann auch sie nicht. Werde ich sie niemals vernachlässigen, niemals verletzen, niemals vergessen, was ich ihr schuldig bin? — Gott behüte mich vor einem solchen Verbrechen!"

Sie blieben am Theetisch sitzen, um das Gepäck zu erwarten, das der Meier versprochen hatte, noch vor Dunkelwerden zu senden. Der Abend brach herein, es wurde Nacht, aber das Gepäck kam nicht. Mit dem Untergang der Sonne war auch die Ruhe des trüben Wintertages vergangen. Draußen erhob sich ein Geräusch, als würde Seide heftig gerieben; die toten Blätter des verflossenen Herbstes wurden zu einer wütenden Erregung aufgestachelt, wirbelten zornig herum und klopften an die Fensterläden. Dann begann es heftig zu regnen.

„Der Hahn hat den Umschlag des Wetters doch ganz richtig prophezeit!" sagte Clare.

Die Frau, die sie bedient hatte, war für die Nacht heimgegangen, hatte aber Kerzen auf den Tisch gestellt die sie jetzt anzündeten. Jede der Flammen wendete sich dem Kamin zu.

„Diese alten Häuser sind sehr zugig," fuhr Angel, in die Flammen blickend, fort. „Aber ich möchte doch wissen, wo unsere Sachen bleiben. Wir haben ja weder Bürste noch Kamm."

„So?" antwortete Teß gedankenabwesend.

„Teß, Du bist heute abend auch gar nicht ein wenig lustig — nicht einmal so viel als gewöhnlich!" rief Angel aus. „Die alten Vetteln da droben haben Dir den Humor verdorben! Ich bedaure, daß ich Dich hierher gebracht habe. Ich möchte wissen, ob Du mich trotz alledem wirklich noch lieb hast!"

Seine Worte waren nicht ernst gemeint, aber sie erschütterten sie und sie zuckte zusammen wie ein getroffenes Wild. Obgleich sie sich zu fassen versuchte,

o konnte sie dennoch die Thränen nicht zurückhalten.

„Es war nur Scherz," sagte Angel erschreckt. „Du bist beunruhigt, weil Du Deine Sachen nicht hast — das weiß ich ja wohl. Ich kann mir gar nicht erklären, wo der alte Jonathan mit ihnen bleibt. Was, es ist schon sieben Uhr? — Ah, da ist er endlich!"

Es hatte am Hausthor geklopft, und da sonst niemand da war, zu öffnen, so ging Clare selbst hinaus. Er kehrte mit einem kleinen Paket in der Hand zurück.

„Es war Jonathan nicht!" sagte er.

„Wie unangenehm!" erwiderte Teß.

Das Paket war durch einen besondern Boten aus der Pfarre von Emminster gebracht worden, der in Talbothays erst nach der Abreise des jungen Paares eingetroffen und ihm hierher gefolgt war, da er den Auftrag hatte, die Sendung nur direkt an diejenigen zu übergeben, für die sie bestimmt war. Sie war kaum einen Fuß lang, in Leinen verpackt, in rotem Lack mit dem Petschaft seines Vaters gesiegelt und an „Frau Angel Clare" adressirt.

„Es ist ein kleines Hochzeitsgeschenk für Dich, Teß," sagte Angel, es seiner Gattin einhändigend, „wie aufmerksam sie sind!"

Teß sah ein wenig verwirrt aus, als sie es in Empfang nahm.

„Ich möchte lieber, daß Du es öffnest, Liebster," sagte sie, das Päckchen hin und her wendend. „Ich mag diese großen Siegel nicht aufbrechen, sie sehen so ernst aus. Bitte, thue Du es!"

Angel öffnete das Paket. Ein Kästchen von Marokkoleder enthüllte sich, an dessen Kopf ein Brief und ein Schlüssel befestigt waren.

Der Brief, an Angel gerichtet, lautete folgendermaßen:

„Mein lieber Sohn! Wahrscheinlich hast Du vergessen, daß Deine Taufpatin, Frau Pitney, mir bei ihrem Tode, als Du noch ein Knabe warst, einen Teil ihrer Juwelen für Deine Frau hinterlassen hat, im Falle Du je eine nehmen solltest. Ich habe die Diamanten bisher bei meinem Bankier aufbewahren lassen und übergebe sie jetzt der, für die sie bestimmt sind. Sie bleiben nach dem Willen Deiner Patin, hoffe ich, Erbstücke in Deiner Familie. Die urkundlichen Worte der Klausel, welche sich hierauf beziehen, folgen anbei."

„Ich erinnere mich jetzt," sagte Clare, „aber ich hatte nicht mehr daran gedacht."

Als sie das Kästchen öffneten, entdeckten sie ein Halsband mit Anhängsel, Armbänder, Ohrringe und noch einige andere kleinere Schmucksachen.

Teß schien sie anfangs nur ungern zu berühren, aber einen Moment funkelten ihre Augen wie die Steine, welche Angel vor ihr ausbreitete.

„Das ist alles meins?" fragte sie ungläubig.

„Gewiß," antwortete Angel.

Er schaute träumerisch ins Feuer. Ihm fiel ein, wie seine Patin, die Frau des Squires, die einzige reiche Dame, mit der er je in Berührung gekommen, stets fest an seine Zukunft geglaubt und ihm eine glänzende Laufbahn vorausgesagt hatte. „Und jetzt?" fragte er. Jedenfalls hätten die Diamanten keinen würdigeren und schöneren Nacken zieren können als den seiner Frau. Er rief deshalb plötzlich mit lebhafter Bewegung aus: „Lege sie einmal an — probire sie einmal!" und wendete sich vom Feuer ab, um Teß zu helfen.

Aber wie von einem Zauber getrieben, hatte sie sich bereits mit allem geschmückt.

„Du bist nicht passend angezogen, Teß!" sagte Clare. „Zu einer Garnitur Brillanten wie diese gehört ein niedriges Kleid."

„So?" fragte Teß.

„Durchaus!" erwiderte er.

Er bat sie, den oberen Teil ihres Leibchens zurückzuschlagen, um den Ausschnitt einer Gesellschaftsrobe zu imitiren; sie kam seinem Wunsche nach, und als jetzt der Anhängsel des Halsbandes frei unter ihrer weißen Kehle hing, rief er bewundernd aus:

„Himmel, wie schön Du bist!"

Die künstlerische Vollendung ihrer Züge und ihrer Formen war ihm bis jetzt noch nie so aufgefallen.

„Wenn Du Dich nur einmal in einem Ballsaal sehen lassen könntest! — Aber nein," fuhr er fort. „Mir bist Du doch lieber im Flügelhut und Kattunrock — ja, besser als so, obgleich Du diese Sachen trägst, als wärst Du dafür geboren."

Das Gefühl ihrer auffallenden Erscheinung hatte Teß mit einem Schauer der Erregung überflutet, ohne sie glücklich zu machen.

„Ich will sie ablegen," sagte sie, „damit Jonathan mich nicht so sieht. Sie sind nicht passend für mich. Ich denke, wir verkaufen sie, nicht wahr?"

„Bleib noch ein paar Augenblicke stehen. Sie verkaufen! Niemals. Das würde einem Treubruch gleich kommen."

Unter dem Einfluß eines Nebengedankens gehorchte Teß bereitwillig. Sie hatte Angel etwas zu sagen und vielleicht fand sie hier eine Unterstützung. Sie ließ sich schließlich nieder, ohne die Juwelen abzulegen; und abermals ergingen sie sich in Vermutungen, wo Jonathan möglicherweise mit ihrem Gepäck geblieben sein könne. Das Ale, das sie als Erfrischung für ihn hatten holen lassen, war vom langen Stehen bereits schal geworden.

Etwas später nahmen sie ihr Abendessen ein, das auf einem Nebentische schon bereit stand. Noch bevor sie fertig waren, klang es wie ein dumpfer Stoß aus dem Kamin und eine Wolke von Rauch wälzte

sich in das Zimmer, als habe sich für einen Augenblick eine Riesenhand auf den Schornstein gelegt. Der Aufruhr war durch das Oeffnen der Hausthür verursacht worden. Ein schwerer Schritt ließ sich im Gange hören und Angel eilte deshalb schnell hinaus.

„Niemand antwortete auf all mein Klopfen," verteidigte sich Jonathan Kail, denn dieser war es endlich, „und da es regnete, stieß ich die Thür auf. Hier sind die Sachen, Herr."

„Ich freue mich, daß sie da sind. Du kommst aber spät!"

„Freilich, Herr!"

Es lag etwas in der Stimme Kails, das am Tage nicht darin gewesen war, und gewisse Linien der Sorge und Unruhe vermischten sich auf seiner Stirn mit denen, welche das Alter ihr eingegraben hatte.

„In der Meierei," fuhr Jonathan fort, „sind wir alle durch ein schreckliches Unglück außer Rand und Band gekommen, seit Sie und Ihre Frau — denn das ist sie jetzt ja — uns diesen Nachmittag verlassen haben. Erinnern Sie sich noch an das Krähen des Hahnes bei Ihrer Abfahrt?"

„Um Gottes willen, was —"

„Nun ja, einige meinen, daß es dies, andere, daß es etwas anderes bedeutet. Was sich aber ereignet hat, ist das, daß die arme, kleine Retty Priddle versucht hat, sich das Leben zu nehmen."

„Wie? — Das ist ja unmöglich! Sie sagte uns doch noch mit allen anderen Lebewohl!"

„Nun ja, Herr, als Sie und Ihre Frau Gemahlin — denn das ist sie jetzt doch dem Gesetze nach — heute abgefahren waren, setzten Retty und Marian ihre Hüte auf und gingen fort; und da es heute als am Sylvester nicht viel zu thun gab und die Leute im Hause etwas angeheitert waren, so achtete niemand weiter darauf. Sie gingen nach Low-Everard, wo sie einkehrten, um etwas zu trinken, und von da zum dreiarmigen Kreuz, wo sie sich getrennt zu haben scheinen, denn Retty wendete sich den Wasserwiesen zu, als wolle sie heimkehren, und Marian ging zum nächsten Dorf, wo noch ein anderes Wirtshaus ist. Von Retty sah und hörte man nichts mehr, bis der Schleusenwärter auf seinem Heimweg etwas beim Großen-Wasser-Loch bemerkte; es waren ihr Hut und ihr Shawl. Im Wasser aber fand er sie selbst. Er und ein anderer Mann brachten sie heim, wie sie glaubten, tot; aber sie ist nach und nach wieder zu sich gekommen."

Plötzlich fiel Angel ein, daß Teß von dieser traurigen Nachricht hören könne, und ging deshalb, um die Thür zwischen dem Gange und dem Vorraum zum Wohnzimmer, wo sie sich befunden hatte, zu schließen; Teß aber war, in einen Shawl gehüllt, bereits herausgekommen und hatte die ganze Erzählung Jonathans vernommen, die Augen gedankenabwesend auf das vom Regen glitzernde Gepäck geheftet.

„Und noch mehr: Marian wurde vollständig betrunken beim Weiden-Bett gefunden — ein Mädchen, von dem man weiß, daß sie vorher nie etwas anderes angerührt hat als Schillingale, obgleich sie, wie schon ihr Gesicht beweist, beim Essen stets eine gute Klinge geschlagen hat. — Es scheint, daß die Mädchen alle den Verstand verloren haben."

„Und Izz?" fragte Teß.

„Izz ist wie gewöhnlich zu Hause, aber auch sie scheint durch das, was sich zugetragen hat, schwerer bedrückt, als die Umstände es nötig machen. Alles dies ereignete sich, als wir gerade dabei waren, Ihr bißchen Gepäck und das Nachtzeug Ihrer Frau auf die Schiebkarre zu verstauen; daher kommt es, daß ich so spät daran bin."

„Nun, es macht nichts! Willst Du die Sachen hinaustragen? Vielleicht trinkst Du noch ein Glas Ale; dann kannst Du heimkehren, sobald Du willst."

Teß war in das Wohnzimmer zurückgegangen, hatte sich niedergelassen und schaute fröstelnd in das Feuer.

Sie hörte Jonathan Kails schwere Fußtritte die Treppe auf und ab gehen, bis das Gepäck an Ort und Stelle sich befand, hörte ihn ihrem Gatten danken für das Ale und für das Trinkgeld, das er empfangen hatte; dann verklangen seine Fußtritte und seine Karre polterte davon.

Angel schob den schweren Eichenriegel, der die Hausthür verschloß, vor, kam in das Zimmer zurück, wo seine junge Frau am Feuer saß, stellte sich hinter sie und streichelte ihre bleichen Wangen. Er hatte erwartet, daß sie fröhlich aufspringen werde, um ihren Koffer, den sie so ängstlich erwartet hatte, auszupacken, aber sie erhob sich nicht; er ließ sich deshalb ebenfalls neben ihr nieder.

„Ich bin traurig, daß Du diese dumme Geschichte mit den Mädchen gehört hast," sagte er. „Laß Dich nicht dadurch niederdrücken; Retty war verrückt, wie Du ja längst weißt."

„Ja, ja, ohne die geringste Ursache!" erwiderte Teß. „Verrückt ohne jeden Grund, während diejenigen, welche Grund genug haben, es zu sein, es nicht sind oder wenigstens vorgeben, es nicht zu sein."

Dies Ereignis hatte die Schale zum Sinken gebracht. Jene waren einfache und unschuldige Mädchen, die das Unglück gehabt hatten, sich zu verlieben, ohne Gegenliebe zu finden; sie hatten es besser verdient. Ihr selbst hätte es schlechter ergehen sollen, aber sie war auserwählt. Es schien ihr schlecht, alles Gute hinzunehmen, ohne dafür zu zahlen. Sie wollte zahlen bis zum letzten Farthing; sie wollte alles sagen, ohne etwas zu beschönigen.

Der ruhige Glanz der glühenden Kohlen, die keine Flamme mehr gaben, übergossen die Seiten und die Rückwand des Kamins, den Feuerbock und die alten Kupferzungen mit einem tiefen, stetigen Rot. Die Unterseite des Mantelsimses und die Beine des nächsten Tisches erglänzten in einem helleren Lichte wie Teß' Antlitz und Brust, auf welcher die Brillanten wie Sterne funkelten.

„Denkst Du noch daran, daß wir uns diesen Morgen versprochen haben, uns gegenseitig unsere Fehler und Sünden zu beichten?" fragte Angel plötzlich kurz, als sie noch immer stumm und starr blieb. „Wir sprachen nur leichthin und Dir mag die Sache von keiner Bedeutung scheinen; für mich handelte es sich aber um kein leichtes Versprechen. Ich habe Dir ein Geständnis zu machen, Geliebte."

Diese unerwartete und doch so passende Bemerkung Angels machte einen Eindruck auf Teß, als habe die Vorsehung selbst gesprochen.

„Du hast mir etwas zu gestehen?" fragte sie schnell und doch voll Freude und Vertrauen.

„Du hast es nicht erwartet?" erwiderte Angel. „Ach ja, Du denkst viel zu gut von mir! Höre also! Lege Deinen Kopf hierher, als ein Zeichen, daß Du mir im voraus vergibst, und sei nicht böse, weil ich nicht schon früher gesprochen habe, wie ich es wohl eigentlich hätte thun sollen."

Wie sonderbar! Angel schien ihr Doppelgänger zu sein. Sie sagte indes nichts und Clare fuhr fort:

„Ich erwähnte es nicht, weil ich mich nicht in Gefahr bringen wollte, Dich, Geliebte, den großen Preis meines Lebens, zu verlieren. Ich wollte vor einem Monat sprechen — zu jener Zeit, als Du einwilligtest, die Meine zu werden, aber ich konnte mich nicht entschließen; ich fürchtete, es könnte Dich mir abwendig machen. Dann dachte ich, ich könnte es Dir so wie gestern erzählen, um Dir die Möglichkeit zu geben, Dich von mir loszusagen, aber ich kam nicht dazu und ebenso wenig heute morgen, als Du mir vorschlugst, wir möchten uns unsere Sünden und Fehler bekennen. Aber jetzt, da ich Dich so feierlich dasitzen sehe, muß ich doch wohl in den sauern Apfel beißen. Ich fürchte nur, daß Du mir nicht vergeben wirst!"

„O gewiß! Ich bin überzeugt, daß —"

„Nun gut! Ich hoffe es auch! Aber gestatte mir noch einen Augenblick! — Um also mit dem Anfange zu beginnen! Obgleich, wie ich glaube, mein Vater fürchtet, daß ich bei meinen Grundsätzen für die Ewigkeit verloren bin, so halte ich dennoch auf Moral, ebenso sehr als Du, Teß. Mein Wunsch war unausgesetzt, ein Lehrer der Menschen zu werden; und es war eine große Enttäuschung für mich, als es sich herausstellte, daß ich auf die kirchliche Laufbahn werde verzichten müssen. Ich bewunderte die Reinheit und haßte das Laster, wie ich es jetzt noch hasse. Wie man auch über seine Bekehrung denken mag, die Worte Sankt Pauli: ‚Sei ein Beispiel in Wort, Rede, Barmherzigkeit, Geist, Glauben und Reinheit!' muß jeder unterschreiben. Sie allein geben uns schwachen menschlichen Wesen einen Halt. Bei so strengen Anschauungen wirst Du Dir ungefähr vorstellen können, welche Gewissensbisse mich quälten, als ich selbst trotz meiner guten Absichten fiel."

Dann erzählte er von jener Zeit seines Lebens in London, in welcher er, durch Zweifel und Schwierigkeiten hin und her geworfen wie ein Kork auf dem Wasser, achtundvierzig Stunden lang mit einer Unbekannten sich herumgetrieben hatte.

„Glücklicherweise erwachte ich fast sofort zum Gefühl meiner Narrheit!" fuhr er fort. „Ich mochte kaum noch ein Wort an sie verschwenden und ging gleich heim. Ich habe mein Vergehen niemals bereut, aber ich möchte Dir frank und frei gegenüber treten, und das könnte ich nicht, ohne Dir dies zu erzählen. Vergibst Du mir?"

Statt jeder Antwort drückte Teß ihm warm die Hand.

„Dann wollen wir es vergessen für jetzt und alle Zeit — für einen Tag wie den heutigen ist die Erinnerung eine zu peinliche! — und von etwas Besserem sprechen."

„O Angel — ich freue mich fast — daß Du jetzt auch mir etwas vergeben kannst! Ich habe meine Beichte noch nicht abgelegt. Auch ich habe etwas zu bekennen — wie ich schon gesagt habe."

„Nun denn — nur vorwärts, kleine Hexe!"

„Die Sache ist, obgleich Du lachst, ebenso ernst wie die Deine, vielleicht noch ernster."

„Das kann doch wohl kaum sein."

„Nein, nein, Du hast recht!" Sie sprang, von frohen Hoffnungen bewegt, elastisch empor. „Ernster ist sie nicht, denn — es ist dieselbe! Hör zu!"

Sie setzte sich wieder.

Ihre Hände lagen in einander. Das Feuer war herabgebrannt und zeichnete durchsichtige Schatten auf Wände und Decke. Teß beugte sich vor, so daß jeder Diamant an ihrem Halse düster aufblitzte; und ihre Stirn fest gegen Angels Schläfe legend, begann sie mit leiser Stimme und geschlossenen Augen von ihrer Bekanntschaft mit Alex D'Urberville zu erzählen.

Fünftes Buch.

I.

Sie war mit ihrer Erzählung zu Ende; und auch das, was sie nachzutragen und noch zu erklären hatte, war abgethan. Teß' Stimme hatte dabei kaum einen höheren Ton angenommen, als bei den Eröffnungs-

worten; sie hatte nichts zu entschuldigen gesucht und nicht geweint.

Aber selbst in dem Aussehen der gewöhnlichsten Dinge schien sich ein Wechsel zu vollziehen, je weiter sie mit ihren Mitteilungen fortfuhr. Das Feuer im Kamin nahm etwas Teuflisches an — etwas geisterhaft Tolles, als ob ihre Verlegenheit es ganz und gar nichts anginge. Das Kamingitter grinste träge, als ob es ebenfalls nichts damit zu thun habe. Der durch die Wasserflasche durchfallende Lichtschein hatte es lediglich mit den Ringeln seines Farbenspiels zu thun. Alle äußeren Gegenstände schienen fort und fort die furchtbare Versicherung abzugeben, daß sie ganz und gar unbeteiligt bei der Sache seien. Und doch hatte sich seit dem Augenblicke, da er sie geküßt, nichts verändert, wenigstens nichts in dem äußern Verhalten der Dinge. Aber in dem Wesen derselben war eine Veränderung vorgegangen.

Als sie aufhörte, schien bei beiden die Erinnerung an die kurz zuvor ausgetauschten Liebkosungen verhallt zu sein; es war, als habe sie sich tief in den Sitz des Gedächtnisses zurückgezogen, um von dort aus wie das Echo einer Zeit verblendeter Thorheit widerzuklingen.

Clare stocherte wie mechanisch in dem Feuer; was er gehört, war ihm noch nicht ganz faßbar. Nachdem er die glühende Asche aufgeschürt, sprang er auf; ihre Enthüllungen stürmten jetzt mit ihrer ganzen Gewalt auf ihn ein. Sein Gesicht war plötzlich weiß geworden. Als das Verständnis über ihn kam, stampfte er nervös mit dem Fuße auf. Er konnte beim besten Willen seine Gedanken noch nicht zusammenhalten; das war das, was sich in der unbestimmten Bewegung äußerte. Als er sprach, nahm seine Stimme, deren Klang in allen seinen Abschattungen ihr so vertraut geworden war, den jetzt am wenigsten passenden, gleichgiltigen Ton an.

„Teß!"

„Ja, mein Lieber."

„Soll ich das glauben? So, wie ich Dich kenne, muß ich es für wahr halten. O, Du kannst nicht von Sinnen sein! Und doch wäre es besser, Du wärst es! Allein Du bist es nicht ... Mein Weib, meine Teß — nichts in Dir spricht für eine solche Vermutung!"

„Ich bin vollkommen bei Sinnen," sagte sie.

„Und dennoch —" Er blickte gedankenlos nach ihr hin, um dann wie außer sich wieder zu beginnen: „Warum hast Du mir das nicht früher gesagt? Doch ja, Du wolltest es mir einmal sagen, aber ich hinderte Dich daran, ich erinnere mich!"

Das und was er sonst noch sagte, waren nur mechanisch geäußerte Worte, während er in seinem Innern noch wie gelähmt war. Er wandte sich ab und lehnte sich über einen Stuhl. Teß folgte ihm bis zur Mitte des Zimmers, wo er stand, und blieb dort stehen, ihn mit thränenlosen Augen anblickend. Dann glitt sie neben ihm aufs Knie nieder und sank dann vollends zur Erde.

„Im Namen unserer Liebe, vergib mir!" flüsterte sie mit trockenen Lippen. „Ich habe Dir ja dasselbe vergeben!"

Und als er nicht antwortete, begann sie wieder:

„Vergib mir, wie ich Dir vergeben habe! Ich vergebe Dir, Angel!"

„Ja — ja, Du!"

„Aber willst Du mir nicht vergeben?"

„O Teß, um das Vergeben handelt es sich bei uns nicht. Du bist etwas gewesen und jetzt bist Du etwas anderes! Mein Gott, was soll das Vergeben bei diesem wunderlichen — Verwandlungsspiel?"

Er hielt inne, sich diesen Gedanken hingebend; dann brach er plötzlich in ein schreckliches Lachen aus — so unnatürlich und unheimlich, wie das Hohngelächter der Hölle.

„Nein — nein! Das tötet mich vollends!" schrie sie auf. „O, sei doch barmherzig — habe Erbarmen mit mir!"

Er antwortete nicht; da sprang sie, von krankhafter Blässe bedeckt, auf.

„Angel, Angel, was soll jenes Lachen bedeuten?" rief sie aus. „Weißt Du, was das für mich ist?"

Er schüttelte den Kopf.

„Ich habe gehofft, mich darnach gesehnt und nichts anderes verlangt, als Dich glücklich zu machen! Ich habe mir vorgestellt, was für eine Freude das sein würde und was für ein unwürdiges Geschöpf ich sein müßte, wenn ich es nicht thäte! Das, Angel, ist mein Gedanke gewesen!"

„Ich weiß."

„Ich glaubte, Angel, Du liebtest mich — mich um meiner selbst willen! Wenn Du mich aber wirklich liebst, o, wie kannst Du mich dann so ansehen und so zu mir sprechen? Es erschreckt mich. Da ich Dich einmal geliebt, liebe ich Dich auch für immer — trotz allen Wechsels und trotz allen Unglücks, weil Du ja Du bist. Ich frage weiter nichts. Aber wie kannst Du, Du, mein mir angetrauter Gatte, aufhören, mich zu lieben?"

„Ich sage nochmals, das Wesen, das ich geliebt habe, bist nicht Du."

„Wer denn sonst?"

„Jemand anderes in Deiner Gestalt."

Sie erkannte an seinen Worten, daß das, was sie einst vorahnend befürchtet, nunmehr eingetroffen sei. Er erblickte in ihr eine Art Betrügerin, eine Schuldige in Gestalt einer Unschuldigen. Schrecken sprach aus ihren bleichen Zügen, als ihr das klar wurde; ihre Wangen erschlafften und der Mund blieb ihr offen stehen. Das furchtbare Gefühl, daß

er so von ihr denken solle, traf sie so hart, daß sie strauchelte; er trat auf sie zu, da er glaubte, sie weede zu Boden fallen.

„Setz Dich doch," sagte er freundlich, „setz Dich! Du bist krank, und das ist ja auch ganz natürlich."

Sie setzte sich, ohne zu wissen, wo sie war, auf dem Gesicht noch immer deu Ausdruck des Schreckens und mit Augen, die es ihn kalt überlaufen ließen.

„So gehöre ich Dir gar nicht mehr an — gar nicht mehr, Angel?" fragte sie verzagt. „Nicht mich, sondern ein anderes, mir ähnliches Wesen hat er geliebt, sagt er."

Das heraufbeschworene Bild zwang sie zu einem Gefühl des Mitleids mit sich selbst, des Mitleids mit einer Getäuschten. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, als sie an ihr weiteres Schicksal dachte; sie wandte sich ab und brach, von Wehmut überwältigt, in heftiges Schluchzen aus.

Clare fühlte sich bei diesem Wechsel erleichtert, denn die Wirkung, welche das Geschehene auf sie ausübte, begann ihm zu Herzen zu gehen, wenn auch nicht in dem Maße, wie der Schmerz über das, was er hatte hören müssen. Er wartete geduldig und ruhig, bis ihr Gefühlsausbruch sich ausgetobt und ihr Weinkrampf sich zu einem nur noch von Zeit zu Zeit sich bemerkbar machenden Schluchzen abgeschwächt hatte.

„Angel," sagte sie dann plötzlich in ihrem gewöhnlichen Tone ohne Anklang an den vorherigen herben und leidenschaftlichen Ausdruck des Schmerzes, „Angel, bin ich zu schlecht, als daß wir zusammen leben könnten?"

„Ich habe noch nicht daran denken können, was wir zu thun vermögen."

„Ich werde Dich nicht bitten, mich bei Dir zu behalten, weil ich kein Recht dazu habe! Ich werde meiner Mutter und meinen Schwestern nicht scheiben, daß wie verheiratet sind, wie ich es vorhatte. Ich werde nicht mehr an dem Kleide arbeiten, das ich mir zugeschnitten hatte und während unseres hiesigen Aufenthaltes fertig zu machen gedachte."

„Du willst nicht?"

„Nein, ich werde nichts mehr thun, wenn Du nicht sagst, daß ich es thun soll; und wenn Du von mir foetgehst, werde ich Dir nicht folgen; und wenn Du nichts mehr zu mir sagst, werde ich nicht fragen, warum, wenn Du nicht sagst, daß ich es thun soll."

„Und wenn ich Dir sage, daß Du irgend etwas thun sollst?"

„Dann werde ich Dir gehorchen wie eine unterwürfige Sklavin, selbst, wenn ich hinfallen und sterben müßte."

„Das ist sehr lieb von Dir. Abee es ist auffallend. Deine jetzige opferwillige Stimmung steht in gar keinem Zusammenhange mit dem leidenschaftlichen Ungestüm von vorhin."

Das waren die ersten Worte der Gegnerschaft. Aber Teß mit sarkastischen Spitzfindigkeiten zu kommen, war dasselbe, als wenn man mit etwas Derartigem einem Hund oder einer Katze gekommen wäre. Für die geistige Feinheit derselben hatte sie keinen Sinn, und was ihr aus ihnen herausklang, war lediglich ein feindseliger Ton, der ihr nichts Gutes weissagte. Sie blieb stumm und hatte keine Ahnung davon, daß er mit dem Gefühle der Zuneigung zu ihr rang. Sie bemerkte kaum, daß langsam eine Thräne an seiner Wange niedergtitt, so groß, daß sie, gleich der Objektivlinse eines Mikroskops, die Hantporen, über die sie rann, in Vergrößerung erscheinen ließ. Unterdessen überkam es ihn wieder mit voller Klarheit, was für einen schrecklichen und gründlichen Wechsel ihr Bekenntnis in seinem Leben und seinem ganzen Sein und Wesen hervorgebracht hatte, und er versuchte wie verzweifelt sich einen Weg in den neugeschaffenen Verhältnissen zu bahnen. Etwas mußte geschehen; aber was?

„Teß," sagte er so freundlich, als sein Zustand es ihm gestattete, „ich kann — jetzt — in diesem Zimmer nicht bteiben. Ich will etwas hinausgehen."

Er ging ruhig aus dem Zimmer hinaus, und die beiden Gläser Wein, die er für das Abendessen eingegossen hatte — eines für sie, eines für sich — blieben unberührt auf dem Tische stehen. Das war aus ihrer Agape geworden. Beim Thee, zwei bis drei Stunden zuvor, hatten sie im vollen Gefühle gegenseitiger Zärtlichkeit noch aus einee Tasse getrunken.

Das Geräusch der sich leise hinter ihm schließenden Thür weckte Teß aus iheer starren Ruhe auf. Er war fort; sie konnte nicht bleiben. Hastig warf sie ihren Mantel um die Schullern, öffnete die Thür und folgte ihm, die Lichter auslöschend, als ob sie nie mehr zurückkommen wolle. Der Regen war vorüber und die Nacht jetzt klar.

Sie war bald dicht hinter ihm. Denn Clare ging langsam und ohne bestimmtes Ziel. Seine Gestalt nahm sich im Vergleich zu ihrer leichten grauen Figur schwarz, unheimlich und Uebles vorbedeutend aus, und wie einen Hohn empfand sie den Druck der Juweten, auf die sie für einen Augenblick so stolz gewesen war. Clare wandte sich um, als er ihre Schritte vernahm, abee die Wahrnehmung ihrer Gegenwaet schien keinen Eindruck auf ihn zu machen und er ging weiter über die fünf gähnenden Bogen der großen Brücke vor dem Hanse.

Die Spuren der Kuh- und Pferdetritte auf dem Wege standen voll Wasser, da der Regen stark genug gewesen war, sie zu füllen, aber nicht stark genug, sie zu verwaschen. In diesen kteinen Wassertümpeln blitzte der Reihe nach der Widerschein der Sterne auf, als sie an ihnen vorbeiging, sie hätte

nicht gewußt, daß sie dort oben am Himmel erglänzten, wenn sie nicht ihren Widerschein gesehen hätte — die größten Dinge des Weltalls, wiedergegeben in so niederen Gegenständen.

Der Ort, nach welchem sie gekommen waren, lag in demselben Thale wie Thalbothays, nur einige Meilen weiter stromabwärts, und da die Gegend ringsum frei war, gewahrte sie ihn leicht. Von dem Hause an wand der Weg sich durch Wiesen und durch diese folgte sie Clare, ohne zu versuchen, ihn zu erreichen oder seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, bloß aus stiller, gedankenloser Anhänglichkeit.

Zuletzt aber brachte ihr ruhiges Vorwärtsschreiten sie Seite an Seite mit ihm. Die Grausamkeit betrogener Ehrlichkeit ist oft besonders groß in dem ersten Augenblicke nach der Aufklärung, und in Clare regte sie sich jetzt mächtig. Die freie Luft hatte ihm augenscheinlich jede Neigung benommen, dem Antrieb seiner Leidenschaft zu folgen; sie erkannte, daß er sie ohne zornige Anwandlung ansah — in ihrer ganzen Blöße.

Er war noch in tiefes Sinnen versunken, und ihre Gesellschaft war jetzt nicht stark genug, den Gang seiner Gedanken zu hemmen oder abzulenken. Was für ein elendes Ding mußte ihre Gegenwart für ihn geworden sein! Sie konnte sich nicht enthalten, das Wort an ihn zu richten.

„Was habe ich gethan — was habe ich gethan! Ich habe nichts erwähnt, was mit meiner Liebe zu Dir etwas zu thun hat oder dieselbe Lügen straft. Du glaubst doch nicht, daß ich sie erheuchelt habe, nicht wahr? Das, was Dich kränkt, liegt in Dir selbst, nicht in mir, Angel. Ganz gewiß, ich bin unschuldig daran und nicht die schlechte Person, für die Du mich hältst!"

„Hm — ja. Nicht schlecht, aber nicht dieselbe. Nein, nicht dieselbe. Doch, ich will Dir keinen Vorwurf machen. Ich habe geschworen, daß ich das nicht thun werde, und ich werde alles aufbieten, um es zu vermeiden."

Aber sie fuhr fort, in ihrer Zerstreuung für sich zu sprechen, und sagte vielleicht Dinge, die besser ungesagt geblieben wären.

„Angel! — Angel! Ich war noch ein Kind — ein Kind, als jenes vorfiel! Ich wußte noch nichts von Männern!"

„Es wurde mehr an Dir gesündigt, als Du gesündigt hast, das gebe ich zu."

„So willst Du mir also nicht vergeben?"

„Doch, ich vergebe Dir, aber mit dem Vergeben ist es nicht abgethan."

„Und wirst Du mich wieder lieb haben?"

Auf diese Frage gab er keine Antwort.

„O, Angel — meine Mutter sagt, so etwas komme häufiger vor! Sie kennt Fälle, wo es sich um Schlimmere als mich gehandelt hat, und der Mann hat sich nicht viel daraus gemacht — ihr zuletzt vergeben. Und doch hat sie ihn nicht so geliebt, wie ich Dich liebe!"

„Sprich nicht, Teß, sprich nicht in dieser Weise. Jede Gesellschaftsklasse hat ihre Sitten für sich. Wie Du sprichst, möchte ich fast sagen, Du seiest ein unwissendes Bauernmädchen, das nie etwas von gesellschaftlichen Verhältnissen gehört habe. Du weißt nicht, was Du sagst!"

„Ich bin ein Bauernmädchen nur meiner Stellung nach, nicht von Hause aus."

Sie sagte das in einem etwas gereizten Ton, doch es kam heraus, wie es sich ihr auf die Zunge drängte.

„Um so schlimmer für Dich. Ich meine, der Pfarrer, der sich weigerte, Deinen Sprößling zu begraben, hätte besser gethan, seinen Mund zu halten. Ich muß unwillkürlich euren Familienverfall mit einer andern Thatsache in Verbindung bringen — mit Deinem Mangel an Charakterstärke. Familienverfall führt zu Willens- und Sittenverfall. Ach, warum mußtest Du mir durch die Erzählung von Deiner Abstammung eine Handhabe bieten, noch verächtlicher auf Dich zu blicken. Hier stand ich und hielt Dich für ein ursprüngliches Kind der Natur, dort Du, der entartete Sprößling einer verfallenen Adelswelt!"

„Eine ganze Anzahl von Familien ist darin noch schlimmer gestellt, als die meinige. Rettys Vorfahren waren einmal reiche Grundbesitzer und ebenso die des Milchmannes Billett. Und die Debbyhouses, die jetzt von einem kleinen Fuhrgeschäfte leben, gehörten einst zur Familie De Bayeux. Du findest Leute in meiner Lage überall; es ist einmal so in unserem Lande, und ich kann nichts dafür."

„Um so schlimmer für das Land."

Sie fühlte diese Vorwürfe nur, wie sie in ihrem Zusammenhang gemeint waren, nicht in ihren Einzelheiten; er liebte sie nicht mehr, wie er sie früher geliebt hatte, alles andere war Nebensache.

(Fortsetzung folgt.)

Priester und Philosoph.

Von

Marco Rheiton.

I.

Die Messe war vorüber: der Weihrauch duftete durch die Kirche von Lophni, in welcher nun der Pope die Kanzel bestieg und mit heftigen Worten gegen die Glaubenslosigkeit der Zeit predigte. Er wetterte gegen das Heidentum der Alten; und ein noch größerer Greuel, so behauptete er, wäre es, den Glauben anzufeinden, nachdem ihn Gott geoffenbart. Und dies habe Leander Timagoras gethan, der hier in Lophni unter den Gläubigen weile und in Athen ein philosophisches Buch herausgegeben, das mit den Satzungen der christlichen griechisch-orthodoxen Kirche nicht übereinstimme. Diese Ueberhebung müsse bestraft werden, und deshalb schließe er Leander Timagoras aus der Gemeinschaft der Gläubigen aus; er sei verflucht, anathema sit! Wer mit ihm, dem Ausgestoßenen, verkehre, der mache sich einer großen Sünde schuldig und verfalle derselben Strafe. Nicht Wasser, nicht Feuer möge ihm gereicht werden, bevor er nicht wieder von der Kirche in Gnaden aufgenommen.

Und hiermit steckte mit hochmütiger Miene der Pope Kyprianos das Evangelienbuch unter den Arm und verließ die Kanzel.

Die Volksmenge in der Kirche verlief sich und begab sich zumeist in die umliegenden Schenken, um sich nach dem Gottesdienste durch ein Glas Harzwein*) zu stärken. Selbstverständlich wurde da über die Schuld des Leander Timagoras viel gesprochen. Trotzdem Lophni nicht weit von Athen liegt, so gab es doch kaum zehn Menschen, welche im stande waren, das Werk eines Philosophen zu würdigen. Aber weil ihn der Pope verflucht und aus der Gesellschaft der Gläubigen ausgeschlossen hatte, so mußte es seinen richtigen Grund haben und der studirte Mitbürger wurde ein Gottesleugner, ein aussätziges Schaf, eine Schande seiner Heimat genannt.

Leander Timagoras hatte die Universität zu Athen besucht und sich durch Fleiß weitgehende Kenntnisse angeeignet. Aber inzwischen waren seine Eltern zu Lophni gestorben und hatten ihm ein bescheidenes Haus mit einem kleinen Weinberge und etwas Feld hinterlassen. Timagoras wirtschaftete nun auf dem Gute seiner Väter und war halb Bauer, halb Gelehrter. Mehrere Professoren aus Athen hatten ihn schon aufgefordert, an der Universität eine Docentenstelle zu übernehmen, und sicherten ihm binnen wenigen Jahren eine ordentliche Lehrkanzel zu, aber Timagoras folgte nicht dieser Aufforderung, trotzdem seine Kollegen behaupteten, er besitze ein größeres Wissen als mancher wohlbestallte und wohlbesoldete Gelehrte, der sich in Athen gar breit machte. Leander beaufsichtigte sein Erbgut, pflegte eigenhändig die Rebenstöcke und unterrichtete einige Gymnasialschüler in Lophni, deren Väter es vorzogen, ihre Sprößlinge nicht in die öffentliche Schule zu schicken, sondern privatim unterrichten zu lassen. In den Mußestunden schrieb er allerlei Beiträge für Zeitungen, ja sogar ganze Bücher, und da er auch ein sehr guter Sprecher war, so wurde er, namentlich von den Vereinen größerer Landstädte, aber auch in Athen zu wissenschaftlichen Vorträgen gewonnen.

Wenn ihm jemand Vorstellungen machte, daß er in Athen sein Glück machen und ein vielberühmter Mann werden könne, so antwortete er, das könne er von Lophni aus auch. Gerade die Zerstreuungen der Hauptstadt wären nachteilig dem Gelehrten und dem Künstler; auf einem ruhigen Landgut lasse sich aber desto ungestörter arbeiten. Horaz, der berühmte römische Dichter, habe seine besten Werke auf dem Landgute geschrieben, das ihm Mäcenas geschenkt. Er brauche keine Schenkung, da er wie Cicero sein Tuskulum von den Vätern ererbt habe.

Dies war der Mann, den der Pope Kyprianos aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausgestoßen hatte.

Der Gemeindevorsteher von Lophni wartete auf dem Platze vor der Kirche auf das geistliche Oberhaupt, weil er gewöhnt war, mit letzterem einen Freund zu besuchen, mit welchem sie ein Glas guten Weines nach dem Sonntagsgottesdienste tranken und eine Thätigkeit aufnahmen, die der Landbevölkerung noch sehr spärlich bekannt ist: sie pflegten nämlich diese Zeit mit dem Kartenspiel auszufüllen.

Der Gemeindevorsteher Agathon Menekolos war kein studirter Mann, aber er besaß Mutterwitz und huldigte nicht den ängstlichen Anschauungen der Landbewohner, die oft in Aberglauben ausarten. Er verkehrte mit dem Popen, weil er in ihm einen gebildeten Mann verehrte; in allem und jedem war er jedoch nicht mit ihm einverstanden, und er hatte mit Kyprianos schon manchen Disput geführt, so daß ihn der Pope manchmal einen Freigeist wegen seiner abweichenden Anschauungen zu nennen pflegte.

*) Der griechische Wein hält nicht lange, deshalb versetzt ihn der Weinbauer mit einer Art Terpentin.

Als nun Kyprianos in dem vollen Bewußtsein seiner Würde aus der Sakristei kam, ging ihm Menekolos ehrfurchtsvoll entgegen und begrüßte ihn, um sich wie sonst ihm anzuschließen.

„Menekolos," begann nach einem bedeutsamen Schweigen der Pope, „Du sendest auch Deinen Sohn zu Leander Timagoras, damit dieser ihn in den Wissenschaften unterweise. Hast Du denn gar keine Besorgnis, daß der Jüngling bei diesem Manne schädliche Lehren aufnehme?"

„Ich wüßte nicht," erwiderte Menekolos; „er unterrichtet meinen Marko im Latein, in der Mathematik und in den Gegenständen, die die jungen Leute sonst noch am Gymnasium brauchen — wie könnte er dabei schädliche Lehren aufnehmen? Ich habe nie von meinem Sohne verwerfliche Grundsätze gehört; im Gegenteil, die Ansichten, welche Marko in seinen Schulaufsätzen kund gibt, gefallen mir."

„Den schädlichen Einfluß wird er nur geheim betreiben."

„Wie meinst Du das?"

„Weil Timagoras, wie Du eben gehört hast, die Religion verachtet und Gott leugnet."

„Ich weiß darüber nicht zu urteilen, denn ich habe das Buch nicht gelesen, in welchem er sich dieses Vergehens schuldig macht. Aber er ist ein Philosoph, und da muß man ihm etwas zu gute halten. Ich habe einen Schwager, der ist in Korfu ein hoher Beamter, der sagte mir einst, daß alle Philosophen mehr oder minder verrückte Menschen seien."

Fast hätte der Pope über diese einfältige Antwort lachen müssen; er bewahrte aber seinen strengen Ernst und sprach: „Das wäre schön, wenn es jedem Philosophen erlaubt wäre, an den Grundfesten unserer Religion zu rütteln und mit ihren Zweifeln die Köpfe des Volkes zu verwirren!"

„Das Volk liest ja keine philosophischen Bücher," erwiderte gutmütig Menekolos, „solche Bücher gelangen bloß in die Hände von Gelehrten."

„Und in die von Halbwissern, wo sie den größten Schaden stiften," erwiderte der Pope. „Solche Menschen mit reformatorischen Ideen wie Leander Timagoras suchen Anhänger für ihre Lehren zu werben; und was ist wahrscheinlicher, als daß er Deinen Sohn auch mit den verwerflichen Ansichten, die er in seinem Buche ausspricht, bekannt machen wird!"

„Was denkt Ihr nur!" erwiderte Menekolos. „Mit dem sechzehnjährigen Marko wird er nicht philosophiren!"

„Gerade in das Gemüt des Jünglings träufelt der Verführer am leichtesten das Gift. Ihr dürft Euern Sohn nicht mehr in sein Haus gehen lassen und kein Vater in ganz Lophni darf dem gottlosen Menschen sein Kind anvertrauen."

„Das geht zu weit, Herr Pope," erwiderte der Gemeindevorsteher. „Ich bin froh, daß mein Sohn bei Leander Timagoras etwas Ordentliches lernen kann. Meine Eltern haben es leider versäumt, mich in eine gute Schule zu schicken; und ich muß froh sein, daß ich ordentlich lesen und schreiben kann. Aber Marko soll Advokat oder Eisenbahndirektor werden; beides ist noch gut: Advokat, weil die Prozesse nie aussterben, und Eisenbahndirektor, weil wir neue Schienenwege bekommen. Nach Athen kann ich ihn jetzt noch nicht schicken; ich spare noch an der Summe, die er für die Universität brauchen wird."

„Das sind nichtige Ausreden," erwiderte der Pope streng. „Er ist einmal mit dem Anathema belegt und da hat jeder Christenmensch den Umgang mit ihm abzubrechen. Folglich darf auch Euer Sohn und sonst niemand seine verfluchte Schwelle überschreiten. Wer mit ihm verkehrt, verfällt derselben Strafe."

Menekolos wollte hitzig erwidern, aber er besann sich. Er durfte den einflußreichen Popen nicht ohne Not reizen; hinterher konnte er doch nach eigenem Gutdünken handeln und den strengen Eiferer beschwichtigen. Zudem befanden sich die beiden schon vor der Thüre des Freundes, wo sie ihr Glas Wein und die Kartenpartie fanden. Am Ende ging gar die Partie in Brüche, wenn er sich durch Widerspruch mit dem Popen überwarf — es war besser, zu schweigen.

„Die Bücher des Timagoras," sprach der Pope noch im Vorraume, „müssen verbrannt und der Philosoph mundtot gemacht werden."

„Ja, ja," erwiderte Menekolos, „ich höre den Gevatter schon mit der Weinkanne klappern."

*

Am andern Tage begab sich der Gemeindevorsteher Menekolos zu dem Philosophen Leander Timagoras in bester Absicht. Er wollte ihn warnen vor den feindlichen Schritten des Popen Kyprianus und zu einer Versöhnung raten.

So wenig Bildung Menekolos besaß, so sagte er sich doch, daß der ganze Eifer der Priesterschaft gegen Andersdenkende nur in der Besorgnis ihren Grund habe, die fetten Pfründen zu verlieren, welche sie in ungestörter Ruhe genießen wollten. Er war der Ansicht, daß man jeden Menschen über die Religion denken und schreiben lassen solle, was er beliebe. Ist die Religion gut, dann wird armseliger Menschenwitz sie nicht umstürzen. Die Verfolgung Andersdenkender hielt er aber für ein Eingeständnis von Furcht.

Als er in das Haus des Leander Timagoras eintrat, kam ihm ein Diener entgegen und bedeutete ihm, daß sein Herr beschäftigt sei.

„Das macht nichts," erwiderte der Gemeindevorsteher und schob eigenhändig den Diener beiseite.

Die Thüre zu dem Gemache des Philosophen war offen und nur durch eine Portière verdeckt. Menekolos stutzte, als er eine Stimme vernahm, die ihm wohl bekannt war — es sprach sein Sohn Marko. Neugierig horchte er; jetzt konnte er sich überzeugen, was Timagoras seinen Sohn lehre und ob er irgend welches Gift in das Gemüt des Jünglings träufle.

Marko las einen altgriechischen Text und übersetzte. Menekolos konnte freilich nicht wissen, daß es ein Chorgesang aus der „Antigone" des Sophokles war.

„Und die gewaltige Nike, die ruhmgekrönte,
Nahte mit hellerem Auge sich unserer Heimat:
Darum denke das Herz
Nicht mehr jetzt an blutige Not.
Ziehet hin, Tempel auf!
Alle beginnt fröhlichen Tanz
Heutige Nacht! Schreite voran uns
König Jacchos!"

Timagoras erklärte dem Schüler die Bedeutung der Siegesgöttin und des Gottes Dionysos und daß sich der gewöhnliche Mensch beim Becher am liebsten ergötze. Deshalb suchten die von der Belagerung erlösten Thebauer, bei fröhlichem Tanz und frohem Zechgelage die empfundenen Leiden zu vergessen.

Timagoras wies dem Jüngling fünfzig weitere Verse zur Praparation an und entließ ihn hierauf. Kein Wort, welches nicht zu dem Unterricht gehörte, wurde zwischen dem Lehrer und Schüler gewechselt. Menekolos konnte beruhigt sein. Schrieb auch Timagoras nicht, wie es dem Popen behagte, so hatte dies auf den Unterricht doch keinen Einfluß.

Als Marko im Begriff war, das Lehrzimmer zu verlassen, so trat Menekolos ein. Er erkundigte sich, ob sein Sohn die gewünschten Fortschritte mache und ob vielleicht eine Klage gegen ihn ausgesprochen werden müßte. Timagoras lobte den Fleiß Markos, und der geschmeichelte Ortsvorsteher entließ seinen Sohn mit der Versicherung, daß er ihm für diese angenehme Kunde auch eine Freude bereiten werde.

Marko entfernte sich, und beide Männer blieben allein.

„Ich bin, ehrwürdigster Herr Doktor . . ."

„Aber dummes Zeug!" unterbrach Timagoras die Ansprache des Ortsvorstehers. „Sonst hast Du mich als Dein Landeskind immer einfach ‚lieber Bruder' genannt und jetzt nennst Du mich plötzlich ‚Doktor'. Bewirkt das etwa schon der Kirchenbann?"

„Das nicht," erwiderte Menekolos, „aber ich habe erst vor kurzer Zeit erfahren, welch ein grundgelehrter Mann Du bist und daß man in Athen sogar Bücher von Deiner Hand druckt . . ."

„Die der Pope verflucht," warf Timagoras bitter ein.

„Nun ja," sprach Menekolos zögernd, „deshalb kam ich her, um Dir zu raten, Du möchtest Dich mit dem Popen versöhnen. Er kann Dir doch bedeutend schaden."

„Mag er," erwiderte Timagoras. „Ich bin ein Mensch, der wenig braucht. Wenn ich nur den Ertrag meines Landgutes habe, so bin ich zufrieden. Und sonst kann er mir nichts anhaben. Ich werde mich im Kirchenbanne ganz wohl befinden und ruhig sterben."

„Wie ist das möglich," rief Menekolos aus, „daß ihr euch so hassen könnt?"

„Das hat," erwiderte der Philosoph, „ganz weltliche Ursachen. Die Geschichte ist sehr rasch erzählt, warum mir dieser Mann unversöhnliche Feindschaft entgegen bringt. Warst Du schon einmal in Athen?"

„Hier und da einmal im Jahre."

„Und warst Du schon in einem Kaffeehaus nach modernem Stil?"

„Nein, da sei Gott vor! Ich gehe immer in meine alte Locandizza."

„Nun, da weißt Du nicht, daß im modernen Kaffeehaus, wo die Studenten verkehren, ein hübsches Frauenzimmer am Buffet sitzt . . ."

„Ein Frauenzimmer?" fragte Menekolos erstaunt, indem er seine Hände vor Erstaunen zusammenschlug.

„Ja, dieser Neuerung," fuhr Timagoras fort, „zollten wir beide, ich und Kyprianos, unsere Bewunderung. Du darfst nichts Schlechtes denken — es war wirklich nur Bewunderung. Eines Tages beflegelte mich jedoch Kyprianos — der damals noch Philosophie studirte und keine Ahnung hatte, daß er durch Protektion eine Popenstelle erhalten werde — weil ich der holden Maid — sie hieß Leontine und war eine Französin — eine Rose überreicht hatte. Meine Erwiderung klang ebenso unhöflich als seine Ansprache. Ich verdeutlichte ihm, daß ich für meine Handlungen keinem Menschen verantwortlich wäre als mir selbst, und wenn er nicht sofort den Rückzug anträte, so würde ich ihm dazu verhelfen. Da er mich entschlossen sah, meine Drohung auch auszuführen, ging er seines Weges. Ich vergaß längst diesen Zwischenfall, aber Kyprianos nicht, der wegen jener Begebenheit noch immer den Haß in sich trägt und mich verderben möchte, wenn er könnte, weil Leontine von mir die Rose genommen und seinen Aufmerksamkeiten gegenüber kalt geblieben war."

„Seltsam, seltsam," schüttelte Menekolos mit dem Haupte. „So alte Geschichten halten noch Haß und Feindschaft wach!"

„Dies und nichts anderes," bestätigte Timagoras.

„Und er will Dich wirklich schädigen," bekräftigte Menekolos. „Ich kann Dir nichts sagen als: Sei auf Deiner Hut. Er will sogar die Synode gegen Dich in Bewegung setzen, damit Deine Bücher verbrannt würden. An mir hast Du einen guten Freund — aber die Pfaffen haben oftmals einen größeren Einfluß als der Romarch und selbst der König."

„Mir kann er nichts anhaben, ich lache seines Zornes," erwiderte Timagoras. „Mich ärgert nur, daß er mit seinem Anathema die freie Forschung, den Weg zur Wahrheit, hindern will."

„Du willst unsere ehrwürdige Religion stürzen?" fragte Menekolos ängstlich.

„Nicht im mindesten," erwiderte der Philosoph, „ich nehme bloß für mich das Recht in Anspruch, Untersuchungen darüber anzustellen, was andere drucken und lehren. Steht heute ein Astronom oder ein Geschichtsschreiber auf, so bemächtigt sich ihrer Werke die Kritik, und sie werden gelobt oder getadelt. Die Theologen geben aber keine Beurteilung ihrer Lehren zu, und weist man ihnen einmal die Haltlosigkeit einer Behauptung nach, so geraten sie in

Zorn und Eifer und verfluchen den Verwegenen, der es gewagt hat, Bedenken niederzuschreiben."

„Mich befriedigt es," erwiderte der Ortsvorsteher, der wenig von den Klagen des Philosophen begriff, „daß Du die althergebrachten Glaubenssatzungen nicht angreifen willst. Ich bin für Ruhe und Ordnung in Lophni verantwortlich, und da wäre es mir lieb, wenn ich Dich nicht infolge höherer Weisungen behelligen müßte. Sei auf Deiner Hut und vergleiche Dich lieber mit dem Priester — es sieht bei dem Streite nichts heraus."

„Ich wünsche nichts anderes," bemerkte Timagoras, „als daß er mich unbeachtet ließe. Mein Buch gehört vor einen andern Richterstuhl als den eines engherzigen Popen."

„Das weiß ich nicht zu bemessen," erwiderte der Ortsvorsteher. „Ich hielt es für meine Pflicht, Versöhnung zu stiften und Dich zu warnen. Nun Gott zum Gruß!"

Der Philosoph geleitete den Ortsvorsteher bis vor die Thüre und kehrte dann lächelnd um.

„Frieden stiften zwischen der Theologie und Philosophie ist noch keinem Sterblichen gelungen," sprach er, als der Ortsvorsteher sich entfernt hatte, „das wird auch Dir, redlicher Menekolos, nicht gelingen!"

II.

Das ausgesprochene Anathema, die von Kyprianos verkündigte Ausschließung aus der Gemeinschaft der Gläubigen, übte inzwischen ihre Wirkung aus. Die meisten Eltern entzogen aus Furcht vor dem Priester dem sonst hoch gepriesenen Pädagogen ihre Söhne. Leander Timagoras wurde gemieden wie ein Aussätziger, obwohl ihm manche im Herzen beistimmten und die wenigsten wußten, was der Philosoph eigentlich verbrochen. Wenn Timagoras über die Gasse ging, so begaben sich die meisten Bürger von Lophni auf die andere Seite, um nicht grüßen zu müssen. Scheu ging man an dem Hause des Verfluchten vorüber, als wohnten Gespenster darin.

Nur sehr wenige vorurteilsfreie Männer gab es, die sich nicht scheuten, den von dem Priester verfluchten und verdammten Mann zu achten. Namentlich der Orts- und Gemeindevorsteher Menekolos ließ seinen Sohn Marko noch immer die Unterrichtsstunden bei Timagoras besuchen, und als ihm deswegen Kyprianos die Freundschaft kündigte und ihn nicht mehr für würdig fand, an dem Kartenspiele bei dem Schwager teilzunehmen, so kränkte er sich nicht, weil er fest überzeugt war, daß Timagoras durchaus kein schlechter Mann sei, und weil er nun die Ursache wußte, aus welchen weltlichen Gründen der Pope seinen ehemaligen Kollegen verfolgte.

Kyprianos sandte zunächst eine Eingabe gegen Timagoras an den Archimandriten, die den Beweis lieferte, daß der Genannte die Grundfesten der Religion untergrabe und daß die weltliche Gewalt die Bestrafung des atheistischen Pädagogen vornehmen müsse. Er wies auf das Beispiel des Sokrates, der die Jugend verführte und den die Athenienser — damals Heiden! — zum Schierlingsbecher verurteilt hatten.

Hiermit nicht genug, warb Kyprianos einen Haufen beschäftigungslosen Gesindels, um den Philosophen und seine wenigen Anhänger einzuschüchtern. Sobald jemand Timagoras besuchte, so wurde er auf offener Straße verhöhnt und mit nicht wiederzugebenden Anschuldigungen bedacht. Sogar den sechzehnjährigen Marko suchte man von dem Besuche des Unterrichtes bei seinem Lehrer abzuhalten, aber Marko hatte eine kräftige Hand, und dem ersten, der ihm nahe gerückt war, blieb für mehrere Tage ein Andenken im Gesichte bemerkbar.

Die Zuneigung des Schülers Marko war wenigstens ein schöner Lichtblick im Leben des Philosophen.

Ein zweiter war die Hoffnung, bald einen häuslichen Herd gründen zu können.

Wenige Tage, bevor Kyprianos das Anathema gegen Timagoras ausgesprochen, war letzterer an dem Hause des reichen Weinhändlers Kleandridas vorbeigegangen, der müßig vor der Thüre stand und gern einen Gast zum Frühstücke bei sich gesehen hätte.

„Wohin, Freund Timagoras?" rief der dicke Herr.

„Nach Hause wie gewöhnlich," erwiderte Timagoras.

„Willst Du nicht eine Stärkung einnehmen, bevor Du den Bengeln Weisheit eintrichterst? Ich lade Dich zu Gaste."

„Wenn es nicht zu lange dauert, bin ich gern bereit," antwortete der Philosoph. „Dem, der gern gibt, soll man nichts abschlagen."

„Recht so!"

Und bald saßen der reiche, dicke Kleandridas und der in den Wissenschaften bewanderte Timagoras beim Tische in einer Gartenlaube und ein bildhübsches Mädchen brachte Wein in einem thönernen Kruge und zwei silberne Becher. Der kunstsinnige Philosoph bewunderte zunächst im stillen die lebendige Arbeit des allmächtigen Schöpfers, dann das vor ihm stehende Gefäß, welches er als venetianische Arbeit erkannte.

Das Mädchen schien ihm aber doch mehr Augenmerk abzugewinnen, denn während er über das Kunstgewerbe der Venetianer sprach, die den Süden Griechenlands lange beherrscht hatten, blickte er stets in das Antlitz der schönen Maid. Ihr braunes Auge, die schöne Büste und das schlanke Ebenmaß ihrer Glieder nahmen seine ganze Aufmerksamkeit gefangen.

„Meine Tochter," sprach Kleandridas nachlässig, indem er dem fragenden Blick des Gastes begegnete. Timagoras widmete der schönen Mundschenkin einige scherzhafte Worte des Dankes, die diese ebenfalls heiter entgegennahm. Nachdem sie den Männern noch eine Schüssel mit kaltem Fleisch und eine zweite mit Früchten hingestellt, verschwand sie.

„Du wirst Dich verwundern," sprach Kleandridas, „daß ich mich von meiner Tochter und auch meiner Frau bedienen lasse. Nun, ich habe der Dienstboten genug, aber alle sind so niederträchtige Schmierfinken,

daß man kaum sicher sein kann, ob sie sich am Sonntag gewaschen haben, und dann sind sie so diebisch, daß sie auf dem Wege den halben kostbaren Wein austrinken. Meine Frau und meine älteste Tochter befleißigen sich dagegen der größten Fürsorge, und ich lebe dadurch etwas menschlicher als jene, die sich auf Dienstleute verlassen."

„Deine Frau und Deine Tochter sollen leben!" sprach Timagoras, indem er das Glas erhob.

Kleandridas stieß an und wie alle Weinhändler mußte er nebenbei seine Ware loben. „Rein Harzwein," bemerkte er, „wir liefern jetzt schon durch vernünftige Behandlung gute Weine nach Frankreich, Deutschland und England."

Timagoras lobte den Wein, doch unvermittelt entschlüpfte ihm die Frage, ob Kleandridas seine Tochter schon vergeben habe.

„Versprochen war Sophia," antwortete Kleandridas, „dem Sohne meines Nachbars schon von Jugendzeit an. Der arme Bursche unternahm aber mit neunzehn Jahren eine Reise nach Marseille, wohin wir bekanntlich unsere jungen Rotweine absetzen, die dann nach Bordeaux gehen und mit den Girondeweinen verschnitten werden, um dann als teurer Bordeauxwein in die Welt zu gehen. Das Schiff ging mit Mann und Maus bei dem Kap Malia zu Grunde, der Nachbarssohn ertrank, und viele Fässer von meinem Weine liegen in unergründlicher Tiefe."

„So ist sie frei?" fragte Timagoras.

„Anträge habe ich genug seither bekommen; sie passen mir aber nicht. Ich wünschte mir für meine Sophia einen aufgeklärten, angesehenen Mann, bei dem sie es gut hätte. Die Leute behandeln noch immer die Frau als Sklavin. Einem solchen Schicksale möchte ich sie nicht ausliefern; da hat sie es ja zu Hause besser."

„Gewiß," erwiderte Timagoras, „die Frau soll im Hause eine beratende Stimme haben. Sie treffen das Richtige oft besser heraus als der vorschnelle Mann. Und wenn Sophia noch nicht vergeben ist, lieber Kleandridas, so will ich sofort um sie werben, weil sie mir wohl gefällt und weil sie nach Deiner Erziehung eine tüchtige Hausfrau abgeben wird, die ich mir wünsche."

Kleandridas warf dem raschen Freier einen Blick zu, aus dem Timagoras nicht klug wurde. Er konnte bedeuten: Du bist wohl nicht bei Vernunft! oder auch: Diese Werbung ist gerade nicht übel!

Timagoras unterstützte seinen Antrag, so gut er dem reichen Weinhändler gegenüber konnte.

„Ich habe," sprach er, „Häuschen, Garten und Feld und verdiene mir durch Unterricht ein annehmbares Sümmchen. Wenn Du mir Deine Tochter gibst, so macht sie keine glänzende, aber doch eine gute Heirat."

„Weißt Du," erwiderte Kleandridas, „in alten Zeiten hat der Werber die Braut geraubt. Versuch es! Wenn sich Sophia rauben läßt, dann bin ich zufrieden, und ich verlange nicht einmal Bußgeld."

„Da muß ich Gelegenheit haben, mit ihr zu sprechen," bemerkte Timagoras.

„Mein Haus steht Dir offen. Du sollst willkommen sein, wenn Du täglich mit mir frühstücken willst."

„Will ich befolgen."

„Gut!"

Und die beiden Männer tranken die Becher aus.

*

Leander Timagoras fand öfters Gelegenheit, die schöne Sophia zu sehen. Obwohl nach der Sitte den Mädchen selten gestattet ist, mit jungen Männern zu verkehren, so hatte sich doch ein unbelauschter Augenblick gefunden, in welchem Leander der Tochter des Kleandridas die Entscheidung des Vaters mitteilen konnte. Und er fragte, ob sie sich nach altem Brauche rauben lassen wolle.

Hold errötend nickte die Jungfrau, denn Timagoras war ein schöner, gewandter Mann, den Sophia, je öfter er gekommen, desto mehr in ihr Herz geschlossen hatte. Das unlösbare Rätsel, das im Menschen spricht: Den kannst Du lieben und sonst keinen andern! machte sich auch bei Sophia geltend. Wer kann sich da, sei es Mann oder Weib, Rechenschaft geben, was die Liebe entfacht? Es ist ein unbegreifliches Etwas, das manche Sinnlichkeit nennen, die aber doch nicht allein bestimmend ist.

Timagoras war also überzeugt, daß Sophia sich dem Wunsche des Vaters nicht entgegenstellen werde, und der Tag der Entführung war bereits verabredet. Die Handwerker richteten inzwischen das Haus des Philosophen für die Ankunft der neuen Herrin wohnlich her, sogar Tapeten und Möbeln aus dem nahen Athen wurden herbeigeschafft, was in Lophni kein geringes Aufsehen erregte.

Nun war alles fertig, und Timagoras ging zu seinem Schwiegervater, um ihm mitzuteilen, daß die Entführung stattfinden könne.

Kleandridas ließ sich aber diesmal verleugnen, und als dies bei einem zweiten Besuche des Nachbars nicht mehr möglich war, so erklärte er ihm, daß eine Heirat zwischen ihm und seiner Tochter vorderhand unmöglich sei — Sophia sei noch zu jung und nicht genug vorbereitet für einen solchen Schritt.

Timagoras erstaunte — aber er wußte sofort, um was es sich handle.

„Du behandelst mich wohl so, weil mich Kyprianos aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen hat?" fragte er. „Bist Du so wenig vorurteilsfrei? Wir können uns ja mit der zivilen Trauung begnügen."

„Ja, ja, da ist leicht zu reden," rief Kleandridas, „aber ich kann Dir — wenigstens jetzt — Sophia nicht zum Weibe geben, denn sonst stürmt der Pöbel mein Haus."

„Ich begreife nicht," erwiderte Timagoras, „meine Mitbürger aus Lophni waren doch stets duldsam und freundlich gesinnt."

„Nachdem sie gehört, daß Du ein Gottesleugner bist, wünschen sie Dich aus dem Orte hinaus."

„Ich bin kein Gottesleugner!"

„Der Pope sagt es, und ich kann Dir nur raten, Dich mit Kyprianos zu versöhnen, sonst kann Sophia niemals Dein Weib werden."

„Das kann ich nicht," erwiderte Timagoras. „Unter solchen Bedingungen kann ich nicht Dein Schwiegersohn werden. Der Pfaffe hat sich hinter Dich gesteckt, und Du fürchtest Dich vor ihm, wo er Dir doch ebenso wenig anthun kann als mir."

Unwillig verließ Timagoras das Gemach in der Hoffnung, daß Kleandridas sich seine Worte zu Herzen nehmen werde.

Nicht so eingeschüchtert von dem zelotischen Priester wie der Vater zeigte sich Sophia, die Timagoras im Laufe der kurzen Zeit schätzen und lieben gelernt hatte. Sie gewährte dem Geliebten gegen den Willen des Vaters eine Zusammenkunft, und da er ihr beteuerte, daß er keineswegs ein Gottesleugner sei, sondern nur einige Institutionen der Geistlichkeit angegriffen habe, so schwur ihm Sophia, daß sie ihr Versprechen halten wolle und wenn sie auch ohne den Segen des Vaters ihr Geburtshaus verlassen müßte.

Das war der zweite Lichtblick für Timagoras. Neben seinem wißbegierigen Schüler Marko Menekolos hielt auch seine Geliebte zu ihm. Sonst wurde er ja überall gemieden und verurteilt, aber gerade diese jungen Gemüter hingen an ihm und glaubten nicht an seine Schuld. Beide gedachten der Verachtung der Menge zu trotzen.

Nach längerer Zeit kam von der obersten Kirchenbehörde in Athen die Erledigung auf die Anzeige, die Kyprianos gegen Timagoras und sein Buch abgeschickt. Die Wachsamkeit und der Eifer des Popen für die orthodoxe Kirche wurden im Eingange zwar belobt, die weiteren Bemerkungen entsprachen aber nicht den Erwartungen des Priesters. Es wurde ihm nahegelegt, die Sache auf sich beruhen zu lassen, da unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen ein Streit zwischen der Dogmatik und der Wissenschaft nicht wünschenswert sei. Die Universität und die Zeitungen würden alsbald Partei für Timagoras ergreifen; es sei daher viel besser, wenn man von kirchlicher Seite das Buch als nicht geschrieben betrachte. Dadurch werde man auch erreichen, daß der Inhalt nur unter den Gelehrten bleibe und nicht in das Volk dringe.

Kyprianos, der unbedingt darauf gehofft hatte, daß das Werk des Leander Timagoras auf öffentlichem Platze verbrannt werden würde, sah sich nun sehr getäuscht und ärgerte sich über diesen Opportunismus. Da aber in dem Reskripte nicht ausdrücklich stand, daß er dieses räudige Schaf wieder in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen habe, so legte er das Kirchenschriftstück ärgerlich auf den Tisch — und die Verhältnisse blieben wie zuvor.

Ein Freund des Leander Timagoras erfuhr zufällig in Athen von dem Sturme im Wasserglase, der sich in Lophni abgespielt hatte, und vernahm auch die vernünftige Haltung der obersten Kirchenbehörde gegenüber dem Buche, das in Athen allerdings viele Leser fand. Er benachrichtigte sofort seinen Freund in Lophni von dem allgemeinen Tagesgespräche, welches mehrere Tage die gelehrten Kreise von Athen beschäftigt hatte.

Mit diesem Briefe ging nun Timagoras zu dem Weinhändler Kleandridas, um nochmals Sophias Hand von ihm zu erbitten.

Doch der Alte war nicht zu bewegen. „Der Pope muß den Fluch zunächst aufheben," sagte er, „sonst kann ich Dir meine Tochter nicht geben."

Vergebens wartete aber Timagoras darauf, daß Kyprianos, durch das Reskript der Kirchenbehörde bewogen, das Anathema widerrufen werde. Der Pope betrachtete sich als den unfehlbaren, allmächtigen Stellvertreter Gottes in Lophni und da er einmal der Feind des Philosophen geworden, so wollte er ihn auch seine Macht gründlich fühlen lassen. Deshalb blieb Leander Timagoras das räudige Schaf der Gemeinde und die Bewohner mieden ihn wie vorher, trotzdem es bekannt geworden, daß die Kirchenbehörde den Fall milde — Kyprianos sagte: leichtfertig — beurteilt hatte.

Timagoras suchte den Vater seiner Geliebten zu besserer Einsicht zu bewegen. Bei dem gewinnsüchtigen Manne fruchteten aber keine Vorstellungen.

„Der Pope," antwortete er, „verflucht mir Haus und Hof, wenn ich gegen sein Gebot handle, und ich komme an den Bettelstab. Wenn er es nicht offen thut, so verflucht er mich heimlich, und das wirkt auch. In meinen Weingärten verdorren dann die Stöcke, in meinem Keller gedeiht nicht der Most, die Leute gehen alle zu Thermon, meinem Konkurrenten, und ich bin ein ruinirter Mann."

„Der Pope hat mich verflucht," erwiderte Timagoras, „aber ich befinde mich noch ganz wohl. Das Gras auf meiner Wiese ist noch grün, die Halme auf dem Felde tragen Früchte und mein Haus steht noch auf seinem alten Platze. Es scheint der Fluch eines rachsüchtigen Pfaffen nicht recht wirksam zu sein."

„Und doch hast Du alle Deine Schüler verloren!"

„Weil die Menschen eben thöricht sind und sich vor dem Popen beugen, der auch nichts anderes als ein Mensch ist. Ja, er hat sogar dieselben Fehler und Untugenden wie wir, denn sonst könnte er mich nicht verfolgen, weil mir einst eine Buffetdame gewogener gewesen, als ihm. Der Pope beutet nur schlau die Dummheit des Volkes aus; wäre die Menge nicht beschränkt und abergläubisch, so würde sie sich nicht um sein Anathema kümmern und mich wie zuvor freundlich achten."

„Das kann wohl wahr sein," erwiderte der Weinhändler, indem er sich ängstlich umsah, ob diese kühnen Worte niemand gehört, „doch ich muß den Einfluß des Popen auf die gedankenlose Menge in Betracht ziehen. Lieber Leander, zürne mir nicht! So sehr ich Dich zum Schwiegersohne gern erwählt

hätte, Du weißt ja, daß ich Dich selbst an mich herangezogen — aber es geht nicht. Meine Söhne kündigten mir den Gehorsam auf, wenn ich Dir die Tochter gäbe. Du findest ja noch eine Braut; meine Tochter ist ja nicht das einzige Weib auf Erden."

„Ist das Dein letztes Wort?" fragte Timagoras.

„Gewiß!" erwiderte Kleandridas, der Weinhändler. „Persönlich schätze ich Dich sehr, aber gegen die öffentliche Meinung darf ich mich nicht auflehnen, das brächte mich ins Verderben."

„Nun gut," sprach Timagoras, „Du weisest mich ab. Beugen kann ich mich vor dem Popen Kyprianos nicht, um den rachsüchtigen Priester zu versöhnen. Aber es gibt Fügungen im Menschenleben, die oft einen jähen Umschwung der Dinge hervorbringen. Ich warte, bis dieser eintritt, und spreche nur die entschiedene Forderung aus, daß Du Sophia zu keiner andern Heirat zwingst, so lange auch sie auf mich wartet. Nun leb wohl! Homer sagt: ‚Es kommt der Tag, an dem das heilige Ilion dahinsinkt.' Und ich verkundige: Es kommt ein Tag, wo auch dieses Popen Rache und Herrschsucht ein Ende nimmt. Dann komme ich wieder und frage nochmals bei Dir an!"

III.

Sophia trauerte, seitdem ihr durch den Machtspruch des Vaters der Bräutigam entrissen worden. Wenn unsere griechischen Mädchen auch gewöhnt sind, dem Willen des Vaters zu gehorchen und ihnen die Selbstwahl, schon aus Mangel an männlicher Bekanntschaft, schwer möglich ist, so fühlen sie sich doch sehr glücklich, wenn der von dem Familienoberhaupte ausgesuchte Mann ihren Vorstellungen entspricht. Als Timagoras der schlanken Sophia als zukünftiger Gatte bezeichnet worden, so hatte diese die Wahl mit Befriedigung aufgenommen, denn Leander war nicht bloß ein hübscher, sondern auch ein freundlicher, gebildeter Mann. Sie hatte stets gefürchtet, daß man ihr einen harten, rücksichtslosen Gatten wählen könnte. Wie viele Männer behandeln ihre Frauen nicht anders als eine Sklavin und bedenken sie sogar mit Schlägen! Dem Leander Timagoras wäre sie nicht bloß gehorsam gewesen, sie hätte ihn auch als Gatten geachtet und geliebt.

Nun war der schöne Traum zerstört. Es halfen keine Bitten und keine Thränen — der Vater wollte von einer Verbindung mit einem Gottesleugner nichts wissen, und wenn Sophia standhaft beteuerte, Leander sei kein Gottesleugner, so antwortete ihr Kleandridas: „Kümmere Dich nicht um solche Dinge; einem Mädchen steht es nicht an, in Religionsangelegenheiten hineinzureden. Versehe Deine häuslichen Arbeiten und hiermit Amen mit der ganzen Geschichte!"

Inzwischen saß Timagoras vor einem Tische, der mit aufgeschlagenen Büchern in französischer und deutscher Sprache bedeckt war. Er schrieb an einem neuen Werke und citirte für seine Ansichten die Stimmen gewichtiger Gewährsmänner. Die Feder flog rasch über die Papierseiten und Blatt um Blatt vergrößerte sich das Manuskript.

„Die Religion," so schrieb er, „ist wesentlich Anbetung; die Philosophie dagegen das Erkennen und zwar ein möglichst vollständiges. Es ist offenbar, daß sich Anbetung und Erkennen nicht vereinigen lassen. Die Anbetung kann nur an solche Wesen gerichtet werden, von denen wir keine vollständige Erkenntnis haben. Was wir vollständig verstehen und begreifen, das kann nicht so weit über uns erhaben sein, daß wir uns gedrungen fühlten, es anzubeten. In der Anbetung erscheint notwendig das Bekenntnis, daß das angebete Wesen über unser Begreifen und Erkennen erhaben sei und nicht mit dem Wissen, sondern mit dem Glauben erfaßt werden könne. Es scheint also, daß Religion und Philosophie als entgegengesetzte Pole zu betrachten wären: der Anfang ist Religion ohne Philosophie, das Ende Philosophie ohne Religion.

„Aber dies scheint nur so. Das menschliche Wissen ist kein absolutes und schließt nie die Anbetung aus. Schon Sokrates behauptet, daß alles menschliche Wissen ein Nichtwissen sei, und niemand ist noch zur reinen Wahrheit vorgedrungen. Sobald der Philosoph zugibt, daß er nicht das absolute Wissen besitze, so gibt er damit zu, was die Theologie nötig hat: ein Transscendentales, das vom menschlichen Wissen nicht erreicht und erfaßt werden kann. Wer die Wahrheit redlich sucht, der sucht Gott; denn Gott ist die Wahrheit. Philosophie und Religion schließen daher einander nicht aus. Einst hatte das Volk den Mythus; der moderne Philosoph sucht das Wesen der Gottheit anders zu ergründen. Vielleicht wird es den beschränkten Sinnen des Menschen niemals gelingen, das Rätsel zu lösen . . ."

Eben war Timagoras im Begriffe, den letzten Absatz durchzulesen, als er auf der Gasse Lärm hörte, wie wenn eine große Menschenmenge sich einherwälzt. Da er vom frühesten Morgen an Gewehrgeknatter und dumpfe Kanonenschläge vernommen hatte, so dachte wohl Timagoras daran, daß an den Abhängen des Daphneberges oder weiterhin in der Ebene ein Manöver der athenischen Division abgehalten werde.

Vielleicht marschirte auch ein Bataillon der wackeren Vaterlandssöhne durch Lophni. Oder sollte vielleicht, da er vom Fenster aus keine Soldaten, sondern nur buntgemischtes Volk sah, sein Haus gestürmt und er auf den Befehl des Popen Kyprianos aus Lophni fortgeschafft oder gar erschlagen werden?

Da stürzte der junge Marko Menekotos, sein treugebliebener Schüler, herbei und rief freudig: „Dir wird hoher Besuch zu teil! Der Kronprinz kommt, um Dich zu sehen. Er fragte meinen Vater, der ihn führt, ob Deine Eltern hier wohnen. Der Vater antwortete, Deine Eltern wären kürzlich gestorben, Du aber bewohntest nun selbst das Haus."

Timagoras geriet einigermaßen in Bestürzung. Sein Heim sah sehr bescheiden aus und die Einrichtung war für so hohen Besuch nicht berechnet.

Was konnte es helfen, er mußte sich in das Unvermeidliche fügen.

Schon ertönten unten die Schläge des Thorklopfers, denn seitdem der Pöbel eine drohende Haltung gegen Timagoras gezeigt, hatte dieser stets das Haus verschlossen gehalten. Eine alte Magd kam atemlos herbeigestürzt, mit der Frage, ob sie öffnen solle — ein großer Volkshaufe sange Tumult an und drohe das Haus anzuzünden.

Timagoras ging selbst hinab und öffnete eigenhändig das Thor, worauf die stattliche Gestalt des Kronprinzen Konstantin, gefolgt von seinem Adjutanten und dem Ortsvorsteher Menekolos, dem Philosophen gegenüber stand. Der Kronprinz reichte dem letzteren die Hand und sprach freundlich: „Mir gereicht es zu großer Genugthuung, Dich in Deinem Hause besuchen zu können."

„Hohe Ehre wird meinem bescheidenen Dache zu teil," erwiderte Timagoras und lud den Prinzen ein, seine Schwelle zu überschreiten.

Der Herzog von Sparta*) folgte der Einladung und schritt die ziemlich steile Stiege empor, die in das einzige geräumige Zimmer führte, in welchem Timagoras zu arbeiten pflegte.

„Wir hatten heute um den Daphneberg Manöver," sprach der Kronprinz, indem er in dem etwas fadenscheinigen Lehnstuhle Platz nahm, der vor dem Arbeitstische des Philosophen stand, „und da wir bis nach Lophni kamen, erkundigte ich mich nach meinem einstigen Beschützer und Lebensretter."

„Lebensretter?" rief Menekolos ziemlich laut aus.

„Ja wohl, Lebensretter," erwiderte der Kronprinz, zu dem Ortsvorsteher gewendet. „Das wißt Ihr hier nicht? Das sieht dem Leander Timagoras ähnlich, daß er davon nichts erzählt hat. Nun, so will ich es berichten. Vor etwa anderthalb Jahren — ich weiß es genau, es war der fünfundzwanzigste November — ritt ich allein über Pattissia hinaus und wollte, um abzukürzen, über einen Feldrain, wodurch ich doch gar keinen Schaden anrichten konnte. Ein besoffener Bauer kam aber mit einem Dreschflegel entgegen und wehrte mir den Weg. Auf meine höfliche Bitte, mir die Fortsetzung des Rittes zu gestatten, geriet der rohe Mensch in eine solche Wut, daß er mich mit dem Dreschflegel bedrohte. Mein Pferd schreckte und stieg empor. Ich wäre verloren gewesen, wenn nicht im richtigen Augenblicke ein Mann emporgetaucht wäre, der den wütenden Kerl mit einem kräftigen Stockhieb auf einige Augenblicke bewußtlos hingestreckt hätte. Dieser Retter in der Not wollte mir damals nicht einmal seinen Namen nennen, aber ich bekam es doch heraus, daß er Leander Timagoras heiße und zu Lophni geboren sei. Es war mir schwer, meinen Dank ihm auszusprechen, denn vor Bescheidenheit verleugnete sich sogar der Helfer, und ich hatte Mühe, meine Pflicht und Schuldigkeit zu vollführen. Nun gelüstete es mich, meinen Freund Timagoras aus Dankbarkeit wiederzusehen, und da das Manöver durstig macht, so erbitte ich mir von ihm einen Trunk Weines."

„Königliche Hoheit," erwiderte Timagoras, „ich habe Wein, ob er aber munden wird . . ."

„Nur her damit!" antwortete der Kronprinz. „Auf dem Lande nimmt man mit allem vorlieb. Meine Soldaten müssen mit Wasser vorlieb nehmen, und ich sollte eigentlich nicht einmal den Wein vor ihnen voraus haben." Konstantin stützte die Hand auf den Tisch und bemerkte erst nach einigen Augenblicken, daß auf dem Tische ein Manuskript liege. Er nahm es in die Hand und sprach mit einem bedeutungsvollen Blicke auf den Ortsvorsteher: „Das ist also die Fabrik gotteslästerlicher Werke!"

Menekolos hatte nämlich dem Kronprinzen mitgeteilt, daß sich Timagoras im Kirchenbanne befinde und zwar wegen religionsfeindlicher Angriffe.

Der Herzog nahm die letztbeschriebenen Seiten und las sie durch. Was da stand, gefiel ihm ausnehmend, von Gottesleugnung war da keine Spur. Da stand es ja: Philosophie schließe den Gottesglauben nicht aus.

Inzwischen kam Timagoras mit einem gefüllten Kruge und hinter ihm die Schaffnerin mit vier uralten Bechern. Er schenkte ein und der Kronprinz erhob seinen zinnernen Humpen auf die Gastfreundschaft des Leander Timagoras, den er als einen ganzen Mann schätze und ihm das beste Glück wünsche.

Während der Kronprinz Konstantin den Philosophen so feierte, hörte man unausgesetzt unten das Gesurre der Menge, die natürlich viel zu erzählen hatte. Da ging es gar laut zu.

„Wenn der Kronprinz," so erhob sich eine Stimme, „den Leander Timagoras besucht, so muß er doch kein so schlechter Mensch sein, wie ihn Kyprianos darstellt."

„Das glaube ich auch," antwortete der angesprochene Bürger von Lophni. „Der Kronprinz würde keinen Mann besuchen, von dessen Fähigkeiten er nicht vernommen."

„Kyprianos ist ein unduldsamer Priester," rief ein dritter. „Er soll den Philosophen in Ruhe lassen! Wir haben in gelehrte Streitigkeiten nichts hineinzureden. Das sollen sich die Pfaffen und Gelehrten unter einander ausmachen!"

„Warum hat Kyprianos den Timagoras verdammt?" schrie eine andere Stimme. „Wir wissen's ja! Leander Timagoras ist unser Landeskind und der Priester Kyprianos ein zugeschickter Fremdling, der Unfrieden sät. Es lebe Leander Timagoras!"

„Es lebe Leander Timagoras!" brüllte die Menge und vergaß, was sie bisher ihrem Mitbürger gethan.

Der Kronprinz stellte eben seinen Becher hin, horchte und richtete einen fragenden Blick auf den Ortsvorsteher Menekolos.

„Es ist nicht anders," flüsterte dieser, „wie ich Eurer Königlichen Hoheit sagte."

„Leander Timagoras," sprach der Kronprinz, „ich hörte, daß Du von dem Popen Kyprianos und Deinem ganzen Heimatsorte angefeindet wirst, weil Du Dich

*) Dies ist der offizielle Titel des Kronprinzen von Griechenland.

im Kirchenbanne befindest. Du solltest ein Gottesleugner sein?"

„Das war ich nie," erwiderte Timagaras ruhig.

„Nach Deiner Handschrift, die ich hier gelesen," bemerkte der Herzog, „kann ich dem Vorwurfe auch nicht beistimmen. Ich werde, sobald ich nach Athen zurückkomme, vielleicht noch morgen, dafür mich einsetzen, daß dieser seltsamen Geschichte ein Ende bereitet werde. Und den Ortsvorsteher Agathon Menekolos mache ich verantwortlich dafür, daß meinem Freunde und Gastgeber, dem Philosophen Leander Timagaras, auch nicht ein Haar gekrümmt werde!"

„Ich habe ja," erwiderte Menekolos, „den Lehrer meines Sohnes stets beschützt. Aber Kyprianos — "

„Soll meinen Zorn nicht heraufbeschwören," sprach der Kranprinz in heftiger Aufregung, „sonst will ich ihm darthun, welche Macht im Staate gewaltiger ist, die geistliche oder die weltliche!"

Der Kronprinz trank den Becher aus und verabschiedete sich von Timagoras.

„Du hast mir einst geholfen," sprach er leise, „ich will Dir einen Gegendienst leisten."

Mit einem Händedruck verabschiedete sich Kanstantin und verließ, geleitet von Timagoras, das Haus.

Die Menge brach bei dem Anblicke des Prinzen in laute Zurufe aus und mancher, der den verfluchten Timagoras nicht gekannt, drückte ihm jetzt plötzlich die Hand.

Der Kranprinz stieg zu Pferde, gab Timagaras nochmals die Hand, während er den inzwischen herbeigekommenen Papen vollständig unbeachtet ließ.

Von diesem Tage an besuchten den Timagoras wieder alle seine Schüler, er wurde ehrfurchtsvoll auf der Straße gegrüßt und er konnte sein Hausthor jetzt furchtlos unverschlassen hatten.

Die größte Verwunderung erregte aber, daß der Pope Kyprianos sehr bald nach dem Besuch des Kranprinzen von der Oberbehörde nach einem scheinbar besseren Posten versetzt wurde. Der Nachfolger des unduldsamen Priesters hab die Ausschließung von der Gemeinschaft der Gläubigen auf und Timagoras wurde sogar ein Freund des neuen Popen, der das beanstandete Werk des Philosophen nicht zu kennen vorgab.

Kleandridas schlug sich ein- über das anderemal var die Stirne. Stand Timagaras in so vertrautem Verhältnisse zu dem königlichen Prinzen, so konnte er, der beste Weinhändler von Hellas, leicht „Hoflieferant" werden! Dazu konnte ihm der Schwiegersohn verhelfen. Jetzt, nachdem der Fluch nicht mehr giltig war, kannte Sophia ganz gut die Frau des berühmten Philosophen werden.

„Weine nicht, mein Saphiechen," sprach Kleandridas, indem er sich in Feiertagskleider warf. „Du weißt, daß mir nichts unter der Sonne so verhaßt ist als Thränen. Du sollst Deinen philosophischen Gemahl haben, nachdem seine Unschuld klar zu Tage liegt."

„Jetzt wird er mich gar nicht mehr mögen," erwiderte Saphia, „und mit Recht kann er Dir sagen, Du könntest Dir Deine Tochter behalten."

„Je nun, kannte ich denn das alles voraussehen?" palterte Kleandridas. „Der Mensch muß immer mit den Verhältnissen rechnen. Uebrigens vertraue ich dem Sprichwarte, daß alte Liebe nicht rostet. Es gibt nur ein so sauberes, hübsches Sophiechen in Lophai und wenn der Herr Philosoph hört, daß ich einwillige, so wird er gerne zugreifen."

Thatsächtich brauchte sich der Weingroßhandler nicht sehr zu demütigen. Timagoras nahm mit Freude die Einwilligung entgegen und Kleandridas umarmte wohl zehnmal seinen künftigen Schwiegersohn und nötigte ihn, sofort mit ihm in sein Haus zu gehen.

„Nein, nein!" sprach er, „wenn des Volkes Stimme so günstig spricht und der Zorn des Popen nicht mehr droht, da bin ich weit davon entfernt, eurem Glücke Hindernisse zu bereiten.

Und er führte ihn in seinen Garten unter die schattige Platane, wo um einen alten Marmortisch einige Sitze aufgeschlagen waren.

„Sophia, Sophia!" rief er. „Bemüh Dich in den Keller, und bring eine Probe von dem auf der äußersten rechten Seite. Dieser Wein wächst auf den besten Lagen von Smyrna. Dieser Wein ist klassisch und ich bedaure, daß seine königliche Hoheit der Kronprinz nicht bei mir vorgesprochen und ihn gekostet. Das ist ein Göttertrank, passend nur für den königlichen Keller. Ich habe van diesem herrlichen Tropfen nicht viel und spende ihn nur bei feierlichen Gelegenheiten. Er kostete mich ein bedeutendes Sümmchen. Dir, dem berühmten Philosophen und Lebensretter unseres Thronerben, soll ein Krüglein gewidmet sein. Laß Dich nochmals umarmen! Es freut mich wirklich, daß der unduldsame Kyprianos uns verlassen mußte; es ist toll, wenn man hört, was die Ursache seines Hasses gewesen. — So, Sophiechen, schenke die Becher voll und thu Deinem Bräutigam Bescheid. Er ist der vortrefflichste Mann auf dieser Erde!"

Freudestrahlend reichten sich die Liebenden die Hand und nun wurde für die allernächste Zeit der Hochzeitstag bestimmt. In dem bescheidenen Hause des Philosophen häuften sich die Geschenke; manche waren einfach, manche sehr kostbar. So hatten sich seine Freunde aus Athen mit allerlei künstlerisch ausgeführten Bronzegegenständen eingestellt und sogar vom Kronprinzen kam eine Sendung für die Braut, enthaltend einen herrlichen Schmuck.

Bei dem Hochzeitsmahle spendete Kleandridas einen vortrefflichen Wein, den die zahlreichen Gäste lobten. Vater Kleandridas war mit seinem Rebensaft so zufrieden, daß er beim vierten oder fünften Gange, trotzdem noch seine Lieblingsspeise, gebratene Hammelsrippen, zu nehmen war, in seinem Lehnstuhle mit den Worten „Kleandridas, Hoflieferant" einnickte. Auch die Gäste behaupteten des andern Tages, daß sie sich ausgezeichnet unterhalten hätten.

Herausgeber: Joseph Kürschner in Eisenach; verantwortlicher Redakteur: Ludwig Thaden in Stuttgart.
Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Die kleine Kirche.

Von

Alphonse Daudet.

(Fortsetzung.)

VI.

Ihr Brief, mein lieber Vallongue, ist mir von Messina, das ich Ihnen als meinen ersten Ankerplatz bezeichnet hatte, hierher geschickt worden, da unsere Reise um die Welt plötzlich unterbrochen worden ist.

Der Eindruck, den meine Abwesenheit auf das Personal des Stanislas gemacht hat, die Ansprache des Direktors im Refektorium, das Gebet des Pater Salignon um die baldige Heimkehr des verirrten Schafes, der ganze eingehende und malerische Bericht, den Sie mir über die Tage, die meiner Abreise folgten, erstattet haben, hat mich sehr belustigt, und das that mir not, denn in dem Beruf eines Entführers ist nicht gerade alles rosig. Ich muß mich bei Ihnen auch noch wegen meiner Belästigung entschuldigen und Ihnen zugleich auch dafür danken, daß Sie meine Siebensachen nach Grosbourg gebracht haben, noch dazu bei einem solchen Platzregen und gegen ein sehr frugales Frühstück, das man Ihnen ohne Zweifel auf dem prunkvollen, mit dem Familienwappen geschmückten Silbergeschirr vorgesetzt haben wird. Leugnen Sie nicht, ich kenne den gewöhnlichen Zuschnitt, wenn die Herzogin da ist. In der Jahreszeit der herrlichsten Früchte haben Sie getrocknete Pflaumen und Studentenfutter zum Nachtisch bekommen; und außerdem haben Sie noch eine übellaunige Herzogin genießen müssen, bei der ich gerade eine neue Anleihe gemacht hatte. In solchen Augenblicken kocht und empört sich das Blut des Barons Silva gegen mich. Die finstere Miene meines Vaters kann ich mir weniger erklären, wenn, wie Sie berichten, die Bewegungsfähigkeit seiner Beine von Tag zu Tag zunimmt. Er sollte strahlend aussehen. Was Magister Jean, meinen alten Hofmeister, betrifft, so hat das Wort ‚cavatà‘, das er Ihnen, als er von seinem Zögling sprach, zugeflüstert hat, nur eine sehr entfernte Beziehung zu der Krawattenschieblade, in der ich meine Liebesbriefe und Andenken aufstaple... Er wollte Ihnen nur begreiflich machen, daß ich ein unwiderstehlicher Don Juan bin. Der arme Junge hatte allerdings Gelegenheit, sich klar darüber zu werden als einziger Zeuge meiner Liebeswerbungen, die er auf seinem Cello begleitete... Ja, der kleine Glockenturm auf der Höhe des Ufers, den Sie mit einigen dicht um ihn herum liegenden Häusern und mit dem großen grünen Vorhang des Waldes von Sénart im Hintergrunde durch den Platzregen hindurch gesehen haben, das ist die Kirche von Uzelles. Man nennt sie in der Umgebung die kleine Kirche und etwas bezeichnender „die Kirche des guten Hahnreis“, um des alten Biedermannes willen, der sie hat erbauen lassen. Der Ort war daher auch für mein Abenteuer gewissermaßen privilegirt.

Dort erwartete ich eines Morgens im vorigen Monat bei Tagesanbruch meine Geliebte, Frau F..., in einem Coupé, das das Wappen, und mit einem Kutscher, der die Livree von Grosbourg trug, was, wie Sie mir zugestehen werden, an Ungezwungenheit nichts zu wünschen übrig läßt. Der entzückende Alexander hatte alles für unsere Flucht angeordnet, das Geld besorgt und die Reiseroute entworfen; ich empfehle Ihnen den Jungen, er ist zwar teuer, dafür aber auch unvergleichlich.

Bis Melun ging's durch den Wald, dann in den Zug nach Lyon und nach einem Aufenthalt von wenigen Stunden weiter nach Cassis. Die ganze Reise war ein Entzücken: Das hübsche Weibchen, das aus ihrem Bett in meinen Wagen sprang, ohne sich nur die Zeit zu nehmen, alle Haften zuzumachen, unsere ersten, von Morgentau und Pfefferminzwasser durchtränkten Umarmungen, der berauschende Gedanke, uns auf dieser Flucht quer durch den Wald, durch das Krachen der Aeste und das Rascheln der gegen die Scheiben gewehten Blätter verfolgt zu glauben, und vor allem die süße und wilde Freude darüber, daß man dem Gesetz, der Pflicht entschlüpft, daß man auf verbotenem Revier jagt! Und dann endlich Cassis, das Meer und an der Spitze des Hafendammes die „Blau-Weiß-Rot“, das große Segel halb

eingezogen und nur darauf wartend, für uns seine Flügel auszubreiten. All das, o, all das war unbeschreiblich schön!

Kaum aber waren wir eingeschifft — an einem göttlichen Abend, der in allen grünen und violetten Tinten strahlte — kaum begannen meine Freundin und ich die physische Freude mit vollen Zügen zu genießen, in zärtlicher Umarmung auf der Brücke hingestreckt, eingewiegt von einem wunderbaren Männerchor, der von einem neapolitanischen Korallenschiff, das mit uns die gleiche Fahrt hatte, zu uns herüberklang und seine hellen Freudentöne mit dem sanften Plätschern des Kielwassers und dem Klappern der Laterne am Maste vermischte, da — horrible, most horrible! da wird meine Angebetete von dieser schrecklichen Seekrankheit ergriffen, die sie weder in der Nacht noch am andern Tage verließ und uns zwang, unsere Fahrt für einen oder zwei Monate, vielleicht für immer aufzugeben. Ein vollständigeres Fiasko dürfte es wohl kaum geben. Ich habe Ihnen gesagt, welch eine entzückende Reisebegleiterin unter vielen anderen ich mir ausgesucht habe, abenteuer-, reiselustig, eine leidenschaftliche Freundin des Segelsports, die das Steuer zu führen und eine Schote zu vieren versteht, so gut wie ich, kurz, das Muster einer Frau für einen Schiffer. Prosit Mahlzeit! Da muß sie die Seekrankheit kriegen ... und was für eine Seekrankheit, schrecklich, unheilbar!

Was sollte ich jetzt thun? Sollte ich meine schöne Reise aufgeben? Sollte ich die „Blau-Weiß-Rot" nach Cardiff zurückschicken und dem braven Nuitt die fünfzehnhundert Franken, die ich ihm für drei Monate vorausbezahlt hatte, lassen? Ich hatte nicht den Mut dazu. Ebenso wenig dazu, die Gräfin und mich — für die Tischnachbarn und die Fremdenbücher in den Hotels sind wir Graf und Gräfin von Uzelles — in einer Villa am Ufer des Vierwaldstätter oder des Genfer Sees einzumieten, um dann nach den italienischen Seen weiter zu wandern. Unter solchen Umständen ist das Leben zu Zweien Selbstmord durch Langeweile, wenn man nicht etwa verliebt oder schwindsüchtig ist, was nicht gerade mein Fall ist; der Ihrige doch auch nicht, mein lieber Vallongue?

Um mir Zeit zum Ueberlegen zu lassen, habe ich meine Jacht unter dem großen Felsen von Monaco ankern lassen und in Monte Carlo die erste Etage einer der Karawansereien gemietet, die so pompös um die Spielbank gruppirt sind. Obgleich wir noch nicht in der Saison sind, umsteht schon eine dichte Menge die Roulettetische, allerdings nur eine Menge von Fremden. In den ersten Tagen gewann ich eine hübsche Summe, dann verlor ich meinen Gewinn wieder und noch die vierzig- oder fünfzigtausend Franken, die ich bei mir hatte, dazu. Das Unglück wollte es, daß Alexander nicht in Uzelles war und daher meiner Geldforderung nicht gleich entsprechen konnte, so daß ich gezwungen war, dem Kapitän Nuitt den Vorschuß, den ich ihm gegeben hatte, wieder abzufordern; Sie können sich seine Enttäuschung und seinen Schrecken vorstellen!

Und was wird aus der Löhnung für die Mannschaft, by God? Und aus dem Kostgeld für Mistreß Nuitt?

Acht Tage lang mußte ich dies Kauderwelsch ertragen in Variationen, die zum Totlachen waren und an denen sich der Kapitän, der zweite Offizier und der Steward beteiligten. Mit ihren gutmütigen, englischen Gesichtern, die aber jetzt etwas erhitzt und bestürzt dreinschauten, verfolgten sie mich überall, auf dem Postamt, an den Spieltischen, und ließen auf den weißen Terrassen des Hotels wie auf den schattigen Wegen nach Monaco die tollen und komischen Schatten einer Pantomime von Hanton Lee erscheinen. Jetzt sind die Galeonen endlich eingetroffen, Kapitän Nuitt, seine Frau und seine Mannschaft sind bezahlt und zufrieden, und ich spiele weiter, weil die Tage lange sind, aber für die Zukunft frei von jeder ärgerlichen Wallung.

Meine Geliebte, die zuerst untröstlich darüber war, daß durch ihre Schuld unser ursprünglicher Plan durchkreuzt worden war, hat sich, dank zwei ausgezeichneter Pleyels und der freundlichen Zuhörerschaft unserer Karawanserei, schnell getröstet. Rechnen Sie noch das Vergnügen am Comfort und der Eleganz hinzu und die unvergleichliche Freude, wenn man am Arme des Herrn Grafen in den Speisesaal tritt, den Oberkellner sagen zu hören: „Es ist angerichtet, Frau Gräfin!" Titel und Wappen, das ist der Traum dieses kleinen, elternlosen Bürgerkindes, das im Waisenhause, in dem es seine Kinderjahre verbrachte, mit der Idee aufwuchs, es sei von vornehmer, hoch vornehmer Abstammung. Sie hat allerdings etwas Distinguirtes, eine lange, geschmeidige Taille, ein etwas hochmütiges Gesicht, eine schmale, wunderbar umrahmte Stirn; — aber große Füße und große Hände, die zwar zum Klavierspielen — für Klaviatur und Pedal — sehr brauchbar sind, aber nicht gerade auf eine vornehme Herkunft schließen lassen. Würde sie mich lieben, wenn ich nicht der Sohn eines Herzogs und selber Prinz wäre? Ich bezweifle es. Sie ist selbst noch zu jung, als daß meine Jugend sie gereizt haben könnte wie jene überreife Baronin, die Freundin meiner Mutter, die so gierig auf frisches Fleisch war. Obgleich meine breitschulterige Figur sie ja nicht daran erinnert, genirt es sie vielmehr, daß ich erst achtzehn Jahre alt bin, genirt sie die Reinheit, die Unverdorbenheit, die sie mir noch zutraut. Das arme Mädel!

Es gibt noch sentimentale Frauen. Meine Geliebte gehört zu denen, die uns sagen: „Komm, weine Dich an meinem Herzen aus!“ Und bei dieser Gelegenheit, lieber Wilkie, will ich Ihnen zu Ihrem Nutzen und Frommen erzählen, wie es mir gelang, ihren allerletzten Widerstand zu besiegen. Eines Abends waren wir allein in einem alten Gartenhause in ihrem Park beisammen. Was hatte ich nicht für Hinterlist aufwenden müssen, um sie dahin zu bringen? Aber sonst war nichts zu erreichen; Bitten und Klagen brachten mich nicht ein Haarbreit weiter! Um mich vollständig lächerlich zu machen — in einer solchen Lage ist man es ja so leicht — fliegt mir ein Stäubchen ins Auge. Ich reibe kräftig, ohne meinen Angriff dabei aufzugeben; meine Augen werden rot, sie thränen, da plötzlich fühle ich, wie sie ihre Haltung verliert: „Du weinst?... Du zweifelst an meiner Liebe?... Nein, nein, weine nicht mehr, zweifle nicht mehr — nimm mich hin!“ Und dies Mißverständnis dauert noch fort; sie glaubt, daß ich schrecklich verliebt bin, während sie mich durchaus nicht sehr feurig liebt?

Ist es nicht merkwürdig, daß sie sich mit so wenig Leidenschaft in ein solches Abenteuer gestürzt hat? Sollte es wahr sein, was sie behauptet, daß es „sie langweilte zu lügen“? Ich finde das nun durchaus nicht langweilig? Im Gegenteil, ich finde, daß im Kampfe zwischen Mann und Weib die Waffe der Schwäche, die kindliche und weibliche Waffe, die sorgsam gewählte, abgefeimte, von kleinen, kunstgeübten Händen ziselirte hübsche Lüge das Angenehmste an dem ganzen Possenspiel ist. Nein, die Lüge hat sie nicht gelangweilt. Sie hat sich ganz einfach gelangweilt. Als Opfer ihres eintönigen und unthätigen Lebens hat sie schließlich vorgezogen, sich allen Launen meiner achtzehn Jahre zu überliefern und allen Gefahren einer Strohfeuer-Montgolfière. Was mag sie sich für Hoffnungen machen? Selbst wenn sie die Scheidung durchsetzen sollte, habe ich ja, wenn ich mein Alter und meine Stellung ins Feld führe, tausend Vorwände, um sie nicht zu heiraten. Im übrigen kommt aber die Scheidung gar nicht in Frage. Ihr Mann, Herr F., den man für einen gleichmütigen Kerl hielt, soll, wie mir Alexander mitteilt, vor Wut fast bersten und könnte uns eines schönen Morgens überfallen. Und doch erscheint mir die Eifersucht des Mannes weniger bedrohlich, als die meines Vaters, des Generals.

Ja, mein lieber Vallongue, mein Vater ist eifersüchtig auf mich, wahnsinnig verliebt in meine Maitresse, die wieder in ihres Herzens Tiefen ein lebendigeres Gefühl für den Helden von Weißenburg birgt, als für sein Unschuldslamm von Sohn? Hat vielleicht das Mitleid dieses Gefühl geboren oder bestand es schon vor der Krankheit des Generals? Ich weiß es nicht; aber ich, der ich sie Monate und aber Monate beobachtet, wie sie, sie am Klavier, er in seinem Krankenstuhl, Blicke austauschten, die mehr sagten als Worte, ich habe oft die Empfindung gehabt, daß bei einem Turteltäubchen ihres Schlages dieser mit Jahren und Ruhm gennudelte Invalide ein gefährlicher Nebenbuhler war. Er, der Alte, durchschaute mich, er mißtraute der cavata und war überzeugt, daß ich schließlich triumphiren würde, dank meiner Beine und alles dessen, was ihm fehlte. Ach, wie muß ich ihn unglücklich gemacht haben, besonders wenn sie auf einen Nachmittag nach Grosbourg kam und ich sie durch das ganze Haus und den Garten davonführte! Denken Sie sich Don Juan als Krüppel; den Geriebensten unter den Geriebenen, dem, wie er sagt, „niemand welche aufgesetzt hat“, während er „es aller Welt besorgt hat“, denken Sie sich diesen Menschen an einen Krankenstuhl angenagelt und darauf beschränkt, von weitem hinter einem Fenster auszuspähen und sich fortwährend zu fragen: „Wo sind sie? — Was machen sie?“, der, von Verdacht unaufhörlich geplagt, sich auf seinen Stelzen an die Thüren schleppt, um zu horchen, und dann in ohnmächtiger Wut in Thränen zerfließt. Solch ein Mensch war mein Vater! Ich kann es wohl begreifen, daß er, um dieser Qual ein Ende zu machen, auf die Idee kam, mich in Stanislas einzusperren. Dieser Trumpf wurde von mir dadurch übertrumpft, daß der junge Mann einfach im Verein mit der zärtlichen Schönen durchging. Nun könnte es, besonders nach der verunglückten Fahrt der „Blau-Weiß-Rot“, durch die wir für ihn erreichbar geblieben sind, sehr leicht geschehen, daß mein Vater meine Minderjährigkeit dazu mißbrauchte, mich wieder in Grosbourg oder gar in Stanislas einzusperren. Nein, das wäre wirklich zu komisch, wenn ich wieder in die Presse käme... Vielleicht gar mit meiner Geliebten? Der Lyceistenrock würde ihr so hübsch stehen. Und das wäre doch eine Lösung, an die sie sicher nicht gedacht hat.

Denkt sie überhaupt an etwas? Es war schwierig für mich dahinter zu kommen; und das ist wirklich sehr absonderlich, diese völlige Abgeschlossenheit, diese Unergründlichkeit zweier Wesen, die Seite an Seite leben und unter demselben Moskitonetz einschlafen. Manchmal denke ich an den Schreckensschrei, den sie ausstoßen würde, wenn sich ihr mein Ich plötzlich offenbarte, wenn sie dieses Ich, das so dunkel und trübe ist, daß ich selbst mich darin verliere, ich mich darin fürchte, wenn sie es plötzlich bewohnte, welch einen Schreck gäbe das! Ja, wenn sie nur diesen Brief öffnete — das Fünkchen Liebe, das sie vielleicht empfindet, müßte ja erlöschen, wenn nicht etwa gerade das Gegenteil davon geschieht. Welche Herzogin des großen Jahrhunderts hat doch einmal gesagt, damit eine Frau einen Mann ganz und gar liebe, müsse sie ihn

ein wenig verachten? Begreifen Sie, daß, wenn ich meiner Geliebten müde, ich um ihr den Geschmack an mir zu verderben, mich so zeigen wollte wie ich bin, ich vielleicht ihre Liebelei in eine Leidenschaft verwandeln würde. Nein, nein, da ist es schon besser das Schicksal und unsere liebe Frau von Fourvières, zu der das entzückende Weibchen das blindeste Vertrauen hat, walten zu lassen. Dieses Vertrauen geht so weit, daß sie, die wirklich beinahe nackt von Hause abgereist war, bei unserer Ankunft in Lyon, noch ehe sie sich ein Hemd gekauft hatte, nach Fourvières hinaufpilgern wollte, um sich mit geweihten Skapulieren und Rosenkränzen auszurüsten. Ich habe sie nicht davon abzubringen gesucht; es ist so hübsch, wenn die Weihpfennige auf einem weißen Halse klappern, es hat einen so eigenen Reiz, wenn die Freude zur Sünde wird, wenn die Wollust in Gewissensangst und Furcht genossen wird!

Von den mehr oder minder zweifelhaften Ausländern, die in dieser Saison in unserem Hotel wohnen oder hier ihre Mahlzeiten einnehmen, haben wir uns einem jungen Ehepaare angeschlossen, der Familie Nansen. Der Mann, ein Schwede, ist Professor an irgend einer Universität seines Vaterlandes und hat sich, da er brustleidend war, mit einer wissenschaftlichen Mission nach Süditalien schicken lassen. Jetzt ist er auf der Rückreise und seit acht Monaten mit der sehr hübschen Tochter eines Hotelbesitzers in Palermo verheiratet. Sie sind noch heftig in den Flitterwochen, wobei der Gegensatz von Nord und Süd, die hier zusammengespannt sind, höchst amüsant ist. Der Mann ist rothaarig, trägt eine Brille, sieht sanft und rhachitisch aus, hat eine Hühnerbrust und die feinen matten nordischen Augen. Irgend jemand hat einmal gesagt: „Je weiter man in den Norden hinaufkommt, desto mehr verfeinern sich und verlöschen die Augen." Ganz anders sehen die schönen kurzsichtigen Augen Ninas, der Frau Nansen aus, zwei schwarze Weinbeeren, die versucherisch aus dem herrlichen Fleisch der Italienerin hervorleuchten. Die Frau hat eine etwas rundliche Gestalt, sieht aber dabei wahrhaft jugendlich und natürlich aus, und schmiegt sich an ihren Gatten mit dem Lachen einer geliebten Maitresse, mit den Wonneschauern einer glücklichen Pflanze, die sich in der Sonne reckt und dehnt. Unsere Anwesenheit in dem Hotel, das sie, während sie in einer benachbarten Villa wohnten, täglich zu den Mahlzeiten aufsuchten, störte die Harmonie des Ehepaars. Die hübschen Toiletten meiner Pariserin, ihre hochmütige Zurückhaltung machten sichtlich auf Herrn Nansen einen tiefen Eindruck; er fand mit einemmal, daß Nina schreiende Taillen trüge und ein gewöhnliches Aussehen habe. Der arme Junge war aber viel zu schüchtern, als daß ich hätte hoffen können, er würde jemals meine Rolle übernehmen, wie groß auch seine Lust dazu sein mochte und vielleicht auch die meinige. Worin besteht diese Schüchternheit, die unter uns so häufig ist, während die Frau sie nicht kennt? Ich habe Ihnen von Herrn Bum-Bum erzählt; Nansen erinnert mich in seiner Schüchternheit immer an ihn. Er ist auch eines jener Wesen, die stolpern, sobald man ihnen beim Gehen zusieht, die einen großen Anlauf nehmen müssen, um eine Ladenthüre aufzumachen, die auf der Straße sich an die Mauern drücken und sie am liebsten durchbohren möchten, um dahinter zu verschwinden. Bum-Bum, der mir die vertraulichsten Bekenntnisse machte, sprach mir einmal von einem seiner Freunde, der sich einen Schwips anlegt, um den Mut zu haben, gegen seine Frau zärtlich zu sein. Ich habe mir immer gedacht, daß er selbst dieser Freund ist. Mein Däne gehört auch zu der Sorte. Eines Abends spielte er im Salon einen langsamen Walzer von Brahms und sah dabei meine Geliebte ganz verzückt an. Ich stand neben ihm und sagte ihm ganz leise: „Nehmen Sie sich in acht, Nansen, man bemerkt es —" Statt mich nun zu fragen, was man bemerke, wird er feuerrot und läßt seine Brille auf die Tasten fallen.

Wenn ich sie wegen ihres stummen Liebhabers neckte, antwortete Lydie mir lächelnd: „Mir scheint aber, daß Dir die Frau auch nicht mißfällt!" Und in der That, die kleine Nina reizte mich durch die zwiefache, geheimnisvolle Anziehungskraft der Frau und der Ausländerin; ja noch mehr, die Verliebtheit in ihren Mann machte sie geradezu aufregend. Hatte nun meine Geliebte begriffen, war es die Furcht vor einer meiner Launen, die sie bestimmte, jäh von Monte-Carlo aufzubrechen? Kurz, eines Morgens, vor etwa acht Tagen, als der Kapitän Nuitt wie gewöhnlich phlegmatisch ankam, um sich den Tagesbefehl zu holen, erklärte sie sich trotz des Abratens der Aerzte bereit, sich wieder einzuschiffen. Wir beschlossen in Genua vor Anker zu gehen, und wenn diese kurze Fahrt sie nicht ermüdet hätte, die Reise nach Malta und dann weiter fortzusetzen.

„Wollen wir nicht Nansens bis Genua mitnehmen?" schlug ich in gleichgiltigen Tone vor. Sie suchte erst meiner Gedanken auf dem Grunde meiner Augen zu lesen — was nicht sehr bequem ist — und erklärte dann stolz wie immer:

„Nehmen wir Nansens mit!"

Am selben Tage um zwei Uhr nachmittags verließ die „Blau-Weiß-Rot" mit vollen Segeln den Hafen von Monaco. Aber noch vor Abend, auf der Höhe von Ventimiglia, da ging ein schöner Tanz los: Hagel, Donner, Sturm, das Meer aus Rand und Band, und Frau Fénigan auf ihr Bett hingeworfen, ohne die Kraft eine Bewegung machen, eine Klage ausstoßen zu können, sterbend! Nebenan in dem Salon, den der Widerschein der Blitze durchzuckte,

brachte Nansen dem Meeresgott wahre Riesenopfer dar, ohne weiter an Liebe zu denken. Wir, seine Frau und ich, hätten uns auf den Sofas herumwälzen, uns vor seinen Augen umarmen können, er hätte nicht die Kraft gefunden, einen Finger zu rühren. Aber die arme Ninette dachte nicht im entferntesten an dergleichen. Wahnsinnig vor Furcht, kniete sie den ganzen Abend zu den Füßen ihres Gatten, klammerte sich an seinen Lehnstuhl fest, und so oft ein Blitz die Oberlichter erhellte, bekreuzte sie sich völlig entgeistert und schrie und schluchzte ihre Litaneien: „Heilige Barbara, heilige Helene, heilige Maria Magdalena.“ Um unter solchen Verhältnissen an Courmacherei zu denken, hätte ich schon die romantische und gotteslästerliche Seele einer Figur von Eugen Sue haben müssen.

Der andere Morgen brachte neue Verwicklungen. Nansen war infolge seines Uebelbefindens von heftigem Bluthusten ergriffen, und da die Schiffsapotheke keine Superchlorüre enthielt, mußten wir in San Remo ans Land gehen, um unseren Kranken so rasch als möglich Erleichterung zu verschaffen. Von da kehrten wir alle am Abend, während die „Blau-Weiß-Rot“ endlos hin und her lavirte, um wieder ihren Ankerplatz neben der Jacht Seiner Hoheit unter dem Felsen von Monaco zu erreichen, über die Corniche nach Monte-Carlo zurück. Im Hotel erwartete mich ein Brief meines Vaters, ein schmetternder Kriegsruf, der mich der Ehre und dem Vaterlande wieder zuführen sollte. Seit hundert Jahren hätten wir immer einen Dauvergne bei der Fahne gehabt und zwar in einer ehrenvollen Stellung; wenn morgen der Krieg ausbräche, wenn Frankreich seine Söhne brauchte, wer würde von uns ausrücken? Vier Seiten solcher Lyrik, um mich zu bestimmen, meine Geliebte endgiltig im Stiche zu lassen und in Saint-Cyr einzutreten. Sie können sich denken, wie kalt mich diese ganze Fanfare gelassen hat.

Der Krieg langweilt mich, ich finde ihn dumm und schmutzig. Es gibt zwei Arten, ein Schlachtfeld zu betrachten, die vertikale, die des Reiters, der mit gezogenem Säbel fest im Bügel steht, einen Schuß Branntwein im Kopf, und die horizontale, die des Verwundeten, der sich mit aufgeschlitztem Leib im Kot und im Blute wälzt; ich habe mir immer nur dieses zweite Bild ausmalen können, das mich angewidert, wenn nicht gar erschreckt hat. Am Tage nach Weißenburg „gab es Fleisch“, pflegte mein Vater zu sagen, wenn er von dem Kampfe sprach. So erscheint mir der ganze Krieg als Fleisch, als abgeschlachtetes und aufgehäuftes Fleisch, nicht als schönes, aufrecht gehendes Fleisch, das leuchtet und lebt. Und doch bin ich durchaus nicht feige. Hätten Sie mich neulich nachts mit der wetterharten Bemannung der „Blau-Weiß-Rot“ aushalten sehen! ich habe nicht mit der Wimper gezuckt. Nein, auch ich werde schon meinen Mann stehen, wie alle Welt, nur diese Metzelei ist mir ein Greuel! Und ferner erwecken die Worte: Vaterland, Fahne, Familie in mir nur einen zweifelhaften Widerhall; sie sind für mich ein Hauch, ein leerer Schall. Ihnen geht es ja ähnlich, mein lieber Vallongue, nur mit dem Unterschied, daß bei Ihnen alles vom Studium, von der Reflexion kommt. Ihr Gehirn ist, wie das so vieler junger Franzosen, von den deutschen Philosophen erobert worden, eine Eroberung, die viel bedeutsamer ist als die des Elsaß oder selbst Lothringens. Kant, Hartmann und besonders jener dritte, der berühmte, Sie wissen schon, wen ich meine, haben den Schmuck des Lebens vor Ihren Augen Stück um Stück zerpflückt. Die Wissenschaft vom Gefühl und der Empfindung hat in Ihnen die Fähigkeit zu empfinden zerstört.

Ich aber, der ich nichts weiß, der ich nichts gelesen und nichts gelernt habe, wie komme ich zu dem Grade moralischer Müdigkeit und Abgelebtheit? Warum bin ich, mit kaum achtzehn Jahren, schon ausgedörrt und verwüstet? Woher kommt mir diese Verachtung jeder Pflicht, jeder Aufgabe, diese Empörung gegen alles, was Gesetz heißt? — Mein Name, mein Vermögen, meine Jugend und — die Seele eines Anarchisten! Woher kommt das? Sie, Vallongue, dem ich alles sage, der mich von Grund aus kennt, versuchen Sie doch, mich mir selbst zu erklären! Halten Sie mich — wie ich aus Ihrem Brief heraus zu lesen glaube — einfach für ein Produkt der neuen Schule, für ein Pröbchen der allerletzten Neuheit? Dann werden unsere Alten allerdings erstaunt sein. Ich weiß wohl, daß die abtretende und die kommende Generation einander durchaus nicht ähnlich sehen, diesesmal aber sind, wenn ich von meinem Vater und mir aus urteile, die Brücken zwischen den beiden Generationen vollkommen abgebrochen, und das Nichtverstehen von einem Ufer zum andern könnte sich wohl bis zum Hasse steigern.

Natürlich habe ich den Brief des Generals auf meine Weise gelesen und aus ihm nur ersehen, daß er wieder zum Leben zurückgekehrt ist und seine teure Frau Fénigan wieder zu haben wünscht, von der, wie ich gestehen muß, sein Aufwand an militärischer Beredsamkeit besser gewürdigt wurde als von seinem Sohn. Meine sentimentale Freundin hatte ganz klare Augen davon; übrigens sind in der letzten Zeit diese Anfälle von Empfindsamkeit sehr häufig, sogar beunruhigend. Das wäre so ein Abenteuer! — Hier aber flossen ihre Thränen aus einer ganz moralischen Quelle. Ich sah wohl, daß sie ganz außer Fassung geraten und zum größten Opfer bereit war. O, der alte Pfiffikus! Sein Brief war viel weniger für mich bestimmt als für die, die ihn über meine Schulter lesen und dabei an ihn denken würde! Und

ich sehe jetzt eine noch viel lebhaftere väterliche Demonstration voraus. Was wetten Sie, daß er in höchst eigener Person erscheinen und uns eine schöne melodramatische Scene aufführen wird, um zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen und sich zugleich die Geliebte und seinen Jungen zu holen? Er glaubt wohl, daß ich auf ihn warten werde! — Zunächst amüsirt mich das Roulet nicht mehr, wieder ein Reiz, der in den großen Abgrund gefallen ist; er wog die Langeweile nicht auf, sich in dieser afrikanischen Landschaft braten zu lassen, wo man durch die Sonne und den heißen Staub blind und durch das ewige Gezirpe der Heuschrecken, das das eintönige Geräusch des Lichts darzustellen scheint, taub wird.

Das beste wäre, auf meiner Jacht wieder zurückzureisen und Lydie Freunden anzuvertrauen, die sie zu Lande nach irgend einem verlorenen Winkel der Bretagne oder Italiens brächten. Aber wem? Mit Nansens hat es ein Ende. — Ich habe vergessen Ihnen zu sagen, daß der unglückliche Schwede am Tage nach unserer Rückkehr an galoppirender Schwindsucht starb. Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen, Herr Philosoph, als meinem Beichtvater, doch einen Fall von geheimnisvoller, fast nicht zu erzählender Leidenschaft unterbreiten. Der Schwede war also ad patres. Zwei Tage lang haben wir in diesem Tode gelebt. Meine Geliebte brachte Stunden und aber Stunden bei der verzweifelten Witwe zu; mein braver Nuitt, den ich, da er ja sonst nichts zu thun hatte, als Mädchen für alles benützte, und ich befaßten uns mit der Beschaffung des dreifachen Sarges aus Eichenholz, Blei und Tannenholz, um den Entschlafenen in seine Heimat zurückzubringen, und dann mit der Frage der Beförderung, des Durchfahrtsscheines und so weiter. — Man wurde mit dem Schweden buchstäblich gefüttert; seine Asche mischte sich in unsere Speisen, stahl sich in unseren Schlaf. Am dritten Tage, gestern morgen, sagte mir die Gräfin:

„Du solltest Nina besuchen — Du bist die ganze Zeit so freundlich und gefällig gegen sie gewesen, sie möchte Dir danken.“

Es gab ja nichts Alltäglicheres als solch einen Besuch. Warum war ich denn so bewegt, so leidenschaftlich bewegt, als ich in den Garten der Villa Nansen eintrat, am Eingang einer dunklen Schlucht, zehn Minuten vom Meere? War es der Sirocco, der Duft der Oleanderbäume? Mein Mund war trocken, meine Hände brannten, und mein ganzes Wesen war betäubt von einem Sinnentaumel, der mich aber nicht daran hinderte, an den Tod zu denken. Wie hätte ich übrigens auch nicht an ihn denken sollen? Als Herr des Hauses erfüllte er es mit der Unordnung und der Verwirrung, die er stets mit sich bringt. Die Fenster im ersten Stock, die weit offen standen, das andere, das hermetisch verschlossen war und durch das man den trübseligen, gelben Schein der Kerzen bei hellem Tageslicht sah, und überall, bis tief in den Garten hinein, bis unter die Lorbeerbäume der entsetzliche Geruch von Firnis und Sägespänen, den die Totenladen ausströmen.

Ich setzte mich im Empfangszimmer auf ein Strohsofa und wartete etwa fünf Minuten. Da hörte ich auf dem Flur Schritte. Es war Nina. — Ich habe Ihnen doch gesagt, daß zwischen dieser Frau und mir keinerlei Beziehungen bestanden? Noch am Tage, ehe das Unglück über sie hereinbrach, hatten wir den ganzen Abend auf der Terrasse des Hotels mit einander getollt und gelacht. Es war ein lustiger Flirt. Aber trotz aller meiner Bemühungen, sie zu unterhalten, war sie doch hauptsächlich damit beschäftigt, ihren Mann zu überwachen, der mit meiner Geliebten vor einer vierhändigen Sonate am Klavier saß. Ich hatte sie seither nicht wieder gesehen. Und nun erklären Sie mir, warum ich ganz bestimmt wußte, was jetzt geschehen würde? — Sie trat ein, sehr bleich, in einem schwarzen Kleide, das sie in der Eile angezogen hatte und das sich leicht an ihre schlanke Taille anschmiegte; darunter ahnte man das schöne mattglänzende Fleisch der Italienerin. Ihre Augen leuchteten aus den geröteten und geschwollenen Lidern hervor. Ohne ein Wort zu sagen, warf sie sich neben mir auf das Sofa; unsere Hände berührten sich leicht, und das Feuer entflammte. „Ach, Herr Charley —“ Und da lag sie auch schon an meiner Brust, da hing sie an meinem Munde, erschöpft von den durchwachten Nächten, hingegeben, weltvergessen, verzückt in einem sanften Fieberkuß, der nach Zahnwasser und Karbol duftete. Just in diesem Augenblick erschien ihre Hauswirtin, um sie nach einem paar Betttücher zu fragen und mir eine Gelegenheit zu entreißen, die sich mir wohl nie wieder bieten wird.

Darauf kommt es hier ja auch nicht an. Aber wie denken Sie über den Fall, Herr Philosoph? Welch ein teuflischer Einfluß vermochte diese Frau, sich von dem Toten, den sie liebte, den sie aufrichtig beweinte, loszureißen, um sich völlig unbewußt in meine Arme zu stürzen? Sollte ein aphrodisischer Hauch die Särge umschweben? Oder fordert einfach das Leben in einem heftigen, unvermeidlichen Drange sein Recht? Ich bin überzeugt, daß die Aerzte über derartige Augenblicke der Zügellosigkeit und Gemütsentartung, die sie jedenfalls sehr häufig ausnützen, viel mehr wissen, als sie eingestehen. Ich selbst bin schon ein anderesmal und unter viel schrecklicheren Umständen diesem geheimnisvollen Einfluß unterlegen. — Der Liebe Gebot und der Tod, Valmongue!

Ich wollte Ihnen mein Tagebuch erst schicken, wenn ich eine Entscheidung getroffen und unseren

neuen Aufenthaltsort bestimmt hätte, wir stehen aber plötzlich vor einer ganz neuen Wendung. Nicht etwa mein Vater ist soeben angekommen, sondern Othello. Heute früh betritt, immer noch stutzerhaft gekleidet, aber mit ganz entstelltem Gesicht, Herr Alexander unser Zimmer; er überwacht nämlich auf Kosten meiner Familie, seit meiner Abreise, den Gatten der Frau Fénigan und ist mit ihm in demselben Schnellzug hierher gereist. Glücklicherweise glaubt uns der wilde Ehemann in Monaco und sucht uns dort, so daß wir Zeit haben, einen Entschluß zu fassen.

Nächstens mehr! Die Sache ist nicht unbedenklich, aber ich fühle meinen Puls, er geht normal!

Charlexis.

VII.

Als Richard den alten Mérivet nach ihrem Gespräch an der kleinen Kirche jäh verlassen hatte, war er auf Herrn Alexander gestoßen, und das versteckte Lächeln des alten Lakaien, die Ironie, die er darin zu sehen glaubte, hatte seinen Verstand blitzartig erhellt.

„Wo sie sind, die Elenden? — Aber der Mensch weiß es ja! Er weiß es von Grosbourg und unsere Rosine von Alexander!"

Und während er den schon in glühender Hitze daliegenden Weg mit großen Schritten durchmaß, verdoppelte sein zusammengedrängter kurzer Schatten an seiner Seite die wütenden Bewegungen, die er zu seinem Selbstgespräch machte.

„Bin ich blöde, daß ich nicht früher daran gedacht habe! Daß ich oft stundenlang an dem Postschalter gelauert habe! — Das heißt, wenn die Dirne jetzt auch gesteht — O, sie wird schon gestehen, sonst —"

Rosine Chuchin, die in verjüngtem und verfeinertem Maßstabe das verschlagene Gesicht ihres Vaters, des Fischereiaufsehers, zeigte, erschien gerade in der kleinen Parkthüre über den beiden Stufen, von denen herab sie ihren Herrn mit der Nachricht von Lydies Abreise beinahe getötet hatte. Das Mädchen hatte einen eleganten Hut auf, kleine Schuhe an, ein goldbeschlagenes Gebetbuch unter dem Arm und schien auf jemand zu warten. Sie trat vor Richard zur Seite mit dem unbestimmten unterwürfigen Lächeln, in dem man sehen kann, was man will. Er aber ergriff sie mit beiden Armen, drehte sie um und lehnte sie gegen die Thüre, die er mit dem Fuß zugeworfen hatte:

„Wo ist die gnädige Frau — Du weißt es — sage es sofort — wo ist die gnädige Frau?"

Er schüttelte sie brutal. Starr vor Staunen und ohne zuerst etwas zu verstehen, stotterte sie:

„Aber nein, Herr Richard, ich weiß es gewiß nicht, wo die gnädige Frau ist. — Als sie vom Hochamt nach Hause kam, fand sie ein Telegramm vor —"

„Ich meine Deine Herrin — meine — meine Frau!" Mühsam brachte er das Wort über die Lippen. „Wo ist sie? —" Und als er sah, daß sie lügen wollte, fuhr er fort: „Ich habe mich bisher nie in Deine Geschichten gemischt, aber ich kenne sie, das kannst Du Dir wohl denken — Glaubst Du vielleicht, ich hörte euch nicht, wenn Dein Liebhaber in die Wäschekammer kommt. — Ich brauche nur ein Wort zu sagen, und meine Mutter wirft Dich auf die Straße, und Vater Chuchin —"

„O, Herr Richard!"

„Also, dann keine Ausflüchte! Wohin adressirt Alexander die Briefe, wenn er ihnen schreibt?"

Das unwillkürliche Erzittern des ganzen Körpers des robusten Landmädchens bewies, daß sie noch schwankte; endlich aber verriet sie im Flüstertone den Namen der Stadt und des Hotels. Richard war wie vernichtet. Er glaubte sie weit weg, jenseits des Meeres, außerhalb jeder Schußweite. Hatte man ihm denn nicht von einer Reise nach Indien erzählt? Aber sonderbar, statt sich sofort auf seine Rache zu stürzen, die ihm jetzt aus solcher Nähe winkte, fühlte er sich plötzlich beruhigt, ohne jedoch seine Abreise aufzugeben, denn er beauftragte Rosine ihm die Reisetasche zu richten.

„Du weißt, meine kleine Tasche, die ich mitnehme, wenn ich an den Teichen von Mérogis jage. — Aber ja kein Wort zu meiner Mutter! — Sie ist fort, sagst Du?"

„Auf den Bahnhof Villeneuve, in der Viktoria."

„Meine Mutter nach Villeneuve? Und zu welchem Zweck?"

Frau Fénigan fuhr immer nur zur Messe aus.

„Ich weiß es nicht, Herr Richard, aber ich werde ihre Abwesenheit benützen, um die Reisetasche zu holen; sie ist im Schloß geblieben."

Sie wollte durch den Laubengang davoneilen. Er rief sie wieder zurück: „Geh dann auch gleich in mein Zimmer und hole mir —" Er wußte nicht, wie er seinen Revolver verlangen sollte, der in der Schieblade des Nachtschränkchens lag. Das wäre doch ein etwas zu deutlicher Hinweis auf seine Absichten gewesen; er empfand darüber eine Art von Unbehagen.

„Nein, nichts, ich gehe selbst!"

Während er seine Waffe prüfte, schalt er sich wegen der Ruhe, die ihn unerklärlicherweise plötzlich überkommen hatte.

„Woher kommt das? Wie hat der Gedanke, daß ich morgen um diese Zeit, wenn ich will, gerächt sein werde, wie hat dieser Gedanke mich in solchem Maße abkühlen können? Bin ich denn ganz feige oder nur unfähig, irgend einen bestimmten Entschluß zu fassen?"

Dann holte er, um sich aufzureizen, um sich wieder zu der Wut aufzustacheln, die ihn vorhin

ergriffen hatte, die Briefe von Charlexis an seine Frau hervor, die er in einem Kästchen aufbewahrte, um sie immer bei der Hand, vor Augen zu haben. Ach, das war bald geschehen! Das Gehirn, das durch den erschlaffenden Einfluß der freien Luft etwas eingeschläfert und in seiner Funktion gehemmt worden war, bedurfte äußerer Vorstellungen, um sich wieder zu beleben. Aehnlich wie gewisse Wollüstlinge ihren abgestumpften Sinnen mit einem Buche oder einem Bilde wieder aufhelfen. Er kannte diese Briefe ja auswendig, aber beim Lesen nahmen die einzelnen Sätze Gestalt an, die Worte funkelten wie Blicke —

Da rollte die Viktoria über den Sand und riß ihn aus seinen Visionen. Seine Mutter! Schon! In aller Eile steckte er die Briefe weg, untröstlich darüber, daß er nicht abgereist war, ohne sie gesehen zu haben. Jetzt würde er einen Vorwand brauchen, um seine Reise zu erklären und um ihren Thränen und Bitten zu entgehen. Er sann darüber nach, während er, um seine Mutter zu empfangen, die Treppe hinunter ging, und trat auf die Freitreppe hinaus, als der Wagen gerade unten anfuhr. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er den Kutschbock mit Gepäckstücken überladen sah und neben Frau Fénigan unter einem scharlachroten Schirm eine junge Frau, die von Kopf bis zu Fuß in dasselbe Rot gekleidet war, von der Agraffe ihres Reisehütchens bis zur Seide ihrer durchbrochenen Strümpfe, die sie zeigte, als sie stürmisch wie ein rechter Junge vom Wagen sprang.

„Grüß Gott, Richard!" rief sie freudig, während sie Frau Fénigan, die ihrem Sohne Zeichen machte, aussteigen half. Die Stimme klang jung und frisch und hatte einen herzigen Anflug von Dialekt, den er schon gehört haben mußte, und der ihm fast vertraut vorkam. Aber Richard zauderte, als die Mutter, am Arme der Dame in Rot die Freitreppe erklimmend, sie ihm nannte:

„Erkennst Du sie denn nicht, Elise, die Cousine von Lorient!"

Ein Schwarm von Erinnerungen, von verliebten und glücklichen Momenten stieg in seinem Gedächtnis auf. Er sah wieder seine rundliche kleine Cousine, wie sie an seiner Seite durch die Felder von Sainte-Geneviève-des-Bois galoppirte, am Wagenschlag des Landauers, in dem Franz Belleguic, ein reicher Holzbauunternehmer, und Frau Belleguic, geborene von Kerkabelec, sich mit Frau Fénigan über die baldige Heirat ihrer Kinder unterhielten, die sich schon so ausgezeichnet verstünden. Die beiden Mütter waren einander leider viel zu ähnlich, um sich verstehen zu können. Frau Belleguic, geborene von Kerkabelec, war eine aus hartem Holz geschnitzte Bretonin, auch ein „guter Tyrann", die alle Welt zu lenken beanspruchte wie ihren Mann, mit fester Hand und kurz gefaßten Zügeln. „Franz, der kein Adler ist," sagte sie, wenn sie in seiner Gegenwart von ihm sprach, und der Gatte verbeugte sich jedesmal mit einem glückseligen Lächeln. Dem ehelichen Joche, das ihm im Laufe der Zeit den Nacken gekrümmt hatte, völlig unterworfen, hatte er allerdings durchaus nichts von einem Adler. Nach einer heftigen Scene zwischen den beiden guten „Tyrannen" hatte Richard die Partei seiner Mutter gegen die Eltern des Mädchens nehmen müssen, das er schon mit den Augen des Bräutigams angesehen hatte; er opferte sich eigentlich nur aus Schwäche, weil er thatsächlich nicht im stande war „Nein" zu sagen, aber er behielt einen aufrichtigen Kummer im Herzen zurück, den erst die alles heitende Zeit und andere weit tiefere Wunden schwinden ließen. Zwölf Jahre waren darüber hingegangen und Frau Belleguic, geborene von Kerkabelec, war zu ihren Ahnen versammelt. Franz, der kein Adler war, war untröstlich darüber, daß er sich nicht mehr so nennen hörte, seiner Frau in das Grab gefolgt. Elise, die einen Schiffsarzt geheiratet hatte, einen brutalen Säufer, der sie schon mehr automatisch schlug, hatte zuerst die Trennung von Tisch und Bett und, sobald das Gesetz durchgegangen war, ihre Scheidung durchgesetzt. Frau Fénigan hatte zwar zuerst mit der ganzen Entrüstung einer orthodoxen Katholikin gewettert; das hatte seiner Zeit sogar den Anlaß zu sauersüßen Diskussionen zwischen ihr und Lydie abgegeben, in denen zwischen einem „teure Mutter" und einem „teure Tochter" die giftigsten Geschosse herüber und hinüber pfiffen. Dann als ihre Schwiegertochter davongegangen war, änderte sie angesichts der Verlassenheit und Traurigkeit ihres Sohnes, dem sie mit ihrer zurückhaltenden mütterlichen Zärtlichkeit genügen zu können glaubte, ihre Ansichten über die geschiedene Frau und sogar über die Scheidung. Sie dachte wieder daran, daß Elise und Richard sich geliebt hatten. Sie bereute es jetzt, daß sie damals die Laune gehabt hatte, diese Heirat zu hintertreiben; eine Reue, die um so aufrichtiger war, als jetzt die Belleguics nicht mehr vorhanden waren und ihr daher die ganze Autorität blieb, über die sie so eifersüchtig wachte. Dann hatte sie, ohne gerade einen bestimmten Plan zu haben, von ihrem mütterlichen Instinkt getrieben und durch Aeußerungen des Pfarrers von Draveil, ihres Beichtvaters, mit beeinflußt, heimlich an die Cousine aus Lorient geschrieben und sie auf einige Zeit nach Uzelles zum Besuch eingeladen; und die Cousine war, da sie keine nachtragende Natur war, rasch herbeigeeilt.

Ihre Anwesenheit hatte zunächst den Erfolg, daß sie Richard an seiner sofortigen Abreise verhinderte. Er verschob sie auf einen Abendzug. Beim Frühstück saß er Elise gegenüber und freute sich, ihr helles Lachen und ihren hübschen Augenaufschlag wieder-

zufinden, und ihre frischen, aufgeworfenen Lippen zu betrachten. Sie gehörte zu jenen bevorzugten Wesen, über die die Stürme und Katastrophen des Lebens mit voller Gewalt dahinbrausen, ohne auch nur die geringste Narbe an ihnen zurückzulassen. Nach so vielen Jahren der Trauer und der Thränen sah er sie in derselben fröhlichen Thorheit wieder, wie damals, immer noch mit ihrer etwas provinzialen Vorliebe für alles Schreiende, Auffallende, immer noch mit ihrer kleinen Reihe von Reiskörnern zwischen den Lippen mit ihren rosigen, etwas gebräunten Pfirsichwangen; nur die Arme waren runder geworden, die Haut weißer, und dann hatte sie eine nicht gerade sehr keusche, aber naive Kunst sich zu dekolletiren erlernt, die so recht geeignet war, ihren furchtsamen Tischnachbarn einzuschüchtern. Richard wandte sich alle Augenblicke ab, dann ließ er wieder einen Blick über sie hingleiten, über den er selbst errötete, mit dem er aber dem koketten, braven Weibchen, der die Mutter ganz einfach gesagt hatte: „Mein Junge ist krank, mache ihn mir wieder gesund!" die größte Freude bereitete.

Als sie eben das Frühstück beendigen wollten, rief Elise plötzlich in heller Angst aus: „Wo ist denn meine Tasche?" Es handelte sich um eine kleine Tasche von rotem Leder, in der sie ihr Geld, ihre Staatspapiere, ihren Schmuck, kurz, ihre ganze Habe aufzuheben pflegte. Zuerst beunruhigte man sich nicht sonderlich darüber. Vor einer Stunde war sie erst angekommen, und was hatte sie inzwischen nicht schon alles verlegt! Der kleine Sack mußte sich ja ebenso sicher wiederfinden, wie der Fächer, die Ringe und der Schirm, die infolge des fortwährenden körperlichen und geistigen Hinundherzappelns dieser reizenden Person, um sie her verstreut waren. Nach langem, vergeblichem Suchen mußte man aber doch annehmen, daß die Tasche im Waggon oder auf dem Bahnhof in Villeneuve liegen geblieben war, besonders, da der Kutscher Libert versicherte, sie nicht bei den übrigen Gepäckstücken auf dem Bock gesehen zu haben.

„Libert soll auf den Bahnhof zurückfahren," sagte Frau Fénigan.

„Danke, liebe Cousine, aber ich bin zu unruhig, ich will selbst hin."

„Ich werde Dich hinfahren, Elise," schlug Richard vor. „Wir werden den Buggy nehmen, um schneller vorwärts zu kommen."

Und da es gerade zum Dienerschaftsfrühstück läutete, ging der gute Junge selbst hinunter und spannte an, um niemand zu stören und doch auch keine Zeit zu verlieren. Die beiden Frauen, die allein zurückgeblieben waren, fielen, von der gleichen Wallung getrieben, einander in die Arme.

„Ach, liebes Kind, wenn Du im stande wärst —"

„Aber es geht ja, wie mir scheint, ganz gut! — Lassen Sie mich nur machen, Sie werden schon sehen!"

„Hast Du ihn verändert gefunden?"

„Er ist recht blaß geworden und hat längere Züge bekommen. Mir gefällt er so besser, er sieht vornehmer aus. Aber Sie hatten mir gesagt, daß er traurig sei, liebe Cousine, und dabei trällert er fortwährend vor sich hin."

Sie deutete das „Bum-bum" an, den Baß der Sonate.

„So summt er, wenn er an sie denkt," sagte die Mutter.

„Da denkt er ja aber immer an sie! — Ist das denn möglich, nach dem, was sie ihm angethan hat?"

„Das begreifst Du nicht — ich auch nicht, mein armes Kind."

Richard hatte sich inzwischen schon auf den Bock gesetzt und rief die Cousine, die eiligst zu ihm hinunter ging.

Villeneuve-Saint-Georges ist zwei starke Meilen von Uzelles entfernt. Richard ließ die Zügel schießen und legte mit dem leichten Wagen die ganze Strecke in weniger als einer halben Stunde zurück.

Als der Buggy in den von Hotelwagen, Droschken und Equipagen erfüllten Stationshof einfuhr, stand Herr Alexander, von dem Gedränge all der Pariser im Sonntagsstaat herumgeschoben, eine schottische Reisemütze auf dem Kopf, die lederne Geldtasche über der Schulter, vor dem Wartesaale. Er drehte sich eine Cigarrette und betrachtete mit der überlegenen und verdrossenen Miene des Reisenden, der eine große Route zurückzulegen hat, das biedere Völkchen der Ausflügler. Durch Rosine Chuchin über die Absicht ihres Herrn und von der Ankunft der Cousine unterrichtet, hatte er sich überlegt, daß Richard erst mit dem Abendschnellzuge würde abreisen können, so daß er mit einem Vorsprung von einigen Stunden noch rechtzeitig ankommen konnte, um das Liebespaar zu warnen. Mit seinem Plan und allen erforderlichen Kniffen war er schon ganz im reinen. Er würde die Furcht und die Verwirrung der ersten Minuten dazu ausnützen, den Prinzen auf der „Blau-Weiß-Rot" einzuschiffen, die Dame zu Lande fortzubringen, und, wenn die Liebenden erst getrennt waren, so viel Zweifel und Lügen zwischen ihnen auszustreuen, daß eine Wiederannäherung unmöglich wäre.

Das plötzliche Erscheinen Richards in dem lärmerfüllten Hofe warf alle seine Entschlüsse über den Haufen. Aus einer Ecke des Wartesaals dritter Klasse sah er ihn vom Wagen springen, auf den Bahnsteig zugehen, offenbar um den gleichen Zug zu benützen ... Was sollte er jetzt thun? Wie sollte er einsteigen, ohne bemerkt zu werden? Plötzlich sah er ein neues Bild: Richard schwang eine kleine rote Tasche hin und her und zeigte sie freudestrahlend

einer Dame, die draußen auf dem Buggy sitzen geblieben war. Darauf bestieg er wieder den Wagen, setzte sich an ihre Seite, nahm aus ihrer Hand die Zügel wieder entgegen und entschwand, ohne seinen Traber auch nur mit der Spitze seiner Peitsche zu berühren, auf der großen steinigen Straße den Späherblicken des alten Haushofmeisters. Würde Richard wohl bestimmt abreisen? Oder sollte die Ankunft der Cousine ihn vielleicht umgestimmt haben? Ganz sicher verriet nichts in ihm den gepeinigten, Rache brütenden Othello. Der Pariser Zug, der soeben in den Bahnhof einfuhr, erschütterte den Perron. Thüren wurden zugeschlagen: „Einsteigen nach Lyon, Marseille, Nizza —“ Alexander zögerte einen Augenblick. Dann umspielte ein hämisches Lächeln seinen glattrasirten Mund und er sprang in den ersten besten Wagen.

*

Inzwischen hatte Elise den Wunsch ausgesprochen, zur Rückfahrt einen weiteren Weg zu wählen.

„Ich halte es mit Rotkäppchen,“ sagte sie lachend; „ich liebe das Kreuz und Quer, die Umwege, auf denen man sich auf der Jagd nach allem was Flügel hat und nach allem, was so herrlich duftet, verirrt... Furcht vor dem Wolf?... Nie im Leben!... Wenn das Rotkäppchen seine Sache versteht, dann könnte man eher für den Wolf zittern!“

Ganz berauscht von dem herrlichen Tage, ihrer raschen Fahrt, von der Freude über die wieder gefundenen Juwelen konnte sie wohl den Eindruck des Rotkäppchens machen, wie wir es uns vorstellen, mit dem blaßroten Mützchen und dem glockenhellen Kinderlachen. Sie fuhren die Yères entlang, ein Flüßchen, das Watteau gemalt haben könnte. Zwischen grünen Abhängen, deren Frische zu der weißglühenden Straße im scharfen Gegensatz steht, liegt es unter hohen Schatten in einem kalten, tiefen Schwarzblau da. „Achtung, Achtung!“ erschallte es, und die Pariser Familien, die auf ihren Sonntagsbummeln alle Landstraßen belagern, stoben vor dem im schärfsten Trabe dahin fahrenden Buggy schleunigst aus einander. Aus den Fenstern der mikroskopischen Villen von einer burlesken Verschiedenheit mit ihren Türmchen, Balkons, ihren rosa Zuckerbäckerornamenten aus Fayence oder Thon, schauten neugierige Köpfe heraus, und auf all diesen von Langeweile und Müdigkeit erfüllten Gesichtern überraschte Richard derselbe Ausdruck der Freude und der Sympathie, den das reizende Geschöpf, das ihnen von ihrem hohen Sitz herab zulächelte, im Vorüberfahren hervorrief. Wie hätte er sich wohl dem bethörenden Reize dieses Lächelns entziehen können, er, der an der Seite der jungen Frau saß, auf den ihre lebendige Wärme ausstrahlte, den der frische Hauch ihrer schwatzenden Lippen, ihrer flatternden Locken traf? Alle Augenblicke nahm sie ihm die Zügel oder die Peitsche aus der Hand und streifte dabei mit ihrem runden, nackten Arm seine Wange, oder sie beugte sich vor, um ihm eine Riesenmagnolie zu zeigen, die inmitten eines Rasenplatzes stand, oder eine kleine Schar junger gelber Enten, die den Fluß entlang schwammen und er sah dann dicht unter seinen Augen den runden Ausschnitt ihres Kleides mit dem weißen, vollen Nacken. Ohne daß er selbst dessen gewahr wurde, nahm ihn die Ausstrahlung dieser weiblichen Reize gefangen und seine Nerven überkam eine wohlige Ruhe.

Als sie in das Dorf Yères kamen, das die große Landstraße durchschneidet, mußten sie die Gangart ändern. Es war Jahrmarkt im Dorfe, den Drehorgeln, Trommeln, Trompeten und ein penetranter Geruch von gebackenem Fett schon von weitem signalisirt hatten. Zu beiden Seiten der Chaussee waren eine Menge von Bretterbuden und Caroussels aufgestellt. Der Wagen mußte Schritt fahren, denn die Menge, die, je weiter man kam, um so dichter wurde, drängte sich von allen Seiten an ihn heran und hob ihn fast in die Höhe.

„Wie geht's, Eugen? Was macht das junge Paar?“

Bei dieser Frage Fénigans drehte sich Eugen Sautecoeur, genannt der Indier, der, mit seinen Schultern bis an den Bock hinaufragend, in der Nähe des Buggy gegangen war, um, und man gewahrte unter seiner runden Dienstmütze sein breites, aufgedunsenes und angsterfülltes Gesicht.

„Ich danke, Herr Richard, mir geht es ganz gut und den Kindern auch. Nur ist mein Junge zur vierwöchentlichen Uebung eingezogen, und ich habe wieder meine Schwiegertochter zu hüten. Das ist gerade nicht immer ein Genuß. Heute früh hatten wir ein paar Freunde ihres Mannes zum Frühstück. Sie wollte sie auf den Jahrmarkt führen... Guter Gott! Wie ich alt werde!“

Er holte aus seiner Mütze ein buntes Taschentuch hervor, mit dem er sich den Schweiß von der wild durchfurchten Stirn abtrocknete. Dann musterte er plötzlich die Menge um sich herum, die er mit seiner großen Gestalt überragte, und rief wütend aus:

„Ach, das Mädel ... hat sie mir wieder einmal einen Streich gespielt.“ Dann grüßte er militärisch und ging rasch auf die Holzbuden zu, um seine Schwiegertochter zu suchen.

Diese sah Richard einen Augenblick später auf dem Kirchenplatz in einer Gruppe junger Gecken mit großen Umlegekragen und mit Tingeltangelmanieren, im Begriff an einer Bude mit Kugeln nach Puppen zu werfen.

„Mag Ihr Indier so wachsam sein, wie er will,“ sagte Elise, „es wird ihm doch nicht gelingen, dieses Revier sauber zu halten!“

„Das glaube ich auch, liebe Cousine; aber sie soll sich in acht nehmen, Vater Sautecoeur versteht keinen Scherz!"

„Weniger wie der Mann?"

„Ach, der Mann . . . das ist ein Kerl wie ich!"

Richard hatte das Wort — es war die erste und einzige Anspielung auf sein Unglück, die er seit Elisens Ankunft gemacht hatte — in schmerzlichem Tone ausgesprochen, und ließ gleich darauf dem Traber die Zügel schießen. Das Tier war, nachdem es das Gewühl hinter sich hatte, schon ungeduldig geworden und jagte in tollster Fahrt die Straße und den Abhang bis zur Yères hinunter. Darauf fuhren sie über die kleine Brücke, und Richard lenkte in einen schattigen Weg ein, der zwischen großen, duftenden und blütenvollen Parks dahin führt. Von ferne ertönte über den Lärm des hinter ihnen liegenden ländlichen Festes hinweg das Vesperläuten, langsam und gewichtig, wie das schmerzliche Wort, das soeben ihr oberflächlich scherzhaftes Gespräch hatte verstummen lassen.

Heute abend war man in Uzelles, nachdem wie gewöhnlich für alle Bewohner des Schlosses die Feierabendglocke geläutet hatte, in Elisens Zimmer noch lange wach. Frau Fénigan in einem weißen Flanellrock, den Leuchter in der Hand, konnte nicht müde werden, sich über die Ausfahrt berichten zu lassen, und das Licht brannte immer tiefer herunter, und Rotkäppchens Augenlider wurden immer schwerer, ohne daß die Mutter, die auf ein paar Augenblicke ins Zimmer gekommen war, bemerkte, daß sie schon zwei Stunden da war.

Inzwischen fragte sich Richard, ganz erstaunt darüber, daß er sich in seinem Bett befand, anstatt auf dem Wege nach Monte-Carlo, warum ihm, nach dem Fieber der vergangenen Nächte, sein Kopfkissen so weich, seine Laken so frisch vorkamen, wie es möglich war, daß eine halb ausgeschnittene Taille und ein unter einer Fülle aufgesteckter Haare hervorleuchtender Nacken ausgereicht hatten, um seinen Sinn zu ändern, während die zärtliche Liebe zu seiner Mutter und die wohlgemeinten Ratschläge des alten Mérivet ihn von seinem tollen Plan nicht hatten abbringen können. Daß ein wenig Weiberfleisch so unwiderstehlich ist, daß in einem gequälten Herzen wie das seinige noch ein anderer Wunsch Raum finden konnte, als der nach Rache und Tod, darüber zog der arme Teufel seine gesamte Philosophie vergebens zu Rate, noch lange, nachdem er seine Lampe schon ausgelöscht hatte.

Am andern Tage reiste er nicht ab, er sprach nicht einmal davon. Es war nur ein Reitpferd im Stalle, es mußte ein zweites für Elise beschafft werden; und Richard ritt von nun an täglich mit ihr aus. Da er aus Temperament und Neigung schweigsam war, hatte das Reiten für ihn noch den besonderen Vorzug, daß man dabei nicht spricht, ja eigentlich nur halb denkt, da man seine ganze Aufmerksamkeit auf das so ungeheuer launenhafte und furchtsame Tier richten muß, dessen Wahrnehmungsvermögen zu der unsrigen ja in gar keinem Verhältnis steht. Man wird schließlich selbst etwas Pferd. In der Krisis, die er durchmachte, während er kaum in sich hinein zu sehen wagte, fand Richard diese Hemmung seiner eigenen Persönlichkeit herrlich. Als Frau Fénigan ihren Sohn von einem solchen langen Spazierritt zurück kommen sah, blühend, mit heller Stimme, warmen Händen, ohne die böse Falte auf der Stirn, die immer an derselben Stelle dieselben finsteren Gedanken angezeigt hatte, da strahlte auch sie und dachte an seine bevorstehende vollständige Genesung. Ja, wenn Rosine ihr nicht die Geschichte mit der Reisetasche erzählt hätte, hätte sie glauben mögen, daß Richard überhaupt nicht so schwer getroffen gewesen sei, als es der Pfarrer von Draveil und dieser Narr von einem alten Mérivet behaupteten.

„Nun, mein Töchterchen?" So lautete in schelmisch geheimnisvollem Tone ihre Frage jeden Abend, wenn sie sich in Elisens Zimmer niederließ, aber ein Tag und ein Ausritt folgte dem andern, ohne irgend eine Entscheidung herbeizuführen.

„Und ich thue doch, was ich kann," sagte die junge Frau beinahe weinerlich. Und die Mutter ermutigte sie und überlegte mit ihr, wie man wohl Richards Schüchternheit besiegen könnte.

„Denn das, nur das, hindert ihn daran, mein Kind. Alle Männer sind schüchtern und er ist noch viel schüchterner als alle anderen Männer."

„Glauben Sie, liebe Cousine? Dann will ich's noch einmal versuchen!"

Sie versuchte es.

Eines Tages wurden sie in der Ebene von Coucouronne von einem Gewitter überrascht und suchten nach einem tollen Ritt am Eingang des Dorfes unter einem Schuppen Schutz. Der Raum war eng und ihre beiden Tiere standen dicht neben einander.

„Wie mein Herz klopft," sagte Elise. „Fühlen Sie einmal, Richard!"

Unüberlegt ergriff sie seine Hand und legte sie auf die auf und ab wogende Taille ihres Reitkleides. Richards Sinne gerieten in Aufruhr. „Die andere, die andere," flüsterte er und umschlang mit seiner frei gebliebenen Hand die holde Gestalt, die sich ihm willenlos überließ; fünf Minuten lang hielten sie sich so wollüstig, stumm und bleich umschlungen.

Bis dahin hatte sie ihm nicht mehr gegolten als eine der Schwalben, die durch das offene Fenster der Isba hereinflatterten und im Fluge die Balken der Decke oder die Muscheln der Schwertscheiden streiften. Jetzt begann er sie zu beobachten, jetzt war

er begierig zu erfahren, was diese ewig fröhliche Seele, was dieses unaufhörliche Gezwitscher wohl verberge. Warum sollte er denn die da nicht lieben, wenn sie ihn von der Abwesenden kurirte, besonders, da seine Mutter es so sehr zu wünschen schien?

Dieser Gedanke beschäftigte ihn, während er nach dem Frühstück im Salon mit Frau Fénigan eine Partie Schach spielte; es war am Tage nach dem schrecklichen Gewitter, das die ganze Nacht hindurch den Garten verheert und die Wege ungangbar gemacht hatte. Elise, die seit dem, was tags vorher zwischen ihnen vorgefallen war, Richard gegenüber befangen war und eine Erklärung fürchtete, die sie doch wieder ersehnte, die sie kommen sah, stand an einem Fenster und sah hinaus.

„Was gibt es denn?“ fragte Frau Fénigan, die in ihrer Partie durch Geschrei und Hallo gestört wurde.

„Ach, der alte Bettler — wie nennen Sie ihn doch gleich? Richtig, Vater Georg! Er ist in einem Zustand! . . . Und alle die Spitzbuben hinter ihm her . . . Sie nehmen ihm seinen Stock weg . . . Ach Gott, der Unglücksmensch wird ja fallen!“

Draußen erschallte ein wieherndes Gelächter. Betrunken, scheußlich besudelt, mit dem ganzen Kot der großen Straße auf seinen Lumpen und in seinem Barte, wollte der alte Landstreicher die Meute kleiner Schakale, die sich an seine Sohlen geheftet hatte, in die Flucht jagen und hatte dabei seinen Prügel fallen lassen, dessen sich die Straßenjungen sofort bemächtigt hatten. Jetzt war er nicht im stande, einen Schritt zu machen, er lehnte sich mit dem Rücken an die Mauer der Meierei, krampfte sich an ihr fest, glitt dann aus, fiel um, erhob sich, um sofort wieder hin zu fallen, brach dann in Thränen aus und verlangte nach seinem Stock, den ihm der Straßenwart Robin, der aus seiner Siesta und seinem Schiebkarren aufgescheucht worden war, schließlich in die Hände gab. Darauf spielte sich ein kleines Drama ab, dessen Hergang Richard, die Stirne an das Fenster gelehnt, beobachtete. Während der Straßenwart in einer Wallung von beinahe tierischem Mitleid den alten armen Teufel bei den Armen ergriff und ihn so gut es eben gehen wollte, auf seinen schlotternden Beinen ins Gleichgewicht zu bringen suchte, kamen gerade Fuhrknechte aus der Meierei von der Pferdeschwemme zurück, blieben stehen, um sich das Schauspiel anzusehen und erfüllten mit ihrem rohen Lachen die ganze Straße. Robin geriet zuerst in Verlegenheit, dann schämte er sich geradezu und begann den Alten anzufahren, der dadurch noch mehr außer sich geriet und den Straßenwart in sein Straucheln mit hinein riß. Das Lachen wurde nur immer toller. Plötzlich ließ der Straßenwart den Alten fahren. Vater Georg tastete fassungslos vor Ueberraschung wie ein Blinder herum, fiel auf seine Kniee, auf seine Hände und schließlich der Länge nach in einen Berg von Schmutz, der sorgfältig am Fuße der Mauer aufgehäuft lag.

„Das ist ekelhaft!“ rief Richard entrüstet über die blöde Freude der ganzen Bande aus. Elise, die sich über die Ursache seines Zornes täuschte, glaubte ihrem Abscheu vor der Völlerei besonders bei alten Leuten Ausdruck geben zu müssen. Er fand sie dumm und Frau Fénigan, die ihres Sohnes Schwäche für die Vagabunden und besonders für diesen kannte, suchte schnell auf ein anderes Thema zu kommen.

„Seht doch, Kinder! Das ist aber wirklich ein Wunder! Der Abbé Ceres in einer neuen Sutane!“

„Der Abbé Ceres, ist das der Ministrant der kleinen Kirche?“ fragte Elise.

„Ja, liebe Cousine, und ein sehr braver Mensch — aber ich bin der Ansicht unseres lieben Pfarrers, es fehlt ihm etwas an Würde, an kirchlicher Haltung. Stellen Sie sich vor, daß er sämtliche Lucriots, die Großmutter und die beiden Töchter dieser Wilddiebsfamilie, bei sich aufnahm, so lang der Vater in Melun im Gefängnis saß!“

Richard wandte sich heftig um und sagte auffahrend:

„Ohne diesen Priester, liebe Mutter, wäre, als Lucriot nach seiner Freilassung zurück kam —“

Er unterbrach sich, um wieder auf die Straße hinaus zu sehen, wo das Schreien wieder lauter wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Wassili Tjorkin.

Von

P. Boborykin.

(Fortsetzung.)

XXII.

In dem Herrschaftszimmer der Datsche war alles still. Fünf Tage waren verstrichen, seit Serafima weggefahren war und Stjepanida mitgenommen hatte. Ihre Sachen waren mit Fuhrwerk fortgeschafft.

Seit dem gestrigen Tage wartet Tschurilin auf die Rückkehr des „Herrn". Tjorkin hatte in dem Marktflecken übernachtet und soll nach dem Essen wieder kommen. Das „Fräulein" ist in Mironowka. Sie wird gleichfalls nicht vor Abend erwartet.

Tschurilin ist jetzt Herr des Ganzen. Die Köchin haust in der Küche, im besonderen Anbau. Er hat sogar das Bett von Kaljeria Porfirjewna zu machen. Heut war kein Tisch zu Mittag zu decken gewesen, aber um sechs Uhr begann er auf der Terrasse den Thee mit kalter Küche vorzubereiten, wobei er unaufhörlich zwischen dort und dem Buffet hin und her lief. Ihm war behaglich. Die feindseligen Augen Serafima Jefimownas sind nicht mehr über ihm. Er hat sich alles zusammengereimt, was in der Datsche passirt ist, schwatzt aber nicht darüber. Die Köchin mußte allerdings etwas von Stjepanida aufgeschnappt haben und suchte ihn auszuforschen. Er schnauzte sie aber an:

„Weibergeschwätz! Ich weiß von nichts! Und Dich geht's nichts an!"

Die Köchin, eine einfache und furchtsame Person, hatte Angst vor ihm. Er spielt jetzt die erste Violine im Hause und der Herr liebt ihn.

Tschurilin schwankt in freudiger Erregung in dem Zimmer herum; die schwitzende Stirn erglänzt und die glühenden vollen Backen wackeln.

In seiner Herzensfreude hatte er nicht widerstanden — und heimlich ein Glas Wodka aus des Herrn Buffet geleert. Das hatte er wohl früher auch schon gethan, doch im tiefsten Geheimnis. . . . Er fürchtete selbst für seinen Kopf. Als Barbier war es ihm wohl passirt, daß er „toll und voll" hinter die Binde gegossen hatte — und dann wie ein Wilder mit blutunterlaufenen Augen mit dem Messer auf alles losgegangen war. Man hatte ihn mehr als einmal binden müssen.

Er stellte eine Flasche Xeres und eine Karaffe Wodka auf den Tisch, trat dann zwei Schritte zurück, labte sich am Anblick seiner schönen Anordnung und verspürte die Lust nach einem Gläschen . . . unterlag dieser Versuchung aber nicht. Wiederholt kehrte er mit irgend etwas zur Terrasse zurück. Aber es war schon alles fertig. Der Samowar stand auf der Küchentreppe bereit.

„Gemeinheit!" äußerte Tschurilin laut, indem er die Augen kniff und vom Balkon schwankte.

Wassili Iwanytsch hält ihn so „in Ehren" und schenkt ihm so volles Vertrauen — und er sollte diebischerweise Wodka trinken und sich noch „erniedrigen", wenn es jetzt für ihn gilt, sich in den Augen des wunderbaren Herrn zu „veredeln".

Er hatte sich an Tjorkin wie ein Hund gewöhnt. Mit ganzer Seele stand er in der Geschichte mit Serafima Jefimowna auf Seite seines Herrn. Sie war schuldig und er hätte sie an Wassili Iwanytschs Stelle gebunden der Obrigkeit überliefert. „Durfte man solche That der Weibsperson durchlassen?" fragte er sich so manchesmal seit jener Nacht und antwortete unwandelbar: „Man sollte sie nicht durchlassen."

Statt um Verzeihung zu bitten, hat sie ihren Kopf aufgesetzt und war trotzig abgefahren, während Kaljeria Porfirjewna in Thränen gebadet zurückgeblieben war, wie er wohl durch die Thür gesehen hatte.

Er bewahrte den Dolch auf, den der Herr damals der Hand Serafima Jefimownas entrungen hatte, wodurch er sich das Gefühl verschaffte, als ob er, gerade er — Tschurilin — den Hauptbeweis gegen sie in Händen habe und sie jeden Augenblick überführen könne. Der Herr hatte nach dem Dolche nicht

gefragt, doch an der Schneide klebte Blut, das Blut des gnädigen Fräuleins.

Das gnädige Fräulein erfüllte sein winziges Wesen mit Anbetung. Für ihn war sie eine Gerechte. Von Kindheit an war er gottesfürchtig und dem alten Glauben zugeneigt. Sie war für ihn heiliger als eine Nonne.

Er hätte gern gewußt, was wohl jetzt aus der Schwärmerei von Wassili Iwanytsch für Kaljeria Porfirjewna werden könne. In Bezug auf seinen Herrn kann er dafür einstehen, daß dieser zu seiner gewesenen Herrin nicht zurückkehren wird. Spaß! Sie mag eine noch so große Schönheit sein, er ist ihrer doch satt, besonders nach dieser ihrer Nichtsnutzigkeit. Zwischen einem solchen Frauenzimmer und ihm mußte es einmal zum Bruch kommen. Es ist nur zu verwundern, daß sie ihn nicht gebissen hat.

Wer sollte sich besser als Kaljeria Porfirjewna für ihn zur Gemahlin eignen?

Der Zwerg hatte die Neigung seines Herrn zu ihr erkannt. Seinen großen Kinderaugen war kein Gesichtszug Tjorkins, wenn er mit ihr sprach, ihr die Hand reichte, sie traf, sie begleitete, entgangen. Nur konnte er nicht recht dahinter kommen, ob die Zuneigung seines Herrn zu ihr „vom Fleisch“ oder „vom Geist“ war.

Sie ist die rechte Braut Christi und nichts lockt sie zur Ehe. Indessen — warum sollte sie nicht mit einem so schönen und lieben Mann, wie Wassili Iwanytsch, vor den Altar zu bringen sein? Wenn er — Tschurilin — nur dazu fähig wäre, würde er sie auf der Stelle zusammenbringen, aber nicht hinter „der Kleestaude“, wie das mit Serafima Jefimowna der Fall war, sondern in voller Gesetzlichkeit.

Der Gedanke bewegt ihn auch, wie sich das Fräulein hier in der Datsche selbst fühlen und vorkommen mag. Es muß ihr unbehaglich sein. Sie ist mit dem Herrn durchaus nicht verwandt und ist die Veranlassung der ganzen Geschichte. Der unbefangene Zuschauer hat den Eindruck, daß sie es auf nichts weiter anlegt, als ihn zu berücken und selbst Frau Tjorkin zu werden.

„So eine ist sie nicht!“ widerlegte sich Tschurilin schleunigst selbst, und wenn jemand von der Dienerschaft — Köchin oder Kutscher — so etwas geäußert hätte, es hätte Prügel gesetzt.

„Nein, so eine ist sie nicht!“ Es war ihm erfreulich, dafür bürgen zu können, daß Kaljeria Porfirjewna von anderem Schlage als jene „Besessene“ ist.

Wenn sie aber keinerlei Absichten auf den Herrn hat, warum bleibt sie dann hier? Es kann falsch aufgefaßt werden. Sie ist ein erwachsenes Mädchen, und er ein junger und noch dazu sehr schöner Mann. Wenn sie etwas zurückhält, so sind es die kranken Kinder von Mironowka, sowie das Mitleid mit Wassili Iwanytsch. Sie möchte ihn nicht in seiner jetzigen Stimmung verlassen. In Mironowka sind von den Kindern zwei gestorben, dort ist sie noch gefesselt. Sie ist nicht so eine, die aus Furcht den Posten verläßt. Zudem ist sie allein. Aus der Stadt ist allerdings ein Arzt gekommen, aber nicht über Nacht geblieben und hat dafür einen Heilgehilfen geschickt, der auch, wie er Kaljeria Porfirjewna hat klagen hören, nur „Fersengeld zu geben“ suchte.

Für sie war Tschurilin nicht bange. Würde Gott je zulassen, daß eine solch edle Seele zum Dank für ihr christliches Betragen den Tod erdulden sollte?

Kaljeria Porfirjewna reist ab — und der Herr bleibt keinen Tag mehr hier, gibt die Datsche an, bringt die Sachen in die Stadt und bereist die Wolga auf und ab; möglicherweise zieht er auch ganz aus der Gegend fort.

Wird er ihn mitnehmen oder sagen:

„Tschurilin, Brüderchen, ich kann Dich nicht brauchen. Ich bin selbst jetzt ein armer Schelm geworden; suche dir einen andern Herrn!“

Den Zwerg überlief eine Gänsehaut. Er wird Wassili Iwanytsch fußfällig bitten, ihn zu behalten, wenn auch ohne Lohn, ihn nur nicht zu verjagen.

Unbewußt geriet der dicke Kopf auf eine andere Vorstellung. Wenn Serafima Jefimowna ihr Leben hier mit der Dienerschaft fortsetzte und das Fräulein — trotz aller Heiligkeit — zu Schaden käme?

Diese Frage erfüllte ihn so mit Schrecken, daß er fast nach der Terrasse gegangen wäre, um ein Gläschen zur Stärkung zu nehmen.

Er bezwang sich aber zum zweitenmal und rannte in die Küche, um nachzusehen, ob die Köchin auch die Kohlen regelrecht angeblasen hatte, da bei der Faulenzerin der Samowar für gewöhnlich riecht.

Er war kaum bis zur Küchentreppe gelangt, als das leise Rollen eines Wagens hörbar wurde.

Tschurilin stürzte seinem Herrn entgegen. Er hielt mit Vorliebe den Tilbury und nahm die Einkäufe mit fürchterlichem Schnaufen in Empfang. Tjorkin steckte in einem leinenen Staubkittel. Das Gesicht erschien Tschurilin strenger als gewöhnlich. Doch fragte er ihn mit ziemlich sanfter Stimme:

„Ist das gnädige Fräulein noch nicht zurück?“

Mit besonderer Salbung verkündete Tschurilin: „Nein, noch gar nicht, Wassili Iwanytsch.“

Pakete und Kistchen waren nicht da.

Tjorkin sprang vom Schlage und sagte dem Kutscher:

„Gut abreiben!“

Er war um die Pferde immer sehr besorgt, wofür ihn Tschurilin noch besonders verehrte, weil er sich „des lieben Viehs“ nach den Worten der heiligen Schrift erbarmte.

„Befehlen Sie sich zu waschen?“ fragte er.

„Gewiß!“

Er bemühte sich, dem Herrn den Leinwandkittel auszuziehen. Wenn er nur mehr Mut gehabt hätte, so hätte er mit ihm ein Gespräch angeknüpft, und den Grund für sein trübes Aussehen zu ermitteln versucht.

Sollte die Besessene etwas angestellt, vielleicht einen Skandal verführt haben?

Sonst wusch sich Wassili Iwanytsch allein, doch heute ließ er ihn zur Handreichung zu — und Tschurilin war sehr gerührt, als er ihm, mit dem Tisch in gleicher Höhe, den Kopf wusch.

„So ist Kaljeria Porfirjewna noch nicht zum Essen dagewesen?“ fragte Tjorkin, als ihm der Zwerg das Handtuch reichte.

„Sie sind auch nicht zum Essen dagewesen.“

„Und wie man hört — soll es dort schlimmer geworden sein!“

„Von einer Verschlimmerung habe ich nichts vernommen, Wassili Iwanytsch.“ Er wußte wohl, daß gestern noch das Mädchen gestorben war, doch wollte er den Herrn nicht beunruhigen.

„Du flunkerst doch nicht?“

„Je, je!“

„Fromme Lüge!“ dachte Tschurilin und meldete, daß der Samowar bereit sei.

XXIII.

In Kaljerias Gesicht spiegelte sich eine schwere Müdigkeit. Tjorkin schaute sie besorgt an und wagte nicht, nach den Vorkommnissen in Mironowka zu forschen.

Kaljeria trank die Tasse aus, stellte sie hin und äußerte träge:

„Ich habe gar keine Lust zu trinken.“

Ihre Stimme klang viel tiefer als gewöhnlich und etwas belegt.

„Sie haben sich übernommen, Täubchen!“ sagte er hastig und sah sie noch besorgter an.

„Nein, heut hatte ich nicht besonders viel zu thun. Jetzt wird es schon besser gehen.“

„Wie viel hat man denn auf den Kirchhof gebracht?“

„Im ganzen sind drei gestorben. Gestern ein Mädchen. Wie traurig!“ Sie verhielt ihre Thränen und wandte sich um.

„Ich habe jetzt,“ begann sie mit verändertem Ton, „eine andere Sache auf dem Herzen.“

„Sie machen sich um uns Kummer, nicht wahr? Das ist müßig! Was kommt dabei heraus, Kaljeria Porfirjewna? Niemand kann dafür! Jeder trägt seine Schuld und seine Rechtfertigung in sich.“

Seit Serafimas Abreise hatten sie noch nicht ein einzigesmal über die „Geschichte“ gesprochen. Tjorkin floh eine Auseinandersetzung, die er fürchtete. Er hätte ihr gestehen müssen, daß mit ihrer Ankunft seine Erkältung zu Serafima eingetreten sei. Würde es aber nicht noch zu einem andern Bekenntnis kommen? Zu welchem? Darauf konnte er nicht offen antworten. Mit jeder Stunde wird sie ihm teurer — das fühlte er. Und mit ihr über Serafima zu reden, wird ihm immer widerwärtiger.

Serafima hätte Kaljeria fast hinausgeworfen, als sie, in Thränen aufgelöst, mit Worten der Liebe und Vergebung zu ihr gekommen war. Und sie hatte vom ersten Tage an mehrmals den Anlauf genommen, ihn nach der Uebelthäterin zu fragen.

„Ist etwa alles zwischen Euch vorüber,“ fragte Kaljeria mit gesenktem Haupt.

Ihr war sichtlich unwohl.

„Ich bin bereit, das Notwendige zu thun — ihre Zukunft sicher zu stellen.“

„Ach, Täubchen! Das sieht Ihnen nicht ähnlich. Als ob es ihr um Ihr Geld zu thun wäre.“

„Das habe ich auch nicht gesagt.“

„Wenn Sie sie fallen lassen — dann geht sie unter. Denken Sie an mein Wort.“

„Was kann ich dabei thun?“ schrie er auf und sprang vom Stuhle. „Die Schönheit allein thut es nicht, Kaljeria Porfirjewna. Sie sagen, ohne mich geht sie unter! — Ich gehe aber mit ihr unter... In mir ringen zwei Mächte, die böse und die gute! Das habe ich Ihnen schon zu Gemüte geführt.“

Er kehrte kurz zurück und setzte sich wieder zu ihr. Es wurde ihm noch einmal leicht und fast freudig bei ihren Worten. Die Notwendigkeit einer neuen Beichte vor ihr traf ihn vorbereitet. Er fürchtete nichts, kein Stocken.

„Ich würde mit ihr untergehen! In Serafimas Seele lebt kein Gott! Ich bin ja selbst auch keiner von den Gerechten. Mein Leben war entfernt von den göttlichen Gesetzen. Auf Ihresgleichen zu schauen, bereitet mir Scham... Dennoch ist mein Inneres, dem Heiland sei Dank, nicht verderbt. Nur das ahne ich, daß ein Fortleben mit Serafima mich zum wilden Tiere wandeln würde.“

„Wie grausam sind Sie gegen sie!“ wandte Kaljeria leise ein.

„Nein, nicht doch, nicht grausam! Und glauben Sie mir, ich will meine eigene Erbärmlichkeit nicht verbergen. Sie hat hier geschrieen: ‚alle Männer sind Verräter!‘ In dieser Zahl bin ich der erste. Sie hat sich an mich gehängt. Ob mit den Sinnen, ob mit dem Herzen — ist ihre Sache. Ich werde es nicht ergründen. Ich war ihr teurer als sie mir — das gebe ich zu. Das ist mir schon vor ihrer Ankunft klar geworden. Auf der Messe zu Nishni bin ich mit einer Schauspielerin zusammen getroffen, die ich einst geschätzt, fast geliebt habe. Jetzt war

sie ganz verkommen und nach eigenem Geständnis eine Säuferin, dennoch habe ich mich beinahe mit ihr vergangen."

Er stockte errötend. Dieses Geständnis war ihm leicht entglitten, erschreckte ihn aber sofort. Vor Kaljerias Augen fiel es ihm schwer auf das Gewissen.

„Nun, sehen Sie, Wassili Iwanytsch. Haben Sie es ihr bekannt?"

„Nein, ich habe es verheimlicht — und das war jämmerlich, ich weiß! Aber dabei habe ich erkannt, daß sie mein Herz nicht mehr besaß, daß sie mich kalt ließ, mir nichts Besonderes bot" — fast hätte er nicht verschwiegen: ‚wie es bei Ihnen der Fall ist'. — „Wenn ihre Eifersucht und unser Bruch nicht gekommen wären, dann wäre ich wohl mit ihr zusammen geblieben, hätte sie auch vielleicht geheiratet, ohne weiteres geistige Band, als daß sie mich in allen meinen Nichtsnutzigkeiten würde unterstützt haben. Sie hat Sie stets gehaßt, hier aber zuerst erkannt, daß sie mit Ihnen keinen Vergleich aushalten kann."

„In wiefern, Täubchen?"

Seine Wangen glühten. Er nahm sich aber zusammen und sagte nur: „In keiner Hinsicht als im Sinnenreiz. Doch dieser hatte seine Macht auf mich verloren."

Er schwieg und atmete schwer. Kaljeria — bleich und mit erloschenem Blick — sank ganz zusammen und stützte den Kopf auf die Hand, es war ihr gar nicht recht — im Kopfe begann eine Schwere, und an die Rippen pochte es, doch nahm sie sich zusammen.

„Die Liebe kann alles ausgleichen, Wassili Iwanytsch. Sie liebte Sie, wie sie es versteht. Haben Sie Mitleid mit ihr, um Christi willen. Sie ist doch ein Mensch, kein wildes Tier."

„Ich habe ihr verziehen ... Wie könnte ich auch nicht verzeihen, wenn Sie so für sie eintreten? Sie! Nicht mich hat sie ums Leben bringen wollen, sondern Sie! Ihr kann aber weder Verzeihung noch Erbarmen helfen. Sie hat ihre wahre Natur enthüllt. Wäre ich in strenger Gottesfurcht erzogen, so würde ich lieber, so jung ich bin, das Mönchsgewand nehmen, als mich mit den Ketten eines ehelichen Zusammenlebens mit ihr belasten!"

Tjorkin ergriff ihre Hand — die schon ohne Verband war — und hielt sie in der seinigen.

„Kaljeria Porfirjewna! Ist es mir etwa leicht geworden, jetzt zu beichten? Sehen Sie, ich habe mich Ihnen ohne jeglichen Rückhalt gezeigt. Sie mögen vor mir zurückbeben. Das ist aber über meine Kräfte: ohne Liebe, ohne Vertrauen zu der Seele, mit der ich mein Schicksal verknüpfen soll. Wie kann das sein? Haben Sie Mitleid mit mir, Schwester."

Er drückte seine Lippen auf Kaljerias durchsichtige Hand. Diese Hand war heiß und zuckte nervös.

„Nicht küssen, Täubchen! Wassili Iwanytsch... Ich fürchte, ich . . ."

„Was?"

„Daß Sie von mir eine Krankheit erwischen. Sie wissen, man mag sich noch so oft die Hände waschen, es bleibt immer gefährlich. Besonders dort ... in den Hütten."

Und mit Anstrengung — nur um ihn nicht zu erschrecken — sprach sie schneller. Er bemerkte ihr kürzeres Atmen.

„Sie dauern mich, mein lieber Wassili Iwanytsch. Ich empfinde mit Ihnen stärkeres Mitleid, als mit ihr. Das, was Sie mir gesagt haben, ist — die reinste Wahrheit . . . Ich glaube Ihnen . . . Der Herr führt sie zu einem neuen Leben, das ist mir unzweifelhaft. Sie halten mich weder für eine Scheinheilige, noch für eine Schwärmerin, wie ich sehe. Seit meiner Kindheit lebt in mir der Glaube, daß das Böse keinen Bestand hat. Und dieser Unverstand Serafimas mag sowohl das eigene als auch Ihr Leben erneuern. Um eines nur möchte ich Sie noch bitten: stoßen Sie sie nicht zurück, wie eine Verpestete, wenn sie in sich geht und Ihnen naht — verstoßen Sie sie nicht, sondern gönnen Sie ihr ein Plätzchen in Ihrer Seele . . ."

Sie wollte noch etwas sagen, entzog ihm aber ihre Hand und faßte nach der Stirn.

„Ist Ihnen nicht wohl?" fragte Tjorkin erschreckt.

„Ich bin müde . . . mehr als gewöhnlich . . ."

„Sie übernahmen sich!" rief er fast mit Thränen, und als sie sich vom Strohsessel erhob, ergriff er sie unter dem Arm und führte sie in das Gastzimmer.

„Wassili Iwanytsch!"

Sie hielten an.

„Fürchten Sie nichts für mich! Ich sehe Ihnen die Unruhe von den Augen ab!"

„Ob Sie wollen oder nicht! Nach Mironowka lasse ich Sie morgen nicht."

„Wir werden sehen, wir werden sehen!" flüsterte sie leise mit einem Lächeln und befreite auf der Schwelle zur Terrasse ihre Hand. „Sie meinen, ich werde gleich vor Schwäche hinfallen. Morgen kann ich auch ausrufen: diese . . . Seuche . . . greift an. Noch einige Tage — dann werde ich wohl reisen müssen."

„Reisen?" wiederholte Tjorkin.

„Was denn sonst? Ich kann doch nicht ewig hier bleiben. Serafima ist jetzt bei der Tante . . . Wenn ich sie dort nicht treffen müßte, würde ich dahin gehen ... Wozu sie zu neuer Sünde verleiten? Sie stecken ihr im Herzen. In ihr schäumt die Leidenschaft noch mächtig. Vor allen Dingen wird sie der Mutter gesagt haben: ‚Kaljeria hat mich zum Verbrechen getrieben und läßt es sich in der Datsche gut sein; sie hat dort den Platz eingenommen, aus dem

sie mich verdrängt hat.' In ihren Augen bin ich — eine heimtückische Schlange."

Sie lachte kaum hörbar.

Vor zwei Jahren hätte Tjorkin nach seiner damaligen Kenntnis vom weiblichen Geschlecht — diese Worte wohl für eine geschickte „Attake" gehalten.

Doch aus Kaljerias Munde klangen sie nach tiefster Aufrichtigkeit.

„Meine Teuerste," rief er in einer neuen Aufwallung von Zärtlichkeit. „Sie sind uns notwendig — mir, wie den Kindern."

Als er das sagte, empfand er seine sanfte Neigung zu Kaljeria in unwiderstehlicher Macht. Seine Arme streckten sich nach ihr aus ... Mußte er nicht ihren Kopf ergreifen und mit Küssen bedecken ... Noch ein Augenblick und er hätte ihr zugeflüstert: „Bleibe hier! Meine Angebetete. Gott hat Dich mir gesendet — als meine Gefährtin. Dich werde ich zum Altare führen!"

„Was ist das nur mit meinem dummen Kopf!" flüsterte Kaljeria plötzlich, schwankte und wäre gefallen, wenn er sie nicht gehalten hätte.

„Herr Gott! sie ist angesteckt!" schrie er außer sich vor Entsetzen und führte sie auf ihr Zimmer.

XXIV.

Vor dem Waggonfenster wogte das Publikum auf und ab — Handwerker, Kaufleute, ärmlich gekleidete Weiber, zerlumpte Greise mit dem Quersack, bäuerische Pilger.

Warum gab man nicht das dritte Signal? Es war das der frühe Morgenzug nach Troiza-Sergjewskaja.

Tjorkin saß in der Ecke und schaute durch das Fenster, seine Augen starrten indessen nur in der Richtung, ohne auf der Menge zu haften. Auf die übrigen Passagiere im enggedrängten Coupé zweiter Klasse warf er keinen Blick. Alle Plätze waren besetzt. Es erhoben sich Klagen ob der Unordnung, daß man keine Waggons anhing und zehn Minuten nach dem zweiten Läuten noch nicht abgefahren war.

Das Gefühl der vollständigen Ablösung von dem, was um ihn herum vorging, beherrschte ihn. Er wußte, wohin er wollte und wo er in zwei, höchstens zwei und ein halb Stunden sein würde, sowie, daß er wohl noch zum Schluß der Spätmesse zurecht kommen werde. Er wollte an seine Pilgerfahrt denken, an die Orte, die der Weg — die alte Straße der Moskowitischen Zaren — berührte, und bedauerte, daß er nicht zu Fuß mit Quersack und Pilgerstab auf der Jaroslawer Chaussee daher schritt. Wenn er mit Tagesanbruch aufgebrochen wäre, hätte er wohl — in drei bis vier Absätzen — am späten Abend bei dem Gottesmann eintreffen können.

Dort ging ein junges Mädchen mit einem Kopftuch, groß und bleich, mit schwacher Röte auf den hageren Wangen. Die Pellerine ihres dürftigen Lüstrekleides flatterte im Winde.

Ihre Gestalt und diese Pellerine, noch mehr als ihr Gesicht, drängten in einem Momente alles zusammen, worauf seine Gedanken gerichtet waren, seine Brust schmerzte, in seinem Gehirn spiegelten sich die Bilder des unlängst Durchlebten.

Vor kaum einer Woche ließ er dort in der Datsche den Psalter lesen, während seine Augen nicht vom Gesicht der Entschlafenen ablassen wollten ... Ein Kranz umgab ihre Stirne. Im Gastzimmer herrschte Stille, die nur durch das Knistern der Wachskerzen in etwas gebrochen wurde. Sie liegt auf der Bahre mit geschlossenen Lidern, ein seliges Lächeln im wunderbar verklärten Angesicht.

An jenem Abend, an dem er sie auf ihr Zimmer geleitet hatte, war sie erkrankt, und schnell ging es mit ihr zu Ende. Es wurde eine Operation, ein Kehlschnitt, ausgeführt, weil sie zu ersticken drohte. Sie hatte den Tod nicht erwartet, der Kampf war kurz, auch hatte sie noch etwas sagen wollen, vermutlich über die Verwendung des Kapitals. Das Abendmahl hatte man ihr nicht mehr reichen können.

Zum erstenmal in seinem Leben war ihm der Tod so nahe getreten, und bis zum letzten Atemzuge hatte er bei ihr ausgeharrt. Thränen hatte er nicht vergossen, nur in der Brust wühlte es, der Kopf war ihm die ganze Zeit über dumpf, wie von Holz. Dennoch hatte er alles anordnen können, sie bestatten, die Behörden benachrichtigen, verschiedene Depeschen senden, sowie Gelder, über die Kaljeria verfügt hatte. Nachdem er sich dann beim Ortsgericht vorgestellt, war er nach Moskau und Nishni gereist, um zwanzigtausend auf seinen Batrak aufzunehmen, die er dann Serafimas Mutter an Stelle des zurückgegebenen Wechsels übermittelt hatte.

Als alles dies geschehen war, erwachte er aus seiner förmlichen Hypnose, in welcher er gesprochen, geschrieben, Reisen gemacht, Anordnungen getroffen hatte. Kaljerias Tod hatte ihn bis ins innerste Mark erschüttert und seine ganze Seele aufgewühlt. Er warf Serafima vor, daß in ihr „kein Gott" sei. Trug er denn aber Gott in seinem Herzen? Es zog ihn zu seinem einfachen, bäuerischen Glauben. Seine Handlungen, Erlebnisse, Geschäfte, selbst seine weiteren Pläne und Träumereien über seine künftige Mitwirkung zum Volkswohle, stellten sich ihm in ihrer ganzen Nichtigkeit, Verlogenheit, Heuchelei und Erbärmlichkeit vor. Er hatte sofort nach seinem Dorfe Kladjenjez reisen und unterwegs der Grabstätte seines Namensvaters Iwan Prokopitsch seine Ehrfurcht erweisen wollen. Es hatte ihn aber beschämt. Er mußte erst seine Seele reinigen, seine Nichtswürdigkeit

bekennen und einfach auf bäuerische Weise seine bewußten und unbewußten Sünden abbüßen.

Hatte er doch Kaljeria zur Ehe begehrt. War doch sein Gefühl zur fleischlichen Neigung ausgeartet, während er vor ihr, als vor einer Heiligen, hätte beten sollen. Sie war wie eine Erscheinung durch sein Leben gezogen. Ihr Tod hatte ihm verkündigt: du hättest sie doch nur besudelt, darum ist auch ihre Seele von dir genommen worden.

Endlich setzte sich der Zug in Bewegung. Tjorkin lehnte den Kopf an die Rückenwand und hielt die Hände vor die Augen. Er bemühte sich, daran zu denken, weshalb er nach Troiza fuhr. Er hätte gern die gleichen Gefühle als Pilger empfunden, wie seine Mitreisenden aus dem niederen Volk. Lebte in ihm etwa nicht der kindliche, mit Aberglauben, womöglich mit Schwärmerei gemischte Glaube?

Das Volk hatte etwas von dem Gottesmann und allen himmlischen Helfern zu erbitten. Er etwa nicht? Er war eine arme Waise; er liebt niemand und nichts, vor ihm — der Dienst des „Fürsten der Finsternis". In der Seele — unlöschbarer Schmerz. Fehlt ihm doch der unerschütterliche Glaube daran, daß seine Seele Verbindung mit der Seele jenes Mädchens findet, das ihn jetzt nach ihrem Tode als Schutzengel umschweben mußte.

Er dachte auf einmal an das Datum: der neunundzwanzigste August. Wie lange war es her, daß er von der Messe in Nishni zurückgekehrt war und Serafima auf der Terrasse umarmt hatte . . . drei Wochen.

Noch nie hatte er mit solcher Schärfe die Nichtigkeit alles Irdischen empfunden. Er erdreistete sich, seine Person vorzudrängen, eigennützige Pläne zu schmieden, kühn aufwärts zu schreiten, hochmütig seine Geschäfte auszudehnen, während er doch nur an den Tod denken sollte. Und warum war er denn am Leben geblieben, während sie von der gefährlichen Seuche dahingerafft wurde?

Sollte er nicht auch nach einem so segensreichen Tode streben? Doch wie konnte er das?

Der Waggon stuckerte schrecklich. Der Zug hielt an jeder Station, pfiff, dampfte, ließ Passagiere aus und ein. Tjorkin saß in seiner Ecke und rückte und rührte sich nicht. In sein Coupé wurde eine stattliche, schnurrbärtige, geputzte Dame eingelassen, die sofort laut klagte und dem herangerufenen Stationsvorsteher ihr Billet erster Klasse vorwies, auf das hin sie mit aller Gewalt in die zweite Klasse gesteckt worden war.

Ihre kreischende Stimme klang Tjorkin nur wie aus der Ferne, auch kam ihm nicht zum Bewußtsein, um was es sich handelte, dennoch empfand er lindernd diese Ablenkung von dem, was sonst sein Ohr und sein Auge erfüllte.

Man wird ihn schon an sein Ziel bringen, ganz gleichgiltig, ob eine Viertelstunde früher oder später.

Er erwartet dort in dem berühmten russischen Kloster, wo er noch nie gewesen war, die Erleichterung seiner bedrängten Seele. Der Wunsch, gerade nach Troiza zu fahren, war ihm gestern über Nacht gekommen. Er ersehnte heiß, für jene Seele zu beten, die nicht mehr aus der Gruft zu ihm zurückkehren wird. Er dachte daran, wie er bei der Totenmesse, die er zum Gedächtnis an seinen Namensvater Iwan Prokopitsch konfessionsloserweise angeordnet hatte, schon beim ersten Anstimmen des „Herr, erbarm dich" seitens des Diakonen in Schluchzen ausgebrochen war. Das hatte ihn damals erleichtert. Nun war er aber zu seiner ursprünglichen Gleichgiltigkeit in Bezug auf göttliche Dinge zurückgekehrt. Doch woran er glaubt, daran hält er fest, das wird ihm niemand rauben. Das Leben hatte ihn hin und her gerissen, ihm wenig Zeit gelassen, über die Rätsel des Daseins nachzudenken.

Während er noch im Waggon saß, wußte Tjorkin nicht, ob er eine Schenkung zum Andenken an die „Gottesmagd Kaljeria" stiften oder eine Seelenmesse halten lassen, oder ein Heilgebet — zur Erneuerung seiner gequälten und tiefsündigen Seele verrichten sollte.

War es nicht über alles Verstehen, daß Kaljerias Vermögen wieder in die Hände Serafimas fiel? Konnte er denn selbst — im Namen der Entschlafenen — ihr Werk fortführen? Sie hatte geträumt, ihn zu ihrem Genossen zu erhalten. Wäre es nicht besser gewesen, die zwanzigtausend, anstatt sie Serafimas Mutter zu schicken, zu dem heiligen, ihm von Kaljeria vermachten Werke zurückzubehalten? Gott mußte das gefälliger sein. So konnte er aber nicht handeln, so lange die Schuldverschreibung in seinen Händen war. Angenommen, diese Gelder gingen in die Brüche, dann müßte er aus eigenen Mitteln für das Werk der Entschlafenen sorgen.

Halbwegs fiel ihm ein, daß er sich im Wartesaal einen Führer gekauft hatte. Er holte die Broschüre hervor und suchte sich in die Lektüre zu vertiefen und sich als Kind Rußlands zu fühlen, indem er sich in die alten Zeiten versetzte, als man noch nicht im Waggon fuhr und die „Mannen" der Zaren zu Fuß oder zu Pferde feierlich und ernst zur Reliquien-Verehrung der Beschützer Moskaus in Jahren allgemeinen Elends wallten. Er hatte schon einmal bedauert, daß er nicht zu Fuß gegangen war.

„Das werde ich auf dem Rückwege thun," beschloß er und ging daran, alle Stiftungen und Kirchen zu betrachten, von denen er im Führer las. Es war das ganze — altertümliche Rußland. Ihm galt es mit Einfalt und Liebe zu begegnen. Jeder Ort war den Ahnen, ihrem heiligen, einfachen, gottseligen

Leben geweiht. Dort war das Dorf Alexejewski — das Lieblingsgut des Zaren Alexis Michailowitsch, Rostokino, wo das Volk feierlich den Zar Iwan nach der Einnahme von Kasan eingeholt hatte; Leonowo Mjedwjedkowo — die ehemaligen Erbgüter des Fürsten Poscharski, dann des Fürsten Golizyna; Taininskoje — die gewöhnliche Haltestelle der Zaren, der Zufluchtsort des Schrecklichen, der Ort des Wiedersehens des falschen Demetrius mit seiner Mutter; Bolschija Mytischtschi mit seinem Donnerbrunnen; Puschkino — mit dem Zarenschloß, Radonesh — wo die Jugend von Sergius verflossen war.

Die Beschreibung des üppigen Lebens der Zaren fesselte Tjorkin. Er hielt bei den Zeilen an: „Zur Winterszeit standen am Schlitten des Zaren, an den Stellen, wo der Herrscher einstieg, zu jeder Seite einer der vornehmsten Bojaren: der eine rechts, der andere links.“

Wäre er in jener Zeit geboren, hätte er wohl ein anderes Leben gehabt: er hätte sich als Kosak in Stjenka Rasins Scharen seine Freiheit gesucht. Und das Beichten nach Schandthaten und Mord wurde auch nicht auf heutige Art geübt. Das Bild des schrecklichen Zar-Pilgers erschien ihm in der Zelle vor dem heiligen Streiter — in den Staub geworfen und die göttliche Gnade erflehend.

XXV.

„Dort ist Chatkowo!“ rief einer der Passagiere laut. Der Zug hielt an einem langen, schmalen Perron.

„Kloster Chatkowo!“ wiederholte Tjorkin für sich, aus dem Fenster schauend.

Rechts in der Niederung war das ganze Kloster sichtbar, mit einer weißen, niedrigen Mauer und einem schmalen Wachtturm über dem Hauptthor. Von der Station entwickelte sich eine Reihe von zwei oder dreihundert Menschen — allerlei Volks.

Sie schien endlos. Es überragen in ihr die einfachen Pilger mit dem Quersack auf dem Rücken und dem Stab in der Hand.

Jetzt erfuhr Tjorkin aus dem Führer, was sie in jenes Frauenkloster vor dem Besuch von Troiza lockte. Dort lagen die Gebeine der Eltern des heiligen Sergius — der „Asketen“ Kyrill und Maria. Damals schon war in Chatkowo ein Einsiedlerhaus für Männer und Frauen getrennt. Ihn selbst zog es nicht zu jenem Kloster. Die Mauern, die Glockentürme, die Kirchengebäude sahen nagelneu aus und erinnerten an Hunderte von Kloster- und Kirchenbauten; Altertümliches war nicht vorhanden, obwohl der Bau schon im ersten Anfang des vierzehnten Jahrhunderts begonnen war.

Schräg gegenüber vom Fenster standen auf dem Perron an einem Tisch zwei Mönche in unschönen, spitzen Kapuzen und abgetragenen Mönchskleidern, wie Tjorkin solche wetterverbrannten, gefurchten, stumpfsinnigen Gesichter, wer weiß wie oft, in Städten, auf Messen und Bazaren von Marktflecken, immer zu zweien mit Almosenbüchsen oder Büchern gesehen hatte. Auf dem Tische lagen Spitzen und Stickereien, Erzeugnisse der mönchischen Industrie, zum Verkauf aus. Dort gab es seinerzeit große Meisterinnen; eine von diesen diente am Hofe der Elisabeth Petrowna und war die Wärterin des Kaisers Paul.

Diese aus der grünen Broschüre entnommenen Kenntnisse interessirten ihn wohl, thaten ihm aber doch nicht so gut, wie er es gewünscht hätte. Er warf den Wegweiser fort, schloß die Augen und lehnte sich zurück. Troiza war noch einige Werst entfernt. Der Tag war nicht heiß, sondern herbstlich. Er wird wirklich zum Schluß der Messe ankommen, vor den Reliquien knieen, die ganze Heiligkeit abgehen, nach dem Kloster Bethanien und der Einsiedelei Gethsemane fahren.

So saß er denn in seiner Ecke. Und erst zwei Minuten vor der Ankunft blickte er auf und bemerkte an der Bewegung der Passagiere, daß der Zug schon in die Station einfuhr.

Eine ungeheure Menge wogte unter der Halle und wälzte sich schwerfällig dem Ausgang zu. Links erglänzten die Türme der Klostergebäude.

„Kaufmann — he, Kaufmann! Alles in allem für zwanzig Kopeken!“ schrie der Kutscher einer rumpligen Kalesche, selbst im verschossenen Kittel mit Schirmmütze.

Tjorkin stieg ein und die Kalesche rollte mit knarrenden Rädern davon. Er war ungeduldig und nahm die Droschke in der unruhigen Erwartung: wie das Leben in diesen geweihten Räumen auf ihn wirken würde, in welche die Mönche zu schweren Zeiten die Reliquien des Heiligen vor den polnischen Heerscharen flüchteten, während sie einen Hagel von gekrümmten Eisennägeln den feindlichen Pferden unter dem Krachen der Kanonen und Feldschlangen unter die Füße schleuderten.

Dröhnend fuhr die Kalesche auf das Hauptthor zu. Außerhalb und innerhalb, in den Durchfahrten der Türme, entrollte sich vor Tjorkin ein großrussisches Markttreiben. Auf dem schmalen Platz an den Mauern entlang war der Handel mit Aepfeln, Melonen, allen erdenklichen Früchten und Dörrobst auf Wagen, Karren und in Zelten im Gange. In der kühlen Luft wogte ein Obstduft wie früher auf der Warwarka und jetzt auf der Bolotnaja zu Moskau. Zu allen Seiten standen Wohnhäuser mit Wirtschafts- und Schenkenschildern dicht gedrängt. Links, weiter ab, zog sich das steinerne Klostergasthaus hin

— ganz im Moskauer Kaufmannsstil mit bemalten eisernen Durchfahrten und Zwillichdrapirungen — gleich wie viele geräumige und schmutzige chambres garnies auf der Sretjenka oder Nikolska. Der Lärm, das Geräusch des Lohnfuhrwerks, das Schreien der Kutscher, die Rufe der Händler und Bauern, die Staubwolken, das Gedränge des niederen Volkes, gerade wie auf dem Trödelmarkt am Iljinskithor. Das ganze kleinstädtische Jahrmarktsbild, wie es Tjorkin hier entgegen trat, war ihm schmerzlich bis in alle Einzelheiten bekannt. Daran konnte er sich nicht erbauen und zum Gottesdienste stimmen. Mit schnellen Schritten suchte er sich diesen ersten Eindrücken zu entziehen, indem er durch das Thor eilte.

Dort blühte an beiden gewölbten Wänden gleichfalls der Handel, und zwar mit Heiligenbildern, hölzernem Spielzeug und kleinem Gerät, Traktätchen, Kreuzen, Kärtchen ... Die Diener und Mönche, die den Kram feilboten, unterhandelten gerade mit Aufkäufern, die zu geringen Preis zu bieten schienen. Vor Holzschnitten drängten sich Pilger. Bettler standen, saßen und lagen in zwei Reihen vor und hinter dem Thor und verstärkten den Lärm, der von der Vorhalle an der großen Kirche rechts zurückschallte, welche der Hauptstrom des Volkes umwogte. Draußen, weiter nach links, saßen bäuerische Weiber und Männer mit ihren Quersäcken auf dem Kiespflaster; nach verschiedenen Richtungen bewegte sich gutes Publikum: stattliche Kaufmannsfrauen, alte Herren, weit aus entlegenen Gouvernements hergereiste Kaufleute mit hohen Stiefeln, ab und zu Invaliden in verblichenen Uniformen.

In der Uspjenskikathedrale, in welche Tjorkin zuerst geriet, war die Messe eben zu Ende. Ihm blieb nichts übrig, als direkt zur „Troiza“ mit ihrer vergoldeten Decke zu gehen. Er wußte, daß dort an dem Südrand bei dem Ikonostaß die Reliquien von Sergius verehrt werden. Das dumpfe Gefühl des Zweifels hielt ihn aber zurück, ob er zu den Füßen des vergoldeten Reliquienschreines das finden würde, wonach seine Seele dürstete, und was alle jene Tausende von Wersten hergewallten Bettler, Krüppel, Pilger — verlumpte Greise fanden — Bestärkung im kindlichen Glauben?

Das Volk strömte schon aus der Uspjenskikathedrale heraus. Die halbe Kirche war leer. Am Ikonostaß rechts, auf der Emporkirche wurden flüchtig, gleichsam im Vorübergehen, Gebete verrichtet. Ein ziemlich dichter Haufe, meist von niederem Volk, drängte sich dort noch um den Bilderstand. Die Lichter flimmerten matt auf den Kronleuchtern. Stimmen sangen dünn und eilfertig. Pilger strichen in der Kirche auf und ab und beglotzten die Heiligenbilder an den Wänden. Hin und wieder zeigten sich Mönche oder Diener, die träge zur Vorhalle schritten.

Die betselige Stimmung war nicht von ihm gewichen. Er wandte sich zögernd nach einem Winkel der Kathedrale hin, wo er sich sammeln und in sich gehen wollte. Da kreuzte ein Student seinen Weg.

Tjorkin betrachtete ihn schnell. Solch ein Student war ihm noch nie und nirgends vorgekommen: im abgetragenen Uniformsrock von verblichenem dunkelgrünen Tuch, mit zugeknöpftem unterstem Knopf, das blonde Haar auf der Stirn zusammengekämmt, tief liegende Augen, die so umnebelt blicken, als ob sie nichts sehen, geht er bleich und ein Bein schleppend.

Warum ist er hier? Etwa aus reiner Neugierde? So scheint es nicht. Sichtlich hat ihn ein Kummer hieher getrieben, trotzdem er sich wohl mochte über all das erhaben geglaubt haben? Er sucht die Heilung irgend eines Seelenleidens. Ein Schwärmer ist er nicht ... Er ist auch kein Knabe mehr; den Rock trägt er gewiß über zwei Jahre, nach Bart und Antlitz ist er ein erwachsener Mensch.

Lange blickte er dem alten Studenten nach. Dieser begab sich nach der Emporkirche links, wo es freier war, sank auf beide Kniee und hob lange nicht den Kopf, worauf er hastig aufstand, sich richtig zweimal bekreuzte und, immer mit dem Bein schleppend, nach der Vorhalle ging.

Auch Tjorkin kniete nieder. Der Student hatte ihm geholfen — sein Zweifel an der Nichterfüllung seiner Erwartung war geschwunden.

Das eilfertige Summen der Betenden umschwirrte ihn.

Er bemühte sich, nichts zu hören, nicht zu denken, sich keine Bilder hervorzurufen.

So verharrte er nur einen Augenblick, dann überkam ihn das schmerzliche und beschämende Gefühl — als ob er mit sich Versuche anstelle, oder gewissermaßen in ein Theater gegangen sei, wo er verlange, daß man ihn in eine Stimmung versetze, wie er sie eben wünschte.

„Das ist Spott und Hohn!“ gestand er sich und erhob sich unwillig, wobei er einen leichten Schmerz von dem ungewohnten Knieen empfand.

Stimmung zum Gebet wollte sich in dieser Kirche nicht einfinden.

Schon einmal war er in Erwartung einer solchen von einer Ecke zur andern übergegangen. Von der Emporkirche her kam eine Alte auf ihn zu, mehr wie eine Dame als wie eine gewöhnliche Frau gekleidet, mit Hut und Mantille, mit gelbem Gesicht und in ein Klümpchen verschrumpft. Sie ging, wie in gottseligen Gedanken und beteud sich bis zur Erde verneigend, bis an seine Seite, worauf sie ihm geräuschlos und geschickt ihr volles Gesicht zuwandte und, ohne ihre vornehme Miene zu verzeihen, halblaut sagte:

„Erbarmen Sie sich einer wohlgeborenen Witwe“

Dabei reckte sie ihre gelbe Hand mit den hageren, gekrümmten Fingern kaum merkbar unter der Mantille vor.

„So viel Sie mögen," fügte sie in demselben Flüsterton hinzu.

Diese Manier war ihm so sonderbar und unerwartet, daß er an eine komische Alte vom Theater dachte. Tjorkin wurde rot. Diese edle Greisin peinigte ihn.

„Gott wird geben!" antwortete er bestimmt und ging von ihr fort. Er hatte viel Kleingeld bei sich, doch wollte er ihr nichts zum Entgelt dafür spenden, daß sie ihn um den Rest seiner andächtigen Stimmung gebracht hatte. Draußen drängte er sich mißmutig und niedergeschlagen zu den Reliquien des Gottesmannes heran, wie um eine lästige Pflicht zu erfüllen.

XXVI.

Hinter und neben ihm häufte sich ein Wall von Pilgern vor dem kostbaren Reliquienschrein an. Ein dumpfer Geruch ging von all den Bauernkitteln, Taschen, Bastschuhen und Schmierstiefeln aus. Der Qualm der Wachskerzen ringelte sich in sichtbaren Streifen durch die verdünnte Luft der Troizakathedrale. Von den bemalten Wänden schauten allerwärts die Gesichter von Heiligen herab.

Ihm war beklommen, aber mehr von seiner geistigen Einsamkeit, als von der Enge und dem Gedränge ... Er war auf demselben Boden des Volksglaubens gewachsen und wünschte von Herzen aus den einfachen Mündern gedrückte Laute, betende Rufe zu hören, junge und alte, männliche und weibliche Gesichter mit dem Ausdruck der Begnadigung oder der Sehnsucht um sich zu sehen, die in zahllosen Nöten um Hilfe flehten, sah aber nichts und hörte nichts. Er konnte sich nicht mit diesem Volk, das sich zur Verehrung der Reliquien des heiligen Sergius drängte, gemein machen. In ihm erlosch jeder Wunsch, ein Gebet zu verrichten oder eine Zahlung für das Seelenheil der Gottesmagd Kaljeria zu leisten.

Er fragte sich: „Wozu bist du hier? Was suchst du hier? Was hoffst du hier zu finden, um dich zu erneuen?"

Und wiederum, wie in jener Kirche, in die er zuerst geraten war, ergriff ihn das beschämende Gefühl, daß er Spott treibe, indem er ohne Glauben hergekommen sei, nur um Versuche mit sich anzustellen. Aufrichtig! Litt er qualvoll, strömte sein Herzblut wegen des Verlustes einer heiligen Person, die ihn mit dem Lichte der geistigen Liebe erfüllt hatte? Da mußte er sich denn doch gestehen, daß auch diese Liebe im Grunde nur eine fleischliche gewesen war. Hatte ihn Kaljerias Tod mächtig genug erschüttert, um in ihm den Durst nach Erlösung aus Seelennöten zu entfachen und den Trieb zur Erforschung des über uns unerreichbar erhabenen Weltenschicksals zu erwecken?

Wenn er aber den Ruf hierauf nach den „lichten Höhen" nicht vernahm, dann verlor er jede Befähigung zu kindlicher Andacht, zu Thränen, zur Hingabe seiner selbst an die himmlischen Mächte, zu heißem Gebet um Erleuchtung ...

Die Menge — in der es so nach Männern und Weibern roch — drängte ihn aus der Troizakathedrale hinaus, so daß er wieder auf dem Platze stand, wo die Pilger und Bettler auf dem Pflaster saßen und wo der rötliche Glockenturm aufragte, der ihn festlich und friedlich anschaute und an das eitle Leben der Städte mit ihren Paraden und Festlichkeiten erinnerte.

Auf irgend etwas mußte er seinen Blick richten, diesen auch von dem öffentlichen Monument mit seiner vergoldeten Kuppel und Sonnenuhr ablenken, das gerade auf diesem Teil des Hofes stand. Dieser Obelisk widersprach noch mehr als der aufregende Glockenturm dem Stil der alten Kirchen mit ihren Kuppeln, Gängen und gewölbten Zelten.

Die gezierten Wände des Refektoriums lockten Tjorkin. Dorthin strömten die hungrigen Pilger. In den Nebengängen der Speisehalle, rechts, an der Stelle, wo die Brotschnitten verkauft wurden, versorgte ein Diener mit einer Schürze geräuschvoll die Eßbegierigen, deren sich viele leise beklagten. Dieser Scene, die ihm durchaus nicht anziehend erschien, schauten zwei bis drei Damen mit ihren Gatten, ein deutsch gekleideter Kaufmann, eine Schar erwachsener Fräuleins zu.

In dem ungeheuren Saale war alles zur Mahlzeit bereit. Die Tische standen mit grobem Zinngerät und Linnen immer für mehrere Mann bereit. Durch die geöffneten Thüren, von dem Durchgang her, erschienen paarweise die Mönche mit Kapuzen und die dienenden Brüder mit niedrigen Sammethüten.

Tjorkin betrachtete aufmerksam ihre Gesichter, Haltung, Kleidung, Augenausdruck, und es ward ihm leid darum, daß er überhaupt hergekommen war. Diese Mönche und Brüder verkündeten ihm nichts von dem, wozu er in das Kloster des Kämpfers gereist war, der vor vielen Jahrhunderten aus dem eitlen Bojarenleben in die lieblichen Schluchten geflohen war, wohin Fürsten und Herren in Zeiten der Versuchung um Segen und geistlichen Rat zu ihm gezogen kamen.

Die alten Priestermönche, in roter Ordenstracht, schritten mit ihren schweren Stiefeln daher und unterhielten sich unterwegs gleichgiltig über ihre Hausangelegenheiten. Die jüngeren Mönche schwänzelten besonders auffallend im Gange — schon fett gewordene, mit glänzenden gewässerten Zotteln auf den

breiten Schultern — lächelten listig oder schauten schläfrig auf das anständige Publikum. Die Diener mit den stutzerhaften Hüten, unter denen schwarze, braune, blonde, rote Haare, oder auch grobe Flechten herausquollen, machten erst einen peinlichen, dann geradezu abstoßenden Eindruck auf ihn. In ihnen war etwas besonders Weltliches. Der jugendliche Körper mit seinen Ansprüchen wirkte zu sehr auf ihr Benehmen ein; so saßen sie und gingen sie mit ihren dicken Nasen und Lippen, im Gange mit sinnlichem Ausdruck oder mit stumpfen Profilen. Sie fanden es nicht angemessen, ihren Gesichtern die nötige Würde und Strenge zu verleihen.

Im Speisesaal hielten sich auf den Sitzen an den Wänden einige Gäste auf. Die diensthuenden Brüder mit Schürzen brachten Tische und stellten sie zurecht. Aus der Thür rechts kamen zur Essenszeit einige Priestermönche mit Ehrengästen aus der Kaufmannschaft von Moskau und den benachbarten Städten. Infolge dessen wurden die Fremden aufgefordert, den Saal zu räumen. Unter diesen befand sich auch Tjorkin, der geglaubt hatte, daß Fremde täglich zum Refektorium Zutritt hätten.

Als er von der hohen Vorhalle ganz niedergeschlagen herabschritt, war er dies nicht aus körperlicher Müdigkeit infolge seines Ganges, sondern aus rein seelischer Erschütterung. Es lag ihm wie ein Stein auf der Brust ... Die ganze Reise nach Troiza-Sergius kam ihm wie eine traurige sittliche Verirrung vor, so daß er in schwere Unzufriedenheit mit sich und diesem ganzen Kloster verfiel, welches letztere, nach seiner Anschauung, mit seinem Bazartrödel jedes besänftigenden, süßen Hauches entbehrte, der geeignet gewesen wäre, seine irdischen Gedanken zu zerstreuen.

Unten an der Treppe sah ihn ein Wärter in dem uniformen Leinenkittel fragend an: „Soll ich Sie irgendwo hin führen?"

„Sagen Sie, Liebster," fragte ihn Tjorkin, „kann man jetzt nach der Sakristei?"

Der Diener verneigte sich freundlich und ehrerbietig.

„Gelegener würde es nach der Speisestunde sein, Euer Gnaden ... Es wird dann weniger Volk da sein."

Nach der Sakristei hatte er mit dem kleinmütigen Wunsch gefragt, etwas rein Sehenswertes zu betrachten. Er sah, daß er in diesen Räumen nirgends den Trost der Thränen und Gnade finden würde.

„Wohin gehen?" dachte er laut.

„Wohin befehlen Sie? Zum Schrein des heiligen Sergius?"

„War ich schon ... Auch in der Uspjenskikathedrale."

„Das ist schon viel, Euer Gnaden, aber noch nicht alles ... Im Sommer ist bei uns in dreizehn Tempeln Gottesdienst. Gott sei Dank. Es gibt wo zu beten."

Der Ton des Dieners war kurz und wie erzählend, eine auswendig gelernte Erklärung, wobei der Ton der Stimme auf Tjorkin schon so wirkte, als ob ihm ein Haufen Ameisen auf dem Scheitel herumkrabbelte.

„Gefällig?"

„Kommen Sie!"

Sie gingen eine ganze Stunde rechts und links, stiegen auf und nieder, indem sie in Hallen, niedrige, enge Kapellen alter Bauart krochen, gewölbte Korridore und Gänge durchschritten, dann wieder in Hallen oder dunkle Kirchlein gerieten, vor Bilderwänden, Grabsteinen stehen blieben und Kronleuchter, Wandgemälde, Kirchenfahnen, Leichentücher betrachteten, dann wieder draußen eine Kapelle mit den Gebeinen Godunows besuchten, beim rosa Glockenturm stehen blieben, wo Tjorkin auf Ansuchen des Führers von einem Denkmalpiedestal zwei Verse ablesen mußte, die sich ihm für lange Zeit als altertümlich und rednerisch einprägten, Verse zum Andenken an die Verteidiger des Klosters:

> „Wer schon im Himmel wohnt, der fragt nicht mehr nach Ruhm,
> Der unser Führer ist zum größten Heldentum!"

In den Ohren summte ihm der Ton von der Erklärung des Führers: „die Kirche zur Ausgießung des heiligen Geistes, Kirche des heiligen Sergius, der Geburt Johannes des Täufers, der Opferung Mariä, die Kirche der Lossima und Lawatija, Kirche der glorreichen Märtyrerinnen Barbara und Anastasia ..."

Und als ihn der Führer in einen engen, gewölbten Vorraum vor dem Eingang zur Sakristei geführt und dort einem andern, der das Volk immer nur zu zehn Mann übernahm, abgegeben hatte, stieg Tjorkin mechanisch mit den anderen Pilgern und zwischen zwei alten Weibern mit Kazawaiken eingekeilt, die Treppe hinauf und ließ sich unter der Erklärung des Priestermönches und den leisen Seufzern und Ausrufen der Alten durch alle Winkel der Sakristei schleppen. Wider Willen verbesserte er den mangelhaften Satzbau in den Erklärungen des Priesters, mit dessen gekünstelt singendem und nasalem Ton er sich gar nicht aussöhnen konnte. In einem niedrigen Schrank war unter Glas eine moderne Stickerei irgend einer hohen Persönlichkeit ausgestellt. Der Mönch nannte sie bei Namen. Tjorkin fand die Arbeit bei näherer Betrachtung ganz gewöhnlich. Neben ihm, an seinem Ohr stöhnte die eine Alte in der Kazawaika weinerlich und gerührt in betendem Ton:

„Allerheiligste Gottesmutter! Ich bin gewürdigt

worden, ich Vielsündige!" und schien sich am liebsten gleich mit unter das Glas zu der Stickerei zu legen.

In Tjorkins Kopf wirbelte alles, und noch zerschlagener, mit dem Gefühl des Hungers trat er aus der Halle.

„Wollen Sie nicht zur Hostienbäckerei?" fragte ihn der auf ihn wartende Führer.

Tjorkin gab ihm zum zweitenmal ein Trinkgeld. Dieser führte ihn unter tiefen Bücklingen zur Backstube.

Im ersten gewölbten Raum reichte ihm ein schmieriger, lächelnder Diener mit wirrem schwarzem Haar eine Hostie.

Seitwärts saß auf einer Bank eine Familie junger Ausländer, zwei Herren und zwei Mädchen. Sie lachten laut und aßen gierig Stücke der weichen Oblate.

Tjorkin setzte sich neben sie und begann mächtig zu kauen.

XXVII.

„Kaufmann! Kaufmann! ... Fahren Sie mit mir! ... Nach Tschernigowska! Nach Gethsemane! Ein Rubelchen nur!" schrie derselbe Kutscher, der ihn zum Kloster gefahren hatte.

Der Tag wurde trübe ... Tjorkin sah nach dem Himmel. Er hatte keine Lust, lange zu Fuß zu gehen. Es zog sich Regen zusammen. Vielleicht fand er dort in der „Einsiedelei" etwas anderes als hier.

Aus den Klostermauern drang das Krächzen der Raben und das Geschrei einer Elsterschar zu ihm, die einen Wechsel der Witterung verkündeten.

Auf der rumpelnden Kalesche sitzend, fragte er:

„Wohin geht es zuerst? Ist das schon Bethanien?"

„Wir kommen erst nach Tschernigowska ... Dort aber, jenseits der Brücke, ist gleich die Einsiedelei. Ich werde von der andern Seite aus vorfahren. Nach Bethanien kommen wir auch später zurecht."

Tjorkin kannte weder die Lage noch die Abstände dieser Orte genau. Im Führer hatte er etwas davon gelesen, es aber nicht behalten.

„Nun, denn meinetwegen nach Tschernigowska."

Die Kalesche rüttelte und schüttelte auf der Kieschaussee.

Hin und wieder kamen ihnen Droschken mit rückkehrenden Pilgern entgegen. Der Staub wirbelte unter den Rädern auf und blendete Tjorkins Augen. Trotzdem blickte er rechts und links auf die Wohnhäuser und Häuschen ganz nach der in den Vorstädten von Moskau üblichen Bauart. Er bemerkte kein einziges Notarschild, was von der Seltenheit der Geschäfte in dieser Gegend, in die man zu anderen Zwecken kam, Kunde gab.

Es begann zu regnen. Der Kutscher hieb überflüssigerweise auf sein buntscheckiges Paar ein, und in kürzester Zeit hielt er an einer gedeckten Halle links am Wege vor dem Ziegelbau einer fünfkuppetigen Kirche.

„Das ist Tschernigowskaja, Euer Gnaden. Die Messe wird vorüber sein. In der Gruft wird man sicher noch zelebriren."

„Tschernigowskaja," wiederholte Tjorkin in Gedanken und war nicht begierig, zu erfahren, was der Name besagte, ob er eine Stiftung oder ein Kloster bezeichnete.

An der Vorhalle standen zwei bis drei Kutscher und ein Haufen Bettler. Der obere Teil der Kirche war schon geschlossen. Da er einmal hergekommen, noch dazu in einer Kalesche, stieg er auch als Kaufmann die ganze dunkle Wendeltreppe hinunter, in die Gruft, wo er lange Zeit nichts als die Rückenwand sehen konnte, an der einige Kerzenbündel brannten. Man las eine Messe inmitten eines herumstehenden stillen Pilgerhaufens.

Es war ihm weder bedrückt noch traurig zu Mut; er hatte keine Lust, da zu bleiben und irgend ein Gebet oder Totenmesse anzuordnen; es trieb ihn wieder an die durch den Regen und das Gewölk erfrischte Luft.

Der Kutscher hatte ihm vom Bock — unterwegs — mitgeteilt, wie er nach der Einsiedelei über die Brücke und den Garten hinauf zu gehen habe.

Er kam dicht an einem Teich vorbei, in welchem sich die Bäume der hübschen Ufer spiegelten. Am Eingang saßen auf einer Bank zwei Greise. Niemand hielt ihn an. Er wußte, daß man dort fremde Herren einließ, Frauen aber — nur einmal im Jahr an irgend einem Festtag. Es war dort still und behaglich. Ihm wurde wohler. Er vergaß die Sakristei mit ihrem ganzen Kloster, mit dem beschwerlichen Zugang zu den Kirchen, dem Speisesaal, dem Gewühl der Menge, dem Trödelkram an den Thoren und auf dem Handelsplatz der Niederlassung.

Hier konnte man zu Gottes Tempel gelangen, sich ins Gras setzen und seine Seele erheben.

Der Regen hatte fast aufgehört. Ueber sich sah Tjorkin eine altertümliche, zweistöckige Holzkirche mit einer Treppe, die zu geräumigen Galerien führte. Es duftete nach Holz. Die mit Bildern bedeckten Balkenwände erweckten ihm Erinnerungen aus der Kindheit. In Kladjenjez hatte es ihn stets gelüstet, durch die Thür in das Innere des raskolnischen Gebethauses zu gucken, in das man ihn nicht einließ. Es tauchte in seinen Erinnerungen mit seinen Kuppeln, Freitreppen und Fenstern auf ... Auch der dort ertönende Gesang, der von dem gewöhnlichen rechtgläubigen abwich, kam ihm ins Gedächtnis.

In der Kirche hatte alles denselben Anstrich, alles war gleich ungebräuchlich und originell. Auf dem rechten Chor saß ein hagerer Mönch. Er schlug

ihm vor, die Wohnung des Metropoliten Philaret zu betrachten. Eine Reihe Zimmer, in Holz, schloß sich hinter einer Thüre unmittelbar an die Kirche an. Man konnte die Verzierung und Einrichtung der engen, reinlichen Räume sehen. Er lehnte es aber ab, hinein zu gehen, weil er seine Stimmung nicht stören wollte.

In dem steinernen Einsiedlerhause betrachtete er lange die Stelle, die der holzgeschnitzte Ikonostaß verdunkelte. Stille umgab ihn. Ein mattes Licht ließ Konturen der Schnitzereien und die Gesichter der Ortsheiligen hervortreten ... Cypressengeruch erfüllte die Luft.

Draußen umschmeichelte ihn der Duft eines Blumengartens, der von einem niedrigen, heiter bemalten Gitter umgeben war. Die Blumen breiteten sich in dichten Teppichen fächerförmig aus. Der Garten erinnerte ihn sofort an den der Datsche, die Blumenbeete, den Wald, das Brett zwischen den beiden Fichten, das Gespräch mit Serafima, den Augenblick, als er zum erstenmal Kaljeria zu Füßen lag.

Er setzte sich wieder auf die Freitreppe der Holzkirche, bedeckte sein Gesicht mit den Händen und weinte. Jenes Leben ist schon vorbei. Er wird nicht mehr zu der Frau zurückkehren, die er ihrem Gatten entrissen hat. Jene wird nicht vom Himmel zu ihm herniedersteigen, an der er mit seiner ganzen geläuterten Seele gehangen hat. Und er hätte nicht ihre Heiligkeit geschont. Gott wußte es, warum er sie ihm so bald entrissen hat.

„Vorüber, vorüber!“ flüsterte er tonlos, ohne die Hand von den Augen zu nehmen.

Ein Donnerschlag ertönte und ein heftiger Regenguß ergoß sich plötzlich über ihn. Er war aber so von seinen augenblicklichen Gedanken erfüllt, daß er nicht einmal auf dem Wege von der Einsiedelei nach dem Thor, wo seine Droschke wartete, den Schirm aufspannte.

„Nach Bethanien, Euer Gnaden?“

Auch dort mußte er die Kirche ansehen, sowie die Zimmer des Metropoliten Platon. Die Kirche entzückte Tjorkin durch ihre bunte Grotte mit den zur Dekoration benützten künstlichen Blumen. Diese Abteilung machte ihm einen geradezu fremdgläubigen Eindruck. Dienerschaft war nicht vorhanden. Draußen spazierten Seminaristen und Wächter unter den Bäumen ... Pilger drängten sich um den Eingang zur Wohnung des Metropoliten, die mit der Einrichtung des vergangenen Jahrhunderts erhalten war. Ein Mönch führte sie durch die Zimmer und hielt seine Erklärung in derselben Sprache und demselben Ton, wie in der Klostersakristei ... Wieder drängten sich zwei alte Weiber in Kazawaiken an ihn heran; die eine kreuzte und segnete sich vor allem, was der Mönch auch zeigte — ein weltliches Gemälde, ein Porträt, ein Mosaikbild florentiner Arbeit; als sie aber in das letzte Lichtzimmer mit Holztäfelung und Spiegeldecke traten, wo der Kirchenfürst in der heißen Zeit der Ruhe gepflegt hatte, da bekreuzte sich die eine Alte ganz regelrecht — betrachtete anfangs einen Strohhut mit breiten flachen Rändern, der dort lag, dann die Spiegeldecke mit den erhabenen, vergoldeten Rahmen und sagte laut mit weinerlicher Stimme:

„Heiliger Mann Gottes, wie hast Du Dich errettet! Herr! Auch ich werde erlöst, ich arge Sünderin!“

Tjorkin unterdrückte ein Lächeln.

„Das glaubt die!“ dachte er und drängte sie förmlich beim Ausgang zu derselben Thüre hinaus.

Die Gewitterwolke war verzogen. Der Regen hatte aufgehört, und durch den zerrissenen Wolkenschleier glänzte eine kalte Sonne.

„Befehlen Sie nach dem Kloster oder nach der Station?“ fragte der Kutscher am Garten.

Tjorkin befahl ihm, ihn zurück nach der Einsiedelei zu fahren, ihn dort abzusetzen, dann herum zu fahren und ihn auf der andern Seite bei Tschernigowska zu erwarten.

„Das fordert Zulage, Kaufmann!“

„Zulage soll es geben.“

Und wiederum fächelte ihm der Einsiedlerhof mit der Holzkirche Kindheitsgefühle zu, ein verschlossenes Heiligtum wie damals in seinem Dorfe Kladjenjez.

Er ließ sich indessen nicht auf der Treppe nieder, ging auch nicht über die Galerien, sondern begab sich gleich zum Ausgang, wo jetzt die Bäume in den Strahlen eines wechselnden Sonnenlichtes spielten, das durch die langsam ziehenden Wolken brach.

Er setzte sich auf eine Bank, an einen ganz einsamen Platz, und saß dort lange, wohl eine halbe Stunde, ohne die Schönheit des Ortes zu betrachten, oder sich zu einer besonderen geistigen Vorstellung zu zwingen.

Die Gedanken folgten sich, ohne Anstrengung und Schmerz, ganz von selber. Warum ging ihm hier, in diesem Gethsemane die Seele auf? War ihm dort, zu Troiza vielleicht nur von den Bettlern, Bauern, dem Volksgewühl, der Landstreicherei um Kirchen und Vorhöfe herum, übel und weh geworden? Er war doch selbst nichts weiter als ein bäurisches Findelkind. Oder hatte ihn das feine Publikum so abgekühlt, daß er sich nicht frei seiner bäuerlichen Andacht hingeben konnte? Alle diese dickbäuchigen Kaufleute, stumpfgesichtigen Kaufmannsweiber, die Bettlerinnen, die Damen und ihre Freunde, die gemästeten Mönche und Laienbrüder mit ihren stutzerhaften Sammethüten?

Er beruhigte sich. Jetzt drängte es ihn nach Haus, nach seinem Dorf, mit dem er so lange gegrollt hatte, wo er tödliche Beleidigung vergeben wollte.

XXVIII.

Bis zum Dorf Kladjenjez waren es noch fünf Werst. Der Dampfer „Strjälik" hatte sich um mehrere Stunden verspätet. Es war bald zehn Uhr, und er hatte schon um sieben an der Landungsstelle sein sollen. Die Verzögerung war bei Balachna durch Verladung veranlaßt, und zudem hatte man oberhalb der Stadt ein wenig auf einer Sandbank aufgesessen, trotzdem seit Ende August reichlich Wasser im Fluß war.

Eine kühle Septembernacht lagerte über dem Strom, und die Dampferlaternen zerrissen mit scharfen Strahlen die Finsternis. Auf den Verdecken, vorn und hinten, wimmelten die dunklen Gestalten der Fahrgäste. Viele waren schon in warmen Ueberziehern und Pelzpaletots, vornehmlich die verspätet von der Messe aus Nishni zurückkehrenden Kaufleute und Gutsbesitzer.

Auf dem Vorderdeck saß Tjorkin und rauchte, indem er die Paletotklappen über sich zusammenschlug. Er hatte oberhalb seinen eigenen Dampfer Batrak verfehlt. Derselbe war am Tage nach seiner Abreise von Nishni aus Moskau abgegangen. Es war auch besser so. Er wollte in seinem Heimatsort so bescheiden wie möglich, als unauffälliger Passagier, anlangen. Sein Dampfer hielt außerdem nicht immer bei Kladjenjez an.

Er war lange nicht dort gewesen, über fünf Jahre lang nicht. Das letztemal hatte er seine Papiere zu ordnen gehabt — die Katasteraufnahmen und den Befreiungsakt seines Bauernguts. Damals hatte es im ganzen Dorf nur zwei Ausspannungen gegeben, ziemlich reinliche, wo die Kaufleute, Beamten, Gutsbesitzer an großen Markttagen einkehrten. An Speisehäusern waren mehrere vorhanden gewesen, einfach und schmutzig, eines aber, wie er sich entsann, mit einem wirklichen Koch.

Das beunruhigte ihn am wenigsten. Er war überhaupt nicht sehr leicht zu ekeln. Er war auf zwei oder drei Tage ohne jeden geschäftlichen Zweck losgefahren. Er wollte sein Uebelwollen gegen die Bauernschaft aus der Seele reißen, mehrere Stifter besuchen, das raskolnische Bethaus wie als Junge betrachten, einen alten Freund von Iwan Prokopitsch befragen, was aus seinem Hof geworden war, in wessen Händen er sich befand und sich im Kloster aufhalten. An den Abt hatte er sogar einen Brief — und er konnte wohl auch bei ihm übernachten, wenn der Dampfer nur nicht so spät nach Kladjenjez käme; er wollte einen fremden Menschen nicht beunruhigen, einen Mönch noch dazu, der vielleicht gerade seine Andacht zu verrichten hatte.

Wenn er einen seiner Mitteilhaber an der „Gesellschaft" getroffen und diesem seinen Reisezweck auseinandergesetzt hätte, würde ihn dieser kaum verstanden haben. Der eine mochte denken: „Tjorkin redet etwas irre," ein anderer: „Wassili Iwanytsch verstellt sich, er muß etwas ausgewittert haben und will schnell zugreifen."

Nichts von alle dem — nichts kaufen und nichts in Geschäften ausschnüffeln. Wenn ihn etwas Derartiges nach Kladjenjez führte, so war es im Gedächtnis an die, der es nicht vergönnt gewesen war, bei Lebzeiten den Traum ihrer Kindheit ausgeführt zu sehen... Ihre Gelder sind jetzt den Hüten Serafimas und dem Aberglauben der Mutter verfallen.

„Schon verdammt spät," wandte sich ein Passagier in einem warmen Ueberrock, der sich vor nicht langer Zeit neben ihn gesetzt hatte, an ihn. „Wohl schon zehn Uhr."

Tjorkin zog die Uhr und sah an einem entzündeten Streichhölzchen nach.

„Viertel auf elf."

„Und wir sind gewiß noch drei, wenn nicht gar vier Werst von Kladjenjez ab."

„Wollen Sie selbst dort hin?"

„Ja, mein Herr."

„In Handelsangelegenheiten?"

An der Aussprache erkannte er einen dortigen Ortsangehörigen. Der Passagier war von hagerer, kleiner Gestalt, bärtig, mit einer tief über den Kopf gezogenen Mütze. Vermutlich ein kleiner Krämer.

Tjorkin wiederholte die Frage.

„Spezereien kaufen!"

„Sie sind nicht in Makaria auf der Messe gewesen?"

„Ich bin zu spät gekommen. Die Armenier hatten schon alles aufgekauft. Die Spezereien sind samt und sonders im Preise heruntergegangen. Die Sache ist mir entwischt. Ich bin auch ein wenig krank... Nun, ich bin zu spät gekommen."

„Sie sind ein Kladjenjezer?"

Er konnte das Gesicht des Krämers gut von nahem sehen; es kam ihm aber ganz unbekannt vor.

„Wir sind eingewurzelte Dortige."

„Von den früher Gräflichen?"

„Ja, von den Gräflichen. Aber Sie, mein Herr, scheinen unser Dorf zu kennen?"

„Ein wenig."

„Und Sie wollen jetzt dort hin?"

„Dort hin."

„Wo wollen Sie absteigen? Bei Bekannten?"

„In der Ausspannung."

„Wir haben die Influenza in der Ausspannung."

„Hält Kotschnew eine, wie früher?"

Der Krämer sah Torkin an, erkannte ihn aber nicht.

„Kotschnew?" sagte er zurück. „Der hat lange zu leben aufgehört. Seine Schwiegersöhne... über-

muliges Volk — haben das Geschäft heruntergebracht. Erst war es den Herrschaften nicht anstößig, dort abzusteigen, aber jetzt — es ist eine Schande. Durch den Bazar halten sie sich."

Der Krämer sprach mit schwacher Stimme, aber aufrichtig und ernst.

„Irgendwo muß ich unterkommen. Ich bleibe nur so zwei Tage da."

„Es gibt ein richtiges Gasthaus."

„Ein richtiges Gasthaus?"

„Wie es sich gehört ... Seit drei Jahren. Es gehört Malyschow, gegenüber vom Restaurant Marinzew. An den Marktbuden. Oder sind Sie noch nicht bei uns gewesen?"

„So gut wie nicht. Des Restaurants entsinne ich mich indessen, nur war es den Buden gegenüber, meine ich."

„Ganz recht, schräg über. Jetzt wird ein neuer Stock aufgesetzt. Dort war auch anfänglich ein Restaurant. Auch ein Gasthaus ... wohl im vierten Jahr. Wenn Sie an der Landungsbrücke ankommen müssen Sie nach dem Kutscher Nikolai rufen. Er pflegt die Dampfer zu erwarten. Sein Wagen ist gut. Selbst ist er ein kleiner Schwätzer, eine Schlafmütze. Er wird Sie direkt zu Malyschow bringen."

Das war alles sehr sorgsam vorgebracht.

„Guter Kerl," dachte Tjorkin, „wenn es auch nur ein Bazarkrämer ist. Vielleicht ein Raskolnik?"

„Gehören Sie zum Bethaus?" fragte er.

„Ich? Nein, Herr ... Wir sind — Rechtgläubige."

„Wer ist bei Ihnen Starost? Wie hieß er doch gleich?"

Tjorkin wollte nicht von vornherein den Namen Malmyshski vorbringen.

„Surgucow."

„Und Malmyshski!" konnte Tjorkin nicht zurückhalten.

„Er ist lange nicht mehr Starost ... Jetzt ist er Aufkaufer."

„Wovon?"

„Von allem. Er kauft alles Erdenkliche, auch Messerwaren ... Im Winter sucht er zweifelhaftes Getreide umzusetzen."

„Er muß sich bereichert haben?"

„Ob er sich bereichert hat! ... Als Starost schon hatte er seine Krallen im öffentlichen Koffer. Und wie er das Volk behandelt! ... Er hat auch in die Verbannung geschickt ... Zuerst — den Tjorkin, Iwan Prokopitsch! Einen gemeinnützigen Mann ... So einen sieht man heutzutage nicht mehr ..."

„Und Sie haben Iwan Prokopitsch gekannt?" fragte Tjorkin mit verhaltener Erregung.

„Wie sollte ich nicht. Der Alte war der eifrigste Vertreter des Gemeindewohls. Gott hab ihn selig!"

Tjorkin fühlte Thränen in seine Augen dringen. Er wollte indessen nicht bekennen, wie nahe ihm Iwan Prokopitsch stand.

Der Krämer fing wieder an:

„Sehen Sie, Herr ... Behalten Sie: Kutscher Nikolai ... Und sagen Sie ihm gleich — zum Malyschow. Es ist Zeit, sich nach seinem Gepäck umzusehen. Da ist schon unser Kladjenjez ... Sie sehen die Einbuchtung dort — sie ist ganz dunkel — beim Kloster ..."

„Vielen Dank!" sagte Tjorkin und stand selbst auf. „So handeln Sie in der Budenreihe an Bazartagen?"

„Mein Laden wird die ganze Woche nicht zugemacht."

„Wie ist doch Ihr Familienname?"

„Jengaljäjew."

„Ich werde daran denken."

Der Krämer entfernte sich bescheiden, indem er sich fester in seinen wattirten Ueberzieher hüllte und die Mütze noch tiefer über seinen Kopf zog.

Der Dampfer that einen langen Pfiff. Die Landungsstelle war noch nicht zu sehen; doch Tjorkin fand sie mit den geübten Augen eines Schiffahrttreibenden heraus. Am Uferstreifen hoben sich deutlich die Einbuchtungen ab. Oben, längs der Hauptstraße, erglänzten vereinzelte Fenster. Für das Dorf war es schon spät.

Tjorkin hatte nur einen Handkoffer und ein Plaidbündel mit. Während der Dampfer beilegte, übergab er sein Gepäck einem Matrosen und wies diesen an, gleich nach dem Kutscher Nikolai zu rufen.

So weit er sich entsann, hatte es vor zehn Jahren in Kladjenjez noch keine richtige Droschke gegeben, nicht einmal an den Landungsstellen.

„Nikolai!" kreischte der Matrose.

„Hier!" tönte eine leise, alte Stimme zurück.

Die Dunkelheit lichtete sich ein wenig. Zwei Schritt von dem Brückenzugang sah man ein Pferd von heller Farbe, sowie ein Fuhrwerk nach Art der Leichenwagen, mit ungeheuren Sitzen zu beiden Seiten.

„Seien Sie so gut, Väterchen."

Ein hochgewachsener Bauer mit kurzem Unterkamisol und grauer Mütze placirte ihn auf den Wagen.

„Sie werden Nikolai sein?" fragte Tjorkin.

„Nikolai, Wohlthäter, Nikolai."

„Fahren Sie mich zu Malyschow!"

„Ins Gasthaus?"

„Dem Restaurant gegenüber. Man hat mir gesagt, daß es dort gute Zimmer geben soll."

„Sonst schon, jetzt ist aber der Umbau im Gange. Ganz gleich, wir wollen fahren."

Sie fuhren. Von dem weichen Anfang des Weges kam der Wagen auf die holzgepflasterte Straße, die

sich zwischen den Budenreihen mit Leinwanddecken und Galerien den Berg hinaufwand. Den Geruch kannte er, das Gemisch von Matten, Teer, Mehlbuden und Leder. Er war ihm angenehm.

Sie kamen auf einen Platz, wo sie links einbogen. Dann ging es an steinernen Häusern von kaufmännischer Bauart vorüber. Schließlich fuhren sie in eine enge, ärmliche Straße ein.

„Hier, Wohltäter, ist Malyschow."

Tjorkin sah rechts und links je ein zweistöckiges Haus. Links war unten Licht. Das war das Restaurant. Im „Gasthaus" war alles dunkel.

XXIX.

Nikolai klopfte lange an die Thür. Niemand rührte sich. Und oben wie unten blieb alles dunkel.

„Die verdammten Leute hören nicht!"

„Geh von der Thür weg!" rief Tjorkin.

Es fiel ihm auf die Seele, daß er, von Geburt gerade solch ein Bauer wie jener schon bejahrte Kutscher, hier ruhig wie ein großer Herr im Wagen sitzt und für sich die Leute wecken und um ein Nachtlager angehen läßt.

Hinter der Eingangsthüre wurden Schritte vernehmbar. Es tappte jemand mit bloßen Füßen über den Gang und konnte lange den Riegel nicht aufbringen.

„Zeige ein Zimmer! Ein Herr ist gekommen," sagte Nikolai, laut flüsternd.

„Wir haben keins," murmelte der Junge, im Hemde und Unterhosen, verschlafen.

„Warum nicht?" fragte Tjorkin, vom Wagen her.

„Es wird umgebaut. Die Maler arbeiten."

„Kein einziges Zimmer?"

„Kein einziges, Euer Wohlgeboren."

„Und unten?"

„Unten ist Wirtschaft und Gesinde."

Nikolai trat an den Wagen heran und sagte, Tjorkin ansehend, besorgt:

„Mißgeschick!"

„Höre 'mal," sagte Tjorkin leise, „sie sind altgläubig und nehmen keinen Unbekannten auf?"

„Sie gehören zur Kirche ... Der eine ist sogar Kirchenpfleger an der Nikolaja Tschudotworza. Ich komme nicht ins Haus ... Ich habe lange niemand hergefahren."

„Wo nichts ist, ist keine Wahl."

Der Kellner stand hinter der halbgeöffneten Thür und gähnte laut.

„Und wird es morgen kein Zimmer geben?"

„Sie werden nicht fertig."

Die Thüre schlug zu. Insasse und Kutscher standen allein auf der Straße.

„Und dort?" wies Tjorkin auf das Restaurant, wo überhaupt noch Licht brannte und unten das Schenkzimmer sein mußte.

„Ich eile."

Nikolai flog und war gleich wieder da. Der Schenkkellner dort hatte ihn nicht eingelassen und gesagt, daß es kein freies Zimmer gebe und die Leute vom frühesten Morgen an dorthin zum Thee kämen.

„Wo also übernachten, Onkelchen?" fragte Tjorkin heiter.

„Wir haben lange kein reinliches Gastzimmer mehr, Herr ... ich würde sonst mit größtem Vergnügen ..."

Nikolai verstummte.

„Eine Möglichkeit wäre — bei Ustjashkow im Restaurant, dort beim Eingang. Da wurde früher vorgefahren. Vielleicht ist da unterzukommen."

„Nun, also hin zu Ustjashkow!"

Tjorkin besann sich auf diesen Speisewirt von seinem letzten Besuch als Gymnasiast her. Er war allerdings nie bei ihm gewesen, weil der Vater seinen Besuch von Wirtschaften nicht wünschte, und zudem kein Billard da gewesen war.

Sie machten Kehrt und fuhren die ganze Straße bis zum Beginn des Holzpflasters zurück.

Auch dort schlief schon alles. Man öffnete nicht so bald. Ein Kellner, ebenfalls barfuß und im Hemde, versprach ihn einzulassen. Ein anderer, älterer Kellner kam noch dazu und führte Tjorkin über dunkle Gänge, wo es wie in einer Badeanstalt roch, nach oben in ein Eckzimmer. Es war dies keine Schlafstube, sondern ein Speisezimmer des oberen Stockwerkes, mit einem schmutzig gedeckten Tisch, einem Sofa ganz ohne Lehne und Kissen und zwei Stühlen.

„Weiter gibt's kein Zimmer?"

„Nein, Herr ... Und dies auch nur aus Gefälligkeit für Euer Gnaden. Ein Gasthaus halten wir nicht."

Der jüngere Aufwärter im roten Hemde und mit geschorenem Blondkopf blinzelte vor dem Talglicht und kratzte sich.

„Wo sollen die Sachen hin?" fragte Nikolai. „Besser werden Sie es nirgends finden, Väterchen."

„Bring sie her!"

Nachdem der Kutscher die Sachen herbeigebracht hatte, empfing er sein Fahrgeld, versprach morgen wieder anzufragen, ob ein Pferd gebraucht würde, und verschwand mit dem älteren Kellner, worauf sich Tjorkin nachdenklich im Zimmer umsah.

„Wo ich nur schlafen soll?" dachte er laut.

Der Kellner im roten Hemde stand an der Thür, die Klinke in der Hand, und betrachtete kurzsichtig und äußerst gleichgiltig den Reisenden.

„Nun, dort auf dem Diwan."

„Gibt es kein Bettzeug?"

„Was für ein Bettzeug? Die Wirtsleute schlafen.

Bei uns liegt man auf dem Woilach, müssen Sie wissen."

„Und Kissen kannst Du auch nicht verschaffen, mein Bester?"

„Ich könnte meines bringen."

„Sei so gut!" wurde Tjorkin dringlicher. „Du siehst selbst, daß das Sofa keine Lehne hat, auf die ich den Kopf auflegen könnte."

„Das ist nun so . . ."

Das rote Hemd verschwand, und Tjorkin durchschritt das Zimmer. Es herrschte fürchterliche Schwüle, gerade wie in einem heißen Baderaum.

Er schritt zum Fenster und riß es weit auf.

Die Kälte der Septembernacht wehte aus der Dunkelheit herein, verbunden mit einem scheußlichen Gestank. Er mußte sofort das Fenster wieder schließen, worauf er sich angewidert in der Stube umsah. Schon sah er im Geiste aus allen Ecken große und kleine Schwaben anrücken. Auf dem einladenden Sofa wimmelten gewiß Millionen Flöhe. Vor allen Dingen peinigte ihn die Schwüle und Hitze. Das Zimmer lag wahrscheinlich dicht an der Küche und dem russischen Ofen. Die Gerüche von Kehricht, Schmierstiefeln, Spülicht und Tabaksschmurgel drangen über den Flur aus anderen Räumen des Restaurants.

Es war gerade so, als ob man ihn zum Uebernachten in einen Winkel des Polizeigewahrsams gesteckt hätte. Besser hätte er gethan, sich vom Kutscher bei ihm oder in einer einer einfachen Ausspannung ein reinliches Bauernzimmer anweisen zu lassen.

„Reinlich?" Das war ein frommer Wunsch. Bei den Rechtgläubigen herrscht keine Reinlichkeit, und die Raskolniks — bei denen es reinlich zugeht, beherbergen niemand.

Der Aufwärter kam mit einem baumwollenen Kopfkissen zurück, das durch den langen Gebrauch ganz durchfettet war.

„Hier, Herr, ist mein kleines Kissen, wenn es Sie nicht ekelt!"

Tjorkin besah es von allen Seiten mit der Besorgnis vor Insekten.

„Keine Ueberzüge haben Sie nicht?"

„Wo denn!" antwortete der Kellner mit trübem Lächeln. „Wir haben überhaupt nicht zum Wechseln."

Ein besonderer Ueberzug befand sich gar nicht über dem Kissen.

„Nun, gut."

„Weiter brauchen Sie nichts?"

Er hätte gegessen, was hätte er aber in der für Kladjenjez späten Stunde bekommen können? Eine richtige frische Semmel war gewiß nicht zu haben. Vielleicht ein Stück ganz bitter gewordenen Preßkaviar.

„Nein, mein Bester, ich brauche nichts. Haben Sie ein Fläschchen Bier?"

„Die Kellerschlüssel hat der Schenkkellner. Im Buffet ist schwerlich etwas zu finden."

„Es wird auch warm sein. Bei euch ist es ganz wie im Bade. Woher kommt das?

„Vom Ofen."

Der Kellner wies dabei auf den Boden.

„Sie müssen entschuldigen, wenn es früh Lärm gibt."

Der Junge gähnte hiebei so, daß ihn Tjorkin nicht mehr das Plaid wollte aufbündeln lassen.

Er ging gleich daran, sich die Lagerstätte zu bereiten.

Er legte Paletot und Rock ab. In seinem Kopfe hämmerte es. Solche Hitze konnte er nicht ertragen. Wieder öffnete er das Fenster, und wieder schloß er es vor dem Gestank da draußen.

„Solch eine Sauwirtschaft!" rief er laut, langte eine Cigarrette heraus und entzündete diese an dem triefenden Talglicht.

Streichhölzer hatte der Aufwärter nicht zurückgelassen.

„Solch eine Zucht!" wiederholte er erzürnt, wollte noch etwas sagen, schwieg aber beschämt.

Wie hatte ihn das satte Leben verdorben! Ganz der große Herr. Er kann jetzt weder Gestank noch Schwüle, weder Schwaben noch triefende Talglichter vertragen. Dabei brüstet er sich mit seiner bäuerlichen Abkunft vor den intelligenten Herren. Man muß ihm ein Zimmer für vier Rubel mit Marmorbecken und Jardinièren geben.

Iwan Prokopitsch, der ihn, das Findelkind, erzogen hatte, schlief Zeit seines Lebens in der dunklen Ecke eines Verschlages, wo es noch viel schmutziger und enger als in diesem Restaurationszimmer war. Und er rümpfte nicht die Nase, sondern ertrug noch viel größeren „Schmutz".

Nachdem sich Tjorkin ausgeschämt, löste er den Plaidriemen, öffnete den Koffer, holte Nachthemd und Pantoffeln heraus, legte das Kopfkissen auf die eine Seite des Diwan, den Koffer darauf, breitete das Plaid darüber, entkleidete sich ganz, deckte den Paletot über die Füße, setzte den Leuchter neben sich auf den Stuhl, legte die eigenen Streichhölzer nebst einigen Cigarretten daneben und löschte das Licht.

Er rauchte lange. Es fing ihn etwas an zu beißen; er zwang sich aber zur Geduld.

Er konnte sich nicht mehr täuschen, daß vom Bauer kein Funken mehr in ihm war. Des Schmutzes und des „schweinemäßigen" Daseins war er entwöhnt. Mußte denn aber der Landmann, wenn es ihm auch dürftig ging, ein solches viehisches Leben führen? Konnte er nicht über ein baumwollenes Kopfkissen einen reinen Ueberzug ziehen? In dieselben Kladjenjez bei den Raskolniks — welche Rein-

lichkeit . . . Besonders bei denen, die sich etwas Wohlstand verschafft hatten.

Der Wächter schlug irgendwo an die Scheibe und zugleich ertönten die Glocken der Kirchenuhr.

Auf der Nikolaja Tschudotworza! — dachte Tjorkin sogleich und begann zu horchen. Es schlug zwölf Uhr. Und dieser Ton brachte ihm die gleiche Gemütsbewegung, mit der er auf den Stufen der alten Holzkirche von Gethsemane gesessen hatte. Er wollte sich mit seinem Heimatsort versöhnen, er wollte das Häuschen der Tjorkins besuchen, wenn es noch nicht eingestürzt war.

XXX.

Tjorkin schlief erst gegen Morgen ein. Die Schwüle drückte ihn so, daß er das Fenster öffnen mußte, wobei er den Gestank mit in Kauf nahm, da ohne ihn die Hitze nicht zu vertreiben war.

Er erwachte, noch ehe der Besuch im Restaurant begann, und hörte, wie der Hirte mit denselben Tönen, wie vor zwanzig Jahren, austrieb. Die Sonne brach auf einmal herein — das Fenster hatte weder Vorhänge noch Gardinen — sie brach herein und spielte an den Wänden.

Es war ihm schon nicht mehr so trübselig zu Mute wie am Abend; er hatte sich mit den Flöhen sowohl, wie mit dem fehlenden Bettzeug ausgesöhnt. Es hätte noch schmutziger und primitiver sein dürfen, da er sein Heimatsdorf doch nicht als Dampfschiffsbesitzer Wassili Iwanytsch Tjorkin, dem der Stationsvorsteher der Gesellschaft gewiß ein ehrenvolles Unterkommen gewährt haben würde, sondern als unbekannter Privatmann hatte überfallen wollen; es hatten ihn keine Geschäfte hergeführt, auch nicht die eitle Lust, damit zu prahlen, was aus dem von der Gemeindeverwaltung gepeitschten Bauern für eine bedeutende Persönlichkeit geworden war. Würde er irgend einem der hiesigen Einwohner seine Empfindungen, mit denen er hergekommen war, klar machen wollen, würde er kein Verständnis dafür finden.

Um sieben Uhr erschien bei ihm der fuchshaarige Aufwärter in demselben roten Hemde, einer abgerissenen, schmierigen Weste und auf Zuwachs berechneten Stiefeln.

Waschen mußte er sich auf dem Flur über einem Eimer. Beim Buffet fand sich ein Handtuch. Man brachte ihm Thee — „drei Portionen" mit einem Stückchen Zitrone und ur-uralten Kringeln. An Kleiderreinigung war nicht zu denken. Die Wirtsleute hatten allerdings eine Bürste, sie schliefen aber noch.

Es zog Tjorkin auf die Straße. Er trug dem Kellner auf, den Kutscher Nikolai nach dem Kloster zu schicken, wo er ihn gegen neun Uhr abholen sollte, und ging auf derselben Straße, auf der er gestern vom Gasthaus Matyschow hergefahren war.

(Fortsetzung folgt.)

Im Frühling war's.

Von

Annie Vivanti.

Im Frühling war's; der Abend sank hernieder,
Doch prangt' der Himmel noch im Lichtgewande
Von blassem Blau mit goldumsäumtem Rande,
Und drüber hin im bräunlichem Gefieder
Der Schwalben Scharen zogen.

Wehmütig rufend schallte in den Lüften
Der sanfte Liebesgruß der Turteltauben,
Die Wohlgerüche der Glycinentrauben
Vermischten sich mit süßen Balsamdüften
Von Veilchen und Narzissen.

Wir gingen mit einander durch die Auen,
Daß Anemonen wir und Röslein fänden;
Wir hielten fest, so fest uns an den Händen,
Und wagten nicht in's Antlitz uns zu schauen,
Und wagten nicht zu reden.

Da bleibt er stehn — mit stürmischer Geberde
Zog er ans Herz mich, bleich und bebend küßte
Er mich; wie oft — ich nicht zu sagen wüßte,
Doch all die Blumen fielen mir zur Erde —
Wir dachten nicht mehr ihrer.

Teß.

Von

Thomas Hardy.

(Fortsetzung.)

Teß und Angel gingen schweigend weiter. Es hieß später, ein Landarbeiter von Wellbridge, der in jener Nacht ausging, um den Arzt zu holen, habe auf dem Weideland ein Liebespärchen getroffen, das langsam einhergegangen sei, ohne mit einander zu sprechen, einer hinter dem andern wie bei einem Leichenbegängnis, und was er von ihren Gesichtern zu sehen bekommen, habe auf Kummer und Traurigkeit gedeutet. Als er später zurückgekommen, habe er sie noch auf demselben Felde getroffen, ebenso langsam einher gehend wie früher, ohne auf die Nachtstunde und das unfreundliche Wetter zu achten. Weil ihm der Kopf von seinen eigenen Angelegenheiten und der in seinem Hause herrschenden Krankheit erfüllt war, dachte er damals über den eigentümlichen Vorfall nicht weiter nach, an den er sich jedoch viel später noch deutlich erinnerte.

Während der Landarbeiter seinen Gang machte und wieder davon zurückkam, hatte sie zu ihrem Gatten gesagt:

„Ich sehe nicht ein, warum ich Dir für Dein ganzes Leben ein Gegenstand so großen Kummers sein soll. Dort unten fließt der Fluß. Ich kann meinem Leben darin ein Ende machen. Ich fürchte mich nicht davor."

„Ich möchte nicht noch einen Mord zu meinen übrigen Thorheiten fügen," entgegnete er.

„Ich werde etwas hinterlassen zum Beweise, daß ich es freiwillig gethan habe — wegen meiner Schande. Es wird dann kein Vorwurf auf Dich fallen."

„Sprich nicht so thöricht — ich mag so etwas nicht hören. Es ist Unsinn, derartige Gedanken zu haben in einem Falle, der mehr das satirische Lachen als das tragische Pathos herausfordert. Du hast keine Ahnung von der Art des Unglücks, das uns befallen hat. Würde es bekannt, so würden neun Zehntel der Leute es als einen Scherz auffassen. Ich bitte Dich, thue mir den Gefallen und gehe nach Hause und lege Dich zu Bett."

„Ich thue es," sagte sie gehorsam.

Sie waren auf einem Weg einhergewandelt, der nach den bekannten Ruinen der Cisterzienserabtei hinter der Mühle führte. In früheren Zeiten hatte die Mühle zu den Klostergebäuden gehört; sie erfüllte auch jetzt noch ihren alten Brauch, da das Bedürfnis nach Nahrung immer vorhanden ist; die Abtei aber war verfallen, denn Glaubensbekenntnisse wechseln. Man sieht beständig die Obsorge für das Zeitliche die Obsorge für das Ewige überdauern. Da der Weg sie im Kreise herumgeführt, hatten sie sich nicht weit von dem Hause entfernt, und um seiner Weisung nachzukommen, hatte sie bloß die über den Fluß führende große Steinbrücke zu überschreiten und dann dem Wege nach einige Schritte weiter zu folgen. Als sie in ihrer Wohnung ankam, fand sie noch alles, wie sie es verlassen hatte; das Feuer brannte noch. Sie hielt sich in dem untern Zimmer nur eine Minute auf und ging dann hinauf in ihr Schlafzimmer, wohin das Gepäck gebracht worden war. Hier setzte sie sich auf den Rand des Bettes, warf einen müden Blick in die Runde und begann sofort, sich auszuziehen. Indem sie das Licht zu sich an das Bett zog, fiel der Schein desselben auf den Betthimmel von feinem weißem Barchent; es hing etwas von demselben herab und sie hob das Licht, um zu sehen, was es sei. Ein Bund von Mistelzweigen. Angel hatte ihn dort angebracht, das wußte sie augenblicklich. Das war die Erklärung für das geheimnisvolle Paket, das so schwer unterzubringen und zu transportiren gewesen war, über dessen Inhalt er ihr keine Auskunft geben wollte, indem er sagte, sie würde mit der Zeit schon sehen, was für eine Bewandtnis es damit habe. In seinem übermütigen, lustigen Sinn hatte er den Busch dort aufgehängt. Wie dumm und ungeschickt die Mistelzweige jetzt aussahen!

Da sie nichts mehr zu fürchten und kaum noch etwas zu hoffen hatte — denn daß er sich mit ihr aussöhnen werde, war nicht wahrscheinlich — legte

sie sich, ohne sich weitere Gedanken zu machen, nieder. Wenn die Sorge das Denkvermögen nicht aufstachelt, hat der Schlaf leichte Mühe. Glücklichere Stimmungen mögen oft der Ruhe wehren, ihre jetzige war indes eine, welche die Ruhe willkommen hieß, und binnen wenigen Minuten vergaß die verlassene Teß ihr Dasein, umgeben von der duftigen Stille des Zimmers, das einst vielleicht das Brautgemach ihrer Vorfahren gewesen war.

Als es schon späte Nacht geworden, lenkte Clare gleichfalls seine Schritte dem Hause zu. Leise in das Wohnzimmer tretend, ergriff er ein Licht und breitete wie jemand, der mit sich ins reine gekommen, seine wollenen Decken über das dort stehende Roßhaarsofa aus, es in ein primitives Nachtlager verwandelnd. Bevor er sich niederlegte, schlich er sich auf den Strümpfen die Treppe hinauf und lauschte an ihrer Zimmerthür. Ihre regelmäßigen Atemzüge sagten ihm, daß sie fest eingeschlafen sei.

„Gott sei Dank!“ murmelte Clare; und doch beschlich ihn ein Gefühl der Bitterkeit bei dem Gedanken — der annähernd richtig war, aber nicht ganz — daß sie, nachdem sie die Last ihres Lebens auf seine Schultern abgewälzt, sich jetzt sorgloser Ruhe hingebe.

Er wandte sich, um hinabzugehen; doch unentschlossen blickte er noch einmal nach ihrer Thür. Dabei fiel sein Blick auf eine der Damen aus der Familie D'Urberville, deren Bildnis unmittelbar über dem Eingang zu Teß' Schlafzimmer hing. Bei dem Kerzenlichte machte das Bild einen mehr als unangenehmen Eindruck. Etwas von finsteren Gedanken lauerte in den Zügen dieses Weibes, etwas von einem heißen Gelüste nach Rache an dem andern Geschlecht — so wenigstens kam es ihm damals vor. Die Taille auf dem Porträt war nach der Sitte des Zeitalters tief ausgeschnitten, gerade so, wie er sie bei Teß umgebogen, als er ihr das Juwelenhalsband anprobirte; und wiederum machte sich in ihm das unangenehme Gefühl der Aehnlichkeit zwischen beiden geltend.

Das war entscheidend. Er trat den Rückzug an und stieg die Treppe hinunter.

Sein Aussehen blieb ruhig und kalt; die schmalen zusammengepreßten Lippen bewiesen, daß er die Herrschaft über sich selbst gewonnen; aus seinen Zügen sprach immer noch der Ausdruck der herben Strenge, den sie seit dem Augenblicke ihrer Enthüllung angenommen. Es war das Antlitz eines Mannes, der nicht länger der Sklave seiner Leidenschaft sein will, dem aber das Gefühl seiner Befreiung noch keine Erleichterung gebracht hat. Er mußte unwillkürlich an die Wechselfälle des Lebens denken, an das Unerwartete, das so oft unsere Pläne durchkreuzt. Nichts war ihm so rein, so süß, so jungfräulich vorgekommen wie Teß, so lange er verehrend zu ihr aufgeblickt, noch bis vor einer Stunde; allein

„Ein kleiner Zug, und Welten sind dahin!“

Er gab sich einem Trugschlusse hin, wenn er sich sagte, daß ihr Herz nichts mit dem frischen, unverdorbenen Ausdruck ihres Gesichtes zu thun habe; allein Teß hatte keinen Fürsprecher, der ihn auf seinen Fehler hätte aufmerksam machen können. War es möglich, so fuhr er fort, daß Augen, die niemals in einen Gegensatz zu dem getreten, was der Mund sprach, dennoch beständig nach einer andern, hinter der sichtbar liegenden, mit dieser in so scharfem Gegensatze stehenden Welt hinüberschweifen konnten?

Er streckte sich auf sein Lager im Wohnzimmer aus und verlöschte das Licht. Die Nacht brach herein und lagerte sich um ihn, gleichgiltig und teilnahmslos, sie, die bereits sein Glück verschlungen hatte und es nun in ihrem Innern verzehrte, und die mit der gleichen Ruhe und Sorglosigkeit auch das Glück tausend anderer verschlingen wird.

II.

Clare erwachte früh, als eben der Morgen dämmerte, grau und unheimlich, als berge er etwas von einer bösen That in sich. Der Kamin starrte ihn an mit seiner ausgebrannten Asche, der gedeckte Tisch mit den beiden noch unberührten Gläsern, deren Inhalt jetzt schal und abgestanden geworden war, die beiden leeren Stühle, auf denen sie gesessen, und alles, worauf sein Blick fiel, schien ihm immer noch zu sagen, daß es nichts dafür könne, und die peinliche Frage an ihn zu richten: Was nun? Oben war alles still, aber nach ein paar Minuten klopfte es draußen an die Thür. Es fiel ihm ein, daß es die Frau des benachbarten Landarbeiters sein werde, welche die Aufwartung für die Dauer ihres Aufenthaltes in dem Hause übernommen hatte.

Die Gegenwart einer dritten Person wäre gerade jetzt peinlich und störend gewesen, und da er bereits angekleidet war, öffnete er das Fenster und sagte ihr, daß sie für den Vormittag ihrer Hilfe nicht bedürften; sie möge daher die Milchkanne, die sie in der Hand hielt, nur draußen vor die Thüre stellen. Nachdem die Frau fortgegangen war, suchte er in dem hinter dem Hause gelegenen Hofe nach Feuerungsmaterial und machte rasch Feuer an. In der Speisekammer war ein hinreichender Vorrat von Eiern, Butter, Brot und anderem vorhanden, und so konnte er bald das Frühstück herrichten, wobei ihm die Uebung in häuslichen Verrichtungen, die er sich auf dem Milchhofe angeeignet hatte, zu statten kam. Der Rauch des munter aufflackernden Holzes wirbelte wie eine lustige Säule aus dem Schornstein empor, und die Leute aus der Nachbarschaft, die vorbeigingen, sahen

es und dachten an das neuvermählte Paar und beneideten es um sein Glück.

Angel warf noch einmal einen Blick auf alles und ging dann an den Fuß der Treppe und rief in seinem gewöhnlichen Ton:

„Das Frühstück ist fertig.“

Er öffnete die Hausthür und machte ein paar Schritte in der Morgenluft. Als er nach kurzer Zeit zurückkam, fand er sie bereits im Wohnzimmer, wo sie mechanisch die letzte Hand an den Frühstückstisch legte. Da sie schon vollständig angezogen war und seit seiner Frühstücksmeldung nur zwei bis drei Minuten verflossen waren, mußte sie damals schon mit ihrem Anzuge fertig gewesen sein. Sie hatte das Haar auf dem Hinterkopfe zu einem großen Knoten aufgewunden und eines von den neuen Kleidern angezogen, ein hellblaues Wollenkleid mit weißem Busenstreif. Ihre Hände und ihr Gesicht schienen kalt zu sein, und möglicherweise hatte sie schon längere Zeit in ihrem Schlafzimmer ohne Feuer gesessen. Die auffallende Höflichkeit in Clares Ton, als er sie zum Frühstück rief, schien vorübergehend einen Hoffnungsschimmer in ihr erweckt zu haben, doch verschwand derselbe bald, als sie seiner ansichtig wurde.

Das Paar war in der That nur noch die Asche seines früheren Feuers. Dem bangen Gefühle, das sie am Abend zuvor beherrscht hatte, war eine gewisse Abgespanntheit gefolgt. Es schien, als ob keines von ihnen einer wärmeren Gefühlsregung mehr fähig gewesen wäre.

Er sprach in artigem Tone zu ihr und sie erwiderte ihm in der gleichen Weise. Zuletzt trat sie auf ihn zu und sah ihm in die bleich und spitz gewordenen Züge wie jemand, der keine Ahnung davon hat, daß in seinem eigenen Aeußern eine ähnliche Veränderung vorgegangen ist.

„Angel,“ sagte sie und hielt dann inne, ihn ganz leicht und obenhin mit ihren Fingerspitzen berührend, als ob sie nicht glauben könnte, daß sie leibhaftig denjenigen vor sich habe, der einst ihr Liebhaber gewesen sei. Ihre Augen waren glanzvoll, ihre bleiche Wange zeigte noch ihre gewohnte Rundung, obgleich kaum getrocknete Thränen ihre schimmernde Spur darauf zurückgelassen hatten, und der sonst so rote Mund war fast ebenso bleich wie die Wange. Pulsirte auch das Leben noch in ihr, so war doch unter dem auf ihr lastenden seelischen Drucke ihre Lebenskraft so gebrochen, daß es nur noch eines weiteren Schlages bedurft hätte, um sie wirklich krank zu machen, das Feuer ihres Auges zu verlöschen und ihren Lippen jede Schwellung zu benehmen.

Sie sah rein und unschuldig aus. Die Natur hatte in ihrem launenhaften Spiele Teß' Zügen derart das Siegel der Jungfräulichkeit aufgedrückt, daß er sie nur mit Erstaunen anblicken konnte.

„Teß! Sage, es ist nicht wahr! Nein, es ist nicht wahr?“

„Doch, es ist wahr.“

„Wort für Wort?“

„Wort für Wort.“

Er sah ihr bittend ins Gesicht, als ob er gerne eine Lüge von ihren Lippen vernommen hätte, eine Lüge mit vollem Bewußtsein, aus der er sich dann durch ein sophistisches Kunststückchen eine nicht zu widerlegende Ableugnung zurecht gemacht hätte. Allein sie wiederholte:

„Es ist wahr.“

„Lebt er denn noch?“ fragte Angel.

„Das Kind ist gestorben.“

„Aber der Mann?“

„Er lebt noch.“

Da ging es wie verzweifelnd über Clares Gesicht.

„Befindet er sich in England?“

„Ja.“

Er wandte sich unbestimmt hin und her.

„Meine Lage ist die folgende,“ sagte er dann plötzlich. „Ich glaubte — und das würde jeder gethan haben — durch das Aufgeben jedes Anspruches auf eine Frau mit gesellschaftlicher Stellung, mit Vermögen und Weltbildung mir wenigstens mit dem rotwangigen Gesicht auch eine ländliche Unschuld zu sichern, indes — Doch ich bin nicht der Mann dazu, Dir Vorwürfe zu machen, und will das auch nicht thun.“

Teß fühlte so genau, was er hatte sagen wollen, daß es weiterer Worte nicht bedurfte. Darin lag gerade das, was sie bedrückte; sie sah, daß er jeden Halt verloren hatte.

„Angel — ich würde es nicht bis zur Heirat mit Dir haben kommen lassen, wenn ich nicht gewußt hätte, daß es schließlich für Dich noch einen Ausweg gäbe, wenn ich mich auch der Hoffnung hingab, Du würdest niemals . . .“

Die Stimme versagte ihr.

„Einen Ausweg?“

„Ich meine, um mich los zu werden. Du kannst mich los werden.“

„Wie denn?“

„Dadurch, daß Du Dich von mir scheiden läßt.“

„Gerechter Himmel — wie kannst Du nur so thöricht sein! Wie kann ich mich von Dir scheiden lassen?“

„Kannst Du es nicht, nachdem ich Dir alles gesagt habe? Ich glaubte, mein Geständnis würde Dir genügenden Grund dazu geben.“

„O Teß, Du bist zu, zu — kindlich — zu unerfahren, ich möchte sagen, zu unreif! Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll. Du weißt nicht, was das Gesetz vorschreibt, Du hast keine Ahnung davon!“

„Wie — so kannst Du nicht?“

„Nein, es ist nicht möglich.“

Ein lebhaftes Gefühl der Beschämung kam neben dem des Unglücks in den Zügen seiner Zuhörerin zum Ausdruck.

„Ich hatte es gemeint — ich hatte es gemeint,“ flüsterte sie. „O, jetzt erst erkenne ich, für wie schlecht Du mich halten mußt! Glaube mir, glaub es mir aufs Wort, daß ich nie einer andern Ansicht war, als daß Du es könntest. Ich hoffte zwar, Du würdest es nicht thun, allein ich glaubte ganz bestimmt, daß Du mich von Dir stoßen könntest, wenn das Deine Absicht sein und Du — mich nicht mehr lieb haben solltest!“

„Du warst im Irrtum,“ sagte er.

„O, dann hätte ich es thun sollen, gestern abend thun sollen! Allein ich hatte nicht den Mut dazu.“

„Den Mut zu was?“ fragte er.

Da sie keine Antwort gab, ergriff er ihre Hand.

„Was dachtest Du zu thun?“ forschte er weiter.

„Meinem Leben freiwillig ein Ende zu machen.“

„Wann?“

Sie glaubte unter der eindringlichen Art seiner Fragestellung vergehen zu müssen. „Gestern abend,“ antwortete sie.

„Wo?“

„Unter Deinem Mistelzweig.“

„Großer Gott! — Wie denn?“ fragte er betroffen.

„Ich will es Dir sagen, wenn Du mir darüber nicht böse sein willst!“ sagte sie zusammenfahrend. „Ich wollte es mit der Packschnur meines Koffers thun. Aber ich konnte nicht — als es drauf ankam. Ich dachte an die Schande, die das Deinem Namen machen würde.“

Das Unerwartete, das in diesem ihr mehr abgerungenen als freiwilligen Geständnisse lag, berührte ihn in unsäglich peinlicher Weise. Doch hielt er sie immer noch fest und sagte, den Blick von ihr ab und zu Boden schweifen lassend, mit zitternder Stimme zu ihr:

„Höre jetzt, was ich sage. Du darfst an so etwas Schreckliches gar nicht zu denken wagen! Wie konntest Du das nur! Du mußt mir, als Deinem Gatten, versprechen, nie wieder einen derartigen Versuch zu machen.“

„Ich will es Dir versprechen; ich habe eingesehen, wie schlecht es von mir war.“

„Schlecht! Es war ein Deiner mehr als unwürdiger Gedanke.“

„Aber, Angel,“ wagte sie einzuwerfen, ihn ruhig und still, mit vollem Augenaufschlag anblickend, „ich dachte dabei ja nur an Dich — ich hätte Dich gerne ohne den Skandal der Scheidung frei gegeben, von dem ich dachte, daß er Dich treffen müßte. Meiner selbst wegen würde es mir niemals eingefallen sein. Aber es mit eigener Hand zu thun, wäre für mich immer noch zu gut gewesen. Du, mein armer, unglücklicher Gatte, Du hättest den Streich führen müssen. Ich glaube, ich würde Dich, falls das überhaupt möglich wäre, nur noch um so lieber haben, wenn Du Dich entschließen könntest, es zu thun. Ich fühle, wie so ganz wertlos ich bin! Dir so sehr im Wege!“

„Stille!“

„Wenn Du es nicht willst, werde ich es nicht thun. Ich habe keinen andern Willen als den Deinen.“

Er wußte, daß das nur zu wahr war. Seit dem Ausbruche ihrer Verzweiflung am Abend vorher war ihr Lebensmut auf den Nullpunkt gesunken und kein unüberlegter Schritt mehr von ihr zu fürchten.

Teß suchte, halb in Gedanken versunken, sich wieder am Frühstückstische zu schaffen zu machen, und sie setzten sich beide an dieselbe Seite des Tisches, so daß ihre Blicke sich nicht begegneten. Es lag anfangs etwas Peinliches darin, einander essen und trinken zu hören, allein das war nicht zu ändern, und dazu konnte bei beiden von Essen und Trinken nicht viel die Rede sein. Nach dem Frühstück stand er auf und nannte die Zeit, um welche er wohl zum Essen zu erwarten sei; dann ging er nach der Mühle hinüber, sich wie mechanisch dem Gedanken überlassend, die Einrichtung derselben kennen zu lernen, was ja eigentlich der Zweck gewesen war, weshalb sie hier ihren Aufenthalt genommen.

Als er fort war, trat Teß an das Fenster und sah seine Gestalt, wie sie eben über die große Steinbrücke hinschritt, die zu den Gebäulichkeiten der Mühle führte. Jetzt hatte er sie hinter sich, überschritt das Eisenbahngeleise und war dann nicht mehr zu sehen. Ohne einen Seufzer wandte sie darauf ihre Aufmerksamkeit dem Zimmer zu, räumte den Tisch ab und brachte ihn in Ordnung.

Gleich darauf kam die Aufwartefrau. Ihre Anwesenheit war anfangs für Teß eine Belästigung, später aber gewährte sie ihr eine Erleichterung. Um halb eins ließ sie die Frau allein in der Küche zurück, begab sich wieder in das Wohnzimmer und wartete darauf, daß Angel sich wieder hinter der Brücke zeigen würde.

Gegen eins erschien er dort. Ihr Angesicht erglühte, obgleich er noch eine Viertelmeile entfernt war. Sie eilte nach der Küche, damit das Essen pünktlich zur Zeit seines Eintritts auf dem Tisch sein solle. Er ging zunächst in das Zimmer, wo sie sich tags zuvor beide gemeinschaftlich die Hände gewaschen hatten, und als er in das Wohnzimmer trat, flogen die Deckel wie von selbst von den Schüsseln.

„Wie pünktlich!“ sagte er.

„Ja, ich sah Dich über die Brücke kommen,“ erwiderte sie.

Die Mahlzeit ging unter gleichgiltigen Reden

vorüber, was er den Morgen über in der Klostermühle getrieben, von den Beutelvorrichtungen und dem veralteten Mahlverfahren, von dem er, wie er fürchte, wenig Aufschluß über die neueren Methoden bekommen werde, da manches noch aus der Zeit herzustammen scheine, da die Mühle für die Mönche in den anstoßenden, jetzt fast zu einem Schutthaufen gewordenen Klostergebäuden in Betrieb gewesen. Nach einer Stunde ungefähr verließ er das Haus wieder und kam gegen Abend zurück und machte sich dann mit seinen Papieren zu thun. Sie fürchtete, ihn zu stören, und zog sich, nachdem die alte Frau fortgegangen, in die Küche zurück, wo sie sich wohl eine Stunde lang bald mit diesem, bald mit jenem zu schaffen machte.

Clares Gestalt erschien in der Thür.

„Du mußt nicht so arbeiten," sagte er, „Du bist nicht meine Magd, Du bist meine Frau."

Sie erhob ihre Augen, und es leuchtete etwas wie Hoffnung in ihr auf. „Soll ich das — wirklich glauben?" fragte sie leise mit einem Anflug mitleidigen Spottes.

„Das kannst Du, Teß! Du bist es ja. Was meintest Du eigentlich?"

„Ich weiß nicht," antwortete sie mit einem unterdrückten Schluchzen. „Ich glaubte, ich . . . daß ich Deiner nicht würdig sei. Ich hatte Dir ja gleich gesagt, ich verdiene Dich nicht und könne darum Deine Frau nicht werden. Aber Du — Du drängtest mich so."

Sie brach in heftiges Weinen aus und wandte sich von ihm ab. Jeder andere hätte nicht länger widerstehen können, nur Angel Clare nicht. In den innersten Falten seines Gemütes barg sich, so freundlich und artig er sonst war, eine verhärtete Schicht unerbittlicher Logik wie eine in weicher Thonerde eingebettete Metallader, welche allem, was sie zu durchdringen versuchte, ihre scharfkantige Seite zukehrte. Sie hatte ihm den Weg zur Kirche verlegt und verlegte ihm nunmehr den Weg zu Teß. Dazu war sein Gefühl der Zuneigung weniger Feuer als strahlendes Erglühen, und kam das andere Geschlecht in Frage, so hörte bei ihm, wenn der Glaube aufhörte, auch das Begehren auf. Darin unterschied er sich von so vielen anderen eindrucksfähigen Naturen, die mit ihren Sinnen an das gefesselt bleiben, was sie ihrem Verstande nach verabscheuen. Er wartete, bis sie aufhörte zu weinen.

„Ich wünschte, die Hälfte der Frauen in ganz England wäre so anständig wie Du," sagte er, von einem Gefühle der Erbitterung gegen das weibliche Geschlecht übermannt, „das Anständigsein kommt hier nicht in Frage, sondern ein Prinzip."

Dieses und noch mehr Derartiges sagte er ihr, noch immer von dem Gefühle des Unmuts fortgerissen, das in offenen Gemütern so lange vorhält, wenn sie das, was sie sich erträumt, von der Wirklichkeit zu nichte gemacht sehen. Und doch schlummerte unter alle dem ein Gefühl der Zuneigung, durch welches ein welterfahrenes weibliches Wesen ihn sich zurückerobert haben könnte. Aber Teß dachte an so etwas nicht; sie nahm alles als ihr verdientes Schicksal hin und öffnete kaum ihren Mund. Die Unerschütterlichkeit, mit der sie an ihm hing, war in der That fast bemitleidenswert; so leicht erregbar sie von Natur war, so konnte doch nichts, was er sagte, ihr unrecht vorkommen; sie dachte gar nicht an sich, fand sich nicht verletzt und fand nichts Böses in der Behandlung, die er ihr zu teil werden ließ. Sie hätte als die Verkörperung der in unsere selbstsüchtige Welt zurückgekehrten christlichen Liebe der Apostelzeit gelten können.

Der Abend, die Nacht und der folgende Tag verliefen genau so wie die vorhergehenden. Einmal, aber auch nur einmal machte sie — die sonst so freie und unabhängige Teß — den Versuch einer schüchternen Annäherung. Es war das drittemal, als er nach dem Essen aufstand, um sich nach der Mühle zu begeben. Nachdem er sich vom Tisch erhoben, sagte er ihr Lebewohl und sie erwiderte das gleiche, zugleich ihre Lippen nach der Richtung der seinigen hin erhebend. Er ließ diese Einladung an sich vorübergehen und sagte, sich rasch von ihr abwendend:

„Ich werde pünktlich zurück sein."

Teß fuhr wie vom Schlage gerührt zusammen. Wie oft hatte er versucht, sich diesen Lippen gegen ihren Willen zu nähern — wie oft hatte er scherzhaft gesagt, ihr Mund und ihr Atem hätten etwas von dem Dufte der Butter, der Eier und der Milch und des Honigs an sich, wovon sie hauptsächlich lebten. Und jetzt waren sie ihm nichts mehr! Er bemerkte ihr plötzliches Zusammenfahren und sagte in freundlichem Tone zu ihr:

„Du weißt, ich muß an eine Lebensstellung denken. Es war durchaus nötig, daß wir hier eine Zeit lang zusammen lebten, um den Skandal zu vermeiden, dem Du nicht hättest entgehen können, wenn wir uns sofort getrennt hätten. Aber Du mußt einsehen, daß es nur der Form wegen geschieht."

„Ja," sagte Teß wie geistesabwesend.

Er ging fort, blieb aber auf dem Wege zur Mühle stehen und wünschte für einen Augenblick, er hätte ihr noch freundlicher geantwortet und sie wenigstens noch einmal geküßt.

So durchlebten sie diese verzweiflungsvollen paar Tage; in einem und demselben Hause allerdings, aber weiter von einander entfernt als vor der Zeit, da sie sich zu lieben begonnen. Es war ihr klar, daß ihm für sein Bestreben, für die Zukunft zu sorgen, wie er sagte, die Lebensthätigkeit gelähmt

war. Schrecken befiel sie, eine derartige feste Entschlossenheit sich hinter dem Schein einer so großen Unentschlossenheit bergen zu sehen. Seine Konsequenz hatte in der That etwas Grausames an sich. Sie hoffte hinfort auf keine Aussöhnung mehr. Mehr als einmal dachte sie daran, fortzugehen, während er in der Mühle beschäftigt sei; doch fürchtete sie, das könne, statt günstig auf ihn einzuwirken, für ihn nur noch Anlaß zu größerer Unruhe und Sorge werden, wenn es bekannt würde.

Inzwischen dachte Clare ernstlich nach. Das Sinnen nahm ihn ohne Unterlaß in Anspruch. Er wurde krank vor lauter Denken, es verzehrte ihn und brach seine Kraft, ihn seiner ganzen früheren Unbefangenheit und inneren Ruhe beraubend. Er ging umher und sagte halblaut vor sich hin: „Wie soll das werden — wie soll das werden?“ und zufällig hörte sie das einmal. Es gab ihr Veranlassung, aus ihrer bisherigen Reserve wegen der Zukunft herauszutreten.

„Wie ich vermute — willst Du nicht länger mehr — mit mir zusammen leben, nicht wahr, Angel?“ fragte sie, während ihre herabgezogenen Mundwinkel deutlich verrieten, wie schwer es ihr wurde, ihren ruhigen Gesichtsausdruck beizubehalten.

„Ich kann es nicht,“ erwiderte er, „ohne die Achtung vor mir selbst und, was vielleicht noch schlimmer, vor Dir zu verlieren. Ich meine das natürlich mit Bezug auf das Leben, wie wir es dann führen müßten. So wie wir augenblicklich zu einander stehen, habe ich, wie ich auch sonst immer denken mag, nichts weniger als die Achtung vor Dir verloren. Da wir nun einmal begonnen haben, davon zu reden, so gestatte mir auch eine volle Aussprache, Teß, sonst kannst Du die ganze Schwierigkeit meiner Lage nicht einsehen. Wie können wir mit einander leben, so lange jener Mann noch lebt? Wäre er tot, so möchte es anders sein ... Nun ist das aber noch nicht das Schlimmste ... Dieses liegt nach einer anderen Richtung hin und berührt die Zukunft von anderen Wesen als wir. Stelle Dir nur vor, wie es kommen würde; es würden uns Kinder geboren — und dann würde das, was jetzt hinter uns liegt, offenbar werden, und es kann ja nicht unbekannt bleiben. Es gibt keinen Erdenwinkel, von dem nicht jemand herüberkommt und zu dem nicht jemand hinwandert. Und nun denke Dir diese armen Wesen aus unserem Fleisch und Blut, wie sie aufwachsen unter einem über sie verhängten Fluche, den sie vor und nach kennen lernen, dessen volle Gewalt sich ihnen aber erst mit den voranschreitenden Jahren fühlbar machen würde. Welchem Erwachen würden sie entgegen gehen! Was für eine Aussicht! Kannst Du anständigerweise sagen: ‚Bleibe‘, nachdem Du Dir das vergegenwärtigt? Glaubst Du nicht, daß es besser ist, die Uebel, die wir haben, zu ertragen, als zu anderen zu fliehen?“

Ihre Augenlider blieben unter dem Drucke der auf ihr lastenden Sorgen zu Boden gesenkt wie zuvor.

„Ich kann nicht sagen: ‚Bleibe‘,“ antwortete sie. „Ich kann es nicht, so weit hatte ich gar nicht gedacht.“

Bei Teß hatte das weibliche Gefühl des Hoffens — sollen wir es gestehen — sich so weit wieder geltend gemacht, daß es ihr ab und zu in einem verstohlenen Augenblicke vorgekommen, als könne auf die Dauer ihr häusliches Zusammenleben bei ihm das Kältegefühl, selbst gegen seine Ueberzeugung, überwinden. Wenn auch nicht philosophisch geschult im gewöhnlichen Sinne, war sie doch in ihrem Denken nicht ohne Folgerichtigkeit; es würde sogar auf einen Mangel an weiblichem Gefühl gedeutet haben, wenn es ihr nicht wie von selbst klar geworden wäre, welche Gewalt in dem vertrauten Umgange liegt. Jedes andere Mittel war nutzlos, wenn das ihr fehl schlug. Es war unrecht, auf etwas zu hoffen, was etwas von der Natur des Ueberlistens an sich hat, das sagte sie sich selbst, und doch konnte sie dieser letzten Hoffnung nicht ganz entsagen. Nun aber hatte er seinen letzten Einwand vorgebracht, und er ließ sie, wie sie sich sagte, ihre ganze Lage in einem andern Lichte erscheinen. Sie hatte wirklich niemals so weit gedacht, und seine lebendige Schilderung von einer Nachkommenschaft, die sich verächtlich von ihr wenden könne, brachte unendlichen Kummer in ein aufrichtiges Herz, das bis in seine innerste Fiber von Menschlichkeitsgefühl durchdrungen war. Allzufrühe Erfahrung hatte sie gelehrt, daß es unter Umständen etwas Besseres gibt, als ein sorgloses Leben zu führen: überhaupt von dem Leben erlöst zu sein. Wie alle, die durch die Schule des Leidens gegangen, konnte sie nach den Worten Sully-Prudhommes in dem Gebote: „Du sollst geboren werden!“ ein Todesurteil erblicken.

So weit aber reicht die fuchsartige Schlauheit der Dame Natur, daß bis jetzt Teß in dem Gefühle ihrer Liebe zu Clare sich ganz und gar des Gedankens entschlagen hatte, das, was sie als ihr persönliches Mißgeschick beklagt, könne noch einmal aufleben, um ein Fluch für andere zu werden.

Sie konnte daher seinem Grunde keinen Gegengrund entgegensetzen. Aber mit dem selbstquälerischen Hange überempfindsamer Naturen erstand in Clares eigenem Geiste eine Entgegnung, und er fürchtete sich fast davor. Sie gründete sich auf ihre außergewöhnlichen äußeren Vorzüge, die sie mit Erfolg hätte geltend machen können. Sie hätte außerdem noch dazu sagen können: „Wer wird in einem Hochlande Australiens oder in einer Ebene von Texas etwas von meinem Unglück erfahren oder es mir

oder Dir zum Vorwurfe machen?" Aber wie die meisten Frauennaturen hielt sie das im Augenblicke ihr vorschwebende Schicksal für unvermeidlich. Und vielleicht hatte sie recht. Das alldurchdringende Frauenherz sieht nicht nur auf das eigene Leid, sondern auch auf das des geliebten Mannes, und wenn es vielleicht nicht wahrscheinlich war, daß Fremde gegen ihn oder einen der Seinigen einen der angedeuteten Vorwürfe erheben würden, so konnten sie sich doch von seinem eigenen Gedankensitze in sein Ohr schleichen.

Es kam der dritte Tag ihrer Entfremdung. Vielleicht möchte jemand das wunderliche Paradoxon aufstellen, daß er mit einer Konzession an seine sinnliche Natur der edlere Mann gewesen sein würde. Wir sagen das nicht. Und doch war Clares Liebesgefühl ätherisch bis zum Fehlerhaften, übersinnlich bis zur Sinnlosigkeit. Bei derartigen Naturen wirkt häufig die leibliche Gegenwart weniger eindringlich als die Abwesenheit, da letztere eine künstliche Gegenwart schafft, die vieles von den Fehlern der Wirklichkeit abschwächt. Sie fand, daß ihre Persönlichkeit nicht so zu ihren Gunsten sprach, wie sie vorausgesetzt hatte. Der bildliche Ausdruck war wahr: sie war ein anderes Wesen als dasjenige, das sein Verlangen erregt hatte.

„Ich habe über das nachgedacht, was Du gesagt hast," bemerkte sie, mit dem Zeigefinger über das Tischtuch fahrend und mit der andern Hand, an welcher sie den jetzt sie beide so peinlich berührenden Ring trug, ihren Kopf stützend. „Es ist alles ganz richtig; es muß so sein. Du mußt mich verlassen."

„Aber was soll aus Dir werden?"

„Ich kann nach Hause gehen."

Daran hatte Clare nicht gedacht.

„Bist Du überzeugt davon?" forschte er.

„Ganz gewiß. Wir müssen von einander gehen und wir können das gleich thun. Du hast mir einmal gesagt, ich wäre fähig, Männer gegen ihre bessere Ueberzeugung für mich einzunehmen; und wenn ich Dir beständig vor Augen bin, könnte ich Dich vielleicht dazu bringen, Deinen Plan zu ändern im Gegensatz zu dem, was Du Deinem Denken und Empfinden nach für richtig hältst; später würde dann Deine Reue und mein Kummer schrecklich sein."

„Gehst Du denn gerne nach Hause?" fragte er.

„Ich muß Dich verlassen und gehe nach Hause."

„Dann sei es so."

Obgleich sie den Blick nicht zu ihm erhob, stand sie auf. Es war ein Unterschied vorhanden zwischen dem Vorschlage und der Ausführung desselben, und sie hatte das nur allzu rasch empfunden.

„Ich fürchtete, daß es dazu kommen werde," sagte sie, nur mühsam ihre Fassung bewahrend. „Ich beklage mich nicht darüber, Angel. Ich — ich denke, es ist das beste. Was Du mir gesagt hast, hat mich vollkommen überzeugt. Ja, wenn auch niemand mir einen Vorwurf aus unserem Zusammenleben machen sollte, so könnte doch später einmal, vielleicht nach Jahren, aus irgend einer geringfügigen Ursache ein Zwiespalt zwischen uns entstehen, und dann könntest Du Dich im Hinblick auf meine Vergangenheit zu Worten hinreißen lassen, die von anderen, vielleicht von meinen eigenen Kindern gehört werden könnten. Dann aber würde das, was mich jetzt nur verletzt, mir zur höchsten Qual gereichen und mich töten! Ich werde gehen — morgen!"

„Auch ich werde nicht länger bleiben. Obgleich ich nicht zuerst den Vorschlag machen wollte, habe ich eingesehen, daß es für uns rätlich ist, uns zu trennen — wenigstens für eine Zeit lang, bis ich besser übersehen kann, wie die Dinge sich gestalten, und ich im stande bin, Dir zu schreiben."

Teß warf einen verstohlenen Blick auf ihren Gatten. Er war bleich und zitterte fast; aber wie vorhin schreckte sie zurück vor der Entschlossenheit, die sich in seinen Zügen aussprach, vor dem starren Willen, die tiefere Empfindung unter die schwächere, den Gegenstand unter die Vorstellung und das Fleisch unter den Geist zu beugen. Neigungen, Triebe, Gewohnheiten waren wie abgestorbene Blätter vor dem Winde jener geistigen Höhe, die er erreicht hatte.

Er mochte ihren Blick bemerkt haben, denn er sagte wie erklärend:

„Ich denke von den Leuten freundlicher, wenn ich von ihnen entfernt bin;" cynisch hinzufügend: „Gott mag's wissen: vielleicht sinken wir eines Tages nieder unter der uns bedrückenden Last; Tausenden ist das gleiche begegnet!"

Er begann noch an dem gleichen Tage zu packen; und sie begab sich hinauf in ihr Zimmer, um dasselbe zu thun. Beide wußten, daß jeder von ihnen der Ueberzeugung war, sie würden am nächsten Tage für immer aus einander gehen, trotz der Unbestimmtheit, die sie anscheinend über ihr ferneres Schicksal gelassen hatten, weil beide Naturen waren, für die der Gedanke an ein Auseinandergehen ohne die Hoffnung des Wiedersehens etwas Quälendes an sich hat. Er wußte, ebenso wie sie, daß, wenn auch wahrscheinlich der Zauber, den sie gegenseitig auf sich ausgeübt hatten — sie, ohne daß sie etwas dazu gethan — sich in den ersten Tagen nach ihrer Trennung stärker als je fühlbar machen werde, die Zeit diese Wirkung jedenfalls abschwächen werde; die praktischen Gründe, die er dagegen geltend gemacht, sie als Hausgenossin aufzunehmen, konnten vielleicht in ihrer ganzen Stärke erst in der Nordlichtbeleuchtung einer spätern Zeit hervortreten. Zudem schießen, wenn zwei junge Leute einmal aus einander gegangen sind, unvermerkt neue Saaten auf, um die leer

gewordene Stelle einzunehmen; unvorhergesehene Zwischenfälle treten hindernd vor, Entwürfe und alte Pläne werden vergessen.

III.

Mitternacht kam und ging schweigend vorüber, denn in dem Varthale gab es nichts, was sie hätte ankündigen können.

Nicht lange nach eins machte sich in dem vom Dunkel umfangenen Pachthause, das einst der Herrensitz der D'Urbervilles gewesen, ein leichtes Geräusch bemerkbar. Teß vernahm es in ihrem Schlafzimmer und wachte darüber auf. Es kam von der untersten Treppenstufe her, die nur lose befestigt war. Sie sah die Thüre ihres Zimmers offen stehen und die Gestalt ihres Gatten, vom vollen Mondlicht übergossen, mit eigentümlich tastendem Schritt unter dem Rahmen derselben erscheinen. Er war nur mit Hemd und Beinkleidern bekleidet, und ihre anfängliche freudige Erregung legte sich, als sie gewahrte, daß seine Augen mit eigentümlicher Starre ins Leere gerichtet waren. Nachdem er bis in die Mitte des Zimmers gekommen, murmelte er in einem Ton unbeschreiblicher Traurigkeit:

„Tot, tot, tot!“

Unter der Einwirkung stärkerer Gemütserregung verfiel Clare manchmal in den Zustand des Schlafwandelns, der ihn zu Ausschreitungen veranlaßte, wie an jenem Abend nach der Rückkehr von dem Marktorte kurz vor ihrer Verheiratung, als er in seinem Schlafzimmer wieder den Kampf mit dem Manne, der sie beleidigt hatte, aufnahm. Teß sah, daß der Druck, der fortgesetzt auf seinem Geiste lastete, ihn jetzt in diesen Zustand des Traumwandelns versetzt hatte.

Ihr aufrichtiges Vertrauen zu ihm lag so tief in ihrem Herzen eingebettet, daß er ihr niemals, wachend oder schlafend, das Gefühl persönlicher Befürchtung einflößen konnte. Wäre er ihr mit einer Pistole in der Hand entgegengetreten, so würde das ihr Zutrauen zu ihm nicht erschüttert haben.

Clare trat dicht zu ihr heran und beugte sich über sie. „Tot, tot, tot!“ murmelte er.

Nachdem er sie einige Augenblicke starr angesehen mit demselben Ausdrucke unbeschreiblicher Traurigkeit, beugte er sich noch tiefer hinab, schloß sie in seine Arme und wickelte sie in das Betttuch wie in ein Leichentuch. Dann hob er sie aus dem Bett auf und trug sie so schonend, wie man es etwa mit einem Leichnam thun würde, im Zimmer umher, murmelnd:

„Meine arme, arme Teß — meine teuerste, liebste Teß! So süß, so gut, so wahr!“

Die Laute der Zärtlichkeit, die er während seines wachen Zustandes so strenge unterdrückte, klangen ihrem verlassenen, liebedurstigen Herzen unbeschreiblich süß. Hätte sie ihr elendes Dasein damit retten können, so hätte sie doch nicht durch die leiseste Bewegung der Lage, in der sie sich befand, ein Ende machen mögen. So lag sie in vollkommener Ruhe, kaum zu atmen wagend und mit Spannung darauf wartend, was er mit ihr thun würde, in seinem Arm und ließ sich von ihm auf den Vorplatz hinaus tragen.

„Mein Weib — tot, tot!“ kam es von seinen Lippen.

Er hielt einen Augenblick mit seinem Thun inne und lehnte sich mit ihr gegen den Treppenpfosten. Wollte er sie hinabwerfen? Die Sorge um ihr Dasein war nahezu erloschen in ihr, und da sie wußte, daß er am nächsten Morgen von ihr fortgehen wolle und möglicherweise für immer, ließ sie sich von ihm in dieser gefahrvollen Lage in den Armen halten und empfand dabei eher ein Gefühl des Wohlbehagens als der Furcht. Wenn sie doch beide hinabstürzen und in dem Fall zerschmettert werden könnten, wie glücklich, wie wünschenswert würde das sein!

Er ließ sie aber nicht fallen, sondern drückte, das Treppengeländer als Stütze benützend, einen Kuß auf ihre Lippen, auf die Lippen, die er tagsüber verschmäht hatte. Dann schloß er sie noch fester in seine Arme und stieg mit ihr die Treppe herunter. Das Knarren der losen Treppenstufe weckte ihn nicht auf und sie kamen glücklich unten an. Eine seiner Hände für einen Augenblick frei machend, schob er den Riegel der Thür zurück und trat, die Thür mit seinem nur mit einem Socken bekleideten Fuß vollends aufstoßend, mit ihr hinaus ins Freie. Er ließ sie indeß nicht los, sondern nahm sie, sobald sie draußen angelangt waren und er Raum zu freierer Bewegung bekam, auf seine Schulter, um sie bequemer tragen zu können. So schritt er mit ihr von dem Hause fort in der Richtung nach dem Flusse hin.

Was er eigentlich mit ihr vor hatte, war ihr noch nicht klar; und wenn sie eine Vermutung hatte, war diese so, als ob es sich dabei nicht um sie, sondern um eine dritte Person handle. Sie hatte sich mit ihrem ganzen Sein und Wesen ihm derart hingegeben, daß sie sich in Gedanken vollständig als sein Eigentum betrachtete, mit dem er schalten und walten könne, wie er wolle. Es that ihr, besonders wenn der traurige Gedanke an ihre bevorstehende Trennung sich ihr aufdrängte, so wohl, daß er sie nun wirklich als seine Frau betrachtete und er seine Teß nicht von sich stoße, und sie vertiefte sich derart in diese Vorstellung, daß sie ihm sogar das Recht zuerkannte, ihr jegliches Leid anzuthun.

Ach, nun wurde ihr offenbar, was ihm in seinem Traumzustand vorschwebte — jener Sonntagmorgen, an dem er sie durch das Wasser getragen mit den

anderen Milchmädchen, die ihn ja beinahe ebenso lieb hatten wie sie, wenn das möglich gewesen wäre, was Teß aber kaum zugeben wollte. Clare ging mit ihr nicht über die Brücke, sondern bewegte sich auf dem diesseitigen Ufer einige Schritte direkt in der Richtung nach der Mühle hin und blieb dann dicht an dem Wasser stehen.

Meilenweit floß der Fluß durch das Wiesenland dahin, häufig sich teilend und wie zwecklos weite Bogen beschreibend und kleine Inselchen umschlängelnd, um dann wieder zusammenzufließen und sich in ansehnlicher, wasserreicher Strömung weiter fortzusetzen. Gerade der Stelle gegenüber, wohin er sie gebracht, war ein derartiger Vereinigungspunkt und der Fluß hier verhältnismäßig breit und tief. Ueber ihn führte ein schmaler Fußsteig; aber jetzt hatte der Herbstregen das Geländer desselben fortgespült und nur den Plankenweg übrig gelassen, der, um wenige Zoll sich über die ziemlich starke Strömung erhebend, selbst für schwindelfreie Köpfe einen etwas unsichern Pfad darbot. Teß hatte während des Tages vom Fenster des Hauses aus einen Burschen gesehen, der sich nur schwankend und unsicheren Schrittes über denselben hinbewegt hatte. Vielleicht hatte ihr Gatte die nämliche Wahrnehmung gemacht; doch, wie dem auch immer sei, jetzt betrat er den Steg und überschritt denselben, sorgsam einen Fuß vor den andern setzend.

Wollte er sie in das Wasser werfen? Fast schien es so. Der Ort war einsam und der Fluß breit und tief genug, um ein derartiges Vorhaben zu begünstigen. Er konnte sie hinabstürzen, wenn er wollte, und das wäre besser gewesen, als wenn sie morgen aus einander gehen und sich für immer trennen müßten.

Das Wasser schoß wirbelnd unter ihnen einher, schäumend und tosend und das Bild des Mondes nur zerrissen wiedergebend. Schaumflocken trieben der Strömung entgegen und hinter den Brückenstützen schwankte das aufgefangene Treibholz hin und her. Wären jetzt beide in das reißende Wasser hinabgefallen, dann hätten ihre Arme sich so fest umschlungen gehalten, daß sie nicht aus einander zu bringen gewesen wären; sie würden die Welt fast schmerzlos verlassen haben, und niemand hätte mehr ihr oder ihm ihre Verbindung zum Vorwurf machen können. Die letzte halbe Stunde, die er mit ihr verbracht hätte, wäre die eines liebenden Zusammenseins gewesen, während beim Weiterleben bis zu seinem Erwachen die Abneigung seiner Tagesstimmung sich wieder einstellen und die Erinnerung an die gegenwärtige Stunde sich nur wie die an einen flüchtigen Traum forterhalten würde.

Es wandelte sie die Lust an, aber sie hatte nicht den Mut, ihr nachzugeben, eine Bewegung zu machen, die sie beide in das strudelnde Wasser gestürzt haben würde. Wie hoch sie ihr eigenes Leben bewertete, hatte sich schon gezeigt, aber seines — sie hatte kein Recht, es aufs Spiel zu setzen. Er erreichte ungefährdet das andere Ufer mit ihr.

Hier kamen sie auf eine Anpflanzung, die zu dem Klostergebäude gehörte, und, sie fester fassend, ging er mit ihr einige Schritte voran, bis sie den verfallenen Chor der Klosterkirche erreichten. An der nördlichen Wand befand sich der leere Sarkophag eines Abtes, in welchen sich die Touristen gewöhnlich in einer Anwandlung übermütiger Laune zu legen pflegten. Clare legte Teß sorgsam in denselben nieder. Nachdem er ein zweitesmal ihre Lippen geküßt, atmete er tief auf, als ob ein sehnlichst erstrebtes Ziel erreicht wäre. Dann streckte Clare sich der Länge nach auf dem Boden aus und verfiel erschöpft in einen tiefen Schlaf, in welchem er regungslos verharrte. Der Anstoß zu der geistigen Erschütterung, der ihn in seinen Zustand versetzt hatte, war vorüber.

Teß richtete sich in dem Steinsarg auf. Die Nacht, obwohl trocken und im Verhältnis zur Jahreszeit milde, war immerhin kalt genug, um ihm bei längerem Verweilen, zumal in seinem halbbekleideten Zustande, gefährlich zu werden. Würde er sich selbst überlassen bleiben, so würde er aller Wahrscheinlichkeit nach bis zum Morgen liegen bleiben und sich eine tödliche Erkältung zuziehen. Teß hatte von derartigen Todesfällen gehört. Allein wie konnte sie es wagen, ihn aufzuwecken und ihn zur Kenntnis dessen zu bringen, was er gethan; wenn er vernähme, was er mit ihr vorgenommen, würde die begangene Thorheit ihn auf das tiefste kränken. Gleichwohl stieg Teß aus ihrem Steinsarg und stieß ihn leicht an, allein es war unmöglich, ihn ohne eine heftige Bewegung zum Erwachen zu bringen. Etwas mußte unbedingt geschehen, denn auch sie begann die Kälte zu spüren, da das Betttuch ihr nur dürftigen Schutz gegen dieselbe gewährte. Ihre Erregung hatte sie bis zu einem gewissen Grade während der nur minutenlangen Dauer ihres Abenteuers warm gehalten, aber diese selige Spanne Zeit war nun vorüber.

Da fiel ihr plötzlich ein, einen Versuch mit ruhigem Zureden zu machen, und sie flüsterte ihm mit so viel Festigkeit und Entschlossenheit, wie ihr möglich war, ins Ohr:

„Laß uns weiter gehen, Schatz," gleichzeitig ihn ermunternd bei den Armen fassend. Zu ihrer Freude gab er ihr widerstandslos nach; ihre Worte hatten ihn augenscheinlich wieder in seinen Traum zurückversetzt, der jetzt in eine neue Phase zu treten schien, in welcher er sich einbildete, sie sei ihm wie ein Geist genaht und führe ihn nunmehr dem Himmel zu. So leitete sie ihn an ihrem Arme zu der nach ihrer Wohnung führenden Steinbrücke und sie gingen über dieselbe, bis sie vor der Thüre des alten Herrenhauses standen. Teß war in bloßen Füßen und litt

empfindlich unter den Steinen und der Kälte; Clare jedoch hatte seine wollenen Socken an und schien kein Unbehagen zu empfinden.

Jetzt war die Hauptschwierigkeit überwunden. Sie veranlaßte ihn, daß er sich auf sein Lager auf dem Sofa hinlegte, deckte ihn warm zu und machte ein Holzfeuer an, damit er vollends warm werde. Sie dachte, das Geräusch, das sie dabei machte, könne ihn erwecken, und insgeheim wünschte sie, daß das geschehe. Aber seine geistige und körperliche Erschöpfung war derart, daß er nichts merkte.

Als sie sich des andern Morgens trafen, vermutete Teß gleich, daß Angel sich gar nicht oder kaum mehr daran erinnern werde, daß sie eine Rolle bei seinem nächtlichen Ausfluge gespielt habe, wenn es ihm auch dämmern mochte, daß er die Nacht nicht auf seinem Lager zugebracht. Thatsächlich war er denn auch morgens wie aus tiefer Betäubung erwacht; und während der ersten Augenblicke, da sein Gehirn wie ein Simson zur Erprobung seiner Kraft mit seiner eigenen Stärke rang, kam ihm flüchtig eine dunkle Ahnung von etwas Ungewöhnlichem, was ihm während der Nacht zugestoßen sei. Die Wirklichkeit dessen, was er vor sich sah, machte jedoch bald der Mutmaßung über alles andere ein Ende.

Er wartete, bis sein Geist sich etwas sammeln würde; er wußte, daß, wenn der Eindruck eines Vorhabens, das er über Nacht gefaßt, früh morgens nicht verschwand, dasselbe auf guter, vernunftgemäßer Basis beruhe, auch wenn nur eine Gefühlsregung es veranlaßt, so daß er sich immerhin darauf verlassen könne. So tauchte in dem bleichen Morgenlichte die Entschließung in ihm auf, sich von ihr zu trennen; nicht als im Zorn oder Unwillen gefaßt, sondern aller Leidenschaftlichkeit, mit der sie aufgelohl war, entkleidet; sie war nur im Umriß vorhanden, nur in den Grundzügen, aber sie war vorhanden. Clare zögerte nun nicht länger mehr.

Beim Frühstück, und während sie die wenigen, noch vorhandenen Gegenstände zusammenpackten, gab sich bei ihm die Abspannung von den Vorgängen der Nacht so unzweideutig zu erkennen, daß Teß schon im Begriffe stand, ihm alles, was vorgegangen, zu erzählen; allein der Gedanke, daß es ihm wehe thun, ihn kränken oder gar beschämen könne, wenn er erfuhr, daß er ihr eine Zärtlichkeit bewiesen, von der sein Vernunftgefühl nichts wissen wollte, und daß, während seine Vernunft schlief, das Gefühl dem Bewußtsein seiner Würde einen Streich gespielt habe, hielt sie davon ab. Es kam ihr so vor, als ob man jemand im nüchternen Zustande wegen der Thorheiten auslachen wollte, die er in der Trunkenheit begangen.

Auch kam es ihr in den Sinn, daß er doch vielleicht noch eine schwache Erinnerung an das nächtliche Abenteuer habe und es nicht verraten wolle, damit sie nicht die sich ihr darbietende Gelegenheit ergreife, sich nochmals an sein Herz zu wenden und ihn zum Bleiben zu veranlassen.

Er hatte brieflich ein Fuhrwerk aus der nächsten Stadt bestellt, und dieses traf kurz nach dem Frühstück ein. Sie sah in ihm den Beginn des Endes — wenigstens vorläufig, denn das Wiedererwachen seiner Zärtlichkeit während des nächtlichen Abenteuers erweckte in ihr Träume, als könne ihnen beiden doch noch einmal eine glückliche Zukunft blühen. Das Gepäck wurde auf das Verdeck des Wagens geschafft, und der Kutscher trieb die Pferde an, während der Müller und die alte Aufwartefrau ihr Befremden über die rasche Abreise nicht ganz verbergen konnten; Clare sagte indes, sie erfolge, weil er die Wahrnehmung gemacht, daß die veraltete Mühleneinrichtung ihm nicht Gelegenheit zu der gewünschten Information gegeben habe, was bis zu einem gewissen Grade ja auch richtig war. Zudem lag in der Art ihrer Abreise nichts, was auf einen Zwiespalt hingedeutet oder ihre Erklärung, daß sie einen Besuch bei einer befreundeten Familie abstatten wollten, als unwahrscheinlich hätte erscheinen lassen.

Ihr Weg führte sie in der Nähe des Meierhofes vorbei, den sie einige Tage zuvor so glückstrahlend und so hoffnungsfreudig verlassen hatten, und da Clare seine geschäftlichen Angelegenheiten mit Mr. Crick zum Abschlusse bringen wollte, konnte Teß nicht umhin, dessen Frau einen kurzen Besuch abzustatten, da sie sonst leicht Verdacht hätte erregen können.

Um das so unauffällig wie möglich zu machen, ließen sie den Wagen bei der Wegkreuzung halten, von der es herab nach dem Meierhofe ging, und legten gemeinschaftlich die kurze Strecke zu Fuß zurück. Das Weidengesträuch war jetzt geschnitten, und sie konnten über die abgekappten Stümpfe nach der Stelle hinübersehen, wohin Clare ihr gefolgt war, um sie zu bestimmen, sein Weib zu werden; links lag der eingezäunte Platz, wo sie seinem Harfenspiel gelauscht hatte, und weiter darüber hinaus hinter den Kuhställen die Wiese, die der Schauplatz ihrer ersten Umarmung gewesen war. Der Goldschimmer des sommerlichen Gemäldes war nun grau geworden, das fruchtbare Erdreich schlammig und das Wasser des Flusses kalt.

Der Meier erblickte sie über die Thüre der Einfriedigung und kam auf sie zu, seinen Zügen den Ausdruck der Jovialität verleihend, den man in Talbothays und Umgebung bei der Begrüßung eines jungen Ehepaares für schicklich fand. Dann trat auch Mrs. Crick aus dem Hause heraus und verschiedene von ihren alten Bekannten; nur Marian und Retty schienen nicht da zu sein. Teß hielt ihren Scherzen und freundschaftlichen Neckereien wacker

stand, wenn diese sie auch ganz anders berührten, als man voraussetzte. Nach dem schweigenden Uebereinkommen, das Clare und Teß getroffen, traten beide so auf, als sei ihr junges Eheglück von keinem Schatten getrübt worden. Nun mußte aber Teß, wenn es ihr gleich lieber gewesen wäre, kein Wort darüber zu hören, die Geschichte von Marian und Retty mit allen Einzelheiten vernehmen. Letztere war nach dem Hause ihres Vaters zurückgegangen, und Marian hatte den Meierhof verlassen, um sich anderwärts nach einer Stelle umzusehen. Man sprach die Befürchtung aus, mit beiden werde es kein gutes Ende nehmen.

Um über diese traurige Geschichte hinweg zu kommen, ging Teß zu ihren Lieblingskühen, um Abschied von ihnen zu nehmen, und streichelte jede von ihnen mit der Hand. Wer sie beim Fortgehen gesehen hätte, wie sie und Clare neben einander standen, als seien sie ein Leib und eine Seele, dem würde, wenigstens wenn er etwas genauer hingeschaut, doch etwas wie ein über dem Paare schwebender Schatten aufgefallen sein. Zwei Glieder eines Leibes, wie sie nach außen hin erschienen, er sie mit seinem Arme berührend und sie ihn mit ihrem Kleide streifend, beide nach einer und derselben Richtung hin blickend, während alle Augen auf sie gerichtet waren, und in dem Abschiedsgruße als „wir" von einander sprechend, standen sie doch einander fern wie zwei feindliche Pole. Vielleicht trat in ihrem Wesen eine gewisse Befangenheit zu Tage, das allzu sichtliche Bestreben, vor der Welt die Rolle der Einigen zu spielen, und eine Verlegenheit, wie sie nicht in dem Wesen jung vermählter Eheleute zu liegen pflegt, denn nach ihrem Weggange sagte Mrs. Crick zu ihrem Manne:

„Wie unnatürlich ihre Augen aufleuchteten und wie sie da standen wie zwei Wachsfiguren und schwätzten, als ob sie im Schlafe sprächen! Ist Dir das nicht auch aufgefallen? Teß hatte immer etwas Sonderbares an sich, und mir will es jetzt vorkommen, als sei sie nicht die glückliche Frau, die sie scheinen will."

Inzwischen waren sie wieder in den Wagen gestiegen und fuhren nunmehr weiter über Weatherbury und Stagfort Lane bis Nuzzlebury, wo Clare Fuhrwerk und Kutscher verabschiedete. Sie ruhten hier zunächst ein wenig aus und fuhren dann mit einem andern Kutscher, der von ihren Verhältnissen nichts wußte, in die Thallandschaft hinein der Heimat zu. Nachdem sie eine größere Meilenzahl hinter sich und etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, ließ Clare an einem Kreuzungspunkte den Wagen halten und sagte zu Teß, daß er, wenn sie zu ihrer Mutter zurückkehren wolle, sich hier von ihr verabschieden wolle. Da sie in der Gegenwart des Kutschers nicht ungeniert mit einander sprechen konnten, bat er sie, ihm für einige Augenblicke auf einen der Nebenwege zu folgen; sie willigte ein, und nachdem sie dem Kutscher Weisung gegeben, einige Minuten zu warten, wandten sich beide seitwärts.

„Nun laß uns einmal vernünftig mit einander reden," sagte er zu ihr in freundlichem Tone. „Wir stehen nicht feindlich gegen einander, aber es ist etwas zwischen uns vorhanden, was ich einstweilen noch nicht überwinden kann. Ich will versuchen, darüber hinaus zu kommen. Ich werde Dir mitteilen, wohin ich mich begebe, sobald ich selbst darüber im klaren bin. Und wenn ich mich dahin bringen kann, es zu überwinden — wenn das überhaupt wünschenswert ist — werde ich zu Dir kommen. Aber bis ich zu Dir komme, ist es besser, daß Du nicht versuchst, Dich mir zu nähern."

Der strenge Ton, in welchem er das vorbrachte, klang Teß wie ein Todesurteil; sie sah ganz deutlich, worauf er abzielte; er konnte sie immer noch in keinem andern Lichte erblicken, als in dem eines Wesens, das ihn schwer hintergangen habe. Verdiente aber wirklich jemand, der das gethan hatte, was sie begangen, alles das? Doch sie konnte darüber mit ihm nicht mehr streiten. Sie wiederholte ihm einfach seine Worte:

„Bis Du zu mir kommst, soll ich nicht versuchen, mich Dir zu nähern!"

„Ganz recht."

„Darf ich Dir schreiben?"

„Selbstverständlich — wenn Du krank bist oder irgend etwas nötig hast; ich hoffe aber, das wird nicht der Fall sein, so daß ich wahrscheinlich zuerst schreiben werde."

„Ich bin damit einverstanden, Angel; Du weißt ja am besten, was für eine Strafe ich verdient habe; nur — nur — mache es nicht härter, als ich es aushalten kann."

Das war alles, was Teß auf seine Worte vorbrachte. Wäre sie raffinirt gewesen, hätte sie ihm auf der einsamen Landstraße eine Scene gemacht, wäre sie in Ohnmacht gefallen oder in einen Weinkrampf ausgebrochen, dann würde er wahrscheinlich trotz des Hochmutsteufels, von dem er besessen war, ihr nicht widerstanden haben. Aber die Gemütsverfassung, in welche das lange Leiden sie gebracht hatte, machte ihm die Sache leicht, und sie selbst war sein bester Advokat. In dem Gefühle ihrer Unterwürfigkeit — das vielleicht ein Zug der in der ganzen Familie D'Urberville nur allzu sehr hervortretenden grenzenlosen Gleichgiltigkeit gegen die Wechselfälle des Schicksals war — blieben alle die Saiten, die sie wirkungsvoll zur Wiedergewinnung seines Herzens hätte anschlagen können, unberührt.

Was sie sich sonst noch zu sagen hatten, betraf lediglich praktische Gegenstände. Er händigte ihr

ein Paket mit einer nicht unbeträchtlichen Geldsumme ein, die er bei seinem Bankhause zu diesem Zwecke hatte erheben lassen. Die Brillanten, an denen Teß (wenn er den Wortlaut des Testaments richtig verstand) nur für ihre Lebenszeit den Nießbrauch haben sollte, riet er ihr, durch ihn bei einer Bank deponiren zu lassen, womit sie sich einverstanden erklärte.

Nachdem das geordnet war, begab er sich mit Teß nach dem Wagen zurück und half ihr in denselben hinein. Der Kutscher wurde bezahlt und erhielt Anweisung, wohin er sie bringen solle. Dann seine Handtasche und seinen Regenschirm ergreifend — die einzigen Gepäckstücke, die er mitgenommen hatte — sagte er ihr Lebewohl und sie gingen nach verschiedenen Seiten hin aus einander.

Der Wagen kroch langsam die Anhöhe hinan und Clare sah ihm unwillkürlich nach, als hoffe er, daß Teß noch einmal einen Augenblick zum Fenster hinaussehen werde. Aber sie dachte nicht daran und würde es nicht einmal gewagt haben; sie lehnte in todesähnlicher Ohnmacht in den Wagensitz zurück. So sah er sie scheiden, und in der Angst seines Herzens citirte er ein Dichterwort, das er frei variirte:

„Kein Gott im Himmel: Unheil erfüllt die Welt!"

Als Teß über die Anhöhe hinaus war, wandte er sich, um seinen eigenen Weg zu verfolgen, und wußte nicht, daß er sie immer noch liebte.

IV.

Als sie durch das Thal von Blackmoor fuhr und das Land ihrer Jugend sich vor ihr ausdehnte, wachte Teß aus ihrer Betäubung auf. Ihr erster Gedanke war, wie würde sie am besten ihren Eltern entgegen treten?

Sie erreichte das Drehkreuzthor, das am Eingange des Dorfes stand. Es wurde von einem Fremden geöffnet und nicht von dem alten Manne, der so lange mit seiner Beaufsichtigung betraut gewesen war und der sie gut gekannt hatte. Wahrscheinlich hatte er am letzten Neujahrstage seinen Posten verlassen; es war das ja der Termin, an dem derartige Veränderungen vorkamen. Da sie lange nichts von Hause gehört hatte, fragte sie den Straßenwärter, was es Neues gebe.

„O, nichts, Fräulein," antwortete er, „Marlott ist immer noch das alte. Leute sind gestorben und so weiter. Auch eine Tochter John Durbeyfields hat diese Woche geheiratet, einen Gutsbesitzer; aber die Hochzeit war nicht hier, wissen Sie; sie haben auswärts geheiratet; der Bräutigam ist ein so feiner Herr, daß Johns Leute nicht gut dabei sein konnten; der Mann scheint aber gar nicht zu wissen, daß John selbst von altem Adel ist und heute noch seine Familiengräber mit altadeligen Totenknochen hat; er ist aber in der Römerzeit um das Seine gekommen. Sir John, wie wir ihn jetzt nennen, hat es sich indes nicht nehmen lassen, den Hochzeitstag auf seine Weise zu feiern und im ganzen Kirchspiel alles frei gehalten; und seine Frau hat bis nach elf im ‚Reinen Tropfen' Lieder gesungen."

Als Teß dieses hörte, fiel es ihr so schwer aufs Herz, daß sie nicht wagte, offen in dem Wagen mit ihrem Gepäck und ihrem Reisezeug zu Hause vorzufahren. Sie fragte daher den Wärter, ob sie für einen Augenblick ihre Sachen bei ihm ablegen könne, und als dieser nichts dawider hatte, entließ sie den Kutscher und ging zu Fuß auf einem Seitenpfade dem Dorfe zu.

Beim Anblicke ihres väterlichen Hauses drängte sich ihr die Frage auf, wie sie dort eintreten könne. Drinnen saßen ihre Verwandten und glaubten sie fern auf der Hochzeitsreise mit einem verhältnismäßig reichen Manne, der sie einem Leben des Glücks entgegenführen werde; und nun stand sie da, freundlos, allein zu der alten Stätte zurückkehrend, die für sie die einzige Zufluchtsstelle auf der Welt war.

Sie gelangte nicht unbemerkt dahin. An dem Gartenzaun trat ihr ein Mädchen entgegen, das sie kannte, eine der zwei oder drei Genossinnen, mit denen sie auf der Schule vertrauteren Verkehr gehabt. Nachdem sie einige Fragen gestellt, woher Teß komme, sagte die Freundin, der ihr betrübtes Aussehen nicht entgangen war, plötzlich:

„Wo ist denn Dein Mann, Teß?"

Sie gab hastig die Erklärung, daß er auf eine Geschäftsreise fortgemußt, ließ dann die Fragestellerin stehen und kletterte über den Gartenzaun, so dem Hause entgegengehend.

Auf dem Gartenwege dahinschreitend, hörte sie ihre Mutter auf dem Hinterhofe singen, und als sie hinsah, gewahrte sie sie auf der Thürschwelle, wie sie ein Stück Wäsche auswrang. Nachdem sie das gethan, sah Teß, wie sie hineinging, und die Tochter folgte ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Jugendtag.

Von

G. af Geyerstam.

Ein junger Lektor in Stockholm zog mit seiner Familie weit hinaus in den Schärgard, um da den Sommer zuzubringen. Es war der dritte Sommer, den er da wohnte, und jedesmal, wenn er dorthin kam, wiederholten sich in ihm dieselben Gefühle, die er empfunden hatte, als er zum erstenmale die See blau glitzern sah um Inseln und Klippen, während das Wasser über Steine und Schilf emporplätscherte und die weißen Flügel der Möwen im Sonnenscheine blitzten.

Er meinte, hier sei seine Heimat; hier in dieser reinen Luft, weit entfernt von den erschlaffenden Vergnügungen der Stadt, dem faden Gesellschaftsleben, der kleinlichen, verzehrenden Bosheit und dem fieberhaften Kampfe um Beförderung — hier wäre seine Heimat. Auf einer kleinen Insel, wo Eichen, Erlen, Ebereschen und Birken den Nadelwald verdrängt hatten, so daß nur noch ein paar einsame, dunkle Fichten übrig waren, hier und da unter das hellere Grün gemischt, da wohnte er. Es war nun schon der dritte Sommer, und noch redete die freundliche Insel zu ihm und seiner Gattin dieselbe Sprache wie damals, als sie an einem sonnigen Juninachmittage, neu verheiratet, jung und erwartungsvoll den kleinen Hügel emporstiegen, der zu dem großen grauen Holzhause führte, das mitten auf der Insel lag.

Im Erdgeschoß lag eine Tischlerwerkstatt, und im obern Stockwerk wohnte die Herrschaft. Es waren vier Zimmer, ein großer Saal mit Fenstern und Balkon, die nach dem Fahrwasser zu lagen, auf beiden Seiten desselben je ein Zimmer, von welchen das eine als Schlafstube, das andere als Fremdenzimmer benützt wurde, und mit der Aussicht auf die andere Seite der Insel lag das Arbeitsimmer des Herrn.

Von diesem Fenster aus sah man durch ein Laubgitter über ein Scheunendach hinweg einen großen Teil des Schärgard. Eine lange Bucht, die weit in der Ferne in eine breite, stumpfe Spitze endete, streckte sich zwischen grünenden Inseln und grauen Klippen eine ganze Meile ins Land hinein. Das Fenster lag nach Westen, und wenn die Sonne unterging, malte sie die lange Bucht in ihren ewig wechselnden Farben. Bald lagen die Lande hell und klar, so daß weit in der Ferne unter einem blauen Flor ein rotes Ziegeldach zwischen dem verschwommenen Grün zum Vorschein kam. Bald ging die Sonne hinter einer Wolke nieder, die die ganze lange Perspektive beschattete, während die Sonnenstrahlen den Himmel mit rotviolettem Glanze färbten, zitternd in den Fluten widerblitzend, die sich in langen, trägen Wellen auf der weißblauen Wasserfläche hoben und senkten. Und manchmal kam der Weststurm mit Regen und deckte unbarmherzig Nebel und Dunkelheit über die Aussicht zwischen dem Grün der Inseln.

Aber auf der andern Seite der Insel sah man die Wasserstraße. Es war ein langgestreckter, breiter Kanal, in dessen Mitte zwei kleine Inseln wie grüne, unbewegliche Punkte lagen, und auf den Steinen, die aus dem Wasser emporragten, saßen die Fischmöwen ruhig und lauerten auf kleine Fische, die über die langen Untiefen zu springen pflegten. Der Gesichtskreis wurde begrenzt von einer langen Insel, und deren steile Klippen und dunkler Nadelwald bildeten einen breiten Gürtel über der weiten Fläche des Wassers der Salzsee. Hier gingen Dampfschiffe vorbei unter schnaubendem Getöse und mit breiten Wellen, das Wasser um Klippen und Schilf herabsaugend, um es dann wieder mit dumpfem, starkem Klatschen gegen den Strand loszulassen. Hier gingen die großen Segelschiffe langsam und gravitätisch vorbei mit ihren großen, bauchigen Segeln, während kleine, feingetakelte Segelboote elegant in den Wind aufstachen und mit hängendem Großsegel pfeilschnell niedertauchten und vor günstigem Winde dahineilten. Die Sonne schien heiter auf graublau schimmernde Wellen.

Wunderbar ruhig und schön lag der Kanal, wenn der Mond an der Himmelsfeste emporstieg und mit seinem betrügerischen Glanze die Sinne derer verwirrte, die da sahen, wie der leichte Nebel aus dem Meere stieg, wie die Wolken sich teilten um den Mond, während gerade unter seinen Strahlen eine Schute mit schlaffen Segeln still lag und auf Wind

wartete. In der unsicheren Beleuchtung sah sie aus wie ein großes, sonderbares Gespenst mit umfassenden, dunklen Armen, und von dem Ende des Bugspriets leuchtete eine Laterne mit rotem, unsicherem Scheine. Dann lag Schweigen über dem Kanal, die Phantasie wurde frei, und die Träume schwebten leicht wie der Nebel um Inseln und Wasser. Und zog eine Kühlte über die See, plätscherten die dunklen, mondbeglänzten Wellen gegen die Steine am Ufer, dann legten sie das Segelboot aus, in der Dämmerung breiteten die großen Segel über ihren Köpfen ihre weißen Flügel aus, und leicht glitten sie vor der Nachtbrise dahin, während die kleinen, dunklen, lebhaften Wellen geheimnisvoll und vertraulich flüsternd gegen den Bug des Bootes plätscherten.

Auf der Südspitze der Insel lag die „Badebrücke", eine lange, schmale Brücke von Planken, die zwischen dem hohen Schilf in einem kleinen Sund hinausgelegt war, der die kleine, von Menschen bewohnte Insel von der großen, unbebauten trennt. Da spielen Rohrkarpfen und Rotauge im Schilf, und bei der Klippenspitze gegenüber schnappen die Barsche, wenn die Luft klar ist und der Wind nach Süden steht.

Hier fühlten sich diese Menschen heimisch, wenn sie ihr Heim in der Stadt verlassen hatten, und eine Sehnsucht wuchs in ihnen, eine Sehnsucht, die an so vielen Herzen der Gegenwart anklopft und in sie hineintritt, eine Sehnsucht, ein stilles und ruhiges Leben auf einem Fleckchen Erde leben zu dürfen, das sie ihr eigen nennen, wo sie die Altersstufen des Lebens durchleben und einmal, wenn ihre Kinder sie allein gelassen haben, wie morsch gewordene Bäume zurücksinken können in den Schoß der großen, toten, lebenspendenden Mutter Natur. Und zugleich fühlten sie, sich selbst unbewußt, ein Bangen darüber, daß sie vielleicht nicht so beschaffen waren, ein Leben leben zu können, das ihnen so schön und so gesund erschien.

Es war namentlich eins, was ihm fehlte, nämlich körperliche Stärke. Seine Beschäftigung mit Buch und Feder hatte ihm nie Zeit gelassen, in einer entsprechenden Weise seinen Körper zu pflegen und zu entwickeln. Er war zu allem zu schwach, wurde atemlos, wenn er zu schnell ging oder lief, und hob er eine schwere Last auf, so bekam er ein stechendes Gefühl in der Brust, das ihn daran erinnerte, wie er als Knabe die gymnastischen Spiele seiner Kameraden mit Neid betrachtet hatte, an denen er nie hatte teilnehmen können. Das Leben, das er geführt hatte, schloß ihn fest und sicher zwischen vier Wände ein, und sein Körper blieb unentwickelt, schwach, muskelarm wie bei einem Kinde.

Das war nur eine Folge von dem Leben, das er führte. Er war nicht schwächer als die meisten anderen. Im Gegenteil. Aber er fühlte den Mangel stärker.

Wenn er wie jetzt auf dem Lande lebte, beneidete er die Bauern, die Fischer, die Knechte, alle zusammen. Und er beneidete sie nicht um ihr Leben, trotzdem es gesunder war als das seine, sondern er beneidete sie um jene herrliche Eigenschaft, die darin besteht, voll und ganz seinen Körper beherrschen und über ihn befehlen zu können, Strapazen, Anstrengungen und Arbeiten jeder Art zu ertragen — er, der kein Grundnetz auslegen oder keine halbe Meile rudern konnte, ohne sich in den Armen und im Rücken gänzlich ermattet zu fühlen. Und deshalb suchte er Anstrengungen und Freuden, die ihn vergessen ließen, daß seine Hand durch das Führen der Feder geschwächt und sein Rücken gekrümmt war, wenn er sich lange Stunden hindurch über das Buch gebückt hatte.

An einem schönen Julitage mit starkem, südöstlichem Winde, war eine Spazierfahrt in der Familie anberaumt worden, und der Lektor hatte zu dem Ende nach einer alten Jacht geschickt, die früher zum Sandladen benützt worden war, einer Schute mit schwarzem Bug und grün angestrichenem Hinterhäuschen. Und auf der wollten sie ins Meer segeln, weit hinaus nach dem Leuchtturm, der hoch und einsam weit draußen liegt, wo das Alandsmeer seine unruhigen Wellen über die niedrigen, runden Klippen wirft, die wie die letzten und äußersten Posten des Landes dastehen.

Ein alter Fischer aus der Gegend sollte als Lotse mitkommen. Er hieß Söderberg und wohnte in der Nähe auf einem kleinen Grundstück, das er an Sommergäste vermietete. Jetzt war er alt und hatte in seinen steif gewordenen Beinen viel vom Rheumatismus zu leiden. Nur mit Mühe stieg er in ein Boot hinein, aber war er einmal hineingekommen, so blieb er auch Herr des Fahrzeugs, und in den Tagen seiner Kraft hatte er den Ruf eines der ersten Seeleute der ganzen Gegend genossen. Mehr als eine Geschichte erzählte man sich, wie er sich und andere unter dem schlimmsten Wetter glücklich in den Hafen gebracht hatte.

Er hatte einen grauen Stoppelbart unter dem Kinn und langes, krauses, noch immer schwarzes Haar. Seine Augen waren scharf und lebhaft, und um den Mund spielte ein gutmütiger Zug. Uebrigens war er „Leser", das heißt, er war streng gottesfürchtig, arbeitete nicht am Sonntag, kostete nie geistige Getränke und fluchte nie. Er prahlte nicht mit seiner Gottseligkeit, und die Lektüre hatte nie zerstörend auf sein Wesen wirken können. Stets gut gelaunt und scherzhaft, konnte der Alte, wenn er aufgeräumt war, munter und spaßhaft wie ein Knabe werden.

Um acht Uhr morgens ging der Lektor zu der Landungsbrücke hinunter, die dem Wohnhause gegenüber lag. Dort war das Fahrzeug verankert, und durch die Zweige und das Laub der Bäume bemerkte er schon von weitem die roten Hemdärmel des alten Söderberg, die sich auf und nieder bewegten. Als er hinkam, sah er, daß der Alte dastand und aus allen Kräften pumpte. Die Mütze saß im Nacken, und der Schweiß stand ihm auf der Stirn.

„Das ist ja ein wahres Ungeheuer, das der Lektor sich gemietet hat! Es leckte ganz fürchterlich. Wie

ich hierher kam, mußte ich alle Verschläge wegnehmen, denn die standen unter Wasser."

In diesem Augenblick begann die kleine Pumpe zu zischen, und gelber Schaum stieg aus der Pumpenstange und rieselte in die Rinne. Söderberg nahm Rinne und Pumpe auf und legte sie mit einem Seufzer beiseite.

Dann kam die Reihe an die Segel, die gehißt und aufgewickelt werden mußten. Söderberg ging langsam und strauchelnd im Boote hin und her, ordnete die Taue, nahm die Segeltuchdecke ab, zog an den Blöcken, um zu sehen, ob die Leinen leicht liefen, und dann gab er dem Lektor ein Tau und sagte:

„Da, holen Sie an!"

Der Lektor zog das Tau straff, während der Alte ein anderes anholte. Langsam schwoll das Großsegel auseinander.

„Stärker! Hol an!"

Und das Segel spannte sich, es klatschte in dem großen Tuch, und der Mast knackte von der Last, als der Wind zu ziehen begann. Der Lektor fühlte sich froh und munter wie ein Knabe und dachte vor sich hin lachend, was wohl seine Jungen sagen würden, wenn sie ihn jetzt sehen könnten. Und er rief munter nach dem Gebäude hinauf, um seine Frau zur Eile zu treiben.

Ein ungeheures Bündel zeigte sich an der Ecke des Gebäudes und bewegte sich langsam die Anhöhe herab. Es war das Dienstmädchen, das allerhand Tücher und Ueberkleider anbrachte. Gleich dahinter kam ein kleiner weißer Kinderwagen mit blauem Verdeck hinter der Ecke hervor. Seine Frau schob ihn, und in dem Wagen lag der kleine Abgott des Hauses, der Prinz, der Erbe, der Sohn, mit einem Worte ein kleiner, fünf Monate alter Junge.

Eigentlich war die ganze Reise ursprünglich um dieser wichtigen Persönlichkeit willen veranstaltet worden. Denn da die Frau aus natürlichen Gründen den kleinen Tyrannen nicht einen ganzen Tag allein lassen konnte und der Lektor seinerseits seine Frau gern mithaben wollte, so war er darauf gekommen, dieses Boot zu mieten, das so groß war, daß der Kinderwagen leer unter dem Klüverbaum stehen konnte, und in welchem außerdem eine kleine Kajüte vorhanden war, um bei Regenwetter als Unterschlupf zu dienen.

Und als der Wagen auf seinen Platz gekommen war, als die Kleider in das Vorderteil gelegt und der Speisekorb nebst verschiedenen Flaschen verstaut worden war, wurde die Fock gehißt, der Lektor setzte sich ans Steuer, seine Frau auf eine Ruderbank neben den Wagen, und Söderberg that einen tüchtigen Stoß mit dem Bootshaken.

„Leg ab!" ertönte es jetzt, und langsam drehte die alte, knarrende Schute den Steven nach dem Kanal zu, die Segel füllten sich, das Fahrzeug legte sich auf die Seite, hob sich wie ein Pferd, wenn es einen Sprung thut, und während die Wogen gegen den Bug plätscherten, bewegte es sich mit vollen Segeln und wehendem Wimpel über das Wasser dahin, als wäre es jung und neu eben erst von der Werft geglitten und würde von den wartenden Wellen empfangen. Noch ging es nur langsam und unsicher vorwärts. Der Wind war zwischen den Inseln schwach und veränderlich, aber am Ende des Sundes lag ein neuer Kanal, den Winden offen. Und als das Schiff, das von günstigem Winde vorwärts getrieben wurde, hinter die letzte schützende Landzunge kam, fühlte man plötzlich einen Stoß, zwei, drei, mehrere. Die Wellen schlugen gegen die Luvseite, man hörte einen leise pfeifenden Laut, die Schute legte sich ruhig und fest auf die Seite, die Reling dicht auf das weiß schäumende Wasser gedrückt, und in starker Fahrt schoß sie vorwärts, auf den Wellen sich wiegend.

Wie eine lange geahnte, aber nie gehörte Lebensmelodie klang es in ihm, der am Steuer saß. Er sah auf seine Frau, die zu seinen Füßen saß, und auf den Jungen, der hinter seinem leichten Tarlatanschleier schlief. Und es war ihm, als hätte er sie nie vorher mit denselben Augen gesehen, nie vorher so tief gefühlt, wie fest die Natur ihn an diese Menschen gebunden hatte und sie an ihn, nie geahnt, wie innig und unzerreißbar die Bande sind, die die vereinen, die gemeinsam einem neuen Leben das Dasein gegeben haben. Die See spannte seine Kraft gegen das Steuer und zwang ihn, hart festzuhalten, damit der Wind die Segel füllte. Er fühlte den frischen Hauch und sah vor sich die eilenden Wellen, die das Boot auffing und teilte. Fern in Luv kreiste eine schreiende Möwe.

Und in ihm entwickelte sich ein sonderbar springender Gedankengang, der zuweilen die wunderlichsten Formen annahm, sich bald mit den wichtigsten, bald mit den gleichgiltigsten Gegenständen beschäftigte, der aber immer lebhafter wurde, je mehr seine Nerven gespannt wurden, je schneller das Boot dahinschoß und je weiter sie sich von wohlbekannten Ufern entfernten.

Zuerst sah er auf die Fischmöwe, die in Luv kreiste. Sie war auf den Flügeln und dem Rücken schwarz, aber jedesmal, wenn die Schwingen gegen die Sonne fächelten, glänzten sie weiß. Sie schwebte nach Lee hinüber. Er konnte deutlich sehen, wie sie mit den Augen nach Raub suchte. Zuletzt tauchte sie herunter, und es plätscherte im Wasser auf. Aber sie erhob sich wieder mit leeren Klauen. Und noch kreiste sie hoch empor, eifrig nach Raub spähend, und die Flügel glänzten weiß, wenn sie gegen die Sonne fächelten. Zuletzt verschwand sie hinter einer Landzunge, wo sie vielleicht Futter für ihre Jungen und für sich selbst fand.

Rechts von ihnen lag eine Inselgruppe, ein Schärgard, wie man sie in dieser Gegend nennt. Die eine Insel, die ziemlich groß war, nannte man das Festland. Der Lektor war früher schon einmal dagewesen und erkannte die Insel jetzt wieder. Sie war groß, hatte gute Erde, Wald, Weideland und Fischerei. Mitten auf der Insel war ein kleiner See vom Meere gebildet worden, der mit einer

schmalen Einfahrt eine geräumige Bucht darstellte, die bei jedem Wetter ruhig war und deshalb einen vorzüglichen natürlichen Hafen bot. Um diesen Hafen war eine kleine Gemeinde emporgewachsen, ganz wie die großen Städte um die Mündungen großer Flüsse erwachsen. Das Prinzip war dasselbe, obgleich der Maßstab kleiner war. Und diese kleine Gemeinde bestand aus drei Bauern, in deren Besitz die ganze Insel war. Einer von ihnen besaß die Hälfte, die beiden anderen je ein Viertel. Außer ihnen wohnte ein Mann da, der sich auf der Insel eine Hütte hatte bauen dürfen. Er war eigentlich alter Knecht und diente der Reihe nach bei jedem, so wie sie seiner bedurften. „Das müßte angenehm sein, so von drei Herren kommandirt zu werden," dachte der Lektor und lächelte.

Dann dachte er an den ältesten von ihnen, den, der die halbe Insel besaß. Es war ein langer Mann mit ein paar gerade herausragenden, kräftigen Schultern und einem kleinen Kopf, der keck auf einem sehnigen, langen Halse saß. Er war mager und stark gebaut, die Nase zeigte gerade aus über einen ungeheuer breiten Mund, und die Augen waren lebhaft, das Gesicht beinahe kupferfarben, das Haar schwarz. Der Lektor dachte daran, wie selbstbewußt und kräftig der Mann ihm erschienen war.

Ja, weshalb auch nicht? Weshalb sollte er nicht kräftig und selbstbewußt sein? Er hatte sich gewöhnen müssen, sich auf sich selbst zu verlassen, hatte seinen Körper abgehärtet in Wind und Wetter, auf dem Felde und auf der See, er besaß sein Land und keiner hatte etwas über ihn zu befehlen. Seine einzige Berührung mit der Gesellschaft beschränkte sich darauf, daß er Steuern zahlte und kaufte und verkaufte, was er notwendig brauchte. Er war Herr auf seinem eigenen Grund, aber er mußte ihn selbst bauen. Er war nie dadurch verweichlicht worden, daß andere die Arbeit verrichtet hatten, die er sehr gut selbst ausführen konnte.

Die Insel lag hinter ihnen, eine dunkle Schattirung in Grün bezeichnete den reichen Laubwald, der die ganze Insel bedeckte. Und die ganze Zeit über fing die Schute die Wogen auf, teilte sie, schoß dahin, und der Wind sauste heftig in Lee unter dem Burgspriet.

Der Lektor sah auf seine Frau, und ein warmes Gefühl, von dem sie in diesem Augenblick nicht wußte, durchströmte ihn. Sie saß an der Ecke der kleinen Kajüte gelehnt und er sah von oben her die Hälfte von ihrem Profil. Das schwarze Haar sah unter dem offenen Hut hervor, die langen Wimpern beschatteten den Blick, und um die Lippen lag jener gedankenvolle Zug, der sich einzustellen pflegt, wenn man von Angesicht zu Angesicht mit einer großen Natur träumt. Und er hatte nur ein einziges Gefühl: sie fuhren zusammen fort über die blaue See, wo die Wellen mit weißen Köpfen gingen. Und der Kleine, der in der Wiege schlief, war mit.

Plötzlich kam ihm der natürliche Gedanke, daß sie auch zurückfahren müßten, und er erinnerte sich einer pädagogischen Arbeit, die er während des Sommers durchgehen wollte. Dann dachte er an die Schule und die übrigen Lehrer, seine Kameraden und Freunde. Er sah sich selbst im Frack und weißer Halsbinde neben dem Katheder stehen, wenn die Schule zum Herbst wieder geöffnet würde, mitten unter den anderen. Und er hätte wissen mögen, ob sie dieselben Sommergedanken hatten wie er.

Die Fahrt hatte schon über zwei Stunden gedauert, und der Schärgard veränderte allmälich seinen Charakter. Die laubbekleideten Ufer und Inseln begannen zu verschwinden, und auf den kleinen Schären sah man nur Moos und Heidekraut und kleine, bei dem Mangel an Erde mager gebliebene, knorrige und von dem starken Wind verbogene Föhren.

Und noch weiter fort verschwanden auch diese. Das Boot fuhr zwischen die Schären hinein. Söderberg stand im Vorderteil und spähte nach Grund. Er hatte früher nie in diesem Fahrwasser gesegelt, und er wußte, daß es hier zwischen den Schären Untiefen geben mußte.

Die Schnelligkeit war noch größer geworden. Mit voller Kraft lag der Wind in den Segeln, und als die Schute an den nackten Klippen vorbei eilte, die ihre runde, von den Wellen glattgespülte Brust den Segelnden entgegen kehrten, hörte man plötzlich einen plätschernden Laut, dem das Schlagen von Flügeln folgte, und rund um den Steven des Bootes flogen die Seevögel auf. Eidervögel, Wildenten, Gänsesäger, Möwen, Meerschwalben und Torbatken. Manchmal flogen große Schwärme gerade über dem Boote auf, aufgescheucht von diesem großen Ungeheuer, das die Stille der Natur störte. Und im Vorderteil stand Söderberg sicher auf seinem Posten. Er hatte seinen alten Rücken aufgerichtet, und seine Augen leuchteten, während um den Mund ein befehlender Zug erschienen war. Das lange Haar flatterte im Nacken unter der Mütze.

„Ruder an!" schrie er mit donnernder Stimme durch den Wind. „Hart an!"

Und der Lektor lachte vor sich hin, als er merkte, wie gern der Alte das Kommando mit einem Fluche verstärkt hätte. Aber er legte das Steuer mit allen Kräften zur Seite, und im nächsten Augenblick schwenkte die Schute an einer großen Bank vorbei, über der das Wasser braun zischte und brodelte.

Es war ein prächtig furchtbarer Anblick. Das Wasser war hochblau mit weißen, schäumenden Kämmen, und so weit das Auge vorwärts sehen konnte, lag dieses blaue Wasser, bis es eins wurde mit dem weiten, wolkenfreien Himmelsgewölbe. Hinter sich, nach dem Lande zu, sah keiner. Zerstreut um sie herum lagen die kleinen grauen Klippen, wie Steine, die der Schärgard aus Zorn hinausgeworfen, weil er hier draußen nicht mehr die Kraft hatte, mit starken Armen die freien Wellen zu bändigen und zu zähmen, die vorbei eilten, als sehnten sie sich hinaus, wo kein Steindamm die Wogen bricht. Und gerade vor ihnen, sich gegen den blauen Himmel und das blaue Wasser abzeichnend, erhob er sich auf einer

grauen, vollkommen kahlen Klippe neben ein paar freundlichen, rotangestrichenen Gebäuden, der weiße Leuchtturm mit seinem Wetterdach.

Wie klar das Wasser, wie frisch die Luft war, und wie frei man atmete! Es wurde lebhaft und munter auf dem Boote. Der Lektor drückte den Hut fester auf den Kopf und schrie laut. Denn für ein solches Gefühl gibt es keine Worte. Aber seine Frau sah ihn an und lächelte still.

In diesem Augenblick meinte er, er besäße alles, was er sonst gewöhnlich zu entbehren glaubte. In diesem Augenblick verstand er wirklich, was das war, was ihn des Winters mit so einem allgemeinen Widerwillen erfüllen, seine Lungen zusammenpressen, ihn zur Erde drücken konnte aus Angst über die Leere, den Ueberdruß, die Schlaffheit in unserem ganzen Kulturleben. Und es schmerzte ihn nicht einmal, daß er dieses Etwas nicht in klaren Worten ausdrücken konnte, daß diese Formel, an der alle denkenden Menschen der Gegenwart vergebens ihre Gedanken erprobt haben, ihm wie allen anderen unbekannt blieb. Das schmerzte ihn nicht.

Was brauchte er alle Gedanken, alle Bücher und Kenntnisse der Welt? Warum brauchte er so viel, um glücklich zu sein? Warum mußte er grübeln, bis sein Gehirn so schwach wurde, daß es planlos fortarbeitete und seinen gesundesten Gefühlen seine dummen Grillen in den Weg setzte? Er kannte sich selbst. Wenn er müde war oder ihm irgend ein Mißgeschick begegnet war, dann begann sein Gehirn zu grübeln. Statt zu arbeiten, fragte er sich dann, ob er seine rechte Arbeit gefunden habe, oder ob er überhaupt zu etwas tauge; anstatt seine Frau zu lieben, grübelte er, ob er sie wirklich liebe; anstatt zu genießen und glücklich zu sein, fragte er sich, ob er ein Recht dazu habe.

Und mit einem Gefühl von Scham, das ihn zu gleicher Zeit froh machte, sah er sich um. Dicht neben ihm plätscherten die Wellen mit starkem Klatschen um einen hervorspringenden Felsen.

Da lag der Leuchtturm, und von ihm aus konnten sie zur See viele Meilen über die Gegend hinaussehen. Dem Lektor machte der Besuch eigentlich keine Freude, denn während er auf der See so tapfer war, wurde ihm auf hohen Stellen übel, und er fürchtete, er könnte sich in einem Schwindelanfall hinunterwerfen. Deshalb faßte er seine Frau sittsam am Rock und schloß die Augen, als er die Treppen hinabsteigen wollte. Und als er herunter kam, war sein erster Gedanke, es sei thöricht von ihm gewesen, da hinauf zu steigen. Denn das Gefühl des Schwindels hatte alle anderen Eindrücke verjagt.

Inzwischen wollten sie zu dem Turmwächter hineingehen, um dem Brauche gemäß ihre Namen in das große Fremdenbuch einzutragen. Aber als sie hineingekommen waren, blieben sie unwillkürlich stehen, überrascht von dem angenehmen Eindruck, den das Zimmer machte.

Es hatte zwei Fenster und erschien ganz übernatürlich hell. Stühle und Sofa waren weiß angestrichen und hatten weiße Ueberzüge. Der Tisch trug ein helles Tuch, die Gardinen waren luftig und neugewaschen, die Tapeten waren auch hell, auf dem Tische lagen ein Album und Bücher, und am Fenster stand ein voll blühender Oleander. Die Sonne schien herein, und der Widerschein von der See und vom Felsen vermehrte die starke Helle.

Die Schlafstube lag daneben. Sie sah ebenso heiter aus mit ihren schwellenden, zweischläfrigen Betten und den geblümten Bettvorhängen. Hier saß die Frau des Turmwächters und spann. Unwillkürlich wurden die beiden ergriffen von dieser häuslichen Gemütlichkeit, diesen heiteren Räumen, so weit entfernt von aller Zivilisation, von aller Ehre und Redlichkeit, wie man zu sagen pflegt, und all die wechselnden Eindrücke des Tages sammelten sich gleichsam um diesen Punkt.

Hier so wohnen zu können! Einsam, glücklich, fern von aller Schlechtigkeit der Stadt. Hier leben und hier sterben.

Turmwächters waren Leute in mittleren Jahren. Es lag eine Herzlichkeit und Freundlichkeit in ihrer Art und ihrem Gesichtsausdruck, die zu den Zimmern paßte. Bei beiden sah man einen kleinen, kleinen Zug, der eine unschuldige Neigung für gutes Essen verriet.

„Ein Vergnügen muß man hier in der Einsamkeit haben," sagte der Lektor.

„Nun, und die Natur?" sagte seine Frau listig.

Der Lektor zuckte mit den Achseln und lachte.

Der Wind hielt an, und die Heimfahrt ging rasch von statten. Gegen Abend wurde noch der Klüver gesetzt. Die Schute ging mit ruhiger und starker Fahrt, der Leuchtturm verschwand, und die laubbekleideten Ufer begannen in der Dämmerung hervorzutreten. Die Frau des Lektors war nach oben übergesiedelt, an seine Seite, wo er am Steuer saß, und der Kleine lag drin in der Kajüte gebettet und schlief.

Als die Rückfahrt sich ihrem Ende näherte, ging der Mond auf und warf seinen gelben Juliglanz über das dunkle Wasser des Kanals und den weiten Kreis von Inseln und Wald. Vor ihnen erschien zwischen den Bäumen auf der Insel ein kleines Licht. Es war bei ihnen zu Hause, wo das Dienstmädchen aufsaß und wartete.

Von Diesem und Jenem.

Annie Vivanti.

Mit ihrem Erstlingswerk »Lirica«, aus welchem wir oben das Gedicht „Im Frühling war's“ mittheilen, erregte 1890 die damals etwa zwanzig Jahre zählende junge Dichterin Annie Vivanti in ganz Italien das größte Aufsehen. Ihre echt dichterischer Inspiration und heißem menschlichem Empfinden entspringenden Verse waren von so leidenschaftlichem Feuer und solcher Kühnheit des Ausdrucks, daß ihr glühendes Ungestüm sowohl Publikum wie Kritik mit fortriß und begeisterte. Kein Geringerer wie Italiens berühmtester lebender Dichter, Giosuè Carducci, hatte dem Bändchen einen empfehlenden Brief vordrucken lassen und ihm nach seinem Erscheinen einen längeren Artikel in der »Nuova Antologia« gewidmet; den zwei einzigen Frauen, welche er bisher unter der Unzahl der modernen lyrischen Dichterinnen bewunderte — Marcelline Desbordes Valmore und Elisabeth Browning — gesellte er nun als dritte Annie Vivanti zu.

Die Gedichte, fast ausschließlich subjektiver Natur, sind zum größten Teil ein begeisterter Hymnus der Liebe; dazwischen ertönt ergreifend die Klage über die Untreue des Geliebten, scharf und schneidend die Verspottung der landläufigen, gewohnheitsmäßigen Gesetze der Moral. Wohl hatte ähnliches schon Lorenzo Stecchetti in seinen »Postuma« gesagt, aber das Gewagte, das für ein junges Mädchen darin lag, Verse dieser Art der Oeffentlichkeit zu übergeben, erhöhte den Eindruck, daß man es hier mit einem ungewöhnlichen Charakter zu thun habe, der nicht mit dem allgemeinen Maße zu messen war. Doch wäre es unrecht, das psychologische Interesse allzu sehr in den Vordergrund zu stellen, da auch das künstlerische vollauf befriedigt wurde und die Dichterin — ohne die Gesetze der Prosodie studirt zu haben und sie streng pedantisch zu üben — in ihrem natürlichen poetischen Gefühl für ihre Empfindung nicht nur stets den prägnanten, packenden Ausdruck, sondern auch eine künstlerisch abgerundete Form fand. Halb instinktiv, halb in bewußter Abneigung (speziell gegen das auf die Länge so ermüdende Reimgeklingel) die Sonette, sowie auch die schwierigen Formen der Canzone und Ottava Rima vermeidend, schmiegt Annie Vivanti ihre Verse mühelos den Gedanken an und errang sich durch dieselben in ganz Italien lebhafte Bewunderung.

In Deutschland brachte zuerst das „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes“ eine Kritik von »Lirica« in Numero 31 und in Numero 37, 1890, drei Proben aus dem Buche in metrischer Uebertragung von Valerie Matthes; von derselben Uebersetzerin erschienen außerdem vier Gedichte im Dezemberheft 1893 von „Nord und Süd“ und „Walzer“ in der „Deutschen Dichtung“; auch Joh. Schürmann publizirte in letzterer Zeitschrift ein kleines Gedicht „Weiße Veilchen“ und nahm einige andere in seine Sammlung metrischer Uebersetzungen (Berlin, Fontane, 1893) auf. Die Dichterin verdient es, auch in Deutschland bekannt zu werden, um so mehr, als sie mütterlicherseits deutscher Abstammung — eine Nichte Paul Lindaus — ist. Ihr Vater war Italiener; ihre erste Kindheit verlebte sie in London, wo sie 1868 geboren ist. In den Salons ihrer literarisch feingebildeten, auch poetisch beanlagten Mutter verkehrten deutsche Kritiker und Schriftsteller, vor allen Freiligrath, welcher wohl zuerst die seltene Begabung des frühreifen Kindes erkannte, das schon mit acht Jahren Verse in deutscher und englischer Sprache machte. Mit neun Jahren kam Annie Vivanti nach Italien, drei Jahre darauf verlor sie die Mutter; nach zweijährigem Aufenthalte in der Schweiz lebte sie in London und New-York. Doch das Heimweh zog sie nach Italien zurück, wo sie Musik- und Sprachunterricht erteilte, dann als Sängerin am Theater La Fenice in Venedig auftreten wollte, jedoch im letzten Moment noch davon abstand, um kurz darauf als Dichterin sich doch in die Oeffentlichkeit zu wagen. Ihre Abstammung übt ihren Einfluß auch auf ihre Verse aus; südliche Glut vereint sich in ihnen mit deutscher Innigkeit.

V. M.

Die literarische Bewegung in Spanien.

Von

Emilia Pardo Bazan.

I.

Alle fünf Jahre kann man merkbare Aenderungen in unserer Literatur feststellen. Zuweilen gibt es im Laufe der Zeit einen Wechsel wie Tag und Nacht. Die Periode von 1890—1894 charakterisirt sich durch den Niedergang des Romans und durch die Erholung des Theaters. Was die lyrische Dichtung anlangt, so rührt sie kaum noch die Flügel. Schon beginnt sie dem Einfluß zu entschlüpfen, den der vor drei Jahren verstorbene José Zorrilla auf ihre Entwicklung ausübte; die Phalanx seiner Nachahmer schweigt, sein Genre war veraltet und abgekommen, dennoch haben wir alle in seinem Tode einen entscheidenden Schlag gegen die lyrische Dichtung gesehen. Obgleich Zorrilla durch die Natur seiner Inspirationen viel von einem Epiker an sich hatte, so hat er dennoch unsere ganze lyrische Schule über seinen Leisten geschlagen, bis er durch Campoamor und Becquer entthront wurde, aber obgleich er gefallen war, so hatte er dennoch einen weitklingenden Ruf und einen ungeheuren Einfluß in Spanien behalten; er blieb stets der nationale Dichter; die Romantik lebte in ihm weiter; und wenn er in irgend eine Stadt kam und anzeigte, daß er von der Bühne herab seine Gedichte verlesen werde, deren gesuchten Rhythmus jeder kannte, so war trotz der wachsenden Gleichgiltigkeit gegen die Literatur der Saal stets gefüllt, und Stürme des Beifalls und ein Regen von Sträußen unterbrachen den alten Troubadour. Nach Zorrilla hat es Dichter gegeben, die Ruhm beanspruchen konnten, aber nationale und populäre Dichter nicht. England hat seinen gekrönten Hofpoeten, Zorrilla war der poeta laureatus des Volkes. Seine feierliche Apotheose in Granada, wo man ihm im alten wunderbaren Schlosse der Alhambra eine Krone aus dem Golde des Duero überreichte, war als großartiges Fest die letzte aufrichtige, einmütige und begeisterte Huldigung, welche man einem Poeten dargebracht hat — sein Leichenbegängnis, an welchem die Bevölkerung von Madrid zu Fuß teilnahm, eine imposante Kundgebung, die sich bis jetzt nicht wiederholt hat, wie man die entsprechenden Demonstrationen beim Begräbnis Viktor Hugos in Paris kaum je wiedersehen wird. Freilich hat man erst ganz kürzlich versucht, Nuñez de Arce, den Autor der „Kampfesrufe“ (»gritos del combate«) und der „Idylle“ (»Idilio«), einen Dichter von großem Ruf, zu krönen, aber diese Huldigung, die von der Gesellschaft der Künstler und Schriftsteller (»Sociedad de Escritores y Artistas«) ausging, deren Vorsitzender Nuñez de Arce ist und die von seinen zahlreichen Verehrern mit Sympathie aufgenommen wurde, hat die Gleichgiltigkeit des großen Haufens nicht brechen können. Campoamor, der Dichter der Liebe und der Enttäuschung, der Jugend und des Weibes, der Vater des Experiments, unser Musset, hat Zorrilla, soweit die Popularität in Frage kommt, nicht ersetzt. In Campoamor erkennt ein Teil der zeitgenössischen Generation sich selbst: die raffinirte, ein wenig skeptische Elite, die gleichzeitig voll von Lyrik und voll von Aspirationen ist, ohne sie in Worte fassen zu können; in Zorrilla erkennt sich dagegen das ganze Volk wieder. In ihm spricht das überall gegenwärtige Milieu der spanischen Seele sich aus. Was er sang, fühlten alle.

Von den hervorragenden Dichtern nach Zorrilla ist Becquer tot, schreiben Campoamor und Nuñez de Arce fast nicht mehr, besonders der letzte nicht. Man hat im „Ateneo“, in Büchern und Zeitungen viel darüber gestritten, ob die poetische Form in kurzer Frist verschwinden werde oder nicht, und ohne sich in den Streit zu mischen, kann man feststellen, daß die Lyrik dahin strebt, sich

einzuschränken, nur noch in beschränkten Partien auf dem Markt zu erscheinen, als wenn sie, statt mit lauter Stimme, mit starkem Accent zu sprechen, dahin strebe, sich zu verbergen, um nicht gehört zu werden. Vor vierzehn Jahren gelang es einem genial beanlagten Schauspieler, Raphael Calvo, das Publikum mit fortzureißen, als er die gesammelten Gedichte Nunez de Arces im Theater vorlas. Ich weiß nicht, ob er heute diesen Versuch wiederholen könnte, aber ich konstatire, daß unsere Dichter sich in immer engere Grenzen einschließen. Campoamor kultivirt die Humorada, eine Art Lied, ein Gedanke, verdichtet in ein Distichon und höchstens in einen Vierzeiler. Manuel del Palacio hat eine Spezialität aus den Chistes, kurzen Kompositionen, gemacht, die im allgemeinen acht Verse nicht überschreiten.

Ein anderer Dichter, der, wie Becquer, nach seinem Tode einen größeren Einfluß ausübt wie zu seinen Lebzeiten, hat ebenfalls nur kleine kurze Gedichte hinterlassen, die unvollendet und nachlässig in der Form sind, aber Momente von größter Schönheit und Erhabenheit enthalten. Ich meine Joaquin Bartrina, den bittern und trüben Pessimisten, der in seinen Versen Thränen vergießt und Blasphemien und Schmerzensschreie ausstößt. Vielen flößt Bartrina nur Abscheu ein, während diejenigen, die ihn bewundern, selbst seine Fehler noch bis in die Wolken erheben. Bartrina war noch sehr jung, als er seine Verse dichtete, und seine Muse hat dasselbe Alter; man muß zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre alt sein, um solche Accente zu finden, wie sie den Gedichten Bartrinas eigen sind.

In vollem Gegensatz zu Bartrina steht ein Lyriker von frischestem Ruhm, der letzte, der aufgetreten ist: Federico Balart. In Wahrheit ist er schon alt, denn man kennt ihn durch seine in allen Zeitungen verbreiteten Artikel, die aber niemals zu einem Buche vereinigt wurden, schon ein Vierteljahrhundert; man betrachtet ihn als einen Schriftsteller von feinem Stil, einen kompetenten Richter in Sachen der Kunst und Literatur, aber als Dichter hat er niemals von sich reden machen. Nach einer langen Unterbrechung, während welcher er nichts schrieb, erschien er abermals in der litterarischen Arena, indem er gleichzeitig mit seinen gewohnten kritischen Arbeiten einige elegische Verse veröffentlichte, die mit einer trüben Resignation getränkt sind. Die Presse nahm diese Versuche freundlich auf, und als sie in einem Bande unter dem Titel „Dolores“ erschienen, überhäufte man sie mit Anerkennung und erhob ihn bis in die Wolken, so daß schnell eine Reihe von Auflagen nötig wurde — die, da es sich um Verse handelt, selten ist. Der unmittelbare Erfolg der Gedichte Balarts ist einer der bemerkenswertesten, den man zu verzeichnen gehabt hat. Den Stoff dieser Poesien gibt der Tod der Frau Balart, der bei dem Dichter einen Erguß tiefen christlichen Gefühls in schwermütigen Versen hervorrief. Obgleich Balart von Natur geneigt ist, weitschweifig zu werden, so kann man auch in seinen Gedichten das oben bereits angedeutete Symptom der modernen Lyrik wieder finden: Es gibt langatmige Stücke in der Sammlung, aber diese ist klein. Das Publikum zeigte sich Balart, obgleich man in ihm keinen nationalen und epischen Dichter wie Zorrilla hatte, sympathisch, weil man in ihm einen Sänger des häuslichen Herdes und des religiösen Glaubens entdeckte, des Glaubens von heute in seiner sentimentalen Form ohne dogmatische Kraft. Man hat die Poesie Balarts die „Poesie des Konzils von Trient“ genannt. Das Epigramm ist übertrieben, aber es hebt — indem es das absolute Verdienst beiseite läßt — ein anderes relatives zur Erklärung seiner Popularität hervor: dasjenige, der allgemeinen Empfindung Ausdruck und Bestrebungen in der Poesie das Bürgerrecht zu geben, die durch Tradition und Uebung längst geheiligt sind.

Ein andalusischer Dichter, Manuel Reina, ist in letzter Zeit nach der Veröffentlichung seines hübschen Bandes: (»La Vida inquieta« („Unruhiges Leben“) wieder Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden. Emilio Ferrari dagegen, dessen Form eine so plastische ist, bewahrt sein Schweigen. Ebenso ist es mit der zarten Muse des Herzogs von Rivas (Sohn); und man kann sagen, daß nur zwei allgemein bekannte und beliebte Dichter, die unter sich einen diametralen Gegensatz bilden, fortfahren, das Eisen zu schmieden: Manuel del Palacio und Antonio Grilo. Manuel del Palacio ist ein unermüdlicher Reimschmied, ein liebenswürdiger Satiriker mit den besten Intentionen und außerdem ein Moralist, ein echter Spanier. Grilo ist die Nachtigall mit der melodischen Kehle, der sanfte Sänger des Südens; sein Stil ist blühend wie eine Wiese, außerdem trägt er seine Verse wunderbar vor, und in den Salons findet er stets ein Publikum, das bereit ist, zu applaudiren. Seine Gedichte sind soeben in einer glänzenden Ausstattung auf Kosten der Königin erschienen; der Ertrag hat die Ausstattung der Tochter des Dichters gedeckt. Kompetente Kritiker geben den vor noch nicht langer Zeit verstorbenen Querol den ersten Platz unter den modernen Dichtern; er ist indes aus einem gewissen Halbschatten nicht hervorgetreten.

Es wäre unrecht, zwei Formen der zeitgenössischen Dichtung nicht zu erwähnen: diejenige, welche wir die regionale, die Distriktspoesie, nennen, und die andere, welcher man den Namen der komischen oder heiteren gegeben hat.

Wenn auch keiner unserer regionalen Dichter (mit Ausnahme vielleicht von Trueba und Balaguer) sich einen so großen Ruf wie Mistral in Frankreich erworben hat, so gibt es doch einige, welche ihn verdienen. An der Spitze der Epiker steht Mosen Jacinto Verdaguer; unter den Lyrikern findet sich in erster Linie eine Frau Rosalia Castro, welche im Dialekt ihrer Heimatprovinz Galizien schreibt. Was die komischen Dichter anlangt, so meine ich, daß man sie nicht verachten darf, weil sie einen zwanglosen Ton anschlagen und leicht erscheinen. Der Geist ergießt sich in diesen Reimen ohne Pedantion und unter ihnen gibt es einen fröhlichen Poeten wie Vital Aza, der die spanische Sprache mit einer unvergleichlichen Geschmeidigkeit und Meisterschaft handhabt. Der Patriarch dieser Gruppe war der Satiriker und Fabulist Villergas, der an der Jahreswende gestorben ist.

Welches sind nun die literarischen, sozialen und politischen Tendenzen, welche augenblicklich in der spanischen Poesie vorherrschen? Ich zögere nicht zu sagen, daß es die traditionellen sind. Bei uns gibt es keine Dekadenten und Symbolisten; bei uns würde Baudelaire ein Gegenstand des Schreckens und des Abscheus sein; bei uns, im Vaterlande des heiligen Johann vom Kreuze, würde selbst der Mystizismus eines Verlaine verdächtig erscheinen. Unsere neuesten und bemerkenswertesten Dichter, Larmig und Verdaguer, sind fromm, aber ohne Fanatismus. Man konstatirt bei ihnen ein sonderbares Phänomen. Unsere Dichter liberalen Ursprungs mit revolutionären Antezedentien in der Politik: Balart, Palacio, Nunez de Arce sind in ihren Versen die Interpreten der Tradition und entfernen sich nach keiner Richtung hin von ihr. Nunez de Arce geißelt die Wissenschaft, verleugnet den Fortschritt und brandmarkt die Revolution, während Campoamor, der aus dem Lager der Reaktion hervorgegangen ist, sich als der wirkliche Herold des modernen Geistes bewiesen hat, die Sprache unseres Jahrhunderts spricht und traurig in der Einsamkeit des Zweifels herumirrt. Dasselbe Phänomen wiederholt sich in Spanien auch auf anderen Gebieten als dem der Literatur. Diejenigen, welche in der Politik die Stabilität repräsentiren, sind in der Philosophie, im Reich des Denkens die vorgeschrittensten. Die weitest gehenden theoretischen Konzessionen, welche dem Sozialismus gemacht worden sind, rühren von Canovas del Castillo, dem Haupt der konservativen Partei, her.

Für diejenigen, welche die intime Verfassung Spaniens nicht kennen, hat es etwas Ueberraschendes, daß Dichter wie Manuel del Palacio, Nunez de Arce und Balart trotz ihrer stürmischen politischen Vergangenheit ihr Talent dazu hergeben, das Ideal der Vergangenheit zu verherrlichen. Die Ursache liegt bei ihnen wie in unserem Lande überhaupt darin, daß die revolutionäre Erregung nur etwas Erkünsteltes und Gemachtes ist, während jeder die Anhänglichkeit an die Tradition, an die eingewurzelten und klassischen Einrichtungen und Anschauungen mit der Muttermilch einsaugt.

Nach dem Ausbrausen der Jugend wurden die frondirenden Dichter, die den Thron angegriffen hatten, deren gepfefferte Verse, das Entzücken der Cafés und Klubs, man geheim kolportirt hatte, Gläubige, Anhänger der alten Einrichtungen und, wie man heute sagt, eingefleischte Misoneisten.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: Joseph Kürschner in Eisenach; verantwortlicher Redakteur: Ludwig Thaden in Stuttgart.
Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

1895. Heft 10. Preis 50 Pfg. *Vierteljährlich (6 Hefte) Preis 3 Mark.*



Inhalt des zehnten Heftes.

Die kleine Kirche.

Von

Alphonse Daudet.

(Fortsetzung.)

Der Abbé Ceres hatte nicht nur eine neue Sutane an, auch sein breitrandiger Hut und seine Schnallenschuhe wurden heute zum erstenmale spazieren geführt. Und stolz darüber, seine Armen auch einmal in Gala zu besuchen, dachte der Brave gerade bei sich: „Sie werden mich sicher nicht erkennen," als der Auflauf seine Schritte hemmte. Was er dem alten, mit Kot und Schmutz bedeckten und in jauchigem Abwasser förmlich gebadeten Bettler sagte, konnte Richard von seinem Fenster aus nicht hören; er begriff nur, daß der Priester an die Umstehenden eine vergebliche Aufforderung hatte ergehen lassen, dann sah er ihn sich über das Bündel ekelhafter Lumpen niederbeugen, es aufheben und unbesorgt um die Lacher, wie um seine schöne Sutane, unter dem Arme davonschleppen. Während sie an der Biegung der Straße verschwanden, sagte Elise lachend:

„Er wird bald sauber ausschauen, der Herr Abbé!"

Frau Fénigan setzte hinzu:

„Er wäre im stande, ihn zu sich zu bringen!"

„Gut, daß Du mich daran erinnerst," sagte Richard, der Thüre zueilend, „ich habe selbst einen Winkel für den armen Alten!"

„Du wirst uns doch so etwas nicht hierher bringen!" rief ihm die Mutter nach. Aber er hörte sie nicht mehr, denn er war schon auf der großen Straße.

Er kehrte erst spät zurück. Man hatte mit dem Essen auf ihn gewartet; es fand der Cousine zu Ehren ein Diner von zwölf Personen statt, wie man sie in Uzelles häufig gab und bei denen sich die alte Sonntagsgesellschaft zusammenfand: der Notar, der Nachfolger des alten Fénigan, der Eigentümer der kleinen Kirche und Jean Detrous, Richter beim Gerichtshof von Corbeil, ein kurzer dicker Junge, der immer auf eine reiche Heirat lauerte und mit seinen zwischen den pechschwarzen Bartkoteletten hervorleuchtenden Wolfszähnen Elise umkreiste. Rotkäppchen war aber heute weder zum Tollen noch zum Kokettiren aufgelegt. Richards Gleichgiltigkeit nach der Scene, die sich tags zuvor abgespielt hatte, das, was sie über den alten Vagabunden erfahren hatte, der so lange „Lydies Armer" geheißen hatte, das gab ihr viel Stoff zu beunruhigenden Gedanken, denen ihr schwaches Gehirnchen doch nicht ganz gewachsen war.

„Nun, Vetter, was macht denn Ihr Freund, der alte Bettler?" fragte sie herausfordernd, als sie sich neben Richard zu Tische setzte; sie war in voller Kriegsrüstung: in einem entzückend sitzenden rosa Gazekleid mit bloßen Armen und Schultern. Er sagte ihr, sein Freund schliefe in einer kleinen Hütte am Ufer des Flusses, wo Chuchin seine Ruder und seine Netze aufbewahrte.

„Am Fluß? Ich danke! Das muß angenehm frisch sein!"

„Ich habe einen Ofen hineinsetzen lassen," sagte Richard ruhig. Der Ofen in einer Bootshütte reizte sie nun ungeheuer zum Lachen.

„Sie hat weder Geist noch Herz," dachte Richard bei sich, ohne eine Ahnung von dem Verdruß zu haben, der sich hinter ihrem kindischen Lachen verbarg. Welch ein Unterschied war doch zwischen ihr und seiner Frau, die ein solches Mitleid mit den armen Leuten hatte, die bei den Wagenfahrten untröstlich darüber war, daß sie den Straßenbettlern keine Almosen reichen konnte, die über den Kutscher Libert und über die Pferde empört war, weil sie niemals halten wollten oder immer zu spät hielten, wenn der Bettler schon weit zurück und nicht mehr zu erreichen war. Das wußten die armen Schelme so gut, daß sie, wenn sie an dem Landauer vorbeikamen, niemals hinauf blickten oder gar die Hand ausstreckten. Ach, Richard hatte den mitleidsvollen Ton, mit welchem Lydie das alles zu sagen pflegte, noch in den Ohren, als die Cousine mit einem neckischen Lachen sagte:

„Nein, ich sehe Sie, wie Sie den Vater Georg mit seinem tragbaren Ofen installiren. Wie hat er sich denn bei Ihnen bedankt?"

„Indem er ihn auf beide Wangen küßte,“ besserte der Richter aus Corbeil.

„Schauderhaft!“ rief Elise mit einem Schreckensschrei aus, in den die ganze Tischgesellschaft im Chor einstimmte. Delcrous war selig, daß man auf seine Anekdote angebissen hatte und fuhr fort:

„Mich hat nicht ein einfacher Bettler, mich hat sogar ein Mörder, ein zum Tode verurteilter Mörder, einmal mit aller Gewalt küssen wollen.“

„Aber ich bitte Dich, Richard, das ist doch gar nicht möglich,“ sagte Frau Fénigan in komischer Entrüstung. „Das Evangelium des Abbé Ceres wird Dir doch hoffentlich nicht so ganz den Kopf verdreht haben?“

Richard schwieg. Der Richter machte sich sein Schweigen sofort zu nutze:

„Es war im Anfang meiner juristischen Laufbahn, in einem kleinen Neste Namens Souk-Ahras —“

Eine Stimme unterbrach ihn:

„Souk-Ahras, an der Grenze von Tunis, ein vortrefflicher Boden für türkischen Flachs!“

„Mein lieber Herr Mérivet, Sie wissen in Ihrem Algier Bescheid wie in Ihrer Westentasche! Ich kam also als Friedensrichter nach Souk-Ahras und war gleichzeitig mit den Funktionen des Staatsanwaltes betraut. Gegen Abend, eine Stunde nach meiner Ankunft, war ich gerade im Begriff, mich in der mit durchgesessenen Strohstühlen und einem kleinen, eisernen Bett ausgestatteten Parterrewohnung meines Vorgängers etwas einzurichten, als mein Bureaugehilfe, mein ‚Chaouch‘ erschien, um mich zu dem Verurteilten zu holen. ‚Zu was für einem Verurteilten?‘ fragte ich erstaunt. Nun, Sie können sich vorstellen, was für ein Gesicht ich machte, als ich erfuhr, daß sich im Stadtgefängnis ein Unglücksmensch befand, der am andern Morgen früh guillotinirt werden sollte. In meiner Eigenschaft als Friedensrichter des Zivilterritoriums war ich verpflichtet, ihm bis zum Besteigen des Schafotts Beistand zu leisten. Hatte ich ein Glück gehabt, gerade am Tage vor der Hinrichtung anzukommen! Im Gefängnis angelangt, fand ich eine Art von Wilden vor. Er war ein Malteser aus Port-Mahon, schwarz, behaart, mit stark aufgeworfenen Lippen, der mich mit seinen kleinen, gelben, rührend nichtssagenden Augen ansah, in Thränen schwamm und mich in einem Kauderwelsch, das sich anhörte, als ob eine Kuh spanisch spräche, anflehte, mich von ihm küssen zu lassen. Er stank wie ein Löwe, der Unglücksmensch! Als ich sah, daß er mir weiter nichts zu sagen hatte, ging ich, da ich zwei Nächte durchgefahren und todmüde war, nach Hause und legte mich zu Bett. Gegen drei Uhr morgens reißt mich mein Chaouch aus dem Schlaf: ‚Herr Friedensrichter! Herr Friedensrichter!‘ — ‚Was ist los?‘ Der Delinquent wollte mich wieder sprechen! Der Kerl trieb Mißbrauch mit meiner Gutmütigkeit! Aber wie hätte ich einem Menschen, der sterben mußte, seine Bitte abschlagen sollen? Das ganze Gefängnis war schon auf den Beinen. ‚Wir haben keinen Beichtiger,‘ sagte mir der Direktor entschuldigend, ‚und vielleicht hat der Verurteilte irgend ein Geständnis zu machen.‘ Man führte mich zu ihm und so wie er mich sah, fing er wieder an zu seufzen und zu schluchzen. ‚Ach, Herr Delcrous, Herr Delcrous!‘ Ich mußte mich noch einmal von ihm küssen lassen, denn alles was er verlangte, war, mit seinen dicken, aufgeworfenen Lippen meine Wangen berühren zu dürfen, die er mit Thränen überschwemmte: ‚Ach, Herr Delcrous, ein solcher Missethäter wie ich!‘ Auf dem Wege zum Schafott, als er von dem Armensünderkarren stieg, dem ich mit den Gendarmen zu Pferde folgte, bat er wieder, und ich mußte ihm wieder dieselbe burleske Gunst gewähren. Ich hätte glauben können, er wolle mich zum besten haben, wenn der Augenblick nicht zugleich so tragisch gewesen wäre, und die Urteilsverlesung mir nicht den Grund dieser wilden Sympathie enthüllt hätte. Er hieß nämlich Juan Delcrous, hatte denselben Vor- und Zunamen wie ich, obwohl er aus Port-Mahon gebürtig war und ich aus Cahors.“

Eine Frauenstimme fragte:

„Welches Verbrechen hatte er denn begangen, Ihr Delinquent? Kann man das sagen?“

„O gewiß, gnädige Frau! Er hatte seiner Geliebten, die ihn betrog, den Hals abgeschnitten!“

„Wenn man bedenkt, daß man ihn freigesprochen hätte, wenn es seine rechtmäßige Frau gewesen wäre,“ murmelte Napoleon Mérivet, „und dabei ist das Verbrechen doch dasselbe, nur viel feiger, weil der Verbrecher weiß, daß er nicht bestraft wird!“

„Dem hilft eben auf höchst vernünftige Weise die Scheidung ab!“ orakelte der Notar in seinem klugsprecherischen Baß. Der kleine Napoleon machte eine Bewegung, die den prächtigen, gebratenen Karpfen, der gerade herumgereicht wurde, in Gefahr brachte.

„Ja freilich! Das ist eine großartige Errungenschaft, das Ehescheidungsgesetz! Welchen Segen hat es denn schon gestiftet?“

„Aber ich bitte Sie, es hat eine barbarische Sitte abgeschafft, es befreit ohne jedes Blutvergießen den Mann von der Frau, die ihm seinen Namen schändet!“

„Als wenn der Mann, der betrogen wird und die Ehebrecherin tötet, an seinen geschändeten Namen dächte! Er tötet sie aus wütender Eifersucht, aus verletztem Stolz, gekränkter Liebe, manchmal wohl auch aus Furcht vor der Lächerlichkeit, weil er sich sonst keinen Rat weiß und dann auch, weil ihm falsche Moralprediger die Mordgedanken eingegeben haben. Und Sie glauben, daß die Scheidung das alles verhindern kann? Sie können sich wohl Othello

vorstellen, wie er Desdemona, hübsch auf einem Stempelbogen, die Scheidungsklage zustellen läßt?"

Delcrous, der sich bei Elise einschmeicheln wollte, führte dagegen das Schicksal so vieler Frauen an, für die das neue Gesetz eine wahre Erlösung wäre. Aber der alte Mérivet wollte das nicht zugeben, für ihn war die Scheidung die völlige Vernichtung der Ehe.

„Ja, gnädige Frau — nichts weniger als die völlige Vernichtung," wiederholte er, gegen Frau Fénigan gewandt, die seiner Ansicht widersprochen hatte. „Früher, als man sich fürs Leben verbunden wußte, richtete man sich so gut wie möglich ein, wie für eine lange Reise, man machte sich gegenseitig Zugeständnisse, man brachte der Besonderheit seines Reisegefährten kleine Opfer. Der eine rückte etwas beiseite, der andere spreizte sich nicht so breit hin. Heute erklärt ein Ehepaar bei der ersten Verstimmung seine vollkommene Unverträglichkeit. Bei dem geringsten Riß kracht das ganze Gebäude in allen Fugen. Man kennt keine Nachsicht mehr, keine Geduld. Und wenn heutzutage unsere jungen Leute auch bei der Heirat sterblich in einander verliebt sind, so haben sie doch immer den Hintergedanken: Wenn es nicht gehen sollte — die Thüre steht ja offen!"

„Aber, Herr Mérivet, wenn nun ein armes Wesen, wie ... wie —"

Elise wollte sagen: „Wie ich," aber die Thränen erstickten ihre Stimme. Und da sie ihren Satz nicht zu Ende bringen konnte, goß sie sich ein Glas Wasser nach dem andern ein, um ihre Bewegung hinunter zu spülen. Nach einem Augenblick eines peinlichen Schweigens, während dessen jeder erwartete, daß sie weiter sprechen würde, wandte sich Mérivet an Richards Mutter, um die Frage unpersönlich zu behandeln.

„O, dem armen Wesen, das weder Glück noch Liebe in der Ehe findet, dem würde ich folgendes raten: Anstatt sich scheiden zu lassen, sollte sie an die kleine Kirche denken, die bescheidene Kapelle ohne Pfarrer, deren Turm große Risse hat, in denen die Waldtauben nisten. Dort soll sie nur auf ein Vaterunser eintreten, nur für ein schlichtes Gebet der Ergebung und Entsagung. Dort liegt das ganze Geheimnis des Glückes!"

Man kannte ja den frommen Wahn des guten Alten. Es ging daher nur ein verständnisinniges Lächeln durch die Tafelrunde, das das Diner fröhlicher beendigte, als es begonnen hatte.

Am folgenden Tage waren alle Wege bis in den Wald hinein wieder aufgetrocknet und Richard und Elise machten ihren gewohnten Ritt.

Sie kamen durch das kleine Senart, wo enge, von Eichen beschattete Wege sich zwischen alten Steinbrüchen hinziehen. Diese sind längst außer Gebrauch gesetzt. Winden, Brombeersträucher und Farne wucherten üppig darin, und an den tieferen Stellen sammelt sich das Regenwasser als eine Art natürlicher Tränke für die Kaninchen und Fasanen. Elise machte den Vorschlag, hier einige Minuten zu rasten. Sie koppelten die Tiere an das Drahtgitter fest, das die Privatjagd der Alcantaras einhegt, und ließen sich inmitten der mit Gestrüpp überwachsenen Gruben neben einander auf dem Moose nieder. Dann sah Elise Richard recht voll ins Gesicht und sagte:

„Ich habe Ihnen eine sehr ernste Frage vorzulegen, Richard; Ihre Antwort ist von entscheidender Bedeutung für mein ganzes Leben, darum verlange ich auch, daß Sie mir ganz offen und ohne jeden Vorbehalt antworten! Was halten Sie von Herrn Delcrous? Glauben Sie, daß er einmal einen guten Ehemann abgeben könnte?"

Darauf war nun Richard gar nicht gefaßt gewesen. Er zögerte mit seiner Antwort, besann sich lange auf ein passendes Wort, und als er es glücklich gefunden hatte, da war es erst recht eine Dummheit:

„Ein Ehemann für Sie?"

„Ja, für mich. Es langweilt mich, so allein zu leben. Ich komme euch allen sehr lustig vor ... Wenn ihr nur wüßtet, wie oft ich lache, ohne die geringste Lust dazu zu haben!"

Das Schelmengesicht mit dem Stumpfnäschen und dem spöttisch verzogenen Munde wollte zu den schwermütigen Worten wohl nicht so recht passen, aber der Ton dieser Worte klang ehrlich und gewann ihr die Sympathie ihres Vetters wieder. Welch seltsam widersprechende Regungen beherrschen doch auch das einfachste Wesen! Hätte sie ihm gesagt: „Lieben Sie mich? Darf ich hoffen, daß Sie sich eines Tages scheiden lassen und mich zur Frau begehren werden?" — so hätte er ihr sofort gesagt: „Ich liebe Sie nicht. Ich werde mich nie wieder verheiraten..." Und doch kostete es ihn jetzt eine gewisse Anstrengung, ihr zu sagen, sie solle einen andern heiraten.

„Ob Delcrous ein Ehrenmann ist? Ja, das glaube ich wohl ... Aber furchtbar ehrgeizig ... und dann hat er so wenig Herz. Ich erinnere mich noch daran, wie vor zwei Jahren der Mörder der Meillots unter seinem Vorsitz zum Tode verurteilt worden war. Er schmatzte, rieb sich die Hände und sagte: ‚Endlich haben wir seinen Kopf!‘ Das Wasser lief ihm förmlich im Munde zusammen!"

„Das ist ja entsetzlich!" sagte Elise mit sichtbarer Befriedigung, über die wenig schmeichelhafte Schilderung, aus der doch etwas wie Eifersucht sprach. Richard aber fuhr, wie um sich zu verteidigen, rasch fort:

„O, ich glaube nicht, daß er Sie unglücklich machen wird ... Und doch —"

Von einer ängstlichen Unentschiedenheit ergriffen, hielt er plötzlich inne. Und wie durch die tiefe Stille des Waldes, die sie rings umgab, ein leises Zittern und Flüstern ging, verursacht durch das Rascheln eines Insektes im Moose, das Rauschen der leuchtenden Baumwipfel, so erbebten auch ihre stummen Lippen, die das Geständnis nur mühsam zurückhielten. Warum fand er sie heute so verführerisch in ihrem marineblauen Reitkleid, das ihre kleine volle Gestalt bis zu dem rosigen Halse eng umschloß? Armes Rotkäppchen in den Krallen des Wolfes! Dann stand Richard rasch auf und sagte sehr bewegt: „Warten Sie noch zwei Tage, ehe Sie ihm eine Antwort geben!“

Sie dachte: „Es wäre doch so einfach gewesen, jetzt gleich!“ Dann erhob sie sich, sichtbar mißvergnügt, sehr langsam.

Ihre Pferde jagten jetzt auf der sogenannten Diagonale dahin. Dieser Weg durchschneidet den Wald der Breite nach und führt durch die verschiedenartigsten Reviere. Zwischen Tannen-, Erlen-, Birken- und Eichenschlägen liegen da die Lichtungen der Kohlenreviere, wo man, wenn der Rauch sich verteilt, rasenbedeckte Lehmhütten erblickt, die von Hühnern, Kindern, schnurgerade aufgebauten Holzstößen und auf Karren aufgeschichteten Reisigbündeln umgeben sind. Eine halbe Stunde galoppirten sie so neben einander her, ohne ein Wort zu sprechen, ganz von ihren Wünschen und Träumen ergriffen, als sie am Ende eines langen, dichten, hohen Buchenganges ein Jagdhaus im Stile Ludwigs XV. mit einem Bogenportal und Riesenfenstern erblickten, vor dem eine Gruppe berittener Jäger in blauen, silberbetreßten Jagdröcken auf den Staatswagen der Frau von Pompadour zu warten schienen.

„Das ist die Fasanerie,“ sagte Richard zu Elise, die neugierig gehalten hatte.

Welch schmerzhafte Erinnerungen rief dieses alte Gebäude in ihm wach! Hier wurde dem Portal gegenüber an den Tagen der Jagderöffnung das Zelt errichtet, unter dem sich dann Lydie in ihrem ganzen Stolze zur Rechten des Herzog-Generals niederließ. Jetzt machten die Jäger ehrerbietig einem sehr eleganten Reiter Platz, der in einem militärisch bis ans Kinn geschlossenen grauen Rock, auf die Diagonale zuritt. Richard fuhr erstaunt zusammen, als er den völlig verjüngt, stolz zu Pferde sitzen sah, den er in Grosbourg krank an seinen Rollstuhl gebannt glaubte, und der jetzt an ihm vorbeikam, ohne ihn zu bemerken, da Elise offenbar seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Wer ist der Herr?“ fragte sie. Aber ehe er noch hatte antworten können, trennte sich ein zweiter Reiter, der viel jünger war als der andere und kleine Dragoneruniform trug, von der Gruppe der Jäger und sprengte im Galopp hinter dem General her. Der kleine Schnurrbart, die blonden Locken unter dem Käppi! Fénigan unterdrückte einen Ueberraschungsruf und einen Wutschrei. Charley! Es war Charley! . . . als Dragoner? Und Lydie? Wo hatte er sie gelassen? Was war aus ihr geworden! Es brauste in seinen Ohren, die Buchen der Allee schienen ihm ins Maßlose zu wachsen und in weiter Ferne sah er Elise, ganz zusammengeschrumpft, Bewegungen machen und Worte sprechen, die er nicht verstand. Dann sah Elise, noch ehe sie sich sein sonderbares Gebaren hätte erklären können, wie er plötzlich sein Pferd herumwarf und wie ein Wahnsinniger hinter Vater und Sohn herjagte, die schon am Ende der langen Allee verschwunden waren. An der Prioreiche stieß sie wieder zu ihm. Hier hatte Richard Halt gemacht, um einen Kohlenkärrner auszufragen, der sich von seinem hochbeladenen Wagen herabbeugte und dessen Stimme in der freien Luft der Lichtung scharf und kräftig erklang.

„Ja, natürlich ist es der Prinz . . . Er ist doch auf den Sonntag hierher gekommen, um mit dem Indier zu jagen und hat doch unserm Wilhelm ein Zweifrankenstück fürs Treiben gegeben! . . . Was seinen Dienst bei den Dragonern angeht, so werden Ihnen der Sohn von Foucart, Sie wissen, der vom Totenwagen, und der Junge von Eugen besser Auskunft geben können als ich, sintemal sie beide bei derselben Schwadron stehen, wie der kleine Charles Sixt.“

„Danke,“ sagte Richard, weiß wie ein Birkenstamm und gegen seine Cousine gewandt, fuhr er ganz leise fort. „Wir wollen umkehren! Ich kann nicht mehr!“

Auf dem ganzen Wege bis zum Schlosse konnte sie ihm nicht ein Wort entlocken, aber das „Bum, bum, bum“, das er in seinen Bart brummte, verriet die Qual, die er in seinem Innern erduldete. Elise dachte: „Alle meine Mühe war vergebens!“ Und sobald sie zu Hause angekommen waren, ging sie in ihr Zimmer, um sich auszuweinen zu können. Inzwischen suchte Richard seine Mutter im Gemüsegarten auf.

Es war um die Stunde, da die Natur, nachdem die Tagesglut gewichen, sich wieder frisch belebt und die Blumen ihren Durst stillen und ihr Bad nehmen. Von dem Wasser, das längs der Rabatten dahinrieselte, betaut, von lauen Strahlen der sinkenden Sonne geküßt, richteten sie sich wieder empor und reckten sich wollüstig; je mehr der Tag dahinschwand, desto lebhafter leuchteten sie und zeigten deutlich den ewigen Gegensatz zwischen der Farbe und dem Lichte. Ganze Wolken von Schmetterlingen schwärmten durch die Luft über die Blumenbeete hin. Man hörte wohl die Gießkannen auf die Steineinfassung der Bassins

aufschlagen, oder den Gärtner einem seiner Gehilfen einen kurzen Befehl erteilen, sonst störte nichts die stille Geschäftigkeit des scheidenden Tages, der über Natur und Menschen seine wohlige Frische ausgoß.

„Was hast Du?" fragte Frau Fénigan, als sie ihren Sohn ganz verstört in das Treibhaus eintreten sah, wo sie, die Baumschere in der Hand, gerade damit beschäftigt war, seltene Stauden auszuschneiden. Anstatt zu antworten, fragte er:

„Charlexis ist also zurück?"

„In Melun, seit zwei Monaten ... Bei den Dragonern eingetreten ... Wußtest Du das nicht?"

„Und sie ... Wo ist sie ... Was hat er aus ihr gemacht?"

„Was man mit derartigen Weibern macht," antwortete die Mutter, indem sie mit einem raschen Schnitt einen Ast entfernte. „Man bezahlt die Ausschweifung und dann schafft man sie sich vom Halse!"

Sie sprach so laut, daß die Gärtner sie hätten hören können. Richard schloß die Glasthüre und sagte in einem harten Tone, den seine Mutter an ihm noch gar nicht kannte:

„Lydie war keine ausschweifende Frau; wohl aber war sie ein Opfer Deiner Tyrannei, eine Gefangene, die ausbricht, wie ihr letzter Brief sagte! Und überdies hast Du nicht das Recht, die Frau zu beschimpfen, die unsern Namen trägt!"

Frau Fénigans Augen funkelten:

„Du hättest ihr diesen Namen schon längst nehmen sollen, da es in Deiner Macht lag!"

„Die Scheidung, nicht wahr? Um mich dann von der Cousine heiraten zu lassen, die ja schon längst die Signalflagge gehißt hat! Da rechne nicht darauf ... niemals ... niemals!"

„Ja freilich, ich verstehe schon ... Du ziehst den Katechismus der kleinen Kirche vor ... willst lieber die Dirne deswegen um Verzeihung bitten, weil sie uns der Lächerlichkeit preisgegeben hat, willst sie dann wieder zurückführen, nicht etwa in den Pavillon, sondern in das Schloß zu Deiner Mutter, damit sie dort ihre — Wochen abhalten kann!" Kaum hatte sie die bösen Worte gesagt, da hätte sie sie auch schon gerne zurückgenommen, als sie sah wie Richard plötzlich bleich wurde und seine Lippen erbebten. Sie empfand eine zärtliche Wallung und öffnete ihm ihre Arme, die er aber mit einer wahnsinnigen Geste brutal zu rückstieß:

„In der Hoffnung! Aber Du hattest mir doch gesagt, sie könnte nicht ... Warum hast Du gelogen? Warum hast Du mir immer gelogen, wenn Du von ihr sprachst? Du hast sie also geradezu gehaßt?"

„Sie war die Qual und die Schande Deines Lebens. Ja, ich habe sie verachtet ... Aber sei nur ruhig. Ich werde mir den Ton, in dem Du mit mir redest, zur Lehre sein lassen. Zwischen uns soll über sie nicht mehr gesprochen werden. Nimm sie wieder bei Dir auf, pflege sie, erkenne den Bastard bei der Geburt an. Man hat ihm zweimalhunderttausend Franken zugesichert. Es ist ein recht gutes Geschäft, wie Du siehst!"

Sie war in ihrem Stolz und in ihrer leidenschaftlichen Mutterliebe auf das tiefste getroffen, fuhr aber dabei mit gespielter Gleichgiltigkeit fort, die Sträucher auszuputzen, und markirte den Punkt am Ende jedes Satzes durch einen kurzen Schnitt. Aber Richard ließ sich das nicht bieten.

„Nimm Dich in acht, Mutter," rief er, ergriff sie an beiden Händen und drehte sie mit einer heftigen Bewegung zu sich herum. Voll Verzweiflung über das, was er soeben gehört hatte, trat er mit seinem schmerzverzogenen Gesicht an die alte Frau heran, der er so ähnlich sah, und dann brach er los: „Die Qual meines Lebens bist Du, hörst Du wohl, Du, nicht sie ... Von meiner frühesten Kindheit an, in der Du mich in ein Krankenzimmer eingesperrt und so der Luft und der freien Bewegung beraubt hast, hat Deine egoistische Liebe mich daran gehindert, mich zu entwickeln, ein Mann zu werden! Um mich bei Dir zu behalten, hast Du mich tyrannisirt, wie Du meinen Vater tyrannisirt hast. Du hast meiner Faulheit und meinen Fehlern nachgegeben, Du hast mich zu jedem Lebensberuf untauglich gemacht! Damit ich mich nicht verheiratete, damit es hier keinen andern Einfluß gäbe, als den Deinigen, hast Du Deine Mägde ja förmlich in mein Bett gejagt! Glaubst Du denn, daß ich das alles nicht gesehen habe? Und wie hast Du es mit dem armen Wurm gemacht, den Du Dir aus Lorient hast kommen lassen? Wenn Du sie mir auch nicht geradezu in die Arme geworfen hast, was hast Du nicht alles versucht, um sie zu meiner Maitresse zu machen, wohl verstanden, zu nichts weiter als meiner Maitresse, da ihr Mann ja noch lebt und die Kirche die Scheidung nicht anerkennt? Dir ist eben alles lieber, als die wieder in unserem Hause zu sehen, die Dein Despotismus daraus vertrieben hat, und auf die Du immer eifersüchtig gewesen bist! ... Du hast mir eine nette Religion und ein nettes Pharisäergewissen! ... Aber es wird Dir nichts helfen, gar nichts! Ich liebe meine Frau, hörst Du wohl, ich liebe sie und ich verzeihe ihr, denn ich fühle mich ihr gegenüber schuldig, weil ich sie nicht gegen Dich, gegen Deine Bosheit verteidigt habe! ... Ja, weine nur, weine nur! Sie weint noch viel mehr, sie, die allein, verlassen, ich weiß nicht wo ist! ... Aber ich werde sie schon auffinden! ... Ehe ich mein Leben noch länger so elend, fern von ihr, in Deiner Gesellschaft dahinschleppe, eher möchte ich sterben, mich mit dem Ding da durchbohren, her damit ..."

„Richard, mein Sohn!“

Er wollte ihr die Baumschere aus der Hand reißen, sie aber war rascher und geschickter wie er und warf die schwere Schere in eine Ecke des Treibhauses in einen Haufen welker Blätter und Blüten.

VIII.

„Nein, Sie können es sich nicht vorstellen, wie es mich ermüdet, alle Augenblicke und für die einfachsten Dinge, um mich aufzurichten, um mich hinzusetzen, um meinen Hut abzunehmen oder ihn wieder aufzusetzen, an meine Willenskraft appelliren zu müssen. Was bei Ihnen eine unbewußte, automatische Bewegung ist, das erfordert bei mir die größte Anstrengung, das Aufgebot aller meiner Reserven. Wenn ich des Morgens aus dem Bett krieche, bei Tische kaue, den Satz zu Ende spreche, den ich unglücklicherweise begonnen habe, so wird das alles für meinen traurigen Leichnam zu einer Haupt- und Staatsaktion, zu einer Marter. Wir wollen uns setzen! Sehen Sie, jetzt bin ich doch, noch dazu auf Ihren Arm gestützt, nur bis hierher gegangen, und der Schweiß läuft schon in Strömen an mir herunter!“

Die Scene spielt eines Nachmittags in Grosbourg, auf der auf das Ufer hinausführenden Terrasse. Teilnehmend und still ergeben blickt Magister Jean durch seine Brillengläser und führt die Leiden des General-Herzogs von Alcantara von einer Bank zur andern spazieren. Er versucht dabei an ihm die oberflächlichen Tröstungen, mit denen man die unheilbaren Kranken einzulullen pflegt:

„Aber Sie sind doch gestern ausgeritten, Herr Herzog, und Charlexis fand, daß Sie ganz ausgezeichnet zu Pferde saßen!“

„Ein schöner Schwindel. Als ich mit der Herzogin im Landauer an der Fasanerie angekommen war, packte mich die tolle Idee, auf der Stute des Oberjägers, die sehr fromm ist, ein paar Galoppsprünge zu machen. Fünf Minuten später lag ich im Graben, wo der Wagen mich wieder holte, und ich war heilfroh, daß ich nicht meine sämtlichen Knochen hatte liegen lassen. So habe ich zu Pferde gesessen! Ich habe eben keine Kraft mehr, und wenn ich einmal einen Augenblick vergäße, mir zu sagen: ‚Ich will leben!‘ so würde ich eben nicht mehr leben!“

Der General saß mit geschlossenen Augen da und lehnte den Kopf an das Gitterwerk hinter der Bank, an dem Glycinien und roter Jasmin emporrankten; seine großen, bleichen Züge erschlafften und bekamen einen Ausdruck von Uebermüdung, von Erschöpfung. Im Park ertönten die Rufe und die Racketschläge einer Lawntennispartie, die hinter einer Gruppe von Rainweiden gespielt wird; durch das Gebüsch sah man hie und da weiße Barette und helle Röcke aufblitzen. Ein besonders lauter und triumphirender Heiterkeitsausbruch riß den Kranken aus seinem dumpfen Brüten.

„Hören Sie Ihren ehemaligen Schüler mit den gesamten Esthers und Rebekkas von Schloß Merogis? Der leidet gewiß nicht! ... Wie gesund er lacht!“ Und plötzlich sagt er mit dumpfer Stimme, sehr hart: „Ich finde ihn geradezu entsetzlich, den Bengel; mir schwindelt vor ihm, wie vor einem Abgrund ... Und Sie, können Sie ihn vielleicht begreifen?“

Magister Jean stammelt:

„Aber mich deucht ... Ich glaubte, er habe sich gebessert, er sei zur Pflicht und Ordnung zurückgekehrt ...“

„Ja, freilich; der Gewalt weichend! Aber es ist ja wahr, Sie kennen das Ende des Romans noch nicht. Die Herzogin wünscht nicht, daß man davon spricht, da sich der Jüngling dabei nicht gerade von der glänzendsten Seite zeigt, ich aber kenne diese mütterlichen Schwachheiten nicht. Also eines schönen Morgens tritt der alte Schuft von Alexander, der von uns beauftragt war, den Gatten zu überwachen, in Monte-Carlo in das Zimmer unseres Liebespaares und sagt mit einem den Umständen entsprechenden Tremolo: ‚Er folgt mir auf dem Fuße, er ist da, rette sich wer kann!‘ Die Frau wurde sofort von großer Furcht ergriffen, da sie wohl wußte, daß ihr Mann zwar schwer in Harnisch zu bringen ist, wenn es aber einmal so weit gekommen ist, ebenso wütend wie gefährlich ist wie ein Stier. Der Kleine war, wie ich gestehen muß, sehr kühn, und wollte nichts von der Flucht wissen! Schließlich mußte ihn Alexander beiseite nehmen und ihm sagen: ‚Der Mann ist ja gar nicht da, das ist nur Komödie! Aber Sie haben keinen roten Heller mehr, Sie sind durch die Roulette ganz ausgebeutelt; da ist eine Jacht, eine Frau und am Ende gar noch ein Kind, doch etwas zu viel Gepäck, das man sich etwas erleichtern muß. Hier haben Sie Geld, verduften Sie zu Schiff! Ich werde Sie schon von der Dame befreien!‘ Nun, Sie kennen unsern Liebhaber und werden sich denken können, mit welcher Freude er auf diesen Vorschlag einging! Eine Person, die man drei Monate nicht los werden kann! Donnerwetter! Er reißt sich also weinend aus den Armen seiner Vielgeliebten und während Alexander mit ihr bis in die Bretagne ausreißt, schifft er sich, um Ritter Blaubart, den man schon kommen hört, aus dem Wege zu gehen, auf seiner Jacht ein und segelt, wie man annimmt, nach dem kleinen Hafen von Morbihan, wo ihn seine Geliebte erwarten soll und wo sie heute noch auf ihn wartet. Wir hätten auch wohl lange auf ihn warten können, wenn seine Blau-Weiß-Rot nicht eines Nachts in der Nähe der Balearen gescheitert wäre. Etwas kleinmütig und mit leeren Taschen kam er zu uns zurück. Für den Prozeß mit dem Rheder, den Schadenersatz für die

Bemannung, die Kosten, die die Auflösung seines Verhältnisses verursachte, brauchte er eine Menge Geld. Diesen Umstand benützte ich, um ihm etwas den Daumen aufs Auge zu drücken und es durchzusetzen, daß er jetzt sein Freiwilligenjahr abdient. Das Unbegreifliche und Traurige an der Sache ist aber das, daß er kein Wort, ja keinen Gedanken für die hat, die ihm ihr Leben geopfert hat und die sich jetzt seit mehr als einem Monat in der Bretagne zu Tode langweilt."

In schmerzlichem Staunen blickt Magister Jean über seine Brillengläser hinweg:

„Wie . . . sie weiß noch nicht?"

„Nein, Alexander mußte die Sache arrangiren, und ich kann mir wohl denken, daß es ihm ein Genuß ist, sie möglichst lange hinzuziehen. Das ist ein ganz gemeiner Hund . . . Still, die Herzogin!"

Sie kam von der Mitte der Terrasse in ihrem trippelnden Schritte eilig daher; unter ihrem eleganten Gartenhut sahen ihre Haare und ihr Teint noch gelber aus wie gewöhnlich.

„Ich habe Sie gesucht," sagte sie sehr leise und sehr hastig zu ihrem Manne, indem sie ihm einen geöffneten Brief zusteckte. „Lesen Sie einmal, was ich eben unter Charleys Post gefunden habe. Der Stempel von Draveil hatte mich stutzig gemacht!"

Der General las zuerst halblaut und dann nur mit den Augen die wenigen Zeilen, in denen Richard Fénigan seinen Sohn herausforderte.

„Daß Sie ein Schuft sind, wußte ich schon, Sie wären aber auch noch ein Feigling, wenn Sie jetzt, als Soldat —"

Die langen weißen Hände, die den Brief hielten, sanken kraftlos hinab.

„Play," rief eine frische männliche Stimme beim Tennis auf dem Rasenplatz. Der General sagte, nachdem er den Brief gelesen hatte, ernst:

„Nach der gestrigen Begegnung im Walde mußten wir wohl darauf gefaßt sein!"

Die Herzogin sprang empört auf:

„So viel Geld habe ich schon hergegeben, und will ich noch weiter hergeben, und dieses Volk ist noch nicht befriedigt?"

„Es gibt im Leben doch auch noch andere Dinge als Geld, meine Liebe . . . Uebrigens hat der Mann ja nichts genommen! Man hat ihm seine Frau geraubt, er ist darüber wütend, das ist doch recht natürlich, und ich glaube, daß Charlexis ihm wohl oder übel wird Genugthuung geben müssen."

„Warum nicht gar! Sie sind wohl verrückt? Haben nicht Sie selbst mir gesagt, daß Richard Fénigan ebenso brillant ficht wie er schießt?"

„Was kann das helfen? Ihr Sohn ist Soldat, man beleidigt ihn, er muß sich schlagen!"

„Ich werde ihm diesen Brief einfach nicht zeigen!"

„Dann wird er einen zweiten bekommen, der noch beleidigender sein wird."

„Ich werde zur Mutter gehen!"

„Die Mutter wird Sie empfangen, wie Sie sie empfangen haben! . . . Nein, nein, sehen Sie, es ist nur auf eine Weise möglich zu verhindern, daß der Junge sich schlägt."

„Auf welche Weise?" fragte die Herzogin eifrig.

„Wenn ich an seiner Statt gehe!"

Ein wenig Hoffnung leuchtete in dem Blick, mit dem sie ihn maß, dann zuckte die Frau die Achseln und sagte:

„Sie sprechen vom Gehen, mein armer Freund, und Sie können nicht einmal recht stehen . . . Nein, das einfachste wäre wohl, seinem Obersten, unserem Vetter von Boutiquan, zu schreiben, daß er ihn sofort wieder einberuft. Ich wollte ihm die großen Manöver ersparen, aber unter diesen Umständen . . ."

Ein Tennisball rollte ihnen zu Füßen, und der duftende Vorhang aus Rainweiden teilte sich unter den Händen des jungen Prinzen, der mit bloßem Hals, in einem weißen Flanellanzug, einem breiten seidenen Gürtel um seine schlanke Taille, mit rosigen Wangen und feuchten Haaren hervortrat. Er lächelte, als er die heftige Bewegung sah, mit der die Herzogin den Brief wegsteckte:

„Ihr duftet hier ja förmlich nach Geheimnis," sagte er. Dann hob er den Ball mit einer Wendung seines schweren Rackets auf und verschwand wieder im Gebüsch, während die Zurückbleibenden seine leichte Grazie und Geschicklichkeit bewunderten. Alle drei hatten denselben Gedanken, den die Mutter so formulirte:

„Ein solches Juwel? Das soll ich mir beschädigen lassen? Ich gehe schnell hinauf, um an Boutiquan zu schreiben."

Der General, der mit Jean allein zurückgeblieben war, erhob sich mit einem energischen Ruck:

„Lassen Sie, lassen Sie nur . . . Ich will einmal sehen!"

Wankend stand er da, dann drehte er sich zur Seite, setzte seine Füße rechtwinkelig, wollte seinen Stock aufheben, um nach Kommando zu zielen, da geriet er aber ins Schwanken, breitete die Arme auseinander und wäre ohne Zweifel hingefallen, wenn der Hofmeister ihn nicht aufgefangen und wieder auf die Bank gesetzt hätte.

„Ein Zweikampf unter solchen Umständen!" murmelte der arme Mann, indem er sich die von der Anstrengung schweißtriefende Stirne und die thränenerfüllten Augen trocknete.

„Wie richtig hat sie mir doch gesagt, daß ich nicht aufrecht stehen könne! Wie lag doch in ihrem Ton die ganze Verachtung der Frau für den Mann, der sie nicht mehr verteidigen kann, weder sie noch ihre Kinder!"

Und während er, den Blick zu Boden gerichtet, so sprach, hörte man durch den Park das Lachen und die Racketschläge des Spieles ertönen, das in fröhlichstem Gange war.

Am andern Morgen schlief der Prinz noch, als der Postbote in Grosbourg einen eingeschriebenen Brief mit dem Poststempel Draveil abgab. Die ganze Dienerschaft war so instruirt, daß nichts zu Charlexis gelangen konnte, ohne durch die Hände seiner Mutter zu gehen. Diese stellte auch heute dem Briefträger die Empfangsbescheinigung aus und öffnete den Brief; es war ein Billet von Fénigan und zwar noch beleidigender als das erste. Sie sagte niemand ein Wort davon, und da Charlexis am selben Morgen durch ein Telegramm seines Chefs nach Melun einberufen worden war, beruhigte sie sich, als am folgenden Tage zum Frühstück eine neue Sendung von Richard eintraf und zwar diesmal an den Vater gerichtet, mit einem Duplikat der dem jungen Prinzen zugesandten Beleidigungen: „Wie denkt der Herr Herzog von Alcantara darüber? Wird er sich als ein ebensolcher Lump erweisen wie sein Sohn?"

Die Herzogin, die ihrem Manne gegenüber saß, wunderte sich darüber, daß er nicht aß. Er konnte die Gabel nicht halten, so zitterten seine Finger. Anstatt seiner Frau zu antworten, reichte er ihr die beiden Briefe hinüber, die er eben geöffnet hatte. Sie überflog mit einem Blick die Beleidigungen, die ihrer ganzen Familie ins Gesicht geschleudert wurden, da sie aber ihren Sohn in Sicherheit wußte, blieb sie sehr ruhig und sagte: „Das ist einfach lächerlich! Er weiß doch, daß Sie sich nicht schlagen können!"

„Er weiß es nicht ... Er hat mich vorgestern zu Pferde gesehen!"

„Dann hat er Sie auch am Boden sehen müssen, denn Sie sind nicht lange im Sattel geblieben ... Im übrigen kann man sich ja aussprechen. Ich werde Magister Jean zu ihm schicken."

Die Brille flimmerte dem Hofmeister vor den Augen, wie bei einem zu schwierigen Cellostück.

„Sie haben recht," sagte der General plötzlich gefaßt.

Der unglückliche Magister Jean! Wie fern schienen ihm die Tage, da sein Cello auf dem Boote Chuchins zwischen den beiden Häusern über die Seine hinüber und herüber geführt wurde. Wie war das einst so lustige und lebendige Uzelles jetzt so totenstill, besonders seit Frau Fénigan und ihr Sohn sich nach einer heftigen Auseinandersetzung weder mehr sahen noch sprachen. Richard hatte wieder sein Zimmer im Pavillon bezogen, wo man seine Mahlzeiten servirte, wo er seine ganzen Tage verbrachte. Wenn man nicht das kurze und regelmäßige Knallen einer Zimmerpistole gehört hätte, hätte niemand geahnt, daß er da war. Die Mutter verdoppelte ihre Geschäftigkeit und ihre Ueberwachungsthätigkeit; sie rannte vom Hühnerhof in den Obstgarten und machte dem Gärtner und seinen Amseln fortgesetzt das Leben sauer; und in ihrer scharfen Stimme, ihrem dröhnenden Schritt, dem wütenden Rasseln ihrer Schlüssel ertönte der Schrei ihres verwundeten Stolzes, ihrer beleidigten Mutterliebe.

„Nach allem, was ich für ihn gethan habe, zieht er mir dieses schlechte Weib vor! O —"

Es fehlten ihr die Worte, um ihrer Empörung Ausdruck zu geben, besonders wenn sie sich den Ausdruck des fieberverzerrten Mundes vergegenwärtigte, der ihr Beleidigung und Haß ins Gesicht spie! Und das war ihr Sohn, das war ihr Richard?

„Aber, Sie irren sich, liebe Cousine," wandte die gute Elise sanft ein, während sie ihr half, das Fallobst unter den Kunkelapfelbäumen längs der Allee aufzuheben, „Ihr Richard betet Sie an ... Was er sagte, hat er im Zorn gesagt, aber ich bin überzeugt, wenn Sie wollten —"

Die stolze Mutter richtete sich kerzengerade in die Höhe und ließ dabei die Aepfel zu ihren Füßen fallen:

„Niemals! ... Du kennst mich nicht; mich vor meinem Sohne demütigen — lieber sterben! Er muß mich um Verzeihung bitten!"

„Wer sagt Ihnen denn, daß er nicht die Absicht hat? Wenn Sie mir nur erlauben wollten, im Pavillon anzuklopfen, den Versuch zu machen, ihn zu sehen."

Die Mutter lächelte mitleidig.

„Du würdest nur Deine Zeit verlieren, arme Kleine, Du weißt nicht, was man ihm sagen müßte ... Du bist ein viel zu anständiges Mädchen!"

Im Grunde zürnte sie ihr. Elise begriff das sehr gut, und diesem großen Kummer gegenüber vergaß sie ihr eigenes Mißgeschick; sie fühlte, daß sie unnütz sei, lästig falle und sprach davon, daß sie wieder nach Lorient zurück wolle. Frau Fénigan wußte kein Wort zu finden, um sie zum Bleiben zu bewegen. Richard aber war von einem geradezu fürchterlichen Anfall von Eifersucht ergriffen und dachte nur an Rache und Tod. Zwei Offiziere, alte Schulkameraden aus dem Lyceum Louis-le-Grand, die in dem Fort von Villeneuve einkasernirt waren, hatten sich bereit erklärt, seine Zeugen zu sein, und er verbrachte seine Tage damit, sich im Schießen zu üben und auf den Briefträger zu warten, der ihm die Antwort auf seine Herausforderungen bringen sollte. Da erschien eines Morgens stotternd und bebend Magister Jean in seinem Zimmer. Es waren aber auch zu ungewöhnliche Dinge, die er da sah: die Pistole auf dem Tisch, die durchlöcherten und zerfetzten Zielscheiben, und ebenso ungewöhnlich war

das, was er zu sagen hatte, seine Mission, über die er sich folgendermaßen äußerte. Der General habe den dringenden Wunsch, seinen Sohn, der zu den Manövern abgereist, zu vertreten; da aber seine Beine so schwach seien, daß er nicht stehen könne, rechne er auf den Edelmut Fénigans und seiner Zeugen und hoffe, daß man ihm gewisse Bedingungen zugestehen werde.

„Er will sich zu Pferde schlagen?" fragte Richard mit schneidender Stimme.

„Nein, aber sitzend ... Wenn ich nicht irre, war es d'Elbée, den die Bonapartisten, da er verwundet war, in einem Lehnstuhl erschossen. In ähnlicher Weise wird man Ihnen ein Duell in Uzelles oder in Grosbourg vorschlagen; zwei Stühle auf fünfzehn oder zwanzig Schritte —"

Richard unterbrach ihn barsch:

„Das wäre etwas für Krankenwärter! Sagen Sie dem General, daß ich auf die Rückkehr seines Sohnes warten werde; ich ziehe das vor. Ich werde einen Monat, sechs Wochen, ich werde warten, so lange es sein muß ... aber ich will mich mit diesem jungen Bürschchen schlagen, und wenn er durch nichts dazu zu bringen ist, so werde ich ihm an irgend einer Straßenecke, an irgend einem Kreuzweg im Walde auflauern und ihn töten!"

Er wiederholte mehrmals die Worte: „Ich werde ihn töten ... ich werde ihn töten," die wie Hammerschläge auf den schwachen Kopf des Magisters Jean niedersausten. Der gute Hofmeister schwankte auch bedenklich, als er durch die kleine Pforte, die zwei Stufen hinunter, auf den Waldweg hinaus schritt, wo Richards Mutter seit einer kurzen Weile auf ihn wartete. Als der arme Mensch sie erblickte, rief er einfältig aus:

„Ah, gnädige Frau, wie lange ist es her ... wie froh bin ich —"

Sie aber unterbrach ihn sehr rasch und sagte auf den Pavillon deutend:

„Welchen Auftrag hatten Sie für ihn? Welches Leid wollen diese Leute von Grosbourg uns noch anthun?"

„Aber, gnädige Frau, er ist es ja doch, Herr Richard, nicht wir!"

Mit erstickter Stimme erzählte er darauf von den Briefen, die zum Entsetzen der Herzogin im Schlosse eingetroffen seien.

„Ich hatte es ihr vorausgesagt," sagte Frau Fénigan mit einem stolzen Lächeln. „Wehe Ihnen, wenn sich unsere Kinder begegnen!"

Ein Wort des Magisters Jean machte sie nachdenklich:

„Das Unglück ist blind, gnädige Frau, es kann Sie ebenso gut treffen, wie uns; ich bitte Sie dringend, suchen Sie doch lieber Ihren Sohn zu beruhigen, Sie haben einen so großen Einfluß ..."

„Leider nicht mehr den geringsten! Diese entsetzliche Frau hat mir, als sie davonging, die Liebe und das Vertrauen meines Kindes mit fortgenommen. Wollen Sie wohl glauben, daß seit drei Tagen —"

Sie schwieg, weil sie fürchtete, weinen zu müssen, was sie um keinen Preis wollte; Thränen machen schwach, und sie bedurfte ihrem empörten Kinde gegenüber ihres ganzen Mutes und ihres ganzen Stolzes.

Sie hatten im Gespräch den Waldpfad verlassen und befanden sich auf der großen Straße von Corbeil; sie ging ohne Hut unter ihrem Schirm daher, als ob sie in einer Allee ihres Obstgartens promenierte. Die Leute, die ihnen begegneten, alte Nachbarn, die alle im Sonntagsstaat waren, grüßten und drehten sich erstaunt noch einmal um.

„Was ist denn heute früh los?" fragte Magister Jean. „Als ich herkam, hörte ich die Glocke der kleinen Kirche, und dabei sind wir doch mitten in der Woche!"

„Wahrscheinlich irgend ein Jahrestag des alten Narren," sagte Frau Fénigan und zuckte mit den Achseln. Sie trug Mérivet noch das Gespräch vom letzten Diner nach, weil sie ihm Richards plötzliche Abneigung gegen Elise und gegen die Scheidung zuschrieb. Als Mérivet, aus seiner Kirche kommend, an ihnen vorüberging, erwiderte sie auch seinen feierlichen Gruß kaum so von oben hin. Der gute Alte war ganz schwarz gekleidet und hatte schwarze Handschuhe an. Diese tiefe Trauer galt seiner geliebten Frau, deren einundzwanzigsten Todestag er heute feierte.

„Die Vergebung aller Gemeinheiten, die Begnadigung aller Verbrechen, das predigt man da drin!" Sie wies mit ihrem Schirm auf die kleine weiße Kirche hin, die am Rande der Straße stand. „Und da möchte man mich hinein haben, ich soll in diese Gemeinde eintreten ... Da danke ich doch schönstens! Mag mein Sohn sie aufsuchen, wenn er Lust hat, die Kirche des guten Hahnreihs" — sie schleuderte das Wort gerade heraus — „ich werde nie in meinem Leben den Fuß hineinsetzen!"

„O, Frau Fénigan — Frau Fénigan," seufzte der Cellist und dachte dabei plötzlich an den todverkündenden Auftrag, den er übernommen hatte. „Was soll denn werden, wenn Sie gar nichts mehr über Ihren Sohn vermögen? Er will töten ... töten ..."

„Dann soll er doch mit seiner Frau anfangen! Dann wären wir sie doch auf eine gute Weise los!"

„Gnädige Frau ...!"

„Wie, auch Sie, auch Sie nehmen sie in Schutz? Was für einen Zaubertrank hat sie denn euch allen eingegeben, die große Sünderin? Ach ja! Bei Ihnen ist es die Musik, Ihre Duos; Ihnen geht es wie Richard, bum-bum-bum ... Und dann diese Schlaffheit, die für Sanftheit, für Schwäche gehalten

wird! Die Männer gefallen sich ja so sehr in der Rolle des Beschützers! ... O diese Bettelbirne, die mir meinen Sohn gestohlen hat — wenn sie nur da wäre, wenn ich sie nur in meinen Händen hätte ..."

„Sie würden Mitleid mit ihr haben, gnädige Frau, wenn sie hier wäre, denn Sie sind sehr gut, und sie ist sehr unglücklich," sagte Magister Jean und kniff hinter seinen Brillengläsern die Augen zusammen, als erwarte er, daß der Blitz, der in den Augen von Frau Fénigan aufflammte, jetzt einschlagen müsse. Aber nein! Die stolze Person brach das Gespräch mit einem kurzen Kopfnicken ab, drehte sich rasch um und trat allein den Rückweg nach Uzelles an.

Das Gitterthor der Kirche war offen geblieben. Welche plötzliche und widersprechende Regung, welche unbewußte Wendung aller ihrer Gefühle mochte wohl Frau Fénigan bewegen, die schmale Treppe zu überschreiten. Zweifellos die Worte, die der alte Mérivet dem armen verstörten Wesen zugerufen hatte: „Treten Sie herein, knieen Sie nieder, da ist das ganze Geheimnis des Glückes!" Er hatte das mit solcher Ueberzeugung gesagt. Und eben noch, als der alte Narr über den Weg schritt, las man in seinem Gesicht einen solchen Ausdruck von Wohlbehagen, von Erleichterung! Aus dem grellen Licht da draußen trat sie in den Dämmerschein und richtete ihre Augen herausfordernd auf die kalten Mauern, auf denen hier und da die farbigen Lichter eines Kirchenfensters spielten. Die Fenster waren alle geschlossen, nur das sehr große und breite Fenster im Hintergrunde über dem Altar stand offen und ließ ein großes Stück blauen Himmels sehen und ein paar Tauben, die just vorbeiflogen. O, der tiefblaue Himmel hatte eine magische Anziehungskraft! ... Fast ohne zu wollen, kniete sie nieder, und das demütige Gebet, das ihr empfohlen war, das „Vaterunser" der Kleinen, kam auf ihre Lippen, die alle anderen Formeln vergessen hatten. „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern!" Ein heißer Thränenstrom stürzte auf den harten Stein herab. Ihr ganzes stolzes Wesen löste sich in sanfter Hingebung auf; sie sah sich wie sie war, saß über sich selbst zu Gericht, lebte ihr ganzes Leben noch einmal durch.

Ja, Richard hatte recht. Der Stolz, ein gewisses Herrschbedürfnis leiteten und verdarben alle ihre Handlungen. Ja, ihr Mann und ihr Sohn, die sie doch liebte, hatten durch sie gelitten. Und vielleicht wäre Lydie, das Waisenkind, mit einer zärtlicheren Schwiegermutter in ihrer Ehe glücklich geworden. Dazu aber hätte Frau Fénigan viel Nachsicht und ein mitleidiges, vergebendes Herz haben müssen. Ueber all das gab sie sich jetzt Rechenschaft und auch darüber, was sie jetzt zu thun versuchen müsse. Es war etwas sehr Schweres, aber da der liebe Gott sie erleuchtet hatte, würde er ihr wohl auch noch weiter helfen. „Vater unser, der du bist im Himmel —"

Ein tiefer Seufzer, der nicht weit von ihr ausgestoßen wurde, zeigte ihr, daß sie nicht allein in der Kirche war. Ihre Augen hatten sich inzwischen an die Dunkelheit gewöhnt, und sie gewahrte einige Schritte von sich entfernt, vor einem Betstuhl hingekauert, eine arme Frau in schmutzigen, verwaschenen Kleidern, die auf ihre Kniee hingeworfen ihr Gebet verrichtete und neben sich ein Bündel und einen schwarzen, baumwollenen Regenschirm stehen hatte. Die Frau Fénigan von einst, die erst vorhin in die Kapelle eingetreten war, liebte die Bettler nicht; sie fand die Mildthätigkeit entwürdigend, und außer am Montag, ihrem traditionellen Almosentag, kam es ihr nicht in den Sinn, einen Sou oder ein Stück Brot zu verschenken. Das war einer der Artikel ihres höchsteigenen Gesetzbuches und ein steter Gegenstand des Streites mit ihrer Schwiegertochter, wenn sie beide im Landauer ausfuhren. Ach, wenn Lydie aus dem verlorenen Winkel, in dem sie jetzt das Elend ihres Fehltrittes verbarg, ihre unversöhnliche Schwiegermutter hätte sehen können, wie sie an die arme Frau herantrat und ganz sanft fragte: „Sie sind nicht hier aus der Gegend?" wie wäre sie erstaunt gewesen, und welch eine Hoffnung wäre ihr aufgegangen! ... Aber die Bettlerin antwortete nicht. Von Müdigkeit erschöpft, war sie auf ihren aufwärts gerichteten Absätzen sitzend oder vielmehr auf ihnen zusammengesunken im Gebet eingeschlafen. Weit entfernt, sich darüber zu entrüsten und die Frau, die sich vor Gott in einer so unziemlichen Stellung befand, barsch aufzuwecken, wie sie es früher zweifellos gethan hätte, fühlte Frau Fénigan sich von einem unendlichen Mitleid ergriffen; sie nahm aus ihrem Handtäschchen die mit dem Schlüsselbunde darin klappernde Geldbörse, und ohne sie zu öffnen, ohne auch nur nachzusehen, wie viel darin war, legte sie dieselbe auf das Bündel der armen Frau. Für den, der Richards Mutter kannte, war diese sehr ankerlose mildthätige Regung noch viel außerordentlicher als die geheimen und neuen Vorsätze, die sie von ihrer Einkehr in der kleinen Kirche mitnahm.

Als Napoleon Mérivet, der seit einigen Augenblicken in seinem kleinen Mohnfeld spazieren ging, sie heraustreten sah, stieß er einen Freudenruf aus:

„Sie, gnädige Frau, Sie waren es? ... Ich hörte wohl Stühle rücken, aber ... niemals hätte ich vermutet ..."

„Ja," sagte sie mit einem freudestrahlenden Lächeln. „Es ist ein wahres Wunder, aber Sie dürfen über dieses Wunder ja nicht erstaunen!" Und dann setzte sie, während sie ihren Schirm aufspannte

um sich gegen die brennende Mittagssonne zu schützen, lächelnd hinzu:

„Herr Mérivet, ich muß Sie um einen großen Dienst bitten ... Ich muß für einige Tage verreisen und bin sehr in Sorgen, Richard allein zu lassen, besonders unter den traurigen Verhältnissen —"

Der Alte lächelte unter seinen dichten, buschigen Augenbrauen etwas malitiös:

„Sie lassen ihn ja doch nicht allein ... Wo bleibt denn die Cousine?"

„Die Cousine geht nach der Bretagne zurück, und ich reise mit ihr!"

„In die Bretagne, Sie, zu welchem Zweck?"

„Das weiß ich noch nicht! ... Es ist eine Eingebung, die ich da drinnen empfangen habe."

Ohne weiter zu fragen, sagte ihr der Greis in einem gewissen Drang sich mitzuteilen:

„O, ich wußte es wohl, daß Sie eine tapfere und edle Frau sind, und daß es nur Ihr verwünschter Stolz war ..."

„Besonders aber, Herr Mérivet, muß ich um eins bitten: für meinen Sohn, wie für alle Welt begleite ich nur Elise, weiter nichts; Richard könnte sich sonst den tollsten Hoffnungen hingeben ... ich will zunächst selbst sehen."

„Ihr Sohn wird nichts erfahren und nichts hoffen, als was Sie wünschen, gnädige Frau. Während Ihrer Abwesenheit werde ich über ihn und über die Leute von Grosbourg wachen; und wenn ich mich nicht stark genug fühlen sollte, die großen Thorheiten zu verhindern, so habe ich ja meinen tapferen Ceres bei mir, der neben der Milde des heiligen Franziskus auch dessen Erzengel-Faust besitzt ... Ich stehe Ihnen für Ihr Kind."

„Ich danke Ihnen," sagte Frau Fénigan sehr bewegt. Sie wollte sich darauf entfernen, da sah sie, daß der alte Mann seine kleine Kirche schließen wollte, blieb wieder stehen und sagte:

„Warten Sie noch, es ist noch jemand drin, eine arme Frau, die, während sie betete, eingeschlummert ist."

Der kleine Napoleon hob sehr stolz den Kopf:

„Es ist die Kirche der großen Straße. Sobald die Thüre offen bleibt, tritt immer irgend ein Unglücklicher ein und bittet um eine Zufluchtsstätte. Wir wollen sie nicht wecken, ich werde später schließen ... War sonst noch jemand darin, außer der armen Frau?"

„Ja, jemand, den ich in einer Ecke gelassen habe, und den wir immer dort lassen wollen ... mein Stolz, mein verwünschter Stolz —" sagte Frau Fénigan. Sie lächelte dabei über das ganze Gesicht und sah in nichts der anmaßenden Person ähnlich, die vor einigen Minuten in die kleine Kirche eingetreten war.

(Fortsetzung folgt.)

Engel-Serenade.

Neapolitanisches Volkslied.

Steh auf und öffne die Pforte!
Oeffne die Pforte mir!
Dies sind eines Engels Worte,
Ein Engel will ein zu dir!
Ich habe den Himmel besessen.
Deiner Augen lachender Schein
Ließ mich den Himmel vergessen. —
Geliebteste, laß mich ein!

Das Paradies und sein Frieden
Oeffnet sich mir nicht mehr.
Auf meinen Schwingen, den müden,
Lastet der Nachttau schwer.
Der Himmel verstößt mich Armen,
Kein Sternlein spendet mir Schein.
Mach auf! O habe Erbarmen!
Geliebteste, laß mich ein!

Der Himmel schien mir voll Mängel,
Du fehltest in seinem Chor.
Ich armer verstoßener Engel — — —
Oeffne, öffne das Thor!
Gib mir aus der Liebe Bronnen
Die süße irdische Pein!
Ich geb dir des Himmels Wonnen.
Geliebteste, laß mich ein!

Wassili Tjorkin.

Von

P. Boborykin.

(Fortsetzung.)

Kladjenjez hatte sich in den letzten zehn Jahren vergrößert; der alte Kern mit den Marktreihen war trotzdem unverändert geblieben. Der alte Dorfteil stand auf zwei hohen Abhängen, zwischen denen sich, von rechts nach links, eine tiefe Schlucht zog. In dieser Schlucht wand sich die holzgepflasterte Straße nach der Landungsstelle hinunter, wo sie eine halbe Werst von der Ufernieđerung entfernt endigte, da wo die Dampfer anlegten.

Ehemals, im zwölften Jahrhundert, befand sich dort ein Fürstensitz. Ein festes Schloß mit Erdwällen und tiefen Gräben stand an dem Ende des entfernteren Absturzes, welcher schon damals wie ein Kamm bis zum Fluß hinunterführte. Die Wälle waren an der Wolgaseite erhalten; über sie geht der Weg bald auf- bald abwärts. Die Waldböschungen sind mit Strauchwerk bestanden. Nicht wenig alte Fichten haben sich noch bis heute erhalten. Dort hatte Tjorkin mit den Kindern herumgetobt, „Kosaken" gespielt und die Bäume erklettert. Eine von diesen stand im Gemüsegarten und wurde als Heiligtum betrachtet, von den Rechtgläubigen noch mehr als von den Raskolniks. Auf ihr war ein Heiligenbild erschienen, nachdem der Blitz in den Stamm geschlagen hatte, und jedesmal, wenn sich das Bild wieder zeigte, brannte es an der Stelle.

Hier war die Grenze des Dorfes. Das Kloster steht gleichfalls hoch, aber weiter ab an einer offenen Stelle hinter den Viehweiden. An den Abhängen in der Nähe der Landungsstellen kleben elende Hütten. Oben, in den neuen Straßen, befanden sich die Wohnstätten der „Reichen" unter den Kaufleuten, Kornhändlern und Schiffsherren. Unter diesen gab es herrschaftliche Holzhäuser in zwei oder drei Stockwerken, mit Balkonen und sogar Belvederen.

Die Bazarstraße war ganz voll von Magazinen und Läden, mit Verdecken und Galerien. Sie waren eng an einander gebaut, so eng, daß im Fall einer Feuersbrunst das ganze in drei oder vier Stunden aufgezehrt sein mußte. Kladjenjez hatte mehr wie einmal gebrannt. Auch diese Budenreihe stand erst dreißig Jahre seit jenem Brande, der das halbe Dorf vernichtet hatte. Damals schon tobte um die Handelsstellen der heiße Kampf, in welchem der selige Iwan Prokopitsch Tjorkin so leidenschaftlich für das Gemeindewohl eingetreten war, daß er sich die Todfeindschaft der reichen Leute zugezogen hatte.

In den Reihen war es ganz still. Sämtliche Buden waren nur an Markttagen, Montags und Freitags, geöffnet, während Tjorkin in der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch angekommen war. Einige Ladenbesitzer vom Obst- und Landesproduktengeschäft hatten allerdings hier und da ihre Verkaufsstellen geöffnet. Gedränge gab es indes nirgends, und eine Stille herrschte, die wesentlich von dem Lärm an den Geschäftstagen abstach. Kladjenjez hatte schon seit geraumer Zeit für die hinterwolgischen Kreise seinen Aufkauf von Korn, eingeschlachtetem Rindfleisch, Häuten, Honig, Holzgerät, fertigen Schlitten, Radreifen und Matten; das Dorf wimmelt von Aufkäufern, sowohl im Großen wie im Kleinen, und fast alle von den angesessenen Bauern, wenn sie sich auch Kaufleute oder Gutsbesitzer nennen, sind solche.

Um in jene „Sackgasse" zu gelangen, in welcher der Hof von Iwan Prokopitsch stand, mußte Tjorkin vor dem Gasthaus, das ihn nicht eingelassen hatte, rechts nach oben abbiegen; doch hielt ihn eine an Furcht grenzende Scheu davor zurück, er möchte die Feuerstätte in vollem Verfalle finden, was seine Gewissensbisse über seine gänzliche Loslösung vom Heimatsort noch verschärft hätte.

Er schritt auf den Wall los, indem er den Handelsteil von Kladjenjez hinter sich ließ; dort lag rechts — aber viel tiefer — das Kloster und die neue Kathedrale.

Der Wallweg hatte sich nicht verändert ... Die Fichten standen an ihren alten Stellen, wenn sich

auch die Gipfel gelichtet hatten. Der frische, klare Morgen umhauchte ihn mit kaum bemerkbarem Luftzug. Der Sommer hatte sich noch erhalten, wenn es auch draußen schon Anfang September war. Er kam auch an den Wendepunkt, wo sich hinter einem geflochtenen Zaun die Fichte erhob, an der das Muttergottesbild erschienen war. Es fiel ihm ein, daß an dieser Fichte in reichlicher Manneshöhe, an der Stelle, wo der Blitz eingeschlagen hatte, zwei Kupfertafeln angebracht sein mußten. Der Stamm war dunkel geworden. Beide Tafeln befanden sich dort. Tjorkin stand nach der Richtung des weiterhin gelegenen, auch für heilig gehaltenen Sumpfes. Von diesem ging die Sage, daß hier ein ganzes Kloster unter dem Wasser verschwunden sei ... Der ehemalige See war längst zu einem morastigen, stellenweise mit dürftigem Schilfrohr bestandenen Tümpel zusammengetrocknet.

Ueber die ganze Kladjenjezer Vergangenheit wußte er von seinem Vater her Bescheid. Iwan Prokopitsch war schriftkundig, las die örtliche Chronik, kannte die Klostergeschichte, trotzdem er die Popen und Schwarzen nicht liebte, und selten zum Abendmahl ging.

An der Grenze des Walles, an der höchsten Biegung — mit einem prachtvollen Blick auf das niedrige Wolga-Uferland — setzte sich Tjorkin ins Gras und ergötzte sich an der Fernsicht. Seine Gedanken schweiften in die alten Zeiten dieser damals noch wilden und ungangbaren Landstriche zurück. Der Vater hatte ihm von dieser Vergangenheit mehr als einmal erzählt. Es kam wohl vor, daß, wenn Wassja mit seinen Büchern zur Ferienzeit nach Hause kam, Iwan Prokopitsch den Schüler der russischen Geschichte vornimmt und ihm nach einer kleinen Prüfung sagt:

„Aber von unserem Kladjenjez wißt ihr so gut wie nichts. In welchem Jahre ist es gegründet und von welchem Fürsten?"

Davon hatte Wassja nichts in seinem Unterricht gelernt. Vom Vater wußte er, wie einer der Kijewschen Fürsten aus Ruriks Geschlecht in einen Teilungsstreit mit seinem leiblichen Onkel geraten war, dessen Sitz eingenommen, Kloster und Kirchen verbrannt und die Gründung einer Stadt verhindert hatte. Der Onkel zog in nördlicher Richtung aus, um im fernen Land Freiheit und Fürstentum zu suchen, wo auch Rurikssöhne herrschten. Und er schaute von hier hinunter auf den dichten kirgisischen Wald, den wilde heidnische Schwärme von Mordwinen und Tschermissen durchzogen, die in schmutzstarrenden Höhlen und Erdhütten ihr Haupt niederlegten. Dem Fürsten kam es ein, sich gerade an jenem Fleck festzunisten, wo jetzt Kladjenjez steht und blüht. Er gründete den Ort, und seit jener Zeit — länger als sieben Jahrhunderte — besteht die Erdbefestigung. Er siedelte in Kladjenjez seine Gefolgschaft an, kriegerische Gesellen, Mordwinen, Tschermissen, wolgische und kamische Bulgaren, Kriegsgefangene aus Nachbarländern. Sein erster Gedanke war die Gründung eines Klosters. Damals schon zeigte sich das Heiligenbild an jener Fichte. Der Fürst befahl, es abzunehmen, aber eine unsichtbare Kraft hielt das Bildnis unabreißbar an dem Fichtenstamme fest. Man weihte das Kloster auf den Namen der Gottesmutter Odigitri, worauf das Bild nachgab und sich als Altarschmuck versetzen ließ. Das Ordenshaus breitete die Christenlehre aus zur Freude ihrer Fürsten, die manches Jahrhundert auf ihren Gütern saßen und gediehen — bis Moskau seine räuberischen Tatzen auch nach diesen Gegenden ausstreckte, worauf der fürstliche Herrschersitz erst in eine Woiwodschaft, dann in eine Kaufmannstadt und schließlich zu einem einfachen Marktflecken herabsank. Nur die Gebeine der Fürsten und Fürstinnen ruhen noch im Kloster unter dem Schutz der Odigitri.

„Fürstlicher Glanz und kirchliche Würde," dachte Tjorkin, als er auf dem Wallrande saß, „das ist, was alles zusammenhält. Darum herum sammelte sich das Volk an, ackerte den Boden, wagte den großen Handel. So war es überall. Selbst an dem vom Kershenezer Lande ausgegangenen Raskol ist Kladjenjez nicht zu Grunde gegangen, sondern steht auf demselben Flecke und dehnt sich aus."

Es war ihm süß, auf die alten Zeiten seines Heimatsdorfes zurückzublicken. Wem, wenn nicht ihm, war er in allem verpflichtet? Selbst nach dem Bauerngericht. Ohne dasselbe würde er nicht in das Haus von Iwan Prokopitsch aufgenommen und in die Welt gestellt sein. Alles verdankte er der Scholle, alles! — und zu ihr mußte er zurückkehren, wenn er nicht in der „Irre" wandeln sollte.

XXXI.

Der Klosterhof war ganz menschenleer, als Tjorkin dorthin gelangte. Rechts erhob sich ein zweistöckiger, mit Stuck verzierter Block, die Anfahrt war nahe an dem Einlaßthor, ohne Bedachung und nach beiden Seiten frei. Eine breite und niedrige Holztreppe führte gleich in den zweiten Stock.

Tjorkin sah sich um. Links stand eine kleine Kirche nach alter Bauart mit besonderem Glockenturm. Weiter erhob sich das massivere, neue Gotteshaus, hellrötlich mit fünf Kuppeln, dann folgten die Zellen und Diensthäuser. Alles sah recht reinlich und wirtschaftlich aus.

Aus einem Zellenfenster steckte ein altes Gesicht seinen Flachsbart heraus.

„Wie kommt man hier zum Vater-Prior?" fragte Tjorkin.

Der Mönch verstand nicht gleich, weil er schwerhörig schien.

Die Frage mußte wiederholt werden.

„Gehen Sie nur die Treppe gerade aus, dann links ... die erste Thür links. Dort wartet ein Klosterdiener."

Auf dem obern Vorplatz bemerkte Tjorkin die mit Wachstuch ausgeschlagene Thüre links, die schwer aufging und zunächst in einen Durchgangsraum führte, wo ihm vor allem ein am Ofen stehender, mit Semmeln gefüllter Korb in die Augen fiel.

Hinter einem Verschlage mit offener Thür sah er ein Lager mit verrumpeltem Bettzeug. Von dort erschien ein etwa dreizehnjähriger Knabe mit ganz weißem, dichtem Haarwust, vollbackig und sommersprossig in Klosterdienertracht.

„Der Vater-Prior?" fragte Tjorkin.

Der Knabe klappte mit den weißen Augenlidern, errötete und murmelte etwas, indem er mit dem Kopf nach der Thür wies.

Tjorkin hatte einen Brief von einem Landsmann an den Abt, Vater Theognost. Diesen holte er hervor, legte seine Karte bei und übergab beides dem Knaben.

„Trage dies zum Vater-Prior."

Die Gedanken an das alte Kladjenjez hatten ihm besonders wohl gethan. Er erwartete hier einen Greis zu finden, der in Beschaulichkeit, fern von solchen Eitelkeiten und Narrheiten lebte, wie er sie eben erst in Troiza geschaut hatte.

Der Knabe öffnete furchtsam ein wenig die Thür, aus der ein lautes Gespräch hörbar wurde: Zwei gesunde und helle, männliche Stimmen und eine weibliche — die klangvolle eines jungen Frauenzimmers.

Das erregte denn doch sein Bedenken: so früh am Morgen und ein Frauenzimmer — in der Zelle des Priors in ziemlich eifriger Unterhaltung.

„Bitte sehr!" brummelte der Knabe und öffnete die Thür weiter.

Das erste Zimmer, mit einem Fenster diente dem Abt als Kabinet. Links vom Fenster stand ein Schreibtisch aus Mahagoni, mit Papieren und Büchern, daneben ein Sessel und weiter ab ein mit Leder überzogenes kleines Sofa. Außer einigen Bildern deutete nichts auf eine Klosterzelle.

Beim Eintritt in das geräumige und sehr heitere Empfangszimmer, das wie ein solches ausgestattet war, kam ihm der Prior entgegen — groß, hager, ein durchaus nicht alt aussehender, nur ein wenig ergrauter Blondin in einem Priesteruntergewand von Sommerstoff, ganz vom Aussehen eines Weltgeistlichen in einer Gouvernementsstadt.

Er hielt den entsiegelten Brief und die Karte in der Hand.

„Sehr erfreut — Wassili Iwanytsch?" sagte er in fragendem Ton, indem er die Hand in einer Weise ausstreckte, daß ein Handkuß — den er sicher nicht erwartete — schlecht anzubringen gewesen wäre, worauf ihm Tjorkin nur die Hand drückte.

„Ist es gefällig, hierher? Sie nehmen wohl eine Tasse Thee?"

Auf einem ungeheuren Roßhaarsofa saß ein Frauenzimmer von etwa dreißig Jahren, nicht hübsch, fett, in eine lose rote Bluse gekleidet, in Unterhaltung mit einem rothaarigen Mönch, ebenfalls im Priestergewand mit einer gewaltigen Priestermütze von fuchsig gestreiftem Roßhaarstoff.

„Ich bitte um die Gnade ... Erlauben Sie vorzustellen. Der Vater-Zahlmeister unseres Klosters. Hier — meine Nichte, die Gattin des Hochwürden im Dorfe Swerbjejew."

Die Popenfrau streckte zuerst ihre riesige Pfote — über den Tisch mit dem Samowar hinüber — aus.

„Sehr angenehm," sagte sie ungenirt und fiel zugleich auf den Diwan zurück.

Der Zahlmeister schüttelte Tjorkin kräftig die Hand und sah ihn dabei fröhlich an.

„Sie beliebten am heutigen Tage mit dem Dampfer anzukommen?" fragte er in fettem, angenehmem Bariton.

„Nein, gestern abend spät," antwortete Tjorkin, indem er in den örtlichen Dialekt verfiel.

„Bitte hier, nehmen Sie Platz!" nötigte ihn der Prior. „Thee? Pelagia Iwanowna ... Bieten Sie dem Herrn an."

„Mit größtem Vergnügen," fiel die Popenfrau ein und fragte Tjorkin, wie er ihn wünsche: „stärker oder schwächer."

„Sie beliebten auf dem eigenen Dampfer anzukommen?" fragte der Prior leutselig, indem er sich neben den Gast auf den Rand des Sofas setzte; er nahm ein Schüsselchen in die Hand und erklärte dann den übrigen: „Wassili Iwanytsch ist Besitzer des Dampfers Batrak von derselben Gesellschaft — wissen Sie, Vater-Zahlmeister — von der wir im vorigen Jahr den Dampfer Birjutsch zur Fahrt nach der Messe benutzt haben."

„So also! Da war der Kapitän — ein sehr gemütlicher Mann, wenn er auch in den nördlichen Sümpfen gelebt hat."

Der Zahlmeister zwinkerte mit den Augen und lachte.

Der Landsmann, der Bekannte von Tjorkin, hatte ihn verraten, indem er ihn in seinem Brief als Dampfschiffbesitzer bezeichnet hatte. Tjorkin hatte sich durchaus nicht als solcher vorstellen wollen und war in ganz anderer Absicht zum Abt gegangen. Er sehnte sich sehr nach einer andern Unterredung, in der er Auge in Auge auslassen konnte, was ihn in seinen Heimatsort geführt hatte. Und so war er

unversehens in die allergewöhnlichste Unterhaltung hineingeraten. Er wurde schon bemerkbar rot.

„Unser Bekannter," fuhr der Prior noch gewandter fort, „ladet mich zu einem Geschäft ein, das unser Kloster betrifft." Dabei wandte er den Kopf nach der Seite des Zahlmeisters. „Er hofft alles von unserer Fürsprache bei der Gouvernementsregierung in der Subsidienfrage für die Schule." Der Zahlmeister krächzte. „Ihre Bekanntschaft war mir doppelt schmeichelhaft!" sagte er, wieder zum Gast gewendet, und indem er auf diesen wies, sagte er zum Zahlmeister gedreht:

„Es wird Ihnen daran liegen, unser Kloster zu sehen."

Der Prior drückte sich sehr leicht aus. Bewegung und Ton seiner Redeweise bewiesen einen durchaus weltgewohnten Mann, nicht ohne gelehrte Bildung.

„Wo haben Sie beliebt abzusteigen und auf wie lange?" fragte der Zahlmeister, indem er Thee trank und dann seine Tasse mit der umgekehrten Untertasse zudeckte.

Tjorkin erzählte, wie er gestern ein Unterkommen gesucht hatte.

„Warum sind Sie nicht gleich bei mir vorgefahren, Wassili Iwanytsch? Unser Bekannter hat mir in seinem Briefe besonders ausgesprochen, ich möchte Ihnen Gastfreundschaft erweisen."

„Es war schon spät, Vater-Prior, ich wollte Sie nicht stören."

„Wie viel Tage gedenken Sie bei uns zu bleiben?" fragte der Zahlmeister.

„Wie es kommt ... So zwei — drei."

„In Geschäften?"

Auf diese Frage antwortete Tjorkin nicht sofort. Er wollte nicht gerade heraus erklären, daß er ein Hiesiger, Kladjenjezer, das Findelkind des Iwan Prokopitsch Tjorkin wäre. Es kam ihm so vor, als ob ihn der Vorsteher in einer Weise angesehen habe, als wenn ihm seine Familie, vielleicht auch seine Vergangenheit, einschließlich der Geschichte seines Vaters bekannt sei.

Im Kloster, zur Messe, war er seit seiner Kindheit an nicht gewesen; ob man ihn hingebracht — wußte er nicht mehr. Als Gymnasiast hatte man ihn dort sicher nicht gesehen, dann waren zehn Jahre verflossen, Kladjenjez hatte ganz für ihn zu existiren aufgehört. Er hatte nicht gehört, wie lange der Vorsteher schon im hiesigen Kloster waltete und ob er Iwan Prokopitsch persönlich kennen konnte.

„Geschäfte habe ich in Kladjenjez nicht," begann er leise, indem er auf beide Mönche sah. „Es ist mein Geburtsort, den ich aus verschiedenen Gründen aus dem Gesicht verloren hatte."

„So habe ich mich also nicht getäuscht!" sagte er Abt erregt. „Ihr Familienname war mir gleich bekannt ... Hier der Vater-Zahlmeister ist neu hier, ich lebe aber schon fünfzehn Jahre hier im Kloster. Früher traten die hiesigen Vorkommnisse häufiger an mich heran. Ich habe seither auch immer noch Beziehungen zu der Ortsverwaltung und den bäuerlichen Häuptern ... Sie werden also von Tjorkin ... ja, wie hieß er doch ... Iwan Prokopitsch etwa ... wenn ich nicht irre?"

„Ich bin sein Pflegesohn," sagte Tjorkin, und sah wieder beide Mönche an.

„Es ist immerhin bedauerlich" — und der Prior hatte den Kopf wieder zum Zahlmeister gerichtet — „mit der Heimat in keiner Verbindung zu stehen, mag man auch mit Gottes Hilfe unter ehrlichem Erwerb für das Wohl des Landes wirken!"

„Ueber die Odyssee von Iwan Prokopitsch ist manches bekannt ..."

„Du weißt beim Himmel, daß man mich auf Befehl ausgepeitscht hat," dachte Tjorkin, schämte sich aber sogleich seiner Erregung und sagte ruhig und weich:

„Er hat ein fleckenloses Dasein durchlebt."

Der Zahlmeister stand auf, bedankte sich bei der Popenfrau für den Thee und sagte, den Kopf zum Vorsteher geneigt:

„Sind Sie nicht später zu treffen?"

„Bleiben Sie bei Pelagia Iwanowna, ich will mich noch ein wenig mit unserem werten Gast unterhalten ... Wassili Iwanytsch! ... Sie geruhen wohl, dort mit mir vorlieb zu nehmen. Pelagia Iwanowna, schicken Sie unserem Gast durch Mitjunka Thee in das Kabinet."

Der Prior nahm Tjorkin unter dem Arm und führte ihn in das erste Zimmer. Von der Schwelle aus rief er dem Knaben zu:

„Bringe ein Glas Thee hierher! Verstanden!"

XXXII.

„Wollen Sie nicht rauchen?" bot der Prior an, sobald sie am Tisch einander gegenüber Platz genommen hatten. „Wo bleibt der Thee?" rief er durch die Thür.

Der Knabe machte bei dem Anbieten des Thees auf dem Theebrett eine so ungeschickte Bewegung, daß das Glas umstürzte und Tjorkins Hand bespritzte.

„Ach, solch ein Tölpel!" herrschte der Abt den Jungen an.

Dieser wurde bis über die Ohren rot und seine Augen füllten sich mit Thränen.

„Hat durchaus nichts zu sagen!" beruhigte Tjorkin.

„Wahrlich, Tölpel! Schnell ein anderes Glas! Bitte sehr zu rauchen, Wassili Iwanytsch ... Wir sind hier keine Raskolniks," fügte er laut lachend hinzu. „Herzlich erfreut," fuhr er, sich dem Gaste

über den Tisch zuneigend, fort, „daß Sie daran gedacht haben, Ihr heimisches Palästina zu besuchen ... Sagen Sie gütigst, Ihr Vater ... damals ... hat durch Nachstellungen seiner Feinde gelitten? ... Nun schütte nicht noch einmal um!“ schrie er den Knaben an, der zitternd den Thee anbot. „Und geh ab! ... Ich habe von diesen Dingen ziemlich viel durch einen Freund Ihres Vaters erfahren. Wissen Sie wohl? Mochow Nikander Sawwitsch ...“

„Ich besinne mich; schwarz, klein ...

„Jetzt ist er tüchtig dick geworden. In unserm Kladjenjez war er sozusagen der erste, der sich um die Gemeindeangelegenheiten und Verwaltungsgeschäfte bemüht hat. Er ist auch einer der Kuratoren unserer Brüderschaft.“

„Brüderschaft?“ unterbrach Tjorkin.

„Ja, sind Ihnen nicht die Verhältnisse unseres Klosters bekannt, Wassili Iwanytsch?“

„Leider nein.“

„So viel in meinen schwachen Kräften steht, werde ich es zum erwünschten Ende führen. Ich möchte aber mehr. Unser Kloster ist überzählig und entbehrt des staatlichen Zuschusses.“

„Wovon bestehen Sie denn, Herr Abt?“

„Es sind einige Güter vorhanden. Ein Stück Wiese und Acker, eine Mühle mit mehreren Gängen. Durch meine Bemühungen ist eine wesentlich bessere Lage herbeigeführt. Wir haben ein Absteigehaus im Gouvernement, eine Kapelle auf der Messe ... Ich erstrebe auch eine solche in einer unserer Residenzen an, beim Bahnhof zum Beispiel, wo das größte Menschengetriebe ist.“

Die Augen des Priors schweiften umher ... „Du bist ein schlauer Bauer!“ dachte Tjorkin bei sich. „Du wirst noch mit der Zeit den ganzen Kladjenjezer Handel an Dich reißen wollen.“

„Urteilen Sie selbst, Wassili Iwanytsch, wie wir nur unsere verschiedenen Unternehmungen erhalten und die Brüderschaft ernähren sollen? ... Wir haben in unserm Kloster allein an fünfzig Mann Brüder und Diener. Außerdem gibt es die Schule für externe und interne Knaben, ein Krankenhaus mit Apotheke ... Erst im vergangenen Jahre hat das Kreisamt sein Hospital eröffnet. Auch eine kostenfreie Bibliothek ist für die Brüderschaft vorhanden — ferner hat man unter dem Dach unseres Klosters eine zweiklassige Mädchenschule eröffnet.“

„Gibt es denn in Kladjenjez nicht lange staatliche oder Gemeindeschulen?“ fragte Tjorkin, wobei ihm auf die Seele fiel, daß er das nicht von selber wußte.

„Ja ... Sowohl eine zweiklassige Musterschule, wie auch zwei Schulen in den Vororten; das ist aber auch alles noch in letzter Zeit eingerichtet, doch früher lehrten raskolnische Nonnen und schriftsunkundige Soldaten den Psalter. Jetzt sind wieder bei der Brüderschaft Unterhaltungen betreffs des Streites mit den Raskolniks im Gange, auch lehrreiche Vorlesungen weltlichen Charakters.“

Der Prior strich sein langes Haar hinter das Ohr und errötete ein wenig. Es war ersichtlich, daß er auf sein Lieblingsthema verfallen war.

„Unser Kloster sollte kein überzähliges bleiben, sondern der heiligen Synode direkt untergestellt werden, da es eins der allerältesten ist ... Sie belieben sich für unsere Vergangenheit zu interessiren?“

„Ich habe etwas vom Vater gehört. Gelesen habe ich wenig ...“

„Also, ohne das Kloster in Kladjenjez hätte es auch keins in Nishni gegeben. Der Ahnherr Alexander Njewskis, der heilige Simon, hat noch später, nachdem er den Fürstensitz auf den Djatkower Bergen befestigte, eine Stadt gegründet, die zum Unterschied an die obere oder große Neustadt die niedere genannt wurde ... Und wie viel Mönche unserer Niederlassungen und heiligen Stätten haben sich um die Bekehrung der Heiden bemüht! Hier herum wohnten überall Mordwinen und Tschermissen, und weiterhin an der Wolga und Kama die Uferbulgaren, die vornehmsten Feinde der damaligen Russen.“

„Das habe ich vom Vater gehört.“

„Und nun sehen Sie, dieser Wandel des Geschicks. Bulgaren führten rechtgläubige Fürsten ohne Gnade in Gefangenschaft, und jetzt ist nach siebenhundert Jahren für dieselben Bulgaren so viel russisches Blut geflossen ... Kladjenjez ist zur Hälfte von Kriegsgefangenen erbaut ... Der ganze obere Vorort, der alterälteste an der Wallseite, wo die eigentliche Stadt stand, heißt heute noch beim Volk — die Polonna. Wonach heißt sie sonst so? Und bei den Einwohnern von Kladjenjez herrschen auch zwei verschiedene Typen vor. Die einen sind blond wie Sie, die anderen dunkel, mit schwarzen, glatten Haaren. Letztere sind die Tschermissen und Bulgaren von Wolga und Kama.“

Wiederum gewann Tjorkin beim Anhören dieser gelehrten Rede des Priors Anteil an den Geschicken seines Heimatsortes.

„Was für Heimsuchungen hat der Herr nun über Kladjenjez geschickt ... Das Tatarenungewitter brauste über diese Lande nach der Zerstörung von Wladimir und Kljasma ... Auch über Kladjenjez brach das Verderben herein. Aber der Fürst war einer der wenigen, der den Mut nicht verlor, sondern dem Feind entgegenzog und in den Reihen seiner Krieger unterging. Es ist schwer festzustellen, wann das eigentlich war, so etwa vor fünfhundert Jahren ... Auch der Chan Berka hat dann beinahe unsere Stadt zerstört und der tatarische Zarenprinz Draschna sie mit Feuer und Schwert bedroht.“

„Und das alles hat Ihr Kloster überstanden?"

„Wie Sie sehen, stehen wir noch an demselben Fleck, an den uns der rechtgläubige Gottesmann der russischen Erde, Fürst Alexander Jaroslawitsch Njewski, nach dem Winke des heiligen Muttergottesbildes hingestellt hat ... Und nach dem Tatarenjoch und nach Erledigung des Fürstensitzes von Kladjenjez ist unser Kloster unter dem Schutz des Höchsten stehen geblieben und gedeiht... Was ist aus den Tataren geworden?"

„Sie verkaufen Schlafröcke!"

„So ist's!" lachte der Prior laut. „Nachdem sie lange Zeit über uns geherrscht haben, ist über sie auch die Abrechnung gekommen. Sie wollen sich des Ausdrucks entsinnen, der bei den alten Webern ‚Baskatschicha' hieß. Dieser erinnert daran, daß damals die Baskaken, die Steuereintreiber der Chane, ihr räuberisches Wesen trieben."

Der Prior hielt inne und fragte:

„Wenn es Ihnen wünschenswert ist, sich mit unseren Ansiedlungsarbeiten bekannt zu machen, werde ich mit dem größten Vergnügen ... Ich habe sogar etwas druckfertig darüber für die Gouvernementsverwaltung. Wenn es Ihnen recht ist, werde ich den Vater-Oekonom rufen lassen, da der Vater-Zahlmeister dabei wenig nützlich sein würde."

„Bemühen Sie sich nicht," wandte Tjorkin ein, „ich komme wieder zu Ihnen ... morgen früh."

„So wollen Sie wohl erst ... die Grabstätte Ihrer Eltern begrüßen ... eine Seelenmesse ansetzen?"

„Sie liegen nicht hier," erwiderte Tjorkin, „der Vater hat sich nach seiner Verschickung anderwärts angesiedelt."

„Und das Haus hat er verlassen. Ist es verkauft?"

„Ja, es gehörte ihm eigentümlich, wenn auch unter gräflicher Oberhoheit."

„Und wer hat es jetzt?"

„Das weiß ich, offen gestanden, nicht."

„Dann müssen Sie vor allen Dingen zu Mochow Nikander Sawwitsch. Sie belieben wohl nicht zu wissen, wo dessen Haus ist?"

„Nein, ich weiß es nicht. Mein Kutscher wird mich aber wohl zu ihm hin bringen ... Nikolai heißt er."

„Er wird Sie hin bringen. Doch für jeden Fall wird Ihnen der Vater-Oekonom Bescheid sagen. Ich werde sogleich nach ihm schicken. Er hat Zeit. Zu Mochow — das ist das nächste. Er wird Sie bei sich aufnehmen, wenn Sie von meiner Zelle keinen Gebrauch machen wollen ... Er wird Sie auch in die Schule und in das Krankenhaus führen."

„Mit dem raskolnischen Gebethaus haben Sie natürlich keine Beziehungen?"

„Es sucht uns den Rang abzulaufen, nicht umgekehrt. Indessen mit einem ihrer Würdenträger — von dem Sie gewiß auf der Messe gehört haben — mit dem reichen Kaschedajew bin ich zusammen getroffen und in Unterhaltung gewesen ... Er hat ein Armenhaus beim Bethause gestiftet. Wenn Sie sich dafür interessiren, wird Sie der Vater-Oekonom mit einem Millionär von den Altgläubigen bekannt machen, vorausgesetzt, daß dieser nicht etwa zur Versammlung die Wolga hinauf gefahren ist. Ehe Sie zum Schultheißenamt fahren, wird er Ihnen jedenfalls eine Empfehlung an einen der Herren geben. Wir stehen jetzt mit der Gemeinde auf gutem Fuß," fügte der Abt mit feinem Lächeln hinzu.

„Und die Zwiste in der Bauerngemeinde gehen wie früher ihren Gang?" fragte Tjorkin, indem er sich vom Stuhl erhob.

„Die alte Zwietracht; die einen, mit Nikander Sawwitsch an der Spitze, streben jetzt städtische Gerechtsame an. Er wird Ihnen alles genau erzählen."

„Und die Spar- und Leihbank ist verkracht?"

„Schon lange, lange. Es ist nur eine wilde Unruhe und große Verwirrung zurückgeblieben. Ein braver, junger Mann hat sich dabei ins Unglück gerannt."

„Arschaulow, der Sohn des Postmeisters?"

„Ganz recht! Eine Reihe von Jahren" — der Abt senkte wieder die Stimme — „hat er im Gefängnis gesessen und in der Verbannung zugebracht; jetzt lebt er unter Aufsicht in den dürftigsten Verhältnissen."

„Wo?"

„Hier! Die alte Mutter muß in Kladjenjez eine unbedeutende Pension beziehen. Sie hat die Regierung gebeten, ihn an ihren Wohnort überzuführen, wissen Sie. Nun heißt es zu essen und zu trinken schaffen, und dabei soll er, wie ich höre, schwindsüchtig sein. Mit welcher Arbeit kann er sich nun hier im Dorf beschäftigen, zumal er kaum noch am Leben ist?"

Tjorkins Augen glänzten trübe.

„Wo kann ich mich wohl nach ihm erkundigen, Vater-Vorsteher? Sein Schicksal ist wahrhaft schrecklich."

„Wo?" sagte der Prior. „Auf dem Schultheißenamt hat ihn einer der Herren unter Aufsicht. Unser Schultheiß ist nicht hastig und ziemlich umständlich. Sein Name ist Withanski Martiri Pawlowitsch."

„Ist er vom geistlichen Stande?"

„Gewiß!" bestätigte der Abt, „das werden Sie bei der Unterhaltung merken. Er ist hier aus dem transwolgischen Palästina. Ich werde es sogleich anordnen, Wassili Iwanytsch."

Er begab sich an die Thür zum Gastzimmer und rief:

„Vater-Zahlmeister! Verzeihen Sie noch ein wenig!"

Dann schickte er den Diener zum Oekonom.

„Dort ist auch Ihr Kutscher!" Er wies aus

dem Fenster, durch das Tjorkin draußen Nikolai mit seinem Gefährt ankommen sah.

XXXIII.

„Und wo ist Dein Hof, Nikolai?"

Der Kutscher hatte den Fahrgast um Erlaubnis gebeten, nach Hause fahren zu dürfen, um das Pferd zu tränken. Sie waren schon an verschiedenen Stellen gewesen und hatten den Vater-Oekonom nach dem Kloster zurückgebracht.

„Dort gerade an der Ecke, Wohlthäter, der Weg hört da auf!" antwortete Nikolai, mit der Peitsche zeigend.

„Gut, das wird uns nichts ausmachen."

Sie waren mit dem Vater-Oekonom, einem stillen Greise von einfacher Herkunft, zuerst nach der Musterschule und dem Kreishospital, dann nach der Wohnung des Schultheißen gefahren. Dieser war nicht zu Hause, da er im Dorfe etwas zu schlichten hatte, wurde aber zum Essen zurück erwartet. Darauf waren sie zu Mochow gefahren. Dieser hatte sich an die Landungsstelle begeben. Der Oekonom hatte dann vorgeschlagen, den Missionär aufzusuchen, wenn es etwa erwünscht wäre, über den Raskol eine Unterredung zu führen; das wollte Tjorkin indes auf ein andermal aufschieben. Er hatte Lust, allein zu sein, und für den Mönch war es Zeit für das Refektorium geworden. Vom Kloster waren sie an die Quergasse gelangt, wo der Hof von Iwan Prokopitsch stand. Tjorkin ließ sich nur bis an die Straßenmündung beim Gasthof Malyschow fahren, dort Nikolai halten und auf ihn warten, da er zu Fuß weiter wollte. Das Herz klopfte ihm in der Brust, als er die Gasse entlang schritt ... Dort war ein Zaun vor dem Garten eines Raskolniks, eines reichen Kaufmanns, mit einem Hause außerhalb. Dieses Häuschen glänzt aus den Buchen des Gartens, aber jetzt mit einem grünen Dache, nicht mehr mit einem rotbraunen wie früher. Die Straße teilte sich an einem Hügelchen in zwei Reihen, die ihn rechts und links in die Mitte nahmen. Die Hütten, größtenteils je drei, seltener zu fünf Fenstern, sind alt und „brandreif", wie man hier zu Lande sagt. Dieser höchste Teil von Kladjenjez ist aber jene Polonna, wo nach der Erzählung des Abtes die in Gefangenschaft geführten Mordwinen, Tscheremissen, kamischen und wolgischen Bulgaren angesiedelt waren. Tjorkin kamen Gesicht, Gestalt und das ganze Wesen Iwan Prokopitschs in Erinnerung. — Gewiß war in seinen unregelmäßigen Zügen etwas der russischen Rasse Fremdartiges. Wohl mochte seine feurige Natur von irgend einem Ahnherrn stammen, der zu den Zeiten Alexander Njewskis oder Iwan Wsjowolodowitsch, Fürsten von Kladjenjez, in Wäldern und Höhlen lebte.

Und Mitleid für den Alten ergriff ihn — Mitleid und das Bewußtsein seiner eigenen Schlechtigkeit. Wäre Iwan Prokopitsch etwa solcher Abkommen mit dem Gewissen fähig gewesen, wie er sie getroffen hatte? ... Er hatte Kaljerias Gelder doch Jahr und Tag zur Hebung seines Kredits und zur Förderung seines Emporkommens ausgenutzt. Sein Alter hatte dagegen keinen Arg gekannt, hatte sich mit seiner winzigen Streichhölzchenmanufaktur durchgeschlagen, hatte die Armut unterstützt, war dabei selbst verarmt.

Noch zwei bis drei Höfe — dann mußte sich ihm rechts der längliche Schuppen mit engen Fenstern zeigen, in dem sich die Streichholzmanufaktur befand. Darin stand einst ein Zaun mit einem darin ausgebrochenen Durchlaß. Dort war er als Knabe oft durchgekrochen. Der Zaun stand noch, schien aber ausgebessert und hatte das Loch nicht mehr. War das noch der alte Schuppen? Er mußte es sein ... An dem alten Platz steht er noch, nur mit anderen Fenstern und einem gegen früher erhöhten Dach. Der alte, feste Balkenblock ist indessen noch derselbe, wie man gleich sieht. Das Haus mit drei Fenstern Front hat jetzt ein neues, flaches Dach, mehr nach städtischer Manier, und das Thor ist ganz neu, aus gutem Bretterwerk mit Decke und Schnitzerei. Nach seinem Aussehen zu urteilen, war es etwa fünf Jahre alt.

Die Straße war menschenleer. Es gab niemand zu fragen, wem jetzt der Hof gehörte. Er entsann sich, daß ihn Iwan Prokopitsch an einen Bauern aus dem Dorfe Rassochino, das auf dem alten Knüppeldamme zehn Werst von Kladjenjez entfernt lag, verkauft und wie immer verschleudert hatte. Dieses Bäuerlein beabsichtigte, hier eine Garküche einzurichten, um an Markttagen Kwaß und Sauerkrautsuppe nebst Nußschnaps und Birnenbranntwein zu verkaufen. Wie in der Kindheit drängte es ihn, durch die Pforte in den Hof mit seinem Keller, seinem Vordach, seiner kleinen Freitreppe, an der die Alte, an dem Spinnrocken sitzend, ihren groben Faden gesponnen hatte, einzutreten. Er hatte dort auch mit einem Buch gesessen ... Morgens war er in die Dorfschule gegangen, wo er schon die vier ersten Regeln gelernt hatte. Aus dem Schuppen dringt der altgewöhnte Schwefelgeruch.

Er ergriff die Thürklinke und wollte öffnen.

Es war von innen geschlossen. Er mußte pochen.

„Wer da?" fragte hinter der Thür eine männliche, sehr schwache Stimme.

Tjorkin wollte sich nicht nennen.

„Oeffnen Sie, bitte!" rief er.

Die Pforte wurde vorsichtig aufgemacht.

„Wahrhaftig, Raskolniks!" dachte er, indem er über die hohe, steile Thürschwelle schritt.

Der Besitzer öffnete ihm selbst, ein großer, dickbäuchiger, noch frisch aussehender Bauer von etwa

fünfzig Jahren, rothaarig, bärtig, in einem Baumwollenhemde und Pluderhosen, mit Holzpantinen an den bloßen Füßen ... Seine freundlichen, kleinen Augen ruhten ohne Mißtrauen auf dem unbekannten Edelmann, für den er ihn hielt.

Tjorkin übersah schnell, was draußen vorging. Soeben trug ein nackter Arbeiter in einer langen Leinwandschürze über eine von der Hütte nach dem Schuppen übergeführte Brücke eine hölzerne Form auf der Schulter. Unten auf der Erde lagen reihenweise solche Formen mit Lebkuchenteig, die dort nach dem Backen in der Hütte und dem Ablagern im Schuppen zum Lüften ausgelegt waren.

In einem Augenblick war Tjorkin die Art der Anlage klar, Lebkuchen — ein Hauptartikel von Kladjenjez. Seit Jahrhunderten hatte man hier Pfefferkuchen und besonders billige Lebkuchen in Form von Hühnern, Fischen und anderem Getier, unregelmäßig trapezförmige Stücke mit Ausdruck und solche längliche, schmale Mehlweißchen, deren er in der Kindheit auch vertilgt hatte, hergestellt. Jetzt empfand er in der Erinnerung noch den scharfen Geschmack des harten, mit Zucker bestreuten Gebäcks.

„Gott helf!" sagte er. „Ich möchte gern Ihre Anstalt besehen ... Ich bin ein Fremder."

Der Besitzer verzog den breiten Mund zu einem gutmütigen Lächeln, zog den Riegel zurück, indem er den Kopf leicht verneigte.

„Bitte sehr ... Besehen Sie, so viel Sie wünschen."

Es entspann sich nun gleich ein lebhaftes Gespräch, in dem er die Rolle des fremden Herrn durchführte, der sich über die Hausindustrie in den Wolgaländern unterrichten wollte, und der Lebkuchenbäcker ihm auf alle Fragen mit demselben herzigen, freundlichen Lächeln Bescheid gab, während er ihn in die Hütte führte, wo man eben den Ofen geschlossen hatte, und in den Schuppen, wo die Formen und Bretter mit den Lebkuchen auslagen, wie sie aus dem Ofen gekommen waren.

Die schwarze Hütte sah fast noch ganz so aus wie vor zehn Jahren, nur daß innerhalb an den Wänden ähnliche Tische wie in Küchen standen. In die eigentlichen beiden Wohnzimmer führte ihn der Wirt nicht, weil er, wie er sagte, dort mit seinem Sohne wohnte; die Arbeiter schlafen im Sommer im Schuppen, im Winter in der Hütte. Tjorkin faßte sich ein Herz, ihn zu bitten, ihm auch diese zu zeigen.

„Ich bin Witwer und habe nur einen Sohn."

Der Wirt wies auf seinen Sohn unter den Gesellen, deren im ganzen vier waren, einen hageren Braunkopf von zwanzig Jahren, mit klugen, tiefliegenden Augen. Er war gleichfalls unbekleidet, wie auch die drei übrigen, schon bejahrten Arbeiter.

„Er ist auch mein Künstler," fügte der Wirt hinzu. „Er schnitzt die Formen selbst ... Mischa! Zeige dem gnädigen Herrn Deine letzte Arbeit!"

Die Bezeichnung „gnädiger Herr" gab Tjorkin einen Stich. Dennoch wollte er seinen Familiennamen nicht nennen und nicht aussprechen, wessen Findelkind er war. Ein unbestimmtes Gefühl hielt ihn davon zurück, gleichsam die Besorgnis, etwas ihm Schmerzliches über Iwan Prokopitsch anhören zu müssen.

Man zeigte ihm eine Form mit verschiedenen Inschriften, slavischen Blumengewinden und Figuren, die man ihm als neue „Fassons" vorstellte. Die altmodische, plumpe, naive Ausführung erregte sein Bedauern.

Er lobte aber den Künstler, um ihn nicht zu entmutigen.

„Wie heißen Sie?" fragte er den Vater.

„Ptizyn, Väterchen, Ptizyn."

Er erzählte ihm, daß bei ihnen täglich fünf Maß feinsten Weizenmehls verarbeitet würden, zur Zeit der Makarjewskischen Messe aber noch mehr.

Darauf zeigte man ihm verschiedene Sorten Pfefferkuchen.

Der Wirt brachte Tjorkin die Stücke, die er sich ausgesucht, und wollte sie nicht bezahlt nehmen.

„Sie kränken uns, Väterchen ... Das sind hier Pfefferkuchen zu zehn Kopeken das ganze Pfund. Bringen Sie sie den Kindern mit."

„Ich habe keine Kinder."

„Ganz gleich, Läpperei!"

Dabei sah er ihn so freundlich an, daß es ihm unmöglich war, sie nicht anzunehmen.

Die Hauptsache wußte dabei Tjorkin noch immer nicht — nämlich, ob Ptizyn den Hof von Iwan Prokopitsch gekauft hatte.

„Sind Sie hier Eingeborener?" fragte er geradezu.

„Nein, Väterchen, wir sind aus Rassochino. Dort haben wir auch wirklichen Grundbesitz. Hier leben wir nur unserem Gewerbe."

„Haben Sie den Hof gekauft?"

„Wir sind die Pächter. Gekauft hat ihn gleichfalls ein Bauer von Rassochino. Von einem Hiesigen, Tjorkin hieß er ... Der hat hier Streichhölzchen gemacht ... Er ist in Verbannung geschickt."

Und über sein klares Gesicht flog ein Schatten, als ob er über die vorigen Besitzer nichts Böses sagen wollte.

„Danke!" sprach Tjorkin schnell, öffnete ebenso schnell die Pforte und trat auf die Gasse.

XXXIV.

Nikolais Droschke fuhr auf die Ecke los, indem sie von einem ausgefahrenen Loche in das andere geriet.

„Dort ist auch mein Hüttchen," sagte er an der äußersten Grenze des Abhanges.

Die Hütte war die letzte und stand so, daß man seitwärts nicht vorbei konnte; der Absturz war fast senkrecht und drohte einen Bergrutsch, von welchem Tjorkin schon in der Kindheit hatte sprechen hören.

Als Nikolai vorgefahren und vom Bock gesprungen war, trat sein Weib Anisja aus dem Thor, eine dem Aussehen nach noch nicht alte Person von kleinem, wohlgebildetem Wuchs, mit Kopfputz und einem Sarafan von Zitz und — häuslicherweise — barfuß.

Sie öffnete das Thor und Nikolai führte das Pferd am Zügel. Der Wagen fuhr in einen bedeckten, tiefen Hof ein, wo Tjorkin außer der Kühlung auch der Geruch von Kuhständen anwehte, die sich im Hintergrunde befanden. Dort standen neben einer zweiten Dolgusse zwei große Wagen, während außerdem allerhand Hausgerät bereit lag. Der Hof sah wohlhabend aus. Die Hütte war reinlich mit einem Freitreppchen. Auf den Fensterbrettern standen Blumentöpfe, an den Fenstern sah man Vorhänge.

„Du hast noch eine ganz junge Frau," scherzte Tjorkin, „und Dich, Tantchen, nennt er schon ‚Alte'."

„Natürlich," antwortete die Wirtin freundlich und still mit blinkenden, klugen Augen lächelnd. „Ihm paßt es besser, nach jungen Mädchen zu schauen."

„Wie viel Jahre zählst Du denn schon?"

Tjorkin stieg ab und ging auf die Freitreppe zu.

„Jahre genug und nicht weniger als ich!" warf Nikolai ein, indem er mit dem Eimer am Arm auf das Pferd zuschritt.

„Sie legt zu?" fragte Tjorkin und zwinkerte. Ihm gefiel dieses bäurische Paar.

„Wie viel? Das sechste Jahrzehnt ist angebrochen."

„Und dabei hat sie wohl viel Kinder ernährt und erzogen?"

„Aufgezogen schon," antwortete sie, charakteristisch die Lippen spitzend, „nur keine eigenen."

„Wieso das?"

„Eigene hatten wir nicht, Herr," warf wieder Nikolai vom Pferde her ein, „drei Findelkinder haben wir aufgezogen ... Und alles Mädchen ..."

„Jetzt sind wir aber wieder allein geblieben."

„Sie sind verheiratet?"

„Allerdings!"

„Und zweie haben schon eigene Kinder," fügte Nikolai hinzu.

„Das ist nun so."

„Sind sie hier in Kladjenjez?"

„Nur eine."

„Da haben Sie immerhin Enkel, wenn auch keine blutsverwandten." Tjorkin holte das Paket mit Pfefferkuchen aus der Tasche und gab es der Wirtin. „Bringe das den Enkeln."

„Wir danken schön."

„Wo hast Du die Pfefferkuchen her, Wohlthäter? Ich habe keine im Hause," wandte sich Nikolai zu Tjorkin.

Das Pferd hatte bereits aus dem Eimer gesoffen.

„Ich bin in die Fabrik gegangen," antwortete Tjorkin heiter.

„Doch nicht etwa zu Ptizyn Akinti Danilytsch?"

„Zu eben diesem."

„Das habe ich doch gedacht... natürlich... bei Ptizyn mußten Sie gewesen sein, um die Fabrik anzusehen... Vor einigen Tagen habe ich schon einen Herrn hingefahren, der auch neugierig war... Wie viel solche Anstalten jetzt auch hier sind ... gegen Ptizyn läßt sich nichts sagen, wenn er auch kein geborener Kladjenjezer ist."

„Hat Ihnen Akinti Danilytsch gefallen?" fragte die Alte.

„Es ist ein herziger Mensch... So freundlich."

„Das ist wahr," bestätigte Nikolai, „die beste Seele. Und wie viel Krämer auf dem Bazar und Hausirer auf den Dörfern von ihm leben! Er drängt niemand und borgt allen. Sie bestehen nur durch ihn."

„Er ist nicht vom alten Glauben?"

Auf diese Frage setzte Nikolai den Eimer beiseite und kratzte sich ein wenig.

„Wir kümmern uns nicht darum ... Der Sohn da ... Sie haben ihn wohl gesehen ... solch ein dürftiger Bursche von Person — und doch in seiner Art ein großer Künstler — der befaßt sich irgendwie damit ... Nur mit dem hiesigen Bethaus haben sie nichts zu thun."

Tjorkin nahm eine Cigarrette heraus und fragte:

„Ist Ihnen das Rauchen unangenehm, Tantchen?"

„Rauchen Sie nur, Väterchen, wir sind ja keine Raskolniks."

Der Ausruf Nikolais erregte in Tjorkin das heftige Verlangen, mit diesem Paare frisch vom Herzen über sich selbst, den Vater und alles, was ihn zur Pfefferkuchenfabrik geführt hatte, zu reden.

„Sei so gut," rief er Nikolai an, der das Tränken des Pferdes beendet hatte, „Du weißt gar nicht, wem der Ptizynsche Hof früher gehört hat?"

„Früher? Gott stärke mein Gedächtnis!"

„Was da ... Mitritsch!" fiel die Alte ein. „Du besinnst Dich doch? Das ist das Tjorkinsche Haus ... seit hundert Jahren."

„Entsinnst Du Dich nicht des Iwan Prokopitsch?" fragte Tjorkin, tief errötend.

Nikolai kratzte sich den Kopf und zog die Mütze.

„Ganz recht! Wie sollte ich mich Iwan Prokopitschs nicht entsinnen! Ist er etwa gestorben?"

„Gestorben ist er," erwiderte Tjorkin und fügte gleich hinzu: „und die Alte auch ... Du denkst, Nikolai, daß ich ein fremder Edelmann bin? Daß ich mir aus Neugierde angesehen habe, wie man bei Ptizyn Pfefferkuchen macht? ... Auf eben jenem

Hofe bin ich aufgewachsen. Iwan Prokopitsch und seine Alte haben mich angenommen, wie ihr eure drei Mädchen angenommen habt. Ich bin sein Pflegesohn."

„Herr, ja?"

Nikolai trat näher auf ihn zu und sah ihn an.

„Möglich, daß Du mich als Knabe gesehen hast."

„Gesehen wohl sicher, aber ich kann die Züge nicht zusammenbringen."

„Dennoch, Wohlthäter, bist Du jetzt ein großer Herr."

Nikolais Frau beschattete mit der wohlgeformten Handfläche ihr etwas strenges Gesicht und betrachtete den Gast ebenfalls.

„Sie waren kinderlos — das ist richtig. Ich selbst bin nie bei ihnen gewesen, habe aber in den Häusern viel über sie klatschen hören. Weißt, Mitrisch? Iwan Prokopitsch hatte mit dem Starosten Streit, nicht wahr?"

„Mit Malmyschski? Wie sollte ich das nicht wissen? Er wurde ja wohl verschickt? Ist es nicht so, Väterchen?"

Tjorkin erzählte ihnen alles über die Verbannung seines Vaters, seine eigene Schulzeit und Verstellung, daß er über fünf Jahre Kladjenjez nicht gesehen habe, weil er seine Schmach nicht vergessen konnte, daß er jetzt aber dem unwiderstehlichen Drange habe nachgeben müssen, das elterliche Haus wieder zu sehen.

„Du siehst, Tantchen," sagte er, durch sein Bekenntnis ganz gerührt, „ich bin gerade ein solcher Pflegling wie Deine angenommenen Kinder auch. Wo habt ihr sie hergenommen? Von hiesigen Kladjenjezer Bauern oder von auswärts?"

„Alle von hier," antworteten beide zugleich.

„Und ich bin auch ein Findelkind."

Mann und Weib schwiegen.

„So weißt Du nicht," fragte Anisja leise, „wer Deine Eltern sind?"

„Du hörst ja, daß ich ausgesetzt bin ... Wie soll ich das wissen?"

Nikolai sah seine Frau bedeutungsvoll an, „nichts weiter, still, schwatze keinen Unsinn."

„Besser konnten wirkliche Eltern nicht zu mir sein," sagte Tjorkin. Er schaute auf Mann und Frau und freute sich, daß dieses Paar durch sein ganzes Behaben seine alte, gegen die Kladjenjezer Bauernschaft gehegte Mißgunst besänftigte.

„Man wird ohne grausame Not seine Nachkommenschaft fremden Leuten nicht preisgeben," so sprach für sich Anisja und schritt zum Thore.

Tjorkin stand auf.

„Denkt man hier noch an den braven Iwan Prokopitsch?" fragte er erregt. „Hat er doch Hab und Gut für das Gemeinwohl eingesetzt! Und den Marktplatz hat er durch fünfjährige Bemühungen bei den Gutsbesitzern erlangt. Zum Dank dafür haben sie ihn dann wie einen Pferdedieb und Gauner verbannt."

„Wir, Väterchen," antwortete Nikolai, indem er das Pferd am Zügel faßte, um den Wagen aus dem Thor zu ziehen, „der Wahrheit gemäß, haben an dem ganzen Streit keinen Anteil gehabt. Ich bin von einer ganz andern Gemeinde und unter einem andern Bezirk. Was gehen uns fremde Sachen an? Ich bin von Gewerbe Fuhrmann. Damit gut ... Der Hader hat noch kein Ende. Da wollen die einen städtische Gerechtsame erwerben, die anderen sind mit aller Gewalt dagegen ... Sie schicken Boten zur Regierung, und solche Sachen ... Neuerdings haben sie nun einen ganzen Aufstand gemacht ... Ich befinde mich aber mit meiner Alten so wohl! ... Nicht wahr, Alte?" rief er heiter seinem Weibe zu. „Wenn wir Sorgen brauchen, können wir uns ja wieder irgend ein Bürschchen annehmen ... Gott gebe, daß dann ein so tüchtiger, junger Mann daraus wird wie Euer Gnaden."

„Vielleicht hilft Gott dazu!" fiel Tjorkin ein. „Wenn der Bube noch nicht getauft ist, finde ich mich als Pate ein. Lebe wohl, Wirtin!"

Und indem er auf den Wagen stieg, rief er Nikolai zu:

„Nun wieder zum Schultheiß!"

XXXV.

Der Schultheiß wohnte in einer großen, fünfwandigen Hütte mit einem Erdgeschoß, in welchem sich jedenfalls früher eine Werkstatt befunden hatte und zu dessen Eingang ein bedeckter, völlig bäurischer Hof führte, gerade wie bei Nikolai, nur geräumiger ... An der Ecke des Wohnblocks glänzte das Schild. Steile Stufen führten die Freitreppe hinan, die Thorflügel standen weit offen.

Vom Wagen herab rief Tjorkin einen dort sitzenden faulenzenden Menschen an, der wie ein Bote aussah, mit einer alten, roten Mütze, einer geschwollenen Backe, in einem verschlissenen Nankingrock.

„Ist der Schultheiß zu Hause?"

„Er ist zu Hause ... Bitte!"

Der Bote kam heran, und Tjorkin erkannte in ihm sofort den Schreiber Siloamski, denselben, der bei seiner Rutenstrafe im Gemeindehause zugegen gewesen war und ihn verspottet hatte.

Das Blut stieg ihm ins Gesicht.

„Was sind Sie denn hier, Diener?" fragte Tjorkin, seine Bewegung zurückhaltend.

„Ich bin Bote des Schultheiß, Euer Wohlgeboren."

Das ganze Aussehen des Schreibers, die Gesichtsfarbe, die eingesunkenen Augen, die abgetragenen Kleider zeigten den armen Schlucker, der wohl aus

dem vorigen Dienst weggejagt war und sich jetzt beim Schultheiß ohne Gehalt ernährte.

Beinahe hätte Tjorkin ihm zugerufen:

„Was, mein Verehrtester, man hat Dir für Deine Niederträchtigkeiten keinen steinernen Palast erbaut?“

Siloamski sah ihn zwinkernd an, sichtlich, ohne ihn zu erkennen.

„Wohin geht's hier herauf?“ fragte Tjorkin.

„In welcher Sache, Euer Wohlgeboren?“

„Vom Vater-Abt.“

„Bitte sehr.“

Siloamski eilte die hohen Stufen hinauf und öffnete die Thür. Als Tjorkin an ihm vorbeiging, atmete er Wodkaduft. Dennoch fühlte er weder Haß noch Widerwillen bei dieser Begegnung. Die ganze Geschichte mit seiner Bestrafung erschien ihm in nebelgraue Ferne gerückt. Weniger um sich, als vielmehr um seinen Vater that es ihm wehe, wenn er an die alten Zeiten dachte. Der ehemalige Schreiber war jetzt als niedrigster Dienstbote zu bedauernswert ... Wahrscheinlich befanden sich die anderen „Widersacher“ Iwan Prokopitschs jetzt in ähnlicher Lage.

„Zu Ihnen, hochwohlgeborener Herr ... vom Vater Abt.“

Siloamski meldete dies auf der Schwelle des ersten Zimmers, zu dem man von dem dunklen Flur gelangte. Dies war dreifenstrig, tapeziert und in diesem Augenblick sehr hell, mit einem Schreibtisch und einem langen Sofa an der linken Wand.

Man hörte das Knarren der hohen Stiefel des Schultheiß, der aus dem zweiten, ihm als Schlafstube dienenden Zimmer trat, im weißen Kittel mit goldenen Knöpfen, groß, lockig, bärtig — das Bild eines Diakons in Militäruniform.

„Ich bin schon einmal hier bei Ihnen gewesen und habe einen Brief vom Vater-Abt zurückgelassen.“

Tjorkin hatte durchaus keine Lust, seinen Familiennamen vor Siloamski zu nennen. Dieser zögerte, die Thür hinter sich zuzumachen.

„Sehr erfreut! ... Den Brief habe ich gefunden ... Ist es nicht gefällig, hier auf dem Sofa?“

Die Stimme des Schultheißen war ganz „geistlich“. Sonst sprach er im Dialekt seiner hinterwolgischen Heimat, wie er besonders durch das dortige Seminar unter den Kirchendienern der Dörfer erhalten wurde.

„Du kannst gehen,“ rief der Schultheiß im tiefen Baß zu dem Boten hinüber und lud den Gast durch eine Bewegung der rechten Hand noch einmal zum Sitz auf dem Sofa ein.

„Sie wünschen unser Dorf kennen zu lernen?“ fragte er und reckte dabei ziemlich jugendlich, fast militärisch, seine hohen Schultern.

„Kladjenjez ist meine Heimat. Ich war nur lange von hier abwesend.“

„Verzeihen Sie, ich habe Ihren Familiennamen nicht recht verstanden.“

„Tjorkin.“

Aus dem Gesichtsausdruck des Schulteiß ging nicht hervor, daß ihm der Name „Tjorkin“ irgendwie bekannt war.

„Haben Sie Ihre Eltern hier?“

„Nein, keineswegs!“

„Der Vater-Prior schreibt, daß Sie sich dafür interessiren würden, das Bethaus der hiesigen Altgläubigen zu besichtigen ... Das geht ... Und ihrem Gottesdienst möchten Sie auch beiwohnen?“

„Wenn es ihnen nicht anstößig ist.“

Der Schulteiß lächelte durch die wulstigen Lippen seines breiten Seminaristenmundes.

„Selbstverständlich ... Wie ist Ihr Tauf- und Vatersname?“

„Wassili Iwanytsch.“

„Selbstverständlich sehen sie jeden Nikonianer für einen Wolf an ... Sie werden Sie aber zulassen.“

„Sie stehen gut mit ihnen?“

„In jetziger Zeit“ — die Augen des Schultheiß lächelten — „haben sie keine Verfolgung zu leiden ... unter der Bedingung allerdings, daß von ihrer Seite keine Anschuldigungen und Anfeindungen ausgehen. Darüber hat jetzt gerade ein Missionar besonders zu wachen. Werden Sie den besuchen?“

„Das werde ich.“

„Es ist ein ganz geriebener und eifriger Bursche, offen gestanden, der einzige, der etwas leistet ... Unsere Klosterbrüder und die weiße Geistlichkeit lassen sich auf solche Dispute gar nicht ein ... Die einen sind unfähig dazu, die anderen haben keine Freude daran ... trotzdem kommen sie der weltlichen Obrigkeit mit Vorstellungen: ‚Das hier ist verboten und das da ist nicht erlaubt.‘ Und unseren Brüdern wird es jetzt saurer gemacht als früher. In alter Zeit war die Polizei allmächtig, sie band und sie löste. Jetzt ist eine Abschwächung eingetreten, und die macht sich bemerklich.“

Mit einem kurzen Lachen unterbrach sich der Schultheiß.

„Sie haben auch ein Armenhaus?“

„Ganz recht ... Und sogar ein ganz solides Steingebäude. Es lag auch die Absicht vor, im oberen Stockwerk eine wirkliche Kirche einzurichten. Sie hatten sich dabei — wie Sie gütigst bemerken wollen — in den Grenzen der Konzession für die Priesterlosen. Ihr Hauptkirchenpfleger ist ein kaufmännischer Millionär. Von dessen Geld ist der ganze Bau aufgeführt. Nichtsdestoweniger konnten sie die Erlaubnis nicht erlangen. So steht nun das obere Stockwerk leer, und die alten Weiber verbleiben im Erdgeschoß.“

Während Tjorkin dem Schultheiß zuhörte, fiel ihm ein, daß dieser die Wohnung von Arschaulow kennen müsse, jenes Unglücksmenschen, dem die Kladjenjezer Bauernschaft noch übler mitgespielt hatte als dem Iwan Prokopitsch; nur wollte er sich nicht ohne irgend einen Uebergang darnach erkundigen.

„Zwischen den beiden hiesigen Kirchengemeinden herrscht doch wohl wie früher Feindschaft?" fragte er in anderem Ton.

„Die herrscht," bestätigte der Schultheiß lächelnd, „und wird so bald kein Ende finden. Jetzt hat die sehr ehrenwerte kaufmännische Partei, die nach städtischen Gerechtsamen drängt, gesiegt ... Ein Aeltester, der im Trüben fischte ..."

„Malmyschsky?" konnte sich Tjorkin nicht verhalten.

„Er scheint Ihnen nicht unbekannt zu sein?"

„Ich habe von ihm gehört."

„Er ging fort und kam wohl und munter wieder. Seine Schutzengel" — er lachte selbstzufrieden über diesen seinen Ausdruck — „waren Diebsgesindel oder Trunkenbolde. Ich halte mir noch einen Boten, eigentlich um Christi willen!" — er wies mit seinem Lockenhaupt nach der Thür. „Der war bei ihnen Schreiber und ist zuerst in sich gegangen ... Siloamski mit Namen, benimmt sich abscheulich ... Ich dulde und dulde ihn, jage ihn aber doch noch fort."

„Und die Spar- und Leihbank ist verkracht?"

„Verdienterweise! Das war ein dummer Streich, ein wohlgemeinter, wenn man will, der aber zu nichts als zu neuen Durchstechereien und Betrügereien geführt hat ... Da ist der, der ..."

Er sprach nicht aus, sondern lächelte schmerzlich.

„Sie wollen von Arschaulow reden?"

„Auch von dem ist Ihnen etwas bekannt?"

„Der arme Schelm!"

„Das ist er!"

Nun war es am Ort, ihn um Arschaulow zu befragen. Der Schultheiß berichtete dem Gast, ohne sich zu sperren oder in einen offiziellen Ton zu verfallen, daß Arschaulow hier angesessen sei, kaum noch lebendig, in größter Dürftigkeit bei seiner alten Mutter wohne, sich jetzt mit obrigkeitlicher Erlaubnis in der Gouvernementsstadt befinde, doch dieser Tage zurückkehren müsse. Er gab Tjorkin auch das Haus der Postmeisterwitwe an.

„Unannehmlichkeiten wird er uns nicht bereiten?" fragte Tjorkin halblaut.

„Ich kann nicht über ihn klagen ... Sie müssen wissen, er ist mehr — wie soll ich sagen — mehr Hehler als Stehler in dem Skandal. Er hat noch eine Seele im Leibe. Wenn Sie ihn besuchen, werden Sie sehen, daß man ihn bald ins Grab legen wird."

Mit dem Besuch beim Schultheiß war Tjorkin zufrieden.

Als er im Begriff war, sich zu verabschieden, ging jener schnell zum Schreibtisch, ergriff den Brief des Abtes und fragte, ihn in der Hand haltend:

„Mochow, Nikander Sawwitsch haben Sie noch nicht gesehen? Der Vater Archimandrit schreibt, daß Sie auch den gern besuchen wollen. Er ist jetzt — als erster zur Partei der städtischen Gerechtsame übergegangen."

„Er war ein Freund meines Vaters."

„Eins zum andern! Ist es Ihnen angenehm, mit mir zu gehen? Sie haben keinen Kutscher hier, ich habe Ihre Droschke wegfahren sehen ... Ich habe dort auch mein Geschäft ... Wo haben Sie beliebt, hier abzusteigen?"

Er war nun in der Lage, ihm über sein Nachtlager im Restaurant zu berichten. Der Schultheiß entschuldigte sich wegen dieser „Unordnung" und gab die Versicherung, daß Nikander Sawwitsch den teuern Gast bei sich aufnehmen würde, wenn dieser nicht im Kloster Quartier nehmen wollte.

„Auch ich habe hier, wenn ich um die Gnade bitten darf, ein bewohnbares Zimmer mit Diwan! ... Nur morgens pflegen Leute hier zu sein, doch abends herrscht völlige Stille ... Ich bin ja auch schon Ihr Gast gewesen."

„Wie das?"

„Der Vater-Archimandrit berichtet: Sie sind Besitzer des Batrak. Ich bin auf ihm die Wolga heruntergefahren. Ein vorzügliches Schiff. Und wie das alles eingerichtet ist — auf amerikanische Art ... Ich hätte Sie gleich einladen sollen. Auch zum Pfleger des Bethauses können wir zusammen fahren. Morgen haben sie Gottesdienst. — Siloamski!" rief der Schultheiß durch die Thür, „laß anspannen!"

Und wieder konnte er nicht am Gesicht des ehemaligen Schreibers ergründen, ob dieser das Pflegekind Iwan Prokopitschs erkannt hatte oder nicht.

XXXVI.

Auf dem Balkon des zweistöckigen Hauses von Nikander Sawwitsch Mochow saß Tjorkin am folgenden Tage am frühen Nachmittag, gegen die Sonne durch ein Zwillichverdeck geschützt, rauchend und Selterswasser schlürfend. Der Wirt war schlafen gegangen. Der Gast überschaute das vor ihm ausgebreitete Panorama von Kladjenjez. Links zog sich die abschüssige hochgepflasterte Straße mit den Budenreihen herab. Anfänglich führte sie als ebener Hohlweg bis zu der Erhebung, wo sich das Restaurant befand, aus dem er gestern zu Mochow, auf dessen dringende Einladung hin, übergesiedelt war. Er hatte keinen Grund abzulehnen ... Mochow freute sich über ihn unbeschreiblich — sogar Thränen drangen in seine Augen, als sie sich küßten. Er gedachte

Iwan Prokopitschs in den freundschaftlichsten Ausdrücken.

Auf höchster Höhe ragten die Kuppeln der Kirche des wunderthätigen Nikolai. Die Einwohner von Kladsenjez nannten sie „Kathedrale“ und waren um ihre „Ausschmückung“ sehr bemüht, indem sie mit den Raskolniks in Bezug auf kirchliches Gepränge beim Gottesdienst wetteiferten, so daß sie sich für den Gesang aus dem Gouvernement einen Baß verschafft hatten, den sicher ein Prälat als Protodiakon genommen hätte, wenn er nicht dem Trunke ergeben gewesen wäre.

Tjorkin überdachte alles, was er in einer Woche dort in Troiza, sowie hier in Kladsenjez gesehen und gehört hatte. Er machte gar nicht mehr den Versuch, zu dem einfachen, bäuerischen Glauben zurückzukehren. Als er heute morgen, mit dem Briefe des Schultheiß versehen, dem Gottesdienst beiwohnte, spürte er das sehnlichste Verlangen, bei den Raskolniks etwas Besonderes, auf das Gemüt Wirkendes, ein Abbild höherer Tugend zu finden, als ihm bisher entgegen getreten war.

Nikolais Droschke halte ihn wieder zu der hohen Steinmauer mit dem Thor nach Art der Kirchhofsthore gebracht. An dem Thor hielten zahlreiche Fuhrwerke mit Weibern und Bauern aus benachbarten Orten.

Auf dem weiten Hof, der hie und da mit Birken und Fliedersträuchern bestanden war und der auch den Kirchhof in sich aufnahm, stand das Bethaus in dunkelgrauer Farbe und mit einem gedeckten Gange rund um das Gebäude, wie bei einer Kapelle oder einem Wohnhaus.

Dorther ertönte ziemlich reiner, lauter Gesang, in dem alle Beter am Schlusse jedes Satzes in einer angenehmen Molltonart, ganz abweichend von dem gewöhnlichen rechtgläubigen Kirchengesang, zusammenstimmten.

Er hielt draußen einen Knaben an, der von der linken Seite des Gebäudes nach der Freitreppe zu ging. Der Knabe trug einen dunklen Nankingkaftan von besonderem Schnitt und hielt einen ledernen Rosenkranz in der Hand. Er mußte dabei an sein Gespräch mit Serafima über ihre Mutter denken, an die tausend Bücklinge unter dem Rütteln der Rosenkränze.

Er bat den Knaben, einen gewissen Jegon Jewstignjäitsch zu rufen, wozu jener mit dem Kopfe schüttelte und, ihm einen argwöhnischen Blick zuwerfend, abgerissen sagte:

„Warte ein wenig!“

Gegenüber der Freitreppe befand sich ein zweistöckiges Steingebäude, das ganz nach neuester, städtischer Bauart hellrot, mit Stuck und gemaltem Fries ausgeführt war. Vom Schultheiß hatte er erfahren, daß der örtliche Pfleger des Armenhauses, der Kaufmann Spiridonow, noch nicht von der Messe zurück sei, daß aber seine Frau im Bethause oder im Armenhause sein würde.

Es vergingen über fünf Minuten. Von der Freitreppe lugte zuerst ein junger Bauer mit geschorener Platte, im dunklen Kaftan und einem gleichen Rosenkranz heraus und verschwand sogleich, als er Tjorkin erblickte.

Der Gesang tönte noch immer fort.

Es erschien ein anderer schon bejahrter, aber ebenso hoch gewachsener Raskolnik — wahrscheinlich einer der „Vorsänger“, der sich Tjorkin schnell näherte.

„Sie wollen zu Jegon Jewstignjäitsch?“ fragte er ihn und warf die ihm in die Stirne gefallenen Haare zurück. Die Platte war ebenfalls geschoren.

„Darf man in das Bethaus? Mich hat der Herr Schultheiß hergeschickt. Ich bin indessen kein Beamter,“ fügte Tjorkin hinzu, „sondern möchte nur Ihren Gottesdienst kennen lernen, sowie auch Ihr Armenhaus besuchen.“

Der Vorsänger schüttelte wiederum die Haare.

„Nun . . . Kommen Sie!“

Er sah ihn nicht gerade sehr freundlich an, doch lag in seiner Stimme nichts eigentlich Abstoßendes.

Tjorkin trat hinter ihm durch eine Seitenthüre in das Bethaus, das voll von Menschen war. Der Ikonostaß, ohne Altar, deckte die ganze Hinterwand… Der Gottesdienst wurde in der Mitte, vor der Emporkirche, abgehalten. Von dort glänzte das Gold der Bilder und das Silber des Kronleuchters. Es war alles so, wie es in jeder reichen, rechtgläubigen Kirche oder Kapelle der Fall gewesen sein würde. Um den Chorpult drängten sich die Sänger, alles Männer, wohl mehr als dreißig Mann. Das Schiff des Betsaales, der durch die schwarzen Tücher und Sarafane der Weiber verdunkelt wurde, ging nach rechts, wohin Tjorkin, ohne sich umzudrehen, nicht blicken konnte. Es fiel ihm auf, daß auch die übrigen Beter den Chor mitsangen. Beim Gesang bemerkte er kein unangenehmes und ausgesprochenes „Näseln“, von dem er bei Gesprächen über den Raskolnikgottesdienst stets hatte reden hören. Das Lesen geschah bündig, langsam, viel deutlicher als bei den Diakonen der Rechtgläubigen.

Es schien ihm nicht rätlich, lange zu bleiben, da man ihn bereits schief ansah. Er bemerkte den durchdringenden Blick einer Beterin aus ihrem schwarzen Tuch heraus, wobei ihm einfiel, daß der Vater-Oekonom auf der Droschkenfahrt zum Schultheiß im Gespräch über die Raskolnikweiber gesagt hatte:

„Wenn sie Ihnen auf der Straße begegnen, so werden ihre Augen Sie versengen.“

Der Gottesdienst nahm seinen Fortgang. Der

Vorsänger, der ihn eingelassen hatte, geleitete ihn auch zur Freitreppe.

„Ich möchte in das Spital ... Die Gattin des Kurators soll dort zu treffen sein?“

„Sie sind wie immer dorthin gegangen. Bitte sehr.“

Er kam über eine gedeckte Eisentreppe in den ersten Stock, zunächst auf den Flur, auf dem es nach Kohlsuppe roch. Eine bejahrte Frau mit einem reichen, hellzimmetfarbigen, nach Raskolnikenart geordneten Tuch begegnete ihnen. Es war die Gattin des Pflegers, die Kaufmannsfrau Spiridonowa. Der etwas gezierte Ausdruck des gekniffenen Mundes und der brauentosen Augen wurde durch den sonstigen gutherzigen Ausdruck gemildert.

Der Vorsänger führte ihr den Besucher zu und entfernte sich sogleich.

„Wie viel Betten haben Sie?“

„Jetzt sind sechzehn alte Frauen hier, mein Herr ... Hier, wenn ich bitten darf ...“

Die Lagerstätten standen in zwei hellen Zimmern. Die Alten waren in dunkle Wollensarafane gekleidet. Einige saßen arbeitend oder schwatzend auf der Pritsche, zwei lagen mit dem Gesicht nach der Wand gekehrt und eine lag barfuß und im bloßen Hemd am Ofen direkt auf der auf den Boden gebreiteten Matratze.

Das versetzte ihn sofort in das Irrenhaus, in dem er vor zehn Jahren festgehalten war.

„Ist sie schwachsinnig?“ fragte er leise die Pflegerin.

„Sie ist ganz gelähmt ... Sie kann weder Füße noch Hände rühren ... Wir füttern sie mit Löffeln.“

„Ist ein Doktor da?“

„Nein, Herr, wir verwenden unsere eigenen Mittel ... einzelne siechen lange schon dahin ... diese da geht in ihr neuntes Jahrzehnt und befindet sich lange schon in demselben Zustand.“

Auf einer Pritsche saß eine zusammengeschrumpfte Alte in einem weißen Tuch und hellblauem Sarafan.

Tjorkin war durch die Schönheitsreste dieses ganz gelben und knöchernen Gesichts betroffen. Nur die Augen dieser Mumie lebten noch in ihren tiefen Höhlen. Sie hatte schweigend und unverwandt den Blick auf ihn gerichtet. Es wurde ihm unheimlich.

„Ist sie noch gesund?“

„Was ist Gesundheit ... Von ihr kann man nichts herausbringen ... Sie schweigt den ganzen Tag ...“

Als er sich von der Frau des Kurators empfahl, erschienen zwei Mütterchen — die Krankenpflegerin und die Köchin. Sie sahen ihn mit ihren feisten roten Gesichtern ziemlich freundlich an.

„Das ist mein ganzes Kommando, Herr!“ zeigte die Pflegerin auf diese.

„Eine Frauenherrschaft!“

„Ganz recht.“

Die Frau des Pflegers lächelte und geleitete ihn ehrerbietig zur Thür, wo er sich mit einem tiefen, regelrechten Diener verabschiedete.

Etwas Besonderes war für ihn beim Besuch des Betsaales nicht herausgekommen. Alles war bei ihnen recht ordentlich, wie es sich für ein Bethaus geziemt, zugegangen. Aber weder die Vorsteher, noch die Vorsänger, noch die einfachen Raskolniks lockten ihn. War es ein anderer Glauben? Nichts weiter als Zeremonien und allerhand Verbote! Das Wesen ist dasselbe wie bei der Gesellschaft mit den „Zwiebäcklern“, zu der die Mutter Serafimas sich bekehrt hat. So lange die Vorsteher und Vorsänger mit der Obrigkeit gut Freund bleiben, sitzt ein beliebiger hergelaufener Erpope bei ihnen im Erdgeschoße.

Irgend welches herzliches Interesse hatte er auch in der Behausung des „Missionärs“ nicht für sich gefunden. Von Aussehen war dies ein gewöhnlicher Bürger irgend woher von der Wolga, der auf Kosten einer örtlichen, rechtgläubigen Bruderschaft lebte, die aus ehemaligen Raskolniks der Küstensekte gebildet war.

Tjorkin zweifelte deshalb sehr an seiner Aufrichtigkeit und befragte ihn auch gar nicht um seinen Kampf mit den Raskolniks, obgleich der Missionär in sehr ernsthaftem Tone von sich sprach und zu erkennen gab, daß auf ihm das ganze Werk „im Kreise“, wie er sich ausdrückte, beruhe.

Weder die gesetzmäßige Heiligkeit, noch die nur geduldete raskolnische nahm ihn ein. Nein, ihm fehlte der einfältige, bäuerische Glaube; dennoch hatte sein feindseliges Gefühl gegen die Bauerngemeinden während seines Aufenthaltes abgenommen ... Es war ihm sogar erfreulich, daß sein Wirt Mochow ihm eine Unterredung über Gemeindeangelegenheiten mit zwei oder drei Gesinnungsgenossen unter den „ehrenwertesten“ Einwohnern vorgeschlagen hatte. Sie hatten zum Abendthee zugesagt. Der Wirt war kinderloser Witwer und betrieb jetzt einen großen Handel mit Fleisch, Rindvieh und Fastenöl.

Tjorkin hatte ihn selbst gebeten, sich nicht zu geniren und sich nach seiner Gewohnheit seine zwei Stündchen schlafen zu legen. Ueberhaupt, der Wirt gefiel ihm und rührte ihn besonders durch sein Andenken an Iwan Prokopitschs „Uneigennützigkeit“.

XXXVII.

Sie saßen, ihrer fünf, in einem Paradezimmer beim Thee. Der Wirt, der wie ein Ladenbesitzer aussah, war ein schwarzer, jugendfrischer Mann von etwa fünfzig Jahren, „deutsch“ gekleidet, mit Pockennarben in dem bräunlichen, zusammengeschrumpften Gesicht und zeigte sich sehr lebhaft und zuvorkommend im Gespräch. Die übrigen hatten in ihren Joppen und hohen Stiefeln mehr das Aussehen von reich gewordenen Landleuten; der eine von ihnen, Namens

Mjenschutkin, war ein noch ganz junger Mensch, die beiden anderen hießen Scharajew und Dubyschkin.

Mochow hatte seinen Freund und Hausgenossen bereits mit dem Stande ihrer „allgemeinen Angelegenheiten“ bekannt gemacht. Sie schimpften alle auf den ehemaligen Aeltesten Malmyschski, dem es gelungen war, an seine Stelle seinen Freund, gerade solchen „Schlaukopf“ und „Betrüger“ zu bringen, so daß er jetzt durch ihn gerade wie früher über die Einwohner verfügt und, obgleich genug bereichert, fortfährt, dem „Vater Wohlthäter“ des Kladjenjezer „Armenfonds“ seine Vorschläge zu machen, die sich nach seinen eigenen Bedürfnissen richten, und daß er wie eine Spinne seit fünfzehn Jahren alle, die nach einer städtischen Verfassung streben, in seine Netze lockt.

Alle diese Klagen erinnerten ihn an die Zeit, in welcher der selige Iwan Prokopitsch mit rotem Kopf und funkelnden Augen bald vom Stuhl aufsprang, bald wo anders Platz nahm, mit den Armen in der Luft herumfuchtelte und redete und des Redens kein Ende fand.

Und alle diese Reden drehten sich immer um dieselben allgemeinen Angelegenheiten. Und jetzt wie früher hielten seine Widersacher die Einnahmen in ihren räuberischen Klauen, verwalteten die Armenkasse, beuteten sie aus, fälschten die Unterschriften der Protokolle, mißbrauchten die Obrigkeit und brandmarkten solche Leute wie ihn als „Ruhestörer“ und schickten sie in Verbannung.

„Warum schaffen Sie sich ihn nicht vom Halse?“ fragte Tjorkin, als er hinreichend den Beschwerden und Ausfällen des Wirtes zugehört hatte. Die übrigen drei stimmten ihm nur zu.

„Wie oft haben wir das versucht!“ rief Mochow aus und schüttelte mit seinen krausen Haaren.

„Man hat sich Mühe genug gegeben!“ äußerte einer von den anderen.

„Und dann?“

„Die Obrigkeit — die hiesige wie die im Gouvernement — ist auf Seite unserer Gegner.“

„Was mag das für Ursachen haben?“

„Nun, sehen Sie, die Bauernschaft verarmt. Es gibt hier, wie Sie zu wissen belieben, zwei lokale Parteien; die schwächere ist da um den Hof von Iwan Prokopitsch herum, die andere aber hat den alten gräflichen Grundbesitz inne, wo sich der Marktplatz und die Budenreihen befinden. Das ist gerade der streitige Punkt; die Buden waren schon von gräflichen Voreltern verkauft und die Akten darüber ausgestellt. Jetzt betreibt nun den Handel die Armenschaft, trotzdem daß ein neuer Kauf mit uns abgeschlossen werde. Man soll also, wie Sie sehen, doppelt bezahlen. Wird eine städtische Behörde eingesetzt, dann mag man sich losgekauft haben, so viel man will, man erhält das Kapital auferlegt und kann zusehen, wie man es aufbringt.“

„Meines Erachtens,“ bemerkte Tjorkin, „würde euch das ganz gesund sein.“

„Meinen Sie, Wassili Iwanytsch, Väterchen!“ schrie der Wirt und sprang vom Platz. „Wahrscheinlich werden wir Händler alle zustimmen und uns auskaufen. Aufgefressen werden wir doch! Vor allen Dingen aber — werden wir gar nicht städtisch werden, dazu gehört ein allgemeiner Beschluß mit der gesetzlichen Stimmenzahl. Uns bleibt nur eins übrig — uns als Bürger in die Gilde einschreiben zu lassen. Das haben einige schon gethan. Doch wenn wir, alle Händler vom Marktplatz und die Reichen, uns auskaufen, bleiben wir doch in ihrer Hand. Davon haben wir Beispiele. Sie werden uns das Wasser abschneiden.“

„Wieso abschneiden?“ fragte Tjorkin.

„Sehr einfach, Wassili Iwanytsch, sie sperren uns den Zugang zum Fluß, davon gibt es Beispiele! Sie werden ihn bewachen ... Sie lassen uns nicht heran.“

„Zweifellos!“

„Aber erlauben Sie, meine Herren,“ sagte Tjorkin, „kann es thatsächlich dem hiesigen armen Mann schlechter gehen, wenn Kladjenjez eine Stadt wird! ... Ich selbst, obwohl ich lange von der Heimat fort war, erinnere mich an eines. Wer nicht Händler ist, treibt irgend ein häusliches Gewerbe. Sie haben Koffermacher hier, man fertigt Geräte, Pfefferkuchen, früher gab es auch Schachtelfabrikanten.“

„Nun, was soll das?“ brach Mochow schon in großem Zorn los. „Was ist die Bauernschaft hier, sagen Sie gütigst? Was gibt es denn außer dem bebauten Land? Zwei steuerbare Artikel — der geringe Landbesitz ist in Pacht gegeben und wird von niemand aus der Armenschaft genommen ... dann ist noch der Steinbruch ... der ist auch nicht im Betrieb. Hätten wir städtische Verwaltung, so würde einer dieser Posten so viel bringen, daß er die ganzen Steuern der kleinen Leute aufwöge ... Jetzt aber ist die Einnahme jämmerlich und wird zur Hälfte gestohlen ... So steht's!“

„Wie können Sie solche Zustände ertragen, meine Herren?“ Bei dieser Frage Tjorkins sahen sich alle unter einander mit dem Wirt an.

„Nur den Mut nicht verlieren, Wassili Iwanytsch,“ antwortete der Wirt für alle, „nur den Mut nicht verlieren ... Wenn wir im Gouvernement nur mehr Fürsprecher hätten ... Sie sind unser Landsmann, ein Kladjenjezer ... Es ist uns schmeichelhaft, Sie in unsere Angelegenheiten einzuweihen. Sie müssen durch das Dampferwesen und Ihre anderweitigen Unternehmungen eine ausgebreitete Bekanntschaft haben. Es würde sehr gut sein, wenn Sie hier eine

Niederlassung gründen wollten, wenn auch nur zum Schein."

„Mich wieder in die Gemeinde einschreiben lassen?" unterbrach ihn Tjorkin. „Gehorsamer Diener! Sie sagen ja selbst, was das für ein Genuß ist!"

„Wozu sich einschreiben lassen?" entgegnete der Wirt. „Unsere Einrichtungen sind Ihnen hinreichend verleidet. Und als Pflegekind Ihrer Eltern hat man Sie zur Genüge gekränkt ... doch bleibt Ihre Ernennung zum Ehrenbürger. Es ließe sich ein Haus bauen, recht nahe an den Landungsstellen, und darauf Anteile ausgeben oder es auf lang dauernde Frist, etwa auf dreißig Jahre, vermieten. Wer könnte hier gegen Sie sein? Sie haben auf dem Gymnasium gelernt. Vermöge Ihrer Klugheit sind Sie in die Höhe gekommen. Unser Dorf kann in jeder Hinsicht stolz auf Sie sein."

„Selbstverständlich," bestätigte einer den andern.

„Sie wissen, Wassili Iwanytsch, der Tropfen höhlt den Stein aus. Wir hoffen bei den nächsten Wahlen den jetzigen Räuberältesten zu stürzen und unsern Mann durchzubringen."

Alle Gesichter waren vom Thee und der Unterhaltung erhitzt und die glänzenden Augen waren auf Tjorkin gerichtet. Er sah, worauf das Gespräch hinaus ging, und noch vor einem Jahre wäre es ihm sehr erfreulich gewesen, wenn die Partei Malmyshskis und seiner Spießgesellen eine Niederlage erlitten hätte. Jetzt empfand er dagegen gar keine schadenfrohe Erregung, was ihn indessen gar nicht bedrückte, sondern vielmehr erfreute. Er sah ein, daß er schlaue, nüchterne, vernünftige Bauern von reichlichem Besitz vor sich hatte, die lediglich für ihre Partei wirkten, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, was aus der Armenschaft würde, sie mochte der Art sein, welcher sie wollte.

„Sagen Sie mir, Nikander Sawwitsch," fragte er unvermittelt, indem er vom Hauptthema des Gespräches absprang, „was ist das doch mit der Spar- und Leihbank gewesen? War diese nur für die eine der Gesellschaften? ... Oder hat sie für beide gewirkt?"

Mochow fuchtelte mit dem Arm und die übrigen lächelten schweigend:

„Derselbe Witz! Malmyshsky hat ihn ausgeheckt — mit den anderen Dieben ... Und er ist trocken aus dem Wasser gestiegen. Von der ganzen Genossenschaft ist nichts übrig geblieben."

„Wer hat sie doch gegründet ... wie hieß er doch?" Tjorkin sah sie an, als ob er nach dem Familiennamen suchte.

„Arschaulow, wie?"

„Ja, Arschaulow."

„Er hat für jene Schufte zu büßen. Er lebt jetzt hier in Kladjenjez unter strenger Aufsicht. Jeder seiner früheren Wohlthäter läßt ihn beiseite. Mit uns hat er niemals Bekanntschaft unterhalten, er hatte sein Teil."

„Wieso das?" fragte Tjorkin lebendiger.

„Ich weiß nicht, wie ich das sagen soll ... er hält uns vielleicht für Schnapphähne und Blutsauger ... Ich habe ihm aber schon seiner Zeit mit Iwan Prokopitsch gesagt: ‚Aus Ihrer Genossenschaft wird nichts Gescheidtes herauskommen, so lange Sie Malmyshski und seine Spießgesellen dabei zulassen.‘ So ist es denn auch gekommen."

Die drei übrigen nickten nur mit dem Kopfe, fügten aber nichts hinzu.

Tjorkin kam plötzlich auf den Gedanken, warum wohl sein Pflegevater gerade mit diesen Kladjenjezer Einwohnern eines Sinnes gewesen sein mochte. Als Knabe hatte er alles mit Iwan Prokopitschs Augen angesehen. Er hatte seinen Vater immer im Rechte geglaubt und seine Widersacher für einen Haufen Betrüger und Ausbeuter gehalten. Er dachte an die Tage stürmischer Versammlungen, Trunkenheiten, Frechheiten, Schlägereien, fast von Schlachten zwischen denen, die sich nicht zu der eigenen Partei überreden ließen. Aus jener Zeit besann er sich auf den Inhalt eines dickleibigen, von Iwan Prokopitsch verfaßten Schriftstückes, in welchem in scharfer Sprache von der allgemeinen Verwahrlosung des Kladjenjezer Volkes die Rede war. Und er dachte noch an die Menge der heimlichen Schenken, deren Zahl fünfzig oder fünfundsiebenzig betrug.

Aber dieser ganze „streitige Punkt", wie sich Mochow ausgedrückt hatte, erschien ihm nicht mehr in demselben Lichte wie vordem. Die persönliche Empfindung gegen den ehemaligen Malmyshsky und Genossen milderte sich mehr, als er erwartet hatte. Er wünschte jetzt nur eins — Arschaulow aufzusuchen, sich diesen Menschen zu betrachten und sich durch ein herzliches Gespräch mit ihm zu erwärmen.

Noch lange weihte ihn Mochow in allerlei Verhältnisse von Kladjenjez ein; auch die drei anderen Gäste redeten, sobald ihnen die Zunge einmal gelöst war, obwohl es nichts zu trinken gab. Tjorkin hörte schweigend zu und fühlte sich immer weiter und weiter von diesen Gesinnungsgenossen seines Vaters entfernt.

Zum Schluß entgegnete er:

„Es ist eine heikle Sache zu entscheiden, wer recht, wer unrecht hat, selbst für einen hiesigen Einwohner; ich aber bin — ein Fremdling."

„Sie müssen zu uns halten, Wassili Iwanytsch ... Als unser Führer!" rief der Wirt und bat zum Imbiß.

(Fortsetzung folgt.)

Teß.

Von

Thomas Hardy.

(Fortsetzung.)

Der Waschzuber stand noch auf der alten Stelle auf dem gleichen alten Mostfasse wie früher, und ihre Mutter stand, nachdem sie das Wäschestück beiseite gelegt, gerade im Begriff, mit ihren Armen wieder in denselben hinein zu fahren.

„Was — Teß! — Kind, ich meinte, Du seist verheiratet! Wirklich und wahrhaftig verheiratet — wir haben Dir doch das Fäßchen Most geschickt —"

„Ja, Mutter, das bin ich auch."

„Das heißt, Du sollst noch —"

„Nein, ich bin es."

„Du bist es! Wo ist dann Dein Mann?"

„Er ist für einige Zeit fortgegangen."

„Fortgegangen! Wann hast Du denn geheiratet? An dem Tage, den Du angegeben?"

„Ja, am Dienstag, Mutter."

„Und heute haben wir Samstag, und er ist fortgegangen?"

„Ja, er ist fortgegangen."

„Was soll das heißen? Ich meine, da mußt Du Dir eine schöne Sorte Mann aufgegabelt haben!"

„Mutter!" Teß trat auf Frau Durbeyfield zu, barg ihr Gesicht an dem Busen der alten Frau und brach in heftiges Schluchzen aus. „Ich weiß nicht, wie ich es Dir erklären soll, Mutter! Du hast mir gesagt und auch geschrieben, ich solle es ihm nicht sagen. Ich habe es ihm aber doch gesagt — ich konnte nicht anders — und da ist er fortgegangen!"

„Ach, Du thörichtes Ding, Du — Du thörichtes Ding!" platzte Frau Durbeyfield heraus und bespritzte in ihrer Aufregung sich und Teß mit Wasser, „Gott verzeihe mir, daß ich es aussprechen muß, aber ich sage noch einmal, Du thörichtes Ding!"

Teß bekam einen förmlichen Weinkrampf. Das, was sie so viele Tage zurückgehalten, brach nunmehr mit Gewalt los.

„Ich weiß es — ich weiß — ich weiß!" stotterte sie unter ihren Thränen hervor. „Aber, Mutter, liebe Mutter, ich konnte nicht anders! Er war so gut, und ich fühlte die ganze Schlechtigkeit, die darin gelegen hätte, ihn über das Vorgefallene zu täuschen. Wenn — wenn — wenn ich es nochmals thun müßte — ich würde es genau so machen. Ich konnte — ich durfte mich nicht so an ihm versündigen!"

„Du hattest Dich doch schon genug dadurch an ihm versündigt, daß Du ihn heiratetest!"

„Ja, ja, darin liegt das ganze Unglück! Aber ich meinte, er könnte mich auf gesetzlichem Wege wieder los werden, wenn er sich nicht darüber hinaus zu setzen vermöchte. Und, ach, wenn Du es wüßtest — wenn Du es nur halbwegs ahnen könntest, wie gern ich ihn hatte — wie ich mich nach seinem Besitz sehnte — und wie mich die Sorge um ihn und der Wunsch, ihm zu gefallen, verzehrten."

Teß war so angegriffen, daß sie nicht mehr weiter konnte, und sank erschöpft auf einen Stuhl.

„Sei nur ruhig; was einmal geschehen ist, ist nicht mehr zu ändern. Ich muß mich nur darüber wundern, daß eines meiner eigenen Kinder ein ebenso großer Dummkopf hat sein können wie die andern Leute — hin zu gehen und etwas auszuplaudern, was er erst hätte entdecken können, wenn es zu spät gewesen!" Jetzt begann Frau Durbeyfield Thränen über sich selbst zu vergießen, als sei sie wirklich eine Mutter, die Mitleid verdiene. „Was der Vater sagen wird, weiß ich nicht," fuhr sie dann fort; „er hat die ganze Zeit über bei Rolliver und im ‚Reinen Tropfen' von nichts anderem gesprochen als Deiner Heirat, und wie seine Familie sich jetzt wieder durch Dich zu ihrem alten Range erheben werde — der arme alte Narr! Und nun kommst Du und machst ihm diese Bescherung! Ach Gott, ach Gott!"

Um das Unglück voll zu machen, hörte man Teß' Vater in diesem Augenblick herankommen. Er trat jedoch nicht sofort ein, und Frau Durbeyfield sagte, daß sie es auf sich nehmen wolle, ihm die Sache möglichst glimpflich beizubringen, Teß möge sich nur

einstweilen vor ihm verbergen. Nachdem der erste Aufruhr des Unwillens sich gelegt, begann Joan das Mißgeschick aufzunehmen, wie sie Teß' erstes Unglück aufgenommen hatte, so wie sie etwa einen verregneten Festtag oder eine mißratene Kartoffelernte hingenommen hätte; als eine Sache, die unabhängig von Verschulden oder Leichtsinn über sie gekommen; als etwas, was der Zufall über sie verhängt und das ertragen werden müsse, nicht als eine Lehre.

Teß zog sich in das obere Stockwerk zurück und gewahrte beim Umherblicken, daß die Betten umgestellt und alles anders angeordnet war. Ihr früheres Bett war für zwei jüngere Geschwister hergerichtet worden. Für sie gab es jetzt hier keinen Platz mehr.

Da die Räumlichkeiten der beiden Geschoße nur durch einen dünnen Bretterboden von einander geschieden waren, konnte sie fast alles vernehmen, was unten vorging. Jetzt trat ihr Vater ein und hatte, wie es schien, ein lebendes Huhn in der Hand. Er trieb seinen Handel nunmehr zu Fuß, da er auch sein zweites Pferd hatte verkaufen müssen, und zog mit einem Korb am Arme umher. Das Huhn hatte er früh am Morgen mitgenommen, wie er das häufig zu thun pflegte, um den Leuten zu zeigen, daß er seinem Geschäfte nachgehe, obwohl es über eine Stunde lang in der Wirtschaft von Rolliver mit zusammengebundenen Füßen unter dem Tisch gelegen hatte.

„Wir haben da soeben eine Geschichte gehabt," begann Durbeyfield und setzte dann seiner Frau des längern und breitern aus einander, wie sich in der Wirtschaft eine Streitfrage über die Geistlichkeit erhoben hatte anläßlich des Umstandes, daß seine Tochter in eine geistliche Familie geheiratet habe. „Die Mitglieder derselben wurden früher mit ‚Sir' angeredet, gerade so wie meine Vorfahren," sagte er, „obschon sie sich heutzutage ganz bürgerlich hatten." Da Teß gewünscht, daß man von ihrer Verheiratung kein großes Gerede mache, habe er es nur bei diesen Andeutungen bewenden lassen, doch hoffe er, daß Teß nicht mehr lange darauf bestehen werde. Seiner Meinung nach sollte das Paar den Namen D'Urberville in der ursprünglichen Form annehmen. Das laute besser als der Name ihres Mannes. Er fragte, ob noch kein Brief von ihr angekommen sei.

Seine Frau antwortete ihm, nein, doch sei leider Teß selbst gekommen.

Als er alsdann die traurige Geschichte zu hören bekommen hatte, drängte, was bei Durbeyfield selten vorkam, das Gefühl tiefer Beschämung die Stimmung des Rausches zurück. An und für sich ging ihm freilich die Sache nicht sehr zu Herzen; es war ihm nur darum zu thun, was die anderen dazu sagen würden.

„Wer hätte gedacht, daß es so kommen würde," sagte Sir John. „Ich mit meiner Familiengruft da drüben zu Kingsbere, die so groß ist wie Squire Jollards Bierkeller und in der sie zu sechs und sieben begraben liegen, Staub und Asche von so gutem englischem Adel, wie die Geschichte ihn nur aufzuweisen hat! Sollst nur hören, was die Kerle bei Rolliver und im ‚Reinen Tropfen' mir sagen werden. Wie sie sticheln und mich hänseln werden! ‚Das ist also die gute Partie! Da kommt Deine Familie ja schön wieder auf den Fuß wie zu König Normans Zeiten!' Das geht mir zu tief zu Herzen, Joan; ich muß ein Ende machen, mit mir selbst, mit dem Titel, mit allem — ich halte es nicht länger mehr aus . . . Aber sag einmal, muß er sie denn nicht bei sich behalten, wenn sie verheiratet sind?"

„Natürlich. Aber das will sie nicht."

„Meinst Du denn, daß sie wirklich verheiratet sind, oder . . . ist es wieder wie das erstemal?"

Die arme Teß, die das alles mit angehört hatte, konnte es nicht über sich bringen, noch weiteres zu vernehmen. Die Wahrnehmung, daß ihr Wort sogar hier, in ihrem eigenen Elternhause, angezweifelt werde, rief in ihr eine tiefe Abneigung gegen diesen Ort hervor. Wie unerbittlich stürmte das Schicksal gegen sie ein. Wenn sie sogar beim Vater dem Zweifel begegnete, was hatte sie dann von den Nachbarn und Verwandten zu erwarten? Nein, sie konnte nicht länger zu Hause bleiben!

Sie bestimmte daher nur wenige Tage zu ihrem Aufenthalt daselbst, und sie erhielt gegen Ende derselben einen kurzen Brief von Clare, in dem er ihr mitteilte, daß er sich nach dem Norden Englands begeben, um sich dort nach einer Pachtung umzusehen. In ihrem Bemühen, äußerlich die Stellung seiner Frau aufrecht zu erhalten und um ihren Eltern die ganze Ausdehnung der zwischen ihnen eingetretenen Spannung zu verbergen, benutzte sie den Brief als Vorwand, sich zu entfernen, und ließ sie unter dem Eindrucke, daß sie weggehe, um sich wieder mit ihm zu vereinigen. Dann aber, um nicht auf ihren Gatten den Schein fallen zu lassen, als lasse er es an Artigkeit gegen sie fehlen, nahm sie von den fünfzig Pfund, die Clare ihr gegeben hatte, fünfundzwanzig und händigte den Betrag ihrer Mutter ein, als ob das für die Frau eines Mannes wie Angel Clare etwas Alltägliches sei, mit dem Bemerken, es sei eine bloße Erkenntlichkeit für die Sorge und Not, die sie ihnen in früherer Zeit verursacht habe. Nachdem sie sich auf diese Weise ein gewisses Ansehen gegeben, sagte sie ihnen Lebewohl, und dann kam es für einige Zeit in dem Durbeyfieldschen Hause, dank Teß' opferwilliger Spende, zu einem vergnüglichen Leben, indem die Mutter behauptete und thatsächlich auch glaubte, die kleine Verstimmung zwischen dem jungen Paare habe sich von selbst wieder ausge-

glichen, weil bei beiden die Ueberzeugung durchgedrungen sei, daß sie ohne einander nicht leben könnten.

V.

Es war drei Wochen nach der Heirat, als Clare die Anhöhe hinabschritt, die zu dem Pfarrorte seines Vaters führte. Während er sich diesem näherte, sah er den Kirchturm in den Abendhimmel hinein ragen, als richte er eine ernste Mahnung an ihn und frage ihn, zu welchem Zwecke er komme. Kein lebendes Wesen schien Notiz von ihm zu nehmen und noch weniger ihn zu erwarten. Er kam an wie ein Geist, und selbst der Hall seiner eigenen Schritte hatte etwas Unheimliches und Beängstigendes.

Das Bild des Lebens hatte sich vor ihm geändert. Früher hatte er es nur von der Gedankenwelt aus gekannt; nun, meinte er, kenne er es als erfahrener Mann, obwohl auch das vielleicht noch nicht der Fall war. Gleichwohl stand die Menschheit nicht mehr in der sinnvollen Anmut italienischer Kunst vor ihm, sondern in der starren und grausigen Formbildung eines Wiertz-Museums und mit dem lauernden Blick eines Van Beersschen Studienkopfes.

Seine Lebensführung während dieser ersten Wochen war ein äußerst unbeständiges gewesen. Nachdem er mechanisch, als ob gar nichts vorgefallen wäre, versucht hatte, seine landwirtschaftlichen Pläne weiter zu verfolgen, darin dem Rate der großen Weisheitslehrer aller Zeiten folgend, kam er zu dem Schlusse, daß nur wenige dieser großen und weisen Männer weit genug aus sich selbst herausgegangen seien, um die Stichhaltigkeit ihres Lehrsatzes zu erproben. „Das ist die Hauptsache: laß dich nicht verwirren," sagt der heidnische Moralprediger. So hatte Clare es auch gemeint, und dennoch war die Verwirrung über ihn gekommen. „Laß dein Herz sich nicht beschweren, aber laß es auch nicht furchtsam sein," sagt der Nazarener. Clare wollte sich getreu an diese Worte halten, und doch war das Herz ihm schwer geworden. Wie hätte er gewünscht, diesen beiden großen Denkern gegenüber treten zu können, um sich als Gleichberechtigter an sie zu wenden und sie zu bitten, ihm die Deutung ihrer Worte zu geben!

Seine Stimmung schlug in eine verdrießliche Teilnahmslosigkeit um, bis er sich zuletzt einredete, er blicke auf sein eigenes Dasein nur noch mit dem gleichgiltigen Interesse eines unbeteiligten Dritten.

Was ihn am meisten erbitterte, war die Ueberzeugung, daß seine ganze trostlose Lage nur durch den zufälligen Umstand verschuldet worden sei, daß sie zu der Familie D'Urberville gehöre. Warum hatte er, als er erfuhr, daß Teß aus einem Zweige dieses herabgekommenen Geschlechts stamme und nicht zu der Schicht des von unten aufsprießenden neuen Lebens gehöre, sie nicht, seinen Grundsätzen getreu, stoisch verlassen? Das hatte er sich durch seinen Abfall zugezogen, und seine Strafe war verdient.

Dann wurde er ängstlich und unruhig, und seine Unruhe steigerte sich immer mehr. Er fragte sich, ob er sie nicht lieblos behandelt habe. Er aß und trank, ohne zu wissen, was er that. Während die Stunden dahin gingen und während jeder einzelne Abschnitt aus der langen Reihe der entschwundenen Tage an seinem Geiste vorüber zog, gewahrte er, wie innig die Vorstellung, in Teß ein liebes Besitztum zu haben, mit allen seinen Entwürfen, Worten und Schritten verwachsen war.

Bei seinem planlosen Umherstreifen fiel ihm in der Vorstadt einer kleinen Landstadt ein rot und blauer Maueranschlag auf, in welchem die großen Vorzüge des Kaiserreichs Brasilien für auswanderungslustige Landwirte aus einander gesetzt wurden. Land war zu einem wahren Spottpreise feil. Teß konnte gegebenen Falls mit ihm dorthin gehen, und vielleicht waren in jenem Lande mit den scharfen Gegensätzen in seinem landschaftlichen, gesellschaftlichen und ganzen sonstigen Charakter die Vorurteile nicht so stark, die ihm hier ein Zusammenleben mit ihr als unmöglich erscheinen ließen. Kurz, er fühlte eine starke Neigung, es mit Brasilien zu versuchen, besonders da jetzt die Zeit zur Ueberfahrt günstig war.

Von diesem Gedanken erfüllt, lenkte er seine Schritte nach Emminster zurück, um seine Eltern mit seinem Vorhaben vertraut zu machen und um ihnen seine Trennung von Teß, so gut es ging, plausibel zu machen, ohne ihnen von dem wahren Sachverhalt etwas mitzuteilen. Als er an der Thür anlangte, schien ihm der Neumond gerade ins Gesicht, genau so wie es in jener nächtigen Stunde, als er sein Weib in seinen Armen über den Fluß zu dem alten Begräbnisplatze der Mönche getragen hatte, mit dem abnehmenden Viertel der Fall gewesen war; nur war sein Gesicht jetzt schmäler geworden.

Clare hatte den Eltern seinen Besuch nicht vorher angezeigt; er fiel daher so unvermutet in das Pfarrhaus, wie ein Eisvogel oder Königsfischer, der sich unversehens auf einen Fischteich stürzt. Sein Vater und seine Mutter saßen beide im Wohnzimmer, doch war keiner von seinen Brüdern anwesend. Angel trat ein und zog die Thür geräuschlos hinter sich zu.

„Ja — aber — wo ist denn Deine Frau, lieber Angel?" rief ihm seine Mutter entgegen. „Das nenne ich eine Ueberraschung!"

„Sie ist — einstweilen — bei ihrer Mutter. Ich komme in aller Eile hierher, weil ich mich entschlossen habe, nach Brasilien zu gehen."

„Nach Brasilien? Aber da ist ja alles katholisch!"

„So? Daran hatte ich gar nicht gedacht."

Aber selbst die Neuigkeit und die schmerzliche

Kunde, daß er nach einem papistischen Lande gehen wolle, konnte auf die Dauer bei seinem Vater und seiner Mutter das natürliche Interesse an der Heirat ihres Sohnes nicht zurückhalten.

„Wir erhielten vor drei Wochen von Dir die kurze Anzeige, daß die Hochzeit stattgefunden habe," sagte Mrs. Clare, „und Dein Vater schickte ihr, wie Du weißt, das Vermächtnis Deiner Großmutter. Schließlich war es das beste, daß keiner von uns dabei war, zumal Du sie ja vom Meierhofe und nicht von ihrer elterlichen Wohnung aus heiraten wolltest. Dir würde es eine Verlegenheit und uns keine Freude bereitet haben. Deine Brüder fühlten das ganz entschieden. Nun, da es geschehen, sind wir mit allem einverstanden, besonders wenn sie sich für den Beruf eignet, den Du Dir erwählt hast, statt in den Dienst der Kirche zu treten ... Doch ich hätte sie gerne vorher gesehen oder doch etwas Näheres von ihr erfahren. Wir schickten ihr von uns aus kein Geschenk, weil wir nicht wußten, was ihr Freude machen würde, aber Du mußt wissen, daß das nur aufgeschoben ist. Angel, weder Dein Vater noch ich haben etwas gegen Dich wegen Deiner Heirat; doch glaubten wir uns bezüglich Deiner Frau eine gewisse Zurückhaltung auferlegen zu sollen, bis wir sie gesehen. Und nun hast Du sie nicht mitgebracht. Das scheint sonderbar. Es ist doch nichts vorgefallen?"

Er sagte, sie hätten es für das beste gehalten, daß sie einstweilen zu ihren Eltern ginge, während er hierher käme.

„Ich will damit nicht sagen, liebe Mutter," fuhr er fort, „daß es gleich von Anfang meine Absicht gewesen, sie so lange von diesem Hause fern zu halten, bis ich die Ueberzeugung gewonnen, daß ich sie füglicherweise hier einführen könnte. Aber die Idee mit Brasilien ist ganz plötzlich gekommen. Gehe ich dahin, so ist es nicht rätlich, sie gleich bei meiner ersten Reise mitzunehmen. Sie soll so lange bei ihrer Mutter bleiben, bis ich zurückkomme."

„Und ich soll sie nicht sehen, bis ihr beide zusammen abreist?"

Er glaubte, es würde früher wohl nicht der Fall sein. Ursprünglich war, wie gesagt, seine Absicht gewesen, sie ihnen erst nach einiger Zeit zuzuführen, um die Vorurteile — die Empfindungen — die sie gegen sie hegen möchten, in keiner Weise zu verletzen; andere Gründe hatten ihn darin bestärkt. Er gedachte etwa in einem Jahr zurück zu kommen; und es könne möglich sein, daß sie Teß vorher zu sehen bekämen, ehe er zum zweitenmale — mit ihr — abreiste.

Ein rasch hergerichtetes Abendbrot wurde hereingebracht, und Clare setzte seine weiteren Pläne auseinander. Seine Mutter konnte immer noch nicht darüber hinaus, daß sie die junge Frau nicht sehen solle. Durch ihr mütterliches Mitgefühl war sie von Clares einstiger Begeisterung für Teß angesteckt worden, und zwar so weit, daß sie sich schließlich selbst einredete, auch aus Nazareth könne etwas Gutes kommen — und aus dem Meierhofe von Talbothays ein reizendes Frauchen. Sie verlor Clare nicht aus dem Auge, während er aß.

„Kannst Du sie mir nicht beschreiben? Ich bin überzeugt davon, daß sie sehr hübsch ist, Angel."

„Das wird sich wohl von selbst verstehen," sagte er, hinter einem Scherze seine Bitterkeit verbergend.

„Und doch auch wohl, daß sie brav und rechtschaffen ist?"

„Brav und rechtschaffen, das ist sie."

„Ich kann sie ganz deutlich vor mir sehen. Du sagtest früher, sie habe eine hübsche Figur mit rundlichen Formen; sie habe frische rote Lippen, dunkle Wimpern und Brauen; das Haar trage sie in einem armsdicken Strang aufgewickelt, und die Augen seien tiefdunkel violettblau."

„Ja, Mutter, so ist's."

„Ich sehe sie leibhaftig vor mir. Und da sie so abgeschieden von der Welt lebte, hat sie wohl vor Dir kaum einen jungen Mann zu sehen bekommen."

„Kaum."

„Du warst also ihre erste Liebe."

„Das war ich."

„Es sind nicht die schlimmsten Frauen, diese frischen, rotbackigen Mädchen vom Lande. Ich hätte freilich gewünscht — doch da mein Sohn nun einmal Landwirt werden will, ist es vielleicht besser für ihn, wenn er eine Frau bekommt, die an das Leben im Freien gewöhnt ist."

Sein Vater war weniger wißbegierig; doch als die Zeit für das Kapitel aus der Bibel kam, das er stets vor dem Abendgebete vorzulesen pflegte, sagte der Pfarrer zu seiner Frau:

„Da Angel gekommen ist, glaube ich, wir wählen besser das einunddreißigste Kapitel der ‚Sprichwörter' als dasjenige, das eigentlich für heute bestimmt war."

„Du hast recht," sagte Mrs. Clare. „Die Worte König Lemuels" (sie konnte die Bibel ebenso geläufig wie ihr Mann nach Kapitel- und Verszahl citiren). „Mein lieber Sohn, Dein Vater hat beschlossen, uns das Kapitel aus den Sprüchen zum Lobe einer tugendhaften Frau vorzulesen. Wir haben nicht nötig, uns seinen Bezug auf die Abwesende zu vergegenwärtigen. Möge der Himmel sie beschützen auf allen ihren Wegen."

Clare schnürte sich die Kehle zusammen. Das tragbare Lesepult wurde aus der Ecke herbeigeholt und mitten vor den Kamin gestellt, und Angels Vater begann seine Vorlesung mit dem zehnten Verse des erwähnten Kapitels:

„Wem ein tugendhaftes Weib bescheret ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen. Sie steht des Nachts auf und gibt Futter ihrem Hause und Essen ihren Dienerinnen. Sie gürtet ihre Lenden fest und stärket ihre Arme. Sie merket, wie ihr Handel Nutzen bringt, ihre Leuchte verlöscht des Nachts nicht. Sie schauet, wie es in ihrem Hause zugeht, und isset ihr Brot nicht mit Faulheit. Ihre Söhne kommen auf und preisen sie selig, ihr Mann lobet sie. Viele Töchter bringen Reichtum, du aber übertriffst sie alle."

Als die Vorlesung zu Ende war, sagte seine Mutter:

„Ich habe unwillkürlich daran denken müssen, wie das Kapitel, das Dein lieber Vater uns vorgelesen hat, in einigen seiner Einzelheiten so gut auf die Frau paßt, die Du Dir auserwählt hast. Du siehst, die vollkommene Frau war eine Arbeiterin; nicht eine Müßiggängerin, nicht eine feine Dame, sondern eine, die Hand, Kopf und Herz in den Dienst ihrer Nächsten stellte. ‚Ihre Söhne kommen auf und preisen sie selig, ihr Mann lobet sie. Viele Töchter bringen Reichtum, du aber übertriffst sie alle.' Ich wünschte nur, ich hätte sie gesehen. Da sie rein und tugendhaft ist, ist sie für mich gebildet genug."

Clare konnte es nicht mehr aushalten. In seine Augen traten Thränen, die schwer schienen wie geschmolzenes Blei. Er sagte rasch diesen treuen und lieben Seelen gute Nacht, die ihn so sehr liebten, die weder von der Welt, noch dem Fleische, noch dem Teufel in ihrem eigenen Herzen etwas kannten, und denen das alles nur etwas Unbestimmtes, sie lediglich von außen her Berührendes war. Er ging hinauf nach seinem Zimmer.

Seine Mutter folgte ihm und klopfte an seine Thür. Clare öffnete und gewahrte sie draußen stehen, etwas Sorgenvolles in ihrem Blicke.

„Angel," fragte sie, „fehlt Dir etwas, daß Du so früh aufgebrochen bist? Ich bin überzeugt davon, daß Du etwas hast."

„Ja, Mutter, ich bin etwas verstimmt."

„Wegen ihr, nicht wahr? Ich habe es gleich gemerkt — es muß wegen ihr sein! Habt ihr in den ersten Wochen schon Streit mit einander gehabt?"

„Nicht gerade Streit, aber es entstand eine Differenz zwischen uns!"

„Angel, ist sie wirklich eine junge Frau, die sich wegen ihres Vorlebens nichts vorzuwerfen hat?"

Mit dem Instinkt einer Mutter hatte Mrs. Clare die Ursache der Beunruhigung herausgefunden, von der sie ihren Sohn bedrückt sah.

„Nicht das geringste," erwiderte Clare und fühlte, daß er diese Lüge aussprechen müsse, wenn er auch dafür in den tiefsten Höllengrund verdammt werden sollte.

„Dann hat das übrige weiter nichts auf sich. Gibt es doch im Grunde im ganzen Bereich der Natur kaum etwas so Reines als ein unverdorbenes Mädchen vom Lande. Das Derbe der Umgangsformen, das vielleicht anfangs Dein feineres Empfinden verletzen wird, wird sich, ich bin überzeugt davon, unter dem Einflusse eures Zusammenlebens und Deiner Leitung verlieren."

Der unfreiwillige Sarkasmus, der sich in diesem blinden Vertrauen aussprach, brachte es Clare erst zum Bewußtsein, daß er sich durch seine Heirat seine ganze Zukunft verdorben habe, ein Gedanke, der sich ihm im ersten Augenblicke nach der Enthüllung gar nicht aufgedrängt hatte. Gewiß, seiner selbst wegen kümmerte er sich nicht viel um seine Zukunft; aber er hätte doch gewünscht, daß sie sich um seiner Eltern und um seiner Brüder willen zu einer vorwurfsfreien gestaltet hätte. Und wie er jetzt in das Licht blickte, war es ihm, als sage die Flamme ihm still und leise, sie sei da, um ihren Schein auf anständige und gute Leute fallen zu lassen, aber nicht auf einen Betrogenen und Schiffbrüchigen.

Als seine Erregung sich etwas gelegt hatte, kamen Augenblicke, in denen er sich gegen seine arme Frau erbitterte, weil sie ihn in eine Lage gebracht, die ihn zur Hintergehung seiner Angehörigen zwang. In seiner verdrießlichen Stimmung sprach er fast zu ihr, als ob sie sich im Zimmer befinde. Dann aber teilte der sanfte Laut ihres klagenden Vorwurfs das Dunkel, er fühlte den süßen Druck ihrer Lippen auf seinen Brauen und glaubte in der Luft den warmen Hauch ihres Atems zu spüren.

In dieser Nacht dachte die junge Frau, gegen die sein stiller Vorwurf sich richtete, nur daran, wie groß und gut ihr Mann sei. Aber über beiden schwebte ein bedrohlicherer Schatten als derjenige, den Angel Clare gewahrte: der seiner eigenen Beschränktheit. Bei aller Unabhängigkeit des Urteils, der dieser aufgeklärte und fortgeschrittene junge Mann, ein Musterprodukt der letzten fünfundzwanzig Jahre, sich rühmte, war er doch der Sklave der Gewohnheit und der Konvention, sobald etwas berührt wurde, was den von seiner ersten Jugenderziehung ihm beigebrachten Eindruck streifte.

VI.

Beim Frühstück war Brasilien fast ausschließlicher Gegenstand der Unterhaltung, und alle bestrebten, sich den Versuch, den Clare auf dem Boden dieses Landes machen wollte, in dem günstigsten Lichte darzustellen, trotz der wenig ermutigenden Berichte einiger Landarbeiter, die dahin ausgewandert und binnen Jahresfrist bereits wieder zurückgekehrt waren. Nach dem Frühstücke ging Clare in das Städtchen, um verschiedene kleine Geschäfte, die er dort hatte, abzuwickeln, und

erhob bei seinem Bankhause den ganzen Vermögensbetrag, über den er verfügte. Auf dem Rückwege begegnete ihm in der Nähe der Kirche Miß Mercy, die auf ihn den Eindruck einer sich von den Kirchenmauern ablösenden Erscheinung machte. Sie trug unter dem Arm einen Pack Bibeln, die sie zum Austeilen unter ihre Zöglinge bestimmt hatte; hatte sie sich doch eine Lebensanschauung angeeignet, infolge der ihr fast alles das, was anderen Kopfschmerzen verursachte, ein glückseliges Lächeln auf die Lippen zauberte — eine beneidenswerte Gabe, wenn sie auch um den Verrat des Menschengefühls an den Mystizismus erkauft war.

Sie hatte bereits vernommen, daß er England verlassen wolle, und meinte, das sei eine ganz vortreffliche und vielverheißende Idee.

„Ja, in geschäftlicher Hinsicht spricht entschieden viel dafür," antwortete er. „Aber, meine liebe Mercy, es durchschneidet den ruhigen Zusammenhang des Daseins. Vielleicht wäre ein Kloster besser gewesen."

„Ein Kloster! Aber, Angel Clare!"

„Was denn?"

„Ein Kloster bedeutet Mönchstum, und Mönchstum Katholizismus."

„Und Katholizismus Sünde," warf er spöttisch ein, „und Sünde ewige Verdammnis. Du befindest Dich in einem ganz bedenklichen Zustande, Angel Clare."

„Ich bin stolz auf meinen Protestantismus," sagte sie in strengem Tone.

Dann rief Clare sie in einer Anwandlung jener dämonischen Launen, in welcher man oft das Gegenteil seiner Ueberzeugung thut, ganz nahe zu sich heran und flüsterte ihr mit teuflischem Behagen die ketzerischsten Gedanken, auf die er verfallen konnte, ins Ohr. Das Gelächter, das er im ersten Augenblick anschlug, als er den in ihren Zügen sich aussprechenden Ausdruck des Schreckens gewahrte, verstummte, als dieser sich in den des Kummers und ernstlicher Sorge um sein Wohlergehen verwandelte.

„Liebe Mercy," sagte er, „Du mußt mir verzeihen. Ich glaube, ich werde verrückt."

Sie glaubte das wirklich, und so endete ihre Unterhaltung und Clare ging in das Pfarrhaus zurück. Bei seinem Bankier hinterlegte er den Familienschmuck bis auf bessere Tage. Ebenso wies er bei dem Bankhause eine Summe auf Teß an, die dieser, je nach ihrem Verlangen, in einigen Monaten ausgezahlt werden sollte, und benachrichtigte dann ihre Eltern im Blackmoorthal mit einigen Zeilen über die getroffenen Anordnungen. Mit dieser Summe, die mit der ihr bereits übergebenen etwa fünfzig Pfund ausmachte, hoffte er, werde einstweilen für ihre Bedürfnisse mehr als gesorgt sein, zumal er ihr die Weisung erteilte, sich in etwaigen Notfällen an seinen Vater zu wenden.

Er hielt es für das beste, seine Eltern nicht durch Mitteilung ihrer Adresse mit ihr in direkte Verbindung zu setzen; und da sie nichts von dem wußten, was die Entfremdung zwischen den beiden hervorgerufen, verlangten weder der Vater noch die Mutter, daß er das thun solle. Im Laufe des Tages verließ er das Pfarrhaus, denn er wünschte das, was er noch zu besorgen hatte, möglichst rasch zu erledigen.

Als letzte Pflicht vor seiner Abreise aus England hielt er es, nochmals in dem Pächterhause von Wellbridge, in welchem er mit Teß die ersten drei Tage nach seiner Verheiratung zugebracht, vorzusprechen, da noch der kleine Mietbetrag zu entrichten, die Schlüssel zu den Zimmern, die sie inne gehabt, abzugeben und noch einige dort zurückgelassene Kleinigkeiten abzuholen waren. Unter diesem Dache hatte der tiefste Schatten, der bisher sein Leben betroffen, sich mit seinem Dunkel über ihn gebreitet. Als er aber die Thüre zu dem Wohnzimmer aufgeschlossen und einen Blick hineingeworfen hatte, war das erste, an das er denken mußte, ihre Ankunft an einem Nachmittage gleich diesem, das ihnen so neue Gefühl, zum erstenmale eine Wohnung für sich zu haben, die erste Mahlzeit, die sie gemeinsam eingenommen, und das erste vertrauliche Geplauder vor dem Kaminfeuer.

Der Pächter und seine Frau waren im Augenblicke seiner Ankunft auf dem Felde, und Clare blieb einige Zeit in den Zimmern allein. Innerlich wieder von Empfindungen erfüllt, mit denen er noch nicht zu rechnen gelernt, ging er hinauf in ihr Zimmer, das niemals das seinige hatte werden sollen. Das Bett stand sauber da, wie sie es mit ihren Händen am Morgen der Abreise zurecht gemacht hatte. Der Mistelzweig hing unter dem Betthimmel gerade so, wie er ihn angebracht. Bliebe er noch drei oder vier Wochen dort hängen, so würde er seine Farbe verlieren und die Blätter und Beeren welk werden. Er riß ihn herunter und warf ihn in den Kamin. Als er dort stand, beschlichen ihn zum erstenmale Zweifel, ob sein Betragen ein vernünftiges, geschweige denn ein edelmütiges gewesen sei. Aber war er nicht grausam getäuscht worden? In dem Drange der auf ihn einstürmenden Gefühle kniete er neben dem Bette mit thränengefüllten Augen nieder. „O Teß! Hättest Du mir es nur früher gesagt, ich würde Dir ja vergeben haben!" klagte er.

Unten Tritte vernehmend, erhob er sich und trat an das Treppengeländer. Auf den untersten Stufen sah er ein weibliches Wesen stehen, und als sie das Gesicht zu ihm erhob, erkannte er, daß es die bleiche dunkeläugige Izz Huett war.

„Herr Clare," sagte sie, „ich bin gekommen, um Sie und Ihre Frau aufzusuchen und einmal zu sehen, wie es Ihnen geht. Ich dachte, Sie würden wieder zurück sein."

Das war ein Mädchen, dessen Geheimnis er erraten, das jedoch das seinige nicht durchdrungen hatte; ein anständiges Mädchen, das ihn liebte und das für einen Landwirt eine ebenso gute und passende Lebensgefährtin geworden wäre wie Teß.

„Ich befinde mich allein hier," sagte er, „wir wohnen jetzt nicht mehr hier." Nachdem er ihr dann aus einander gesetzt, weshalb er noch einmal zurückgekommen, fragte er: „Welchen Weg willst Du zurückgehen, Izz?"

„Ich bin jetzt nicht mehr in Talbothays," antwortete sie.

„Wieso denn?"

Izz sah zu Boden.

„Es war so traurig dort, daß ich nicht mehr bleiben mochte. Ich gehe dort hinaus." Und dabei wies sie nach der Richtung, die er selbst einzuschlagen willens war.

„So — führt Dein Weg Dich dahin, dann kann ich Dich ja ein Stückchen mitnehmen."

Ihre brünette Gesichtsfarbe rötete sich etwas.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Clare," sagte sie.

Er traf dann den Pächter und brachte mit ihm die Rechnung wegen der Miete und noch einiger anderer Kleinigkeiten in Ordnung, die noch von ihrem Aufenthalte her zu begleichen waren. Als er zu seinem Einspänner zurückkehrte, stieg Izz zu ihm herauf und nahm an seiner Seite Platz.

„Ich will aus England fortgehen," sagte er, als sie eine Strecke gefahren waren, „nach Brasilien."

„Ist es Ihrer Frau denn recht, daß sie eine so weite Reise machen muß?" fragte sie.

„Sie bleibt einstweilen hier und kommt später nach — etwa in einem Jahr. Ich gehe hin, um vorläufig Umschau zu halten — um zu sehen, wie das Leben sich dort macht."

Sie fuhren in östlicher Richtung ziemlich rasch weiter, und Izz verhielt sich einstweilen schweigend.

„Wie steht es denn mit den anderen?" fragte er. „Was macht Retty?"

„Sie befand sich in einem etwas aufgeregten Zustand, als ich sie zuletzt sah; sie war so mager geworden und sah so verfallen aus, als ob Schlimmes zu befürchten wäre. Sie bekommt jetzt gewiß keinen Liebhaber mehr."

„Und Marian?"

Izz dämpfte ihre Stimme etwas.

„Marian trinkt."

„Nicht möglich!"

„Doch, doch. Der Meier sagt, er müsse sie fortschicken."

„Und Du?"

„Ich trinke nicht und fühle mich auch nicht ungesund. Aber mit dem Singen des Morgens vor dem Frühstück ist es jetzt nichts mehr."

„Wie kommt das? Weißt Du noch, wie hübsch Du das singen konntest: ‚Es war in Amors Garten' und ‚Des Schneiders kurze Hosen', morgens beim Melken?"

„Ach ja. Das war aber, als Sie eben angekommen waren, nachher nicht mehr, als Sie schon einige Zeit bei uns waren."

„Wie kam es denn, daß Du aufhörtest?"

Statt aller Antwort warf sie ihm aus ihren dunkeln Augen einen kurzen, lebhaften Blick zu.

„Aber, Izz! Wie konntest Du nur — so einen, wie ich bin," sagte er und versank in Nachdenken. „Nun denn — wenn ich Dich gebeten hätte, meine Frau zu werden?"

„Dann hätte ich Ja gesagt, und Sie hätten eine Frau bekommen, die Sie recht gern gehabt hätte!"

„Wirklich!"

„Von ganzem Herzen," flüsterte sie erregt. „O, mein Gott! Haben Sie denn davon niemals etwas bemerkt?"

Sie waren nunmehr zu einem abzweigenden Seitenwege gelangt.

„Hier muß ich absteigen. Ich wohne dort," sagte Izz jetzt plötzlich, nachdem sie sich längere Zeit ganz schweigend verhalten.

Clare ließ das Pferd langsamer gehen. Er haderte mit seinem Geschick und murrte gegen die bestehende gesellschaftliche Ordnung, denn sie hatte ihn in einen Winkel gedrängt, aus welchem sie ihm keinen Ausweg gestattete. Warum nicht Rache nehmen an der Gesellschaft durch eine souveräne Selbstbestimmung seines Lebensweges, statt in so unterwürfiger Weise die Zuchtrute der Konvention zu küssen?

„Izz, ich gehe allein nach Brasilien," sagte er. „Ich habe mich von meiner Frau getrennt aus persönlichen Gründen, nicht wegen der Reise. Ich kann nicht mehr mit ihr zusammen leben. Ob ich Dich lieben kann, weiß ich noch nicht; aber — willst Du statt ihrer mit mir gehen?"

„Ist das Ihr Ernst? Soll ich das wirklich thun?"

„Ja, ganz gewiß. Man hat mir übel genug mitgespielt, daß ich nach einer Entschädigung verlangen darf. Und Du liebst mich wenigstens ohne jede Nebenabsicht."

„Ja — ich will mitgehen," sagte Izz nach kurzem Bedenken.

„Du willst? Weißt Du auch, was das bedeutet, Izz?"

„Ja, daß ich so lange bei Ihnen bleiben darf, als Sie drüben sind. Das ist genug für mich."

„Bedenke, daß Du mich für moralisch nicht mehr sehr stark halten darfst. Auch muß ich Dich darauf aufmerksam machen, daß das, was wir thun wollen, in den Augen der Welt — das heißt der Leute, wie

sie bei uns sind, als unvereinbar mit Anstand und Sitte gilt."

„Daran liegt mir nichts; keine Frau fragt darnach etwas, wenn es zum äußersten gekommen ist und es keinen andern Ausweg mehr gibt."

„Dann steige nicht ab, sondern bleibe bei mir sitzen."

Er fuhr an der Wegkreuzung vorbei, eine Meile, zwei Meilen, ohne Zeichen einer besondern Erregung kundzugeben.

„Du hast mich wirklich gern, sehr gern, Izz?" fragte er plötzlich.

„Ja, das habe ich — ich habe es schon gesagt. Ich habe Sie gleich von der ersten Zeit her gern gehabt, als Sie auf den Meierhof kamen."

„Hast Du mich denn mehr geliebt als Teß?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein," sagte sie leise, „nicht mehr als sie."

„Warum das denn?"

„Weil niemand Sie mehr hätte lieben können als Teß! Sie würde ihr Leben für Sie hingegeben haben. Mehr hätte ich nicht thun können."

Wie der Prophet auf dem Berge Peor hätte Izz in diesem Augenblick gern Gedanken, die sie nicht hatte, Ausdruck geliehen, aber die überlegene Gewalt, die Teß mit ihrem Charakter über sie ausübte, zwang sie, der Wahrheit die Ehre zu geben.

Clare verhielt sich schweigend; sein Herz schlug höher, als er den Ausdruck einer so aufrichtigen Ueberzeugung von einer Stelle her vernahm, wo er sie am wenigsten vermutet hätte. Seine Ohren wiederholten: „Sie würde ihr Leben für Sie hingegeben haben. Mehr hätte ich nicht thun können."

„Vergiß unser müßiges Geschwätz, Izz," sagte er, das Pferd rasch umwendend. „Ich weiß nicht, was ich vorhin gesagt habe! Ich will Dich jetzt dahin zurückfahren, wo Dein Weg sich abzweigt."

„O, daß ich es Ihnen habe sagen müssen! Wie soll — wie kann — wie kann ich darüber hinaus!"

Izz Huett brach in einen heftigen Thränenstrom aus und schlug sich gegen die Stirn, als sie gewahrte, was sie gethan hatte.

„Thut es Dir leid, daß Du einer Abwesenden einmal ein klein wenig Gerechtigkeit hast widerfahren lassen? O, das mußt Du, das darfst Du nicht, Izz!"

Sie beruhigte sich allmälich wieder.

„Ja, Sie haben recht. Vielleicht wußte ich nicht, was ich sagte, als — als ich erklärte, daß ich mit Ihnen gehen wolle! Ich will etwas — was nicht sein kann!"

„Weil ich bereits eine Frau habe, die mich gern hat?"

„Ja, ja. Die haben Sie."

Sie erreichten die Stelle der Wegkreuzung, über die sie eine halbe Stunde zuvor hinausgefahren waren, und sie sprang von dem Wagen.

„Izz — ich bitte, ich bitte recht herzlich, vergiß meinen Leichtsinn von vorhin, vergiß ihn!"

„Vergessen? Nein, niemals! Bei mir handelte es sich um keinen Leichtsinn!"

Er wußte, wie sehr er den in diesem schmerzerfüllten Aufschrei liegenden Vorwurf verdient hatte, und in dem Gefühle einer Besorgnis, die sich nicht in Worte fassen ließ, sprang er herab und ergriff ihre Hand.

„Komm, Izz, komm, laß uns trotzdem als Freunde scheiden. Du hast keine Ahnung von dem, was ich habe durchmachen müssen!"

Sie war wirklich ein Mädchen von hochherzigem Empfinden und ließ ihren Abschied ungetrübt von jedem Gefühle der Bitterkeit.

„Ich vergebe Ihnen," sagte sie.

„Nun, Izz," sagte er, neben ihr stehend und sich zu der Rolle eines Mentors zwingend, die seinem Gefühl nichts weniger als entsprach, „nun bitte ich Dich, daß Du Marian sagst, wenn Du sie triffst, sie solle ein ordentliches Mädchen bleiben und keine Thorheit begehen. Versprich mir das, und sage Retty, es gebe auf der Welt außer mir noch anständige Männer genug, und sie solle sich mir zu liebe gut und vernünftig betragen — hörst Du — gut und vernünftig, mir zu liebe. Ich sende ihr diesen Scheidegruß, wie ein Sterbender einer Sterbenden; denn ich werde sie wohl niemals wiedersehen. Und Du, Izz, Du hast mich durch Deine aufrichtigen Worte über meine Frau vor einem leichtsinnigen und unanständigen Streiche bewahrt, den ich im Begriffe stand, zu begehen. Weiber mögen schlecht sein, aber sie sind in dieser Hinsicht lange nicht so schlecht wie die Männer! Deswegen schon wirst Du mir unvergeßlich bleiben. Bleibe das gute und liebe Mädchen, das Du bisher gewesen, und denke von mir, daß ich zum Liebhaber nicht getaugt, daß ich Dir aber ein treuer Freund sein werde. Versprich mir das."

Sie versprach es ihm.

„Der Himmel segne und behüte Sie. Leben Sie wohl!"

Er fuhr fort; aber kaum hatte Izz den Seitenweg erreicht und ihn aus dem Gesicht verloren, als sie sich in einem Anfalle wilder Verzweiflung zu Boden warf, und als sie spät am Abend in die Hütte ihrer Mutter trat, lag auf ihrem Gesicht ein Zug des Leidens, der ihr sonst fremd war. Niemand hat je erfahren, wie Izz die schweren Stunden verbracht, die zwischen ihrem Abschied von Clare und ihrer Ankunft zu Hause verflossen.

Auch Clare fiel, nachdem er dem Mädchen Lebewohl gesagt, in schwermütige Gedanken. Aber er

sorgte sich nicht um Izz. An jenem Abend fehlte nur sehr wenig daran, und er wäre von seinem Wege nach der nächsten Eisenbahnstation abgebogen, um über den Höhenzug von Südwessex zu fahren, der ihn von Teß' Heimstätte schied. Nicht weil er klein von ihrem Charakter dachte oder weil er bei ihr keine Gegenliebe mehr zu finden hoffte, unterließ er es.

Nein; dazu trieb ihn trotz der durch Izz' Geständnis neu in ihm entfachten Liebe zu ihr nur die Ueberzeugung, daß an den Thatsachen sich nichts geändert habe. Wenn er anfangs recht gehabt, halte er es jetzt auch noch. Der Antrieb, der ihn auf die jetzt von ihm verfolgte Bahn gebracht, wirkte einstweilen noch zu stark in ihm nach; um ihn zu hemmen oder abzulenken bedurfte es einer heftigeren und unverseheneren Erschütterung, als der letzte Nachmittag sie ihm gebracht. Er konnte ja bald zu ihr zurückkehren. Er fuhr mit dem Nachtzug nach London, und fünf Tage später drückte er in dem Hafenorte seiner Einschiffung seinen Brüdern die Hand zum Abschied.

VII.

Ueberspringen wir einen Zeitraum von mehr als acht Monaten bis zu einem Tage im Oktober, welcher der Trennung von Clare und Teß folgte. Wir treffen die letztere unter veränderten Umständen an. Statt als Braut mit Schachteln und Koffern, die von anderen getragen wurden, gewahren wir sie als einsame Fußgängerin mit einem Bündel und einem Korbe am Arme, wie zu einer früheren Zeit, als sie noch nicht Braut war; anstatt der reichen Mittel, die ihr Gatte ihr zu ihrem Unterhalt während der Prüfungszeit zugedacht hatte, kann sie nur über eine leicht gewordene Börse verfügen.

Nachdem sie ihren Heimatsort Marlott verlassen, hatte sie das Frühjahr und den Sommer verbracht, ohne sich körperlich sonderlich anzustrengen, indem sie nur leichte Aushilfestellen in Milchwirtschaften in der Nähe von Portland-Bredy im Westen vom Blackmoorthal angenommen, in einer Gegend, die etwa gleich weit von ihrem Geburtsorte und Talbothays entfernt lag. Geistig verharrte sie fast gänzlich teilnahmslos, ein Zustand, der durch die mechanische Thätigkeit eher gefördert als zurückgedrängt wurde. In Gedanken weilte sie auf jenem andern Milchhofe, wo sie den zärtlichen Liebhaber kennen gelernt, der in dem Augenblicke, da sie die Hand nach ihm ausstreckte, um für immer Besitz von ihm zu ergreifen, verschwunden war wie die Schattengestalt eines Traumbildes.

In den Milchwirtschaften gab es nur so lange Arbeit, als die Kühe Milch gaben, denn sie hatte nirgendwo mehr eine feste Stelle angenommen wie in Talbothays, sondern bloß zur Aushilfe gedient. Da nunmehr aber die Erntezeit herannahte, mußte sie, wenn sie noch Beschäftigung finden wollte, das Weideland verlassen und sich nach einer Feldbau treibenden Gegend begeben, wo es wenigstens bis zur Beendigung der Ernte Arbeit gab.

Von den fünfundzwanzig Pfund, die ihr von dem Gelde Clares geblieben waren, nachdem sie die Hälfte desselben ihren Eltern gegeben, um diese für die Sorge und Auslagen zu entschädigen, die sie ihretwillen gehabt, hatte sie noch wenig ausgegeben. Jetzt aber kam unglücklicherweise eine Zeit lang Regenwetter, und so wurde sie genötigt, ihre Zuflucht zu ihren Goldstücken zu nehmen.

Schwer nur konnte sie sich entschließen, sich von denselben zu trennen. Angel hatte sie ihr eingehändigt, glänzend und neu geprägt, wie er sie sich von dem Bankier für sie hatte geben lassen; seine Berührung hatte sie als Andenken an ihn geheiligt — sie schienen noch keine andere Geschichte zu haben, als die durch seine und ihre Erfahrungen hervorgerufene — und sie auszugeben kam ihr vor wie die Preisgabe von Reliquien.

Sie hatte von Zeit zu Zeit ihrer Mutter ihre Adresse anzeigen müssen, aber sie teilte ihr nichts von ihren näheren Umständen mit. Als das Geld fast bis zum letzten Heller verausgabt war, erhielt sie ein Schreiben von ihrer Mutter. Joan berichtete ihr, daß sie sich in schrecklicher Verlegenheit befänden; die Herbstregen hätten das Dach des Hauses so stark mitgenommen, daß es beinahe gänzlich erneuert werden müsse; das könne aber nicht geschehen, weil der Dachdecker vom letztenmale her noch nicht bezahlt sei. Es müßten neue Sparren eingezogen und ebenso ein neuer Boden im oberen Stockwerke gelegt werden, und das würde mit der noch nicht bezahlten Dachdeckerrechnung einen Betrag von zwanzig Pfund ausmachen. Könne sie, da doch ihr Gatte ein wohlhabender Mann und jetzt jedenfalls wieder zurückgekehrt sei, ihnen das Geld nicht schicken?

Teß hatte um diese Zeit gerade dreißig Pfund von dem Bankier Angels zugesandt erhalten, und da der Fall ein so dringender war, sandte sie sofort von der empfangenen Summe zwanzig Pfund ab. Von der ihr verbleibenden Summe mußte sie einen Teil für Winterkleider ausgeben, so daß ihr für die bevorstehende ungünstige Jahreszeit nur noch sehr wenig übrig blieb. Nachdem das letzte Goldstück ausgegeben war, fiel es ihr bei, daß Angel ihr mitgeteilt, daß sie sich in Notfällen an seine Eltern wenden solle.

Aber je mehr Teß diesen Schritt erwog, desto mehr widerstrebte es ihr, ihn zu thun. Dieselbe Gefühlsmischung von Zartsinn, Stolz und falscher

Scham, und wie man es immer nennen mag, die sie aus Rücksicht für Clare davon abgehalten, ihren eigenen Eltern die Fortdauer ihrer Entfremdung vorzuenthalten, verhinderte sie jetzt daran, den seinigen etwas von der Notlage verlauten zu lassen, in die sie trotz Clares reicher Vorsorge für sie geraten war. Wahrscheinlich blickten sie jetzt schon verächtlich auf sie herab, um wie viel mehr würde das der Fall sein, wenn sie sich als Bettlerin ihnen nahte! Die Folge war, daß die Schwiegertochter der Pfarrersleute unter keinen Umständen dazu zu bewegen war, ihnen Mitteilung über ihre Lage zu machen.

Das Widerstreben, mit den Eltern ihres Gatten in Verbindung zu treten, meinte sie, würde sich vielleicht mit der Zeit legen; bezüglich ihrer eigenen war das Gegenteil der Fall. Nach dem kurzen Besuche, den sie ihnen kurz nach ihrer Verheiratung abgestattet, hatten diese nicht anders gemeint, als daß sie fortgehe, um sich für immer mit ihrem Gatten zu vereinigen; und sie hatte seither nichts gethan, um ihnen den Glauben zu benehmen; sie warte in aller Ruhe seine Rückkehr ab, in der durch die Thatsachen allerdings nicht gerechtfertigten Hoffnung, sein dortiger Aufenthalt werde nur ein kurzer sein, und er werde bald kommen, um sie zu holen, oder schreiben, daß sie zu ihm kommen solle; auf alle Fälle aber würden sie sich bald der Welt und ihren Familien als Ehepaar zeigen. Sie ließ sie auch jetzt noch bei diesem Glauben. Ihren Eltern mitzuteilen, daß sie eine verlassene Frau sei, abhängig und nun, da sie sich von den letzten Hilfsmitteln entblößt, auf die Arbeit ihrer Hände angewiesen, nach dem Zusammenbruch einer Heirat, die ebenso schlimm ausgefallen als ihr erster Versuch, das wäre zu viel für sie gewesen.

Da fiel ihr der Brillantschmuck ein. Sie wußte nicht, wo Clare ihn deponirt hatte, aber daran lag ja auch wenig, wenn es wahr war, daß ihr nur die Nutznießung an demselben zustehen sollte. Selbst wenn sie frei über ihn hätte verfügen können, wäre es ihr doch als unwürdig vorgekommen, einen Rechtsanspruch auf denselben zu erheben, der ihr nach den thatsächlichen Verhältnissen nicht zukam.

Unterdes waren die Tage ihres Gatten nicht ohne Sorge dahingegangen. Augenblicklich lag er am Fieber darnieder auf dem lehmigen Boden des Erdstriches in der Nähe von Cucurbita in Brasilien, nachdem er mit Gewitterstürmen und anderen Unbilden zu kämpfen gehabt; sie bilden das Verhängnis für alle englischen Landwirte und Landarbeiter, die sich von den Versprechungen der brasilianischen Regierung haben verlocken lassen und in der ungerechtfertigten Annahme das Land betreten, daß Konstitutionen, die bei den Feldarbeiten im englischen Hochlande es mit jeder Witterung aufnehmen, weil sie von Jugend auf daran gewöhnt sind, einen gleichen Widerstand auch dem jähen Witterungswechsel entgegen setzen können, der ihrer in den brasilianischen Ebenen harrt. —

Nachdem Teß sich von ihrem letzten Goldstücke getrennt hatte, war sie von allen weiteren Mitteln entblößt, während es der vorgerückten Jahreszeit wegen schwieriger und schwieriger wurde, Beschäftigung zu finden. In ihrer Unkenntnis darüber, wie selten sich Intelligenz, Energie, Gesundheit und Arbeitslust in allen Lebenskreisen vereinigt finden, hatte sie eine Abneigung gegen häusliche Arbeit; sie fürchtete sich vor Städten, großen Häusern, Leuten von Mitteln und Weltbildung und jeder andern als der ländlichen Beschäftigung. Von den Schichten der feineren Gesittung aus war ihr die schwarze Sorge genaht. Die Gesellschaft mochte besser sein, als sie bei ihrer geringen Lebenserfahrung voraussetzte. Aber sie hatte keinen Beweis dafür, und ein natürliches Gefühl sagte ihr, sie solle ihren Bannkreis meiden.

Die kleinen Milchwirtschaften im Westen, über Port-Bredy hinaus, in welchen sie während des Frühjahrs und Sommers Aushilfedienste geleistet, hatten jetzt keine Arbeit mehr. Ein Unterkommen würde man ihr wahrscheinlich in Talbothays nicht verweigert haben, wenn auch nur mit Rücksicht auf ihre Lage; aber dorthin konnte sie, so angenehme Tage sie auch dort verlebt hatte, nicht wieder zurück.

Sie befand sich jetzt auf dem Wege nach einem im Landesinnern im Hochlande gelegenen Pachthofe, wohin sie von Marian gewiesen worden war in einem Briefe, der ihr erst nach manchem Hinundherwandern zugegangen war. Marian hatte irgendwie gehört, daß Teß von ihrem Manne fort sei — wahrscheinlich durch Izz Huett — und da hatte das gutmütige, jetzt etwas dem Trunke verfallene Mädchen, in der Vermutung, daß es Teß nicht zum besten gehen werde, gleich an die ehemalige Freundin geschrieben, sie selbst sei nach ihrem Weggange von dem Meierhofe nach diesem im Hochlande gelegenen Orte gezogen, und es werde ihr lieb sein, dort mit ihr zusammenzutreffen, da daselbst noch Platz für Arbeitskräfte sei, falls es wirklich wahr wäre, daß sie wie früher wieder der Arbeit nachgehe.

Mit dem Kürzerwerden der Tage war bei ihr alle Hoffnung auf eine Aussöhnung mit ihrem Gatten geschwunden, und es lag etwas von den Gewöhnungen der wilden Tiere in dem gedankenlosen Naturtriebe, mit dem sie ihren Lebensweg verfolgte — mit jedem Schritte sich um ein weniges von ihrer bewegten Vergangenheit loslösend, ihr Selbstbewußtsein verlierend und jeden Gedanken an Möglichkeiten oder Zufälligkeiten vermeidend, welche unversehens andere mit ihrer Vergangenheit hätten vertraut machen und

dadurch leicht verhängnisvoll für ihr Glück und selbst für das jener hätten werden können.

Unter den Mißlichkeiten ihrer verlassenen Lage war nicht die geringste das Aufsehen, das sie durch ihre Erscheinung erregte, ein gewisser Zug von Vornehmheit, den sie von Clare angenommen hatte und der den Reiz ihres natürlichen Wesens nur noch erhöhte. So lange die Kleider vorhielten, die sie sich für ihre Verheiratung angeschafft hatte, verursachte es ihr kein Mißbehagen, wenn ab und zu ein Auge wohlgefällig auf ihr ruhte; sobald sie aber genötigt wurde, die grobe Kleidung der Feldarbeiterin anzulegen, bekam sie mehr als einmal ein derbes Wort zu hören; doch begegnete ihr nichts, was ihr eigentliche Furcht eingeflößt hätte, bis eines Nachmittags im November.

Sie hatte den Weg nach dem im Hochland gelegenen Pachthofe durch die Gegend westlich vom Flüßchen Beit gewählt, weil in dieser der Wohnort von Angels Vater lag und ihr die Vorstellung, daß sie einmal unerkannt in dem elterlichen Hause ihres Gatten vorsprechen könne, ein eigentümliches Vergnügen gewährte. Da jedoch ihr eigentliches Ziel die höher und trockener gelegene Gegend war, schwenkte sie östlich ab und schlug zu Fuß den Weg nach dem Dorfe Chalk-Newton ein, wo sie zu übernachten gedachte.

Die Straße zog sich lang und eintönig hin, und da die Tage bereits sehr rasch abnahmen, fiel die Dunkelheit ein, bevor sie den Ort in Sicht hatte. Sie hatte die Höhe eines Hügels erreicht, von dem die Straße sich in großen Windungen herabzog, als sie hinter sich Schritte vernahm und wenige Augenblicke nachher ein Mann sie eingeholt hatte. Er trat neben Teß hin und sagte:

„Guten Abend, schönes Kind," worauf sie höflich erwiderte.

Wenn auch die Landschaft schon im Dunkeln lag, war doch das von oben einfallende Tageslicht noch hell genug, um ihre Züge erkennen zu lassen. Der Mann trat jetzt vor sie hin und starrte sie an.

„Ei der Tausend, das ist ja das Mädel, das einmal in Trantridge war — was, die Freundin des jungen Herrn D'Urberville? Ich war damals auch dort, wenn ich mich jetzt auch nicht mehr da aufhalte."

Sie erkannte in ihm den rohen Burschen, dem Angel in der Schenke den Faustschlag versetzt hatte, weil er sie in beleidigender Weise angeredet hatte. Da erfaßte sie ein krampfartiges Angstgefühl, und sie gab ihm keine Antwort.

„Gestehe es nur ehrlich ein, und daß es mit dem, was ich in der Stadt gesagt habe, seine Richtigkeit hat, wenn auch der angebliche Herr Gemahl so aufgebracht darüber schien — Du, schlaue Hexe! Sieh, sieh einmal, da müßtest Du mich ja eigentlich noch um Entschuldigung bitten für das, was ich von ihm abbekam."

Teß konnte noch immer kein Wort hervorbringen. Für ihre geängstete Seele schien es nur einen Ausweg zu geben. Sie raffte sich plötzlich auf und schoß pfeilgeschwind davon, ohne sich umzublicken, die Straße verfolgend, bis sie zu einem Thore kam, das direkt zu einer eingehegten Waldstelle führte. Teß stürzte sich hinein und ruhte nicht eher, bis sie so tief in das Dickicht eingedrungen war, daß eine Entdeckung absolut nicht mehr möglich schien.

Das Laub unter ihren Füßen war trocken und das Blattwerk einiger immergrünen Gebüsche, die unter den abgehenden Hochstämmen wuchsen, dicht genug, um Schutz gegen den Regen zu bieten. Sie scharrte von den Blättern so viel zusammen, bis sie einen ganzen Haufen davon aufgetürmt hatte, und machte mitten in diesem eine Art Nest. In dieses verkroch sich dann Teß.

Der Schlaf, in den sie verfiel, war natürlich ein unruhiger. Sie glaubte, seltsame Stimmen zu vernehmen, überzeugte sich aber dann davon, daß es das Wehen des Windes war. Sie sah in ihren Gedanken ihren Gatten in irgend einem warmen Klima auf der andern Seite der Weltkugel, während sie hier im Kalten lag. Gab es auf der Welt noch ein so elendes Geschöpf wie sie? fragte Teß sich; und an ihr verlorenes Leben denkend, sagte sie: „Alles ist eitel." Sie wiederholte das Wort mechanisch, bis sie zuletzt meinte, eigentlich passe es nicht mehr für die jetzige Zeit. Salomon hatte das vor mehr als zweitausend Jahren ausgesprochen; sie selbst würde, wenn sie auch nicht zu den großen Denkern gehörte, viel weiter gegangen sein. Wenn alles nur eitel wäre, wer würde sich dann etwas daraus machen? Ach, es war alles schlimmer als eitel — Ungerechtigkeit, Plage, Verhängnis und Tod. Das Weib Angel Clares fuhr sich mit der Hand über ihre Brauen und fühlte unter der zarten Haut ganz deutlich die Schädelwölbung und den Rand der Augenhöhlen und dachte, daß die Zeit kommen werde, wo das der Teil eines Totenschädels sein werde. „Ich wünsche, sie wäre schon da," sagte sie.

Mitten in diesen unruhigen Gedanken hörte sie aufs neue ein eigentümliches Geräusch unter den Blättern. Es konnte der Wind sein, aber es regte sich kein Lüftchen. Manchmal war es wie ein Zucken, manchmal wie ein Flügelschlag, manchmal wie eine Art von Gurgeln oder Röcheln. Bald wurde es ihr klar, daß die Töne von irgend einer Art von Tieren herkamen, zumal sie von dem Geäste über ihr ausgingen und ihnen ab und zu der Fall eines schweren, auf den Boden aufschlagenden Körpers folgte. Wäre sie hier unter anderen, erfreulicheren Umständen

gebettet gewesen, so würde sie dadurch beunruhigt worden sein; aber, abgeschieden von der Menschheit, wußte sie nicht, was Furcht war.

Endlich zeigte sich am Himmel der Dämmerschein. Nachdem es draußen schon eine Weile Tag geworden, tagte es jetzt auch im Walde.

Sobald das Gewißheit bringende, prosaische Licht der menschlichen Werkstunden hinreichende Stärke gewonnen, kroch sie aus ihrem Blätterhaufen hervor und blickte furchtlos um sich. Da zeigte sich, was die Ursache ihrer Beunruhigung gewesen war. Die Waldparzelle, in der sie Zuflucht gefunden, lief hier in eine Spitze aus, welche sie abschloß, während außerhalb der Einfriedigung sich angebautes Land hinzog. Unter den Bäumen lagen verschiedene Fasane umher, das schöne Federkleid mit Blut befleckt; einige waren tot, einige bewegten noch schwach die Flügel, einige starrten gen Himmel, einige zuckten noch leise, einige wanden sich hin und her und einige lagen ausgestreckt da — alle noch im Todeskampfe begriffen, mit Ausnahme derjenigen, denen das Glück zu teil geworden, daß während der Nacht ihre Qualen ein Ende gefunden, weil ihre Lebenskraft erschöpft war.

Teß wußte gleich, um was es sich handelte. Die Tiere waren tags zuvor von einer Jagdgesellschaft in dies Gehölz getrieben worden; und während diejenigen, die unter den Schüssen geblieben oder noch vor Nacht verendet waren, aufgelesen und fortgeschafft worden waren, waren viele nur angeschossene Tiere entkommen und hatten sich in dem dürren Laube versteckt oder waren auf die Bäume geflogen und hielten sich in dem Geäste derselben aufrecht, bis sie infolge des Blutverlustes immer schwächer wurden und dann eins nach dem andern herabfielen, wie sie es gehört hatte.

Teß machte mitleidig den Qualen der noch lebenden Tiere ein Ende, würgte mit ihrer Hand so viele von ihnen ab, als sie finden konnte, und ließ sie dann liegen, wo sie sie gefunden hatte, bis die Jägerburschen — wie es ja wohl der Fall sein würde — nochmals zur Nachsuche kommen würden.

„Ihr armen Geschöpfe — wie könnte ich wohl bei dem Anblick eurer Qualen mich für das unglücklichste Wesen auf Erden halten!“ sagte sie und vollzog unter Thränen des Mitgefühls ihr Vernichtungswerk so schonend wie möglich. „Ich empfinde keine Spur körperlichen Schmerzes, ich bin nicht verwundet und blutig, sondern habe zwei Hände, um mir Lebensunterhalt und Kleidung zu verdienen.“ Sie schämte sich vor sich selbst wegen des Angstgefühles, das sie in der vorhergehenden Nacht empfunden hatte und das doch auf nichts weiter gegründet war, als auf das Bewußtsein der Verurteilung durch das willkürliche Gesetz der Gesellschaft, für das es in der Natur keine Stütze gab.

VIII.

Es war heller Tag, und sie machte sich, vorsichtig die Landstraße zu erreichen suchend, wieder auf den Weg. Doch Vorsicht schien kaum nötig; keine Seele war zu erblicken und Teß schritt rüstig vorwärts, indem sie an das stille Leiden der Vögel in ihrer Todesnacht dachte und sich sagte, daß im Vergleiche dazu ihr eigenes Unglück noch erträglich sei, wenn sie sich nur so weit erheben könne, um sich über die Meinung der Leute hinauszusetzen. Aber das konnte nicht geschehen, so lange Clare diese teilte.

Sie erreichte Chalk-Newton und frühstückte in einem Wirtshause, wobei sie sich unangenehm berührt fühlte durch die Artigkeiten, welche einige junge Leute wegen ihres hübschen Aeußern an sie richteten. Andererseits fühlte sie sich dadurch wieder hoffnungsfreudig angeregt, denn hätte nicht ihr Mann ihr auch jetzt noch ähnliches sagen können? Doch mußte sie daran denken, sich keiner Ungelegenheit auszusetzen und sich unbequeme Liebhaber vom Halse zu halten. Zu diesem Zwecke beschloß Teß, hinfort durch ihr Aeußeres keinen mehr in Versuchung zu führen. Sobald sie das Haus hinter sich hatte, trat sie in das Waldesdickicht und nahm aus ihrem Korbe eines ihrer ältesten Arbeitskleider, das sie sogar auf dem Meierhofe niemals angezogen und das sie überhaupt, seit sie zu Marlott auf den Kornfeldern gearbeitet, nicht mehr berührt hatte. Dann kam sie auf den guten Gedanken, aus ihrem Bündel ein Taschentuch zu nehmen und es sich unter ihrer Haube ums Gesicht zu binden, so daß es Wangen und Kinn bedeckte, als ob sie Zahnschmerzen habe. Darauf stutzte sie sich mit ihrem Scherchen unter Zuhilfenahme eines Taschenspiegels ihre Augenbrauen ab und ging so, gegen jede handgreifliche Bewunderung geschützt, ihres traurigen Weges fürbaß.

„Was für ein Scheusal von einem Frauenzimmer,“ sagte der nächste ihr Begegnende zu seinem Gefährten.

Thränen des Mitleids mit sich selbst kamen in ihre Augen, als sie das hörte.

„Doch, mir liegt nichts daran!“ sagte sie. „Nein, es liegt mir gar nichts dran. Ich will jetzt immer häßlich bleiben, weil Clare nicht da ist und ich niemand habe, den ich etwas angehe. Der mein Mann gewesen, ist fort und mag mich nicht mehr; und doch habe ich ihn immer noch so gern und will von keinem andern etwas wissen; es ist mir schon ganz recht, wenn sie mich nicht mehr ansehen mögen!“

So schreitet Teß vorwärts — eine Gestalt, die einen Teil des Landschaftsbildes ausmacht, eine Feldarbeiterin schlecht und recht in ihrem Winterhabit: eine graue Sergehaube, ein rotes Halstuch, ein grober Wollenrock und darüber ein bräunlich-weißes Umschlagtuch und kalblederne Handschuhe. Jedes Fädchen

an diesen alten Kleidungsstücken ist aufgetragen und unter dem Einflusse von Sonne, Regen und Wind schadhaft geworden. Jetzt verrät nichts mehr an ihr etwas von jugendlicher Leidenschaft:

„Des Mägdleins Mund ist kalt.
— — — — — — — — —
Ein kalt'ges Tuch umwallt
Sein Angesicht."

Unter diesem Aeußern, über welches das Auge wie etwas kaum Wahrnehmbares, fast Unorganisches hätte hinweg gleiten können, pulsirte der Herzschlag eines Lebens, das für seine Jahre nur zu viel schon von der Nichtigkeit der Welt, von der Grausamkeit der Lust und der Sündhaftigkeit der Liebe kennen gelernt hatte.

Am nächsten Tage war das Wetter schlecht, doch sie marschirte vorwärts und machte sich nur wenig aus den offen und rücksichtslos auf sie einstürmenden Angriffen der feindlichen Elementargewalt. Da es ihr Ziel war, sich Obdach und Beschäftigung für den Winter zu suchen, war keine Zeit zu verlieren. Die Erfahrung, die sie mit den Stellen von kurzer Dauer gemacht hatte, war so wenig ermunternd gewesen, daß sie beschlossen hatte, keine mehr anzunehmen.

So ging sie weiter von Gehöft zu Gehöft in der Richtung nach dem Orte hin, von dem aus Marian ihr geschrieben hatte und mit dem sie es wenigstens im Notfall versuchen wollte, da das, was man über die dortigen Arbeitsverhältnisse hörte, nichts weniger als verlockend klang. Anfangs fragte sie wegen Verrichtungen leichter Art an und erbot sich erst, als sich für solche gar keine Aussicht ergeben wollte, zu schwereren Dienstleistungen, bis sie sich zuletzt, statt zu der Milchwirtschaft und Viehwartung, wie es ihr am liebsten gewesen wäre, zu der ganz schweren Feldarbeit entschließen mußte, für die sie am wenigsten Vorliebe hatte, und zu der sie thatsächlich nur griff, weil die Not sie dazu zwang.

Gegen Abend des zweiten Tages erreichte sie das unregelmäßig gestaltete Kalkplateau, das sich zwischen den für sie so bedeutungsvoll gewordenen Thälern hinzog, zwischen dem ihrer Geburt und dem ihres Liebesidylls.

Hier war die Luft trocken und kalt und die lang sich hinziehenden Fahrstraßen waren wenige Stunden, nachdem es geregnet hatte, schon wieder weiß und staubig. Es gab nur wenige oder gar keine Bäume dort, denn diejenigen, die aus den Heckenzäunen aufschossen, wurden von den Pächtern, den erbittertsten Feinden von Bäumen, Sträuchern und Brachland, ohne Gnade und Barmherzigkeit sofort niedergehauen. Nicht allzu weit entfernt sah sie die Höhen von Bulbarrow und Nettlecomb Taut vor sich emporragen, die freundlich herüberzugrüßen schienen. Sie sahen von dem Hochlandrücken aus niedrig und unscheinbar aus, während sie ihr in ihrer Jugend in Blackmoor wie gewaltige, gen Himmel strebende Felsenburgen vorgekommen waren. Südlich, viele, viele Meilen weit, konnte sie über die zur Küste abfallenden Hügel und Höhenzüge hin eine wie polirter Stahl erglänzende Fläche erkennen; es war der englische Kanal, da wo er sich in weiter Ferne bis zur Küste Frankreichs hinzog.

Vor ihr, in einer leichten Thalsenkung, lagen die Ueberbleibsel eines Dorfes. So hatte sie denn wirklich Flintcomb-Ash erreicht, den Ort, wo Marian sich aufhielt. Das rauhe Erdreich rings um sie her zeigte deutlich genug, daß die Arbeit, die hier ihrer wartete, von der gröbsten Art sei; doch sie mußte endlich einmal zur Ruhe kommen, und so beschloß sie, zu bleiben, zumal es anfing zu regnen. Am Eingange des Dorfes befand sich ein Bauernhaus, dessen schräges Dach nach der Straße zu vorsprang, und bevor sie sich nach einem Unterkommen umsah, stellte sie sich dort unter, um den Feierabend abzuwarten.

„Wer würde jetzt vermuten, daß ich die Frau Ang'l Clares sei?" sagte sie.

Die Wand, gegen die sie sich mit dem Rücken und den Schultern lehnte, fühlte sich warm an, und sie erkannte, daß sich unmittelbar unter dem Dache das Gemeindebackhaus befinde und seine Wärme die Ziegelwand durchdringe. Sie wärmte ihre Hände an derselben und lehnte auch ihr von dem Regen rot und feucht gewordenes Gesicht gegen die Behagen spendende Fläche. Die Wand schien der einzige Freund zu sein, den sie hatte. Sie wünschte sich so wenig von derselben zu entfernen, daß sie die ganze Nacht daselbst hätte zubringen können.

Teß konnte die Einwohner des Hauses hören, wie sie — nach des Tages Arbeit — sich zusammenfanden und mit einander plauderten, auch war das Klappern der Schüsseln vom Abendessen vernehmbar. Auf der Dorfstraße aber hatte sie noch keine Menschenseele erspäht. Endlich wurde der eintönige Anblick durch das Erscheinen einer weiblichen Gestalt unterbrochen, die, obwohl der Abend kalt war, nur wie im Sommer ein gedrucktes Kleid und ein leichtes Häubchen trug. Teß dachte unwillkürlich, es müsse Marian sein, und als sie so nahe an sie herankam, daß man im Dämmerlichte ihre Züge erkennen konnte, sah sie, daß sie es wirklich war. Marian war in ihrem Gesichte noch röter und stärker geworden als früher, und in der Kleidung entschieden vernachlässigter. Zu einer früheren Zeit ihres Lebens würde sich Teß kaum darnach gesehnt haben, unter solchen Umständen die Freundschaft zu erneuern; allein ihre Verlassenheit war gar zu groß, und so antwortete sie entgegenkommend auf Marians Gruß.

Marian war in ihren Fragen bescheiden und zurückhaltend, schien aber, obwohl sie dunkel von der Trennung hatte sprechen hören, sehr bewegt über die

Thatsache, daß Teß sich in keiner günstigeren Lage als früher befand.

„Teß — Frau Clare — Du, die liebe Frau des lieben Mannes! Steht die Sache wirklich so schlimm, Kindchen? Warum hast Du Dein hübsches Gesicht so eingewickelt? Hat jemand Dich geschlagen? Doch nicht gar er?"

„Nein, nein, nein! Ich habe es nur getban, um mich gegen Zug und Erkältung zu schützen."

Sie riß unwillig eine Umhüllung herunter, die zu so widerwärtigen Vermutungen Anlaß geben konnte.

„Du hast ja auch keinen Kragen an" (Teß war gewöhnt, auf dem Meierhofe einen kleinen weißen Kragen zu tragen).

„Ich weiß, Marian."

„Hast Du ihn unterwegs verloren?"

„Nein. Ich will Dir sagen, ich lege keinen Wert mehr auf mein Aeußeres, und da habe ich keinen angezogen."

„Du trägst ja auch Deinen Trauring nicht?"

„Doch, aber nicht öffentlich. Ich trage ihn an einem Bande um den Hals. Ich will nicht, daß die Leute merken sollen, daß ich verheiratet bin und es mir schlecht geht, oder daß ich überhaupt verheiratet bin; es würde das so eigentümlich aussehen, da ich doch wieder einmal so leben muß."

Marian schwieg eine Weile.

„Aber Du bist doch die Frau eines anständigen Mannes; da sollte es doch kaum möglich scheinen, daß Du so leben mußt!"

„Freilich, das sollte es; und doch bin ich recht, recht unglücklich."

„Wie ist das möglich — er hat Dich genommen, und Du bist doch unglücklich?"

„Frauen sind oft unglücklich, nicht durch die Schuld ihrer Männer — durch ihre eigene."

„An Dir liegt die Schuld nicht, liebes Kind; das weiß ich ganz gewiß. Es muß also etwas vorhanden sein, wofür ihr beide nichts könnt."

„Marian, liebe Marian, willst Du mir einen Gefallen thun und keine Fragen an mich richten? Mein Mann ist ins Ausland gegangen, und inzwischen habe ich mehr ausgegeben als ich durfte, so daß ich genötigt bin, für einige Zeit wieder meine frühere Thätigkeit aufzunehmen. Sei so gut und nenne mich hier nicht Frau Clare, sondern einfach Teß wie früher. Brauchen sie hier eine Arbeitskraft?"

„Ja, gewiß; die brauchen sie hier immer, weil nur wenige hieher kommen. Es ist ein erbärmlicher Platz. Korn und Futterrüben ist alles, was sie bauen. Wenn ich auch selbst hier bin, thut es mir doch leid, daß jemand wie Du hieher kommt."

„Du wußtest aber ja in der Milchwirtschaft ebenso gut Bescheid wie ich."

„Ja; aber ich bin ganz daraus gekommen, seitdem ich angefangen habe zu trinken. Du lieber Himmel, das ist jetzt der einzige Trost, den ich habe! Wenn sie Dich annehmen, wirst Du Rüben hacken müssen. Das ist jetzt auch meine Beschäftigung; aber Du wirst wohl nicht wollen?"

„Gewiß — gern! Willst Du ein Wort für mich einlegen?"

„Das thust Du am besten selbst."

„Gut denn. Aber jetzt höre, Marian — nichts mehr von ihm, wenn sie mich annehmen. Ich möchte nicht, daß sein Name in den Schmutz gezogen würde."

Marian, die wirklich ein herzensgutes Geschöpf, nur von etwas gröberem Zuschnitt als Teß war, versprach ihr alles, was sie wollte.

„Heute ist Zahltag, und wenn Du mitkommen willst, kannst Du gleich alles sehen. Es thut mir wirklich leid, daß Du nicht glücklich bist, aber ich weiß, es ist, weil er fort ist. Du könntest nicht unglücklich sein, wenn er da wäre, selbst wenn er Dir kein Geld gäbe — ja sogar, wenn er Dich wie ein Lasttier behandelte."

„Das ist wahr; es wäre nicht möglich."

Sie gingen zusammen fort und erreichten bald das Pächterhaus, das in seiner Erbärmlichkeit fast etwas Großartiges an sich hatte. Da war weit und breit kein Baum zu erblicken; da gab es selbst um diese Jahreszeit nicht ein einziges grünes Fleckchen — nichts als Brachland und Rüben, soweit der Blick reichte, nichts als langgestreckte Felder, die durch Hecken von ungleichmäßigem Zuschnitt von einander geschieden waren.

Teß wartete vor der Thüre des Hauses, bis die Arbeitergruppe mit ihrem Lohn abgezogen war, und dann führte Marian sie herein. Der Pächter selbst war, wie es schien, nicht zu Hause, doch hatte seine Frau, die ihn an diesem Abend vertrat, nichts gegen Teß' Diensteintritt einzuwenden, wenn sie bis Mariä Verkündigung bleiben wolle. Frauenhilfe wurde jetzt selten angeboten und man nahm sie ihrer Wohlfeilheit wegen gerne an, wenn es sich um Verrichtungen handelte, bei denen Frauen ebenso gut verwendet werden konnten wie Männer.

Nachdem der Vertrag abgeschlossen war, hatte Teß nichts mehr zu thun, als sich nach einer Unterkunft umzusehen, und sie fand dieselbe in dem Hause, an dessen Giebelwand sie sich gewärmt hatte.

Abends spät noch schrieb sie, um ihren Eltern ihre neue Adresse mitzuteilen, für den Fall, daß in Marlott ein Brief von ihrem Manne ankommen sollte; aber sie teilte ihnen nichts von ihrer gegenwärtigen Notlage mit; das hätte wie ein Vorwurf gegen ihn aussehen können. (Fortsetzung folgt.)

Ein großer Mann.

Von

A. Ch. Leffler.*)

Die schwedische Akademie feierte ihren Ehrentag. Der große Börsensaal war bis zum Gedränge gefüllt. Auf der königlichen Tribüne und auf den reservirten Plätzen in nächster Nähe der Ehrensitze der „Achtzehn“**) strahlten kostbare Toiletten. An den Thüren stand man und drängte sich und schwitzte, dabei aber herrschte lautlose Stille in dem großen Saal; es war so still, als wenn diese Hunderte von Menschen kaum wagten, Atem zu holen.

Einer der hervorragendsten Männer der Akademie hatte nämlich das Wort. Seine Excellenz, einer der Herren des Reichs, Ritter des Seraphin-Ordens, Sprosse einer der ältesten Familien und heute abend Direktor der Akademie, sollte eine seiner unsterblichen Gedächtnisreden über einen der großen Männer aus der schwedischen Geschichte verlesen.

Die erste Abteilung der Feier war bereits vollendet. Der Direktor hatte das neuerwählte Mitglied begrüßt und dem lang gehegten Wunsch der Akademie Ausdruck verliehen, Gelegenheit zu haben, seinen Verdiensten ihre Anerkennung zu zollen; dann hatte er zwei andere Prämien für eine Gedichtsammlung und für einen dramatischen Versuch ausgeteilt, welche die Akademie für versprechend befunden hatte, obwohl keines der Mitglieder privatim glaubte, daß sie irgend etwas versprachen.

Und nun war man, wie gesagt, zu der zweiten Abteilung des Festes gelangt. Ein Teil des Publikums, der nur gekommen war, um das neuerwählte Mitglied zu sehen und zu beobachten, wie sich die prämiirten Dichter vor der königlichen Loge verneigten, hatte sich bereits wieder entfernt. Sie fanden die berühmten Gedächtnisreden Seiner Excellenz langweilig, trotz all der glänzenden Beredsamkeit, die darin zu Worte kam. Aber dafür hatten diejenigen, die zurückgeblieben waren, einen um so größeren Genuß. Welch eine Sprache, welche Bilder! Welch eine edle, stolze, großartige Schilderung er von der Zeit der schwedischen Macht und einem der größten Charaktere dieser Zeit gab!

Die Stille im Saal ward immer größer, die Aufmerksamkeit immer gespannter, während die Stimme des Redners, die anfänglich durchdringend und klar gewesen war, plötzlich heiser und undeutlich wurde, bis sie schließlich nur noch einem Flüstern glich. Eine fahle Blässe huschte über die eben noch so lebhaften, beweglichen Züge, und das Feuer des Blicks erlosch schnell. Die Excellenz machte einen ängstlichen Versuch, sich zu erheben, sank aber wieder in den Lehnstuhl zurück und ließ das Papier zu Boden fallen.

Plötzlich verwandelte sich die ganze stumm lauschende Schar in eine beweglich wogende Masse. Einige drängten sich vor, um den großen Mann besser zu sehen, der von zwei seiner geehrten Mitbrüder hinaus geführt wurde; andere erstürmten die Thür, um auf die Straße hinaus zu gelangen und ihn von dort aus in seinem Wagen heimfahren zu sehen. Von den reservirten Plätzen aus bemerkte man, daß auch der König sich erhob, um sich persönlich nach dem Befinden des hochgeschätzten Mannes zu erkundigen.

Sobald die Excellenz in die frische Luft hinausgekommen war, kehrten die Kräfte schnell wieder. Er stieg selber in seinen Wagen und lehnte alle Anerbieten, ihn nach Hause zu begleiten, mit der Erklärung ab, das ganze sei nichts als eine zufällige Ohnmacht. Er hatte einige der Achtzehn, die von auswärts gekommen waren, eingeladen, nach Beendigung der Feier bei ihm zu speisen, und nun bat er, man möge ihn doch nicht um das Vergnügen bringen, auf das er sich so sehr gefreut hatte.

Der Wagen setzte sich in Bewegung, und er sank in die Kissen zurück mit schlaffen Zügen, erloschenem Blick und an allen Gliedern zitternd. Nur mit großer Mühe konnte er die Treppe zu seiner Wohnung hinauf gehen, und oben angelangt, eilte er sogleich in sein Arbeitszimmer.

„Die Maschinerie darf nicht stehen bleiben,“ murmelte er. „Noch ein Jahr oder wenigstens doch noch einige Monate muß ich aushalten — mich jetzt aufs Krankenlager zu legen — das ist eine Unmöglichkeit.“

Er trat an seinen Schreibtisch und entnahm einem Schubfach einen ganz kleinen Gegenstand. Mit zitternder Hand knöpfte er den goldgestickten Rock auf, nahm das blaue Ordensband ab und richtete den kleinen Gegenstand auf seine Brust. Diese war bedeckt mit Stellen, die von unzähligen Nadelstichen herzurühren schienen. Mit unsicherer Hand führte er die nadelfeine Spitze einer kleinen Spritze unter

*) Letzte Arbeit der berühmten Erzählerin.

**) Die schwedische Akademie besteht aus achtzehn Mitgliedern, „De Aderton“.

die verwundete Haut. Noch einen Augenblick, und das Leben begann von neuem in diesem sterbenden Antlitz zu erwachen. Es kehrte Feuer in die Augen zurück, die tiefen Runzeln glätteten sich, die schlaffen Züge gewannen ihre Beweglichkeit und Elastizität wieder, und er erhob sich in strammer Haltung von dem Sofa, auf das er gesunken war, richtete die zusammengesunkene Brust und rief aus: „Noch ist es nicht vorbei. So lange das Gift wirkt, bin ich gerettet, ich habe doch die Hoffnung, den Kampf noch eine Zeit lang fortzusetzen — diesen entsetzlichen Kampf!"

Er beeilte sich nun, seine Kleidung zu ordnen, und trat nach kurzer Weile mit lebhaften Schritten zu seiner Gattin ein, die ihn in dem kleinen, reich und warm möblirten Salon erwartete, der mit seiner gedämpften Beleuchtung und seinen weichen, zusammengesetzten Farben einen anheimelnden Eindruck machte. Sie sah bedeutend jünger aus als er, hatte jugendliche, beinahe kindliche Bewegungen, eine feine, zierliche Figur, blondes, schimmerndes Haar und einen zarten, klaren Teint, in dem keine Sorge je eine Falte hinterlassen hatte.

Bald kamen die Gäste, und da man die Excellenz so lebhaft und geistvoll wie nur je vorfand, schwand bald die Furcht, die man für seine Gesundheit gehegt hatte, und die Unterhaltung währte bis tief in die Nacht hinein, eine Unterhaltung, so geistsprühend und gedankenreich, wie man sie mit Recht von einem Kreise der geistreichsten Männer des Landes erwarten konnte.

Es war spät in der Nacht, und die Gäste hatten sich allmälich entfernt. Die Gräfin schlief in dem hübschen Schlafzimmer unter den grünen Sammetgardinen, umgeben von Thorwaldsens Christus in Biscuit und schwebenden Engeln in Oelfarbe.

Indessen saß ihr Mann, mit dem sie in dreißigjähriger, glücklicher Ehe gelebt hatte, ohne jemals einen einzigen seiner Gedanken zu kennen oder zu verstehen, einsam in seinem Zimmer, mit einer furchtbaren Abrechnung beschäftigt. Er konnte sein Ohr nicht länger den warnenden Stimmen verschließen, die ihm schon mehrmals im Laufe der letzten Wochen, und nun zuletzt heute wieder, zugeflüstert hatten, daß die Stunde des Gerichts bald schlagen werde. Aber dabei dachte er nicht an das künftige Leben; nein, das Urteil der Nachwelt, der Geschichte war es, das alle seine Gedanken in Anspruch nahm. Er, der selber Geschichtsschreiber war, konnte sich nicht gut die Thatsache verhehlen, daß nicht einmal die ehrendsten Gedächtnisreden im stande sind, auf die Länge die Hohlheit einer Größe zu übertünchen, die so unterminirt war wie die seine. Und wie hatte er nicht gekämpft, um diese Größe zu erringen, die er nun gleich einem nebelhaften Traum entschwinden sah!

Er war ein Arbeiter gewesen wie wenige. Obwohl im Ueberfluß erzogen, hatte er doch niemals den Reichtum als Schlüssel zu ausschließlichem Genuß betrachtet. Wofür aber hatte er denn gearbeitet? Hatte er die glänzenden Examina an der Universität einzig und allein aus Liebe zum Studium abgelegt? War er nur auf das Wohl des Vaterlandes bedacht gewesen, als er sich so große Verdienste im Rat der Krone erwarb? Nein; bei allen seinen Bestrebungen, bei seiner ganzen Arbeit hatte er nur ein Ziel gehabt, seine eigene Größe.

Es war nicht die Erkenntnis von der Niedrigkeit dieses Ziels, die jetzt den bittern Zug auf seinem Antlitz hervorrief. Er war der letzte eines Stammes, der Schwedens Geschichte mehr glänzende Namen geschenkt hatte als irgend ein anderer. Dieser stolzen Reihe noch einen Namen hinzu zu fügen, das war der Ehrgeiz seines Lebens gewesen, und er hielt ihn für berechtigt. Aber um dies Ziel zu erreichen, hatte er viel geopfert; wie viel, daß wußte niemand außer ihm. Und jetzt, da er auf dem Gipfel seines Ansehens stand, jetzt stand er auch am Rande seines Untergangs, und dieser Untergang hieß — ökonomischer Ruin.

Nicht erst jetzt entdeckte er dies. Er hatte schon seit mehreren Jahren von dem Gelde anderer gelebt, — von dem Geld unmündiger Kinder, das seiner Verwaltung anvertraut war. So lange er lebte, konnte er den Schein wohl wahren, aber im selben Augenblick, in welchem er starb, würde das Ganze zusammenstürzen, das wußte er sehr wohl. Er krümmte sich in seinem Stuhl in fürchterlicher Angst; Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn, die Augen glühten in ihren tiefen Höhlen.

Wie viele qualvolle Nächte hatte er nicht auf diese Weise verbracht! Und doch mußte er den Kampf fortsetzen. Er konnte nicht, wie so viele andere Verzweifelte, in einem selbst herbeigeführten Tode Vergessen für seine Pein suchen. Nein, im Gegenteil, er mußte versuchen, sich so lange wie möglich am Leben zu erhalten, denn noch immer hatte er die Hoffnung nicht aufgegeben, Ordnung in seine verzweifelten Angelegenheiten zu bringen, ehe der Tod ihn auf Gnade und Ungnade dem Richterspruch der Nachwelt übergab. Als Verbrecher sterben! Er! Nein, lieber leiden, wenn auch die Qualen sich verdoppeln sollten, lieber ... Er konnte sich nicht länger bezwingen. Er streckte die Hand nach der Morphiumflasche aus, obwohl er wußte, daß er dies entsetzliche Hilfsmittel für die Stunden aufsparen mußte, in denen er sich der Welt zeigte; er war schon längst der grausamen Notwendigkeit unterworfen, jede Linderung mit entsetzlichen Qualen bezahlen zu müssen, Linderung im vollen, hellen Tageslicht, Qualen in der Einsamkeit, im Dunkel der Nacht. Es hatte ihn eine nicht geringe Selbstbeherrschung gekostet, dies konsequent durchzuführen, aber bisher war er nie erlegen, jetzt streckte er die Hand nach der Morphiumflasche aus und ergriff sie krampfhaft, aber die Hand, die sie hielt, versagte ihm den Gehorsam.

Am nächsten Morgen fand man die Excellenz ausgestreckt auf dem Fußboden liegen, mit verzerrtem Gesicht, eine kleine Morphiumflasche fest in der Hand haltend; ein Schlaganfall hatte ihn betroffen ...

Auf seinen ganz ausdrücklichen Wunsch brachte man die Excellenz, sobald der Zustand es erlaubte, auf sein väterliches Gut, ein Fideikommis mit einem Schloß in anmaßendem Stil, das reiche Kunstschätze enthielt. Hier war er herangewachsen, hier hatte er seine ersten, ehrgeizigen Jugendträume geträumt, in den letzten Jahren war er jedoch nur selten hier gewesen.

Es war Sonntagmittag.

In dem gräflichen Stuhl in der kleinen Dorfkirche saßen zwei Damen in kostbaren Toiletten, die sich grell abhoben von dem einfachen Aeußeren der übrigen Gemeinde. Es waren die Gattin der Excellenz und seine einzige Tochter, die seit mehreren Jahren verheiratet war, jetzt aber Mann und Heim verlassen hatte, um am Krankenlager des heißgeliebten Vaters zu wachen.

Die Tochter war lange nicht so schön und sah nicht einmal so jugendlich aus wie die Mutter, aber sie hatte einen edleren Typus und ein interessanteres Gesicht.

Die Predigt war beendet; die Kirchengebete waren verlesen. Als man zu dem Gebet für den Kranken kam, forderte der Pfarrer die Gemeinde auf, sich zu einem besonderen Gebet für ihren geliebten, hochgeachteten Herrn, Seiner Excellenz Graf und so weiter zu vereinen, für diesen edlen Mann, der jetzt von so schweren Leiden heimgesucht war, und dessen Leben für so viele so kostbar sei und so weiter.

Die Gräfin weinte heftig, das Taschentuch gegen die Augen gepreßt; die Tochter aber hatte, gerade als auch sie sich herabbeugen wollte, von einem der Anwesenden einen Blick aufgefangen, der ihr ins Herz schnitt. Sie erhob den Kopf wieder, und ihre Augen wanderten forschend von einem Stuhl zum andern, zuerst zu den Männern, dann zu den Frauen hinüber. Nur sehr wenige senkten den Kopf zum Gebet — ein höhnisches Lächeln umspielte die Lippen von vielen, ein häßliches, rohes Lächeln, ein Paar Augen sahen drohend aus — und zwei junge Mädchen flüsterten kichernd hinter ihren Taschentüchern. In keinem Auge eine teilnehmende Thräne! Es herrschte ein feierliches Schweigen in der Kirche, in der die Worte des Pfarrers verhallt waren. Wie viele Gebete aber stiegen während dieses Schweigens wohl zu Gott empor? Kein Zug hatte sich verändert in dem bleichen, verschlossenen Gesicht da oben in dem gräflichen Stuhl; nur ein schwaches, schmerzliches Zucken um die Mundwinkel verriet den innern Kampf. Die Tochter wußte in diesem Augenblick, daß der Vater, den sie so sehr bewunderte, und der seit ihrer frühesten Kindheit Gegenstand ihrer wärmsten Verehrung gewesen war, ja, dem sie ihr Herz so voll und ganz geschenkt hatte, daß ihr kaum ein warmes Gefühl für ihren Mann und ihre Kinder blieb, daß dieser Vater von seinen eigenen Untergebenen gehaßt wurde.

Die letzten Töne der Orgel waren verrauscht, die Kirchenglocken schallten klar durch die stille, kalte Winterluft, und die Leute strömten auf den Kirchhof hinaus, wo sie sich in einer doppelten Reihe aufstellten, um die beiden Damen vom Schloß in den Wagen steigen zu sehen. Die Gräfin war in die Sakristei gegangen, um dem Pfarrer einige verbindliche Worte zu sagen; jetzt kamen aber Mutter und Tochter endlich daher, die Gräfin mit gesenktem Haupt und feuchten Augen, die Tochter, den Blick forschend auf die Umherstehenden gerichtet, die nun vor ihnen knixten und sich verbeugten. Sie bemerkte, daß scheinbar viel Armut unter der Bevölkerung herrschte; die meisten sahen abgearbeitet und kränklich aus, die Kinder waren auffallend häßlich, gelblich blaß und klein, und die Kleidung war äußerst ärmlich. Und kein Schimmer von Freundlichkeit oder Teilnahme in einem einzigen der Gesichter; mit kalten, neugierigen Gesichtern betrachteten sie ihre Herrschaft, die trauernde Mutter und ihre Tochter.

Auf dem Heimwege von der Kirche bemerkte die Tochter heute zum erstenmal, daß alle Häuser verfallen waren und das Gepräge wirklicher Armut trugen. Wunderbar! Unzähligemal zuvor hatte sie diesen Weg von der Kirche nach dem Schloß zurückgelegt, und niemals war ihr der Unterschied aufgefallen zwischen den elenden, baufälligen Hütten mit den ausgezehrten Kindergesichtern an den Fenstern und dem stattlichen Schloß mit seinen stolzen, historischen Erinnerungen, seiner Ahnengalerie mit den Gemälden aller dieser edlen Vorfahren, von denen sich so viele einen unsterblichen Namen auf dem Wahlplatz oder im Rat der Krone errungen hatten. Nie zuvor hatte sie daran gedacht, daß auch die Hütten ihre Geschichte und ihre Erinnerungen hatten, eine Geschichte, die von der Unterdrückung durch die Großen, von Elend und Not berichtete.

Niemals hatte sie sich selber gefragt, ob diese Gegensätze zwischen Ueberfluß und Armut eine Berechtigung hätten. Einige Menschen waren reich, andere arm, so war es ja stets gewesen, und dabei war ja nun einmal nichts zu machen. Und sie wußte ja, daß ihre Mutter stets eine ausgedehnte Wohlthätigkeit geübt hatte und die Hütten oft zu besuchen pflegte; folglich schuldeten die Armen ihr Dank und Liebe. Sie selber hatte die Mutter niemals auf diesen Besuchen begleitet; ihre aristokratische Natur schreckte zurück vor Not und Schmutz, und die etwas herablassende Wohlthätigkeit der Mutter verletzte ihr Feingefühl. Aber der Gedanke, daß diese Menschen, die von ihrem Vater abhängig waren, ein Recht haben könnten, etwas anderes und mehr von ihm zu verlangen als zufällige und willkürliche Wohlthaten, der war ihr bis zu diesem Augenblick niemals gekommen.

Bei ihrer Heimkehr sandte sie zu dem Gutsverwalter und fragte ihn in ziemlich strengem Ton, wie es möglich sei, daß die Leute so arm aussähen und daß die Häuser so schlecht in Stand gehalten waren. Sie hatte beinahe die Antwort geahnt, die sie erhielt: Seine Excellenz bedürfe in der hohen Stellung so großer Einnahmen wie nur möglich; der Verwalter habe sich gezwungen gesehen, die Abgaben von Jahr

zu Jahr hinauf zu schrauben, und stets Pfändungen bei allen denen vorzunehmen, die nicht bezahlen konnten.

Zum erstenmal entstand in Hedwigs Seele ein Zweifel, freilich nur ein schwacher, unbewußter, aber doch immerhin ein Zweifel an dem wirklichen Vollwert von ihres Vaters Größe. Sie wollte ihn nicht gern sehen in der Stimmung, in der sie sich befand, und ging deswegen auf ihr Zimmer, wo sie sich ans Fenster setzte und in Grübeleien versank.

Lange aber durfte sie nicht ungestört da sitzen. Seine Excellenz schickte nach ihr.

Sie sah sehr bleich aus, als sie in das Krankenzimmer trat, und der kalte, halbverächtliche Zug um den Mund, mit dem sie im allgemeinen solchen Menschen entgegentrat, die ihr gleichgiltig waren, zeichneten sich jetzt mit einer gewissen peinlichen Schärfe ab.

Es war ein großes, prächtiges Gemach, das der Graf zu seinem Krankenzimmer gewählt hatte. Eigentlich war es ein Salon, aber man hatte das große Bett da hinein gesetzt, weil das Zimmer zwei Fenster nach der Sonnenseite hatte, und Seine Excellenz wollte alles licht und sonnig um sich her haben. Keine herabgelassenen Vorhänge, keine blasse Dämmerung. Im Gegenteil, die gelben, seidenen Gardinen ließen das Sonnenlicht mit vollem Goldglanz ein; das ganze Zimmer sah aus, als sei es zum Fest geschmückt.

Einen um so peinlicheren Eindruck machte daher das eingefallene Gesicht auf den weißen Kissen; es hatte die Blässe des Todes, die Augen aber brannten mit unruhigem, fieberhaftem Glanz. Der Schlaganfall hatte die ganze rechte Seite gelähmt. Hilflos wie ein Kind lag der große Mann da, außer stande, ohne Hilfe anderer auch nur eine Bewegung zu machen.

„Was wünschest Du, Vater?“ fragte Hedwig mit einer gewissen Härte in der Stimme, während sie sich dem Bette näherte.

Ein fast lautloses Flüstern antwortete ihr: „Willst Du nicht weiter schreiben?“

Sie beugte nur das Haupt als Antwort und setzte sich an ein kleines Pult, das vor das Bett gerückt war. In der folgenden halben Stunde vernahm man keinen andern Laut in dem großen Zimmer als die flüsternde Stimme des Kranken, begleitet von dem raschelnden Geräusch einer Feder, die über das Papier hinhuschte.

Hedwig schrieb mit schwellendem Herzen. Es war seine Selbstbiographie, die der Graf ihr diktirte. Der Gedanke an den Richterspruch, den die Welt über ihn fällen würde, beschäftigte ihn unaufhörlich, und er suchte nun sich und alle Welt zu betrügen, indem er sein Leben umdichtete. Er war so daran gewöhnt, Gedächtnisreden zu halten, daß es ihm nicht schwer wurde, auch eine über sich selber zu verfassen.

Mit welchem Stolz hatte ihm seine Tochter nicht bei dieser Arbeit geholfen! Wie liebevoll hatte sie nicht gelauscht, um jedes geflüsterte Wort aufzufangen, wie tief hatte sie nicht das warme Vaterlandsgefühl bewundert, die in allem so erhabene Denkweise, die sich in diesen Bekenntnissen des Sterbenden aussprach.

Heute aber wollte die Feder der diktirenden Stimme gar nicht recht gehorchen. Während diese ein Leben voller Auszeichnung schilderte, trat vor ihr geistiges Auge die kleine Dorfkirche mit der ärmlichen Bevölkerung, die nicht für ihren sterbenden Herrn hatte beten wollen, und eine unbeschreiblich bittere Verachtung aller menschlichen Schwäche machte ihr Herz schwellen.

Die Gräfin hegte den brennenden Wunsch, daß ihr Mann das heilige Abendmahl in Gemeinschaft mit den Seinen und dem ganzen Hause nehmen solle. Sie hatte eine Art von abergläubischer Vorstellung, daß diese Handlung, ganz unabhängig von der Gemütsstimmung, in der sie vorgenommen wurde, die nagende Unruhe seines Sinnes beschwichtigen und ihm einen seligen Heimgang verschaffen würde. Die Excellenz aber widersetzte sich so lange wie möglich diesem Wunsch seiner Gattin; nicht daß er ungläubig gewesen wäre, keineswegs; er war sein ganzes Leben lang, und besonders nachdem er erst die Zinnen menschlicher Macht erreicht hatte, ein rechtgläubiger Sohn der Kirche gewesen; fast jeden Sonntag hatte er dem Gottesdienst beigewohnt und war zweimal im Jahre zum Abendmahl gegangen. Seine Abneigung, jetzt das heilige Sakrament zu empfangen, beruhte auf ganz anderen Gründen, auf demselben inneren Unwillen, einzugestehen, daß man an dem entscheidenden Wendepunkt steht, der bewirkt, daß man oft die Abfassung eines Testamentes so lange wie möglich hinausschiebt.

Der Graf war aber so daran gewöhnt, der milden, aber unbeugsamen Energie seiner Gattin nachzugeben, daß er bald auf ihren Wunsch einging. Es ward zum Pfarrer geschickt, ein improvisirter Altar ward am Bette errichtet, die Gräfin legte ein dem Ernst der feierlichen Handlung entsprechendes, schwarzseidenes Kleid an, und die ganze zahlreiche Schar der Dienstboten wurde hereingerufen.

Während dieser Vorbereitungen erschien der Graf unruhiger als je zuvor. Ein nervöser, gepeinigter Ausdruck lag auf seinem Gesicht. Er hatte ein unheimliches Gefühl, als sei er Zuschauer bei seinem eignen Begräbnis.

Der Pfarrer trat jetzt ein, den Kelch und das Brot in der Hand haltend; die Gräfin kniete laut weinend am Bette nieder. Die Dienstboten, die im Halbkreis das Bett umgaben, wurden von dieser heftigen Bewegung angesteckt und fingen ebenfalls an zu weinen. Nur Hedwig schien unberührt von der ergriffenen Stimmung rings um sie her; ihre Augen waren mit einem angstvoll forschenden Ausdruck auf das Antlitz des Kranken gerichtet. Sie sah, wie sein Blick unruhig im Zimmer umherirrte, und wie die blutlosen Hände, die die Gräfin zum Gebet zusammengefügt hatte, nervös arbeiteten.

Der Pfarrer hatte sein Buch geöffnet und wollte

eben ein Gebet vorlesen, als der Graf seine Tochter zu sich heran winkte.

„Ich will ein Gelübde haben — ein Gelübde!" flüsterte er. „Sollte es mir nicht vergönnt sein, meine Selbstbiographie zu beenden, so mußt Du fortfahren, wo ich stehen geblieben bin. Du bist die einzige, die mich kennt und versteht, ich will nicht von Fremden gerichtet werden, die mich nur verkennen und mir falsche Beweggründe unterschieben. Willst Du mir das heilige Versprechen geben?"

Ein Ausdruck starken Schmerzes huschte über Hedwigs Gesicht.

„Geliebter Vater!" flüsterte sie, „daran mußt Du jetzt nicht denken. Siehst Du denn nicht, daß der Herr Pfarrer gern die heilige Handlung beginnen will?"

„Aber ich bin nicht fertig," flüsterte er wieder. „Ich finde keine Ruhe, ehe Du mir nicht dies Versprechen gegeben hast." Er erhob matt die linke Hand und machte einen Versuch, die ihre zu fassen.

Hedwig wandte sich ab, um diese fieberhaften, ängstlich flehenden Augen nicht sehen zu müssen.

„Ich kann es nicht!" schrie sie beinahe mit gellender Stimme, entzog ihm hastig ihre Hand und flüsterte der Mutter zu: „Wartet nicht auf mich!" Damit eilte sie auf ihr Zimmer.

Die Hand des Kranken fiel auf die Bettdecke zurück. Das Urteil der Nachwelt, das er so sehr gefürchtet, hatte ihn schon ereilt; in diesem Augenblick wußte er, daß seine Tochter von ihm abgefallen war.

Da ertönten die ergreifenden Worte des Sündenbekenntnisses: „Ich armer, sündiger Mensch —"

*

Schwer und tief lagerten sich die Schatten des Abends über das Krankenzimmer. Der Kranke hatte verlangt, allein gelassen zu werden, und da er gegen seine Gewohnheit kein Licht angezündet haben wollte, hatte man die Gardinen so weit wie möglich zurückgezogen, um die letzten zögernden Lichtstrahlen einzulassen.

Hedwig hatte den ganzen Abend auf ihrem Zimmer verbracht.

Ueberanstrengt wie sie war durch Nachtwachen und heftige Gemütsbewegungen, war sie endlich auf dem Sofa eingeschlafen. Plötzlich erwachte sie, sah, daß es schon spät am Abend war und fühlte sich ergriffen von einer unsagbaren Angst; sie hatte seit mehreren Stunden nichts vom Vater gehört. Wie, wenn . . . wenn . . .

Sie wußte nicht, wie lange sie geschlafen haben mochte. Was konnte sich nicht in der Zeit zugetragen haben!

Sie eilte die Treppe hinab und trat mit verhaltenem Atem in das Krankenzimmer. Die Stille und die Dunkelheit da drinnen erschreckten sie. Sie beugte sich über das Bett; der Kranke lag mit geschlossenen Augen da.

Bei seinem Anblick strömte alle ihre alte Liebe und Verehrung wieder zu ihrem Herzen zurück; sie fühlte, daß sie gern die Jahre, die ihr noch zu leben übrig blieben, geopfert hätte, wenn sie dadurch ihrem Vater noch einige Jahre des Wirkens hätte erkaufen können, eine kurze Spanne Zeit, in der er ein edleres, würdigeres Leben hätte führen können. Leise preßte sie einen Kuß auf die bleiche, welke Hand, die über den Rand des Bettes herabhing. Der Kranke schlug die Augen auf, aber es war ein fast erloschener, hoffnungsloser Blick, der dem ihren begegnete.

„Wie geht es Dir jetzt, Vater?" flüsterte sie.

Die bleichen Lippen bewegten sich matt:

„Nichts zu erinnern — und nichts zu hoffen!"

Es war kein Flüstern mehr; es war ein so schwacher Laut, als wenn ein Blatt im Abendwinde zur Erde fällt.

Dann ward es totenstill in dem großen Zimmer. Die Schatten hüllten es tiefer und tiefer ein; nur dort am Fenster zögerte noch ein schwacher Lichtstrahl.

*

Die schwedische Akademie feierte abermals ihren Ehrentag. Diesmal hatte sie den Verlust eines ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder zu beklagen, und das Gedränge unter den Zuhörern war noch größer als gewöhnlich, da alle die Gedächtnisrede über den großen Mann hören wollten. Denn obwohl fast ein Jahr seit seinem Tode verstrichen war, so war er doch immer noch groß. Verwandte, die die Ehre der Familie retten wollten, hatten es übernommen, seine Angelegenheiten zu ordnen, und es war nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen, was sein Ansehen erschüttern konnte.

Freilich mußte die Witwe sehr eingeschränkt leben, aber das ist ja nicht selten der Fall bei den Witwen von Fideikommißbesitzern. Und die Gräfin trug übrigens ihre veränderte Stellung mit rührender Anmut. Jetzt wie ehedem widmete sie sich ganz der Wohlthätigkeit; sie hatte jetzt selber nicht viel zu geben, aber sie war ein thätiges Mitglied aller Vereine und Institutionen.

Freundlich wie eine barmherzige Schwester kam sie in ihrem einfachen schwarzen Kleide, und wo sie sich blicken ließ, zollte man ihr noch mehr Ehrfurcht als in den Tagen ihres Glücks.

Jetzt saß sie im Festsaal unter den geladenen Ehrengästen und bildete durch ihre anspruchslose Trauerkleidung einen Gegensatz zu allen den eleganten Toiletten um sie her; sie sah noch ebenso jung und noch ebenso gut aus wie ehemals, die Wangen waren ebenso glatt und die Augen ebenso sanft, wenn sie auch von Thränen betaut waren.

Unter den Verwandten des Heimgegangenen spähte man vergebens nach einem dunklen, markirten Gesicht, das vor allen anderen hätte da sein müssen.

„Wo ist die Tochter?" fragte man flüsternd. — „Man sieht sie jetzt nie mehr," antwortete jemand, der gut unterrichtet schien. „Sie ist seit des Vaters Tode so sonderbar und grübelnd geworden — förmlich menschenscheu."

Die Gedächtnisrede über den Verstorbenen war

voll von der wärmsten Anerkennung aller seiner Verdienste. Wohl konnte sie sich in Bezug auf Beredsamkeit nicht mit denjenigen messen, die er selber bei verschiedenen Gelegenheiten gehalten hatte, aber der Nachfolger war ein ehrlicher und aufrichtiger Bewunderer seines großen Vorgängers, und deswegen klangen seine Worte schön und sympathisch. Er hatte die bekannte Aeußerung: „Große Genien sind die Wohlthäter der Menschheit" als Motto gewählt und wendete diese Sentenz in sehr treffender Weise auf das Leben des Heimgegangenen an.

Wie viele edle und fruchtbringende Gedanken hatte er nicht durch Rede und Schriften unter seine Zeitgenossen ausgestreut! Wie sehr hatte er nicht seinem Vaterlande als Staatsmann genützt! Und welch Beispiel für die Nachwelt war nicht das Leben eines solchen Mannes! Eines Mannes, der nicht nur mit großen und seltenen Gaben ausgestattet gewesen war, sondern der auch in rastlos thätiger Wirksamkeit diese seine Gaben stets in den Dienst des Vaterlandes gestellt hatte!

Der Vortrag war beendet und abermals hallte es durch den Saal: „Männer wie er sind die Wohlthäter des Menschengeschlechts."

Von Diesem und Jenem.

Die literarische Bewegung in Spanien.

Von

Emilia Pardo Bazan.

(Fortsetzung.)

II.

Ehe wir von der Poesie zur Prosa übergehen, möchte ich daran erinnern, daß es in Spanien eine völlig originale poetische Form gibt, die Cantares; es sind zum Teil Couplets, die aus dem Volke stammen und deren Verfasser unbekannt bleiben; aber die Kunstdichter haben ebenfalls dazu beigetragen, ihren Schatz zu vermehren, und die Cantares von Melchor de Palau, ebenso wie die von August Ferran, die vor einem Jahre wieder aufgelegt sind, weichen an Grazie und Empfindung in nichts den Volkscouplets. Diese Cantares werden mit Guitarrebegleitung bei den Nachtfesten gesungen, während die Goldfluten der Manzanilla in Strömen fließen. Der Cantar ist wesentlich schwermütig; man könnte ihn einen gereimten Seufzer nennen. Die wollüstige Melancholie des Cantars schmiegt sich völlig der andalusischen Musik der Polos, Playeras, Peteneras und Soleares an. Um die Schönheit und den Sinn einiger dieser Cantares ganz zu verstehen, muß man vielleicht im Süden Spaniens geboren sein. Der Cantar ist eine Ergänzung der akademischen und gelehrten Poesie, die ihr welkes Antlitz bei den Konkursen und Blumenspielen noch zeigt, deren langweilige Herrschaft man aber — abgesehen von diesen Ausnahmen — als endgiltig abgethan ansehen kann.

Der Roman war vor acht bis zehn Jahren das am meisten blühende literarische Genre. Wir zählten zwei Generationen hervorragender Romandichter, die in zwei Lager sich teilten, in Idealisten und mehr oder weniger dem Naturalismus sich zuneigende Realisten: eine — wie ich gestehen muß, etwas künstliche — Einteilung, die in der Vergangenheit durch Trueba und Fernan Caballero repräsentiert wurden; nach diesen kamen Pedro Antonio de Alarcon, eine mittelmäßige Intelligenz, aber ein glänzender Geist und vorzüglicher Schriftsteller, und Juan Valera, ein tadelloser Stilist, ein Weltmann von großem Wissen, der im Roman seine Kenntnis der mystischen Literatur und der platonischen Philosophie verwertete. An der Spitze der Realisten stunden Benito Perez Galdos und Jose Maria de Pereda, zwei sehr verschiedene Talente, zwei — jeder in seiner Art — sehr große Künstler. Wenn Galdos der Romandichter Spaniens beim Anfange der revolutionären Periode war, so repräsentirt Pereda die Tradition, und während Galdos das Leben der Hauptstadt besser malt als das des Landes und der Provinz, feiert Pereda seinen Triumph allein in der Beschreibung der Natur und der ländlichen Klassen. Zwei Romane dieses Autors spielen in der aufgeregtesten Periode des religiösen Kampfes in Spanien. Galdos schrieb „Gloria" zu Gunsten der Gewissensfreiheit; Pereda bekannte sich in »De tal palo tal astilla« (Wie der Baum so das Holz) zum Glauben an die allein seligmachende katholische Kirche und verdammte den Rationalismus. Dies Beispiel genügt, um zu zeigen, welche überschwengliche Rolle damals der Roman spielte. Wenn die Methode der Romandichter dieser Epoche ein gemäßigter Realismus war, ohne die Uebertreibungen der Schule von Médan, so spiegeln die Stoffe den Zustand der Seelen und die Probleme wieder, die alle Welt beschäftigten.

Natürlich hatten diese beiden Meister Schüler und Nachahmer. Der katholische Roman führte eine glänzende Phalanx ins Feld, in deren Avantgarde der Marquis von Figueroa und Palou Peyrolon marschirten; und die historische Novelle »Amaya o los Vascos en el siglo VIII« (Die Basken im achten Jahrhundert) verhalf seinem Autor, Navarro Villoslado, zu der Ehre, mit Manzoni verglichen zu werden. Unter den Romanschriftstellern, die nicht scharf ausgeprägten politischen Ideen huldigen, aber vom künstlerischen Gesichtspunkt aus Realisten und im allgemeinen fortschrittlich gesinnt sind, haben sich Armando Palacio Valdes, der in Amerika viel übersetzt worden ist, Jacinto Octavio Picon, der eine ausgesuchte Prosa schreibt, Ortega Munillo, Zahonero und Luis Canovas besonders ausgezeichnet. Der spanische Roman war nicht nur fruchtbar, sondern er hatte in unserem Lande, das der Lektüre nicht geneigt ist, die Leser im Triumph erobert und das Vorurteil und die allgemeine Gleichgiltigkeit besiegt; er hatte es dahin gebracht, daß man ihn kommentirte und besprach, daß er seine Analysten, seine Lobredner, seine Kritiker hatte und einen Ehrenplatz in den Spalten der Zeitungen einnahm.

Der Roman erreichte seinen Höhepunkt, als vor vier bis fünf Jahren ein Ereignis eintrat, das Epoche in seine Geschichte machte. Ein Jesuit, der Pater Luis Coloma, der bis dahin dem Publikum ein Unbekannter geblieben war, obgleich er bereits hinreißende Erzählungen und Geschichten hatte erscheinen lassen, veröffentlichte einen Roman, der „Pequeneces" (Kleinigkeiten) betitelt war, und wie eine Dynamitbombe in das Lager der Schriftsteller und in die Gesellschaft einschlug. Die Schriftsteller konnten sich nicht von ihrem Erstaunen erholen, einen Kleriker, ein Glied der strengen Gesellschaft Jesu, einen Repräsentanten der starren Unduldsamkeit und der übertriebenen Glaubensstrenge, ein Werk veröffentlichen zu sehen, das romantisch und doch von einem glaubhaften Realismus voll von gewagten Einzelheiten und überaus zweideutigen Episoden war, wie man sie bei den naturalistischen Autoren so strenge verurteilt hatte; und die gute Gesellschaft kam in Aufregung, sich von einer Meisterhand gemalt zu sehen, von einer solchen Hand in ihren Verrücktheiten und Lastern, in ihren Schwächen und politischen Unbeständigkeiten. Zum erstenmal fand man in einem Roman eine treue Wiedergabe der Physiognomie des High-Life und der Umgebung des Palais, ein Unternehmen, an welchem Pereda, ohne von anderen weniger ausgezeichneten Romanschriftstellern zu sprechen, gescheitert war. Der Aufruhr, der durch die „Pequeneces" hervorgerufen wurde, war unbeschreiblich. Ganz Spanien und besonders ganz Madrid wurde durch dies Buch wie von einer Krankheit ergriffen; es war eine Epidemie, ein Delirium; man hörte in den Tertulias

(Gesellschaften), den Cafés, den Kasinos, im Innern der Familien, in den Vorzimmern des königlichen Palastes von nichts anderem mehr sprechen; die Zeitungen und Zeitschriften beschäftigten, eine nach der andern, mit nichts sich mehr als mit den „Pequeneces“ und in den Buchhandlungen war eine Ausgabe des Buches nach der andern vergriffen. Die Politik und die Stiergefechte, die dem Spanier den wesentlichsten Stoff für seine Unterhaltung geben, erblichen und verschwanden vor den „Pequeneces“. Es gab einen Regen von Aufsätzen, Broschüren und Karikaturen darüber. Gewisse Zeitungen eröffneten eine besondere Rubrik, die dazu bestimmt war, die verschiedenen, sich widersprechende Meinungen über die „Pequeneces“ zu verzeichnen. Man sprach von einem Schlüssel und glaubte in den Hauptpersonen des Romans große Damen und Herren der hohen Aristokratie wieder zu entdecken. Etwas Seltenes und völlig Neues, der Roman machte selbst in jenen Schichten des Publikums von sich reden, wo man sich für nichts interessirt, was veröffentlicht wird: In den frommen Familien, unter den zahlreichen Abonnenten des „Boten vom Herzen Jesu“ (Mensajero del Corazon de Jesus); er rief eine Controverse in der kirchlichen Welt hervor und teilte sie in zwei Parteien: in diejenige, welche „Pequeneces“ offen verurteilte und in eine andere, welche darin das Werk eines Apostels erblickte.

Dieser außerordentliche Lärm um einen Roman, das lebhafte, leidenschaftliche Interesse des Publikums gaben der Vermutung Raum, daß diese Art der Literatur sich vollständig der Seele der Spanier bemächtigt habe und daß man in Zukunft alle Arten von Belebung und Reflexion darin niederlegen, daß man dort den Pulsschlag des nationalen Gewissens, des nationalen Lebens finden werde. Diese Hoffnungen haben sich indes als eitel erwiesen. Man sah bald ein, daß, wenn der Roman des Paters Coloma das Publikum hingerissen hatte, dies in Wirklichkeit viel weniger seines nicht geringen literarischen Verdienstes wegen geschehen war, als weil man eine gewisse Pikanterie des Skandals darin fand; ebenso sah man ein, daß jeder Roman nach „Pequeneces,“ der nur ein rein künstlerisches, philosophisches, psychologisches, malerisches, lokales oder irgend ein Interesse anderer Art ohne den Reiz der Indiskretion bieten könne, eine totgeborene Schöpfung sein werde. Und unglücklicherweise kam es wirklich so. „Pequeneces“ bezeichnet das Datum, von dem an der spanische Roman zurückgeht.

Wenn man den Ursachen dieses Niederganges nachforschen will, darf man nicht annehmen, daß die Romane, welche jetzt in Spanien erscheinen, schlechter seien als diejenigen, welche man ehemals mit einem gewissen Eifer zu lesen pflegte. Wenn man bei einem solchen Romanschriftsteller einen sehr merkbaren Fall bedauern kann, so kommt dies von etwas anderem her, wie bei Jacinto Octavio Picon, dessen Talent sogar Fortschritte erkennen läßt. Obgleich die letzten Werke Peredas, „Al primer vuelo“ (Auf den ersten Hieb) und „Nubes de estio“ (Sommernächte), sich nicht vergleichen lassen mit „Sotileza“ und „Pedro Sanchez“, den Meisterwerken des Autors, so kann man das gleiche doch nicht von Angel Guerra von Galdos sagen, der noch immer auf der Höhe ist, auf welcher der berühmte Erzähler seine interessantesten und originellsten Werke geschrieben hat. Es ist für den Roman unvermeidlich, Höhen und Tiefen zu haben, aber alles in allem ist er nicht schlechter geworden, und die Ursachen der angegebenen Erscheinung muß man anderswo suchen. Kurz, die Sache verhält sich in Europa überall gleich; überall, wo es einen Roman gibt, hat er sein Publikum verloren, von allen Seiten hört man nur von einem Krach sprechen. In Spanien hat er niemals die Sympathie völlig gewonnen; er ist niemals in die Sitten eingedrungen und noch weniger hat er sich im Schoße der Familie eingebürgert. Es gibt gegen den Roman ein fest eingewurzeltes Vorurteil; gerade soeben lese ich in einem Roman von Hernandez Villaescusa, daß man von einem jungen Mädchen, das man loben will, sagt, sie habe niemals einen Roman gelesen. Die feste Kundschaft der Familie, welche der Roman in England besitzt, fehlt ihm hier. Und mehr Leser hat er weder im Volk, bei den Arbeitern und den weniger bemittelten Klassen, noch in einem großen Teil der Aristokratie. Sein Publikum beschränkt sich also auf eine kleine Zahl von Personen des mittleren, aufgeklärten Bürgerstandes und auf das lateinische Amerika, wo man die Werke der spanischen Literatur, die in Spanien selbst die Sanktion des Erfolges erhalten haben, gerne nachdruckt.

Die zunehmende Entwicklung der periodischen Presse, die jetzt infolge des billigen Preises überall eintritt, ist ebenfalls verhängnisvoll für den Roman. Diejenigen, welche nicht wissen, wie sie die Zeit totschlagen sollen, gebrauchen ihre halbe Stunde der Ruhe, um ein Journal zu lesen, das ihnen in gedrängter Form Neuigkeiten, Ideen und selbst alles das gibt, was man von den Künsten wissen muß. In der Zeitung hat die Literatur ihren Winkel, der freilich, um die Wahrheit zu sagen, klein und dunkel ist, der aber für die Bedürfnisse des Lesers genügt; in der Zeitung gibt es für denjenigen, der sich für nichts interessirt, als was aktuell ist, den groben Abenteuerroman, der voll von Verwicklungen ist, Uebersetzungen von Montepin oder Ponson du Terrail. Im Vordergrunde steht kokett die Novelle, der Roman im Abriß. Es gibt Zeitungen, wie zum Beispiel „El Liberal“, die ihren Abonnenten sehr häufig Novellen spanischer Autoren darbieten.

Die Auferstehung der bei uns einst so glorreichen Novelle bezeichnet ein Symptom, das der Kürze der lyrischen Modegedichte, der Chispas und der Humoradas entspricht. Der Roman findet nach einer Periode des Glanzes und der Träume von weiten Gesichtskreisen in der Novelle einen schönen Tod. Man muß indes nicht glauben, daß die Autoren der Novelle von heute dieselben seien, wie die früheren Romanschriftsteller; einige der letzteren, Pereda und Galdos zum Beispiel, haben sich darin versucht, aber sich als unfähig erwiesen; Galdos weiß eine Novelle nicht zu gestalten, und Pereda, der ausgezeichnete Sittenschilderungen geschrieben hat, hat uns nicht eine einzige wirkliche Novelle geschenkt. Unsere jetzigen Novellisten, unsere Cuentistas, wie wir sie nennen, sind der Pater Coloma, dessen Maestria in diesem Genre dieselbe ist, wie er sie im Roman bewiesen hat, Narciso Campillo, der ihn an Gefälligkeit, Grazie, Geschmack, Gehalt und in dem übertrifft, was man in Frankreich Gauloiserie nennt, Eugenio Selles, Armando Palacio, Fernandez Bremon, Silverio Lanza, Sanchez Perez und viele andere, die aufzuzählen zu lange dauern würde. Mit Anerkennung muß man die Militärnovellen (Cuentos militares) von Federico Urrecha, die sentenziösen und formvollendeten Novellen von Castro y Serrano und dem Dr. Thebussen erwähnen; ebenso die philosophischen Novellen von Valera, die Volkserzählungen in kastilianischem Dialekt von Antonio de Valbuena, die religiösen Novellen von Pater Muiños und die erotischen, aber herben Novellen von Dicenta. Man kann versichern, daß dies Genre, das während der romantischen kein Lebenszeichen gegeben hat, heute in voller Blüte steht.

Man kann das Gegenteil von dem, was wir über die lyrische Poesie gesagt haben, von dem Roman und der Novelle in Spanien behaupten, nämlich daß sie mit Gefühl getränkt sind, aber daß das Gefühl nicht dasjenige der Tradition ist. Es gibt in unserem Roman, obgleich er nichts Didaktisches hat, ein Element, das der lyrischen Dichtung fehlt; diese kann nichts als uns einlullen oder uns schmeicheln; der Roman würde, wenn wir ihn gelesen hätten, im Gegenteil fähig sein, uns aufzuwecken, uns über moralische, soziale, religiöse, ökonomische und pädagogische Lage unseres unglücklichen Vaterlandes zum Nachdenken zu bringen, über eine Lage, die er hie und da mit einer beklemmenden Treue, einer großen künstlerischen Kraft und mit der Feinheit eines Spiegels wiedergibt. Unser Roman ist ein Unikum (ich spreche selbstverständlich nur von den Meisterwerken): Sein Publikum ist weniger zahlreich als sonst in irgend einem Lande, während seine Autoren (die guten) fähig sind, moralisch jedes Publikum, welches es auch sei, zu leiten; und wenn das spanische Publikum verstanden hätte, sie zu unterstützen und zu kräftigen, so würden sie dahin gekommen sein, das volle Bewußtsein ihrer Mission zu haben. Es gibt Formen des Romans, die bis jetzt bei uns noch gar nicht aufgetaucht sind, weil sie schon in ihrer Entstehung durch das Bewußtsein getötet worden sind, daß niemand sie lesen und sich um sie kümmern würde. In Spanien ist ein Bourget unmöglich. Man muß zu den Lesern eine Sprache reden, die sie verstehen, und selbst wenn man sich dieser Bedingung unterwirft, kommt man nicht dahin, ihre Gleichgiltigkeit zu brechen.

(Schluß folgt.)

Herausgeber: Joseph Kürschner in Eisenach; verantwortlicher Redakteur: Ludwig Thaden in Stuttgart.
Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

1895. Heft 11. Preis 50 Pfg. Vierteljährlich (6 Hefte) Preis 3 Mark.



1895

Aus fremden Zungen

Eine Halbmonatsschrift

Herausgegeben von Joseph Kürschner

Stuttgart. Leipzig. Berlin. Wien. Deutsche Verlags-Anstalt.

"Die Epoche der Weltlitteratur ist an der Zeit und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen." Goethe.

Inhalt des elften Heftes.

Die kleine Kirche.

Von

Alphonse Daudet.

(Fortsetzung.)

IX.

Nach einer tollen Fahrt durch ganz Frankreich, einer atemlosen Kreuz- und Querreise, die Herr Alexander leitete und durch plötzliche Unterbrechungen, Umwege, allerhand Vorsichtsmaßregeln und die romantischsten Vermummungen würzte, war die Gräfin Lydie, auch einfach „die Gräfin" genannt, in Begleitung ihres Bärenführers und ihrer Kammerfrau an einem Septemberabend in dem Hotel „Zur Prinzessin von Lamballe" in Quiberon angelangt. In einem niedrigen Zimmer, dessen Decke mit Schimmelpilzen übersät war, verbrachte sie, von dem Baldachin eines wurmstichigen Riesenbettes fast erstickt, eine dumpfe, schlaflose Nacht. Und als sie am Morgen beim Einläuten der Frühmesse das Fenster hinaufschob und den trüben Himmel erblickte, den kleinen grauen Platz vor der romanischen Kirche mit dem verfallenen Portal, und ein paar alte Bretonen, die in dem Nebel mit einander stritten und sich gegenseitig anbrüllten, da ergriff sie eine tiefe Beklommenheit und eine Vorahnung des unwürdigen Spieles, das man mit ihr trieb.

Diese trübe Stimmung beherrschte sie während des ganzen Vormittags, bis Herr Alexander zurückkam, der zur Auffindung der Familie Blanchard ausgezogen war. Dieser seiner Verwandten hatte er sich, nachdem er vierzig Jahre lang nicht an sie gedacht hatte, eines Morgens in Monte Carlo wieder erinnert, als er nach einem Zufluchtsort für das verfolgte Liebespaar suchte. Mit dem Schlage zwölf kehrte er strahlend heim. Alle Blanchards, Groß und Klein, die er als Knabe gekannt hatte, ruhten auf dem sandigen Friedhofe von Quiberon — dem Mer-Sauvage gegenüber, dessen Wogen in drei Gierschlägen direkt von den Azoren kommen. Alle Blanchards waren tot mit Ausnahme eines einzigen Onkels, eines Kapitäns, der immer auf weiten Reisen abwesend war, und seiner Frau, die einsam in einem kleinen gelben Hause auf dem Strande von Port Haliguen wohnte. „Tante Gelb-Haus", so nannte sie Alexander, erklärte sich bereit, der Frau Gräfin ihre Wohnung mit der gesamten Einrichtung zu vermieten und für sie sowie für den Herrn Grafen, sobald er da wäre, zu kochen, ja sogar den Wagen zu stellen, der nach dem Frühstück Frau Lydie mit ihrem Gepäck und ihrer Kammerfrau abholen würde. Ganz abgesehen davon, daß das alles mit einem sehr mäßigen Preise berechnet werde, habe man noch die Annehmlichkeit, sich auf dem Ausguck zu befinden, von dem man nach der Blau-Weiß-Rot ausspähen könne, wenn sie mit vollen Segeln in den Hafen einliefe und fast am Fuß des Hauses vor Anker ginge.

Der Marktflecken Quiberon liegt in der Mitte der Halbinsel und hat zwei Häfen: der eine, der zu dem Mer-Sauvage gehörige Port Maria, liegt sehr nahe, während zu dem zweiten, dem zu dem Morbihan (dem kleinen Meer) gehörigen Port Haliguen, ein Weg von etwa einer Meile durch ein Netz von kleinen Gassen und niedrigen Mauern hindurchführt. Diese Mauern, die durch den Einfluß der salzhaltigen Luft ganz verkalkt sind, schließen Meierhöfe und Obstgärten ein, so der rechte Hinterhalt für Bonapartisten und Insurgenten.

Als Lydie an dem kleinen, ruhigen Ort angelangt war, der jetzt in seiner ganzen Länge mit dem weißen, steinernen Semaphor am Ende des Hafendammes und den ausgedehnten Warenquais, an denen sich niedrige Häuser, Matrosenschenken, Schuppen und Lagerhäuser hinzogen, vor ihr dalag, da hatte sich der Nebel verteilt und zugleich war auch die trübe Stimmung von ihr gewichen, die am Morgen auf ihr gelastet hatte. Ein sanftes Licht goß einen goldigen Schimmer über das Meer und am fernen Horizont wurden Port Navallo und Saint Gildas sichtbar. Zu dieser Stille der Fluten stand der Donner, mit dem auf der andern Seite der Halbinsel das Mer-Sauvage Tag und Nacht an den Klippen brandete, in grellem Gegensatz. Am Strande, ganz nahe am Hafeneingang, leuchtete das alleinstehende gelbe Haus hervor, und noch augenfälliger als die mit Ocker angestrichenen Wände war die große Flügelhaube der Tante Blanchard, die in Erwartung ihrer Mieter seit Tagesanbruch ihren Fußboden und ihre Mahagonimöbel polirte.

Es war die richtige Zufluchtsstätte für eine

umherirrende Abenteurerin, das so dicht am Meere gelegene Haus mit der Flucht von Zimmern, in denen Muscheln, Korallen, Meerpflanzen, indische und chinesische Porzellanfiguren ihr überall, an den Wänden, auf den Kaminen, an den Möbeln von Reisen und exotischen Himmelsstrichen erzählten, wo das Meer, das sie so leidenschaftlich liebte, allerdings immer ohne Gegenliebe zu finden, unter ihren Fenstern brandete und mit den Segeln der Fischerboote, die zu bestimmten Stunden wie Schwärme weißer Möwen ausfuhren und heimkehrten, in allen Spiegeln erzitterte. Aber wie einsam war sie dafür und welche Entbehrungen mußte sich die junge Frau, die so kostspielige und vornehme Liebhabereien hatte, auferlegen. Der Leuchtturm von Teignouse, der jeden Abend in den violetten Dunst der Dämmerung aufleuchtete, bot ihr keinen Ersatz für den Kronleuchter im Speisesaal zu Monte Carlo, der zur Stunde des Soupers erstrahlte, wenn Lydie am Arme des Herrn Grafen eintrat. Ebenso konnten auf diesem verlassenen Strande, dessen Melancholie die tragischen Erinnerungen aus der Geschichte, die Erinnerung an die Emigration nur noch größer und feierlicher macht, die wenigen Familien, die von Auray und Vannes zum Badeaufenthalt hierher gekommen waren und sich recht provinzmäßig in der Sonne herumtummelten, die Gräfin nur sehr von ferne an ihre schwedischen, ungarischen, groß- und kleinrussischen Bewunderer erinnern, die sich in den feenhaften Gärten der Spielhölle um ihre Toiletten drängten. Hier hielt man sich von dieser Fremden, die allein und zu schön war, fern; um sich ein Urteil über sie zu bilden, sie einer Anrede zu würdigen, wollte man warten, bis man den Grafen gesehen habe, der ja auf seiner Jacht hierherkommen sollte, um mit ihr zusammenzutreffen. Wann, das wußte niemand. Die Fahrt der Segelschiffe ist ja so unsicher!

Anfangs langweilte sie sich nicht so sehr. Die neue Gegend, die Einrichtung, die Furcht vor dem Erscheinen des gefürchteten Gatten zerstreuten sie, dann auch Herr Alexander, der immer noch im Hotel Lamballe in Quiberon wohnte, sie aber jeden Morgen aufsuchte, um nach ihren Befehlen zu fragen. Wenn er sich auf dem Erdwall des gelben Hauses vor dem Fenster des Empfangszimmers, in dem die Lyoner Kammerfrau mit der Tante Blanchard zu nähen pflegte, kerzengerade aufrichtete, dann jagten seine alte Teufelsfratze, die ganz rasirt und mit Pusteln übersät, unter einem koketten Strandhut hervorgrinste, und seine Pierrotaugen, deren Sterne fortwährend in die Runde gingen, der Nachfolgerin Rosinens jedesmal einen heillosen Schreck ein.

„Ist die gnädige Frau denn wenigstens sicher?“ fragte die Kammerfrau. „Wenn er mich so durchdringend ansieht und mich etwa so fragt: ‚Agarithe, sind Sie verschwiegen?‘ — kein Wort weiter, dann zittere ich jedesmal davor, daß er mir irgend etwas Gräßliches anvertraut.“

Aber ihre Gebieterin beruhigte sie:

„Ich kenne Alexander seit meinen Kindertagen!“

Und in der That, schon in der Zeit, da sie noch im Waisenhause Loisy war, gehörte er für sie schon zu dem Personal der großen Landstraße, jenem phantastischen Gänsespiel, an dem sie sich als kleines Mädchen ergötzte. Und diese ersten Jugendeindrücke prägen sich uns so tief ein, daß ihr Alexander auch noch zur Stunde imponirte. O, wenn sie den kleinen wilden Kopf dieses Freigelassenen hätte untersuchen können, sein Herz, das von Gift und Haß gegen das Findelkind, die kleine Zigeunerin, die jetzt in den Bürgerstand erhoben und gnädige Frau geworden war, geschwollen war! Wenn ihr nur der Brief in die Hände gefallen wäre, in dem der schurkische Bediente der Herzogin über seine Ankunft in ihrem Zimmer in Monte Carlo berichtete: „Der Mann! — Retten Sie sich!“ Um sich in solchen verbrecherischen Kombinationen zu gefallen, bedurfte es schon eines alten Lakaien, der spezifischen Grausamkeit eines erbitterten Mestizen, den dreißig Jahre niederer Dienste, für die er sich jetzt an einer Dame, an einer Weißen, köstlich rächte, ranzig hatte werden lassen. Denn Herr Alexander arbeitete nicht nur um Geld. Er blieb nicht nur in Quiberon, um die Rechnungen in Ordnung zu bringen, sondern auch um sein Opfer betrachten zu können, um ihm ankündigen zu können, daß es verlassen sei, oder wie er sich elegant ausdrückte: „um ihr das in die Hand zu drücken.“ Mit jedem Tage kam diese glückliche Minute näher heran. Einmal aber war er doch unangenehm überrascht und fürchtete eine unvorhergesehene Lösung.

„Alexander, sehen Sie doch, dort in der Richtung des Semaphors,“ rief ihm Lydie vom Parterre des gelben Hauses zu, indem sie die Hände schützend über die Augen hielt. „Sollte man nicht meinen, das wäre das Segel von Charlexis?“

Ein stummes, cynisches Lächeln verzerrte das glatte Gesicht.

„Das sollte mich wundern,“ murmelte der alte Lakai, sah aber doch aus Gefälligkeit nach dem Hafendamm hinaus und beobachtete bald mit einer gewissen Unruhe das bezeichnete Fahrzeug, das in Bau, Takelung und Dimensionen eine vollkommene Aehnlichkeit mit der Blau-Weiß-Rot zeigte. Ein Ausländer war es zweifellos, denn er hatte einen Lotsen an Bord, dessen Schaluppe ins Schlepptau genommen war. Anscheinend war es ein Engländer, wenigstens nach dem Ausspruch einiger alten Fischer, Leuchtturmwächter und Zollbeamten; sie waren um diese Tageszeit die einzigen Bewohner von Port Haliguen und waren bis zur Landzunge, auf der das gelbe

haus lag, hinausgegangen, um den Zweimaster näher sehen zu können. Je näher das Schiff kam, desto deutlicher wurde die Aehnlichkeit, und Lydie glaubte sogar einen Moment, auf der von Sonnenlicht und Sprühregen überfluteten Kommandobrücke neben dem Steuerrad die vierschrötige Gestalt des braven Ruitl mit seinem roten Kinnbart zu erkennen.

„Es stimmt ... Beim Teufel, es stimmt!" brummte Herr Alexander, und noch leiser murmelte er in seine Krawatte: „Jetzt ist alles futsch!" Wie sollte man aber auch etwas Ernsthaftes, Folgerichtiges mit solch gehirnlosen Menschen, wie dieser kleine Charlexis, kombiniren! Natürlich war es seine Leidenschaft für die Gräfin, die sich wieder regte! Ja, sie hatte Glück, die Betteldirne! ... Und die Herrschaften in Grosbourg, was würden die jetzt wohl sagen? Und wo blieb der Nutzen, den er aus dem Bruch haben sollte und an der heimlichen Geburt, wo blieb all das, was er im Trüben zu fischen gehofft hatte; wie wollte er sich Ersatz dafür schaffen? Während er schon wieder neue Kombinationen machte, ging Herr Alexander bis zum Semaphor hinaus, um als erster seinen jungen Herrn zu begrüßen. Dort suchte ihn bald darauf auch Lydie auf. Sie hatte sich Charleys Lieblingsfrisur gemacht und sein Lieblingskleid angelegt, rosa und weiß, und sah von dem Seewinde und der Sonne doppelt gebräunt aus, wie eine wilde Nelke, wie eine Dünennelke.

Fast zur gleichen Zeit hatte der Zweimaster, von einem starken Windstoß getragen, einige Meter von dem Hafen dann entfernt beigelegt und zeigte beim Wenden auf der Rückseite in großen Buchstaben die Aufschrift: „Amphitrite-Cardiff". Es war ein Handelsschiff, das auf derselben Werft gebaut worden war, wie die Blau-Weiß-Rot, das aber einen größeren Tonnengehalt hatte, mit Oelkuchen befrachtet und nicht mit dem geringsten Luxus und Comfort einer Lustjacht ausgestattet war.

„Ich habe es mir gleich gesagt ... er käme ja zu früh, viel zu früh."

Und der entsetzliche Alexander beobachtete das zarte Gesicht der jungen Frau und ergötzte sich daran, das nervöse Zittern der Enttäuschung darin zu sehen. Zehn Minuten später lief die Amphitrite in den kleinen, stillen Hafen ein, den sie mit dem Rauschen ihres weißen Kiels und dem Knarren ihrer Manöver erfüllte, zu dem sich das Schallen eines zwischen dem Kapitän und dem Lotsen ausgebrochenen Streites gesellte. Die Stimmen hallten an dem steinernen Quai zurück; aber in Port Haliguen verstand niemand englisch, und die Auseinandersetzungen hätten wohl nie ein Ende gefunden, wenn Lydie sich nicht ihrer Stunden bei der Irländerin, Schwester Martha, erinnert und sich als Dolmetscherin angeboten hätte.

Es war ein eigenartiger Gegenstand für ein recht modernes Bild, die junge, elegante Pariserin, die mitten auf dem Verdeck in dem Duft von Teer und Oelkuchen auf einem zusammengerollten Tau saß; vor ihr der Engländer, ein apoplektischer, rothaariger Riese, im heftigsten Streit mit dem kleinen bretonischen Lotsen, einem schwarzen, affenartigen, behaarten Kerl, während die Matrosen, auf den Raaen stehend, anhielten und mit Staunen unter sich den einsamen Quai und die wenigen niedrigen Häuser erblickten, wie bestürzt darüber, sich hier zu finden.

Der Sachverhalt war der, daß der Lotse Madec im Getöse der an den Felsen brandenden Wogen gerufen hatte: „Port Maria". Der Kapitän aber hatte verstanden: „Port Lorient" und Madec an Bord genommen, da die Amphitrite für Lorient geladen war. Da nun der entgegenstehende Wind den Lotsen gehindert hatte, in Port Maria einzulaufen, hatte er das Schiff an der andern Seite der Halbinsel in der kleinen Bucht Port Haliguen vor Anker gehen lassen, die allerdings in keiner Weise der großen und lärmenden Rhede ähnlich sieht, an der der Engländer anzulegen gerechnet hatte. Zum guten Glück stellte die sanfte Stimme der Dolmetscherin, ihr hübsches Kleid und ihre Saphiraugen bald ein allgemeines Einvernehmen her. Gleich darauf aber mußte sie sich der Freigebigkeit des Kapitäns erwehren, der von dieser Shakespeareschen Erscheinung ganz begeistert, der entzückenden Miranda, die das Deck seines Schiffes betreten hatte, nach einander eine Flasche alten Portwein, ein Fernrohr, eine Negerschürze, ein Tomahawk, javanesische Pantoffeln und ein mit zwei Händen zu führendes japanisches Schwert anbot. Schließlich ließ sie sich von ihm dazu bewegen, einen ganz kleinen amerikanischen Revolver, einen sogenannten bull-dog-Revolver, anzunehmen. Diesen trug der sehr selbstherrisch auftretende Seefahrer als entscheidendes Argument für Lotsen, Steuerbeamte und sonstige auf dem Meere bestallten Männer des Gesetzes stets geladen in seiner Tasche.

Kaum hatte sich Alexander von dieser Aufregung erholt, so sollte er eine zweite, noch viel stärkere durchmachen. Als er im Café des Hotels sein „Petit Journal" aufschlug, fand er unter den vermischten Nachrichten folgende Notiz:

„In der Nacht vom siebenundzwanzigsten auf den achtundzwanzigsten September ist die Jacht Blau-Weiß-Rot des Prinzen von Olmütz in den Gewässern der Balearen von einem spanischen Torpedoboot gerammt worden und vollständig gescheitert. Nur der Prinz und der Schiffskoch wurden wunderbarerweise von einer mit Orangen befrachteten mahonesischen Balancella aufgenommen. Das Schiff war auf der Fahrt nach Marseille begriffen, wo die beiden Schiffbrüchigen sollen ans Land gegangen sein."

„Was wollte er denn bei den Balearen?" das war Lydies erstes Wort, als man ihr ohne jede Schonung die traurige Nachricht mitteilte. „Das ist doch nicht der Weg von Monaco nach Quiberon!"

„Ach, wissen Sie, diese Segelschiffe — da braucht nur einmal ein Mistral zu wehen oder ein Nordwind," entgegnete der alte Lakai, während er sein Gesicht in traurige Falten legte und eine tiefe Bewegung heuchelte. Dann erbot er sich sofort nach Grosbourg zu gehen und dort Erkundigungen einzuziehen, denn der junge Prinz habe sich jedenfalls dorthin begeben, um sich neu zu verproviantiren. Er sei übrigens auch sonst zu allem bereit, was die Frau Gräfin befehle, zu deren Verfügung ihn der Sohn seiner Herrschaften gestellt habe. Und dann kamen die niedrigen Beteuerungen, die widrigen Kriechereien der Bedientenstube zum Vorschein, alle die Fazen seines früheren Berufes.

„Gut ... Reisen Sie hin," sagte Lydie, noch immer voll Vertrauen, aber träumerischer als je. In der moralischen Finsternis, in der sich die meisten Menschen bewegen, verbreiten gewisse Ereignisse plötzlich ein grelles Licht, bei dem sie bis in die tiefsten Tiefen der dunklen Abgründe sehen. Die traurige Nachricht aus dem Petit Journal war für die junge Frau eine dieser Erleuchtungen. Wenn Charlexis gestorben wäre, was wäre aus ihr geworden? Da sie eines gewinnsüchtigen Gedankens nicht fähig war, schreckte sie die Aussicht auf Elend und Entbehrung nicht. Woher kam denn dieser plötzliche Schreck, der sie beim Gedanken an die Möglichkeit seines Todes eiskalt überlaufen hatte? Nur daher, daß sie das Verschwinden ihres Liebhabers beinahe nicht mehr berührte als das irgend eines andern bekannten Gesichtes. Liebte sie ihn denn nicht? Frei herausgesagt: nein! Bis jetzt hatte sie immer noch gezweifelt, jetzt war der Beweis erbracht. Sie war ihm gefolgt aus Eitelkeit, aus Langeweile und Müdigkeit, aus dem Bedürfnis nach neuen Welten, nach unvorhergesehenen Ereignissen. Aber auch bei ihrem innigsten Gekose trennte, schied sie immer etwas, etwas Kaltes, Undurchdringliches, das ihn wie ein feines, undurchdringliches Panzerhemd umschloß, ihn gegen alle die Wunden, die er schlug, schützte und so den Zweikampf ohne Zeugen und Waffen, der die Liebe ist, ungleich und feige machte. Zwei- oder dreimal hatte sie sich an seiner Seite geradezu gefürchtet, bei seinem eigentümlichen Lächeln über die Worte seines Vaters, die ihr immer in den Sinn kamen: „Er ist ein Ungeheuer — ich sage Ihnen, er ist ein Ungeheuer!" Und das verzweifelte Bild des Generals, seine brennenden Augen, die so ganz anders aussahen wie die von Charlexis, thaten das übrige, um den Liebhaber, für den sie alles verlassen hatte, in dem Herzen der jungen Frau herabzusetzen. Ach, wenn es ungeschehen zu machen gewesen wäre! Als das Leben durch diese unverhoffte Heirat mit einem braven Manne, gerade und einfach vor ihr lag, warum mußte sie, von Tollheit ergriffen, auf Abwege rennen, ohne Leidenschaft, ohne Lust? Wohin sollte es jetzt mit ihr kommen? Wie sollte das alles enden?

Sie dachte darüber nach und dabei überfiel sie ein Zittern und eine bange Ungewißheit. Der Abendnebel stieg auf, und leise vernahm man das Plätschern des Wassers, das an den Stein des Hafendammes aufschlug. Segel von heimkehrenden Schiffen, die im Nebel weit größer erschienen, glitten gespenstisch dahin. Plötzlich leuchtete am Ende des Deiches eine große, helle Flamme auf, das Licht des Semaphors. Gleichzeitig spürte Lydie eine innerliche Erschütterung, eine ihr erst unerklärliche Zuckung, die sie aber, als sie sich wiederholte, verstand und die sie mit einer unaussprechlichen Freude erfüllte. Das Kind, ihr Kind, das sie vergessen hatte und das sich nun zum erstenmale regte! Wie durch einen Zauberschlag war sie völlig umgewandelt. Das Leben schien ihr wieder einen Zweck zu haben, einen Leitstern. Sogar der Vater erschien ihr jetzt menschlicher, weniger unverständlich, weniger fern.

Gesänge und Geschrei erfüllten den Hafen. Knarrend rollten die Ruderstangen in den Barken und am ganzen Quai entlang sah man durch den Nebel hindurch in den Häusern, deren niedrige Thüren offen standen, rote Feuer brennen und hörte man zwischen dem Krachen und Knistern des grünen Holzes das Lachen der Jüngsten, die um den Kamin versammelt waren.

Eine Woche verstrich, ohne daß Nachrichten eintrafen. Lydie beunruhigte sich nicht darüber, denn sie konnte sich wohl denken, daß, wenn der Prinz nach Grosbourg zurückgekehrt wäre, er so leicht nicht wieder entschlüpfen würde. Jeden Morgen wurden die Badenden auf dem Strande seltener und das gelbe Haus einsamer. Trotzdem es ein ausnahmsweise mildes Jahr war, merkte man doch an dem Aufsteigen der Nebel, an den matten Tönen, die die Beleuchtung zu gewissen Stunden aufwies, an den langgezogenen, klagenden Lauten des Windes, an dem rasenden Fluge der Seemöwen, daß der Sommer zu Ende ging. Und auf der andern Seite der Halbinsel verdoppelte sich das Tosen des Mer-Sauvage, und jede Woge brach sich an den Felsen mit dem Donnern einer Batterie.

„Wenn Sie das im Winter hörten, gnädige Frau, das muß fürchterlich sein," sagte zu Lydie die Jungfer Agarithe, die den ganzen Tag mit der Tante Gelb-Haus beim Nähen saß, daher das Land schon ganz genau kannte und bei dem Gedanken an einen möglichen Winteraufenthalt in dieser Einsamkeit erschauerte. „Der Felsen hinter Port Maria, den

sie den ‚Souffleurkasten‘ nennen, soll im November einen solchen Lärm verursachen, daß die Leute nachts nicht mehr schlafen können. Auf dieser Seite ist das Meer nicht so wild, dafür sind aber die Menschen um so schlimmer.“

Und die Lyonerin erzählte ihrer Herrin von den Schlachten, die in Port Haliguen zwischen den Sardinenfischern und den Freibeutern aus Concarneau, die in denselben Gewässern fischen wollten, geliefert worden waren. Das mußte man nämlich gesehen haben, wenn an so trüben, nebeligen Wintertagen, wenn die Wolken tief herabhängen, ein unendlicher Küstenregen niedergeht, die Lampe Tag und Nacht brennen muß und die Barken des Unwetters wegen nicht ausfahren können; wie dann in dem kleinen, in dichten Nebel gehüllten Hafen zwei- bis dreihundert Schiffer heulend und betrunken auf die Herbergen Le Buez oder Le Quellec losstürmen, die ihnen nichts zu trinken geben wollen, wie sie dann, mit Ruderstangen, Hebebäumen und mit Kübeln kochenden Wassers verjagt, ihre Wut an sich selbst auslassen, sich schlagen, sich gegenseitig töten und zwar mit einer solch rasenden Erbitterung, daß sie von der Terrasse der Schenke Le Buez in Knäueln auf den schmutzerfüllten Quai rollen und vom Quai in die Fluten des Hafenbeckens, ohne sich loszulassen.

„Seien Sie ruhig, mein Kind; wir werden abreisen, ohne diese Greuel zu sehen,“ sagte Lydie zu zu ihrer Kammerfrau. Sie hatte sie auf einem Quai in Lyon aufgelesen und hielt große Stücke auf sie, obgleich sie recht matt und nichtssagend aussah, denn es war das einzige Gesicht, in dem sie etwas anderes lesen konnte als Mißtrauen und Antipathie. Vor seiner Abreise hatte Herr Alexander der Tante Blanchard zugeflüstert, ihre Mieterin sei nur Gräfin linker Hand, und von Port Haliguen bis Quiberon gab es keinen Stein, der diese Beschimpfung nicht aufgegriffen hätte, um sie noch schmutziger seinem Nachbarsteine mitzuteilen. Daher kam die übelwollende Gesinnung, die der Verlassenen auf Schritt und Tritt begegnete. Ihr Stolz litt wohl darunter, aber jetzt, wo das Kind da war und ihr Leben mehr erfüllte, nicht allzu viel. Uebrigens ging sie gar nicht aus. Ein Klavier, das phantastische Schotten in Ploërmel stehen gelassen hatten, und das sie sich hatte kommen lassen, hielt sie im Hause zurück, und von ihm wurden ihre Phantasien je nach der Windrichtung entweder zu dem stillen Hafen getragen, in dem sie einen vollen Widerhall fanden, oder auf den Strand, der von Tag zu Tage einsamer und breiter wurde.

Auf der weiten Sandfläche, auf der die Insurgenten von Sombreuil fielen, standen nur noch zwei oder drei Badkarren; sie gehörten ein paar Narren, die auf das bevorstehende Eintreffen der Flotte warten wollten, um sich die Nachtgefechte anzusehen. Um die hämischen und neidischen Blicke und das gehässige Lächeln zu vermeiden, die Lydie des Abends in Form von Kotspritzern an dem Saum ihres Kleides wieder fand, ging Lydie niemals dort hinaus. Ihr Lieblingsspaziergang war der Hafendamm, besonders seitdem sie nicht mehr nach der Jacht auszuspähen und nicht mehr den Horizont abzusuchen brauchte in der Hoffnung, an ihm ein Schiffssegel auftauchen zu sehen; diese Hoffnung hatte sie immer sehr aufgeregt und sie doch immer wieder getäuscht. Daß aber Charlexis oder doch wenigstens Alexander kein Wort schrieben, das begann sie doch sonderbar zu finden. Eines Sonntags endlich, am ersten Sonntag im Oktober, an dem in Quiberon Kirchweih war und Regatten abgehalten wurden, traf ein Brief ein, aber nicht der, den sie erwartet hatte.

An diesem Tage hatte Lydie zum erstenmale eine Stunde auf dem Meere zubringen können, ohne von diesen entsetzlichen Magenbeschwerden befallen zu werden, die ihr jede Seefahrt unmöglich machten. Allerdings rührte sich das Boot auch nicht — es war das Lotsenboot, das das Ziel für die Segelregatte bildete — und es war ein himmlisches Wetter. Der Himmel war blau, die Luft war milde, und das Morbihan lag ohne die leiseste Welle unbeweglich wie geronnen da und wurde nur durch das Flimmern der Sonnenstrahlen belebt, die sich aus dem Sommer in den Spätherbst verirrt zu haben schienen.

„Kommen Sie zu mir, Frau Gräfin,“ hatte ihr der Lotse gesagt, der seit der Einholung der Amphitrite ihr Freund geblieben war, „ich stehe Ihnen dafür, daß Sie auf meinem Boot mehr sehen werden, als selbst auf der Tribüne des Unterpräfekten oder des Herrn Marinekommissärs!“ Und seit mehr als einer Stunde warteten sie mitten in dem ungeheuren Meerbusen, weit entfernt vom Strande, verloren zwischen Himmel und Erde in einer kristallklaren, weichen Luft, einer strahlenden Wärme, die die Menschen in stummes Entzücken versetzte, als wenn sie in der Luft dahinschwebten. Nie hatte sich Lydie dem Himmel so nahe gefühlt. O, wenn sie in diesem göttlichen Frieden, in dieser einlullenden Stille eine geliebte Hand hätte drücken können!

„Aber man sieht ja nichts!“ murmelte Agarithe. Das merkwürdige war nämlich, daß, während sie zu weit vom Ufer entfernt waren, um seine dünnen, verschwimmenden Konturen noch zu erkennen, die leuchtende und klingende Wasserfläche stoßweiße alle Geräusche des Festes in Port Haliguen zu ihnen herübertrug, das Glockengeläute, das Lärmen, Dudelsackpfeifen, Trommelwirbel und Trompetenstöße. Man sah nichts und hörte doch alles. Im Bug des Bootes sagte jemand ganz leise: „Das scheint vom Himmel zu uns zu kommen.“ Plötzlich ertönte das Signal eines Böllers, gefolgt von dem Geschrei der Menge,

in dem die hohen Kinderstimmen durchklangen. Darauf trat wieder Stille ein.

„Da sind sie!" schrie der Lotse, indem er sich erhob. Und nun kamen in langen Reihen die Rennboote angefahren, die vordersten fast Bord an Bord. Woher nahmen sie die Luft, die ihre Segel schwellte, ihre Takelage ausspannte, ihre kräftigen Rippen erkrachen ließ und bei ihrer Fahrt dieses starke Rauschen verursachte, das an das Geräusch eines Schmiedeblasbalges erinnerte und das man ihnen voraneilen hörte. Kaum tauchten die roten und weißen Vogel Greif-Flügel an dem blauen Himmel auf, da waren sie auch schon da, umfuhren das Lotsenboot, das sie mit Hurras begrüßte, und streiften es so dicht, daß seine Leesegelspiere mit einem Ruck abgerissen wurde, in tausend Stücke zersplitterte und das Boot in einem Durcheinander von Tauwerk, Weibergewinsel und Matrosenflüchen krachend auf und ab tanzte. Blitzartig sah Lydie den Concarneauer, der das Unheil angerichtet hatte, wenden und entfliehen. Es war ein geisterhaftes Schiff mit braunen Segeln, bedient von einer Bemannung von Seeräubern, die blaß waren wie der Tresterbranntwein, von dem sie tranken, mit wilden Augen und triefenden Haarsträhnen in den Wasserleichengesichtern: Der Amerikaner, der in einer silbergrauen, koketten Vergnügungsjacht folgte, ließ ihr Herz höher schlagen, so sehr erinnerte seine Bemannung an die so korrekten Matrosen des braven Ruitt; und als der Gentleman, der das Ruder führte, ein langer New-Yorker mit einem Kneifer, allerdings weniger elegant wie Charlexis, sie beim Wenden grüßte, da wurden ihre schönen Perlenaugen feucht.

Die Freude an der Regatta war für sie jetzt vorbei. Freibeuter und Sardinenfischer, Fischer von Noirmoutiers und von der Insel Houat tauchten auf, wendeten und fuhren mit beflügelter Eile wieder davon; sie betrachtete sie mit leeren Augen wie das Wirbeln von Möwen oder Mauerschwalben und dachte dabei an den Abwesenden, an ihn, der sie zur Mutter gemacht hatte. Denn ihre Liebe, der traurige Abglanz einer Liebe, war nichts als das: das Gefühl der Verantwortlichkeit und die ersten Gefühle mütterlicher Zärtlichkeit, die sich in der Tiefe ihres Herzens regten. Als sie nach Hause gekommen war, konnte nichts sie von diesem teuren Gedanken abbringen. Der Quai von Port Haliguen, der von einem malerischen Völkchen überfüllt war, die komischen und feierlichen Tänze der Matrosen, der Marinekommissär, der betreßt war wie ein peruanischer General und an einem kleinen Tisch vor der Herberge Le Quellec saß, um die Regattamedaillen zu verteilen, dann das Wettspiel der Dudelsackpfeifer, das Wettschwimmen nach Enten und Schweinen im Hafenbassin — sie wollte nichts davon sehen und ließ ihre Kammerfrau allein herumlaufen. Diese aber hatte sich am Abend von Frau Blanchard eine große Bootslaterne geben lassen, die für die kleinen Quergäßchen sehr nötig war, und veranlaßte ihre Herrin, sie zum Marktflecken zu begleiten, um sich die Tänze anzusehen.

Unter einem funkelnden Sternenhimmel hatte sich ein scharfer Nordwind erhoben; aber sobald sie sich dem Orte näherten, strömte ihnen eine gewisse Wärme entgegen. Diese kam von den Massen von Tieren und Menschen, die sich in dem engen, mistbedeckten Gäßchen und auf dem großen Platz, den ein unentwirrbarer Kranz von unbespannten Wagen umgab, versammelt hatten. Hier tanzte man auch und zwar nur nach dem Ton der Münder, weil die Sackpfeifer zu betrunken waren, erklärte Lydie eine keusche Flachsblüte, die unter einer großen weißen Haube fast ganz verloren ging. Die Menge drängte sich um die zwei oder drei Reigen, die sich unter den Fenstern der ‚Prinzessin von Lamballes' drehten. Ein Kellner des Hotels, der Agarithe erkannt hatte, ließ sie nicht ohne Mühe in die erste Reihe der Zuschauer gelangen. Ihre große Laterne setzten sie vor sich auf die Erde in den doppelten Kreis von Lampen und Pechpfannen, die als eine rötlich dampfende Rampe den Tanz umschloß. Der Platz wurde von ähnlichen Lichtern erleuchtet und außerdem von den Stocklaternen aller der Wagen, Kaleschen, Karren, Kremser und Diligencen, die die Meiereien, Weiler und Domänen der Nachbarschaft mitgebracht hatten und die in dem Halbdunkel eine unregelmäßige und bewegliche kreisförmige Estrade bildeten, auf der sich gestikulirende Silhouetten auftürmten.

Die Weiberröcke lieb' ich rot,
Noch lieber schauen
Mag ich jedoch die blauen.

Von den rauhen und feinen Stimmen der Fischer und der Sardinièren gesungen und von dem taktmäßigen Aufschlagen der Absätze an den großen Schuhen begleitet, führten die landesüblichen Rundgesänge den Reigen, und von diesem buntscheckigen, schwarz-weißen Wirbel von rauhem Tuch und erwärmter Wolle, von dem Lachen und dem Atmen erhob sich ein schwerer Dunst, der sich mit dem Staub des gestampften Bodens und mit dem Rauch der Pfeifen und der Pechpfannen vermischte.

Manchmal löste sich ein leuchtendes Stück der Dekoration los, erlosch eine ganze Ecke des Festes; ein Karren oder ein Omnibus fuhr davon und nahm seine Laternen mit und seine Lieder, die in dem Gewinkel der Gäßchen verhallten:

Die Röckchen rot,
Die Röckchen blau.
Am liebsten schau'
Ich sie doch blau!

Allmälich wurde der Platz wieder fast schwarz. Die Reigen hatten sich gelichtet, sich in einen einzigen vereinigt und wurden nur noch durch die halb verlöschenden Pechpfannen bezeichnet und durch die Sterne, die man da und dort durchschimmern sah, wie man das Brüllen des Mer-Sauvage plötzlich wieder näher hörte. Es war der Baß zu einem wilden Rundgesang, den man eben in einem überstürzten Tempo zu singen begann:

Spaltet das Holz,
Der König ist stolz!
Heizet brav ein,
Liebe muß sein!

Die schweren Röcke rauschten, und die Stimmen überstürzten sich so, daß die Sänger den Atem verloren; in dem dunklen Winkel des Platzes sang und drehte sich der Wind allein.

„Wir wollen nach Hause gehen," sagte Lydie, in ihrem Herzen wieder von der wunderlichen Angst ergriffen, die sie am Morgen ihrer Ankunft dort oben an jenem Hotelfenster gequält hatte. Agarithe hob die Laterne auf; sie gingen wieder durch die kleinen Gäßchen zurück, wo sich herumstreichende Schatten an den Mauern abzeichneten und schwer Betrunkene, die in die Gräben gefallen waren, noch im Einschlafen von Schlucken unterbrochen den Kehrreim eines Rundgesanges summten:

Heizet brav ein,
Liebe muß sein!
Schlaf holde Schöne,
Bis der Tag bricht herein!

Die Hunde der Meiereien bellten, wenn sie vorübergingen und veranlaßten sie, ihre Schritte zu beschleunigen und ihre Stimme zu dämpfen.

„Sehen Sie doch, gnädige Frau... die Lichter da unten auf dem Meere ... zwischen den Aesten des Lorbeerbaumes ... man sollte meinen, das sei die Flotte."

O, diese Flotte! Agarithe träumte von ihr und mit ihr ganz Quiberon. Das Hotel Lamballe war voll von Reisenden, von Leuten aus Port Navallo, Vannes, Nemtes, ja sogar von Leuten aus Paris, die gekommen waren, sie zu sehen und ihren Manövern beizuwohnen. Der Kellner, Agarithes Freund, hatte ihr von einer Pariser Dame erzählt, die von ihrer Cousine, einer rundlichen, ziemlich hübschen Person, begleitet sei.

„Hat man Ihnen gesagt, wie diese Dame heißt?" fragte Lydie, die ein eigentümliches Zusammentreffen verwirrte. Hatte sie nicht während der Reigen auf dem Balkon des Hotels eine Frauensilhouette zu erkennen geglaubt, mit hochmütigem Ausdruck, unbedecktem Kopf, das vollkommene Ebenbild ihrer Schwiegermutter? Aber Agarithe kannte die Namen nicht. Und dann wäre die Anwesenheit von Frau Fénigan in Quiberon so wenig erklärlich gewesen.

Es war offenbar eine jener Erscheinungen des wachen Träumens, wie sie ein lange Zeit auf einen bestimmten Gegenstand gerichteter Gedanke wohl hervorruft. Den ganzen Tag über hatte Lydie die Vergangenheit befragt, was Wunder, wenn sie ihr durch eine ihrer Erscheinungen antwortete? Es war etwas wie die Halluzination der Lyonerin, die, weil sie von der Flotte sprechen hörte, an allen Ecken des Horizontes schon ihre Schiffslaternen leuchten sah. Und doch bemerkten sie, als sie in Port Haliguen angekommen waren und die dunkle Unendlichkeit des Ozeans vor ihren Augen lag, kein anderes Feuer, als das des Semaphors, und etwas näher ein Licht, das sie im Erdgeschoß des gelben Hauses, der einzigen Wohnstätte des Strandes, erwartete.

Unter dieser Lampe lag recht auffallend ein Brief, den Lydie sofort öffnete, und der ihr endlich die schreckliche Angst der ersten Stunden, die sie in dieser Gegend verbracht hatte, erklärte, dieses eigenartige Unbehagen, von dem sie auch am heutigen Abend wieder ergriffen worden war, als wenn sie darauf vorbereitet werden sollte, daß sie ihr böses Geschick hier treffen würde, an diesem Strande und nirgendwo anders. O, über die Intuition der Frau, die Vorahnung, die empfindsame Seherkraft, die sie bis in alle ihre Nervenfasern durchdringt! Was ist daneben unsere noch so feine Beobachtungsgabe? Flüchtig entzifferte sie die Epistel Herrn Alexanders. Es war lang, dumm und verlogen von Anfang bis zu Ende und in der faden Lakaienschrift geschrieben, was ihr Blick da entsetzt streifte und wovon sie nur einzelne Worte behielt: „mußte sich unterwerfen ... Freiwilligenjahr ... Dragoner ... Geld beim Notar ... solle an das Kind fallen." Das Resumé des Briefes war: „Es ist aus, er läßt Sie sitzen. Machen Sie Ihre Rechnung, ich werde kommen, sie zu berichtigen, und schreibe Ihnen vorher, um jeden Streit zu vermeiden!"

Sie wußte wohl, daß es ein Ende nehmen würde, und was sie, am Ende der Sackgasse angelangt, thun würde, dazu war sie auch schon entschlossen gewesen. Doch warum mußte es so schnell kommen? Warum so häßlich?... Daß er ihr nicht einmal ein Wort schrieb, nicht einmal das zaghafte Lebewohl der Scheidebriefe, daß er das einem Dienstboten überließ! Das war doch der Gipfel aller Gemeinheit! Hm, allmälich erklärte sich ihr eine Thatsache durch die andere und sie entdeckte das entsetzliche Possenspiel, das man seit Monte Carlo mit ihr trieb, ihre tragische Abreise, ihre lächerliche Flucht durch ganz Frankreich und die Schlechtigkeit, die darin bestand, daß man sie so weit wegführte, so lange warten ließ, um ihr schließlich diese Beleidigung ins Gesicht zu schleudern! Das alles bedeutete also Charleys rätselhaftes Lächeln und der kalte, starre Blick seiner Augen, vor denen sie sich immer so sehr fürchtete.

„Ein schönes Ungeheuer“, wie der Vater ihn nannte, ein Ungeheuer, das unfähig war zu lieben und instinktiv jede Innigkeit und Zärtlichkeit zurückwies. Es endete eben, wie es enden mußte, ihr gemeiner Roman ohne Liebe! Und nun gar die Leute auf Grosbourg mit ihrem Notar, wofür hielten sie sie denn? Wie, der General, auch er? O, das beleidigte sie mehr als alles andere, der Gedanke, daß dieser stolze, tapfere Mann, dessen verzweifelte Leidenschaft sie manchmal bewegt hatte, sie für eine gewinnsüchtige Krämerseele halten konnte! Nun, sie sollten sehen, was sie sich aus ihrem Geld und aus allem übrigen machte!

„An das Kind heimfallend.“ Ja freilich, das Kind! Als sie sich vom ersten Tage an fest entschlossen hatte, ihren tollen Streich nicht zu überleben, da hatte sie allerdings diese Ironie des Schicksals nicht vorausgesehen, daß sie nach achtjähriger unfruchtbarer Ehe schließlich zu dieser Zufallsmutterschaft kommen würde. Aber wie sollte sie denn dieses Kind dann aufziehen? Es hatte ja keinen Vater, keinen Namen, nicht einmal den Namen der Mutter, die selbst nie einen Namen gehabt hatte. Das nackte Elend und dabei prinzliches Blut in den Adern! Was sollte aus dem ausgestoßenen, verlassenen Wesen wohl werden? War es da nicht hundertmal besser, es mit sich in den Tod zu nehmen?

Der Tod, darüber war sie sich klar. Aber welcher Tod? Sie wollte rasch davongehen, sich aus ihrem traurigen Dasein flüchten, aber durch welche Pforte? Das Meer lag ja am Fuße der Felsen dicht vor ihr. Sie brauchte nur leise das Fenster zu öffnen, die Brüstung zu übersteigen, zwei Schritte zu machen ... Aber die schwarze Nacht und das schwarze Wasser schreckten sie. Sie hätte außerdem Stiefel anziehen und sich ankleiden oder halb nackt hinausgehen müssen. Ah, dort! ... Ihr Blick, der im ganzen Zimmer umhersuchte, hatte den kleinen Revolver des Engländers entdeckt, der ihr vom Kamin entgegenleuchtete. Sie stand aufgerichtet vor dem Spiegel und untersuchte ihn einen Augenblick mit kundiger Hand, und dachte dabei an eine Menge von Menschen und Dingen; es waren die Gedanken der letzten Stunde, die aus ihren wilden Augen sprachen. Und als sie die Spitzen ihres Hemdes recht tief hinunter schob, um an der rechten Stelle anzusetzen, da ließ sie das Bewußtsein ihrer Schönheit einen Moment zaudern, es überkam sie fast ein Bedauern, dieses perlmutterglänzende, weiße Fleisch, auf dem eine kleine Goldmünze erglänzte, zu morden. Nur noch ein stummes Gebet zu unserer lieben Frau von Fourrières, dann legte sie den Finger an den Abzug und wollte abdrücken. Da hielten sie ein rasches Klopfen an der Wand und Agarithens Stimme zum zweitenmale zurück: „Gnädige Frau, gnädige Frau! O, wie schön das ist, alle die grünen, blauen, gelben und roten Lichter, die auf dem Meere tanzen, das ist sie ... da ist sie ... das ist die Flotte ... ich habe es Ihnen doch gesagt!“

Mechanisch wandte sie den Kopf gegen das Fenster; die Scheiben erzitterten unter dem Dröhnen einer heftigen Kanonade, in der das kurze und heftige Anschlagen des kleinen bull-dog verhallte. Als Lydie hinfiel, erleuchtete einer der elektrischen Scheinwerfer, die man von den Schiffen aus über das Ufer gleiten ließ, mit seinem bläulichen Lichte das Zimmer bis in den letzten Winkel. Der Schein fiel ihr voll ins Gesicht, und sie hätte glauben können, daß es die Ewigkeit war, die sich ihr aufthat. Ist einmal die Angst vor dem bösen Schritt überwunden, so hat man vielleicht solch eine Empfindung, wenn man stirbt.

X.

Tagebuch des Prinzen.

Zwischen zwei Schlachten, erschöpft wie einer, der es nachgerade gewohnt ist, besiegt zu werden — denn wir sind der markirte Feind — schreibe ich Ihnen aus einer alten Mühle, dem Hauptquartier unserer Armee. Ich hatte schon geglaubt, wie ich Ihnen in meinem letzten Brief schrieb, mich um die absurde Schinderei der großen Manöver gedrückt zu haben, und war in den Anfangsstadien eines entzückenden Flirts mit zwei kleinen Jüdinnen aus der Nachbarschaft begriffen, zwei Schwestern, von denen die eine frisch verheiratet war, die andere gerade heiraten sollte. Sie bissen schon recht an und ich brauchte noch dazu für beide nur einen Angelhaken und denselben Köder, da zwingt mich ein Telegramm meines Vetters von Boutignan, sofort wieder meinen Posten beim Stabe einzunehmen. „Höherer Befehl,“ sagte mir das alte Kamel von Oberst und zwinkerte dabei mit den Augen. Ich habe nicht mehr aus ihm herausbringen können, denn dieser Boutignan ist ein sehr diplomatischer Offizier und fürchtet immer, sich zu kompromittiren. Mein kleiner Finger sagt mir aber, daß mir diesesmal der Herzog-General, mein Vater, irgend einen schlechten Streich gespielt hat. Vielleicht fand er, daß meine Anwesenheit in Grosbourg zu viel Heiterkeit und Jugend um seinen Krankenstuhl verbreitete. Sie wissen, daß es nach einer auffallenden Besserung mit ihm mit einemmale sehr stark abwärts gegangen ist. Die Aerzte schreiben diese Verschlimmerung einem Sturz vom Pferde zu, aber ich war dabei, ich habe gesehen, wie er, als er aus dem Sattel glitt, von einem neuen Schlaganfall getroffen war. Meiner Ansicht nach hat sein Leiden eine ganz andere Ursache. Er liebte Frau F. und hatte, wie ich überzeugt bin, immer die entfernte

Hoffnung gehabt, sie zu gewinnen. Die Nachricht von ihrem Selbstmord wird ihn daher wohl ungeheuer aufgeregt haben. Ja, mein Lieber, die unglückliche junge Frau hat sich, als sie erfuhr, daß ich genug hatte, eine Kugel ins Herz gejagt oder wenigstens ganz in die Nähe des Herzens. Vor acht Tagen lag sie auf dem Tode, seitdem habe ich keine Nachrichten mehr. Stellen Sie sich aber den Schreck des Herrn Alexander vor, der hingeschickt war, um sich über die Abstandssumme zu einigen und am Krankenlager der mit dem Tode Ringenden empfangen wurde — nun raten Sie einmal, von wem? Von der Mutter des Gatten, der eigenen Schwiegermutter, der Frau F. Wie kam die Frau dahin? Die beiden Weiber haßten sich! Befand sich der Mann vielleicht auch im Hause?

Alles was ich weiß, ist, daß man Ehren-Alexander sein Geldanerbieten vor die Füße geworfen hat — worüber die Herzogin nicht gerade sehr böse ist — und daß mir mein Vater über diesen Selbstmord einen wahren Leichenbitterbrief geschrieben hat, der sentimental ist wie ein Walzer aus dem Jahr 1845. Meine Liebe soll diesem Unschuldsengel verhängnisvoll geworden sein? Davon glaube ich keine Silbe. Sie hat sich einfach aus Aerger getötet, aus Langeweile, weil sie nicht wußte, wie sie diese geschmacklose Existenz länger ertragen sollte. Wenn ich zehn Jahre mehr auf dem Rücken habe, werde ich wohl im stande sein, dasselbe zu thun und vielleicht um eines noch nichtssagenderen Vorwandes willen, besonders wenn diese zehn Jahre den wenigen Wochen gleichen, die ich jetzt beim Regiment verbracht habe. Nicht etwa, daß der Beruf mich angriffe; als Sekretär und Vetter des Obersten, als Sohn meines Vaters, als Prinz bin ich von allem Dienst befreit und könnte mich in dem Zimmer, das ich in dem schönsten Teile von Melun gemietet habe, den ganzen Tag auf meinem Bett herumrekeln. Aber Melun und seine verehrliche Einwohnerschaft! . . . Was soll man da treiben? Wo soll man da hingehen? Und mit wem soll man umgehen? Die Offiziere, die ich an der Tafel des Kasinos sehe, wenn mich mein Vetter von Boutignan einlädt, führen die reine Lyceistenkonversation. Und die meisten sind auch nichts Besseres. Burschen, die mit zehn Jahren in irgend ein Lyceum oder eine Klosterschule eingesperrt, diese nur verlassen haben, um sich in Saint-Cyr oder Saumur interniren zu lassen und von da in die Kaserne überzusiedeln, die ungefähr dasselbe Gefängnis ist. Sie wissen nichts vom Leben, amüsiren sich über ihre alten Studienaufseher und lächeln den „Herrn Oberst“ ebenso an, wie sie seinerzeit aus kindlicher Feigheit den „Herrn Lehrer“ angelächelt haben. Eine Ausnahme bilden nur ein paar ehrgeizige Leute, die bei nächtlicher Lampe büffeln und ihre Gesundheit ruiniren, kleine Bonapartes ohne Stern, die alle auf dem Wege nach dem Elysée oder der Anschlagsäule von Satory begriffen sind; die übrigen haben alle nur eins im Sinne, Exerzieren und Instruktion möglichst abzukürzen, um nach Paris zu fahren und sich zu amüsiren. Die Anekdoten, die sie sich erzählen, sind alte Schul- oder Garnisonsgeschichten. Nach Tisch geben einzelne qualmend die furchtbarsten Abenteuer zum besten. Ein „Donnerwetter“ folgte dem andern und sie berichten, „wie es nur so losprasselte“ und wo sie es „gründlich abbekommen haben!“ Nicht ein Fingerbreit ihres Dolmans sei verschont geblieben! Und ihre Tiere hätten sich höchst unbehaglich gefühlt und die darauf saßen erst recht. Und wenn Sie dann genauer hinhören, dann merken Sie erst, daß es sich nicht etwa um eine Schlacht, sondern um einen Platzregen handelt, in den sie an einem Neujahrstag oder an einem vierzehnten Juli hereingekommen sind, als sie zur Eskortirung des Senats- oder des Kammerpräsidenten kommandirt waren. Andere Feldzüge kennen sie nicht und das bedauern sie. Ich auch, denn ich frage mich, ob alle diese Herren, die für eine Eskortirung und eine Parade ausgezeichnet zu brauchen sind, wirkliche Krieger sind und was sie auf einem Schlachtfelde wohl für eine Rolle spielen würden. Tapfer würden sie natürlich sein! Jeder Franzose, der sich beobachtet weiß, ist tapfer! Ob sie aber auch entschlossen wären und im Feuer aus eigenem Antriebe einer glänzenden That fähig, das ist noch sehr die Frage. Man muß dem Tode ins Auge gesehen haben, um für seine Kaltblütigkeit unter kritischen Verhältnissen einstehen zu können. Mein Vater hat mir öfters erzählt, daß er im Krimkrieg eines Tages einem Jägerbataillon einen Befehl des Marschalls Bosquet, dessen Adjutant er war, überbringen mußte. Als er nun im Begriff war, das warme und sichere Quartier der Maikäfer wieder zu verlassen und sich unter dem Kartätschenhagel auf den Weg zu machen, habe er plötzlich eine solche Schwere und Trägheit in seinen Beinen empfunden, daß er sich nur mit der größten Mühe habe erheben können und auch nur unter dem Einfluß der spitzen Bemerkungen und spöttischen Blicke der Kameraden, die allmälich fanden, daß er sich zu lange aufhielt. Diese wenigen Minuten der Angst waren die schrecklichsten seines Lebens. Er hat mir auch von einem seiner Kameraden erzählt, einem Schwadronschef bei den „Chasseurs d'Afrique“, der in der ganzen Armee dafür bekannt war, daß er jedesmal den fürchterlichsten Durchfall bekam, wenn zur Attake geblasen wurde. Er führte in seinen Pistolenhalftern immer eine Flasche mit reinem Absinth mit, die er in einem Zug hinuntergoß. Erst wenn er sich das Zeug durch die Kehle gejagt hatte, stürmte er auf den Feind

los, da er sich nur schlagen konnte, wenn er tot-besoffen war.

Ach, diese dummen Nerven, die die Gefahr bei dem einen ganz aus Rand und Band bringt, während sie sie bei dem andern vollständig beruhigt. In der Nacht, in der meine arme Blau-Weiß-Rot strandete, hatte ich den Doktor Engel an Bord, einen sehr tüchtigen Entomologen, einen Reisegefährten Emin Paschas, den ich in Port Mahon aussetzen sollte, wo er die Flora studiren wollte. Dieser alte Büffeljäger nun, dieser gelehrte Abenteurer, der dem Tode hundertmal und unter den schrecklichsten Verhältnissen ins Auge gesehen hatte, wurde geradezu wahnsinnig, als er das Wasser auf das Deck kommen sah. Er schluchzte und schrie, er wolle nicht sterben, fiel dem guten Papa Ruilt um den Hals, der ihn schließlich in der Deck-Koje festbinden ließ; leider nur zu gut, denn der arme Teufel ist offenbar wie ein Verbrecher auf der Anklagebank festgeschnallt, untergegangen. Und während ein Mann von der geistigen Bedeutung Engels jeden moralischen Halt verloren hatte, hatte sich mein Stewart in einem Winkel des Oberdecks mit seiner Theekanne und seiner Spirituslampe hingekauert und hatte, während er das Gurgeln des aufsteigenden Wassers und das Krachen der wasserdichten Schoten hörte, nur den einen Gedanken, mir vor dem Schlußuntertauchen eine Tasse recht heißen Thee zu machen. Er ist übrigens der einzige, der außer mir gerettet wurde; aber bis zum Schluß habe ich ihn die größte Ruhe und Kaltblütigkeit bewahren sehen und zwar auf die natürlichste Weise von der Welt, während ich mich zusammennehmen mußte.

Einer der wenigen Jungens, mit denen ich hier verkehre, ist ein Reservelieutenant, der die Erlaubnis erhalten hat, noch nach den Manövern beim Regiment zu bleiben und zu seiner Ausbildung noch eine weitere Uebung zu machen. Es gibt doch sonderbare Geschmäcker! Dieser Mensch hat nun eine Leidenschaft für den Soldatenberuf; er schwärmt für das Dienen, das Gehorchen, den Rang, die Disziplin. Er ist übrigens der Sohn eines unserer Jagdhüter, dem die Wilddiebe von Senart den Spitznamen „der Indier" beigelegt haben. Ich empfehle Ihrer philosophischen Betrachtung diese erbliche Belastung mit Militärdienstbegeisterung, der sich der große starke Mensch, der Vorstand der Seidenwarenabteilung einer der großen Pariser Geschäftskaravanseraien ist, nicht hat entziehen können. Haben Sie schon einmal den soliden Appetit der Tagelöhner beobachtet? Wenn man sieht, wie sie ein Stück Brot zerteilen und auf der Spitze des Messers einen Bissen Fleisch oder ein Würfel Käse in ihren Mund schieben, so bekommt man ordentlich Hunger; der Lieutenant Sautecoeur ruft in mir eine ähnliche Empfindung hervor. Ich könnte das militärische Leben beinahe lieb gewinnen, wenn ich sehe, welchen Geschmack er daran hat, welche Freude er an den albernsten Beschäftigungen findet. Seine Seele erglüht für die Wichsbürste ebenso heiß wie für die Fahne. Er weint, wenn er Verse von Déroulède liest und ist von ein paar gut geputzten Waffenrockknöpfen begeistert. Wäre nicht der alte Indier, dessen einziger Stolz er ist und seine junge Frau, die er anbetet, er würde wohl nicht lange bei seinen Seidenzeugen bleiben, sondern nach Tonkin oder an den Senegal eilen, um sich in Erwartung des großen Tages einstweilen an Gelbhäuten oder Schwarzhäuten einzupauken. Aber wenn der Vater Arm in Arm mit dem Sohn, der die Dragonerlieutenantsuniform trägt, daherkommt, dann ist er geradezu trunken vor Freude und wenn die kleine Frau, eine kleine Pariserin, häßlich und verführerisch wie die Sünde, mit ihrem Mann in Melun frühstückt, dann macht der Herr Lieutenant ein Paar Augen, daß man ihn keinem Pulverturm nahe kommen lassen dürfte. Da begreift man es, daß er sich noch besinnt, nach Dakar abzureisen. Was mich betrifft, so habe ich seit einem Frühstück, das ich dem jungen Paare am Ufer der Marne gegeben habe und der Zwiesprache, die dabei mein Stiefel mit einem kleinen, feinen, nervösen, durchaus nicht spröden Stiefelchen führte, beschlossen, öfter in der Gegend der Eremitage herumzuschweifen, wo die Frau meines Lieutenants einen Teil des Jahres verbringt, um in der Nähe der Tannenwälder ihre zarten Bronchien zu pflegen. Inzwischen halte ich mir den Mann warm, dem schon mein Name eine geradezu lächerliche Hochachtung und Verehrung einflößt. Wenn er mich jemals in dem Bett seiner Frau finden sollte, so wird sein Schmerz jedenfalls mit einer Dosis Stolz vermischt sein.

Außer diesem Menschenkind bin ich niemand im Regiment näher getreten. Ich habe nämlich bemerkt, mein teurer Philosoph, daß ein Schneider, der zu fett ist, lauter schmerbäuchige Westen machte, und ein Porträtmaler, der mit einer großen Nase begnadigt ist, die Neigung hat, sie auf alle seine Modelle zu übertragen. Es ist wahrscheinlich ganz der gleiche Subjektivismus, der mich an allen meinen Kameraden, den Ausgehobenen wie den Freiwilligen, denselben verschlafenen und mürrischen Gesichtsausdruck entdecken läßt, und das durch alle Tempora und Modi, Präsens, Futurum, Aktivum und Passivum konjugirte Zeitwort: „Ich langweile mich zu Tode!" Gehört das zur allgemeinen Wehrpflicht? Hat die französische Jugend unter der Eintönigkeit der militärischen Schinderei den letzten Rest von Schwung und Initiative verloren, den sie noch besaß? Jedenfalls sehen die fünfzigsten Dragoner nicht so aus, als amüsirten sie sich oder als dächten sie überhaupt an irgend etwas. Sautecoeur ist ja gewiß auch ein

Idiot, aber er glaubt doch wenigstens an sein Leben, er regt sich, ist geschäftig, besonders jetzt zur Zeit der großen Manöver. Seit ihm der Aufklärungsdienst übertragen ist, schläft und ißt er nicht mehr und hetzt Menschen und Tiere zu Schanden. Ich glaube sogar, daß er dadurch, daß er den Feind zu gut überwacht hat und ihm zu sehr auf die Spur gekommen ist, die Pläne unserer Generale gestört hat; das sind nämlich zwei ruhige alte Herren, die nicht gerne früh aufstehen. Es macht im Stabe eine recht drollige Zeichnung die Runde, auf der die beiden als alte Invaliden zu sehen sind, die friedlich Kegel schieben und mit Stockschlägen einen großen Hund fortjagen, der auf seinem Halsband die Inschrift „Aufklärungsdienst" trägt und der durch seine tollen Sprünge das ganze Spiel umgeworfen hat. Die Karikatur soll von einem Soldaten meiner Schwadron herrühren, einem Pariser, polnischer Abkunft, Namens Borski; es ist ein langer, blonder Mensch mit schmalen Lippen und einem versteckten Blick. Er ist ein Einjährig-Freiwilliger und hat, um sich für die Schinderei schadlos zu halten, ein sehr gelungenes Bild des Obersten in zwei Farben gezeichnet. Er war gerade im Begriff, in einem kleinfenstrigen, mit Getreidesäcken überfüllten Dachzimmer der Mühle mein Bild anzufangen, als ein Kamerad uns störte: „Borski, schnell, Du sollst zum Oberst kommen; es sind zwei Herren aus Paris bei ihm."

„Ich bin futsch!" sagte der Unglückliche ganz laut, indem er erbleichte, und ich sah, wie er mit einem raschen Blick die Dachfenster musterte, die aber zu eng waren, als daß er durch sie hätte entweichen können. Wir dachten, es handle sich um die Kegelspielkarikatur, aber am Abend klärte mich mein Vetter darüber auf, daß der Fall viel ernster war. Borski gehörte zu einer Fälscherbande, für die er schon seit langer Zeit mit unvergleichlicher Geschicklichkeit falsche Banknoten zeichnete. Es hatte zwischen der Bank und ihm einer jener erbitterten und geheimnisvollen Kämpfe stattgefunden, über die man sich das Publikum zu unterhalten wohl hütet. Immer wieder neue Platten, immer wieder ein umständlicheres Verfahren für Stich und Druck, das dann sofort ausgespürt und nachgeahmt wurde. Borski hatte sich auf diese Weise viel Geld verschafft, mit dem er die Launen eines sehr schönen Wesens befriedigte. Das Regiment spricht nur noch von dieser Geschichte.

.. Ich kann immer den gewaltsamen Ruck nicht vergessen, mit dem der große Junge aufsprang und seinen Blick nach den Dachfenstern. Da war doch Leben in dieser Bewegung und in diesen Augen. Da flammte doch etwas auf in der einen Sekunde! Ach, Vallongue, was muß das Leben für einen solchen Kerl sein, welche Bedeutung gewinnen da die gewöhnlichsten Dinge! Ein Brief, den er erhält, das Klopfen an seiner Thüre, ein Mensch, der ihn auf der Straße im Vorübergehen streift, ja, der bloße Anblick dieser Straße, des Hauses, aus dem man ihn vielleicht beobachtet, der Treppe, über die er fliehen müßte, alles erregt sein Interesse, seine Leidenschaft. Er kennt keinen Augenblick der Langeweile. Alle seine Sinne sind geschärft, alle Fähigkeiten lebendig! Wie muß ein gutes Glas Wein ihm gut schmecken, wie schön muß ihm eine Liebesnacht erscheinen, die ja immer seine letzte Nacht sein könnte! Ganz abgesehen davon, daß diese außerhalb des Gesetzes Stehenden dem Weibe ein geradezu wahnsinniges Bedürfnis der völligsten Hingebung einflößen! Was meinen Sie, mein Lieber, würde es Sie nicht reizen, einige Jahre in Borskis Haut zu stecken? Er ist ein Verbrecher, das weiß ich wohl. Aber das Verbrechen ist ein beinahe ideales, ohne Waffen, ohne Vergewaltigung; es beschmutzt nicht, ist nicht blutrünstig; es ist eine hübsche, reinliche Arbeit, die man des Abends bei der Lampe verrichtet in Gesellschaft eines schönen, sehr sorgfältig gekleideten Mädchens, das das Geschäft erleichtert, es poetisch verklärt. Welch ein Unterschied zwischen diesem Leben und dem, das wir führen, Sie und ich! Ich erwarte von Ihnen eine Aeußerung über diesen Gegenstand, Herr Philosoph!

Frau von Longueville hat also, wie Sie mir neulich schrieben, dieses schreckliche Geständnis einer Frau über die Frauen gemacht, daß sie, um rückhaltslos zu lieben, etwas verachten müßten. So würde sich der Geschmack, den einige unter ihnen, von der höchsten bis zur niedrigsten Stufe der sozialen Stufenleiter, an Leuten wie Borski haben, erklären. Bei dieser Gelegenheit will ich Ihnen eine Geschichte mitteilen, die ein sehr berühmter Musiker, Mitglied des Instituts, in diesem Sommer im Herrenkreise auf der Terrasse von Grosbourg erzählte.

„Ich war zwanzig Jahre alt," sagte er, „da fragte mich eines Morgens so ein armes Tierchen, das ich von einem Ball in Montmartre mit nach Hause genommen hatte, beim Aufwachen: ‚Was ist denn das? Wer bist denn Du?' Ich machte ihr weis, ich sei ein Friseurgehilfe aus der Rue du Bac. Sie brauchte mich nur anzusehen, mich und meine Mähne in diesem Kämmerchen des Studentenviertels, in dem ein eisernes Bett und ein Klavier stand, und die Unwahrscheinlichkeit hätte ihr in die Augen stechen müssen; aber ich hatte es mit dem lasterhaftesten und leichtgläubigsten Wesen zu thun, mit der verdorbensten Naiven, die je einen Ball der äußeren Boulevards besucht hatte. Als ich ihr nun gar einige Fläschchen Odeur, einige Töpfe Pomade und ein paar Stück bunter Seifen schenkte, die ich meinem Herrn gemaust zu haben vorgab, war sie vollkommen überzeugt. Die Niedrigkeit meines Berufes erregte ihr Behagen, sie besuchte mich öfter und ich amüsirte

mich damit, ihr im Vertrauen meine Person mit den sonderbarsten und schrecklichsten Farben zu malen. Ich lebte von gemeinen Gewerben, war Dieb, Zuhälter, ja, schlimmer als das, im Studentenviertel unter dem Namen ‚Die schöne Césarine' bekannt. Die Sache hätte schlimm endigen können; ich war aber eben damals ein grüner Junge und sah nichts als das Entsetzen des hübschen Dirnchens, die gierige Trunkenheit, mit der sie sich an meine Lippen warf, nachdem ich ihr diese Bekenntnisse gemacht hatte, die mir die Liebe zu entlocken schien, und für die ich andere eintauschte, die etwas weniger schrecklich, aber doch verteufelt gepfeffert waren, daneben aber auch zärtlich mütterliche Ratschläge: ‚Nimm Dich hübsch in acht, mein kleiner Schneck, und laß Dich nicht ertappen!' Ihre Liebe bestand in sorgendem und nachsichtigem Mitleid. Sie tröstete mich, beschwichtigte meine Gewissensbisse, denn die hatte ich auch manchmal, ich war eben noch so jung. Dann nahm das arme Mädel meinen Kopf in beide Hände, trocknete meine Augen mit Küssen, mit ihren warmen, seidenweichen Haaren, oder sie suchte, von einem idealen Gefühl gequält, mich aus dem materialistischen Kot zu ziehen, in dem ich mich bei diesen nächtlichen Herzensergüssen mit einer wahren Wut herumwälzte. ‚Aber, nicht wahr, mein süßer Fratz, es gibt doch Fälle, wo Du fühlst, daß Du eine Seele hast?' Und man wird sich kaum die Augenblicke und die Stellungen denken können, die sie aussuchte, um mir ihre idealistischen Lehren zu predigen." Dieses eigenartige Verhältnis unseres Akademikers dauerte drei oder vier Monate. Dann verschwand das Mädchen auf einmal; sie antwortete auf keinen Brief und war aus ihrer Wohnung in Montmartre entflohen. Hatte sie entdeckt, daß er sein Spiel mit ihr trieb, oder hatte sie Angst bekommen, daß er sie kompromittirte, oder daß sie eines schönen Tages mit ihm verhaftet werden würde? Daran ist übrigens auch nicht viel gelegen. Mich interessirt hauptsächlich Borski; ich beneide ihn um sein Leben, wenn ich mein schales, totes Dasein dagegen halte ... Leben, o leben! ...

Neulich beobachtete ich im Waggon, nachdem die Thüren geschlossen waren, ein Insekt, eine Mücke, die hinausfliegen wollte, und da sie ein unsichtbares Hindernis fühlte, unaufhörlich wütend gegen das Fenster schlug; sie stürzte sich mit der ganzen bebenden Energie ihres kleinen Seins darauf, schlug mit dem Kopf gegen die Scheibe, während sie den Stachel herausgestreckt hatte, und das zwei Stunden lang, bis nach Melun. Und ich bewunderte diese wütende Eintagsfliege, die die wenigen Augenblicke, die sie zu leben hatte, dazu benützte, sich gegen ihr Gefängnis aufzulehnen, gegen diese verbrauchte Stickluft in einem Waggon erster Klasse. Wie sollen nun wir da hinaus, mein lieber Vallongue, wie sollen wir der Spießbürgerei entwischen? Vielleicht durch ein Verbrechen, wie Borski, oder durch eine wahnsinnige That, wie Frau F... in Quiberon? Das ist gewiß, heraus werde ich kommen, aber wann und wie? Ja, wenn die Träume wahr wären!... Lassen Sie sich den erzählen, der mich die vorige Nacht gequält hat. Der Mühle gegenüber zogen die Geniesoldaten durch ein Feld von roten Rüben einen Zirkumvallationsgraben und hatten dabei ein ungeheuer großes Buch ausgegraben, dessen roter Schnitt ganz mit Schimmel bedeckt war und das von Engerlingen und Ameisen wimmelte. Zwei Mann hoch schleppten sie es uns herbei und legten es auf den Tisch, an dem der Stab gerade das Frühstück beendete. Es hieß „Faszikel der Welt" und enthielt in kleinen, sehr eng gedruckten Elzevirbuchstaben gedruckt, die Biographie aller zur Zeit lebenden Bewohner der Erde mit ihren Namen, Vornamen und den Hauptzügen ihres Lebens vom ersten bis zum letzten Tage.

„Erlauben Sie, meine Herren ... lassen Sie mich zuerst ..." sagte der Oberst, indem er uns mit einer Bewegung seiner brennenden Cigarre beiseite winkte. Und während wir ihn etwa zu zwanzig zitternd umstanden, blätterte er ganz ruhig in dem großen Buch und kniff seine kleinen Augen dabei zu; aber anstatt rasch seinen Buchstaben, seinen Namen aufzusuchen, schlug er die unserigen nach, als ob er sich fürchtete, sein eigenes Schicksal zu erfahren. Da ich als Gemeiner zuletzt hätte kommen müssen, sagte ich ihnen schließlich ungeduldig: „Nun, meine Herren, schlagen Sie einmal ‚Olmütz' auf. In welchem Alter und auf welche Weise werde ich sterben?" Wie mein Herz schlug, als jetzt geblättert wurde. Endlich las der Oberst mit seiner Kommandostimme: „Charles-Alexis Dauvergne, Prinz von Olmütz ..." Dann brach er kurz ab, während alle sehr bleich wurden und einer nach dem andern, ohne mich anzusehen, aus dem Saal gingen. Sie ließen mich allein mit dem großen Buch, das geschlossen auf dem Tisch lag. Von Neugier getrieben, schlug ich es bei meinem Namen auf und versuchte zu lesen. Aber die Worte verwirrten sich, gerieten in einander, wurden unentzifferbar; es war entsetzlich, dieses Durcheinander von Linien und Buchstaben in meinem Schicksal, wo alles geschrieben stand und nichts zu lesen war ...

Es wird zum Aufsitzen geblasen, Vallongue; der Feind naht, während man ihn erst übermorgen erwartete. Dahinter steckt jedenfalls eine Baldowerei des Lieutenants Sautecoeur. Bald ein Weiteres, mein Philosoph! Charlexis.

(Fortsetzung folgt.)

Wassili Tjorkin.

Von

P. Boborykin.

(Fortsetzung.)

XXXVIII.

Wiederum befand er sich an der Stelle des Walles, wo er sich vor seinem Besuche des Klosters in Gedanken über das Schicksal von Kladjenjez ergangen hatte. Er war schon früh aufgebrochen und lange durch das Dorf gestreift, in Erwartung der Stunde, in der er das Haus der Postmeisterswitwe Arschaulow aufsuchen konnte. Vielleicht war ihr Sohn schon aus der Gouvernementsstadt zurück.

Es war ein sonniger und warmer Morgen, wie damals auch ... Er saß unter einer der Fichten am Wall, mit dem Ausblick auf den Strom und die bewaldeten bergigen Ufer. Etwas Besonderes, fast Krankhaftes, reizte ihn zur Bekanntschaft mit Arschaulow.

Ihm waren schon dann und wann solche strebsame Leute aus der niederen Ordensbruderschaft vorgekommen. Allen, die in übertriebene Bewunderung des Bauern und seiner Thatkraft verfielen, stellte er seinen Protest entgegen. Er blieb auf dem Standpunkt, den er schon Boris Petrowitsch gegenüber vertreten hatte, daß an den ländlichen Ordnungen nichts zu bewundern sei. Das Beispiel Arschaulows, sein trauriges Schicksal, diente ihm nur als überflüssiger Beweis gegen das Volk. Sein Pflegevater hatte über Arschaulow nie Böses gesprochen und diesem das Bestreben nach Gewinn nie zum Vorwurf gemacht; dagegen hatte er wiederholt geäußert, daß jene Herren, trotz ihrer schönen Worte über die Bauerngemeinde, diese wie eine Hammelherde zu scheren wüßten.

Es lockte ihn nicht zu Arschaulow, um dort für sich die Bekräftigung seiner Beweise zu suchen. In ihm entschied der Durst nach einem Bekenntnis — gerade von solch einem Menschen, und das Bedürfnis, etwas nach Möglichkeit für ihn zu thun. Zwischen dem heiligen Mädchen, das von ihm fort in die Gruft gegangen war, und diesem Unglücksmenschen bestand für ihn ein Band, wenn er auch bei ihm vielleicht nicht ihren Glauben finden wird. Sein Heimatsdorf hat ihm mehr gewährt, als seine Fahrt nach Troiza. Die Kluft, die er selbst zwischen sich und der Bauernschaft gegraben hat, ist nicht mehr so tief. Er erwartete von Arschaulow ein mitleidiges Wort über die Person und die öffentliche Thätigkeit von Iwan Prokopitsch.

„Was thun! Der Glaube läßt sich nicht zwingen weder der bäuerische noch der herrschaftliche, weder mit kindlicher Einfalt noch mit dunklem Mystizismus, gerade wie die Liebe zu einem Weibe. Es ist oder es ist nicht. Er sucht den Frieden mit seinem Gewissen, aber keine stumpfe Loslösung vom Leben mit seinen Freuden und dem Durst nach Bethätigung des Guten."

Als sich Tjorkin von seinem Platz erhob, war es bereits neun Uhr. Er konnte noch einmal zum Vater-Abt gehen, das aber auch bis zu seiner Abreise verschieben. Er dachte jetzt erst an seine Geschäfte. Länger als zehn Tage lebte er außerhalb jeder geschäftlichen Verbindung. Er hätte in den ersten Tagen des September unten in Astrachan sein müssen; und auch in Nishni harrten seiner unaufschiebbare Geschäfte, da die Messe schon zu Ende ging.

Das störte ihn aber nicht; hatte er doch keinen Grund, daran zu zweifeln, daß er alles in Ordnung vorfinden würde. Am Gewinn, als solchem — ohne Idee, hatte er keine Freude. Wenn nicht in einem, so doch in zwei oder drei Jahren kann seine Schuld gedeckt sein, und eine neue wird er nicht wagen. Es verbleibt ihm seine Gewissensschuld — in seinen eigenen Augen muß er seine „erste Unterschlagung" gut machen. Kaljeria hat ihm verziehen, er sich selbst aber nicht, obwohl er Serafima abgezahlt hat. Er muß noch einmal diese Summe für einen guten Zweck geben. Zu welchem? Darüber will er eben mit Arschaulow reden. Beim Schultheiß hatte er sich erkundigt, wie das Haus der Postmeisterswitwe zu

finden sei, und hatte erfahren, in welche Quergasse er einbiegen müsse.

Das Haus stand an der Ecke, an dem Anstieg zu dem Gelände, das „Baskatschicha" hieß, woran der Vater-Abt in dem Gespräch über das altertümliche Kladjenjez erinnert hatte. Der ehemalige Anstrich war ganz geschwärzt und zeigte nur an den Läden die Reste grüner Farbe; dennoch sah es wie ein Wohnhaus, nicht wie eine Hütte aus.

Tjorkin schritt vorsichtig zur Pforte. Sie war nicht verschlossen, das geöffnete Thor war eng. Ein Brett führte zu der Freitreppe. Auch auf der Treppe gab die Thür nach, als er die Hand daran legte, und öffnete sich auf einen sehr kleinen Flur, zu welchem rechts eine Thür von einem Stübchen zur Hälfte aufgeschlagen stand.

„Zu wem?" ließ sich eine schwache weibliche Stimme mit merklicher Unruhe vernehmen.

Er war von fern, wohl aus der Küche, oder aus einer nach dem Hof gelegenen Komorke angerufen worden.

„Ist Herr Arschautow zu Hause?" fragte er laut.

Schleppenden Schrittes erschien vor Tjorkin eine Alte, sehr bleich, nicht bäuerisch gekleidet, wie eine Kinderfrau aussehend, ohne Haube, mit schneeweißen Haaren, die auf dem Wirbel in einen Knoten zusammengebunden waren, klein von Wuchs, vergrämt, reinlich; das alte gewürfelte Kleid war mit einer Zitzkapote verbunden.

„Herr Arschautow?" wiederholte Tjorkin seine Frage. „Hier, wenn ich nicht irre?"

Die Alte sah ihn von unten nach oben mit ihren thränenfeuchten, schwachen Augen an, neigte den Kopf ein wenig nach der linken Schulter zu und sagte zögernd:

„Er wohnt hier ... Nur ist er auf Reisen."

„Wann wird er zurück sein?"

„Das kann ich Ihnen wirklich nicht genau sagen."

Offenbar traute sie ihm nicht.

„Sie sind seine Mutter?" fragte Tjorkin besonders einschmeichelnd.

„Ja—a."

„Wie ist Ihr Tauf- und Vatersname?"

„Maria Jewgrafowna."

„Sie erlauben, Maria Jewgrafowna, einen Augenblick bei Ihnen einzutreten? Sehen Sie, ich bin hergereist und möchte gar zu gerne Ihren Sohn sehen."

„Ich bitte um die Gnade."

Die Aussprache der Alten war etwas geziert; sie war sicher aus der Familie eines kleinen Beamten oder schwachbegüterten Edelmanns.

Der dreifenstrige Saal diente auch als Schlafzimmer und Arbeitsstube für den Sohn; ein wackeliger L'hombretisch mit Büchern, ein ärmliches Wachstuchsofa — wo er auch schlief — Kupferstiche an den Wänden und zwei oder drei Blumentöpfe, alles sehr dürftig und altmodisch. Die Farbe des Fußbodens war abgesprungen. Cigarrettenstummel lagen überall umher. Die Fenster waren geschlossen. Es roch nach Krankenstube.

„Ich bitte um die Gnade!" wiederholte die Alte und verwies den Gast auf das Sofa.

Tjorkin hatte eine noch größere Aermlichkeit erwartet, dennoch sprang ihm der Unterschied zwischen dieser Behausung und dem geräumigen, nach mancherlei kaufmännischen Ideen ausgestatteten Holzhaus von Nikander Sawwitsch Mochow in die Augen.

„Maria Jewgrafowna," begann Tjorkin erregt. „Seien Sie so gut und halten Sie mich ja für keine offizielle Persönlichkeit."

„Sie sind einer der hiesigen Herren Gutsbesitzer!"

„Etwas! Ich bin in Kladjenjez geboren und in einem Bauernhaus erzogen. Ihres Gatten kann ich mich gut entsinnen. Auch Ihren Sohn habe ich gesehen. Mein Pflegevater war Iwan Prokopitsch Tjorkin. Belieben Sie sich nicht an ihn zu erinnern?"

„Ja, ja, ich habe von ihm gehört."

„Der auf Gemeindebeschluß, angeblich wegen Ruhestörung nach Sibirien verschickt ist."

„Jetzt besinne ich mich. Mischa hat mir davon erzählt."

„Ihr Sohn? Er heißt Michael ... Doch wie mit Vatersnamen?"

„Tjerentjitsch, Väterchen."

Die Augen der Alten veränderten ihren Ausdruck. Und im Zusammenschluß der bleichen Lippen des noch kräftigen Mundes zeigte sich der Ausdruck des Kummers.

„Der bin ich also, Maria Jewgrafowna. Ueber das Schicksal von Michael Tjerentjitsch bin ich hinreichend unterrichtet. Ich weiß, welchen Versuchungen er erlegen ist und welche Früchte er für seine Bestrebungen zum Wohle der hiesigen Bauernschaft eingeheimst hat. Ich habe erfahren, daß er jetzt in Kladjenjez wohnt und wollte nicht abreisen, ohne ihn besucht zu haben."

Er näherte sich der Alten und reichte ihr die Hand.

In ihren Augen schwammen Thränen, die sie indessen zurückhielt.

„Mein Michael ist leidend ... Wie viel Trübsal aller Art hat er erduldet ... Und wofür? ... Ich habe so viel für ihn erbeten ... daß man ihn hergelassen hat, um hier zu sterben!"

„Steht es mit seiner Gesundheit so schlimm?"

„Ja, ja!"

Sie wandte ihr Gesicht, um die Thränen nicht zu zeigen.

„Ich bitte Sie, Maria Jewgrafowna," begann Tjorkin, in noch größerer Erregung ... „Seien Sie

aufrichtig mit mir ... Ich möchte gern Ihre und Michael Tjerentjitschs Lage erfahren."

„Sie sehen selbst, Väterchen, wie wir wohnen. Eine Pension habe ich von der Behörde nicht erreicht. Es ist nur gut, daß sich im Kreisamt brave Leute gefunden haben ... Ich erhalte Unterstützung. Ich hatte ein Gütchen — das ist längst verkauft. Mischa arbeitet ohne Unterlaß, er schreibt ... Dabei schwankt er ins Grab. Er stellt statistische Nachrichten zusammen. Hin und wieder fällt eine Kleinigkeit für ihn ab ... So bemüht er sich im Gouvernement ... um eine Privatanstellung. Wenn sie ihn aber auch nehmen, wird er doch kein Jahr aushalten ... Einen Tag geht er herum, eine Woche liegt er krank."

Es rührte ihn, daß sie keinerlei erniedrigende Bitte vernehmen ließ.

„Heute erwarten Sie Michael Tjerentjitsch?"

„Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Der Schultheiß."

„Ja, ja, so ... der Schultheiß verfährt mit Mischa noch auf christliche Weise. Wenn er nicht zur Essenszeit mit dem Dampfer kommt, kann es spät — etwa neun Uhr werden."

„So wird es besser für Sie sein, Maria Jewgrafowna, wenn er hier bei Ihnen bleibt, als wenn er irgend eine dauernde Arbeit im Gouvernement findet?"

Er fügte schnell hinzu:

„Arbeit kann er finden, ohne an einen andern Ort zu ziehen ... Wir werden ihn hier belassen!"

Zu welcher Beschäftigung sagte ihr Tjorkin nicht — weil er das für Prahlerei hielt; doch nach einer halbstündigen Unterredung weinte und bebte die Alte beim Abschied:

„So wird er denn in meinen Armen sterben, mein Täubchen."

„Nun, womöglich werden wir ihn heilen, Maria Jewgrafowna. Er soll nächsten Sommer eine Kumyskur versuchen."

Er versprach ihr, nach dem Essen vorzusprechen, und wenn er mit dem ersten Dampfer nicht gekommen wäre, sich am Abend selbst zur Landungsstelle zu begeben und ihn in der Droschke abzuholen.

Als er ihr eben auf der Treppenschwelle noch einmal die Hand reichte, malte sich in ihrem Gesicht die Besorgnis: „War er nur gekommen, um ihren Sohn auszuforschen?"

Das kränkte ihn nicht. Konnte er nicht wirklich ein „Späher" oder ein Prahlhans sein, der sich nur als Wohlthäter aufspielte?

XXXIX.

Auf dem L'hombretisch flackerte ein niedriges Lämpchen und verbreitete Petroleumgeruch. Tjorkin, der neben Arschaulow auf dem Sofa saß, konnte aber doch das Gesicht des Wirts deutlich erkennen. Die Augen loderten aus ihren tiefen Höhlen in den eingefallenen Wangen mit vorstehenden Backenknochen, die Haare zeigten sich stark ergraut auf dem unregelmäßigen Schädel und in dem langen Bart. Er sah gealtert aus, so unter dem Plaid begraben, in den er sich über seine Arbeiterbluse gehüllt hatte.

Tjorkin hatte ihn schon eine Stunde lang angehört, ohne ihn zu unterbrechen. Jetzt wußte er, was dieser Mann des Volkes alles erduldet hatte. Arschaulow erzählte ihm, hustend und stark rauchend, von seinem Leiden, als ob von einem Fremden die Rede wäre, einfach, fast einfältig, ohne Verwünschungen und ohne Kummer, wie von einem Ungemach, das heutzutage jedermann betreffen könne. Anfänglich wollte Tjorkin nicht an seine Aufrichtigkeit glauben, hatte sich aber bald davon überzeugt, daß jede Verstellung ausgeschlossen war.

„Ja, Wassili Iwanytsch, jetzt erst im Sommer, während der heißen Tage hat sich mein rechtes Gehör etwas gebessert, während das linke endgiltig verloren scheint."

„Und Sie sind vom Sitzen taub geworden?"

„Von nichts weiter! Es trat zugleich mit dem Skorbut, den geschwollenen Beinen und dem Bronchialkatarrh ein. Das ist aber alles nichts im Vergleich mit dem Schweigen und dem Wahnsinn eines monate- und jahrelangen Sitzens."

„Jahrelang?" warf Tjorkin ein.

„Ich habe in meiner Zelle zwei Jahre, zehn Monate und vierzehn Tage abgesessen."

„Und war denn keine Möglichkeit einer Verständigung mit anderen Gefängnisgenossen?"

„Ohne eine solche hätte man verrückt werden müssen!"

Arschaulow hustete mit dem kurzen, trockenen Ton eines Schwindsüchtigen, rauchte eine neue Cigarrette an und erwähnte ruhig, ohne Eile, in gutherzigem Ton, wie lange er an dem aus Klopfen bestehenden Alphabet der Arrestanten gelernt, und wie viel Gespräche er mit seinen unsichtbaren Nachbarn geführt habe, wodurch ihm bekannt geworden sei, wer sie wären, wie lange und wofür sie säßen, was sie erwarteten und hofften. Es waren Männer und Weiber. Von einigen hatte er vollständige Bekenntnisse vernommen.

Niemand hatte Tjorkin bisher so anschaulich in diese Welt eines unsichtbaren, geheimnisvollen Lebens eingeführt. Nichtsdestoweniger konnte er nicht fassen, wie es Arschaulow, elend wie er war, eine solche Ergebung in sein Schicksal und eine solche Hingabe an das Volk, das ihn verdorben, zu bewahren verstand.

„Ich bin es nicht allein," sagte Arschaulow zu ihm, „was ist an mir gelegen ... Ich bin persönlich gegen jede Gewaltthat und gelte dennoch in

fremden Augen für einen Zerstörer ... Anders kann es auch nicht sein!"

„Und das haben Sie alles den Kladjenjezer Bauern zu danken?" fragte Tjorkin finster.

„Nein, mit dieser Erklärung bin ich nicht einverstanden, Wassili Iwanytsch ..."

Arschaulow stand auf und schritt, in seinen Plaid gewickelt, in der Stube auf und ab.

„Von seiten der Bauern ist meine Anklage nicht erfolgt — das glaube ich nicht ... Es war der Eifer der örtlichen Behörde und vielleicht auch der Partei, die der von mir gegründeten Genossenschaft nicht wohl wollte und für städtische Gerechtsame war."

Tjorkin erhob sich gleichfalls, schritt auf Arschaulow zu und hielt ihn an dem freien Plaidzipfel fest.

„Das ist für mich sehr empfindlich, Michael Tjerentjitsch! Ich hätte von Ihnen gern ein herzliches Wort über meinen Pflegevater — Iwan Prokopitsch vernommen. Und jetzt sprechen Sie von denen, die zu ihm hielten, als von Verrätern und Angebern. Wie ist das?"

Tjorkins Stimme zitterte.

„Verzeihen Sie, verzeihen Sie, Wassili Iwanytsch," — Arschaulow legte seine heiße Handfläche auf seinen Arm und führte ihn wieder zum Sofa. „Ich verstehe Ihr Gefühl, und die goldne Natur Ihres mit hohen Fragen beschäftigten seligen Vaters habe ich immer anerkannt. Wir konnten aber nicht übereinstimmen, und er handelte, unbewußt, den Interessen der hiesigen armen Leute schnurstracks entgegen."

„Wieso das?"

„Hören Sie mich aus."

Arschaulow sprach lange und doch bescheiden — ohne durch Husten seine Rede zu unterbrechen — und entrollte vor Tjorkin ein ganz anderes Bild von den Kladjenjezer Feindseligkeiten. Er begann den Grundirrtum von Iwan Prokopitsch zu erkennen, der, ohne die täglichen Brotbedürfnisse der „Armenschaft" anzuerkennen, viel zu hastig seine persönlichen Kränkungen, sowie die Undankbarkeit für die Dienste, die er im Kampfe gegen das Leibeigenrecht geleistet hatte, empfand, und dabei den Träumen einer städtischen Einrichtung nachhing, die den Aufkäufer zum Kaufmann machen und das Band mit der Bauerngemeinde zerreißen sollte.

„Aber dessen Feinde," warf Tjorkin ein, „Malmyshski und seine Helfershelfer waren doch ausgesprochene Schelme und Diebe, Volksverführer?"

„Ich rede ihnen nicht das Wort, Wassili Iwanytsch. Wer sie aber auch immer gewesen sein mögen, sie vertraten doch die Ortsgewalt."

Arschaulow nahm ihn an der Hand.

„Kommen Sie her. Spricht aus Ihnen nicht der Groll über die erhaltene Kränkung — für den Vater, und, gewiß auch für Sie selbst? Ich kenne Ihre Geschichte, Wassili Iwanytsch ... Man hat Ihnen eine schwere Beleidigung zugefügt ... Sie hatten Ursache, die Gesellschaft zu hassen, in der Sie geboren sind. Aber was bedeuten unsere persönlichen Kränkungen im Vergleich zu unseren gesetzlichen Verpflichtungen. Wir alle, wie wir da sind, stehen vor einer unbezahlbaren Schuld, eben jener Armenschaft gegenüber ..."

Tjorkin schwieg, obwohl er gern gesagt hätte: „Das ist Abgötterei! Das niedere Volk ist eine blinde Kraft, die man beherrschen muß, vor der man aber nicht knieen darf!"

Er ließ Arschaulow trotzdem ausreden.

In diesem Menschen sah er endlich die Tiefe einer reinen, durch nichts beirrten Zuneigung zum Volk, Mitleid mit ihm, das Verlangen, es in jeder Hinsicht zu erheben, mit ihm alles, Lebensweise, Ideen, Mühen, Herzensneigungen zu teilen.

„Was folgt daraus?" brachte Arschaulow, erwärmt durch innere Erregung, mit seiner schwindsüchtigen Stimme vor, „was folgt daraus, Wassili Iwanytsch, daß hier mein geliebtes Werk verkracht ist und ich selbst Gefängnis und Verbannung davongetragen habe? Das ist eine Sache für sich. Ja, im hiesigen Volk hat sich nicht gefunden, was zur sicheren Leitung jeder Genossenschaft gehört ... Faulheit. Wodka, Armut, Schelmerei, Gevatterschaft ... das alles gibt's und ich habe von frühester Jugend an bis auf den heutigen Tag nicht viel anderes gesehen. Trotzdem ruhen in ihm, in seinen Grundeigenschaften die Keime zu einer großartigen gesellschaftlichen Entwicklung. Es ist überhaupt zur Selbsterhaltung und Arbeit befähigt. Ich bin kein Slawophile ... und liebe den modernen, prahlerischen Patriotismus nicht, aber so ist mein Glaube!"

„Was hält Sie nur aufrecht ... Alles verläßt Sie! Alles flieht Sie?"

„Ja! Flieht mich. — Wie kann es aber auch anders sein? Schrecken, geistiges Dunkel, jahrhundertelanger Druck. Das ist seine Schule! ... Darum müssen wir alle, die wir im Lichte wandeln, ohne Furcht unser Werk fortsetzen ... was das Schicksal uns auch zufügen mag."

Dann erst packte ihn der Husten und benahm ihm den Atem. Die Augen erglänzten. Er verschönerte sich, und sein unregelmäßiges Gesicht färbte sich röter.

Tjorkin saß mit gesenktem Haupt, und in der Hand glimmte die angerauchte Cigarrette. Er hätte wohl Gegengründe gegen die Schlüsse Arschaulows vorbringen können, wollte aber nur zu gern in die heißen Wünsche dieses Unglücklichen, in welchem er mehr seelisches Gleichgewicht als in sich selbst erkannte, einstimmen.

„Das ist, wie es ist," äußerte er, „doch mit dem Volk, Michael Tjerentjitsch, muß man eine Religion haben ... glauben, was es auch glaubt ... Ist das etwa leicht?"

„Welchen Glaubens sind Sie?"

„Den es selbst hat. Hier in Kladjenjez stehen sich noch dazu die gesetzliche Kirche und der Raskol gegenüber. Man muß sich zu einem bekennen. Aber zum Glauben kann man sich nicht zwingen."

„Ist auch nicht nötig," sagte Arschaulow mit sinkender Stimme, aber innerer Ueberzeugung ... „Das Volk ist duldsamer von Natur als wir. Die Sektirung ist nur die Form eines Protestes, oder der Abglanz einer übersinnlichen Sehnsucht. In unsere Seele wird nicht inquisitorisch eingedrungen."

„Dabei wird man nicht mit uns von einer Schüssel essen. Ich spreche übrigens auch gar nicht vom Raskol, sondern davon, daß man den bäuerischen Glauben nicht erlangen kann, wenn man auch will. Ich weiß nicht, ob Sie ..."

„Ich bin durch meine Ueberzeugungen nie daran gehindert worden, mich dem Volke zu nähern. Und hier noch weniger als sonst wo. Was hat die Religion mit dem täglichen Leben zu thun? In allgemeinen Dingen kann man wohl neben einander stehen und jeder gottesfürchtig handeln, wie er es versteht."

„Das wäre alles gut so!" brachte Tjorkin hervor.

„Und so wird es und muß es sein, Wassili Iwanytsch. Bei allen, denen es um das Volk zu thun ist, herrscht ein Glaube, und der ist göttlichen Ursprungs, ein Gesetz, das der Gerechtigkeit und Menschlichkeit."

Vom Flur knarrte eine Thür. Der Kopf von Arschaulows Mutter erschien.

„Mischa! Ist Ihnen nicht Thee gefällig? Der Samowar ist längst bereit ... Darf ich bei mir bitten? Oder dort im Zimmer?"

„Ach, Mamachen! ... Gedulden Sie sich! ... Unser Gespräch ist so ..."

„Viel zu sprechen ist ihm schädlich," wandte sich die Alte zum Gaste, „er kann sich aber nicht halten."

„Nichts da! Ich bin kein Hindernis. Bringen Sie ihn lieber her. Wassili Iwanytsch fragt nicht darnach."

Tjorkin grollte der Alten wegen der Unterbrechung ihres Gespräches. Er hatte noch mehr auf dem Herzen, was Arschaulow zugedacht war. Für heute muß er sich von ihm trennen, doch geht er nicht mit leeren Händen ... Er wollte ihn auch nicht quälen, obwohl ihm das Aussehen von Arschaulow gar nicht so hoffnungslos vorkam.

Er hegte die Hoffnung, ihn zu heilen, im Süden anzusiedeln, durch Arbeit sicher zu stellen.

XL.

„Es ist Zeit zu gehen," erinnerte sich der Gast, indem er verstohlen nach der Uhr sah. Arschaulow begann ersichtlich zu ermatten; er bat sogar, sich auf das Sofa — legen zu dürfen. Der Kopf der Alten war schon zweimal in der halb geöffneten Thür erschienen.

Sie erörterten ausführlich seine Lage. Er beklagte sich nicht. Man hatte ihm in der Gouvernementsstadt dauernde Arbeit für die Statistik zugesagt, ohne besondere Eile oder persönliche Reisen zu verlangen. In die Stadt zog es ihn nicht, obwohl er dort einen ganzen Kreis ebensolcher „unfreiwilligen Einwohner" wie er vorgefunden hätte.

„Die Mutter fürchtet immer, daß ich mich möchte verleiten lassen, dort meinen Wohnsitz zu erbitten. Nein! ... das Klima ist dort dasselbe ... Eher noch schlimmer. Vor allem aber bin ich hier in meinem Elemente. Hier werde ich sterben."

Tjorkin erklärte dringend seine Bereitschaft, für ihn nach Wunsch zu sorgen, sowie ihn auch an einer südlich in den Wolganiederungen gelegenen, weniger rauhen Stelle anzusiedeln, falls die Behörde nur ihre Zustimmung dazu geben würde. Arschaulow hörte zu, legte die Hand auf seine Schulter und schüttelte den Kopf.

„Danke, Wassili Iwanytsch, ich passe nicht für Ihr Geschäft. Sie sehen ja, wie es mit meiner Gesundheit steht."

Weiter kam er nicht mit seiner Rede.

„Sie halten mich für einen Bourgeois," unterbrach ihn eiligst Tjorkin, aufgeregt und ärgerlich. „So nennt man ja wohl einen Bruder Praktikus?"

Er wollte nicht ohne Aufklärung von Arschaulow gehen.

„Sie sind ein Mann aus dem Volk," erwiderte jener bestimmt, „und werden es so viel wie möglich bleiben."

„So viel wie möglich!" wiederholte Tjorkin, und winkte mit der Hand. „Ich befand mich auf falschem Wege, Michael Tjerentjitsch; zwei Menschen kämpften in mir, und jener, der Ihnen zugeneigte, hat das geistige Uebergewicht über den zweiten, den Räuber, erlangt."

Ohne irgend welche Beschuldigung oder Verwirrung eröffnete er ihm unvermittelt, mit thränender Stimme, seine Seele, erzählte alles von sich — seinen Handel mit dem Gewissen, sein Verhältnis mit der fremden Frau, den Bruch, das Begegnen mit dem wunderbaren Mädchen und dessen Tod, die Rückkehr zum einfachen Bauernglauben und die Ohnmacht, ihn wieder zu finden, das Gefühl, mit dem er nach Kladjenjez gekommen war.

„Ich kann und mag nicht ohne Glauben leben."

wiederholte er, durch sein Bekenntnis gerührt. „Ich kann aber nicht in Einfalt glauben; wenn ich auch nicht viel gelernt habe, so hat das Buch doch das seinige gethan. Ich muß auch ein anderes Gesetz in mir haben, wie Sie, Michael Tjerentjitsch. Darin liegt der Haken! Ich habe stets Argwohn gegen das Volk gehegt ... Jetzt, hier, hat er sich gelindert. Zum Bauer, zum Landmann, zum Holzhauer kehre ich nicht zurück. Nicht deshalb, weil ich nicht von dem gleichen Schoß empfangen wäre, sondern weil mich die Verzärtelung, die Gewöhnung an ein anderes, süßeres Leben befangen hat, so daß ich für meine Menschenwürde fürchte, und meine Bürgerrechte nicht verlieren will — um im Gemeindehause wie ein Stück Vieh ausgeprügelt zu werden. Davon bringt mich nichts ab ... Ich muß wirtschaften und emporsteigen — das ist meine Bestimmung; doch was ich damit Gutes schaffe, wie ich meinen Erwerb mit dem Mitgefühl für das Volk in Einklang bringe, mit dem Dienst der Gerechtigkeit — das weiß ich nicht! ... Dennoch strebe ich darnach, strebe ich darnach mit meinem ganzen Innern!"

Er bedeckte das Gesicht mit den Händen und schwieg ganz erschüttert.

„Vergessen Sie nicht," klang zu ihm kaum hörbar die Stimme Arschaulows, der den Kopf auf das Sofakissen gestützt hatte ... „vergessen Sie nicht die Bauernschaft; sie hat Sie aufgenommen und erzogen und den Samen der Menschenrechte in Ihre Seele geworfen ... Gerade Iwan Prokopitsch, wenn er sich auch in den Mitteln vergriff, hatte nur ein Ziel: Uneigennützig für das Recht einzustehen. Er fehlte nur darin, daß er sich mit den Reichen einließ, wodurch er das Gefühl für das wahre Wohl des armen Bauern verlor. Als er auf seinen Standpunkt zurückgeführt wurde, lehnte er sich auf; von Natur war er ein viel zu feuriger und sogar ehrgeiziger Mann. Sie — jung, frei, suchen den rechten Pfad, sehen über alles hinweg, was Rußland an Räuberei und Schamlosigkeit hervorbringt. Wirtschaften Sie, ringen Sie mit aller Kraft; nur bedenken Sie, wer Sie ernährt hat und gegen wen Sie in Schuld sind, dann werden Sie Ihr Gesetz, Ihren Glauben finden."

„Ist das etwa denkbar, ohne doch mit einem Bein im Unrecht hängen zu bleiben?" brachte Tjorkin düster hervor.

„Dessen ungeachtet kehren Sie hierher zurück ... werfen Sie alles ab und treten Sie ganz auf die Seite der Kladjenjezer Armenschaft, machen Sie die bewußten und unbewußten Sünden Ihres Vaters gegen die Bauerngemeinde gut."

„Und lassen Sie sich schließlich fünfundzwanzig aufzählen und als Aufwiegler und Ruhestörer dahin schicken, woher Iwan Prokopitsch halbtot zurückgekehrt ist!"

„Wohl möglich," flüsterte Arschaulow kaum hörbar.

Die Dorfuhr schlug zehn Uhr.

*

Auf der höchsten Höhe, an der Seite der Marktstraße, die dem Landungsplatz der Dampfer zunächst gelegen war, saß Tjorkin ermüdet. Er war von Arschaulow aus durch das ganze Dorf geirrt. Schlafen konnte er nicht, und seinem Wirt Mochow wollte er nicht zu dessen Abendessenszeit ins Haus fallen.

Die sternenhelle und für die ersten Septembertage milde Nacht fächelte ihm, bei dem Abglanz des jungen Mondes im Flusse, luftige Kühlung zu. Er saß auf einer Bank, die er von frühester Kindheit her kannte ... Dort versammeln sich zu Allerheiligen und Quasimodo die Burschen und Dirnen, um zu spielen und Leckereien zu verzehren.

Links, unten auf dem Flusse, zeigten sich von fern die Lichtpunkte von Dampferlaternen, und auch der Schall der Räder war ihm bereits vernehmbar. Dann zog sich auch ein Funkenstrom aus dem Rauchfang durch das Dunkel der Nacht.

Das mochte nun wohl der Batrak sein; dennoch würde er nicht zum Landungsplatz gehen. Dort wußte man auch schwerlich, daß sich ein Gesellschaftsteilhaber in Kladjenjez aufhielt.

Das Geschick hatte ihn nach der Beichte von Arschaulow nicht absichtslos hierher geführt. An diesem Fluß war er geboren, an ihm war er unter die Leute gekommen, auf ihm hatte er seinen eigenen Dampfer vom Stapel gelassen. An ihm wird er sein ganzes Leben zubringen. Er wünscht es nicht anders. Und wenn ihm dasselbe Schicksal Kraft und Möglichkeit gewährt, dem Flusse so zu nützen, wie er es träumt, sollte ihm dann nicht jeder bäurische Anwohner des Wolgalaufes dankbar sein? Vielleicht!

Doch wollte er nicht ins Weite schweifen. Er hätte gern die Stimmung, in der er das Haus Arschaulow verlassen hatte, bewahrt. Der Dampfer brachte ihm sofort sein Gespräch mit dem Schriftsteller Boris Petrowitsch in Erinnerung.

Boris Petrowitsch und Arschaulow — Brüder desselben Geistes, durch ihre Liebe zum Volke ... Nur diente ihm jener mit großem Talente, und dieser Unglücksmensch zerfetzte sein Leben in Stücke und erreichte nichts.

Er ist dabei glücklich, seine Seele kindlich rein, kein Zwiespalt in ihm selbst, er atmet Weihrauch und vernimmt keinen Mißklang! ... Ist das etwa nicht ersichtlich?

Und er dachte an die Phrase, die er in der Unterhaltung mit Boris Petrowitsch aus den Sinnsprüchen des Moskauer Patrioten angeführt hatte, „so backt ein russischer Ofen!"

Er backt wundervoll, und keinem Fremdling läßt

sich auseinandersetzen, was in der Seele eines russischen Menschenkindes vor sich geht.

Das rhythmische Geräusch des herannahenden Dampfers verstärkte sich mehr und mehr. Es ertönte auch ein heiserer Pfiff, wie der eines Unglücksraben, langgezogen, wie die Funkensäule aus dem Rauchschlot.

„Sollte das nicht der Batrak sein?“ fragte sich Tjorkin noch einmal. Der Ton erschien ihm zu bekannt ... Die Umrisse des Dampfers konnte er indessen nicht erkennen.

An der Landungsstelle flimmerten Laternen und bildeten um das Stationsgebäude ein lichterfülltes Viereck.

Morgen wird er von dort hinüber zum Fluß eilen, zu jedem Dampfer, der gerade ankommt.

Wohin? Wo steht sein Haus? Alles ist in Staub verflogen ... in nicht mehr als zwei Wochen. Er begann die Tage seit seiner Ankunft in der Datsche an den Fingern abzuzählen und kam nicht ganz auf einen Monat; seit Kaljerias Tode waren es im ganzen zwölf Tage: drei auf dem Wege nach Moskau, zwei in Moskau und Troiza, drei auf der Reise nach Kladjenjez, und hier heute der vierte Tag.

Und wieder war er einsam; ohne Weib, ohne Gefährtin ... Dort, unterhalb Kasan grämt sich die Schöne, von Leidenschaft verzehrt, die sich ihm ganz ergeben hat und aus Liebe zu ihm zur Mörderin geworden ist. Es kostet ihn ein Wort, und sie liegt in seinen Armen. Er wird in ihr eine Seele suchen, nur eine Herumtreiberin umfangen und sich von diesem tiefen Fall samt seiner Serafima nicht mehr erheben.

Kaljerias kurze Worte tönten ihm in den Ohren, ihre Bitte, ihr zu verzeihen und sie zum Altar zu führen ...

Nein! ... Zwischen ihm und Serafima liegt die Gruft jenes Mädchens und hat auch die Neigung zu dem Weibe, sowie das Mitleid mit ihr verschlungen. Eine Ehe mit seiner gewesenen Liebsten erscheint ihm nur als „Verirrung“.

Die Eitelkeit alles Glückes, jeden Erwerbes knüpfte sich bei ihm an die Vorstellung von Kaljerias Tode. Alles von sich werfen, zur Einfalt zurückkehren, die erhabene Narrheit Michael Tjerentjitsch Arschanlows teilen ...

Es verstrichen einige Minuten. Tjorkin saß immer noch mit tief gebeugtem Haupt. Es erweckte ihn erst ein neuer Pfiff von der Landungsstelle selbst.

Er stand auf, raffte sich zusammen und sah aufmerksam hin. Das war der schiefe Rauchfang, das amerikanische Oberdeck seines Batrak.

Plötzlich überkam ihn das Gefühl des Besitzes und entriß ihn seiner Schwäche. Fast im Lauf eilte er den Berg hinab zur Landungsstelle, wie vor sich selbst in der Flucht.

Dritter Teil.

I.

Eine frühzeitige Hochflut überschwemmte den niedrigen Uferrand der Wolga hart am Dorfe Sawodnoje. Das höhere Ufergelände war auf mehrere Dessiatinen weit mit einem Park bedeckt, der sich zum Fluß hin bis an den schmalen, sandigen Weg herabzog.

Diesen Park zerteilten tiefe, mit Eichen und Ahorn, stellenweise mit Birken bestandene Schluchten. Schlüpfrige Pfade wanden und kreuzten sich hinauf bis zu einem ebenen Platz, auf dem sich zwischen zwei Lindenalleen eine Schaukel befand. Reste von Beeten und ausgewachsene Gesträuchergruppen gewährten den Eindruck eines herrschaftlichen, nunmehr verwilderten Gartens.

In der Tiefe schimmerte ein gelbes Steingebäude mit Terrassen, in lange nicht erneutem Anstrich. Das obere Stockwerk blieb im Winter unbewohnt, zeigte aber auch jetzt herabgelassene Rollläden. Dahinter bildeten rechts und links Dienstgebäude einen geräumigen Hof mit einem Ausgang zur Dorfstraße. Den Horizont umsäumten blaue Wälder.

Auf dem Schaukelsitze saß, sich schaukelnd, ein junges achtzehnjähriges Mädchen, nicht groß von Wuchs, in einer kurzen Jacke und einem gewürfelten Ueberrock, mit einem Hütchen auf dem Kopf. Die frischen Wangen verrieten noch das Kind, ebenso die blauen Augen und das helle, über die Stirn fallende Lockenhaar. Hände und Füße, die klein und kindlich rund waren, bewegte sie ruhig, und mit den Fingern ihrer handschuhlosen Hand hielt sie sich an den Stricken fest, während sie bald mit dem einen, bald mit dem andern Fuß schaukelte.

Mehrere Grübchen lächelten auf ihrem Gesichtchen, dicht unter den Augen, mitten auf den Wangen, und schließlich am Kinn. Die weit geöffneten, feurigen Augen sprangen von einem Gegenstand zum andern, vom Baum zum Rasen, von dort zu einer Bank, die am Abhang inmitten eines Halbkreises von niedrigen Sträuchern stand, die schon dicht ihre Knospen trieben.

Die Sonne fing an zu brennen — es ging auf ein Uhr.

Das Mädchen blinzelte mitunter, wenn es den Kopf dem Hause zuwandte, das nach Süden lag. Der hohe Busen atmete die Luftwellen mit einer lieblichen Bewegung des Mundes ein. Ihre rosigen Lippen öffneten sich merklich, so daß der halb geöffnete Mund einige Sekunden lang die fest geschlossenen Zähne in der Sonne glänzen ließ.

Zum Spaziergang im Park ist es noch zu feucht. Sie traut sich auch nicht allein hinunter zum Fluß.

Dorthin wird sie nach dem Essen gehen, während die ältere Tante schlummert, falls Nikolai Nikanorytsch zum Essen kommt.

Nikolai Nikanorytsch lebt jetzt in der zweiten Woche bei ihnen, im Anbau. Er ist ein Feldmesser. Sein Familienname ist Pjerwatsch. Solch ein sonderbarer Name! Sie hat ihn einmal gefragt, was das hieße: Pjerwatsch? Und er hat ihr erklärt, daß man eine Mehlsorte — Weizenmehl natürlich — darunter verstände. Dieser Pjerwatsch ist hübsch — sogar sehr hübsch — brünett, lockig, mit Zwickelbart und auf den Backen gestutzt. Er kleidet sich „chicös".

Dieses Wort chicös hat sie mit manchen anderen von dem Gouvernementsinstitut mitgebracht. Wie lange ist das schon her, Entlassung, Aktus, Ball? Im ganzen wohl etwas über drei Monate, vor der Butterwoche. Sie — in der obersten Klasse — hatte alle kleine Kalender bei sich gehabt und jeden verflossenen Tag mit einem Kreuzchen bezeichnet. Zu ihr waren Papa und die jüngere Tante, Martha Sacharowna, mit der Kinderfrau Thedosjäjewna gereist gekommen, Kleider, Wäsche waren genäht worden, und jeden Tag waren Schneiderinnen und Putzmacherinnen aus den Magazinen erschienen. Eine Medaille hatte sie nicht erhalten; nur eine Belohnung. Eine Lobschrift und Puschkins Gedichte in Goldschnitt. Sie war selbst erstaunt, daß sie mit einer Belohnung abgeschnitten hatte. Sie hätte nun noch zu irgend einem Kursus nach Moskau oder Petersburg gehen können, es lockte sie aber durchaus nicht dorthin. Höheres als ihre Gouvernementsstadt hatte sie nicht kennen gelernt. Dort wurde sie von allen geliebt, in der Pension sowohl wie in der Stadt. Sie waren noch einen vollen Monat dort geblieben; es hatte Picknicks, Klubabende gegeben; dreimal hatte man sie ins Theater geführt; sie hat ganze drei Operetten gesehen und singt seitdem daraus nach dem Gehör. Papa hatte sie darauf hierher aufs Gut gebracht, wo sie lange nicht gewesen war. In einem Sommer war sie erkrankt. Man hatte sie nicht in die Ferien gelassen; dann war sie nach Samara, zum Kumys geschickt. Seit jener Zeit war sie so gesund. Alles war vergangen, Husten, Erkältung, Kopfweh, Herzklopfen. Im Institut hatte man sie für schwindsüchtig gehalten und jetzt war sie ein „Tönnchen".

So nannten sie ihre Freundinnen, besonders die eine, Mascha Choltiopowa. Diese war stets kränklich, bleich, wie mit Milch übergossen, mit einer wunderbaren Taille. Sie hatten gelobt, sich einander alle Woche zu schreiben. Die ersten beiden Monate war es geschehen, dann blieb es dabei.

Worüber auch schreiben? Seitdem sie in Sawodnoje ist, schwinden Tag auf Tag dahin, ohne den geringsten Anlaß zu geben. Schlafen kann man nach Herzenslust, Gott sei Dank, aber Toilette machen, wie sich's gehört, ein Korset anthun, das lohnt nicht! Gäste sind rar ... der Adelsmarschall kommt wohl, das ist aber ein widerwärtiger, geifernder Kahlkopf, wenn er sich auch in Liebenswürdigkeiten ergeht. Papa fährt oft in Geschäften auf ein anderes Gut, Koschelewka, wo er einen Verwandten hat; in der Stadt wohnt er auch ganze Wochen lang. Zu welchem Zwecke? Das weiß sie nicht, wie es scheint, paßt es ihm nirgends.

Es drückte sie schon lange — schon auf dem Institut — daß ihr Papa zu ihr nicht mehr so zärtlich wie früher ist. Er läßt es ihr an nichts fehlen und gibt ihr Taschengeld, daß sie es kaum verthun kann; aber früher hat er sie häufiger geliebkost und sich mehr um sie gekümmert. Und sie weiß ganz und gar nicht, wie er eigentlich ist: gut, böse, klug oder dumm. Ihre Briefe an ihn im letzten Jahre vor der Entlassung waren sehr kurz, da sie die Frage nicht zu stellen verstand, ob er sie noch so lieb wie früher habe oder nicht. Wenn sie jetzt allein mit ihm zusammen ist, fühlt sie sich so klein, so klein. Nichts ist aus ihr herauszubringen — keine vernünftige Unterhaltung. Das muß daher rühren, daß sie noch in den Kinderjahren steckt.

Nun ja, und nein. Ist sie denn noch so jung? Sie hat — besonders hier im Dorf — solche Beängstigungen zur Nacht. Sie erwacht, entweder ganz in Thränen oder mit glühenden Wangen, und fängt an, ihr Kopfkissen zu küssen. Gestern hat sie Nikolai Nikanorytsch in seinem blauen Halstuch mit den goldenen Pünktchen gesehen.

Jetzt denkt sie wieder an den Traum und ist gar nicht sehr beschämt. Sie würde sich sehr freuen, wenn er jetzt an die Schaukel käme und mit seiner angenehmen Stimme sagte:

„Alexandra Iwanowna, erlauben Sie?"

Und sie schaukelt sich höher und höher. Im Herzen wird es ihr so kühl, der Kopf wirbelt so süß, im Halse und im Busen kitzelt es so angenehm. Sie zwinkert mit den Augen und schwebt und schwebt. Wie wunderschön!

Sie singen zusammen. Nikolai Nikanorytsch kommt mit den Noten besser zurecht als sie, obwohl sie im Institut Unterricht darin gehabt hatte und im Chorgesang immer eine der allerbesten gewesen war. Und wenn sie dann zusammen eine doppelte Note recht lange auszuhalten hatten, dann erhob sie unwillkürlich den Kopf, seine schwarzen Augen durchdringen sie so, daß ihr Atem stockt und sie fürchterlich auf das Klavier hackt.

Die Kinderfrau Thedosjäjewna reibt ihr unter die Nase, daß er nur ein erbärmlicher Feldmesser wäre. Erstens ist er kein gewöhnlicher Feldmesser, sondern ein „studirter Taxator". Papa schätzt ihn sehr und hat ihn zu einer sehr wichtigen Arbeit be-

rufen: einen Plan von dem Forstrevier jenseits der Straße aufzunehmen. Dafür bekommt er ungeheuer viel Geld. Warum auch auf Thedosjäjewna hören. Die will sie bloß ärgern. Wozu denn immer die Anspielungen, die sie doch nicht versteht. Sie erinnert fortwährend an ihre Mama. Sie gibt zu verstehen, daß die Tanten, besonders Paula Sacharowna — den Papa ganz beherrschen. Von der Gegenwart spricht sie nicht und läßt sich auch nicht dazu bringen. Warum? Nur um Unfrieden zu stiften.

Auf die Mama besinnt sie sich kaum. Sie war noch sehr klein. Die Tanten hatten sie verhätschelt — das weiß sie noch — und hatten sie auch nicht mit Gewalt in das Institut geschickt; sie hatte selbst das blaue Kleid mit der weißen Pelerine tragen wollen.

Tante Paula hat einen verdorrten Arm, ist lahm und krumm und kann mit der Sprache nicht vorwärts. Solche alte Jungfern bekommen keinen Mann. Sie beißt sie aber nicht. Dagegen Tante Martha, die ist gar zu gut. Sie liebt das Essen und auch das Gläschen . . . Was schadet's . . . Sie ist selbst ein Leckermäulchen. Tante Martha hat in ihrem Schlafzimmer eine ganze Flaschenreihe. Am meisten liebt sie Pflaumen-, Birnen-, Wachholderliqueur. Und wie gut das thut, in der Nachmittagsdämmerung, auf dem Sofa hingestreckt, zu naschen und ein Gläschen zu nippen! Die Tante fragt sie immer über Nikolai Nikanorytsch aus — ob er ihr gefällt, ob sie ihn im Traume sieht, ob sie nicht dem Treffkönig wahrsagen solle?

Der Treffkönig ist Nikolai Nikanorytsch.

Und sie legt am ovalen Tisch die Karten. Man bringt Licht. Im Schlafzimmer ist es still und duftet so süß nach Fruchtsaft, Feigen und Birnenliqueur. Die Tante — in einer knallroten Bluse, mit glänzenden Wangen und etwas schwimmenden Augen — beugt sich über den Tisch und mischt so geschickt die Karten.

„Erfüllung eines Wunsches, Mariage, Brief, Gegenwart, Zukunft, unerwarteter Schlag."

Diese Auslegungen haucht sie weich. Und immer geht es gut aus. Die Karte „Mariage" fällt immer unweigerlich auf die Coeurdame — und das ist sie, Sanja.

„Bald, bald wird sich Dein Schicksal entscheiden, Sanetschka," sagt Tante Martha blinzelnd.

Sie ist eigentlich selbst ein wenig in Nikolai Nikanorytsch verliebt: sie kleidet sich zum Essen in eine seidene Capote mit Pellerine und brennt sich Löckchen. Auch die Tante Paula wiederholt immer, sobald sie sich etwas wohler fühlt, sehr liebenswürdig, daß es heutzutage Sünde wäre, solche junge Leute zu verachten.

„Du, Sanja, spiele Dich nicht etwa als reiches Bräutchen auf," hatte sie erst gestern zu ihr gesagt, „Dein Vater ist noch nicht alt und kann noch einmal heiraten; von Deiner Mutter Seite hast Du aber nichts. Wir sind auch zu wählerisch gewesen und Jungfern geblieben.

Sie sagt „Jungfern" und dabei nennt sie die Kammerzofen Jungfern. Von ihrer Stimme, ihren grauen Augen, der ganzen Erscheinung geht etwas so Beklemmendes aus, sie thut ihr eben nie etwas zu leide, schilt sie auch nicht, bleibt ganze Tage unsichtbar — weil sie so kränklich ist. Nur das bedrückt sie, daß die Kinderfrau Thedosjäjewna recht hat: der „Krüppelarm" hält den Papa ganz in der Hand, und ohne seinen Rat darf im Hause nichts geschehen.

Sollte Tante Paula sterben, würde sie nicht lange weinen! . . . Um wen würde sie sich wohl überhaupt grämen? Ihr scheint es oft, als ob sie ein „Marmorblock" wäre, wie man auf dem Institut diejenigen nannte, die wenig oder gar kein Herz hatten.

II.

„Sanja, aber Sanja! . . . Bist Du da? . . . Auf der Schaukel? Schnell zum Essen . . . Nikolai Nikanorytsch ist gekommen."

Vom Balkon ließ sich die fette Stimme der Tante Martha vernehmen.

Sanja wandte sich um und sagte, ohne von der Schaukel aufzustehen:

„Ich höre, Tante, gleich!"

Martha Sacharowna, in der Capote mit der Pelerine von karrirtem Wollenstoff, fett, mit ergrautem Kopf und roten, wie mit Butter geschmierten Wangen, erglänzte wie ein ungeheurer Flecken zwischen zwei Säulen des Balkons.

„Komm!"

Der bunte Block verschwand, und Sanja sprang auf den Rasen und ließ die Schaukelstricke los.

Ihre weißen und vollen Hände, mit Grübchen an allen Gelenken, setzen durch ihre Winzigkeit in Erstaunen. Sie rieb an den Fingern, um sie zu glätten. Durch die Schaukelstricke hatten sich Streifen gebildet.

Nikolai Nikanorytsch schmeichelte ihr wegen ihrer Hände. Das erschien ihr etwas sonderbar. Sie hatte es fast für eine Verkrüppelung gehalten, daß sie so klein waren. Sie mußte sogar Handschuhe aus Moskau verschreiben lassen, schon in der Pension, Kinderhandschuhe! Trotzdem gefallen sie ihm so und Nikolai Nikanorytsch, nein, nein, was der nicht alles Nettes und Schmeichelhaftes über diese „Patschchen" sagt.

Zum Essen war sie bereits angekleidet. Sie konnte sich noch einmal das Haar ordnen und ein buntes Band einflechten.

Sie ging im trägen Schritt auf das Haus zu — wie eine watschelnde Ente. Ihre Figur war für ein

Mädchen ganz angemessen, nur erschien sie durch die üppige Büste und den rundlichen Hals viel kleiner.

Vom Balkon führte eine Thüre direkt in den Saal, der zugleich als Eßzimmer diente und an der Einrichtung sehen ließ, daß das Haus nur im Sommer und nicht das ganze Jahr bewohnt war. Die kahlen Wände trugen verblichene Tapeten; nicht ein Bild, die Fenster ohne Gardinen, an den Wänden Wiener Stühle, in der Ecke ein Buffet von ordinärer Marktarbeit.

Ihr Stübchen lag links, durch den Korridor von Tante Paulas Zimmer getrennt. Aus dem Flur gelangte man in das Kabinet des Vaters mit dem Empfangszimmer dahinter und der geräumigen Schlafstube der Tante Martha, die so „sympathisch" — wie Sanja sagte — nach Liqueuren duftet.

Der runde Tisch war schon gedeckt, und zwar recht nachlässig. Die Messer mit Holzgriff glänzten nicht durch Reinlichkeit, das Brot war grob, das Geschirr zusammengestückt. Im Institut war die Verpflegung nicht hervorragend, alles wurde aber reinlicher und akurater aufgetragen. Das Essen ist hier viel reichlicher und schmackhafter.

Sanja weiß immer noch nicht, ob ihr Vater reich oder arm ist. Thedosjäjewna ängstigt sie damit, daß sie keine Ausstattung bekäme; darauf spielt auch Paula Sacharowna an; doch wird es ihr selbst schwer, die Frage ernsthaft zu ergründen. Sie könnte ja Tante Martha oder Thedosjäjewna darnach fragen, scheut aber davor zurück. Am Ende möchte sie dann etwas erfahren, was sie ganz außer Rand und Band bringen könnte.

Den Vater versteht sie nicht. Wie ist er? Gut oder böse, weiß er kaum die beiden Enden zusammenzubringen, ist er ein guter Wirt, oder wird alles bis zu der Zeit, daß sie sich einmal verheiratet, in den Wind gejagt sein. Ihr Vater rechnet darauf, daß sie keine alte Jungfer werden wird. Das ist einfach unmöglich. Wenn sie auch keine gute Mitgift haben sollte, würde sie doch abgehen. Heute werden auch Arme genommen. Von ihrer Klasse sind Annotschka Karaulow und Maria Aljenin aus den Ferien als Bräute zurückgekehrt, und beide waren arm. Die Väter, Beamte in der Provinz, lebten nur von ihrem Gehalt, und beide waren wie Edelfräulein, aber nicht auf eigene Kosten, erzogen. Und jetzt waren beide schon verheiratet. Und wie vergnügt waren sie als Bräute! Wie oft hatten sie sich mit ihren Bräutigams geküßt — wenn diese zur Gouvernementsstadt gekommen und sogar bis zu dem Korridor, der um den Schlafsaal herumläuft, vorgedrungen waren. Besonders erzählte Maria so verlockend, wie sie sich zum erstenmale im Walde zu küssen angefangen, dann nach Hause gekommen, auf die Mutter zugelaufen wären und von dieser den Segen erhalten hatten.

Sie hatte von der Tante und der Wärterin Thedosjäjewna gehört, daß der Vater jenes Gut — das auch wie das große Dorf an der Wolga Sawodnoje hieß — von einem entfernten Verwandten zugleich mit einem Walde erhalten habe. Der Verwandte war ein reicher und vornehmer Edelmann gewesen, hatte aber alles durchgebracht, so daß nur dieses eine Gut mit dem Walde — erblich übrig geblieben war. Der Vater hatte Anrecht für sich sowohl, wie für seine Frau, die aus dem benachbarten Adel war, „dem niederen," wie ihr Thedosjäjewna einmal gesagt hatte. Die Tanten und der Vater rechnen sich dagegen zu den hohen, in diesem Lande der Wälder und Bären angestammten Geschlechtern. Tante Paula liebte, sich darüber zu verbreiten, daß einer ihrer Vorfahren Michael Thedorowitsch nach Moskau geleitet, als man ihn zum Zaren ausgerufen, und ihn beinahe gerettet hätte. Vielleicht verwechselte sie das mit Sussanin. Uebrigens hat auch Sussanin — wie ihnen ihr Geschichtslehrer im Institut erzählt hat — den Zaren wahrscheinlich gar nicht gerettet — wenn es auch eine Oper darüber gibt, aus der man die Arie singt: „Ich schaue in das weite Feld . . ."

Ihr kommt ihr Familienname ziemlich gemein und gar nicht vornehm vor. Tschernososchni. Darauf sind nun ihre Tante Paula und ihr Vater so besonders stolz. Weshalb? . . . Tschernososchni — das wußte sie, was das hieß. So nannte man in alten Zeiten die Bauern, die Leibeigenen. Und das hatte ihr der Geschichtslehrer erklärt, als er sich einst an der Tafel mit ihr abplagte. In der Klasse wurde sie damit geneckt, daß sie für ihn schwärmen sollte, was aber ungerecht war. Sie schwärmte für den Vater-Religionslehrer, und in der Beichte hat sie ihn das beinah merken lassen.

Sanja saß vor dem Spiegel bei der Toilette und in ihrem Kopfe rollten alle diese Gedanken umher, mit denen sie, wie immer, nicht zurechtkommen konnte.

So war nun einmal ihr Köpfchen. Auch wenn sie einen Brief verfaßt, kann sie nie alles der Reihe nach so hinschreiben, wie sie es von vorn herein gedacht hat, darum gerieten ihre Aufsätze auch immer schlechter als bei vielen Freundinnen.

Und sie liebt es gar nicht, über etwas zu grübeln, zu forschen, nachzudenken und abzuwägen, davon wird man nur traurig. Nachdenken in der Nacht — schwächt den Schlaf. Wozu das aber?

Sie hat vor Tante Paula großen Respekt. Ihr gegenüber schweigt sie meist und entgegnet ihr kein Wort. Im Hause ist diese Tante die Hauptperson. Auch der Vater hat Respekt vor ihr. Alle halten sie für ungeheuer klug. Gibt es auch etwas Weiseres? Ganze Tage liegt sie auf ihrem langen Sessel mit dem Lesepult und denkt nach oder liest Bücher. Sie

hat sich auch von ihr vorlesen lassen, war aber unzufrieden.

„Du liest wie ein Küster, Sanja, alles in einem Ton. Hat man Dich denn nicht laut lesen gelehrt?"

Das hatte sie selbstverständlich niemand gelehrt. Selbst der Literaturlehrer hatte abscheulich gelesen. In der ganzen Klasse war eine einzige Schülerin, die gut lesen konnte — auf diese warfen sich alle.

Jedesmal, wenn es zum Essen geht, denkt Sanja an ihre Tante Paula Sacharowna. Sie muß ihr die Hand und die Schulter küssen. Sie fragt unaufhörlich, womit sie sich beschäftigt, worauf sie keine Antwort erhält, dann sieht sie sie höhnisch an und sagt:

„Was bist Du für ein Vögelchen, Sanja! In Deinem Kopf ist gewiß kein selbständiger Gedanke."

Gedanken hat sie schon, nur kann sie dieselben nicht laut von sich geben, wie sie auch nicht zusammenhängend erzählen kann, was vorgefallen ist.

Nun, ja! Sie ist ein Faulpelz. Bücher locken sie wenig. Schon seit langer Zeit kann sie mit Turgjenjews „Tagebuch eines Jägers" nicht fertig werden. An einer Erzählung liest sie zwei bis drei Tage. Sie hat Gefallen daran, kann aber nicht eine volle Salve lesen. Gleich fängt sie über etwas zu grübeln an, und dann sind ein oder zwei Stunden vorüber, ehe man es sich versieht.

Nikolai Nikanorytsch hat erzählt, daß er den Roman „Von Kuß zu Kuß" durchgelesen habe. Sie genirte sich, nach dem Büchelchen zu fragen, hätte es aber gern gelesen.

Sanja liebte nicht lange vor dem Spiegel zu sitzen. Ihr Gesicht gefällt ihr nicht. Es ist zu frisch, rundlich, rosig, das reine Tönnchen. Sie findet, daß sie sehr gewöhnlich aussieht. Was sie Nikolai Nikanorytsch nur immer anzugucken hat, wenn sie bei der Tante Martha am Tisch sitzen, naschen und Liqueur trinken?

Einen dichten Schopf ihres hellblonden Haares bändigt Sanja mittelst eines Kammes, um es ein wenig zu verteilen. Um den Hals trug sie eine Korallenkette. Als Leibchen diente ihr ein seidenes Jersey. Das war ja nicht sehr modern, vertrug sich aber besser mit ihrer Büste, die mit einem gewöhnlichen Leibchen doch schon übermäßig üppig schien.

Ihr Stübchen hält Sanja rein und besorgt und ordnet alles selbst. Sie hat eine bäuerische Magd, Paraschа, die sie nicht gern den ganzen Tag um sich herum torkeln sieht. Auch Thedosjäjewna läßt sie nur selten ein. Die wohnt im Anbau. Sie verabscheut ihre Wärterin nicht, liebt sie aber nicht, weil sie ihr so traurige Geschichten von ihrer Mama erzählt hat, mit Anspielungen, an die sie nicht erinnert sein möchte.

Ihr Bett, mit weißer Decke, nimmt die halbe Wand ein, angrenzend an das Gastzimmer, wo der Flügel steht. Auf diesem hatte ihre Mama gespielt. Er war schon etwas gealtert, sie bat aber doch, kein neues Instrument zu kaufen. Sie spielt durchaus nicht wie eine Musikantin. Sie singt gern — aber nur ruckweise, mehr im Freien, oder wenn ihr recht bange ums Herz ist, oder bei sich im Zimmer, ohne jegliche Begleitung.

Das übrige Möblement — ein Sessel mit hellem Sitzüberzug, ein Schrank, eine Kommode, ein Stickrahmen, rührt auch von der Mutter her; ein Schreibtisch, der für sie in der Gouvernementsstadt gekauft ist, ist an die Wand gerückt. Die Mitte des Zimmers ist mit einem Teppich bedeckt und frei: so hat sie es gern, weil es mehr Platz gibt. Mitunter kommt es so über sie, daß sie zu springen und sich zu drehen anfängt, wobei sie sich einbildet, mit einem Kavalier zu tanzen.

Sie hat mit Nikolai Nikanorytsch im Gastzimmer ohne jede Musik getanzt. Tante Martha wollte ihnen einen altmodischen Walzer aufspielen, kam aber gleich heraus.

Und wie er tanzt! So etwas Aehnliches hat sie auf dem Abschiedsball nicht verspürt, und das waren doch Offiziere, große Gymnasiasten und Gouvernementsbeamte. Er hält fest und schmiegt so an sich heran, daß man den Herzschlag fühlt, und wie sein Atem an die Stirn weht. Sie war ganz Feuer und Flamme. Dabei wendet er sich „à rebours", und so geschickt, wie es keine ihrer Freundinnen, die immer in den Tanzstunden und an den Tanzabenden als Herren tanzen mußten, verstand.

Tante Paula Sacharowna verzieht immer etwas ihre großen bleichen Lippen, wenn sie fragt:

„Was gefällt Dir denn eigentlich an dem Feldmesser, Du Dummerchen?"

Und das Wort „Feldmesser" spricht sie mit einem eigenartigen Ausdruck, als ob sie sagen wollte: Sanja kann sich zu ihm nicht herablassen und will es auch nicht.

Was ihr gefällt? Er ist kein gewöhnlicher Feldmesser, sondern studirter Taxator. Tante Martha hat ihr erzählt, daß ein reicher Herr Nikolai Nikanorytsch mit einem Auftrag hergeschickt habe, und daß dieser sehr viel Geld verdiene. Für den Papa hat er aus Gefälligkeit die Arbeit übernommen, einen Teil des Waldes niederzuhauen. Adelig ist er nicht, wie es scheint. Ist das aber nicht ganz gleich? Nur die Tante Paula ist so stolz darauf, daß sie Tschernoſoſchnis sind, und infolge dessen auch ihr Papa. Der spricht immer das nach, was er von der Tante hört.

III.

Die alte Kammerzofe von Paula Sacharowna, Afdotja, eine ehemalige Leibeigene, meldete dem

„Fräulein", daß das Essen bereit sei. Sie bediente auch bei Tisch; der Lakai war mit dem Herrn zur Stadt gefahren.

Das Zimmer Paula Sacharownas war lang und zweifenstrig, roch nach Arzneien, war unordentlich gehalten und ungemütlich, mit einem großem Bett, dem Sessel mit Lesepult und einem Bücherspind vollgestellt. Es war bei heruntergelassenen Vorhängen düster und feucht. Fast nie wurde gelüftet.

Auf dem Sessel mit Lesepult und Verlängerung für die Füße saß sie, halb liegend, ganze Tage in einem altmodischen Kosakenrock aus dunklem Wollenstoff und einer Lüsterjacke, ganz nach einer Seite gekrümmt, beinahe buckelig. Das graue lockige Haar trug sie ohne Knoten frei über die Schultern fallend, die unschönen, verwitterten Züge waren von männlicher Schärfe, die krumme, lange Nase und der breite Mund waren fortwährend in Bewegung. Die großen, scharfen, hellgrauen Augen zeigten ein stetiges Lächeln. Der Kopf drückte die mageren, hochgewachsenen Schultern, die verdorrte linke Hand reichte klein und knochig kaum unter dem weiten Aermel hervor, wo sie sich geschickt verbarg und sogar bei Tisch mitunter die Gabel festhielt. Die dunkelfarbige Gesichtshaut und eine Bartwarze auf der linken Backe machten ihren Anblick noch unerfreulicher.

Paula Sacharowna beeilt sich nicht. Man wird auf sie warten. Heut befindet sie sich wohler und ist auf dem Balkon gewesen. Die Schwester Martha hatte ihr gleich zugerufen, daß der Feldmesser da wäre, und sie zu Tisch gebeten.

Dieser Feldmesser — von bürgerlicher Herkunft irgendwo vom Süden, halb Kalmük halb Jude — dabei gewandt, unternehmend und einschmeichelnd, hat es der thörichten Sanja gleich angethan. Es mußte so kommen. Paula Sacharowna bemerkt alles wohl — wie sich überhaupt nichts im Hause ihrer Beobachtung und Bestimmung entzieht, wenn sie auch kaum ihr Zimmer verläßt. Sie weiß auch um die nachmittäglichen Sitzungen bei Schwester Martha, die Liqueurbewirtung, das Kartenlegen. Martha neigt zu schweren Getränken. Und den Männern gegenüber hat sie sich stets schwach erwiesen ... Rechtzeitig verheiratet hat sie sich nicht. Paula Sacharowna ist aber in alles eingeweiht ... Sie weiß, warum die Schwester vor etwa zehn Jahren nach Moskau gereist ist ... Um ihre Schande zu verbergen. Das Kind ist zum Glück gestorben. Später hat Martha immer noch Verhältnisse gehabt. Wenn es nur wenigstens anständige Leute gewesen wären! Doch das ging mit jedem Schmutzfink, mit dem Sohn des Diakon, mit dem Schreiber des Bezirksarztes. Sie war stets einfältig, lebte im ewigen Dusel, in ihren Libationen und Techtelmechteln. Auch vor diesem Feldmesser taut sie auf ... Es ist ordentlich widerwärtig mit anzusehen. Das duldet Paula Sacharowna aber alles.

Warum?

Was sie sich einmal in den Kopf gesetzt hat, davon ist sie nicht abzubringen. Sie hatte die Nebenbuhlerschaft ihrer Schwägerin nicht ertragen können. Ihr Bruder Iwan Sacharytsch, um einige Jahre jünger als sie, minderjährig, der Erbe zweier Landgüter, hatte immer nach ihrer Pfeife getanzt. Seit zwanzig Jahren hatte sie es verstanden, ihn von allerlei Dummheiten zurückzuhalten; da galt es, aus seinem Herzen die Liebe zu einem Weibe reißen. Sie war aus armer Beamtenfamilie, die Tochter eines versoffenen Schultheißen, die im Institut erzogen war. Er hatte sich zu den Wahlen begeben und sie dort als Gast einer Beamtendame kennen gelernt, sich in sie verliebt und war von dort, ohne die ältere Schwester zu befragen, als Bräutigam zurückgekehrt. Diese Kränkung hatte sie bei sich bewahrt; die ganzen sieben Jahre seines ehelichen Lebens brachte sie auf einem andern Gute zu: offener Krieg bestand mit Sanjas Mutter nicht, wenn sie ihr die Schmach auch nie verzieh und auf die Stunde der Rache lauerte. Die Schwägerin starb ihr sehr gelegen. Aber mit dem Andenken an sie trug sich Iwan Sacharytsch viel zu viel. Dieses Andenken mußte sie auf jeden Fall trüben. Um dies mit gutem Gewissen thun zu können, redete sie sich selbst ein, daß Sanja „gar nicht daran dächte," Iwan Sacharytschs Tochter zu sein. Von da an war er wieder ihr jüngerer Bruder und lebte unter ihrer Aufsicht. Wenn er sich nur nicht wieder verheiratete. Nun, man mußte ihm ein ungesetzliches Verhältnis gestatten. Sie weiß alles: er hat in der Stadt ein „Mamachen" und zwei Kinder. Diese wagt er ohne ihre Zustimmung nicht zu adoptiren, wünscht es auch nicht. Diese Familie linker Hand hat er sichergestellt, er hat den Boden des zweiten Landguts verpfändet und für sie ein Haus gekauft, sowie eine Einlage in die Adelsbank gemacht. Das Geld hat er im Laufe der letzten zehn Jahre aufgebraucht, und das nicht allein. Das Gut mit dem Park, auf dem sie leben, ist auch verpfändet ... Die Zinsen bringt er nur mit Mühe auf. Ihr und ihrer Schwester Martha ist er mit je fünfzehntausend verschuldet, ihrem ganzen Vermögen. Außer den Loskaufsbescheinigungen waren ihnen bei der Bauernabfindung noch an zweihundert Dessiatinen schlechten Ackers zugefallen, die sie schon stückweise verkauft hatten.

Mitunter ergriff sie die Angst, was werden sollte, wenn der Bruder ganz Bankerott machte ... Was sollte sie und ihre Schwester dann mit ihrer aufbewahrten Empfangsbescheinigung anfangen? Sie gab es aber noch nicht auf. Jetzt war der beste Augenblick gekommen. Der große Wald von Tausenden von Dessiatinen war nicht verpfändet ... Sie

bestand darauf, daß er einen gelernten Feldmesser damit beauftragte, den Wald nach Anteilen zu fällen und auf öffentliche Bekanntmachung hin zu verkaufen. Dabei kann sie nicht schlechter fahren und erhält ihr und ihrer Schwester Kapital zurück; wenn es dazu käme, würde sie die Bescheinigungen zur Einlösung präsentiren. Darauf will er sich aber nicht einlassen. Das Gehöft mit dem Park ist nur eine Last: es bringt nichts, kostet vielmehr nicht wenig durch die Zinsen, die dafür aufzubringen sind. Der Bruder erhält es für sie lediglich aus Adelsstolz, da es ihm von einem entfernten Verwandten, einem ehemals reichen Magnaten überkommen war, wobei er sie für ihr Teil mit Geld abgefunden hatte. Auch der Wald ist angestammt. Verkauft muß eins wie das andere werden. Das Kapital wird nach Rückzahlung von dreißigtausend an die Schwestern bald alle sein. Dann bleibt ihm nur noch das entlegene Gut mit einem verfallenen Wohnhaus. Dorthin müssen sie übersiedeln. Zinsen wird er ihnen dann nicht mehr zahlen. Sie und die Schwester werden die Besitzung kaufen, wenn seine Bank den Kauf zuläßt. Dem Bruder würden in diesem Fall kaum tausend Rubel verbleiben. Was macht's! Er kann bei ihr, Paula Sacharowna, sein Brot finden ... Er mag auch zu seiner Maitresse laufen, wenn er sich nicht einzurichten versteht.

Aber was die Hauptsache ist — für Sanja, die Tochter der verhaßten Schwägerin, verbleibt kein Brocken vom ganzen Familienbesitz. Der Bruder ist ihr gegenüber kalt und spielt nur die Rolle des Vaters fort, um nicht zu zeigen, daß er sich so lange Jahre mit einem fremden Kinde abgegeben hat.

Da hat sich nun gerade zur rechten Zeit dieser Feldmesser eingefunden; das übrige geht wie geschmiert. Martha bringt sie zusammen, gewöhnt Sanja an den Trunk, selbst seelenvergnügt, wenn sie mit dem hübschen jungen Menschen recht oft zusammensitzen kann. Dieser — Tausendsasa — wird sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen. Es vergeht kein Monat, dann hat sich die Dirne irgendwo im Park mit ihm vergangen. Dann wird kurzer Prozeß gemacht — man muß sie an den Feldmesser verheiraten ... Es werden dann ein paar Tausende als Mitgift für sie zusammengekratzt — und damit gut! Was hat sie denn mehr verdient? Sie schlägt nach ihrer Mutter. Wenn in dem Schädel des feisten sinnlichen Mädels Gehirn statt eines Heubündels säße, dann würde es sich zu benehmen und seiner Haut zu wehren wissen. So sind aber in diesem dummen Kopfe weniger Gedanken als bei einem Spatz.

Wenn sie jemand ärgern kann, so ist dies die Wärterin Thedosjäjewna.

Sie hätte den schmierigen Störenfried längst weggejagt, wenn nicht das thörichte Ehrgefühl ihres Bruders wäre. Dieser hat seiner Frau am Sterbebette versprochen, das Alter von Sanjas Kinderfrau sicher zu stellen ... Damals glaubte er noch an die Liebe und Tugend seiner heißgeliebten Gattin ... Und dann? Viel weiter war es mit dem Verstand des Vaters auch nicht her, als mit dem seiner vermeintlichen Tochter; und wie oft hatte Paula Sacharowna schon bei sich die Frage erwogen: was es für Sinn hätte, daß sie, die Kluge, ihr ganzes Leben mit solchem Dummkopf, wie Bruder Iwan Sacharytsch, zubringe.

Für ihn spricht nur seine Würde als Edelmann. Der Name der Tschernosojschnis steht für sie so hoch, wie sie selber. Und das nährte sie in ihm. Seine Vornehmheit deckt die Leere des Gehirns. Er lernte schlecht, im Regiment war er nur zum Staat; sein stattliches Aeußere wußte er nicht einmal dazu zu verwerten, eine reiche und vornehme Braut zu erwerben, vielmehr heiratete er erbärmlich; er hatte zweimal die Wahl zum Adelsmarschall angenommen, ohne daß man ihm den Stanislaus an den Hals hängte, während andere Adelsmarschalle aus dem Kreise zu Gouverneuren gemacht wurden. Alles ging in den Wind, ohne Nutzen für ihn noch für die Leute. Dabei trieb er keinen besonderen Aufwand. Seine Maitresse war aus dem Bürgerstand, für sie und die illegitimen Kinder hatte er Gott weiß was für ein Kapital ausgesetzt; dabei hatte er in Zeit von zwanzig Jahren zwei schöne Herrschaften verwirtschaftet ... Und er wird damit endigen, bei ihr, Paula Sacharowna, das Gnadenbrot zu essen.

Dann beruhigt sie sich. Er wird die richtige Vergeltung für seine Dummheit erhalten. Wenn sie ihn aber nicht zum Verkauf von Wald und Gut bringt, dann kann es für sie und ihre thörichte Schwester, die auch nicht ohne sie fertig wird, übel ausgehen.

Paula Sacharowna erhob sich in mehreren Rucken vom Sessel und schritt, mit dem linken Fuß hinkend, im Zimmer auf und ab, blieb dann vor dem Spiegel stehen, strich sich ein wenig das graue, in Unordnung geratene Haar und holte hinter der Ecke vom großen Kachelofen den Stock hervor, ohne welchen sie das Zimmer nie verließ.

Ohne sie wird nicht Platz genommen. Beinahe wäre sie heute auch nicht gekommen. Vor dem albernen Geschwätz der Schwester und Nichte graut ihr; sie muß aber selber sehen, wie weit der Feldmesser mit seiner Annäherung an Sanja gekommen ist. Von ihm hat sie etwas Näheres von einer Millionencompagnie erfahren, die seit dem Frühjahr in den drei wolgischen Gouvernements ungeheure Waldkomplexe zu beiden Seiten der Wolga aufkaufte. Der Feldmesser scheint es darauf abzusehen, in den Dienst dieser Gesellschaft zu gelangen. Man muß

ihm einen guten Antrag unterbreiten, und das in den Tagen thun, wenn die jungen Leute selbander im Park spazieren gegangen sind. Er weiß jetzt, daß ohne ihre Zustimmung nichts im Hause vor sich geht. Es ist ihm zu verstehen zu geben, daß er Sanja zur Frau erhalten kann, wenn sie ihn dabei unterstützt.

Die Thür öffnete sich wieder und Afdotja meldete zum zweitenmal:

„Es wird zum Essen gebeten, gnädiges Fräulein."

„Ich komme!" erwiderte Paula Sacharowna, und humpelte, auf ihren Stock gestützt, in den Saal.

IV.

Es gab junge Gemüsesuppe mit Pastetchen.

Gegenüber von Martha Sacharowna, die eine schwarze Spitzenchiffonnière über den Kopf gethan hatte, saß der Feldmesser; rechts von ihm Sanja, ohne Jacke, links Paula Sacharowna.

Der Feldmesser sah nicht wie ein Großrusse aus: seine rollenden Augen zeigten funkelnde Sterne und bläuliches Weiß; seine Gesichtsfarbe war sehr frisch, von matter Weiße. Die starken Backen waren glatt geschoren und trugen den starken Zwickelbart... Der ganze Kopf war wie gedrechselt; die Haare waren nach der Seite zu ebensolchem Schopf zusammengebürstet wie bei Sanja, nur waren sie schwarz wie Pech und glänzten von Brillantin. In seinen Zügen lag etwas Orientalisches. Große Reinlichkeit und Stutzertum zeigten sich in allem — im Schnitt des karrirten Rockes, im himbeerfarbenen Halstuch, an den Knöpfen und Manchetten, an den Ringen der langen, hübschen Finger. Von den starken Lippen wich das Lächeln nicht, und seine festen Zähne glänzten. Er glich eher einem reisenden Musikanten, Schauspieler oder Modewarencommis als einem Feldmesser. Die geschäftsmäßige Ausrüstung hatte er abgelegt: die hohen Stiefel, die Bluse, den Krämpenhut. Er kleidete sich ungemein schnell um.

Sie aßen alle in den ersten Minuten schweigend ihre Suppe, so daß nur das Schlürfen von Tante Martha Sacharownas fetten Lippen zu hören war, welche die Pastetchen mit blinzelnden Augen, wie eine naschhafte Katze, verschlang... Auch Sanja aß mit sichtlichem Vergnügen.

„Möchtest Du noch ein Pastetchen?" fragte sie Paula Sacharowna.

„Ich bitte, Tantchen!" antwortete Sanja mit ihrem Kinderstimmchen und ließ alle Grübchen spielen.

„Und Sie, Nikolai Nikanorytsch?"

„Ich sage auch nicht nein!"

Die Stimme des Feldmessers klang melodisch und etwas singend, mit südlichem Accent, gerade als ob er ein Recitativ auf der Bühne vortrüge.

Und dabei lächelte er seiner Nachbarin zur Rechten von der Seite zu.

Sanja war dadurch erfreut und schaute verschämt und heiter aus ihren flaumigen Augenlidern hervor, indem eine leise, aber merkliche Röte vom Kinn bis über die Stirn aufstieg. Sie senkte schnell ihren Blick von seinen Augen auf das Halstuch ab, wo eine Busennadel in Hufeisenform mit blauer Emaille glänzte.

Was er für hübsche Sachen hat. Und wie chic alles an ihm ist. Möchte er sich im Institut mit einem gewissen „Mädchen" zeigen, so würde gewiß gleich die halbe Klasse für ihn schwärmen und keine würde glauben, daß er nur ein Feldmesser wäre. Sie kann ihn nicht so nennen, nicht einmal in Gedanken.

„Er ist kein Feldmesser, sondern ein studirter Taxator."

Sanja senkte den Kopf über ihren Suppenteller, in welchem ein roher Eidotter schwamm, und kaute andächtig an ihrem Pastetchen, dem dritten der Zahl nach — als sich plötzlich unter dem Tisch an ihrer Fußspitze eine andere Fußspitze anschmiegte, und, wie sie wohl merkte — die seine.

So etwas war ihr noch nicht vorgekommen. Sie blickte unwillkürlich zu ihrer Tante Paula herum, die widerwärtig an einer schwarzen Brotkruste nagte, wurde über und über rot und schlang hastig an ihrer Suppe.

Paula Sacharowna bemerkte sowohl den Blick, wie auch die plötzliche Röte.

„Er drückt ihr den Fuß," dachte sie und lächelte. Laß ihn! Je eher er diesen halben Blödhold in sich verliebt macht, desto besser. Heiratet, nehmt die Mitgift und — marsch, daß keine Spur von euch zurück bleibt!

Sanja fühlte ununterbrochen die Stiefelspitze an ihrem Fuß, zog diesen aber nicht zurück, sondern verharrte wie gebannt in ihrer Stellung und führte nur mit der rechten Hand einen Löffel Suppe zum Munde.

Pjerwatsch dagegen fuhr in seiner Mahlzeit sehr hübsch und munter fort, wandte den Kopf zu Paula Sacharowna und fragte diese ganz besonders ehrerbietig nach ihrem Befinden. Er war lange dahinter gekommen, daß sie im Hause die erste Violine spielt, und daß es nicht ohne ihr Vorwissen geschieht, wenn er in der Schlafstube von Martha Sacharowna mit Sanja schön thun darf.

„Ich habe keinen Appetit," antwortete Paula Sacharowna, die Stirne runzelnd.

„Befehlen Sie noch ein Pastetchen, Tante?"

Sanja fragte das und erschrak darüber. Sie mußte irgend etwas aussprechen, um ihrer Erregung Herr zu werden.

Jetzt erst zog sie den Fuß zurück, wagte es aber nicht, auf Nikolai Nikanorytsch zu blicken... Sie hätte eigentlich böse werden müssen, verspürte jedoch in ihrem Herzen nichts dergleichen.

„Iß selbst, zur Gesundheit!“ antwortete die Tante mit ihrem zweideutigen Ton, aus dem Sanja nicht die Tücke von der verwandtschaftlichen Nachsicht trennen konnte.

„Iß—ß!“ ermunterte Tante Martha, indem ihre kleinen Augen sie anblitzten, und Sanja kam wieder „zu sich“.

„An welchen Stellen sind Sie gewesen?“ wandte sich Paula Sacharowna herablassend zum Feldmesser.

„In der überwolgischen Besitzung meines Hauptpatrons, Paul Ilarionowitsch.“

„Nisowjew?“ fragten beide Tanten fast gleichzeitig.

„Ganz recht. Er treibt an — durch Depesche.“

„Wo lebt er denn? Doch wohl ganz in Paris?“

Paula Sacharowna zog ihre krumme Nase in ganz besonderer Art. Das machte sich Martha gleich zu nutze ... Sie mochte ohne muntere Unterhaltung nicht leben — die Andeutung der Schwester Paula betraf die Sitten jenes reichen Herrn Nisowjew. Er besitzt an vierzigtausend Dessiatinen Wald an der Unscha und Wolga, in zwei Gouvernements. Jedes Jahr haut er nieder und verflößt nach Wassili, wohin die Holzhändler kommen — und alles, was er empfängt, wandert nach Paris, wo er prächtige Paläste hat, wo Frau und Kinder leben, und er außerdem noch eine Maitresse hält. Man munkelt, daß ihm eine Spanierin oder Amerikanerin schon mehrere hunderttausend Rubel, nicht Franken, entlockt haben solle.

„In Paris; dahin will er gerade in kurzer Zeit,“ sagte Pjerwatsch verhalten und mit Feuer in den Augen, „darum drängt er mit den Taxatorarbeiten für das Gut dort hinter dem Dorf Sawodni an der Grenze von Pjerelog.“

„Will er ganz und gar verkaufen?“ fragte Paula.

„Das will er,“ antwortete Pjerwatsch mit seinem singenden Ton und fragte dann ehrerbietig zu ihr geneigt: „Befehlen Sie etwas?“

Auf dem Tische stand eine Flasche Xeres, ein Krug Kwaß und eine Karaffe Wasser.

„Bitte ein wenig Kwaß,“ antwortete Paula Sacharowna mit Neigung des Kopfes.

„Nikolai Nikanorytsch,“ fiel Martha laut und lispelnd ein, „warum halten Sie so hinter dem Berge? Ihnen ist gewiß das ganze Geheimnis bekannt. Sicher muß er für seine ... Prinzessin noch herausrücken ... ach?“

Ihre Augen lauerten begehrlich auf eine Liebesgeschichte.

Pjerwatsch warf einen Seitenblick auf Sanja und verzog bedeutungsvoll den Mund.

„Geniren Sie sich? Sanja ist kein Baby mehr,“ äußerte Martha. „Es ist Zeit für sie, das Leben kennen zu lernen ... Heutzutage lesen die Institutfräuleins alles ... Nun, Tönnchen, sag — unter uns natürlich — ‚das feurige Weib‘ habt ihr gelesen?“

„Wahrscheinlich, Tante,“ antwortete Sanja heiter.

„Nun, da sehen Sie, Nikolai Nikanorytsch!“ jubelte Martha. „Erzählen Sie nur von Nisowjew, Täubchen.“

„Verkauft er den ganzen Besitz?“ fragte Paula Sacharowna und zwinkerte bedeutend mit den Augen.

„Ja—a, rund sechzigtausend Dessiatinen.“

„Verpfändet?“

„Gehörig. Darum ist es auch unmöglich, aus ihnen den Anhieb herauszuschlagen.“

„Wieso unmöglich? Heutzutage geht alles.“

„Die Bank paßt ziemlich streng auf.“

„Ach, Väterchen, das steckt jetzt alles unter einer Decke!“

„Paul Ilarionowitsch läßt sich auf so etwas nicht ein, dazu ist er zu sehr Gentleman. Dennoch muß er verkaufen ...“

„Für das Maitreßlein?“ jauchzte Martha beinah. „Erzählen Sie doch, Nikolai Nikanorytsch ... Ach, solch ein Ekel!“

„Gestatten Sie ... mit Paula Sacharownas Erlaubnis. Eine Dame, die ihn schon an eine Million Franken gekostet hat, hat sich ein Hotel bauen lassen ...“

„Wie? Ein Gasthaus?“ warf Martha ein.

„Ein herrschaftliches Haus ... das nennt man dort so,“ belehrte Paula Sacharowna verächtlich ihre Schwester.

„Mit der Ausstattung hat sich das Hotel auf etwa zwei Millionen Franken belaufen ... In eben diesem Hotel halte er nun etwa einen Monat geschwelgt, als eines schönen Nachmittags plötzlich der Ehemann Skandal schlug.“

„Was für ein Ehemann?“ unterbrach Martha eifrig.

„Ihr Ehemann, Martha Sacharowna. Sie ist verheiratet, und sogar vornehm.“

„Tägliches Ereignis,“ erklärte Paula Sacharowna, „der Gatte hat nur so lange alles durch die Finger angesehen, als Nisowjew das Hotel ihm und seiner Frau überlassen hat. So ist es heutzutage. Sowohl im Leben, wie in Romanen.“

Sanja hörte dies alles noch unter dem Eindruck dessen an, was unter dem Tisch zwischen ihr und dem Feldmesser passirt war. Sie verstand nicht, von was für Dingen Nikolai Nikanorytsch erzählte. Es setzte sie nicht in Erstaunen ... sie hatte davon gelesen ... in französischen Büchern, und auch von ihren Freundinnen gehört. Heutzutage hat jeder Maitressen ... Kokotten gibt es die Hülle und Fülle. Man ruinirt sich für sie. Im Institut wurde sogar von den Herren gesprochen, denen es so gegangen war.

Es gefiel ihr, daß Nikolai Nikanorytsch nicht hatte vor ihr erzählen wollen. Er war ein Schlau-

kopf. So mußte er sich vor Tante Paula benehmen. Vor Tante Martha konnte man bei den Leckereien und Liqueuren alles verhandeln. Dort wird auch sie mit Vergnügen alles mit anhören, wenn es amüsant ist.

„Und der Mann hat ihn vertrieben?“

„Sie haben es erraten, Paula Sacharowna.“

„Er muß aber für ihn das ganze Hotel mit der gesamten Ausstattung bezahlen?“

„Ganz richtig.“

Alle drei lachten. Selbst Sanja schloß sich ihnen an.

„Deshalb also verkauft er sein Pjerelog?“

Paula Sacharownas Fragen klangen boshaft. Sie liebte solche Geschichten von thörichtem Ruin, wenn sie auch einen „Herrn Edelmann“ wegen seiner Dummheit bloßstellten.

„Er verkauft an die Gesellschaft, von der ich Ihnen schon berichtet habe. In diesen Tagen wird der Direktor dieser Gesellschaft hier erwartet. Er soll ein hervorragender Geschäftsmann und Unternehmer sein. Er ist aus dem Bauernstand, aber mit Bildung. Sein Familienname ist sehr bürgerlich: Tjorkin.“

„Tjorkin?“ wiederholte Sanja laut und lachte stoßweise.

Sie wurde sehr vergnügt. Für sie begann ein Roman, wie er im Buche stand ... Bei Tante Martha wird es jetzt noch fideler.

(Fortsetzung folgt.)

Volkslied.

Von Holger Drachmann.

Es war einmal ein König —
Ein König, und sein Land
Lag drüben in weiter Ferne
Vom Meer und salz'gen Strand.
Er liebte heiß, er liebte jung.
Sie schieden, obwohl schwer genung.
Dann ist die Zeit gekommen,
Wo er ein Weib genommen.

Er lebte mit der Königin,
Die Königin war gut,
Sie schenkte ihm Söhne und Töchter, —
Ihm war so weh zu Mut.
Sie sah sein Leid, doch frug sie drum,
Er schwieg und streichelte sie stumm,
Und wies die Gattin immer
Hinein ins Kinderzimmer.

Da ward er krank, der König;
Man suchte Hilf' im Land,
Doch waren die besten Aerzte
Zu helfen nicht im stand.
Manch langes Jahr er also saß,
In seinem Hofe wuchs das Gras;
Es ward kein Rat gefunden,
Zu lindern seine Wunden.

Ein Weiser ward gerufen;
Der Weise kam und sprach:
„Gott helfe Euch, Herr König,
Aus Eurem Ungemach.
Umsonst ist hier der Aerzte Macht,
Habt Ihr des rechten wohl gedacht?
Nur bei des Landes Frauen
Ist Heilung zu erschauen.“

Da sprach des Königs Gattin,
Die Königin brav und gut:
„Längst alle die klugen Weiber
Zu Rat und Hilf' ich lud:
Sie legten Karten, gossen Wachs,
Zuletzt verjagte ich sie stracks;
Vergebens war mein Sinnen
Die rechte zu gewinnen.“

Und sieh! herein zur Kammer
Die Abendsonne lacht;
Da öffnete, wie im Traume
Die Thür' sich still und sacht.
Da stand ein Weib, bleich und ergraut;
Des Königs mattes Auge schaut
Das Mütterlein so bange,
So forschend an und lange.

Da hob der kranke König
Empor die Hände weiß;
Und von der zitternden Wange
Glitt eine Thräne heiß;
Er seufzte tief; im Fieberbrand
Ergriff er rasch die welke Hand,
Die leis die seine drückte;
Da rief der Hochbeglückte:

„Mein Morgenlicht, mein Liebchen,
Du meiner Jugend Tau,
Du Kraft und Lebensfreude —
Wie ward ich schwach und grau!
Wo kommst Du her, wie liegt der Steg
Verborg'nen Glückes fern vom Weg,
Den Erdengroße schreiten,
Freudlos zu allen Zeiten.

Du kommst und bringst mir Frieden,
Wenn auch zu später Stund';
Du bringst Gesundheitskräuter —
Nun werd' ich auch gesund.
Die Blüte Deiner Lippen blich,
Ich seh' es nicht, ich küsse Dich —
Küss' Dich, im Todesgrauen
Frisch, wie im Lenz zu schauen!“

Sein Wort durchklang ein Zittern,
Die schwache Stimme brach;
Am Herzen des toten Königs
Die bleiche Alte lag.
Des Landes Königin war gut,
Dem Weisen war so weh zu Mut, —
Sie wollten und konnten die Beiden
Im Tode nimmer scheiden! —

Teß.

Von

Thomas Hardy.

(Fortsetzung.)

IX.

Es war keine Uebertreibung gewesen, wenn Marian Flintcomb-Ash für einen erbärmlichen Platz erklärt hatte. Das einzige, was dort den Eindruck von Blühen und Gedeihen machte, war Marian selbst; und diese war künstlich dahin verpflanzt worden. Wie bekannt, gibt es in England drei Klassen von Dörfern: solche, für die ein Gutsherr sorgt, solche, die selbst für sich sorgen, und solche, für die weder ein Gutsherr noch sonst jemand sorgt (mit anderen Worten: Dörfer, die einen Gutsherrn haben, und unter dessen unmittelbarer Verwaltung stehen, Dörfer mit bäuerlicher Selbstverwaltung und Dörfer, die zu einer Gutsherrschaft gehören, aber von dem Inhaber derselben samt dem zu ihnen gehörigen Landbezirk verpachtet sind). Flintcomb-Ash gehörte zu der letzten Klasse.

Teß machte sich an die Arbeit. Geduld, jene Mischung von moralischem Mute und physischer Schüchternheit, bildete nicht mehr eine der schwachen Seiten ihres Charakters; und das hielt sie aufrecht.

Das Rübenfeld, auf dem sie mit ihrer Gefährtin das Geschäft des Hackens besorgen sollte, zog sich in einer Ausdehnung von mehr als zweihundert Morgen in einem einzigen Striche hin und bildete den höchstgelegenen Teil des zu der Pachtung gehörenden Landes, der sich auf einem steinigen Unterboden erhob — dem Ausläufer einer in die Kalkformation eingesprengten Kieselader, die sich aus Tausenden und aber Tausenden weißer Steinchen von rundlicher, zugespitzter oder länglich geschweifter Gestalt zusammensetzte. Die obere Hälfte der Rüben war schon abgekappt und als Viehfutter verzehrt worden, und es war nun die Aufgabe der beiden Mädchen, den unteren noch in der Erde steckenden Teil mit einer zweizinkigen, gebogenen Haue, einer sogenannten Hacke, herauszuarbeiten, damit er gleichfalls zu Futterzwecken Verwendung finde. Da das Laubwerk schon bis auf die letzte Spur vertilgt war, wies das ganze Feld eine schwarzbraune Färbung von trostloser Oede auf. Es war wie ein Gesicht ohne ausgesprochene Züge, das vom Kinn bis zur Stirnhöhe lediglich aus einer Hautschicht bestand. Der Himmel bot in anderer Färbung einen ähnlichen Anblick dar; eine leere, weiße Gesichtsfläche, aus der jeder Ausdruck verschwunden war. So sahen diese beiden Gesichter einander vom Morgen bis zum Abend an, das weiße auf das braune herabschauend und das braune zu dem weißen emporblickend, und zwischen ihnen nichts als die beiden Mädchen, die auf der Fläche des unteren wie Fliegen herumkrochen.

Niemand nahte sich ihnen, und ihre Bewegungen verrieten eine maschinenmäßige Regelmäßigkeit; ihre Gestalten waren von groben, braunen Schürzen verhüllt, die mit Aermeln versehen und auf dem Rücken fast ganz bis unten zugebunden waren, damit der Wind ihre Kleider nicht verwehe; unter den hochgeschürzten Röcken kam weit bis über die Knöchel reichendes Schuhwerk zum Vorschein, und ihre Hände staken in gelben, schaflederuen Fausthandschuhen. Der nachdenkliche Charakter, welchen die übergeworfene, kapuzenartige Hülle ihren zu Boden gesenkten Köpfen verlieh, hätte den Beschauer an eine frühitalienische Darstellung der beiden Marien gemahnen können.

Sie arbeiteten Stunde um Stunde, ohne Ahnung von dem verlassenen Eindruck, den sie in dem Landschaftsbilde machten, und ohne an die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit ihres Schicksals zu denken. Selbst in einer Lage wie der ihrigen war es möglich, ein Traumleben zu führen. Nachmittags trat Regenwetter ein, und Marian sagte, sie brauchten jetzt nicht mehr zu arbeiten. Allein, wenn sie nicht arbeiteten, würden sie auch nicht bezahlt werden; und so arbeiteten sie weiter. Das Feld war so hoch gelegen, daß der Regen nicht eigentlich auf dasselbe niederfallen konnte, sondern unter dem Ansturme des Windes flach über

dasselbe einherjagte und wie mit Glassplittern auf sie eindrang, bis sie durch und durch naß waren. Es gibt verschiedene Abstufungen des Naßwerdens, und gewöhnlich nennt man schon durch und durch naß einen der leichteren Grade desselben. Aber ruhig auf dem Felde zu stehen und zu arbeiten und dabei das Regenwasser eindringen zu fühlen, zuerst an den Beinen und den Schultern, dann um die Hüften und im Nacken, und darauf vorne, hinten und von den Seiten, und trotzdem mit der Arbeit fortzufahren, bis das bleigraue Licht verdämmert und anzeigt, daß die Sonne untergegangen ist, das erfordert schon einen ganz besonderen Grad von stoischer Ruhe und sogar von Heldenmut.

Sie empfanden indes die Nässe nicht so sehr, wie man es hätte vermuten sollen. Sie waren beide jung und plauderten mit einander von der Zeit, da sie beide auf dem Meierhofe von Talbothays gelebt und geliebt, auf jenem glücklichen, grünen Fleckchen Erde, wo der Sommer so verschwenderisch mit seinen Gaben umgegangen war und sich besonders ihren Herzen so günstig erwiesen hatte. Teß hätte es gerne vermieden, mit Marian von dem Manne zu reden, der gesetzlich, wenn auch nicht thatsächlich ihr Gatte war; allein der unwiderstehliche Reiz des Gegenstandes verleitete sie, auf Marians Bemerkungen zu entgegnen. Und so verging ihnen, obgleich, wie schon gesagt, die feuchten Flügel ihrer Kopfhüllen ihnen rauh ins Gesicht schlugen und die groben Schürzen ihnen buchstäblich am Leibe klebten, der ganze Nachmittag in Erinnerungen an das grüne, sonnige, romantische Talbothays.

„Wenn es schön ist, kannst Du von hier einen Hügel herüberschimmern sehen, der nur wenige Meilen vom Froomthale liegt,“ sagte Marian.

„Wirklich! Kann man das?“ sagte Teß, der sich damit ein neuer Reiz dieser Gegend erschloß.

So waren hier wie allerwärts die beiden großen Kräfte thätig, der angeborene Wille zur Freude und der von den Umständen herbeigeführte, auf Verneinung der Freude gerichtete. Marians Wille hatte ein Mittel zur Hand, sich selbst zu Hilfe zu kommen: sie zog eine mit einem Leinwandpfropfen verkorkte Flasche aus ihrer Tasche und lud Teß ein, einen Schluck daraus zu nehmen. Da aber Teß bei ihrem natürlichen Hange zur Träumerei eines künstlichen Anreizes ihrer Phantasie nicht bedurfte, nippte sie nur ganz obenhin davon, wogegen Marion einen kräftigen Schluck aus der Flasche nahm.

„Ich habe mich daran gewöhnt,“ sagte sie, „und kann es jetzt nicht mehr lassen. Es ist mein einziger Trost — siehst Du, ich habe ihn verloren: Du nicht; und so magst Du ohne das zurecht kommen.“

Teß glaubte, daß ihr Verlust ebenso groß sei, wie der Marians, aber in dem würdevollen Gefühle, Angels Weib zu sein, wenigstens dem Buchstaben nach, ließ sie die von Marion gemachte Unterscheidung gelten.

In dieser Umgebung arbeitete Teß sich ab, morgens bei Frost, nachmittags unter strömendem Regen. Gab es keine Rüben auszuhacken, so mußten solche geputzt werden, was dadurch geschah, daß sie dieselben mit einer Grashaue von der Erde und den faserigen Auswüchsen säuberten, damit sie zu künftigem Gebrauche aufgespeichert werden könnten. Bei dieser Verrichtung konnten sie sich unter eine gedeckte Hürde flüchten, wenn es regnete; fror es aber, so gewährten ihnen selbst die dicken Lederhandschuhe keinen Schutz gegen das von den gefrorenen Massen auf ihre Finger eindringende Kältegefühl. Teß hoffte noch immer. In ihr lebte die Ueberzeugung, daß die Hochherzigkeit, die sie nach wie vor für Clares hervorstechendsten Charakterzug hielt, ihn wieder zu ihr zurückführen werde, und was wollte dann ein mit Rübenputzen verbrachter Winter besagen, wenn er mit einem so frohen Ereignisse endete?

Sie blickten oft in das Land hinaus nach der Gegend, wo sie wußten, daß das Thal von Froom sich erstrecke, wenn sie auch nicht im stande waren, es zu gewahren; und dann vergegenwärtigten sie sich, den Blick auf den grauen Nebelschleier gerichtet, die frohen Tage, die sie dort verbracht.

„Ach,“ sagte Marian, „ich wünschte nur, es kämen noch zwei oder drei von unseren alten Gefährtinnen hieher! Dann könnten wir uns hier jeden Tag nach Talbothays versetzen und von ihm sprechen, und wie gut wir es dort hatten, und was wir alles dort getrieben, und uns dann einbilden, wir seien immer noch da!“ Marians Augen wurden feucht und ihre Stimme begann leise zu beben, als sie sich in diese Traumbilder verlor. „Ich will an Izz Huett schreiben,“ sagte sie. „Ich weiß, sie sitzt zu Hause und hat dort nichts zu thun; ich will ihr sagen, wir beide seien hier, und sie auffordern, auch hierher zu kommen; und vielleicht ist auch Retty jetzt wieder so weit hergestellt.“

Teß hatte nichts gegen den Vorschlag einzuwenden, und das nächste, was sie von dem Plane hörte, war die Meldung, die ihr Marian zwei oder drei Tage später machte, daß Izz auf ihren Brief geantwortet und versprochen habe, wenn sie es möglich machen könne, zu kommen.

Seit Jahren war nicht mehr ein derartiger Winter gewesen. Er schlich sich verstohlen heran, aber in abgemessenen Zügen, gleich den Bewegungen eines Schachspielers. Eines Morgens sahen die wenigen einsamen Bäume und das Dorngesträuch der Hecken aus, als habe es sein Pflanzenkleid mit einer tierischen Pelzhülle vertauscht. Jedes kleine Zweiglein war von einem weißen Haargespinnst übertupft, das

nachts aus der Rinde ausgeschwitzt war und ihm das Vierfache seines gewöhnlichen Umfangs gab; der ganze Busch oder Baum bildete auf dem öden Grau des Himmels und des Gesichtsfeldes eine kühn in weißen Linien entworfene Zeichnung. Spinnweben zeigten sich an Dächern und Mauern, wo noch niemand sie gewahrt hatte, bis sie sich durch das kristallinische Dunstgebilde kundgaben, das sich an den Vorsprüngen der Häuser, den Pfosten und Thüreinfassungen wie ein weißes Faden- und Fransengespinnst hinzog.

Nach dieser Zeit kalter Feuchtigkeit trat trockenes Frostwetter ein, und es kamen fremdartige Vögel fern vom Nordpol her nach dem Hochlande von Flintcomb-Ash gezogen, schweigsame Gäste von hagerer, unheimlicher Gestalt, mit wehmütig blickenden Augen — Augen, welche grausige Vernichtungsscenen geschaut in dem weltfernen Polarlande, dessen erhabene Größe noch kein menschliches Wesen ermessen, unter einem Kältegrade, wie der Mensch ihn nicht zu ertragen vermag, die bei dem flammenden Scheine des Nordlichts Eisberge hatten zerschellen und Schneegebirge in die Tiefe sinken sehen, halb der Sehkraft beraubt unter der entfesselten Gewalt rasender Stürme und den gewaltsamen Verschiebungen von Wasser und Land, und in deren Aeußern der Eindruck derartiger Scenen haften geblieben war. Diese namenlosen Vögel kamen ganz nahe an Teß und Marian heran, aber von all dem, was sie geschaut und was kein Menschenauge je erschauen wird, brachten sie keine Kunde. Sie teilten nicht die herkömmliche Redseligkeit des Wanderers und hatten in stumpfer Teilnahmlosigkeit keine Empfindung mehr für Eindrücke, die ihnen wertlos vorkamen gegenüber den Vorzügen, mit denen dieses sie anheimelnde Hochland sie an sich lockte — den eintönigen Bewegungen der beiden Mädchen, die mit ihren Hauen an den Erdknollen herumarbeiteten und dabei ab und zu etwas zum Vorschein kommen ließen, was den fremden Ankömmlingen als begehrenswerte Nahrung erschien.

Dann stellte sich eines Tages in dem freigelegenen Landstriche eine eigentümliche Witterung ein. Es kam eine Feuchtigkeit, die nicht Regen, und eine Kälte, die nicht Frost war. Es schauerte die beiden bis in die Augen hinein, es erregte ein Schmerzgefühl in ihren Brauen und drang ihnen bis in die Glieder, weniger die Haut als das Innere des Körpers berührend. Sie wußten, daß das Schnee bedeute, und nachts kam denn auch der Schnee. Teß, die immer noch in dem Hause mit der warmen Giebelwand wohnte, die einst der einsamen bei ihr Schutz suchenden Wanderin so behagliche Wärme gespendet hatte, wachte mitten in der Nacht auf und hörte ein Getöse, als ob das Dach über ihr ein Kampfplatz sämtlicher Winde geworden sei. Als sie morgens ihr Licht anzündete, um aufzustehen, gewahrte sie, daß der Schnee durch die schlecht schließenden Fensterflügel hereingeweht war und vor denselben eine kegelförmige Masse des feinsten weißen Staubes bildete; ebenso war er durch den Kamin eingedrungen und lag zollhoch auf dem Boden, so daß sie beim Hinundhergehen Spuren mit ihren Schuhen darin zurückließ. Draußen wütete der Schneesturm noch so heftig, daß die Küche von einem Schneenebel erfüllt war; doch einstweilen war es noch zu dunkel, um in der Umgebung des Hauses irgend etwas zu erkennen.

Teß sah ein, daß es unmöglich sein werde, auf das Rübenfeld hinauszugehen; als sie aber ihr Frühstück neben ihrem einsamen Lämpchen beendet hatte, kam Marian zu ihr, um ihr mitzuteilen, daß sie mit den übrigen Arbeiterinnen in der Scheune Dachstroh binden sollten, bis das Wetter sich ändere. Sobald daher das einförmige Dunkel sich etwas zu lichten begann und der Himmel eine unbestimmt graue Färbung annahm, bliesen sie die Lampe aus, hüllten sich in ihre groben Flügelhauben, zogen sich ihre wollenen Halstücher fest um Hals und Brust und gingen nach der Scheune hinüber. Der Schnee war vom Polarmeer her hinter den Vögeln hergezogen und hatte eine einzige ungeteilte Masse gebildet. Die von ihm hergetriebene Luft hatte etwas von dem Dunstkreise von Eisbergen, arktischen Gewässern, Walfischen und Eisbären an sich und hielt die Schneemasse aufrecht, so daß sie in ihrem Wehen die Erde gerade berührte, ohne sich auf dieselbe niederzulassen. Sie bewegten sich mit vorgebeugtem Körper mühsam über die schlüpfrigen Felder vorwärts, soviel wie möglich den Schutz der Hecken aufsuchend, die ihnen diesen wegen ihrer Durchlässigkeit indes nur notdürftig gewährten. Die Luft, die von den sie erfüllenden weißen Gebilden ein trübseliges Weißgrau angenommen hatte, trieb sie hin und her und stets von ihrem Pfade ab und schien sich in ein farbloses Chaos umgewandelt zu haben. Aber die beiden jungen Weiber focht das nicht einmal sonderlich an; ein derartiges Wetter ist auf dem trockenen Hochlande noch nicht das Schlimmste.

„Aha! Die schlauen Vögel aus dem Norden wußten, daß er im Anzuge war," sagte Marian. „Verlaß Dich darauf, sie ziehen immer direkt vor ihm her, vom Nordpol an. Dein Gatte, liebes Kind, mag jetzt eine schöne Gluthitze auszustehen haben. Gott, wenn er doch nur einmal sein liebes Weibchen sehen könnte! Nicht, daß dieses Wetter Deine Schönheit irgendwie beeinträchtigte — im Gegenteil, es erhöht sie nur."

„Sprich nicht von ihm," sagte Teß in ernstem Tone.

„Ja, ja — Du machst Dir gewiß noch Sorgen um ihn! Ist's nicht so?"

Statt zu antworten, mußte Teß mit thränenerfülltem Auge unwillkürlich nach der Gegend blicken, wo sie glaubte, daß Südamerika liege, und bewegte ihre Lippen wie zu einem leidenschaftlichen Kusse dem Schneesturm entgegen.

„Ja, ich weiß, es ist der Fall. Aber das muß ich sagen, ist das ein Leben für ein verheiratetes Paar! Na — ich will gar nicht aussprechen, was ich denke! Das Wetter, weißt Du, wird uns in der Scheune nichts thun; aber das Strohbinden ist ein hartes Stück Arbeit — viel schlimmer als das Rübenhacken. Ich kann es aushalten, weil ich kräftig bin; aber Du bist schlimm dran. Ich kann mir gar nicht erklären, warum unser Herr Dich mit dazu bestimmt hat."

Sie waren an der Scheune angelangt und traten in dieselbe ein. Der hintere Teil des langen Gebäudes lag voll Korn; in dem mittleren Raume sollte das Binden vorgenommen werden, und dort waren in die Strohpresse schon abends zuvor so viele Bunde Stroh eingelegt worden, als man dachte, daß die Frauenzimmer tagsüber bewältigen würden.

„Ei, da ist ja Izz!" sagte Marian.

Izz war es wirklich und sie kam heran. Sie hatte am Nachmittage zuvor den ganzen Weg von dem Hause ihrer Mutter aus bis dorthin zurückgelegt, und da sie die Entfernung unterschätzt hatte, hatte sie sich verspätet, war aber gerade noch vor dem Schneesturme angekommen und hatte in dem Wirtshause übernachtet.

Der Pächter war mit ihrer Mutter in der Marktstadt handelseinig geworden für den Fall, daß sie an dem gleichen Tage noch anlange, und so hatte sie gefürchtet, sich durch ihre Verspätung sein Mißfallen zuzuziehen.

Außer Teß, Marian und Izz waren noch zwei andere Arbeiterinnen von einem benachbarten Dorfe zur Stelle, zwei Schwestern, stämmige Gestalten, in denen Teß zu ihrem größten Staunen die schwarze Käthe, die Schüppendame, und deren jüngere Schwester, die Eckteindame, erkannte — die beiden Frauenzimmer, die sie bei dem nächtlichen Streite zu Trantridge herausgefordert hatten. Sie schienen sie nicht wiederzuerkennen, und es mag das auch der Fall gewesen sein, denn damals hatten sie unter dem Einflusse des genossenen Getränkes gestanden, und sie waren überhaupt nur vorübergehend und zur Aushilfe dort bedienstet gewesen. Sie verrichteten mit Vorliebe jede Art von Männerarbeit, einschließlich des Brunnengrabens, des Heckenanlegens, des Deichens und der schweren Erdarbeit. Dazu waren sie als vorzügliche Strohbinderinnen bekannt und blickten mit einem gewissen Gefühle der Ueberlegenheit auf die andern herab.

Ihre Handschuhe anziehend, machten sich alle an die Arbeit, eine neben der andern vor der Presse Stellung nehmend; diese bestand aus zwei Pfosten und einem von diesen gehaltenem Querbaume, unter welchem die zum Herausnehmen bestimmten Strohbunde mit den Aehren nach auswärts lagen; der Querbaum wurde durch Pflöcke in den Pfosten in seiner Lage gehalten und jedesmal heruntergelassen, wenn eine Lage Strohbunde aufgearbeitet war.

Der Tag hellte sich auf, und das Licht fiel durch das Scheunenthor ein, von unten nach oben, statt wie im Freien, in umgekehrter Richtung. Die Mädchen nahmen einen Armvoll Stroh nach dem andern aus der Presse; aber wegen Anwesenheit der fremden Arbeiterinnen, die sich von ihren anstößigen Abenteuern unterhielten, konnten Marian und Izz zunächst nicht, wie sie es gewünscht, von alten Zeiten plaudern. Da hörten sie plötzlich einen dumpfen Hufschlag, und der Pächter ritt vor dem Scheunenthor vor. Nachdem er abgestiegen war, trat er dicht an Teß heran und blieb, ihr von der Seite her ins Gesicht blickend ruhig neben ihr stehen. Zuerst hatte sie gar nicht nach ihm gesehen, als er aber nicht von der Stelle wich, drehte sie sich um und mußte gewahren, daß ihr Dienstherr niemand anders war als der Mann aus Trantridge, vor dem sie auf der Landstraße wegen seiner Anspielung auf ihre Geschichte die Flucht ergriffen hatte.

Er wartete, bis sie die fertig gemachten Bunde draußen zu dem Haufen getragen hatte und sagte dann: „So, Du bist das junge Frauenzimmer, das meine Artigkeit so übel aufgenommen hat. Hol mich der Henker, wenn ich es nicht gleich gedacht habe, als ich hörte, daß Du engagiert seiest! Gut, Du glaubtest, Du hättest mich in der Hand, das erstemal in dem Wirtshause mit Deinem angeblichen Herrn Gemahl, und dann das anderemal auf der Straße, als Du mir entwischt bist; aber jetzt glaube ich, ich habe Dich in der Hand." Er schloß mit einem rohen Lachen.

Teß, die sich zwischen den beiden stämmigen Frauenzimmern und dem Pächter wie ein in einem Klappnetz gefangenes Vögelchen ausnahm, gab keine Antwort und fuhr fort, Stroh zu binden. Sie verstand sich gut genug auf die Beurteilung der Charaktere, um zu wissen, daß sie diesmal nichts von der Galanterie ihres Brotgebers zu fürchten habe; eher war es seine Rache wegen der von Clare ihm zugefügten Kränkung. Im ganzen war ihr dieses Gefühl bei einem Manne lieber, und sie fühlte sich stark genug, ihm Trotz zu bieten.

„Was, Du dachtest wohl, ich sei verliebt in Dich? Die Frauenzimmer sind manchmal thöricht genug, jeden Blick für blutigen Ernst zu nehmen. Aber es gibt nichts Besseres als so einen langen Winter, um jungen Dingern dergleichen aus dem Kopfe zu treiben;

und Du hast ja unterschrieben und Dich bis Mariä Verkündigung fest gemacht. Nun, wie ist es, wirst Du mich jetzt um Verzeihung bitten?"

„Ich meine, das hätten Sie mich zu thun!"

„Schön — wie Du willst. Wir werden ja sehen, wer hier der Herr ist. Sind das alle Bunde, die Du fertig gebracht hast?"

„Ja."

„Das sieht ja nach 'was Rechtem aus. Sieh doch nur einmal, was die da fertig gebracht haben" (auf die beiden stämmigen Frauenzimmer deutend). „Auch die übrigen haben mehr zu stande gebracht als Du."

„Sie sind alle an die Arbeit gewöhnt gewesen; ich aber nicht. Ich glaubte übrigens, Ihnen werde das ganz gleich sein, da wir ja im Accord arbeiten, und nur das bezahlt bekommen, was wir gearbeitet haben."

„Das ist mir durchaus nicht gleich. Ich will meine Scheune leer haben."

„Ich werde den ganzen Nachmittag weiter arbeiten, statt um zwei aufzuhören, wie die übrigen es machen."

Er warf ihr noch einen unwilligen Blick zu und entfernte sich darauf. Teß merkte, daß sie übler als hier nicht hätte ankommen können; aber wenn sie nur von zudringlicher Galanterie verschont blieb, wollte sie das übrige schon ertragen. Als zwei Uhr herankam, nahmen die gewerbsmäßigen Strohbinderinnen den letzten Schluck aus ihrer Flasche, legten die Hackmesser nieder, schnürten ihre letzten Gebunde zusammen und gingen fort. Marian und Izz wollten das gleiche thun, aber als sie hörten, daß Teß noch bleiben und das, was sie aus Mangel an der erforderlichen Gewandtheit verabsäumt, nachholen wolle, wollten sie sie nicht allein lassen. In den noch immer fallenden Schnee hinausblickend, sagte Marian: „Ja, wir haben es alle uns selbst zuzuschreiben." Und damit kam denn schließlich das Gespräch wieder auf ihre Erlebnisse auf dem Meierhofe und auf die Schwärmerei, der sich alle für Angel Clare hingegeben.

„Izz und Marian," sagte Angel Clares Weib mit einem wirklich rührenden Gefühl der Würde, da sie einsah, wie wenig sie in Wirklichkeit eine Ehefrau war, „ich kann jetzt mit euch nicht wie früher über Clare sprechen; ihr werdet das begreiflich finden, denn, wenn er auch für den Augenblick von mir fort gegangen ist, ist und bleibt er doch mein Mann."

Izz war von den vier Mädchen, die sich in Clare verliebt hatten, die keckste und mit der Zunge am schärfsten voran. „Zum Verlieben war er ganz prächtig, das ist gewiß," sagte sie; „aber ich halte ihn für keinen sonderlich guten Ehemann, wenn er so bald wieder von Dir fortgehen konnte."

„Er konnte nicht anders — er mußte gehen, um sich drüben das Land anzusehen!" wandte Teß ein. „Damit hätte er auch bis nach dem Winter warten können."

„O — das kam von einem Zufalle her — von einem Mißverständnisse. Wir wollen nicht darüber reden," entgegnete Teß, dem Weinen nahe. „Vielleicht ließe sich gar vieles zu seinen Gunsten anführen. Er ging nicht, wie so viele Männer es vielleicht gethan hätten, von mir fort, ohne es mir zu sagen; auch kann ich immer erfahren, wo er ist."

Darnach überließen sie sich eine ganze Zeit lang stillem Träumen, während sie die Kornähren ergriffen, das Stroh herauszogen, es unter ihrem Arm zusammenpreßten und mit ihren Hackmessern die Aehren abkappten, so daß in dem ganzen Raume nichts zu vernehmen war als das knisternde Geräusch des Strohs und der scharfe Ton der Instrumente. Dann wurde es Teß auf einmal schwach und sie sank auf den Haufen von Kornähren zu ihren Füßen nieder.

„Ich wußte es ja, daß Du es nicht aushalten würdest!" schrie Marian auf. „Es gehört zu dieser Arbeit festeres Fleisch als das Deinige."

Gerade in diesem Augenblicke trat der Pächter ein. „So also treibt ihr es, wenn ich den Rücken wende!" sagte er zu ihr.

„Es geschieht ja zu meinem eigenen Schaden," entgegnete sie, „und nicht zu dem Ihrigen."

„Ich will meine Scheune leer haben," sagte er mürrisch, die Scheune durchschreitend und sie durch die andere Thüre verlassend.

„Laß Dich das nicht anfechten, das hat nichts zu sagen," sagte Marian. „Ich kenne das schon von früher her. Geh jetzt und leg Dich dort etwas nieder, Izz und ich werden Deine Arbeit fertig machen."

„Nein, das dürft ihr nicht; ich bin ja auch größer als ihr."

Sie fühlte sich indes so schwach, daß sie doch dem gegebenen Ratschlage folgte und sich auf den Strohabfällen, den Faserrückständen, die während des Glättens und Bindens zu Boden gefallen und in dem vorderen Teile der Scheune zu einem Haufen zusammengekehrt waren, niederlegte. Ihre Erschöpfung war nicht nur durch die anstrengende Arbeit, sondern zum großen Teile durch die Aufregung verschuldet worden, in die sie geriet, als das Gespräch sich wieder auf die Trennung von ihrem Gatten wandte. Sie lag in einem Gemütszustande da, der ihren Willen lähmte, sie aber nicht der Wahrnehmung beraubte; das Rascheln des Strohs und das von dem Abschneiden der Aehren herrührende Geräusch wirkte auf sie ein, als ob es direkt ihren Körper berührte.

Von ihrem Platze aus konnte sie außer diesem Geräusch auch das Geflüster der Stimmen vernehmen. Sie gewann die feste Ueberzeugung, daß die beiden den verlassenen Gegenstand der Unterhaltung wieder

aufgenommen hatten, doch waren ihre Stimmen so leise, daß sie die einzelnen Worte nicht vernehmen konnte. Zuletzt gewann das Gefühl, zu erfahren, von was die beiden sprächen, bei Teß die Oberhand, und, sich selbst einredend, daß sie sich besser fühle, nahm sie ihre Arbeit wieder auf.

Dann brach Izz Huett zusammen. Sie hatte tags zuvor mehr als zwölf Meilen zurückgelegt, war um Mitternacht erst zu Bett gekommen und dann um fünf Uhr schon wieder aufgestanden. Marian allein vermochte, dank ihrer Flasche und ihrer robusteren Konstitution, die Rücken und Arme so schwer in Anspruch nehmende Arbeit auszuhalten.

Teß bestand darauf, daß Izz mit der Arbeit aufhöre; ihr selbst sei es nun wieder besser geworden, und sie könne jetzt allein fertig werden; die fertig gestellten Bunde sollten gleichmäßig auf sie verteilt werden.

Izz nahm den Vorschlag dankbar an und schritt durch das große Eingangsthor mitten durch das Schneewehen ihrer Wohnung zu. Marian bekam, wie das jeden Nachmittag um diese Zeit infolge des Zuspruchs aus ihrer Flasche zu geschehen pflegte, ihre romantisch-sentimentale Anwandlung.

„Das hätte ich nicht von ihm gedacht — niemals!" sagte sie halblaut vor sich hin. „Und ich hatte ihn so gern! Ich wußte ja nicht, daß er Dir sein Herz zugewandt. Aber das mit Izz war doch gar zu schlecht!"

Teß, die bei diesen Worten auffuhr, hätte sich beinahe mit ihrem Hackmesser einen Finger abgehackt.

„Meinst Du meinen Mann?" stotterte sie hervor.

„Ja, ihn; Izz sagte zwar: ‚Sag ihr nichts davon,' aber ich kann mir nicht helfen, es muß doch heraus. Er hat Izz zu etwas aufgefordert. Er wollte, sie solle mit ihm nach Brasilien gehen."

Teß erbleichte; ihr Gesicht wurde so weiß wie die Landschaft draußen und ihre Züge spannten sich straff an. „Wollte denn Izz nicht mit ihm gehen?" fragte sie.

„Ich weiß nicht; jedenfalls ist er von seiner Absicht abgekommen."

„Pah — dann war es ihm auch nicht ernst! Es war ein Scherz, wie die Männer ihn machen."

„Nein, es war ihm ernst; denn er ist mit ihr ein ganzes Ende Wegs nach der Station hin gefahren."

„Er hat sie aber doch nicht mitgenommen."

Sie arbeiteten schweigend weiter, bis Teß auf einmal, ohne daß vorher etwas darauf hingedeutet hätte, in lautes Schluchzen ausbrach.

„Da!" sagte Marian. „Hätte ich es ihr doch nur nicht gesagt!"

„Nein. Es ist sehr gut, daß Du es mir gesagt hast! Ich habe in einer so unvernünftigen, selbstverlorenen Stimmung vor mich hingelebt und gar nicht daran gedacht, wohin das führen müsse! Ich hätte ihm öfter schreiben sollen. Er sagte, ich könne nicht mit ihm kommen, aber er sagte nicht, daß ich nicht so oft, wie ich es wolle, an ihn schreiben solle. So darf ich es hinfort nicht mehr hingehen lassen! Es war sehr unrecht und leichtsinnig von mir, daß ich ihm alles allein zu thun überlassen habe."

In der Scheune wurde es immer dunkler, so daß sie die Arbeit einstellen mußten. Als Teß abends heimgekehrt und in die Stille ihres weißgetünchten Kämmerchens eingetreten war, machte sie sich mit einem gewissen Ungestüm daran, an Clare zu schreiben. Aber es stiegen Bedenken in ihr auf und sie konnte zu keinem Schluß kommen. Später nahm sie den Ring von dem Bande, an welchem sie ihn auf dem Herzen trug und behielt ihn die ganze Nacht an ihrem Finger, als ob sie das Gefühl in sich festigen wolle, daß sie wirklich das Weib des Mannes sei, der ihr als Liebhaber genaht und ihr dann so plötzlich entschwunden war, und der Izz so bald, nachdem er sich von ihr abgewandt, den Vorschlag gemacht hatte, mit ihm in die Welt hinaus zu ziehen. Wie konnte sie im Bewußtsein dessen ihm mit einer Bitte sich nahen oder ihm verraten, daß sie sich überhaupt noch um ihn kümmere?

X.

Durch die Enthüllung in der Scheune wurden ihre Gedanken wieder nach der Richtung hingelenkt, die sie in der letzten Zeit mehr als einmal eingeschlagen hatten — nach dem fernen Pfarrhause von Emminster. Durch die Eltern ihres Gatten war ihr die Mitteilung geworden, daß sie Clare, wenn sie es wünsche, schreiben könne und daß sie sich an sie selbst wenden solle, wenn sie in Not sei. Allein das Gefühl, daß sie moralisch keinen Anspruch auf ihn habe, hatte Teß jedesmal wieder davon abgebracht, einen dieser Briefe zu schreiben; und sie war deshalb für die Familie in dem Pfarrhause wie seit ihrer Heirat auch für ihre eigenen Eltern so gut wie nicht mehr vorhanden. Dieses Beiseitedrängen ihrer eigenen Person stand im Einklange mit dem Unabhängigkeitsgefühl ihres Charakters, nichts als eine Vergünstigung oder aus Mitleid zu erbitten, was sie nicht berechtigt war, als Verdienst zu beanspruchen. Sie hatte sich vorgenommen, mit ihrer eigenen Thatkraft zu stehen und zu fallen und auf die nur künstlich erzeugten Ansprüche an eine fremde Familie zu verzichten, da diese ja doch ihr Dasein nur der unbedachten Handlung eines Mitgliedes dieser Familie verdankten, als dieses einmal aus vorübergehender Laune seinen Namen neben den ihrigen in ein Kirchenbuch einschrieb.

Jetzt aber, da sie durch Izz' Erzählung in eine

fieberhafte Erregung versetzt war, wurde ihrem Entsagen eine Schranke gezogen. Warum hatte ihr Gatte ihr nicht geschrieben? Er hatte ausdrücklich erklärt, daß er ihr wenigstens den Ort angeben werde, wohin er gereist sei; aber er hatte ihr auch nicht eine Zeile zukommen lassen, um ihr seine Adresse mitzuteilen. War er wirklich gleichgiltig? Oder war er krank? War es an ihr, ihm entgegenzukommen? Ja, sie würde den Mut haben, ihre Besorgnis zu zeigen, in dem Pfarrhause vorzusprechen und ihren Kummer über sein Schweigen kundzugeben. Wenn Angels Vater wirklich der gute Mann war, als den man ihn ihr dargestellt hatte, mußte er ein Verständnis für die Lage ihres bekümmerten Herzens haben. Von ihrer leiblichen Not brauchte sie ihm ja nichts zu sagen.

Den Pachthof an einem Werktage zu verlassen, stand nicht in ihrer Macht; die einzige mögliche Gelegenheit bot ein Sonntag dar. Da Flintcomb-Ash in der Mitte des aus Kreidefelsen gebildeten Tafellandes lag, das bis jetzt noch von keiner Eisenbahn durchschnitten worden war, mußte der Weg zu Fuß zurückgelegt werden, und da es sich für den Hin- und Rückweg jedesmal um eine Strecke von fünfzehn Meilen handelte, so mußte sie, selbst wenn sie möglichst früh aufstand, für den Ausflug einen vollen Tag zur Verfügung haben.

Vierzehn Tage später, als der Schnee aufgehört hatte und strenges Frostwetter eingetreten war, beschloß sie, den Zustand der Wege zur Ausführung ihres Vorhabens zu benützen. Um vier Uhr morgens kam sie an dem betreffenden Sonntage herunter und trat in die sternenhelle Nacht hinaus. Das Wetter war günstig und der festgefrorene Boden erklang unter ihren Füßen wie ein Amboß.

Marian und Izz verfolgten ihre Reise mit großer Teilnahme, weil sie wußten, daß dieselbe ihren Gatten betraf. Ihre Wohnung befand sich in einem Bauernhause, das etwas weiter in die Straße hinein lag, aber sie kamen und halfen Teß bei ihrer Zurüstung; sie meinten, sie solle ihre hübschesten Sachen anziehen, um auf ihre Schwiegereltern einen möglichst günstigen Eindruck zu machen; doch verhielt sie sich, da sie die strengen, calvinistischen Anschauungen des Mr. Clare kannte, gleichgiltig dagegen und glaubte sogar, es sei vielleicht nicht gut. Es war jetzt ein Jahr seit ihrer traurigen Heirat vergangen, doch hatte sie aus dem Schiffbruche ihrer damals vollständigen Ausstattung Zeugs genug übrig behalten, um sich recht hübsch, ohne Rücksicht auf die herrschende Mode, als einfaches Landmädchen anzuziehen: ein weiches, graues Wollenkleid mit einer weißen, das zarte Rot ihres Gesichtes und Halses vorteilhaft hervorhebenden Halskrause und dazu eine schwarze Sammetjacke und einen Hut von gleichem Stoff und gleicher Farbe.

„Wie jammerschade, daß Dein Mann Dich jetzt nicht sehen kann — Du siehst wie eine wirkliche Schönheit aus," sagte Izz Huett, Teß betrachtend, als sie über die Schwelle des Hauses schritt, halb von dem bläulichen Schein des Sternenlichtes und halb von dem aus dem Hause fallenden gelben Schimmer des Kerzenlichtes beleuchtet. Izz sprach in der edelmütigen Aufwallung, wie die Situation sie ihr eingab; sie konnte — und dazu wäre kein weibliches Wesen, dessen Herz auch nur den Umfang einer Haselnuß besessen, im stande gewesen — Teß in ihrer Gegenwart nicht gram sein, denn der Einfluß, welchen diese über die Angehörigen ihres eigenen Geschlechtes ausübte, war von einer eigentümlichen Wärme und Stärke und drängte seltsamerweise die unwürdigeren weiblichen Gefühle des Neides und der Eifersucht ganz zurück.

Hier und da noch etwas an ihr zurechtrückend und noch einmal mit der Bürste über ihren Anzug fahrend, entließen sie sie; und sie entschwand ihren Blicken in dem trüben Zwielichte der Dämmerung. Sie vernahmen nur noch den Schritt auf dem festgefrorenen Boden, wie er fest und regelmäßig wurde. Selbst Izz hoffte, daß es ihr gelingen werde, und ohne sich gerade auf ihre eigene Tugend etwas zu gute zu thun, freute sie sich doch darüber, daß sie an ihrer Freundin keinen Treubruch begangen, als Angel ihr einen Augenblick lang die Versuchung dazu so nahe legte.

Es war jetzt, bis auf einen Tag, ein Jahr her, daß Clare Teß geheiratet hatte, und etwas weniger als ein Jahr, daß er von ihr geschieden war. Einen erfrischenden Marsch anzutreten, selbst zu einem Zwecke, wie sie ihn sich vorgesetzt, hatte bei dem trockenen, schönen Wintermorgen und in der leichtatmigen Luft des unregelmäßig geformten Kalklandes nichts an sich, was sich ihr schwer auf das Herz hätte legen können, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie sich anfangs dem Traume hingab, sie werde das Herz ihrer Schwiegermutter gewinnen, sie werde der alten Dame ihre ganze Geschichte erzählen, sie auf ihre Seite bringen und sich so den Treulosen zurückerobern.

Mit der Zeit erreichte sie den Punkt, wo das Kalkgebirge sich in weiter Ausdehnung ziemlich steil zu dem fruchtbaren Thalkessel von Blackmoore hinabsenkte, der noch in Nebel und Dämmer gehüllt vor ihr lag. Statt der farblosen Atmosphäre des Hochlandes hatte die Luft hier einen dunkelblauen Farbenton. Statt der großen Feldeinzäunungen von mehreren hundert Morgen wiesen hier die Felder höchstens eine Zahl von zehn bis zwölf Morgen auf, und es waren ihrer so viele, daß sie sich, von der Höhe gesehen, beinahe wie das Maschenwerk eines Netzes ausnahmen. Hier war die Landschaft von weißbräunlicher Grundfarbe, dort unten wies sie, wie im

Froomthale, ein immerwährendes Grün auf. Und doch war es in jenem Thale gewesen, wo ihr zum erstenmale ernstlich die Sorge genaht war, weshalb es jetzt nicht mehr den Reiz wie einstens für sie hatte. Die Schönheit lag für sie wie für alle diejenigen, die tiefere Gemütserregungen durchgemacht, nicht in dem Gegenstande, sondern in dem, was durch den Gegenstand zu uns redet.

Das Thal rechts von sich liegen lassend, verfolgte sie die Richtung nach Westen, überschritt die Höhen von Hintock, kreuzte die von Sherton-Abbas nach Casterbridge führende Landstraße und hielt sich dicht am Rande der Höhen von Dogbury und High-Stoy, zwischen denen die unter dem Namen der „Teufelsküche" bekannte Einsenkung liegt. Immer noch den Bergweg verfolgend, erreichte sie Croß-in-Hand, wo sich still und einsam die Steinsäule erhebt, an eine begangene Wunder- oder Mordthat, oder vielleicht an beides gemahnend. Drei Meilen weiter kam sie zu der geradlinigen, jetzt verlassenen, unter dem Namen der Straße von Long-Ash bekannten Römerstraße; diese jedoch alsbald wieder verlassend, schritt sie auf einem Seitenpfade die Anhöhe hinab und kam nach dem dorfartigen Städtchen Evershead, jetzt die Hälfte ihres Weges erreichend. Hier machte sie Halt und nahm ihr zweites Frühstück zu sich, aber nicht in einem der Wirtshäuser, die sie mied, sondern in einem Bauernhause in der Nähe der Kirche.

Der zweite Teil ihrer Wegstrecke führte, der Straße von Benvil entlang, durch eine anmutigere Gegend; als aber die Meilenzahl zwischen ihr und dem Ziele ihrer Bestimmung sich immer mehr verminderte, nahm auch Teß' vertrauensselige Stimmung immer mehr ab, und ihr Unternehmen kam ihr nunmehr als ein aussichtsloses vor. Sie vertiefte sich so sehr in das, was sie vorhatte, und achtete so wenig auf ihre Umgebung, daß sie manchmal Gefahr lief, den Weg zu verfehlen. Gegen Mittag jedoch hielt sie Rast bei einem Wegthore am Rande der Thalsenkung, in welcher Emminster und sein Pfarrhaus lagen.

Der viereckige Turm, unter dem sie jetzt den Prediger mit seiner Gemeinde versammelt wußte, hatte in ihren Augen etwas Strenges an sich. Sie hätte gewünscht, es wäre ihr möglich gewesen, an einem Werktag zu kommen. Der gute Pfarrer hatte vielleicht ein Vorurteil gegen Frauen, die Sonntags kamen und sich mit ihren Angelegenheiten nie ordentlich einzurichten wußten. Aber es half nichts, sie mußte ihr Ziel verfolgen. Sie zog die groben Schuhe aus, in denen sie bisher marschirt war, und legte ihre feinen aus Patentleder an, barg dann die ersteren an einer Stelle in der Hecke neben dem Thorpfosten, wo sie sie leicht wieder finden konnte, und schritt darauf die Anhöhe hinab; doch schwand die frische Farbe, die ihre Wangen während des Ganges durch die dünne Bergluft angenommen hatte, je mehr sie sich dem Pfarrhause näherte.

Teß hoffte, daß ein glückliches Ungefähr ihr zu Hilfe komme, aber es kam nichts dergleichen. Die Gesträuche auf dem Rasenplatze vor dem Pfarrhause raschelten unfreundlich in dem rauhen Luftzuge; so sehr sie ihre ohnehin schon gespannte Einbildungskraft auch anstrengte, wollte das Haus durchaus nicht den Eindruck auf sie machen, als beherberge es nahe Verwandte von ihr; und doch hatte nicht nur der Gedankenflug, sondern der natürliche Verlauf der Dinge die da drinnen und sie mit einem gemeinschaftlichen Bande umschlungen: in Freud und Leid, im Denken und Sinnen, im Leben und im Tod und selbst noch über das Grab hinaus gehörten sie zusammen.

Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen, trat durch die Gartenpforte und zog die Hausschelle. Nun war es geschehen, und es gab kein Zurück mehr. Nein; es war noch nicht geschehen. Niemand schien auf ihr Anläuten zu achten. Noch einmal mußte sie sich zusammennehmen und einen neuen Versuch machen. Sie schellte zum zweitenmale, und die Aufregung, die dieses ihr verursachte, zwang sie, in Verbindung mit der Ermüdung von dem fünfzehnmeiligen Marsche, die Hand gegen die Hüfte gestemmt und mit dem Ellenbogen sich gegen die Wand des Hauseinganges lehnend, sich etwas auszuruhen. Der Wind war so schneidend kalt, daß die Blätter des Immergrüns welk und grau geworden waren, und jedes derselben schlug so unaufhörlich gegen seinen Nachbar, daß es sie ganz nervös machte. Ein Stückchen blutbeflecktes Papier, das aus dem Kehrichtkasten eines Fleischerladens hergeweht sein mochte, flog auf der Straße vor dem Gartenthore im Winde hin und her, zu leicht, um liegen zu bleiben, zu schwer, um fortzufliegen, und einige Strohhalme leisteten ihm Gesellschaft.

Das zweitemal hatte sie die Schelle stärker gezogen, und immer noch kam niemand. Da verließ sie den Hauseingang, öffnete das Gartenthor und trat wieder auf die Straße hinaus. Und obwohl sie prüfend mit ihren Augen die Außenseite des Hauses maß, als ob sie noch einmal wiederzukommen gedenke, zog sie doch das Thor mit einem Seufzer der Erleichterung hinter sich zu. Sie hatte das Gefühl in sich, als habe man sie erkannt (wenn sie auch nicht sagen konnte, wie) und Weisung gegeben, sie nicht vorzulassen.

Teß ging bis zur nächsten Straßenecke. Sie hatte alles gethan, was ihr möglich war, aber entschlossen, die bange Stunde, die sie nun einmal durchgemacht, nicht womöglich zu ihrem künftigen Unglück ausschlagen zu lassen, ging sie wieder zurück bis über

das Haus hinaus und ließ den Blick über sämtliche Fenster schweifen.

Jetzt wußte sie es — sie waren alle zur Kirche gegangen. Sie erinnerte sich, daß ihr Gatte ihr einmal gesagt hatte, sein Vater habe stets darauf bestanden, daß sein ganzer Hausstand einschließlich der Dienstboten den Vormittaggottesdienst besuche, und daß sie infolge dessen nach dem Kirchgange nur kalte Speisen zu essen bekommen hätten. Sie brauchte deshalb nur zu warten, bis der Gottesdienst zu Ende sei. Sie wollte sich dadurch nicht auffällig machen, daß sie das vor dem Hause thue und ging darum fort, um von der Kirche wieder auf die Dorfstraße zu gelangen. Als sie aber den Ausgang des Kirchhofs erreichte, begannen die Leute schon herauszukommen, und Teß fand sich unter ihnen.

Die Kirchgänger von Emminster sahen sie an, wie eben Kirchgänger eines kleinen ländlichen Orts, die ruhig nach Hause schlendern, sich eine fremde Frauensperson ansehen, die nicht zu ihnen gehört, und der sie die Fremde ansehen. Sie beschleunigte ihren Schritt und ging die Straße hinauf, die sie herabgekommen war, um hinter den Hecken einen Ort zum Verweilen zu finden, bis die Pfarrersfamilie mit ihrem Frühstück fertig und dann in der Lage sei, sie zu empfangen. Sie hatte die Kirchgänger bald überholt mit Ausnahme zweier jungen Männer, die, Arm in Arm gehend, ihr raschen Schrittes dicht auf den Fersen folgten.

Als sie näher kamen, konnte sie ihre Stimmen vernehmen, und daß sie in einem ernsthaften Gespräche mit einander begriffen waren, und mit der Findigkeit eines weiblichen Wesens in ihrer Lage hörte sie unverkennbar aus diesen Stimmen den ihrem Gatten eigentümlichen Tonfall heraus. Die Fußgänger waren seine beiden Brüder. Alle ihre Pläne vergessend, fürchtete Teß jetzt nur, sie könnten sie erreichen, in ihrem erregten Zustande, bevor sie Zeit gefunden, sich auf die Begegnung mit ihnen vorzubereiten; denn, wenn sie auch wußte, daß sie sie nicht erkennen würden, fürchtete sie sich doch unwillkürlich davor, ihrem prüfenden Blicke zu begegnen. Je rascher die beiden gingen, desto rascher schritt auch sie voran. Offenbar wollten sie noch einen kurzen, erfrischenden Spaziergang machen, bevor sie nach Hause zum Frühstücke oder zum Mittagessen gingen, oder sich die durch das Sitzen während des langandauernden Gottesdienstes kalt gewordenen Glieder warm laufen.

Nur eine Person war Teß auf dem Wege nach der Anhöhe voraus — eine vornehme und nicht uninteressant, wenn auch ein wenig frömmlerisch angehaucht aussehende junge Dame. Teß hatte sie beinahe schon erreicht, als der Eilschritt ihrer Schwäger diese dicht hinter sie brachte und sie jedes Wort ihrer Unterhaltung verstehen konnte. Sie sagten indes nichts, was sie besonders interessirt hätte, bis einer von ihnen, die junge Dame gewahrend, bemerkte: „Da ist ja Mercy Chant. Laß uns zu ihr hingehen.“

Sie kannte den Namen. Es war das junge Mädchen, das von seinen und Clares Eltern diesem zur Lebensgefährtin zugedacht war, und das er wahrscheinlich geheiratet haben würde, wenn sein aufdringliches Wesen ihm nicht zuwider gewesen wäre. Sie würde das, sofern sie es noch nicht gewußt, erfahren haben, wenn sie noch einen Augenblick gewartet hätte, denn einer der Brüder ergriff jetzt wieder das Wort und sagte: „Ach, armer, armer Angel! Ich kann das hübsche Mädchen niemals sehen, ohne immer wieder von neuem zu bedauern, daß er sich in so jäher Hast an eine Milchmagd, oder was sie immer gewesen sein mag, weggeworfen hat. Das war doch ein gar zu dummer Streich. Ob sie jetzt bei ihm ist oder nicht, weiß ich nicht; aber es war nicht der Fall, als er mir zuletzt vor einigen Monaten schrieb.“

„Ich weiß es auch nicht. Er teilt mir jetzt gar nichts mit. Seine unüberlegte Heirat scheint die Entfremdung zwischen ihm und mir, die mit seinen querköpfigen Ansichten begann, zu einer vollständigen gemacht zu haben.“

Teß schritt noch rascher den lang sich hinziehenden Abhang hinan; sie konnte sich aber nicht aus ihrem Bereiche entfernen, ohne Aufsehen zu erregen. Zuletzt holten die beiden sie ein und schritten an ihr vorüber. Die junge Dame, die noch weiter voran war, hörte ihre Schritte und wandte sich um. Sie begrüßten sich und reichten sich die Hand, und dann gingen die drei zusammen weiter.

Sie erreichten bald die Spitze der Anhöhe, und da diese offenbar zum Endpunkte ihres Spazierganges ausersehen worden war, verlangsamten sie alle drei ihren Schritt und traten an das Thor heran, an dem Teß eine Stunde zuvor Rast gehalten hatte, um Ueberschau über das Städtchen zu halten, bevor sie zu ihm hinabschritt. Während ihrer Unterhaltung stöberte einer der geistlichen Brüder mit seinem Sonnenschirm in der Hecke herum und zog etwas daraus hervor.

„Da, ein Paar alte Schuhe,“ sagte er. „Wahrscheinlich hat irgend ein Landstreicher sie fortgeworfen.“

„Wohl ein Betrüger, der barfuß in die Stadt kommen wollte, um so unser Mitleid zu erregen,“ sagte Miß Chant. „Ja, so wird es sein, denn es sind noch ganz gute Marschirschuhe — durchaus noch nicht verschlissen. Was das doch für eine Schlechtigkeit ist! Ich will sie mitnehmen und sie für einen Armen aufheben.“

Cuthbert Clare, der derjenige gewesen war, der sie entdeckt hatte, nahm sie mit der Krücke seines Stockes für sie auf, und so hatten Teß' Schuhe einen Eigentümer gefunden.

Sie, die das mit angehört, schritt unter der Hülle ihres Schleiers an ihnen vorüber und ging weiter, bis sie, bei einem zufälligen Umwenden, gewahrte, daß die Kirchgänger das Thor wieder verlassen hatten und mit ihren Schuhen die Anhöhe hinabschritten.

Darauf setzte unsere Heldin ihren Weg fort. Thränen, blutige Thränen liefen ihr die Wangen herab. Sie wußte, daß es Gefühlsschwäche war, grundlose Furchtsamkeit, wenn sie aus dem Gespräche ihre eigene Verurteilung hatte heraushören wollen; allein sie konnte nicht darüber hinaus; sie hatte in ihrer schutzlosen Persönlichkeit nichts, was sie all diesen ungünstigen Vorbedeutungen hätte entgegensetzen können. Der Gedanke, nach dem Pfarrhause zurückzukehren, war ihr unfaßbar. Angels Gattin kam sich fast so vor, als sei sie von diesen — im Vergleich zu ihr — so feingebildeten geistlichen Herren wie ein verächtliches Wild die Anhöhe hinan gehetzt worden. War der Schlag ihr auch ohne jeglichen Vorbedacht versetzt worden, so war es doch ein unglücklicher Zufall, daß sie den Söhnen und nicht dem Vater begegnet war, der trotz seines beschränkten Standpunktes bei weitem nicht so starrsinnig und verhärtet wie sie und ganz und gar von dem Gefühle der christlichen Nächstenliebe beseelt war. Als sie dann wieder an ihre bestaubten Schuhe dachte, empfand sie fast Mitleid mit ihnen wegen der neugierigen Fragen, denen sie ausgesetzt waren, und dachte, wie hoffnungslos sich das Leben für ihren Besitzer gestalten werde.

„Ach," sagte sie, noch immer Thränen des Bedauerns über sich selbst vergießend, „sie wußten ja nicht, daß ich sie über die schlimmste Strecke des Weges getragen hatte, um diese schönen zu schonen, die er mir gekauft hatte — nein — davon wußten sie nichts! Und auch daran dachten sie nicht, daß er die Farbe für meine hübsche Jacke ausgewählt — nein — wie hätten sie das gekonnt? Hätten sie es gewußt, dann wäre es ihnen vielleicht gleichgiltig gewesen, denn es liegt ihnen ja nicht viel an ihm, dem armen, guten Mann!"

Dann weinte sie um den geliebten Mann, dessen an das Konventionelle sich anklammerndes Urteil über die Welt das ganze Elend ihres letzten Lebensabschnittes verursacht hatte; und sie schritt voran, ohne zu bedenken, daß das größte Unglück ihres Lebens das weibliche Versagen des Mutes im letzten und entscheidenden Augenblicke gewesen war, das sie verleitet, den Vater nach den Söhnen zu beurteilen. Ihre gegenwärtige Lage war gerade eine solche, wie sie das Mitleid der beiden alten Pfarrersleute wachgerufen haben würde. Die Herzen derselben wurden vollständig hingerissen, wenn es sich um wirklich schwere Fälle handelte, wenn auch die Sorgen und das Leid leichterer Art, wie sie die Menschenkinder gewöhnlich zu befallen pflegen, sie nicht sonderlich zur Anteilnahme und zum helfenden Eingreifen bestimmten. Dadurch, daß sie so bereitwillig Zöllnern und Sündern beisprangen, wollten sie vergessen, daß ein Wort über die kleinlichen Anfechtungen der Schriftgelehrten und Pharisäer gesagt werden könne; und dieser Mangel an Zurückhaltung hätte sie wahrscheinlich ihren Schwiegerettern gerade in diesem Augenblicke als den richtigen Gegenstand ihrer sich auf die Verirrten und Verlorenen erstreckenden werkthätigen Liebe erscheinen lassen.

Darauf begann sie die Straße wieder zurückzuwandern, die sie gekommen war, zwar nicht von Hoffnung erfüllt, doch in der festen Ueberzeugung, daß ihr ein Wendepunkt in ihrem Leben bevorstehe. Es war aber augenscheinlich kein Wendepunkt gekommen, und es blieb ihr nun nichts weiter übrig, als den Winter auf dem gottverlassenen Pachthofe auszuhalten. So viel Interesse an sich selbst war jedenfalls wieder über sie gekommen, daß sie auf dem Rückwege ihren Schleier zurückschlug, als ob sie der Welt zeigen wolle, daß sie ihr ein Gesicht zukehren könne, wie Mercy Chant es nicht vermöge. Allein sie that es mit einem sorgenvollen Schütteln des Kopfes. „Es ist nichts damit," sagte sie, „gar nichts. Keiner liebt es; keiner will es sehen. Wer kümmert sich um das Aussehen eines so von allen aufgegebenen Geschöpfes, wie ich es bin!"

Ihr Rückweg war mehr ein Schlendern als ein Marsch. Er bot nichts Anregendes dar; er hatte kein Ziel, nur einen Endpunkt. Auf der langweiligen Strecke der Straße von Benvil begann sie Müdigkeit zu verspüren. Sie lehnte sich gegen die Wegthore und rastete auf den Meilensteinen.

Sie betrat kein Haus, bis sie, nachdem sie sieben bis acht Meilen zurückgelegt hatte, den steilen Abhang herunterschritt, zu dessen Füßen das dorfartige Städtchen Evershead sich ausbreitete, wo sie des Morgens mit so ganz entgegengesetzten Erwartungen gefrühstückt hatte. Das Bauernhaus in der Nähe der Kirche, in dem sie wieder eingekehrt, war eines der ersten an diesem Dorfende, und während die Bauernfrau sich entfernt hatte, um ihr etwas Milch aus der Vorratskammer zu holen, warf Teß einen Blick auf die Straße und gewahrte, daß der Ort ganz menschenleer zu sein schien.

„Die Leute sind wohl alle zum Nachmittagsgottesdienste gegangen?" sagte sie.

„Nein, liebes Kind," entgegnete die alte Frau. „Dazu ist es noch zu früh, es hat noch nicht geläutet. Sie sind alle zu der Predigt dort in jener Scheune gegangen. Es predigt dort zwischen dem Vormittags- und Nachmittagsgottesdienst ein Sektirer — wie sie sagen, ein ganz ausgezeichneter, auferweckter Mann in dem Herrn. Aber, du lieber Himmel, ich gehe

nicht hin! Ich muß mich mit dem zufrieden geben, was in der gewöhnlichen Weise vom Predigtstuhl herkommt."

Teß begab sich bald darauf in den Ort hinein, und ihre Schritte hallten von den Häusern her wider, als ob sie durch eine Totenstadt schritte. Als sie sich dem mittleren Teile näherte, gesellte sich zu diesem Klange ein anderer, und da die Scheune nicht weit von ihr ab lag, vermutete sie, daß er von der Stimme des Predigers herrühre.

Seine Stimme wurde in der ruhigen, hellen Luft so deutlich, daß sie bald ganze Sätze verstehen konnte, obwohl sie sich auf derjenigen Seite der Scheune befand, wo dieselbe keinen Zugang hatte. Die Predigt war, wie sich das voraussetzen ließ, in einem der herrschenden Kirchendoktrin ganz entgegengesetzten Sinne gehalten; sie handelte von der Rechtfertigung durch den Glauben nach der paulinischen Auffassung. Dieser stehende Gedanke des tönenden Redners wurde mit lebhafter Begeisterung zum Vortrage gebracht, in rein deklamatorischer Weise, denn es fehlte ihm offenbar jedes dialektische Geschick. Obgleich Teß den Anfang der Ansprache nicht vernommen hatte, bemerkte sie doch aus den häufigen Anführungen, um was für einen Text es sich handelte:

„O, ihr unvernünftigen Galater, wer hat euch bezaubert, daß ihr der Wahrheit nicht gehorcht? Welchen Jesus vor die Augen gemalet war, und jetzt unter euch gekreuziget ist!"

Teß hörte, als sie ruhig dastand und lauschte, mit um so größerem Interesse zu, als sie herausfand, daß die Lehrmeinung des Predigers in etwas ungestümer Form die Anschauungen von Angels Vater wiedergab, und ihre Teilnahme wurde noch reger, als der Vortragende im einzeln auseinanderzusetzen begann, wie er durch seine eigenen geistigen Erlebnisse zu derartigen Ansichten gekommen sei. Er sei, so führte er aus, der größte Sünder gewesen. Er sei ein Spötter gewesen und habe sich in liederlicher Weise mit den Ruchlosen und Verworfenen herumgetrieben. Doch es sei ein Tag der Auferweckung gekommen, und er sei in menschlich schöner Weise für ihn hauptsächlich durch einen Geistlichen heraufbeschworen worden, den er anfänglich auf das gröblichste beleidigt, dessen mahnendes Scheidewort aber tief in sein Herz gedrungen sei und sich dort festgesetzt habe, bis es durch die Gnade des Himmels in ihm die Umwandlung bewirkt und aus ihm das gemacht habe, was sie jetzt sähen.

Noch auffallender aber als die Lehrmeinung war für Teß die Stimme geworden, die, so unmöglich ihr das auch vorkommen wollte, genau der Alex D'Urbervilles glich. Mit dem Ausdruck ängstlicher Spannung in ihren Zügen, ging sie um die Scheune herum und trat vor die Vorderseite derselben. Die tief stehende Wintersonne warf hier gerade ihre Strahlen auf das doppelflügelige Einfahrtsthor; einer der Thorflügel stand offen, so daß die Strahlen sich weithin über die Tenne bis zu dem Prediger und seiner Zuhörerschaft ergossen, die alle behaglich vor dem frostigen Nordwind geborgen waren. Die Zuhörer waren samt und sonders Dorfbewohner, und unter ihnen befand sich ein Mann, den sie mit dem roten Farbentopf schon einmal bei einer früheren denkwürdigen Begegnung gesehen hatte. Aber ihre Aufmerksamkeit wurde von der Figur im Mittelpunkte in Anspruch genommen, die auf einigen Kornsäcken stand und ihr Gesicht der Thüröffnung und den Zuhörern zugewandt hatte. Die Nachmittagssonne fiel mit ihrem vollen Scheine auf ihn, und die eigentümliche, Teß aller ihrer Kraft beraubende Ueberzeugung, daß sie vor ihrem Verführer stehe, die gleich in ihr aufgetaucht war, als sie seine Worte deutlich zu unterscheiden begann, war schließlich zu einer greifbaren Thatsache geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedener Kuß.

Südslavisches Volkslied.

Auf dem Wege ist 'ne Maid gestanden,
Zu dem Antlitz hat die Maid gesprochen:
„O, mein Antlitz, meine liebe Sorge!
Wenn ich wüßte, o mein weißes Antlitz,
Daß dich küssen wird ein alter Krieger,
Bittren Wermut würde schnell ich suchen,
Aus dem Wermut bittres Wasser pressen,
Mit dem Wasser dich, mein Antlitz, waschen:
Küßt ein Alter, soll's ihm bitter schmecken. —
Doch, mein Antlitz, meine liebe Sorge!
Wenn ich wüßte, o mein weißes Antlitz,
Daß dich küssen wird ein junger Krieger,
Süße Rosen würde schnell ich suchen,
Aus den Rosen süßes Wasser pressen,
Mit dem Wasser dich, mein Antlitz, waschen:
Küßt ein Junger, soll es süß ihm schmecken."

Basils Liebe.

Von

Vjenzeslav Novak.

I.

Der matte Schein des Oellämpchens wirft seine Reflexe auf die rußige Wand und das schwarzumrahmte Heiligenbild, dessen Züge selbst bei hellem Lichte schwer zu unterscheiden wären. In der Stube befindet sich ein mächtiger Ofen, in dessen Nähe ein kleiner, etwa siebenjähriger Knabe sein Spiel treibt; weiter in der Ecke, in noch größerem Dunkel, gewahrt man ein weibliches Wesen, eine Greisin von gelbem, gerunzeltem Antlitze. Neben einer Truhe auf hohem Bette ruht ein Weib. Der zarte weiße Teint benimmt der Kranken mindestens zehn Jahre ihres Lebens; nach diesem Gesichte zu schließen, dürfte sie kaum zwanzig Lenze zählen, thatsächlich jedoch ward Luca bereits vor dreißig Jahren aus der Taufe gehoben. Ihre Stirne ist hervorgetreten, die Nase ist verlängert, Wangen und Kinn gleichen jenen eines Kindes, man würde sie kaum für die Mutter jenes Knaben halten.

Luca ist bereits seit sechs Jahren Witwe.

Die Stille im Zimmer wird durch jemandes Ankunft unterbrochen. Die Alte schreitet zur Thüre, um den Pfarrer hereinzuführen, der der Kranken die letzte Wegweisung gebracht. Während die Alte weinend das Gemach verläßt, stiert der Knabe neugierig den Pfarrer an, seine Finger in den Mund steckend. Die Großmutter jedoch zieht ihn mit sich fort. Der Pfarrer bleibt allein mit der Kranken, um deren Seele auf den ewigen Weg vorzubereilen.

„Was meinen Sie?“ fragte die Alte den Geistlichen, als derselbe die Krankenstube verlassen hatte, einen besorgten Blick auf ihn heftend.

„Gott ist groß,“ gab dieser zur Antwort, „doch muß man auf das Schlimmste gefaßt sein.“

„Die letzten Tage klagte sie über keine Schmerzen, nur ein Würgen im Halse wollte sie verspürt haben.“

„Hegen Sie Hoffnung, aber auch Furcht. Es wäre gut, betreffs des Kindes irgendwelche Anstalten zu treffen, da ihr Bruder noch am Leben ist und den Kleinen vor die Thüre setzen könnte.“

Kaum hatte der Pfarrer das Haus verlassen, als auch schon die Nachbarin Ika angerannt daherkam, eines jener sorgsamen Weiber, die stets weit besser als alle anderen darüber Bescheid wissen, was recht und billig sei; daß ihr gar nichts gelingt, liegt freilich in der Schuld anderer. Diesmal erklärte sie sich damit nicht einverstanden, daß man den Pfarrer zur Kranken gerufen. „Ich verstehe euch nicht, Leutchen,“ sprach sie zur Alten. „Ihr ruft den Geistlichen, aus welchem Grunde? Sie fühlt Schmerzen in der Brust und kann morgen gesund das Bett verlassen. Es ist dies eine Milzkrankheit. Innen platzte etwas, hob sich in die Brust, nun drückt es das Blut, kaum aber wird es sich gelegt haben, wird sie gesund sein gleich einem Fisch. Und deshalb einen Pfaffen! Hiemit wird nur das arme, kranke Geschöpf erschreckt und das Schlimmste steht zu befürchten.“

Damit verabschiedete sich Ika, überzeugt, ihre christliche Pflicht erfüllt zu haben.

„Luca!“ rief die Alte, dem Bette nahend.

„Mutter?“

„Fühlst Du Schmerzen?“

„In der Brust würgt's und im Halse schneidet's immer stärker.“

„Du solltest, so lange es angeht, fürs Kind etwas anordnen. Was geschieht wohl mit ihm?“

„Nichts ... O Gott, mein armes Kind!“

„Beruhige Dich, Luca! Es gibt gute Menschen; Du hast aber auch einen jüngeren Bruder, der sich des Kindes annehmen wird.“

„Dazu ist er nicht geschaffen ...“ brachte Luca mühsam hervor. „Er war gut, bevor er zum Militär kam; nun er ein Herr geworden, paßt er weder ins Bauernhaus noch zur bäuerlichen Kost. Gott mög' es ihm verzeihen, wäre er nicht gewesen, ich könnte ruhig die Augen schließen. Seit mein Mann gestorben, kränkle ich. Zur Arbeit war niemand da und man mußte leben. Ich verkaufte und versetzte erst für mich und als der Bruder vom Militär zurückkehrte, schlug er mich, ich möge ihm Geld geben. So verkaufte ich denn und versetzte weiter, bis ich mit leeren Händen dastand. Ich habe nichts mehr ... was wird aus meinem Kinde!“

Die Kranke befiel ein gelinder Husten und sie schloß die Augen ... Später versuchte sie noch

einmal zu reden, aber die Lebenskraft verließ sie. Gegen Morgen war sie tot und Nachbarin Jla rief triumphirend: „Habe ich's doch gesagt: man wird sie mit dem Pfaffen schrecken und dann steht das Schlimmste zu befürchten."

II.

Nachdem Luca zur Ruhe gebettet worden, trat zum Pfarrer der reiche Landmann Basil Sertic: „Nichts für ungut, Herr, wollten Sie nicht belieben, auf einen Augenblick in meine Behausung zu kommen? Es drängt mich, Ihnen einiges mitzuteilen."

Der Pfarrer willigte ein. Basils Speisekammer und Keller waren gut bestellt und beides ist begehrenswert nach einem langen Spaziergange auf den weit gelegenen Gemeindefriedhof, zumal an einem spätherbstlichen Nachmittage, wo die Luft von Schneegeruch erfüllt ist. Außerdem genoß Basil den Ruf eines redlichen, wackern Mannes, es sei denn, daß Fama wissen wollte, er verfahre mit seinem Weibe Mara gar zu strenge, ja er pflege sogar Hand an sie zu legen. Zum Glücke jedoch war Mara ein gutmütiges Wesen und gehörten derartige stürmische Scenen zu den größten Seltenheiten.

Basils Erzählung lautete folgendermaßen:

Es sind nun zehn Jahre, daß ich die selige Luca bis zum Wahnsinne liebgewonnen. Sie war ein musterhaftes, sanftmütiges, weichherziges Mädchen. Ich aber war jung, thöricht und schamhaft und wagte es nicht, gleich meinen Altersgenossen, dem Mädchen meine Liebe zu offenbaren. Ich war damals erst achtzehn Jahre alt! So hütete ich denn meine Hoffnung und mein Leid für mich allein: ob es Gott so gewollt, ob es Bestimmung gewesen — wer kann das wissen. Eines Morgens jedoch machte ich mich auf den Weg zu den Taglöhnern. Der Weg führte mich gegen den alten Brunnen, als ich mich ihm aber bis auf fünfzig Schritte genähert hatte, erkannte ich neben demselben Luca. Sie saß allein, den Kopf in die Hände gestützt, wie in Gedanken versunken. Meine Kniee schlotterten und meine Hände befiel ein Zittern. Mir war's, als müßte ich auf sie losstürzen, sie umfangen und weiß Gott wohin tragen, doch etwas versetzte mir einen Stich in die Brust, meine Hände waren gelähmt, meine Füße erstarrt und so trat ich auf sie zu.

„Guten Morgen, Luca!"

Sie wandte den Kopf: „Du bist es, Basil?"

„Ich bin's ... Der Tag hat für mich glücklich begonnen."

„Wieso denn?"

Auf diese Frage war ich nicht fähig, auch nur mit einem Sterbenswörtchen zu erwidern.

„Wohin mit Gott?" fragte sie nach einer Weile.

„Ins Gebirge."

„Zu Wölfen oder Räubern?"

„Wo immer hin — aber nur mit Dir, Luca!"

Sie brach in ein Gelächter aus.

„Du lachst?"

„Kann ich anders, wenn Du solche Rede führst?"

„Ich aber könnte mich töten, sobald ich Dir gestehe, was das Herz mir sagt und Du darüber lachen magst."

„Und was sagt Dir das Herz?"

„Was? Luca! Es sagt, ich werde ein Kaiser sein, so Du mein wirst; es sagt, daß ich keinen fröhlichen Tag genießen werde, wenn Dich ein anderer besitzen wird."

„Und doch wird letzteres geschehen."

„Wessen wirst Du sein? Wer ist im Dorfe wohlhabender als ich?"

„Niemand."

Ich vermochte nichts weiter zu sagen. Eine Weile schwiegen wir beide, dann aber trat sie an mich heran und legte ihre Hand auf meine Schulter: „Basil! Ich bemerkte schon lange, daß Du unser Haus umspähst und daß Du mir im Kolo*) stets der nächste bist. Ich hätte Dir nicht widerstrebt und wäre Dein geworden, wenn Du nur vor einem halben Jahre gekommen wärest, wie man zu kommen pflegt und gesprochen hättest, wie man sprechen soll. Du wolltest dies jedoch nicht, sondern thatst verschämt vor mir gleich einem Kinde; bei Gott, einst war ich versucht, zu vergessen, daß ich ein Weib bin und Dir sagen: ‚Komm, Basil, bringe den Apfel!'**) Du thatst nicht wie Männer thun, meine Mutter aber sah Dir zu und wartete, bis sie mir schließlich sagte: ‚Er ist reich, Kind, wie es scheint auch gut, aber sieh Dich vor!' So kam's, daß ich Dich mied. Ich weiß nicht, wie Dir zu Mute war — daß ich viel nach Dir geseufzt, warum es leugnen?"

„Luca!" Ich wollte sie umarmen.

„Beruhige Dich! Jetzt ist's zu spät, ich habe mein Herz einem andern versprochen."

„Wem, Luca?"

Anfangs wollte sie es mir nicht sagen, in der Furcht, ich würde Rache nehmen. Erst als ich geschworen, nichts zu unternehmen, gestand sie mir, sich Marko Niksic — ihrem seligen Manne versprochen zu haben. Es war dies ein kränklicher Mensch, der öfters Blut hustete und sich durchs Dorf wie ein Schatten schleppte.

„Ihm? Und was soll Dir ein kranker Mann?"

„Ich habe ihn lieb, er ist gut."

Eine Weile versank ich in Gedanken — aber was bedenken? „Sage mir nur noch, wann Du Dich ihm verlobt hast?"

„Gelegentlich der winterlichen Maisriffelung lud die Mutter auch Marko ein. Man sang, erzählte und schäkerte bis in die späte Nacht und als sich Marko die dritte Pfeife stopfte, meinte die Mutter: ‚Marko, entsage der Pfeife, sie ist nicht für Deine Brust!' Er verschlimmerte sich bereits, als man ihn zwei Wintermonate beim Militär abrichtete, und auch sein Vater starb an Brustschmerz.

„‚O, Mutterl!' brüstete sich Marko, „‚es ist dies nun eine andere Brust, seit der Rücken den Tornister

*) Kroatischer Nationaltanz.

**) Bei der Verlobung wird der Braut vom Bräutigam ein mit Geldmünzen bespickter Apfel überreicht.

los geworden.‘ Man sang weiter, aber plötzlich schoß unserem Marko das Blut zum Munde. Man legte ihn in mein Bett, gab ihm Milch ein und machte Schneeumschläge auf seine Brust. So blieb er die ganze Nacht bei uns, da man ihn nicht in die Kälte gehen ließ; ich aber saß neben ihm, um zu achten, ob sich sein Zustand nicht verschlimmern werde.

„Bis spät in die Nacht saß ich beim matten Scheine des Oellämpchens, den Schlafenden betrachtend und über manches nachdenkend. Ich erinnerte mich des Kusses, den er mir auf die Stirne drückte, als man ihn zum Militär geschleppt. Ich war damals noch ein Kind, er aber schon ein Mann, nahm mich bei der Hand, liebkoste mich und brachte mir mancherlei, womit man Kinder zu erfreuen pflegt. Als er jedoch aus dem Militärspitale zurückgekehrt war und mir eines Tages begegnete, umarmte er mich mit den Worten: ‚Mein armes Kind!‘ Ich glaube, damals eine Thräne in seinem Auge gesehen zu haben, er wandte sich aber jäh um und ging seines Weges. Als ich ihn nun so blaß da liegen sah und an all dies zurückdachte, ward es mir plötzlich weich ums Herz; Trauer umfing mich und Thränen traten mir in die Augen: So jung und gut und muß sterben!

„Er erwachte, schlug die Augen auf und betrachtete mich.

„‚Luca!‘

„‚Was willst Du, Marko?‘

„‚Sind wir denn hier allein?‘

„‚Ja.‘

„‚Komm her, meine Seele.‘

„Ich trat ans Bett.

„‚Setze Dich zu mir.‘

„Ich that, wie er geheißen, er aber zog seine Hand unter der Decke hervor und reichte sie mir. Ich gab ihm die meinige, die er zum Munde führte und küßte.

„‚Luca! Du bist schon erwachsen, ich kann Dir also gestehen, was ich schon seit langem beschlossen.‘

„‚Sprich nicht viel, Deine Krankheit erlaubt dies nicht.‘

„‚Schweige. Ich kann reden. Du warst noch ein kleines Mädchen, als ich Dich bereits mehr liebte, als irgend ein Mädchen. Du wuchsest heran, mein Herz aber schlug noch höher für Dich und flehte zur Mutter Gottes, sie möge mir meine Gesundheit nur Deinetwegen zurückgeben. Ich dachte schon, sie hätte mich erhört; ich wollte schon um Deine Hand anhalten — und nun heute abend! Unglückselige Krankheit! Ich bin schwach, weiß Gott, ob ich den Tag erleben werde, ich wollte Dir jedoch vor meiner Auflösung beichten. Nicht wahr, Luca,‘ setzte er in einem traurigen Tone fort, der mir das Herz zerschnitt, ‚nicht wahr, meine Seele, Du wirst nie die Meine werden?‘

„Mir schwindelte der Kopf, Thränen brachen hervor, ich senkte das Haupt zu seinem Gesichte und sprach wie geistesabwesend: ‚Ich bin Dein, Marko, Dein!‘

„Neben ihm erwartete ich den Tag. Das Blut kam nicht wieder, seine Kraft kehrte zurück, er erhob sich und ich versprach ihm, sein Weib zu werden.

„Siehe, Basil! Marko ist schwach, er atmet kaum, hat mir aber mein Herz geraubt und ich werde, so lange er lebt, niemand angehören, als ihm!“

Sprach's und floh von dannen . . .

Von jenem Tage an verfiel ich in Schwermut. Ich kümmerte mich weder ums Haus, noch achtete ich auf Vaters und Mutters Geschelte. Ich war, als hätte ich den Verstand verloren. Nur des Nachts, sobald der Mond von Süden heraufzog, fühlte ich neues Leben, aber ein Leben, das — kaum unter Menschen zu finden ist. Mir ward noch als Kind erzählt, daß am Gipfel des Velebits*) Feen hausen, Weiber von bezaubernder Schönheit, die jeden töten, oder in ihren Bund aufnehmen, der sich in deren Reigen verirrt. Und wenn ich so allein da saß, schien es mir, als sei ich unter die Feen geraten, auch Luca sei unter ihnen, und daß wir uns in Glückseligkeit abgeschieden von der Welt umhalsen und küssen. Ich konnte dann weinen, erhob mich und rief unter Seufzern und Thränen die ganze Nacht den Namen Lucas. So heute, so morgen und Vater und Mutter begannen besser auf mich zu achten.

„Kind!“ sprach eines Tages die Mutter. „Du wardst verrufen, mit Dir ist etwas vorgegangen, Du hast Dich total verändert an Leib und Seele. Du bist weder zum Sprechen, noch zum Lachen zu bewegen, Deine Wangen sind eingefallen, aber auch Deine Seele wird verfallen, so Du Dich nicht vom Zauberbanne befreist. Was fehlt Dir, mein Sohn!“

Die Mutter brach in Weinen aus, mir ward leid um sie und ich legte mein Haupt in ihren Schoß.

„Mutter! Es ist dies kein Zauberbann, nur mein Herz ist in Trauer gehüllt und kein Heilmittel kann ihm helfen.“

„Tausend Heilmittel einem einzigen Sprossen des Hauses Sertic!“ schrie die Mutter in erwachtem Stolze. „Welche wollte nicht Dein sein?“

„Alle wollten, nur die eine nicht.“

„Wer ist das, mein Sohn?“

„Luca . . .“

„Jenes armselige Geschöpf?“ ereiferte sich die Mutter. „Die des Winters verhungern würde ohne unsere Beihilfe?“

„Sie will mich aber nicht, Mutter.“

„Und wer ließe sie ins Serticsche Haus? Die ganze Welt würde mich verhöhnen! Sieh Dir diesen Pfau an! Schon seit zwei Jahren warte ich auf die zehn Skudi,**) die ich ihrer Mutter geliehen. Nun aber wollen wir sehen, wer Herr ist. Entweder sie zahlt, oder sie muß das Haus verlassen.“

„Das wird sie nicht, Mutter, nein, so wahr mir Gott helfe! Wenn Sie das thun, bin ich für Sie auf immer verloren!“

Seit damals mied ich die Welt nur noch mehr. Es ging das Gerede, ich hätte den Verstand verloren, der Vater jedoch steckte den Ring auf Maras Finger, meines jetzigen Weibes.

*) Gebirge in Kroatien.

**) Alte Münze, etwa Kronthaler.

„Und Du gabst Deine Einwilligung?“ fragte verwundert der Pfarrer.

„Nicht sofort — wie konnte ich auch?! Herz und Verstand waren einig: Luca! Doch Luca war Markos! Marko hatte sich erholt, aber man merkte, daß sich die Krankheit seiner ganz bemächtigte. Luca hat ihm als verständiges Weib wohl nie gestanden, daß ich nach ihr begehrt. Ich vertraute es auch niemand und die Meinigen wären vor Scham in die Erde versunken, wenn es ruchbar geworden wäre, daß ihr Einziger von Luca einen Korb bekommen. So riet man denn hin und her, aber niemand mochte erraten, daß Luca allein an meinem Uebel Schuld trage.

Eines Abends geschah's. Es schneite, grimmige Kälte herrschte, alles versperrte sich in seiner Behausung. Ich irrte nach alter Gewohnheit im Felde umher; außen biß mich die Kälte, innen aber, in Kopf und Herz, brannte es, als wäre beides ein Feuer. Der Himmel war umwölkt, der Mond zeigte sich nicht. Nirgends eine lebende Seele, so ungesehen pflegte ich mich öfters bis an Lucas Haus hinanzuschleichen. So auch an diesem Abende. Ich stahl mich bis an den Zaun und wartete — was, wußte ich selber nicht. Lange stand ich da, bis die Thüre knarrte und Marko erschien, hinter ihm Luca. Mein Herz preßte etwas zusammen, es mag eine Schlange gewesen sein mit ihrem bissigen Flüstern: „Marko! Du, Vasil?!“

Sie sprachen mit einander und ich entnahm, daß sich Marko früh morgens in den Wald um Holz begeben werde.

„Luca, Luca!“ entwand es sich meiner Brust. „Du die Seine! Und ich? Ohne dich sollte ich leben? Dich in seinen Armen schauen?! Die Nacht durchweinen, die euch beide bedeckt, indem ihr euch liebkoset und küsset, ich aber vor der Welt als ein zerfetzter Bettler erscheine, dem man aus Erbarmen eine Brotkruste zuwirft, wie mir die Mara Junic? Lucas Bild sollte mir die Seele peinigen und das Herz zerreißen, ihre Liebe zu Marko schauend? Ich sollte der Welt zum Hohne dienen, die mit dem Finger nach mir weiset: ‚Vasil ist verrückt geworden?! — Nein!‘ — Ein verruchter Gedanke bemächtigte sich meiner: er wird des Morgens in den Wald gehen, dieser ist blind und taub! Kein Kreuz ist da, das verraten, kein Wolf, der heulen würde: ‚Vasil hat den Marko ermordet!‘“

„Sie, Vasil?“ fragte entsetzt der Pfarrer.

„Ich unterlag. Vor Sonnenuntergang begab ich mich in den Wald. Ich hielt die Hacke über die Schulter und wartete. Mitternacht war kaum vorüber. Der Himmel hatte sich aufgeheitert, hie und da war ein Stern sichtbar, vor grimmiger Kälte wären die Ohren nahezu abgefallen. Der Mond breitete Tageshelle über das Dorf. Der Schnee knisterte unter den Opanken,*) meine Hand zitterte — innen aber brannte es, das Blut siedete, stieg ins Gehirn, die Ohren sausten — mir verging das Sehen . . .

*) Bäuerliche, sandalenähnliche Fußbekleidung.

Nirgends ein lebendes Wesen, mich trieb Etwas nach vorwärts: schneller, Vasil, schneller! . . . Ich gelangte bis zum Walde, setzte mich in den Schnee und versank in Gedanken, vor denen Gott alle redlichen Christen bewahren möge! Ich quälte mich dergestalt selber, fühlte, wie ich mit der Axt zum Hiebe ausholte und erblickte Marko tot im Schnee. Mich befiel ein Schauder . . . Dann aber sah ich Luca, das Herz ward mir weich und in meinen Ohren erdröhnte es: „Vasil hat Marko ermordet!“ Und Furcht und Scham und unsäglich Leid belastete mein Gewissen. Nein, Vasil, das darfst du nicht! Ich erhob mich zur Rückkehr nach Hause . . . Nach Hause?! In die Hölle! Wieder in die Hölle, Vasil, von wo aus du den offenen Himmel, für dich geschaffen, schauen sollst . . . Du weinst, er aber umarmt sie, dich mordet bitterer Gram: niemals die deine! — er aber liebkoset sie: mein bist du, Luca, mein! Dir mag das Herz bersten — und er? Er lacht: Vasil ist verrückt geworden! — und Großmütter und Kinder schreien nach dir: Verrückter Vasil! . . . Sie sagte, sie hätte oft nach mir geseufzt — nach Gottes Recht ist sie mein — nicht sein — niemals! Wieder setzte ich mich nieder. Vor mir befindet sich ein Strauch, der sich dunkel vom Schnee abhebt. Sieh, Vasil, das bist du, vom Schmerz zernagt, wie dieser Strauch von Kälte, der Kummer hat dich niedergebeugt wie eisiger Schnee. Der Strauch wird Blätter treiben und Blüten — und du? Dich tötet Leid und Weh. Würden dich Lucas Lippen erwärmen, auch du würdest aufleben — o Gott, wie aufleben! Luca ist deine Sonne und niemandes sonst — niemandes! Stirb, Marko — du oder ich! Oder sterben wir beide, so zu leben ist unmöglich! . . .

Es dämmerte. Der erste Axthieb fiel und ich eilte dahin. Er war's — Marko. Furcht befiel mich, Verzweiflung übermannte mich, die Kniee schlotterten, ich ward erschüttert . . . Es entzweite sich meine Seele: Nein — thue es nicht, flüsterte etwas, dann aber: Du mußt — sterben wir beide! Marko durch mich, ich durch die Gerechtigkeit. Und Luca? Sie wird leben, heiraten. Es sei, wenn ich nicht mehr bin!

„Guten Morgen, Marko!“

„O, Vasil! Guten Morgen!“

„So frühe?“

„Ja; doch wäre es besser gewesen, es bleiben zu lassen.“

„Warum?“

„Ich bin durchfroren, es drückt mich in der Brust. Ich dachte mich durch die Axtschwingungen zu erwärmen, doch vergebens. Nun ich hier bin, will ich das Holz anhacken. Mögen sie sich's heimführen, wenn's ihnen beliebt.“

Dann holt er mit der Hacke aus, fällte ein Stück, ließ aber den Griff los, denn es befiel ihn ein Husten. Er stützte den Kopf auf die Buche und hustete. Mir zuckte die Hand: Haue zu aufs Genick! . . . Ich holte aus — jetzt — in diesem Augenblicke rötete sich unter Marko, der Schnee von Blut. Ich ließ die Hand sinken und stürzte auf ihn los.

„Vasil, um Gottes willen, es geht schlecht.“

„Schlecht, schlecht! Wieder Blut, und hier … Wo soll ich hin, ich vergehe …“

Er sprach in einem Tone fort, daß mir das Herz im Leibe erzitterte, dabei schaute er, Gott, nie werde ich jenen Blick vergessen. Es schien, als flehte er von dieser Welt scheidend: Erbarme dich, hilf!“

„Da,“ sprach ich, und überreichte ihm meinen Pelz. „Ich bin, gottlob! gesund. Ich werde Dich darein hüllen und nach Hause führen.“

So geschah es auch.

Ich brachte ihn zu Luca, denn sein Haus befand sich am andern Ende des Dorfes.

Als man ihn zu Bette gebracht und ich das Haus verlassen wollte, hielt mich Luca zurück. Die Augen waren ihr in Thränen gebadet.

„Vasil! Ich danke Dir! Du bist ein Mann! So lange ich lebe, werde ich Deiner gedenken …“

Sie vermochte kaum zu reden. Sie drückte mir kräftig die Hand, lehnte ihr Haupt auf meine Schulter und weinte, daß ihre Thränen über meinen Aermel herabflossen.

Ich eilte nach Hause. Mir schnürte es die Brust zusammen, aber ein schönes, liebliches Gefühl bemächtigte sich meiner, wie noch nie, seit ich mich in Luca verschaut hatte.

III.

Einen Monat später schleppte sich Marko wieder durchs Dorf. Er blieb schwächer, als nach seiner ersten Krankheit. Die Kleider hingen an seinem Leibe, wie an einem Stocke, die Ohren standen ihm weit weg und unter den Augen ragten die Knochen hervor.

Ich war ruhiger geworden. Ich empfand zum mindesten keine Qualen wie früher. Ich erinnerte mich Tag für Tag, wie Luca in meinen Armen geweint und seufzte auf. Es schien mir, als werde Luca doch auch später mir angehören. Ihre Augen, ihre Unruhe schienen mir, so oft wir uns begegneten, zu sagen: Ich werde Dein sein. Marko erhob sich nur schwer, denn sein Husten hinderte ihn daran und ich dachte, daß er gar nicht heiraten werde.

Irgend nach Georgi mußte ich noch eine Pein durchleben — denn damals hatte sie der selige Pfarrer verkündet und einen Monat darnach irrte ich zwei Tage im Walde umher — zur Zeit ihrer Trauung.

Nach und nach fügte ich mich in mein Leid. In der Arbeit fand ich am ehesten Vergessen. Unsere Arbeiter fällten im Walde und ich mit ihnen. Ich arbeitete für zwei. Ich würde es heute noch mit so manchem aufnehmen, aber hätten Sie mich damals gesehen! Ein rotwangiges, bartloses Gesicht, breite Brust und Schultern, Arme gleich zweien Schmiedehämmern und Füße — die einen Hasen beschämt hätten.

Damals vollendete ich das neunzehnte Jahr. Haus und Dorf widerten mich an und da man zu jener Zeit einzige Söhne nicht einreihte, beschloß ich, mich freiwillig zu stellen. Ich hätte meine thörichte Absicht auch ausgeführt, aber gerade damals kam Militär in unser Dorf und das war für mich eine gute Schule. Zuerst trieb man die armen Kerle über Berg und Thal und dann sammelten sie sich vor der Kirche zum Exerzitium. Irgend ein Schwächling ward mißhandelt, daß er mich erbarmte, aber der Aermste schwieg und Thränen traten in seine Augen. Es erschallt das Kommando zum Zielen, doch jenes Hände sind zu schwach und das Gewehr sinkt immer tiefer zur Erde.

„Schneider! Gerade das Gewehr!“ Der Korporal springt hinzu und stößt ihm den Kolben an die Schulter, daß es erdröhnte.

Ich konnte mich nicht enthalten und rief unter der Menge: „Rühre den Menschen nicht an, Spitzbube; wäre er es im stande, er würde das Gewehr halten.“

Dadurch noch größerer Grimm und die Aermsten schwiegen noch mehr. Alle machten ihre Sachen gut, der Schneider jedoch gar nicht. Alle kehrten nach rechts — der Schneider nach links, jeder findet seinen Platz — der Schneider weiß nicht, wohin. Schon ist der Lieutenant vor ihm und traktirt ihn aufs schlimmste.

„Nicht doch, Herr! Ich möchte wohl — aber ich kann nicht,“ stammelte der arme Schneider.

„Rindvieh! Ist es meine Schuld, daß Dein Gehirn vernagelt ist?“

„Darf er denn derart mit den Leuten verfahren?“ fragte ich Ilija Bijelac, der acht Jahre gedient hatte.

„Noch schlimmer, Vasil, das ist nur Kinderspiel.“

„Und wenn er sich bei den Vorgesetzten beschweren würde?“

„Der Vorgesetzte würde den Kläger bestrafen; der eine Herr thut dem andern nichts.“

„Und wenn das Blut aufwallen würde und man sich an dem Lieutenant vergreifen würde?“

„Dann harrt Deiner die Kugel.“

„Und wo ist das Recht zu finden?“

„Nirgends. Gehorchen und schweigen, sei's Recht oder Unrecht.“

„Dies ist dann kein Brot für mich.“

„Und wer zwingt Dich dazu?“

„Niemand; ich wollte aus freien Stücken dahin.“

„Mein Sohn, süßer ist des Vaters Kuchen.“

Ich sah ein, daß er wahr gesprochen.

„Vater,“ sagte ich beim Abendbrote, „ich habe mir's überlegt, ich gehe nicht zum Militär.“

„Dank dir, heilige Mutter Gottes,“ atmete die Mutter auf.

„Gott sei Dank!“ rief der Vater. „Du schlugst einen schiefen Weg ein, nun sehe ich, daß Du ein vernünftiger Junge bist.“

„Ein göttlicher Junge, mein Vasi; keine Mutter hat Gleiches geboren. Sollte ich nicht noch einen Krug Wein bringen?“

„Freilich, Alte,“ erwiderte der Vater schmunzelnd.

Der Alte toastirte auf mich und die Mutter that einen kräftigen Zug und reichte mir den Krug. Auch

ich that einen Zug; ein zweiter und dritter Krug ward angefüllt. Die Alten flüsterten etwas.

„Vaso," sprach der Alte, „wenn es Dir recht wäre, möchte ich den alten Zunic herbeirufen. Morgen ist Sonntag, da wird nicht gearbeitet; und ich habe Lust, noch ein Gläschen zu leeren."

„Und warum nicht?" zuckte ich mit den Achseln.

Der Vater gab einen Wink, die Mutter hüllte den Kopf in ein Tuch und entfernte sich. Nach einer Weile kehrte sie mit Zunic, seiner Stana und deren Tochter Mara zurück. Es ward bis spät in die Nacht getrunken, worauf ich sie nach Hause geleitete.

Sie wollten mich wahrscheinlich mit Mara allein belassen, denn sie ließen uns weit voraus und bei Gott, wäre nicht jener Abend gewesen, Mara wäre nie die Meine geworden. Ein wenig vom Weine erhitzt, ließ mich mein Blut nicht zu Ruhe kommen; und ich selber gab mir zu verstehen, daß doch auch Mara ein Mädchen sei, auch sie besitze ein weibliches Herz . . . Luca ward mir entrissen, sie war Marko bestimmt, mir aber Mara. Auch sie war ein schmuckes Mädchen und je mehr ich sie betrachtete, desto mehr befreundete ich mich mit der Idee: Warum sollte ich sie nicht heiraten?

„Nicht wahr, Mara," sprach ich, sie um die Taille fassend, „noch eine Weile und wir schreiten zum Altare. Wäre es doch lieber schon heute gewesen . . ."

Mara lachte — was wollen Sie, ein Weib! Seither verging keine Nacht, daß wir uns nicht im Zwetschgengarten getroffen hätten. Später heirateten wir — wie hätte ich sie auch können stehen lassen? Mein Herz hätte dies nicht zu ertragen vermocht . . .

Vasil seufzte auf; nach einer Weile endigte er mit einer gewissen Bitterkeit: Und wenn auch! Dank sei Gott auch dafür!

„Sie ist Dein Weib, Vasil, Gott hat euch verbunden; und es wäre eine Sünde, ihr kein guter Gefährte zu sein," erwiderte der Pfarrer.

„Wahr, sehr wahr, Herr! Doch hören Sie. Gott hat mich mit jeglichem gesegnet. Seit mich Gott erschaffen, kenne ich weder Hunger noch Not. Aber heute noch, wenn ich so über mich nachdenke, fällt mir Luca ein mit ihren unreifen Jahren.

„Ich bin ein Mann; es ist eine Schande für mich zu beweinen, wonach bartlose Jungen seufzen, und doch! Ich habe alles, nur das nicht, was mich am meisten erfreuen würde. Ich habe kein Kind — kein Kind und Luca hat eines mit einem kranken Manne geboren . . ."

Vasil vergoß eine Thräne.

Der Pfarrer schwieg. Er konnte sich's nicht verheimlichen: Vasil ist unglücklich . . . Er hat unglücklich geliebt, sein gutes Herz ließ ihn von einer Frevelthat abstehen; er heiratete; ohne zu wissen wie; und auch hier ließ ihn Gott keines Segens angedeihen — sein Weib kinderlos . . . Reich ohne Segen. Der Pfarrer dachte, Vasil am besten damit zu beruhigen, wenn er das Gespräch auf die zu Ende geführte Erzählung lenken werde und fragte ihn, ob Marko lange verheiratet gewesen?

„Drei Jahre und wenige Monate."

„Und lebten sie gut?"

„Wie ein Taubenpaar. Zuerst jedoch vernichtete seine Krankheit das Hauswesen. Schon im ersten Jahre kehrte sie zurück und schwächte ihn noch mehr. Er war zur Arbeit unfähig und Sie wissen, wie es mit dem Hause bestellt ist, wo fremde Hände gezahlt werden. Alte Weiber aus drei Dörfern heilten ihn, man führte ihn zu Aerzten, Arzneien stürzten sie in Schulden, alles vergebens. Er starb und hinterließ am verschuldeten Hause Luca und ihr Söhnchen. Später kehrte Lucas Bruder vom Militär zurück und da er angeblich einen Teil am Hause besaß, ward dasselbe verkauft. Zugleich übermannte Markos Krankheit auch Luca. Sie begann zu hüsteln, welken, konnte nichts arbeiten und heute — warf ich auch in ihr Grab eine Erdscholle. Ich weinte auch — wie denn nicht?"

Beide hielten inne. Dann setzte Vasil fort:

„Ich habe noch nicht alles gesagt. Ich habe alles, ja, Haus, Grund, Vieh, Baargeld, aber keine Nachkommen. Ich lernte wirtschaften, ohne Arbeit könnte ich gar nicht leben. Für wen jedoch meine Plage? Wem wird des Vaters und meine Mühe zufallen? Ich stehe allein, mit mir wird auch mein Name begraben, die weitschichtige Verwandtschaft jedoch wird meine Gebeine verfluchen und ob meines Nachlasses sich in den Haaren liegen. Ich ließ Messen lesen, beide, ich und Mara, thaten Gelübde, von Nachkommen aber keine Spur. Ich verfiel nun auf einen andern Gedanken. Ich sagte mir selber, es sei recht und auch Gott dürfte es lieb sein. Hören Sie, Hochwürden; ich beschloß meinen Namen auf Lucas Blut zu übertragen; ich werde ihr Waisenkind adoptiren — sagen Sie, thue ich recht?"

Der Pfarrer sprang auf Vasil zu und schüttelte ihm die Hand: „Vaso, Du bist ein Mann, eine ehrliche Seele! Du hast eine Waise beglückt und mit ihr auch sich. Vaso, das war ein Wort — dieses Wort hat Dir Dein Engel zugeflüstert!"

*

In später Nacht kehrte der Geistliche ins Pfarrhaus zurück, unterwegs jedoch wiederholte er oftmals mit lauter Stimme: „Vaso ist ein Mann, eine ehrliche Seele! . . ."

Von Diesem und Jenem.

Zwei Briefe von Graf L. N. Tolstoi.

I.

Brief an Baronesse A. G. von Rosen.

Sie fragen mich, Anna Hermanowna:

1. Sollen Menschen von nicht besonders hervorragenden Geistesgaben einen Ausdruck in Worten für die von ihnen begriffenen Wahrheiten des innern Lebens suchen?

2. Soll man in seinem innern Leben volle Erkenntnis erstreben?

3. Wonach sollen wir uns richten in Augenblicken des Kampfes und des Schwankens, um zu erkennen, ob es wirklich unser Gewissen ist, das in uns spricht, oder vielleicht unsere von unserer Schwachheit bestochene Ueberlegung?

(Die dritte Frage habe ich der Kürze wegen mit anderen Worten ausgedrückt, hoffe aber, den Sinn richtig getroffen zu haben.)

Diese drei Fragen vereinigen sich nach meiner Meinung zu einer oder zwei: Denn wenn man nicht nach voller Erkenntnis seines innern Lebens streben soll, so ist es auch nicht nötig und nicht möglich, die von uns begriffenen Wahrheiten in Worten auszudrücken, und in Augenblicken des Schwankens gibt es dann auch nichts, nach dem wir uns richten könnten, um zu erfahren, ob in uns unser Gewissen oder eine irrige, falsche Meinung spricht. Wenn es aber geboten ist, nach der umfassendsten Erkenntnis zu streben, welche der Vernunft des Menschen zugänglich ist (welcher Art diese Vernunft auch sein mag), so muß man auch die erkannten Wahrheiten in Worten ausdrücken, und eben nach diesen zur vollen Erkenntnis gebrachten und ausgesprochenen Wahrheiten soll man sich richten in Augenblicken des Kampfes und des Schwankens.

Und darum antworte ich auf Ihre mittlere und Grundfrage bejahend, nämlich, daß jeder Mensch zur Erfüllung seiner Bestimmung auf Erden und zur Erreichung des wahren Glücks (was immer zusammentrifft) immer mit allen Kräften seiner Vernunft darnach streben soll, sich selbst jene religiösen Grundlagen klar zu machen, durch die er lebt, das heißt den Sinn seines Lebens.

Bei ungebildeten Erdarbeitern, welche kubische Maße auszurechnen hatten, fand ich oft die weit verbreitete Ueberzeugung, die mathematische Berechnung sei trügerisch und man dürfe sich nicht auf sie verlassen. Ich weiß nicht, ob es daher kommt, daß sie Mathematik nicht verstehen, oder daher, daß die Menschen, welche für sie mathematisch ausgerechnet haben, sie oft absichtlich oder unabsichtlich betrogen haben — aber die Meinung von der Unglaubwürdigkeit und Untauglichkeit der Mathematik zur Bestimmung der Maße hat sich unter den ungebildeten Arbeitern festgesetzt und gilt bei der Mehrzahl als zweifellose Wahrheit, welche keines Beweises bedürfe.

Eine eben solche Ansicht hat sich auch bei Menschen festgesetzt, welche, wie ich entschieden behaupte, nicht religiös sind — nämlich die Meinung, die Vernunft könne religiöse Fragen nicht lösen, die Anwendung der Vernunft auf solche Fragen sei die Hauptursache der Irrtümer, die Lösung religiöser Fragen durch den Verstand sei eine verbrecherische Anmaßung.

Ich sage das deshalb, weil der in Ihren Fragen ausgesprochene Zweifel daran, ob man nach voller Verständlichkeit in seinen religiösen Ueberzeugungen streben soll, nur auf der Voraussetzung gegründet sein kann, daß die Vernunft zur Lösung religiöser Fragen nicht angewendet werden könne — Diese Voraussetzung aber ist ebenso seltsam und augenscheinlich falsch, wie die Voraussetzung, daß mathematische Fragen nicht durch Rechnung gelöst werden können.

Dem Menschen ist unmittelbar von Gott nur ein Werkzeug zur Erkenntnis seiner selbst und seiner Beziehungen zur Welt gegeben worden — und es gibt kein anderes — und dieses Werkzeug ist die Vernunft. Und nun sagt man ihm, er könne zwar die Vernunft zur Erklärung seiner häuslichen, wirtschaftlichen, politischen, wissenschaftlichen, künstlerischen Fragen anwenden, nicht aber zur Aufklärung dessen, zu dessen Lösung ihm der Verstand gegeben ist, und zur Aufklärung der wichtigsten Wahrheiten, von deren Erkenntnis sein ganzes Leben abhängt, dürfe der Mensch keineswegs die Vernunft anwenden, sondern er müsse diese Wahrheiten mit Umgehung der Vernunft begreifen, während es doch dem Menschen unmöglich ist, ohne die Vernunft irgend etwas zu begreifen.

Man sagt: „Begreife die Offenbarung des Glaubens.“ Aber auch glauben kann der Mensch nicht mit Umgehung der Vernunft. Daß der Mensch dieses glaubt und jenes nicht, ist nur die Folge davon, daß sein Verstand ihm sagt, an das eine müsse man glauben, an das andere nicht. Wenn man aber sagt, der Mensch solle sich nicht vom Verstand leiten lassen, so ist das ganz dasselbe, als ob man einem Menschen, der in einer dunklen, unterirdischen Höhle eine Lampe trägt, sagen wollte, um den Weg aus dem Unterirdischen zu finden, müsse er die Lampe auslöschen und sich nicht von dem Licht leiten lassen, sondern von irgend etwas anderem.

Aber vielleicht wird man sagen, was auch Sie in Ihrem Brief sagen, daß nicht alle Menschen mit großem Verstand begabt seien, noch mit besonderer Fähigkeit, ihre Gedanken auszudrücken, und daß darum ein ungeschickter Ausdruck ihrer Gedanken über die Religion zum Irrtum führen könne.

Darauf antworte ich mit den Worten des Evangeliums: „Was den Weisen verborgen ist, ist den Kindern offenbar.“

Und dieser Ausspruch ist keine Uebertreibung und kein Paradoxon, wie man gewöhnlich solche Aussprüche des Evangeliums, welche uns nicht gefallen, zu nennen pflegt, sondern er ist die Bestätigung der einfachsten und unzweifelhaftesten Wahrheit, daß jedem Menschen auf der Welt ein Gesetz gegeben ist, welches dieses Wesen befolgen soll, und daß zur Erkenntnis dieses Gesetzes jedem Wesen die dazu erforderlichen Organe gegeben sind. Und darum ist jeder Mensch mit Vernunft begabt, und in dieser Vernunft ist jedem Menschen das Gesetz geoffenbart, das er befolgen soll.

Verborgen ist dieses Gesetz nur denjenigen, welche es nicht befolgen wollen und, um das Gesetz nicht zu befolgen, sich von der Vernunft lossagen, und welche, anstatt zur Erkenntnis der Wahrheit sich des ihnen dazu verliehenen Verstandes zu bedienen, darin den gläubig hingenommenen Hinweisungen eben solcher sterblichen Menschen, wie sie selbst, folgen, welche sich von der Vernunft losgesagt haben.

Das Gesetz, welchem der Mensch folgen soll, ist so einfach, daß es jedem Kind verständlich ist, um so mehr, als der Mensch nicht nötig hat, das Gesetz seines Lebens selbst aufs neue zu entdecken. Menschen, welche vor ihm gelebt haben, haben es entdeckt und ausgedrückt, und der Mensch hat nur nötig, es mit seinem Verstand zu kontrolliren, die Lehrsätze anzunehmen oder nicht anzunehmen, welche er in der Tradition ausgedrückt findet, das heißt also nicht den Verstand durch die Ueberlieferung zu kontrolliren, wie solche Menschen anraten, welche das Gesetz nicht erfüllen wollen, sondern im Gegenteil die Ueberlieferung durch den Verstand zu kontrolliren. Die Ueberlieferungen können von Menschen herrühren und falsch sein, der Verstand aber kommt sicherlich unmittelbar von Gott und kann nicht falsch sein.

Und darum sind zur Erkenntnis und zum Ausdruck der Wahrheit keine besonderen hervorragenden Fähigkeiten erforderlich, sondern man muß daran glauben, daß der Verstand nicht nur die höchste göttliche Eigenschaft des Menschen ist, sondern auch das einzige Werkzeug zur Erkenntnis der Wahrheit.

Eine besondere Begabung und Vernunft ist nicht zur Erkenntnis und Auslegung der Wahrheit erforderlich, sondern zum Erdenken und Auslegen des Irrglaubens.

Wenn die Menschen einmal von den Weisungen des Verstandes abgewichen sind, nicht ihm glauben, sondern dem auf das Wort glauben, was für Wahrheit ausgegeben wird, so türmen sie solche komplizirte, unnatürliche und widersprechende Lehrsätze auf, gewöhnlich in Gestalt von Gesetzen, Offenbarungen, Dogmen, und nehmen sie auf Treu' und Glauben hin, daß wirklich ein großer Scharfsinn und eine besondere Begabung erforderlich sind, um sie auszulegen und mit dem Leben in Verbindung zu bringen. Man braucht sich nur einen Menschen unserer Welt vorzustellen, der in den religiösen Grundsätzen irgend eines christlichen Bekenntnisses — des katholischen, des rechtgläubigen, des protestantischen — auferzogen worden ist und welcher sich die religiösen Grundsätze, die ihm von Kindheit an eingeimpft worden sind, erklären und sie mit dem Leben in Verbindung bringen will — welche komplizirte geistige Arbeit muß er vollbringen, um alle Widersprüche zu lösen, welche sich in dem ihm durch die Erziehung eingeimpften Bekenntnis finden! Gott, der Schöpfer alles Guten, hat das Böse geschaffen, straft die Menschen und verlangt Loskaufung, Erlösung und so weiter, und wie, die wir uns zu dem Gesetz der Liebe und Vergebung bekennen, wir strafen, führen Krieg, nehmen den Armen ihr Eigentum und so weiter.

Somit also ist zur Entwirrung dieser unlöslichen Widersprüche oder vielmehr, um sie uns selbst zu verbergen, viel Verstand und besondere Begabung notwendig, aber um das Gesetz unseres Lebens zu erkennen oder, wie Sie das ausdrücken, um unseren Glauben zur vollen Verständlichkeit zu bringen, bedürfen wir keiner besonderen geistigen Begabung. Wir dürfen nur nichts, was dem Verstand widerspricht, zugeben, den Verstand nicht verleugnen, sondern gewissenhaft den Verstand hüten und nur ihm glauben.

Wenn der Sinn des Lebens des Menschen ihm unklar erscheint, so beweist das nicht, daß die Vernunft nicht geeignet sei zur Erklärung dieses Sinnes, sondern nur, daß zu viel Unvernünftiges zum Glauben zugelassen worden ist, und daß man alles das wegwerfen muß, was sich dem Verstand nicht unterwirft.

Und darum habe ich auf Ihre Grundfrage, ob man nach Erkenntnis seines inneren Lebens streben soll, zu antworten, daß das das Notwendigste und Wichtigste ist, was wir im Leben thun können. Notwendig und wichtig ist es deshalb, weil der einzige vernünftige Sinn unseres Lebens in der Erfüllung des Willens Gottes besteht, der uns in dieses Leben gesandt hat. Der Wille Gottes aber wird nicht erkannt durch irgend welche außerordentliche Wunder, wie durch die Niederschrift des Gesetzes mit dem göttlichen Finger auf den Gesetztafeln, durch die Abfassung eines unfehlbaren Buches durch den heiligen Geist, oder durch die Unfehlbarkeit irgend einer heiligen Person, oder einer Versammlung von Menschen — sondern nur durch die Thätigkeit des Verstandes aller Menschen, welche durch That und Wort einander ihre mehr und mehr sich aufklärende Erkenntnis der Wahrheit mitteilen.

Diese Erkenntnis war niemals vollständig und wird niemals vollständig sein, vermehrt sich aber beständig in gleichem Maße, wie die Menschheit fortschreitet. Je länger wir leben, desto klarer und vollständiger erkennen wir den Willen Gottes und demzufolge auch das, was wir thun sollen zur Erfüllung desselben.

Und deshalb glaube ich, daß die Aufklärung jener ganzen religiösen Wahrheit, die dem Menschen verständlich ist, durch jeden Menschen (für so klein er auch sich selbst und andere ihn ansehen mögen: „Die Kleinen werden zu Großen") und der Ausdruck dieser religiösen Wahrheit in Worten (da der Ausdruck in Worten das einzige unzweifelhafte Zeichen der vollen Klarheit des Gedankens ist) eine der hauptsächlichsten und heiligsten Verpflichtungen jedes Menschen ist.

26. November 1894. L. Tolstoi.

II.

Brief an die Direktion der Zeitung „Daily Chronicle" in London.

Seit dem Erscheinen meiner Bücher „Gottes Reich ist in euch" und „Christentum und Vaterlandsliebe" muß ich oft in Aufsätzen und Briefen Aeußerungen hören und lesen, welche zwar nicht gegen meine Ideen, aber gegen falsche Auslegungen derselben gerichtet sind. Solche werden zuweilen bewußt, zuweilen unbewußt gemacht, nur infolge von Mangel an Verständnis für den Geist der christlichen Lehre.

„Das ist alles wahr," sagt man mir, „der Despotismus, die Todesstrafe, die Bewaffnung von ganz Europa, die unterdrückte Lage der Arbeiter und die Kriege — alles das sind große Uebel und Sie haben recht, wenn Sie die gegenwärtige Ordnung der Dinge verurteilen — aber wie soll man ohne Regierungen auskommen? Welches Recht haben wir Menschen mit beschränktem Erkennungsvermögen und Verstand, die bestehende Ordnung der Dinge zu vernichten, nur deshalb, weil wir es für besser halten, diese Ordnung, durch welche unsere Vorfahren die jetzige hohe Stufe der Zivilisation mit allen ihren Wohlthaten erreicht haben? Indem wir den Staat vernichten, sollten wir doch etwas an seine Stelle setzen. Wenn nicht, wie sollen wir dann jenen schrecklichen Uebeln entgegen gehen, welche unvermeidlich entstehen müßten, wenn der Staat vernichtet würde?"

Aber die Sache ist die — die christliche Lehre in ihrem wahren Sinne hat niemals vorgeschlagen und wird auch nicht vorschlagen, etwas zu zerstören. Sie hat auch nicht vorgeschlagen und wird nicht vorschlagen, eine neue Organisation eigener Konstruktion an die Stelle der früheren zu setzen. Die christliche Lehre unterscheidet sich dadurch von allen anderen, sowohl den religiösen als den sozialen Lehren, daß sie das Glück den Menschen nicht vermittelst allgemeiner Gesetze für das Leben aller Menschen verleiht, sondern dadurch, daß jedem einzelnen Menschen der Sinn seines Lebens erklärt und ihm gezeigt wird, worin das Uebel und worin das wirkliche Heil seines Lebens besteht. Und dieser Sinn des Lebens, der dem Menschen durch die christliche Lehre geoffenbart wird, ist in solchem Grade klar, überzeugend und unzweifelhaft, daß der Mensch, der ihn einmal begriffen hat und daher erkennt, worin das Uebel und worin das Heil seines Lebens liegt, keinesfalls mit Bewußtsein das thun kann, worin er das Uebel seines Lebens sieht, und daß er auch nicht das lassen kann, worin er das wirkliche Heil seines Lebens erblickt, ebenso wie das Wasser nicht anders kann, als abwärts fließen, und die Pflanze nicht anders kann, als zum Licht emporzustreben.

Der Sinn des Lebens aber, der dem Menschen durch das Christentum geoffenbart wird, besteht darin, den Willen dessen zu erfüllen, von dem wir in diese Welt gesandt wurden und zu dem wir gehen, wenn wir sie verlassen.

Somit besteht das Uebel unseres Lebens nur in der Abwendung von diesem Willen und das Heil nur in der Erfüllung der Forderungen dieses Willens, welche so einfach und klar sind, daß es ebenso unmöglich ist, sie nicht zu begreifen, als sie falsch auszulegen oder zu verdrehen. Wenn du nicht thun kannst, was man nach deinem Wunsch auch dir nicht thun soll, so füge auch einem andern das nicht zu, was du selbst nicht willst, daß es dir geschehe. Du willst nicht, daß man dich nötige, in einer Fabrik oder in einem Bergwerk zehn Stunden nach der Reihe zu arbeiten; du willst nicht, daß deine Kinder hungern, frieren und unwissend bleiben; du willst nicht, daß man dir ein Land wegnehme, auf dem du dich ernähren könntest; du willst nicht, daß man dich ins Gefängnis einsperre oder aufhänge dafür, daß du aus Leidenschaft, infolge von Verführung oder Unwissenheit, eine gesetzwidrige Handlung verübt hast; du willst nicht, daß man dich im Kriege verwunde oder töte — also thue das alles auch anderen nicht.

Das alles ist so einfach, klar und zweifellos, daß ein kleines Kind nicht umhin kann, es zu verstehen, und daß kein Sophist es widerlegen kann.

Stellen wir uns vor, daß ein Arbeiter, der sich ganz in der Gewalt des Fabrikherrn befindet, bei einer ihm verständlichen und angenehmen Arbeit angestellt sei, und plötzlich kommen zu diesem Arbeiter, der sich ganz in der Gewalt seines Herrn befindet, andere Menschen, welche, wie er weiß, sich in derselben Abhängigkeit von seinem Herrn befinden wie er und welchen dieselbe bestimmte Arbeit wie ihm aufgetragen worden ist — und diese Leute verlangen von dem Arbeiter, ohne die ihnen vom Herrn anvertraute Arbeit zu fertigen, daß er das Entgegengesetzte davon thun solle, was ihm unzweifelhaft und klar ohne jede Ausnahme von dem Herrn vorgeschrieben worden ist. Was kann ein vernünftiger Arbeiter auf ein solches Verlangen antworten?

Aber dieses Gleichnis drückt noch lange nicht das aus, was der Christ empfinden muß, an den von der Staatsgewalt das Verlangen gerichtet wird, an der Unterdrückung, am Landraub, an Hinrichtungen, an Kriegen und so weiter mitzuwirken. Denn so eindringlich für den Arbeiter die Befehle des Fabrikherrn sein mögen, so kommen sie doch niemals gleich diesem unzweifelhaften Wissen jedes nicht durch falsche Lehren bethörten Menschen, daß er anderen nicht das zufügen soll, was er selbst für sich nicht wünscht, daß er daher an den Gewaltthaten, Steuererhebungen, Rekrutierungen, Hinrichtungen, Mordthaten, nicht teilnehmen soll, welche seine Regierung von ihm verlangt.

Somit ist die Frage für den Christen nicht die, wie sie unabsichtlich, zuweilen aber auch absichtlich die Verteidiger der Staatsordnung stellen: „Hat der Mensch das Recht, die bestehende Ordnung zu stören und sie durch eine neue zu ersetzen?"

Der Christ denkt nicht an jene allgemeine Ordnung und überläßt die Einführung dieser Ordnung Gott, fest überzeugt, daß Gott in unsern Verstand und unser Herz sein Gesetz nicht zu Gunsten der Unordnung, sondern der Ordnung gelegt hat, und daß aus der Befolgung des uns geoffenbarten, unzweifelhaften Gesetzes Gottes nichts anderes als Gutes hervorgehen kann.

Aber ein jeder von uns hat nicht nach Belieben, sondern unvermeidlich die Frage zu entscheiden: Wie soll ich mich verhalten in der mir beständig obliegenden Wahl, ob ich gegen mein Gewissen teil an der Regierung nehmen soll, welche das Recht auf das Landeigentum nicht den auf demselben arbeitenden Menschen zuerkennt, welche Abgaben von den Armen nimmt, um sie den Reichen zu geben, welche irrende Menschen in die Verbannung, zur Zwangsarbeit schickt oder aufhängt, welche Soldaten zum Mord antreibt, welche mit Opium und Branntwein die Völker verdirbt und so weiter, oder soll ich im Einverständnis mit meinem Gewissen nicht an der Regierung teilnehmen, deren Thaten meinem Bewußtsein widersprechen? Aber was daraus hervorgeht, was für ein Staat aus meinen so oder anders gearteten Handlungen hervorgehen wird, davon weiß ich nichts — nicht, weil ich es nicht wissen will, sondern nicht wissen kann.

Darin eben liegt die Kraft der christlichen Lehre, daß sie aus dem Gebiet der ewigen Zweifel und Vermutungen die Fragen des Lebens auf den Boden der Zweifellosigkeit überführt.

Aber man wird sagen: „Wir leugnen auch nicht die Notwendigkeit, die gegenwärtige Ordnung der Dinge umzuändern, und wir wünschen auch, sie zu verbessern, aber nicht durch die Verweigerung der Teilnahme an der Regierung, am Gericht, am Heere, noch durch die Vernichtung des Staates, sondern im Gegenteil durch unsere Teilnahme an der Regierung, durch die Erwerbung von Freiheiten, von Rechten, durch Wahl solcher Volksvertreter, welche wahre Volksfreunde und Feinde des Krieges, sowie jeder Gewaltthat sind."

Das alles wäre ganz schön, wenn die Mitwirkung an der Verbesserung der Regierungsformen mit dem Zweck des menschlichen Lebens zusammenfallen würde. Zum Unglück aber fällt sie nicht nur damit nicht zusammen, sondern steht auch im Widerspruch mit demselben. Wenn das menschliche Leben auf diese Welt beschränkt ist, so ist sein Ziel bedeutend näher, als die stufenweise Vervollkommnung der Regierungen, es liegt in seinem persönlichen Wohlergehen. Wenn aber das Leben mit dieser Welt nicht zu Ende ist, so ist das Ziel bedeutend entfernter, es liegt in der Erfüllung des Willens Gottes. Wenn der Zweck in meinem persönlichen Wohlergehen liegt und das Leben hier auf Erden sein Ende erreicht, was geht mich dann die zukünftige langsame Verbesserung des Staatswesens an, welches später einmal und irgendwo eintreten soll, aller Wahrscheinlichkeit nach aber erst dann, wenn ich nicht mehr bin? Wenn aber mein Leben ein unsterbliches ist, so ist das Ziel der besseren Gestaltung des englischen, deutschen, russischen oder irgend eines andern Staates im zwanzigsten Jahrhundert zu klein für mich und kann die Ansprüche meiner unsterblichen Seele keineswegs befriedigen. Ein meines Lebens würdiges Ziel kann nur entweder mein sofort erreichbares Wohl sein, welches keineswegs zusammenfällt mit der staatlichen Wirksamkeit, betreffend die Abgaben, Gerichte, Kriege — oder die ewige Erlösung meiner Seele, welche nur durch die Erfüllung des Willens Gottes erreichbar ist. Dieser Wille aber fällt ganz ebenso wenig zusammen mit den von der bestehenden Ordnung verlangten Gewaltthaten, Hinrichtungen und Kriegen.

Und darum wiederhole ich: Die Frage liegt nicht nur für jeden Christen, sondern auch für jeden Menschen unserer Zeit nicht darin, welches Gemeinwesen gesicherter sein werde, dasjenige, das durch Gewehre, Kanonen, Galgen geschützt wird, oder das, das nicht durch diese Mittel geschützt wird. Und die Frage ist für jeden Menschen ganz dieselbe, welcher man nicht ausweichen kann: „Willst du als vernünftiges und gutes Wesen, das heute erschienen ist und morgen vielleicht erlischt — willst du, wenn du an Gott glaubst, gegen sein Gesetz und seinen Willen handeln, obgleich du weißt, daß du jeden Augenblick zu ihm gerufen werden kannst — oder, wenn du Gott nicht anerkennst, willst du denjenigen Eigenschaften der Vernunft und Liebe zuwider handeln, nach welchen allein du dich im Leben richten kannst, obgleich du weißt, daß du niemals wieder im Stande sein wirst, deinen Irrtum zu berichtigen, wenn du dich irrst!"

Und die Antwort auf diese Frage kann für die Menschen, für welche sie aufgeworfen wurde, nur die folgende sein: „Nein, ich kann nicht, ich will nicht."

Man wird sagen: „Das ist die Zerstörung des Staates und die Vernichtung der bestehenden Ordnung." Aber wenn durch die Erfüllung des Willens Gottes die bestehende Ordnung zerstört wird, ist das dann nicht ein unzweifelhafter Beweis dafür, daß die bestehende Ordnung dem Willen Gottes widerspricht und zerstört werden muß?

15. Dezember 1894. Leo Tolstoi.

Briefe berühmter Schriftsteller haben immer ein großes Interesse für das Publikum, meistens auch für die Literarhistoriker und Kritiker. Hippolyte Lucas, der Mitredakteur des Pariser »Siècle« war und 1878 starb, nachdem er zahllose Bücher seiner berühmten Zeitgenossen, besonders der Schriftstellergeneration von 1830, besprochen hatte, hinterließ eine große Anzahl merkwürdiger Autographen, von denen einzelne in beschränktem Kreise bekannt wurden. Lucas ist jetzt längst vergessen, war überhaupt nie ein berühmter Mann, aber selbst die hervorragendsten Schriftsteller wußten ihm zu schmeicheln, um ihn bei der Beurteilung ihrer Werke günstig zu stimmen. So schrieb Alexandre Dumas an ihn: „Mein lieber Kollege! Seien Sie doch so liebenswürdig, im ‚Siècle' zu erklären, daß ‚Die Reise nach dem Sinai' das Meisterwerk aller Meisterwerke ist. Ich werde dadurch gewiß unsterblich werden." — Theophil Gautier aber sandte ihm einmal folgendes Billet: „O Lucas! Einen Artikel, einen Artikel! Man muß sich in der Poesie gegenseitig helfen. Beachten Sie mich nicht, denn Sie haben ja dieselbe Schwäche wie ich, id est: zu reimen mit drei Buchstaben oder mehr. Trauriges Geschäft! Geld! Gesundheit und schöne Frauen! ..."

Chateaubriand dankte Lucas mehrmals für Gedichte, die dieser an ihn gerichtet hatte. — Victor Hugo war mit dem Kritiker des »Siècle« eng befreundet. Er schrieb ihm sogar einmal: »Je vous aime à tort et à travers.« — Lamartine klagt ihm sein Leid: „Entschuldigen Sie einen Mann, der unter dem Uebermaß der Arbeit und der Ungunst der Verhältnisse erliegt. Ich schreibe Ihnen inmitten einer Versammlung von fünfhundert Gläubigern, die auf jeden Brosamen lauern, den ich mit meiner Feder verdiene. Möge Gott und der ‚Siècle' mir zu Hilfe kommen! Können Sie beiliegenden Artikel aufnehmen? Ich wäre Ihnen dafür unendlich dankbar."

Auch Balzac und George Sand schrieben dem Kritiker öfters. Eine jetzt nur noch wenig bekannte Dichterin, Anaïs Ségalas, wandte sich an ihn mit der Bitte, auf einen in der »Revue des Deux Mondes« über mehrere Dichterinnen erschienenen Aufsatz zu antworten. Auch Anaïs Ségalas' Werke waren darin besprochen worden und sie schrieb deshalb an Lucas: „Wir werden stolz sein, einen so schönen Namen wie den Ihrigen demjenigen jenes berühmten Unbekannten entgegensetzen zu können. Wir wünschen, daß die Antwort Aufsehen errege und von einer Autorität ausgehe. Deshalb wenden wir uns an Sie."

Herausgeber: Joseph Kürschner in Eisenach; verantwortlicher Redakteur: Ludwig Thaden in Stuttgart.
Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

1895. Heft 12. Preis 50 Pfg. Vierteljährlich (6 Hefte) Preis 3 Mark.

1895

Aus fremden Zungen

Eine Halbmonatsschrift

Herausgegeben von

Joseph Kürschner

Stuttgart. Leipzig. Berlin. Wien. Deutsche Verlags-Anstalt.

Die Epoche der Weltlitteratur ist an der Zeit und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen. Goethe.

Inhalt des zwölften Heftes.

Die kleine Kirche.

Von

Alphonse Daudet.

(Fortsetzung.)

XI.

Fünf Wochen, nachdem Frau Fénigan mit der Cousine Elise abgereist war, hielt ein kleiner Eisenbahnomnibus vor dem Herrenhause von Uzelles. Er kam von Soisy und hatte den Weg über die Corniche gemacht, die, an diesem Novembermorgen von einem dichten Nebel bedeckt, ganz weiß dalag. Die Thorglocke ertönte zweimal, stark gedämpft durch den Nebel. Erst beim zweiten Läuten erschienen Rosine Chuchin, ihr alter Vater und der Kutscher; sie waren gerade dabei gewesen, in dem Stübchen der Gärtnersfrau einen opulenten Milchkaffee mit wirklichem Rahm und frisch geschlagener Butter zu sich zu nehmen, und kamen just an dem Thore an, als Madame Fénigan, warm eingehüllt und schlaftrunken wie nach einer langen, durchfahrenen Nacht, allein aus dem Wagen stieg.

„Rosine, nein, ich bin tot . . .“ sagte die Herrin, indem sie den Hof durchschritt, und bemerkte dabei ebenso wenig die Bestürzung der ganzen Gesellschaft wie die Galerie dampfender Tassen auf dem Tisch des Stübchens, dessen Thüre offen geblieben war. Sie mußte wohl sehr müde sein! Allmälich aber gaben der guten Frau die wohlige Wärme ihres Zimmers und die gewohnte Umgebung wieder so viel Kraft und Leben, daß sie an Rosine, die der alten Kammerfrau behilflich war, einige Fragen richten konnte:

„Nun, Herr Richard?“

„Herr Richaed ist noch zu Bett . . . Befiehlt die gnädige Frau, daß ich ihm melde?“

„Nein! Ich wollte nur wissen, ob er irgend etwas in seiner Lebensweise geändert hat?“

„Gar nichts, gnädige Frau. Er geht gar nicht aus, läßt sich das Essen ins Atelier bringen, in dem er seine Tage mit Briefschreiben und Pistolenschießen verbringt, dabei immer summend, wie es seine Gewohnheit ist. Hier und da macht er mit Herrn Mérivet im Laubengang einen Spaziergang, das ist aber auch alles.“

„Ihr habt wohl den Abbé Ceres öfters hier gesehen?“

„Nein, gnädige Frau! Fast unmittelbar nachdem die Damen abgereist waren, hatte er mit dem Herrn Pfarrer seinen Streit wegen der Lucriots und wurde er in das erzbischöfliche Palais nach Versailles befohlen. Er ist seitdem nicht wiedergekommen.“

„Armer Herr Ceres,“ seufzte Frau Fénigan in einem leise schmerzlichen Tone, aus dem aber doch auch das herrliche Wohlgefühl herausklang, das sie durchströmte, als sie ihre Glieder zwischen duftenden gewärmten Laken in einem Bett ausstrecken konnte, an das sie gewöhnt war. Rosine konnte sich nicht genug darüber wundern, ihre Herrin dem Vikar der Bettler und Strolche gegenüber so nachsichtig zu sehen.

„Also Richard ist nicht einmal Sonntags ausgegangen, ist nicht einmal bis zur kleinen Kirche gegangen, um seinem alten Freunde eine Freude zu machen?“

„Aber, gnädige Frau, die kleine Kirche ist ja geschlossen. Nach der Abreise des Abbé Ceres hat Herr Mérivet nicht gestattet, daß irgend ein anderer Priester in seiner Kirche die Messe las.“

„Das ist eine sonderbare Sache,“ sagte die alte Dame, deren ruhiges Gesicht mit dem Staunen, das sie über alle diese Nachrichten zu empfinden vorgab, sonderbar kontrastirte. In Wahrheit war sie nämlich durch die Briefe des kleinen Napoleon über alle Vorkommnisse auf dem Laufenden gehalten worden und verfolgte in diesem Augenblick mit ihren Fragen nur den Zweck, zu konstatiren und zu kontrolliren.

„Und sag 'mal, Rosine, hat mein Sohn Dich niemals gefragt, wo ich wäre?“

„Niemals. Herr Richard wußte, was die gnädige Frau uns allen gesagt hat, daß sie sich bei Frau Elise an der See erholen wollte.“

Rosine log ganz frech, denn bei ihr wurde die Verschlagenheit der Bauerndirne noch durch die Schlauheit des Dienstmädchens potenzirt. Sie hatte durch Herrn Alexander von dem mißglückten Selbstmordversuch ihrer alten Herrin und der Anwesenheit der Schwiegermutter in Quiberon gehört und war sehr erstaunt, diese allein zurückkehren zu sehen, da ihre Heimkehr doch zweifellos Lydies Genesung bedeutete. Sie kannte auch die Angst, in der man in Grosbourg lebte, die Anstrengungen, die man machte, um Richards fortgesetzte Herausforderungen abzufangen; sie hatte Frau Fénigan sogar von der unausgesetzten Spionage berichtet, mit der Alexander, auf Befehl, die Korrespondenz ihres Sohnes umgab. Aber die gute Frau war auf einmal müde, zerstreut und hörte nur mit halbem Ohre die Geschichten, bei denen sie für gewöhnlich in den größten Eifer geriet, wie bei den Unthaten der Amseln und ihres Gärtners Clement. Sie ließ sich eine Tasse warmer Milch bringen, die aber ganz anders aussah als die, die man eben erst unten getrunken hatte, und entließ Rosine Chuchin. Sie zog dem Geschwätz der Zofe, die vor ihrem Bett hin und her wirbelte, die Freude vor, sich allein in dem Zimmer zu fühlen, das für sie mit so vielen Erinnerungen verknüpft war, sich von den melancholischen Rufen: „Hasenfelle, Lumpen, altes Eisen zu verkaufen!“ die von der nebelbedeckten Straße zu ihr herüberklangen, in den Schlaf wiegen zu lassen. Seit mehr als dreißig Jahren hörte sie von derselben weichen, verschleierten Frauenstimme diesen Morgenruf singen, aber nur in den kalten Monaten, da die ländliche Lumpensammlerin im Frühling und Sommer durch Feldarbeit in Anspruch genommen wurde. Und in ihrem Halbschlummer schien es ihr, als ob diese Stimme, die in die verschiedensten, teilweise längst verflossenen Abschnitte ihres Lebens hineingeklungen hatte, während sie sich entfernte, ganze Bündel von Erinnerungen und toten Stunden mit sich fort schleppte: „Lumpen... altes Eisen zu verkaufen!“

Zwei wohlbekannte, kurze Schläge an ihrer Thüre schreckten sie wieder auf und ließen sie blinzelnd die Augen wieder aufschlagen:

„Bist Du es, Richard? Komm herein!“

Sie hatten sich mit einem flüchtigen Kuß auf die Wange wortlos und kalt getrennt. Während der fünf Wochen, die Frau Fénigan abwesend war, hatten sie keinen einzigen Brief gewechselt. Und auch jetzt noch begriff die Mutter, als sie das kalte, harte Gesicht und die zornfunkelnden Augen sah, die sich von ihr abwandten, daß ihr Zerwürfnis ewig dauern würde; aber statt traurig zu werden, lächelte sie, hielt ihn trotz seines Widerstrebens an der Hand fest, ließ ihn sich an ihr Bett setzen, da sie ihm viel, sehr viel zu erzählen habe.

„Später, Mutter, später... Jetzt bist Du zu müde!“

„Nein... Da ich Dich einmal bei mir habe, ziehe ich vor, es jetzt gleich abzumachen. Bleibe da und höre!“

Milde und schlicht begann sie die Geschichte ihrer Reise nach Quiberon; wie sie auf den Gedanken gekommen sei, nach ihrer schrecklichen Scene im Gewächshause, nachdem sie die tiefinnerste Ueberzeugung gewonnen hätte, daß ihr Sohn mit seinen Vorwürfen recht habe, daß sie Lydie und anderen gegenüber keine Nachsicht geübt, keine Zärtlichkeit besessen habe, und daß sie versuchen müsse, einen Teil des Uebels, das sie verschuldet habe, wieder gut zu machen. Dann berichtete sie von ihrer Ankunft in dem kleinen Dorfe, nicht weit von Lorient, wo sich die junge Frau verborgen hielt, daß sie einige Tage gewartet und beobachtet habe, und wie sie dann endlich, als sie von dieser einsamen und würdigen Lebensführung von der so stolz getragenen Verlassenheit gerührt, eines Morgens an die Thüre des gelben Hauses klopfte, zu ihrem Entsetzen Lydie unter den ungeübten Händen eines Landarztes fand, der zitternd mit seinen kleinen Messern ihre zarte, rosige Brust zerfetzte, um eine Revolverkugel aus ihr herauszuziehen.

Unbeweglich hörte Richard zu. Er hatte den Kopf gesenkt und abgewandt, als wollte er seine Gefühle verbergen, die die Mutter nur an seiner Hand beobachten konnte, die sie festhielt. Diese Hand war zuerst störrisch, wurde dann nach und nach weich und milde und war schließlich — wie zu der Zeit, da er ein kleiner Junge war — die vertrauende und zärtliche Hand des Kindes, das sich an die Mutter festklammert: „Führe mich, verlaße mich nicht!“

Dem obskuren Tierarzt überlassen, wäre Lydie niemals mit dem Leben davongekommen, wenn nicht glücklicherweise die Flotte dagewesen wäre und mit der Flotte Chirurgen, Eis, Karbolwatte und alle die rettenden Antiseptika, die, dank Elise, mit der sämtliche Sanitätsoffiziere befreundet waren, in zuvorkommendster Weise in den Dienst der Verwundeten gestellt wurden. Ja, ja, Elise, das gute Rotkäppchen, das man niemals einer anhaltenden, werkthätigen Nächstenliebe, der Aufopferung, der Diskretion für fähig gehalten hatte! Elise brachte Tage und Nächte am Krankenlager ihrer Nebenbuhlerin, ihrer Feindin zu und verschwand in dem Augenblick, in dem Lydie zum Leben und zum Bewußtsein zurück zu kehren begann. Als die Fieberphantasien und ihre Bilder sie kaum verlassen hatten, war das erste, wirkliche, lebendige Gesicht, das sie an ihrem Bette erblickte, das verhaßte Gesicht der Frau, auf die sie all ihren

Haß und all ihre Fehler abwälzte, ihre Schwiegermutter. Man hatte es nur ganz langsam heilen können, dieses tief wunde Gemüt, das noch ganz im Banne des entsetzlichen Schlages stand, den ihm die letzte Enttäuschung versetzt hatte, und das sich gegen die Zärtlichkeit und die Pflege, mit der man es umgab, wetterte: „Nein, lassen Sie, ich bin unwürdig ... Weder Sie noch Ihr Sohn können jemals vergessen. Und wenn Sie mir auch vergeben sollten, ich selbst, ich werde mir niemals vergeben. Ich will sterben... Mit welchem Rechte wollen Sie mich daran verhindern, zu sterben, Sie böse Frau?“ Absichtlich suchte sie nach beleidigenden Worten, rief sie schmerzliche Erinnerungen wach, die wie glühende Kohlen auf ihren eigenen Wunden brannten. Glücklicherweise sprach sie zu keiner Schwiegermutter, sondern zu einer wirklichen Mutter mit einem geduldigen Herzen, in dem kein Stolz, gar kein Stolz mehr wohnte, sondern nur der eine Gedanke: „Es ist recht, daß ich das Uebel, das ich verursacht habe, auch wieder gut mache.“

O, wie Richards Hand jetzt zitterte, wie zärtlich sie die Hand drückte, die sie umschlossen hielt!

Dank dieser Sanftmut und Geduld gewann Lydie von Tag zu Tag wieder mehr Geschmack am Leben, sie ließ sich pflegen, obgleich ihre schönen, tiefen Augen noch immer finster blickten und sie eigensinnig daran festhielt, die „gnädige Frau“ zu nennen, die sie niemals anders als „liebe Tochter“ nannte. Besonders empörte sie sich gegen den erniedrigenden Gedanken der Verzeihung; um ihren Widerstand zu überwinden, bedurfte es der Rückkehr des Herrn Alexander, der von den Leuten von Grosbourg hergeschickt worden war, um „die Kosten des Bruchs“ zu berichtigen. Aus ihrem Zimmer hörte die Kranke den Ton souveräner Grobheit und Empörung, in dem Frau Fénigan den traurigen Abgesandten verabschiedete und ihn aufforderte, sein Geld so rasch als möglich der Herzogin wieder zurück zu bringen. Denn so reich und so geizig sie sei, sie würde niemals genug von diesem schnöden Gelde haben, um die Tollheiten und die Verbrechen ihres Sohnes zu rühmen. Tief bewegt, sich so beschützt und gerächt zu sehen, streckte Lydie der Schwiegermutter, als sie wieder ins Zimmer trat, weinend die Hand entgegen und sagte: „Danke, liebe Mutter!“ Dieses Wort „Mutter“, das sie sich auszusprechen entschloß, brachte die Versöhnung zu stande. Sie sprachen jetzt unter einander nur noch über das Wetter und über die Pflege, und Frau Fénigan wurde mit jedem Tage zärtlicher, da sie sich überzeugte, daß Lydies Fehltritt nur der Empörung und dem Unabhängigkeitsdrang entsprungen war, daß es nur das Abspringen einer nach Luft und Raum verlangenden Natur war, die sich für gefangen hielt. Ein so gerades und liebevolles Herz, wie das ihrige, konnte an einem so grausamen und kalten Bengel wie Charley nur eine haßerfüllte Erinnerung bewahren. Von dieser Seite war kein Rückfall und kein Bedauern zu fürchten, da war keine Wiederholung möglich. Aber der Gedanke an eine Rückkehr in das gewöhnliche Leben, an den heimischen Herd, versetzte die junge Frau in Bestürzung. Sie sollte Richard gegenüber treten, den sie so grausam gekränkt hatte. Würde er jemals vergessen können? Frau Fénigan versuchte sie dessen zu vergewissern: „Aber da er Sie doch liebt und bedauert, da er nicht einen Tag aufgehört hat, Sie zu lieben.“ Lydie schüttelte den Kopf: „Wenn Sie dessen so gewiß wären, warum hätten Sie ihm denn verheimlicht, daß Sie zu mir kamen?“ Nichts ist so ansteckend wie die Furcht. Als sie ihre Schwiegertochter so ängstlich sah, begann auch Frau Fénigan zu zweifeln, und sobald sie sie für so weit hergestellt hielt, daß sie der mütterlichen Pflege entbehren konnte, entschloß sie sich, allein zurückzukehren und Richard zu sagen: „Das habe ich gethan! Ich habe Deine Frau hoffen lassen, daß ihr noch zusammenleben und glücklich werden könntet. Wie denkst Du darüber?“

In dem Zimmer herrschte eine Totenstille. Richards Gesicht blieb immer noch unsichtbar, und seine brennende, zitternde Hand klammerte sich immer noch an der Mutter fest. Noch einmal sagte Frau Fénigan ganz leis:

„Wie denkst Du darüber? Habe ich recht gethan?“

Ohne zu antworten kniete Richard am Bette nieder und schluchzte.

Obgleich sie diesen Ausbruch der Dankbarkeit erwartet hatte, strahlte die Mutter, die jetzt für alle ihre Mühe belohnt war. Aber etwas erstaunte sie; und während sie mit beiden Händen durch die kurzen und dichten Haare ihres Jungen fuhr, sagte sie sich: „Warum verlangt er nicht sofort nach seiner Frau?“ Sie empfand eine gewisse Verwirrung und Befangenheit. Die Erklärung dafür gaben ihr drei Worte, die Richard, während er furchtsam die Augen aufschlug, murmelte:

„Und das Kind?“

„Ist nicht vorhanden!“

„Es ist gestorben?“

„Es kam tot zur Welt.“

Mit einemmale war er aufgesprungen und lag am Herzen seiner Mutter.

„O, wie thust Du mir wohl! ... Wenn Du wüßtest, dieses Kind ... Ich, der ich mir so sehr eins gewünscht hatte ... Mit dem Kind da wäre eine Annäherung zwischen uns niemals möglich gewesen. Das fühlte ich so sehr, daß ich, trotz meines wahnsinnigen Wunsches sie wiederzusehen, nicht einen Augenblick den Versuch gemacht habe, zu erfahren,

wo sie sich aufhielt. O, dieses Kind, an das ich immer noch mehr denken mußte als an sie —"

Und ganz leise erzählte er ihr, daß er während ihrer Abwesenheit eines Morgens bei Tagesanbruch durch ein schreckliches Heulen, ähnlich dem eines Tieres, das geschlachtet wird, aufgeweckt worden und aus dem Bett ans Fenster gestürzt sei. Die Töne drangen aus der benachbarten Meierei herüber, die im übrigen ganz still dalag, da es dort erst beim Krähen der Hähne, dem Schreien der Pfauen und dem dumpfen Brüllen der noch in den warmen Ställen befindlichen Ochsen lebendig wurde. Bald erkannte er in dem leisen, schmerzlichen Wimmern, das sich so qualvoll anhörte, in dem von Zeit zu Zeit ausgestoßenen Schrei, der zum Himmel zu dringen schien, in dem darauf wieder folgenden sanften Seufzen, einen menschlichen Schrei, den Schrei einer Frau, und es wurde ihm klar, daß die Meierin, ihre Nachbarin, niederkam. Es hatte etwas Großes, das Erscheinen des jungen Wesens in dem rosigen Duft des erwachenden Tages, das Klagen der in den Wehen liegenden Frau, das Erwachen des Viehhofes, das in dem Geräusch der morgendlichen Natur zu einem tierischen Schrei wurde, ja noch weniger, zu einem Rasseln des Räderwerkes der in Betrieb gesetzten großen geheimnisvollen Maschine. Plötzlich dachte er an seine arme Lydie, die vielleicht zu derselben Stunde dieselben Martern erdulden mußte, und er wurde von einer großen Verzweiflung ergriffen: „Ach, wenn Du mich an meinem Fenster hättest weinen sehen ... Ich muß sehr komisch ausgesehen haben. Aber jetzt hat es ein Ende mit den Thränen! Dank Dir, meine angebetete Mutter, wird meine Frau zu mir zurückkehren; ich werde sie wieder sehen. Ja, ich wundere mich sogar darüber, daß Du mir sie nicht schon zurückgebracht hast. Warum?"

„Sie war noch sehr schwach!"

Frau Fénigan wandte verwirrt ihre Augen ab, sie verstand sich nicht so recht aufs Lügen. Ihr Sohn fuhr fort: „Es muß doch furchtbar traurig sein in dem kleinen Port Haliguen, jetzt beim Nahen des Winters. Du wirst sehen, daß sie wieder ihre schwarzen Gedanken bekommt!"

„Aber, Du böser Junge, ich mußte doch zurückkommen. Man schrieb mir, daß Du Dich in dieses Duell verbissen habest, daß sie in Grosbourg ihr Leben damit zubrachten, nach Deinen Briefen auszuspähen, sie abzufangen."

Und die Mutter, die sich jetzt stark fühlte, preßte ihn mit der ganzen Zärtlichkeit, über die sie verfügte, an sich, und hastig und flehend sagte sie:

„Mein Richard, Du bist ja sonst so edel, so gut, hast Du denn gar kein Mitleid mit diesem Vater, dem Soldaten, der auf dem Gipfel seines Ruhmes niedergeschmettert wurde und der jetzt gelähmt in seinem Krankenstuhl alle die Beleidigungen und Schmähungen empfängt, die Du für seinen Sohn bestimmt hast? Kann man sich ein größeres Elend vorstellen? Gezwungen, auf seine Stellung als Haupt und Verteidiger der Familie zu verzichten, ist er auf die kleinen feigen Schliche und Kniffe der Frau angewiesen, die die ankommenden Briefe überwacht und die Briefträger besticht. Der Unglückselige! Er geht ja daran zu Grunde, daß er sich nicht schlagen, nicht für seinen Sohn sterben kann ... Und Du hast Dich dadurch nicht rühren lassen?"

Richard entzog sich der mütterlichen Umarmung und ging im Zimmer auf und ab: „Ja wohl, ich weiß, unser alter Freund hat mir alle diese Dinge bis zum Ueberdruß wiederholt, und kann Dir nur, wie ihm, antworten, daß diese Leute mir zu viel Uebles zugefügt haben, als daß ich mit ihnen Mitleid haben könnte. Sie alle, der Vater, der Sohn ... ach, was ich gelitten habe ..."

„Du hast hauptsächlich in Deinem Stolz gelitten, aber eine Mutter, die fürchtet, daß man ihr Kind tötet ..."

„Das sind die Geschichten des alten Mérivet, die Du mir da erzählst," sagte Richard sanft. „Was glaubst Du wohl, von wem ich diesen Stolz habe, den Du mir zum Vorwurf machst?"

„Von Deiner Mutter, nicht wahr? Nun, so mache es wie ich, die ich den meinigen abgeschüttelt habe."

„Wie?"

„O, das ist sehr einfach ... Ich bin in die kleine Kirche eingetreten. Lache nicht, der Erfolg war wunderbar. Ich war eine andere Frau, als ich da herauskam, ich hatte eine ganz andere, neue Art zu sehen und zu fühlen. Warum? Das weiß ich nicht."

Bewegter als er scheinen wollte, antwortete Richard in einem leichten Ton:

„Das Unglück ist nur, daß die kleine Kirche seit einem Monat brach liegt."

Ohne die Augen von ihm abzuwenden, sagte sie darauf: „In der That, ich habe von diesem schmerzlichen Vorgang gehört. Wie ungerecht ist man gegen diesen würdigen Priester gewesen! Du hast Dich seiner angenommen, Du hast Seine Eminenz besucht? Ich bin sehr glücklich darüber gewesen!"

„Wirklich? Wirklich?"

Sein gutes Gesicht erstrahlte von freudigem Erstaunen. Da er wußte, daß seine Mutter mit dem Pfarrer von Draveil befreundet war, hatte er geglaubt, mit seinem Schritt bei dem Bischof ihr Mißfallen zu erregen. Aber die Verleumdung war zu gemein. Sollte man es glauben, daß man den Abbé Cérès beschuldigte, daß er, als er die alte Mutter und die drei Töchter des wegen Wilddieberei in Gefängnishaft befindlichen Lucriot, bei sich aufnahm,

die jüngste von ihnen zu seiner Geliebten gemacht habe. „Du bist darüber aufs äußerste empört? Ja, dies altersloſe, fast geschlechtsloſe, gichtiſche, ſkrofulöſe, epileptiſche Kind, das wäre wohl eine Verſuchung, der dieser wunderbare Mann, dieser Heilige, nicht hätte widerstehen können! Natürlich liegt nicht der geringste Beweisgrund vor, abgesehen von dem mehrwöchentlichen Aufenthalt unter demselben Dach. Und wenn ich bedenke, daß dieser ganze ekelhafte Feldzug von diesem weltlichen und windigen Priester inſcenirt worden ist, von diesem Parasiten an den Tischen der Reichen, von denen er seine Haushälterin einladen ließ — “

Frau Fénigan — vielleicht hatte sie sich einige derartige Einladungen vorzuwerfen — unterbrach ihren Sohn lebhaft:

„Und was hat Dir Seine Eminenz geantwortet?“

„Einen Erlaß von mehreren Seiten mit Citaten aus dem Tertullian ... Der Herr Pfarrer ist ein verehrungswürdiger Seelenhirte, der Herr Vikar ein großes, altes, sehr gutes Kind ... Inzwischen hat man unsern alten Freund veranlaßt, sich auf drei Monate nach La Trappe d'Aiguebelle zurückzuziehen, während der Herr Pfarrer in den Schlössern eine Petition kolportirt, um die Gegend von dem Priester zu befreien, der nur die Bettler liebt und nur mit den Vagabunden verkehrt. Es fehlt nur noch Deine Unterschrift, derentwegen der Pfarrer auf Deine Rückkehr gewartet hat.“

„Er soll nur kommen! Ich will ihm schon einen Empfang bereiten!“

„Du willst also nicht unterzeichnen!“ sagte Richard begeistert. „Nun gut, dann verspreche ich Dir, daß, wenn mich die Canaillen da drüben in Frieden lassen, ich mich nicht mehr um sie kümmern werde.“

„Sie werden Dich unbehelligt lassen, das schwöre ich Dir. Und jetzt laß mich noch einmal Deinen Dickkopf streicheln und dann geh; ich muß schlafen.“

„Ja, aber ich möchte doch gerne ... Lydie kann doch da drunten nicht allein bleiben, das begreifst Du doch.“

Die Mutter lächelte und sagte:

„Ja, ja ... ich begreife, wir wollen beim Diner darüber sprechen. Ich muß mich den Tag über ausruhen. Geh, mein Liebling!“

Bis zum Abend in dem Atelier eingesperrt zu bleiben, erschien Richard unerträglich, und zum erstenmale seit langer Zeit durchschritt er das in den Wald führende Gitterthor, das Thor, das Zeuge von Lydies Flucht gewesen war, mit der festen Absicht, erst bei einbrechender Nacht wieder heimzukehren. Der Wald war aber in dieser Jahreszeit nicht mehr schön. Die Aequinoktialstürme und der Herbstregen hatten ihn seiner letzten Blätter beraubt, die den Boden als ein gelblicher, schmutziger Dünger bedeckten. Das Unterholz, der Hintergrund der Alleen war seines ganzen geheimnisvollen Reizes entkleidet, die Perspektive war näher herangerückt, und das überall sichtbar gewordene endlose Gitter der Schonungen von Grosbourg gab dem kleinen Sénart das Aussehen eines Drahtwaldes: Da die Dekoration verschwunden war, hatte sich auch das Orchester getrennt. Hier und da sang und hüpfte eine Drossel in dem wirren Geäst, eine riesig erscheinende Drossel, wie in einem Käfig auf und ab; Schwärme von Krähen flogen über die Wipfel der Bäume dahin, und auf den mit Regenwasser bis zum Rande gefüllten alten Kuhlen ergötzten sich zwei oder drei Wildenten, deren näselndes Geschrei in der Stille der Alleen ertönte. Aber in Richards Kopf erklang heute eine schmetternde Fanfare, zu der er, während er dahinschritt, seinen gewohnten Baß summte: „Bum, bum, bum“. Nur klang das „Bumbum“ heute ausgelassen freudig, lustig, wie die Melodie mit ihren Trillern und Läufen, das Liebes- und Frühlingslied, das um ihn her erschallte, während er sich in einem erträumten Walde erging, der erfüllt war von Duft und Licht und Vogelsang ... Sie würden sich also wieder lieben, sich wieder umschlingen; sein verliebtes Herz sah nichts, was nicht wieder gut zu machen gewesen wäre, und er fühlte auch schon das entsetzliche Brennen nicht mehr, die sengende Glut in seiner Brust, die alle seine Muskeln hatte aufzucken machen. Er war von seiner Eifersucht genesen, seine Wunde war durch Lydies Thränen und ihr Blut reingewaschen. Das geliebte Weib! Was hatte sie leiden müssen, um bis zum Selbstmord zu kommen, sie, die das Leben so sehr liebte. Sie bedurfte keiner Verzeihung mehr, sie, die so furchtbar gebüßt hatte. Sie kam zu ihm mit einem neuen, durch das Leiden entsühnten Leibe; und es mußte süß sein, das Haupt an ihn zu lehnen und den Duft der reifenden Jugend einzuatmen, das Aroma von Maiglöckchen und Veilchen, das das Unterholz gegen Ende des Frühlings ausströmt.

„Alle Wetter, Herr Richard, Sie sind aber früh auf den Beinen ... Eilt es Ihnen so sehr mit dem Frühstück? Dann treten Sie einen Moment in die Eremitage ein und essen Sie einen Happen mit uns.“

„Aber Ihre Schwiegertochter wird damit vielleicht wenig zufrieden sein, mein guter Eugen.“

„I wo, das ist für sie eine angenehme Abwechslung, wenn sie einmal nicht allein mit mir altem Kerl zu essen braucht.“

Der Indier, der das Gewehr auf dem Rücken und mit einem Hasen in der Jagdtasche von seiner ersten Runde heimkehrte, ließ Richard durch das Pachomiusthor eintreten, ein altes Hofthor des Klosters mit schweren Bögen und wurmstichigen, aus den Fugen gehenden Bohlen. Es führte in den grasbewachsenen Hof, auf dem vor wenigen Monaten die

Hochzeitsgäste des jungen Sautecoeur getanzt und sich fröhlich getummelt hatten. Zwei Schenken, die an Wochentagen verlassen daliegen, und das Haus des Jagdhüters mit seinem duftenden und lärmenden Hundestall, die diesen ländlichen Hof rings umgaben, nahmen den Platz der alten Eremitage ein. In dem reinlichen und hellen Saale, dessen Wände in Wasserfarben mit naiven Jagdgeschichten bemalt waren, waren sie gerade im Begriff, ein Glas alten Genever als Erfrischung zu sich zu nehmen, als die Schwiegertochter zu ihnen hereintrat. Sie war wohl frisirt und sah trotz der frühen Morgenstunde beinahe elegant aus, sie hatte aber gerötete Augen und machte ein verschlafenes und gelangweiltes Gesicht. Als sie, statt des Gendarmen oder des Holzfällers, den sie neben ihrem Schwiegervater am Tische zu finden erwartete, Richard erblickte, da flammten ihre Augen auf, und ihr kleines, dreistes und krankhaftes Gesicht wurde ordentlich hübsch in dem leidenschaftlichen Wunsche, es zu sein.

„Habe ich es Ihnen nicht gesagt?“ flüsterte der Indier vertraulich hinter seiner Riesenhand, während die kokette Schwiegertochter sich beeilte, ein weiteres Gedeck aufzulegen, wobei die beiden von dem Windhauch ihrer Röcke oder den Rundungen ihrer Büste gestreift wurden. „Ein Städter, ein ‚Herr‘, ich war sicher, sie damit aufzuheitern! Denken Sie sich nur, die ganze Nacht durch hat sie geweint um ein Paar Ohrringe, die man ihr geschenkt hatte und die ich zurückgegeben habe, denn in Abwesenheit meines Jungen ...“

„Wo ist er denn, Ihr Junge, Eugen?“

„Beim Regiment, Herr Richard, er macht eine weitere Uebung ... Er ist so vernarrt in den Soldatendienst, daß er darüber sein Geschäft vernachlässigt und — was das schlimmste ist — auch seine Frau. Die Sache ist die, daß die Kleine gestern, als sie von Grosbourg zurückkam, wohin ich sie Ameiseneier für die Fasanerie hatte bringen lassen, statt der billigen Dinger, die ich erst jüngst auf dem Jahrmarkt von Yères gekauft hatte, mit einem Paar goldener Ohrringe in den Ohren daherkommt. ‚Wer hat Dir das Zeug geschenkt?‘ frage ich sie. ‚Die Herzogin, lieber Vater!‘ Ich, der ich weiß, daß unsere Herrin nicht gerade sehr aufs Schenken aus ist (das darf man doch von seiner Herrschaft sagen, Herr Richard, das ist ja nichts Ehrenrühriges), ich wußte sofort, woher dieses Geschenk kam, und am Nachmittag gehe ich, ohne daß die Kleine eine Ahnung davon hatte, aufs Schloß und sage der Herzogin, die gerade auf dem großen Altan mit Herrn Alexander sprach: ‚Die gnädige Frau war so gütig, meiner Tochter einen schönen Schmuck zu schenken.‘ Sie sieht mich mit ihrem gewissen Blick an und sagt ‚Ich, Schmucksachen, Ihrer Tochter?‘ Der alte Gauner von Alexander machte ihr geheime Zeichen. Schließlich begriff sie denn auch und sagte: ‚Ach ja, ganz richtig ... Ich erinnere mich ... Nun, und Ihre Tochter findet den Schmuck nicht schön genug?‘ — ‚Hundertmal zu schön für unsereins,‘ platzte ich gerade heraus, ‚und darum hat sie mich beauftragt, Ihnen die Dinger zurückzugeben, weil eine anständige Frau, wenn sie nicht reich ist, nicht das Recht hat, sich Kinkerlitzchen von solchem Werte anzulegen.‘ Die Herzogin antwortete darauf: ‚Danke, Eugen, Sie können sich zurückziehen.‘ Ich habe aber doch noch an der Brücke auf Herrn Alexander gewartet, um ihm mitzuteilen, daß, wenn er noch ein einzigesmal einen derartigen Auftrag übernähme, ich, so wahr wie ich Sautecoeur heiße, ihn mit einer Kugel in seiner Stirne einen Kopfsprung in die Seine machen lassen würde.“

Die kleinen, runden Augen des Jagdhüters hatten einen wilden Ausdruck angenommen.

„Aber von wem kamen sie denn, diese Ohrringe?“ fragte Richard. Er fühlte es, daß er bleich wurde.

„Von jemand, von dem wir besser nicht sprechen,“ sagte der Jagdhüter, der plötzlich seine Ungeschicklichkeit einsah. „Alle Wetter! Die Kleine war nicht sehr erbaut. Die ganze Nacht durch habe ich sie brummen hören. Na, heute morgen haben wir uns dann gründlich ausgesprochen. Ich habe sie gewarnt: ‚Du hast so gewissermaßen zwei Männer, mein Kind. Wenn der eine blind und ein zu harmloses Kind ist, so hat der andere das erforderliche Mißtrauen und eine rauhe Hand. Mache also keine Mätzchen, oder nimm Dich in acht!‘“

Mit einer großen weißen Schürze, mit aufgestreiften Aermeln trug die junge Sautecoeur einen Eierkuchen mit Morcheln auf, dessen Duft den ganzen Saal erfüllte und bis zu dem Hundestall vordrang, wo die hungrigen Tiere an der niedrigen Thüre herumschnupperten. Aber weder der prächtige Geschmack des ländlichen Gerichtes noch die schelmischen Augen der Wirtin waren im stande, Richard aus dem dumpfen Brüten aufzuscheuchen, in das ihn das Schattenbild des jungen Prinzen plötzlich versetzt hatte, und mehr als einmal während der Mahlzeit war Eugen, der ebenso langsam erzählte wie er aß, mit der gewissen Trödelei der Bauern, die an lange Tage und weite Räume gewöhnt sind, erstaunt, an den schönsten Stellen seiner Erzählungen, wenn er berichtete, wie er des Nachts Menschen oder Tieren aufgelauert hatte, Richard wie einen Unsinnigen trällern zu hören.

*

Während ihr Sohn sich in der Eremitage aufhielt und sie in tiefen Schlaf versunken glaubte, ließ Frau Fénigan — eine jener thatkräftigen Naturen,

die am Tage nicht schlafen können — den Wagen anspannen und fuhr nach dem Waisenhause von Soisy. Schon von weitem bezeichneten die hohen Bäume der Einfahrt und der fein ausgearbeitete Turm der Kapelle das Kloster, dessen Fassade gerade aufgefrischt wurde. Der Klosterhof war mit Leitern und Gipshaufen angefüllt, und es herrschte in ihm ein Durcheinander von Maurern und Handlangern, die Schwester Martha, die Irländerin, in ihrer weißen Flügelhaube beaufsichtigte. Sie vertrat die Oberin, Fräulein von Bouron, die seit geraumer Zeit krank und bettlägerig war.

„Wir haben die Handwerker," sagte sie zu Frau Fénigan, indem sie auf sie zutrat, und während sie sie zwischen den Arbeitsgeräten hindurchführte, setzte sie leiser hinzu:

„Das trifft sich gut ... den Kindern und den Schwestern ist es verboten, hier vorbei zu gehen. Lydies Zimmer, das in diesem Seitenflügel liegt, ist daher vor neugierigen und indiskreten Blicken sicher. Als Ihre Tochter heute früh ankam, waren nur ein paar Maurer da und die Schwester Pförtnerin, ihre alte Freundin, die ich beauftragt habe, ihr die Mahlzeiten hinauf zu tragen und ihr sonst die erforderlichen kleinen Dienstleistungen zu verrichten. Ich habe auch den Arzt unterrichtet, den klügsten und verschlossensten von allen Männern, der, da er doch alle zwei Tage die Oberin besucht, zugleich auch nach Lydie sehen wird, deren Zimmer ganz in der Nähe liegt. Ich glaube, daß unsere teure Kleine nirgends besser aufgehoben und verpflegt sein könnte, weder in der Fasanerie noch in der Eremitage."

„Das glaube ich auch, Schwester Martha, und es war wirklich eine Eingebung Gottes, daß ich zu Ihnen kam, da ich nicht wagte, meine arme Lydie gleich nach Uzelles zurück zu bringen. Aber ich hoffe, daß wir Ihre Gastfreundschaft nicht werden mißbrauchen müssen."

Bei diesen Worten bewegte Schwester Martha mit ihrem irischen Ungestüm ihre langen, breiten, mageren Arme:

„Sie hoffen ... Sie hoffen ... O, o! Sie werden sie mir doch nicht gleich wieder nehmen! Sie ist noch so schwach, so blaß ... Aus dem Krankenbett gleich auf diese große Reise! ... Der Arzt hat ihr gesagt, daß sie nicht vor zwei bis drei Tagen aufstehen dürfe. Wollen wir nicht zu ihr hinauf gehen?" Sehr laut, um von allen gehört zu werden, setzte sie hinzu: „Wir wollen unsere teure Oberin begrüßen, Sie werden sie recht verändert finden —" Dann stieg sie voran die breite Treppe hinauf, deren Seitenwände so weiß waren wie ein maurisches Haus und deren Rampe frisch gestrichen war. Die dicken Perlen ihres Rosenkranzes und das Schlüsselbund, das Frau Fénigan nie verließ, klapperten in dem großen Korridor, an dessen Ende Lydies Zimmer lag.

Diese lag ganz weiß mit offenen Augen im Bett und unterdrückte einen Freudenruf, als sie Frau Fénigan eintreten sah.

„Wie, Mutter, Sie schon da?"

„Was willst Du, mein Kind, ich konnte nicht schlafen!"

„Ganz wie ich," erwiderte Lydie und zeigte ihr, daß ihr geräumiges, freundliches Zimmer ein Eckzimmer war, dessen eines Fenster die Aussicht auf die Landschaft bot, während man durch das andere in den kleinen inneren Garten blickte, auf den die Klassenzimmer hinausgingen, wo die Waisenkinder spielten, so lange die Verputzarbeiten am Hause den Hof in Anspruch nahmen. „Seit heute morgen höre ich die Kinder Reigen singen und tanzen, die Stimmen der guten Schwestern, die Aufgaben, die hergesagt werden. Ich habe das Gefühl, als sei ich selbst noch Schülerin und müsse auch daran kommen. Und dann die Straße, unsere liebe Straße! Als Sie eintraten, hörte ich alle ihre Rufe, ihre ganze Bewegung."

Frau Fénigan lächelte und beugte sich zu ihr nieder:

„Du sagst mir nichts von Richard?"

„Ich wagte es nicht," sagte die Rekonvaleszentin, deren langes, abgemagertes Gesicht sich schmerzlich verdunkelte. Aber während die Mutter ihr nacheinander erzählte, wie der Bericht über ihre Reise und ihre Aussöhnung aufgenommen worden war, als sie ihr von dem schließlichen Thränenausbruch, von der fieberhaften Sehnsucht, den zitternden Händen dessen sprach, der niemals aufgehört hatte, sie zu lieben, da kehrte das Leben allmählich wieder in das hübsche Gesicht zurück, wie die Farben auf einem alten Bilde beim Waschen wieder zum Vorschein kommen.

„Jetzt bin ich sicher, daß unsere Befürchtungen eitel waren und daß ich Dich gleich in seine Arme hätte zurückführen sollen. Sofort werde ich ihm gestehen, daß Du hier bist, und morgen früh werden wir Dich abholen."

„O, nicht morgen, noch nicht, ich bitte Sie," sagte die junge Frau ganz erschrocken, indem sie mit einer kindlichen Geberde ihre Decken zurecht schob; „ich habe zu große Angst. Ich bin so mager, so häßlich ... und dann das da," — sie zeigte auf die sternenförmige Narbe unter dem linken Busen — „Der Doktor hat gesagt, daß er mich öfters verbinden müsse. Und wenn Richard mich so sieht und mich nicht mehr liebt, mich nicht mehr will."

„Aber, liebes Kind, wenn er weiß, daß Du hier bist, wird ihn nichts zurückhalten können."

„Lassen Sie ihn in dem Glauben, daß ich noch weit weg bin, daß meine Gesundheit es verlangt ...

das ist ja auch bis zu einem gewissen Grade die Wahrheit!"

„Und wenn er zu Dir reisen will?"

„Sie werden schon irgend eine kleine Lüge finden, die ihn davon abhält ... und Sie werden mich ein paar Tage in diesem Winkel meiner Kindertage lassen, wo er mich gekannt und geliebt hat, wo ich wieder zu Kräften kommen und versuchen werde, wieder schön und seiner Liebe wert zu werden."

Was weder ihre Worte noch ihre Gesten ausdrückten, konnte man erraten. Sie empfand eine Art Bedürfnis, sich durch die Zurückgezogenheit, durch ruhige Sammlung zu läutern. Es dünkte ihr, als müsse sie zwischen den weißen Mauern des Waisenhauses wieder zum kleinen Mädchen werden. Und Frau Fénigan begriff sie so gut, daß sie nicht weiter in sie drang und ihr sagte:

„Gut, mein geliebtes Kind, es soll geschehen, wann Du willst und wie Du willst; mache Dir nur keine Sorgen!"

Dann ging sie hinaus und sprach noch einige Minuten bei der Oberin vor, um Richard sagen zu können, daß sie sie gesehen habe, und ihm so ihren Besuch im Waisenhause zu erklären. Schwester Martha, die am Krankenbette der alten schlummernden Klosterfrau eine Baurechnung revidirte, flüsterte sie zu: „Es bleibt dabei, ich lasse Ihnen unsere Lydie noch für einige Tage; ich werde sie oft besuchen." Als sie dann in den Wagen stieg, sagte sie: „Nach Hause ... Die arme Mutter von Bouron ist sehr schwach, sehr schwach."

Sie hatte die Worte recht laut gesprochen, da sie für ihren Kutscher bestimmt waren; der aber lächelte über sie höchst verächtlich von der Höhe seines Bockes herab. Er wußte, was er davon zu halten hatte, da der Eisenbahnkutscher noch an demselben Morgen bei der Gärtnersfrau erzählt hatte, Frau Fénigan sei mit einer jungen, sehr leidenden Dame aus dem Waggon gestiegen, die man unterwegs im Kloster von Soisy gelassen habe; und Richard hatte noch keine Ahnung davon, daß seine Frau in der Gegend war, während es seine ganze Dienerschaft schon wußte. Es gibt wohl nicht ein Haus mit vielen Insassen, in dem es anders zuginge.

XII.

Als Frau Fénigan wieder nach Uzelles zurückgekehrt war, kam sie zu ihrem größten Erstaunen durchaus nicht in die Lage, der verliebten Hast ihres Sohnes zu wehren. Er war schweigsam und verstimmt; seiner Mutter gegenüber zeigte er sich aber doch zärtlich und war wieder ihr Richard, der mit ihr zusammen aufblieb und Schach spielte. Aber während beim Spiele ihre vorgebeugten Stirnen sich fast berührten, lag zwischen ihren beiderseitigen Gedanken eine große Kluft. „Was ist ihm passirt?" dachte die Mutter. „Diese Falte zwischen den Augen, dieses Naserümpfen und dann das ewige Summen ... Das ist ein Anfall, ich bin überzeugt, das ist ein Anfall — ob er wohl lange dauern wird?" Richard dagegen sagte sich: „Sie hat doch wohl daran gethan, sie nicht herzubringen; meine Wunde ist noch zu frisch, wir wollen doch lieber noch ein paar Tage warten. Da brauchte man nur den Namen Charley in meiner Gegenwart auszusprechen, und da hat es mich auch schon wieder, da bin ich schon wieder in Wut. Wenn meine arme Freundin da gewesen wäre, ich hätte sie gemartert, ohne das geringste Mitleid mit ihrer Schwäche."

Allein nach einer Woche, während der Stürme und Windstillen in seinem Innern mit einander wechselten, sagte er doch zu seiner Mutter, die fortwährend über Lydie, als ob sie noch in Quiberon wäre, berichtet hatte:

„Jetzt bin ich meiner sicher ... Wir wollen sie holen, ja?"

Frau Fénigan lächelte:

„Wir haben nicht weit zu gehen ..."

„Wie?"

„Im Landauer kaum eine halbe Stunde."

„Eine halbe Stunde von hier nach Quiberon? Das verstehe ich nicht."

„Aber Lydie ist seit meiner Rückkehr im Waisenhause ... So rege Dich doch nicht auf, Du großes Kind ... Nach dem Frühstück lassen wir anspannen, und heute abend wirst Du endlich Deine Frau in den Pavillon zurückführen. Ist's recht so! Bist Du zufrieden?"

*

Welche Worte, welche Laute wären im stande gewesen, Richard Fénigans besorgte Freude auszudrücken, als er an der Seite seiner Mutter im Landauer zwischen dem Wald und der Seine nach Soisy zu fuhr. Es war ein schöner, kalter, klarer Tag mit Wind, Sonne und Schnee; und seine Brust schwellte die Erinnerung an ähnliche Nachmittage, die er in dem Winter, in dem er um Lydie warb, in dem hellgetäfelten Sprechzimmer verbracht hatte. Wie heute strahlte damals die Sonne auf den Schnee herab, den der Wind als feinen Staub in die Höhe wirbelte; wie heute fehlten damals seiner Freudetrunkenheit die Worte und von dem Jubellied, das jede Fiber seines ganzen Seins durchtönte, drang nichts hinaus, war nichts vernehmbar, als das Klopfen seines Herzens, das das Zeitmaß seiner stummen Bewegung bezeichnete. Zehn Jahre waren seitdem verflossen, und auf derselben Straße, in derselben weißverschleierten Gegend suchte ihn seine Mutter

wie damals zu zerstreuen, indem sie allein im Rücksitz des Wagens sprach: „Ich habe den Pavillon herrichten lassen. Ihr werdet zu zweien in dem Atelier diniren; ich habe mir gedacht, daß es am ersten Abend so am besten ist. Morgen werden wir dann wieder unser gemeinsames Leben beginnen; Lydie hat mich darum gebeten. In dem Kind steckt so viel zarte Güte. Sie ist so fein, so vornehm! Ich fange an mit Schwester Martha zu glauben, daß es bei ihr ein wirklicher Adel des Blutes ist; sie ist die geborene große Dame ... Ah, da sind wir ja."

Geräuschlos fuhr der Landauer auf dem Schnee vor der großen Treppe vor, wo Schwester Martha sie erwartete.

„Das macht uns wieder um zehn Jahre jünger, Herr Richard," sagte die Irländerin mit ihren lebhaften Worten und Gesten. „Erinnern Sie sich noch, ich war es, die Sie damals in das Sprechzimmer führte. Diesesmal finden Sie unsere liebe Tochter in ihrem Zimmer. Ihre Mutter und ich werden Sie dort sofort aufsuchen, sobald wir bei Fräulein Bouron gewesen sind."

Richard war allein im Korridor geblieben und zauderte einen Augenblick. Die Erregung knebelte auch die kleinste seiner Bewegungen. In dem Zimmer, in dem man ihn zweifellos erwartete, rief, noch ehe er angeklopft hatte, eine Stimme „Herein", eine sanfte, liebe, lange nicht mehr gehörte Stimme! „Ich werde ihr mit offenen Armen entgegeneilen; ich werde sie an meine Brust drücken, ehe ich ein Wort sage." Das hatte er sich vorgenommen. Auch sie wollte sich an seinen Hals werfen, ihm den Mund mit einem langen Kusse schließen. Aber von dem, was sie sich vorgenommen hatten, geschah nichts, weil sie, wie man zu sagen pflegt, die Rechnung ohne den Wirt gemacht hatten, und der Wirt war in diesem Falle das Fleisch, das schöne, herrliche und verabscheuungswürdige Fleisch. Als er eintrat, stand Lydie im Hintergrund des Zimmers am Fenster, das durch den Schnee da draußen ganz blendend erschien. Auf dem weißen Fenster zeichnete sich ihre schlanke und doch volle Gestalt ab, an die sich ein rosa Wollkleid anschmiegte; ihren hübschen Kopf, den sie gegen das Licht hielt, umrahmte das wirre Gelock ihrer feinen Haare, und das perlmutterglänzende Grau ihrer Augen erschien dunkler gefärbt. Er blieb stehen, solch einen Eindruck machte es auf ihn, daß er sie jung und schön wiederfand, wie er sie sich in seinen glühendsten Träumen ausgemalt hatte, aber dabei noch von einer wollüstigen Anmut umgeben, die er an ihr nicht kannte, die sie anderswo erworben haben mußte, vielleicht in den Armen des andern; es war ein stechender Geschmack, der ihn gleichzeitig anzog und abstieß, ihn in einen Liebesrausch und zugleich in eine rasende Wut versetzte.

Unbeweglich blieb er zwei Schritte von ihr entfernt stehen, weil er glaubte, daß, wenn er sich ihr näherte, wenn er sie streifte, seine Finger sich unerbittlich als Schlinge um ihren Turteltaubenhals legen würden, um ihn für die Liebkosungen des andern zu strafen. Gleichzeitig fühlte er einen furchtbaren Schmerz unter dem Herzen, der ihm anzeigte, daß ihn das Uebel wieder befallen hatte, und es erfaßte ihn eine tiefe Verzweiflung angesichts der Unmöglichkeit, ihr gemeinsames Leben wieder zu beginnen. Denn gerade die Schönheit seiner Frau war der Herd des Uebels, und jedesmal, wenn er sie ansah, mußte er ja wieder in diese wahnsinnige Eifersucht verfallen. Und alle diese Empfindungen, die ihn rasch und heftig durchzuckten, erregten in ihm den heißen Wunsch, sich ausweinen zu können; dann senkte er den Kopf und sagte, während seine Unterlippe leise zuckte, mit dumpfer Stimme: „Guten Tag, Lydie!"

Das war alles, was er in diesem so sehr ersehnten Augenblick zu sagen fand.

„Guten Tag, Richard," antwortete sie wie ein Echo. Dann trat eine Stille ein, in der man das Knistern des Coaks im Kamine und den singenden Ton eines Diktates hörte, der aus der Klasse der Großen herausschallte. Plötzlich stimmten auf der Straße, deren Lärm durch die weiche Schneedecke gedämpft war, ein Horn und eine Geige die ersten lustigen Takte einer Quadrille an, und damit verschwand auch die peinliche, ängstliche Atmosphäre, die sie bedrückt hatte.

„Eine Hochzeit," murmelte Lydie mechanisch, und Richard trat mit ihr ans Fenster und setzte hinzu: „Ist heute denn Samstag?" Wie einst in ihrer Brautzeit kam ihnen die Straße, die alte Straße wieder zu Hilfe.

„An einem Samstag sind wir aus der Bretagne angekommen, Mutter ..." Dieses Wort „Mutter", das sie zärtlich aussprach, klang Richard so süß ... „Bei dem Ton eines Hochzeitsgefiedels wie das da wachte ich auf ... Wie ich mich darüber gefreut habe!"

Richard sah auf die Straße hinaus und sagte ganz leise, ohne den Kopf zu wenden: „Du hast sie also nicht vergessen, unsere Straße nach Corbeil?"

„O nein!" antwortete sie. Und dann sah sie auch hinaus und zeigte ihm den Vater Sautecoeur, der mit seinem Sohn vom Bahnhof zurückkam. Das war ja auch eines ihrer gewohnten Gesichter, der alte Jagdhüter, der jeden Samstag seinem Sohn entgegen ging und mit ihm durch den Wald zurückkam, einmal über Uzelles, das anderemal über Soisy, je nach dem Revier, das er gerade abzugehen hatte. Der Sohn verlebte seinen Sonntag in der Eremitage und am Montag morgen begleitete ihn seine Frau wieder zurück, während der Vater zur Waldung ging. Es

gab kein rührenderes Bild als diese beiden Riesen, die im militärischen Schritt dicht neben einander, Schulter an Schulter, daher marschirten, ohne ein Wort zu sprechen.

„Er ist also wieder vom Regiment zurück, der junge Sautecoeur?"

Kaum hatte Richard diese Bemerkung gemacht, als er auch schon außer sich darüber war; denn er hat in ihren ängstlichen Gemütern das Bild des jungen Prinzen beschwaren, der in derselben Schwadron diente wie der Sohn Eugens. Jetzt stand er mit seiner eleganten Figur und seinem wohlfrisirten, hübschen Mädchenkopf leibhaftig vor ihnen, und wieder herrschte ein dumpfes, drückendes Schweigen in dem Zimmer. Zum Glück sollte sie ein anderes Bild bald wieder zerstreuen: Vater Georg, der sich dem Waisenhause gegenüber auf einem Grenzstein, von dem er den Schnee weggefegt hatte, mit seinem Quersack und seinem Knüttel sonnte. Richard war erstaunt, daß er in seinem Alter und bei solchem Wetter sich bis dahin hatte schleppen können.

„Er muß meine Anwesenheit in dem Hause geahnt haben," sagte Lydie ... „Jedesmal, wenn ich um diese Zeit meinen Vorhang in die Höhe ziehe, kann ich ganz sicher sein, ihn an derselben Stelle sitzen zu sehen."

„Sie ist allerdings merkwürdig, die Treue dieses guten, alten Hundes, die der Bettler für Dich zu haben scheint. Nach Deiner Abreise fand man ihn jeden Morgen tot betrunken vor unserer Thüre. Ich dachte mir, daß ihn der Kummer dazu trieb; da habe ich ihn dann, von diesem Gedanken gerührt, in meiner kleinen Uferhütte aufgenommen."

„Während Du so viel Ursache hattest, mich zu verabscheuen, hast Du das gethan? ... O, mein Richard, wie gut Du bist!"

Und ganz bewegt ergriff sie seine Hand und führte sie an ihre Lippen; aber Richard machte sich mit einer brutalen Bewegung wieder frei, deren er sich gleich wieder schämte. Er bat sie um Verzeihung und rief schluchzend aus: „O, mein Weib ... mein Weib ..." Sie stieß einen herzzerreißenden Seufzer aus: „Ich wußte ja, daß es nicht möglich wäre."

„Doch, doch ... Ich verspreche Dir ... aber später."

Frau Fénigan und Schwester Martha waren eben eingetreten. Der Mutter genügte ein Blick, um die Lage zu begreifen. Die Irländerin aber, die wenig hellsehend war, rief fröhlich: „Da ist er ja, der böse Mensch, der mir zum zweitenmal mein Kind nehmen will." Lydie unterbrach sie hastig: „Ach nein, liebe Schwester, ich werde nicht sobald fortgehen ... Richard ersucht Sie, ich selbst bitte Sie inständigst, mich noch einige Zeit zu behalten."

„So lange Du willst, mein liebes Kind," antwortete Schwester Martha, indem sie ihre hellen Augen ganz erstaunt weit öffnete. „Nur wird es schwer halten, Dich zu verstecken; unsere Waisen kommen jetzt durch das ganze Haus. Ich habe schon einige unserer Damen ins Vertrauen ziehen müssen."

„Beruhigen Sie sich, liebe Schwester," sagte Richard, dem man ansah, welch schmerzliche Anstrengung ihn jedes Wort kostete. „Wir bitten Sie nur noch um ein paar Tage, so wenige, wie möglich ... nicht wahr, Lydie?"

„Ja, mein Freund," antwortete die junge Frau ohne Ueberzeugung. Unten zeigte die Glocke den Schluß der Schulstunde an. Schmetternde Freudenrufe und helles Lachen drangen von dem kleinen Garten herauf und schlugen mit den Zweigen einer schneebeladenen Lärche an das Fenster.

„Unsere Mädelchen gehen jetzt zum Gebet ..." Schwester Martha wandte sich an Frau Fénigan und ihren Sohn; „wenn Sie sich neugierigen Blicken entziehen wollen ..."

„Gehen wir," sagte Richard mühsam. Richard machte eine Bewegung, um auf seine Frau zuzueilen; es regte sich in ihm der glühende Wunsch, ihren kleinen Kopf in beide Hände zu nehmen, und schon bot sie ihm ihre Stirne und schloß zitternd ihre Augenlider, da streckte er ihr zum Abschied nur seine beiden brennenden Hände entgegen.

Die Fenster des Pavillons erglänzten am Ende des dunklen Laubenganges zugleich mit dem bleichen Widerschein des Schnees, der Boden und Bäume bedeckte, als Mutter und Sohn wieder in Uzelles ankamen. Das war das kleine Fest, das zur Feier der Aussöhnung der Ehegatten vorbereitet war.

„Gehe nicht hinein, es würde Dir zu schmerzlich sein," sagte Frau Fénigan und bestimmte Richard, ihr in den Salon zu folgen. Hier erwartete sie Napoleon Mérivet, den sie an diesem Abend eingeladen hatte, um nicht allein diniren zu müssen.

„Nun? Wie? Und Ihre Frau?" fragte der Biedermann den armen Jungen. Er hatte sich an den Kamin gestellt, wo seine triefenden Stiefel dampften.

„Ich konnte nicht ... Ich konnte nicht," sagte Richard leise und heftig, während die Mutter ihrem Nachbar ein Zeichen machte, das ihn um Diskretion bat. Er selbst hatte wichtige Dinge im Kopf, über die er seine Freunde während des ganzen Diners unterhielt. Hatten sich doch der Pfarrer und der Gemeinderat eingebildet, sie könnten ihn dazu zwingen, daß er die kleine Kirche öffne, die ihm gar nicht mehr gehöre, da er sie der Gemeinde geschenkt habe. Darauf hatte der alte Napoleon geantwortet, daß ihm, da er den Vikar und den Küster bezahle, natürlich auch das Recht der Wahl zukomme. Und

solange der Abbé Ceres Vikar von Draveil wäre, würde kein anderer Priester als er in der Kapelle an der Heerstraße die Messe lesen; darauf erfolgten heuchlerische Vorstellungen des Pfarrers beim Gemeinderat: „Man will also, so lange mein Vikar seine Strafe abzubüßen hat, Draveil ohne Gott lassen?“ Und alle die gescheiten Köpfe des Gemeinderats sind darauf hineingefallen, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß es sich nur darum handelte, ein paar Sous mehr in den an und für sich schon sehr wohlgefüllten Klingelbeutel dieses schlechten Priesters zu schaffen.

„Aber bei dem ruhmreichen Namen, den ich führe,“ sagte Napoleon Mérivet, indem er sein Dessertmesser über den Häuptern seiner Tafelgenossen schwang, „ich werde die Gemeinde davon befreien ... Und wenn ich mich an den Papst wenden müßte, der die Gnade gehabt, mich mit dem Orden des heiligen Gregor zu schmücken.“

„Inzwischen sind Sie eben gezwungen, Ihre Kirche zu öffnen,“ unterbrach ihn Frau Fénigan, die sein Zorn belustigte.

„Da sind Sie im Irrtum, gnädige Frau. Morgen wird der Maurermeister Moulin seine Arbeiter schicken, die den Schnee vom Glockenturm entfernen und einige Reparaturen an ihm vornehmen sollen. Das wird ziemlich lange dauern, denn die Jahreszeit ist ungünstig, und diese Handwerker vom Lande sind so lahm ... An dem Tage, an dem mein teurer Abbé aus La Trappe d'Aiguebelle zurückkommt, werden sie kaum mit ihrer Arbeit fertig sein.“ Und die Empörung des Alten ging in ein frisches, tönendes Lachen über.

Nachdem die Mutter sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, fand zwischen den beiden Männern, die im Salon zurückgeblieben waren, eine jener langen und intimen Aussprachen statt, die ihnen nach ihrem Gespräch im Mohnfelde zur Gewohnheit geworden waren. Der jüngere schüttete sein ganzes Herz aus, gestand dem älteren Freunde seine Schwäche, die Qualen, die bei dem ersten Wiedersehen in ihm wieder neu erwacht waren.

„Ich sah ein, daß, wenn ich sie hierher gebracht hätte, es eine entsetzliche Existenz für uns geworden wäre ... Und doch habe ich vergeben, von ganzem Herzen vergeben! Was ist es also, was sich in mir empört, sich dagegen sträubt? Ach, mein Freund, Sie haben mir nicht gesagt, daß es so schwer sein würde.“

Er ging im Zimmer auf und ab, stieß die Worte heftig heraus und machte dabei Bewegungen, als säete er Sommerlolch. Der Alte war auch erregt, beherrschte sich aber und schürte das Feuer: „Ich kenne das, ich habe es auch durchgemacht ... Als meine Irene zurückgekommen war und ich eines Nachts auf ihrem schlummernden Gesicht da unter den Augen und an den Mundwinkeln kleine Fältchen entdeckte, die sie fern von mir erhalten hatte, die wie Narben von Küssen aussahen ... glaubst Du, daß sich mein Fleisch da nicht auch empörte? Aber ich hatte das tröstende Wort, die Stütze, den Führer, den ich Dir für diese schweren Augenblicke auch so sehr gewünscht hatte. Ceres sprach heftig, ja rauh mit mir, wie er auch mit Dir gesprochen haben würde: ‚Ja freilich, sie hat einem andern angehört, sie ist nicht mehr das Weib eines einzigen Mannes. Aber wen trifft die Schuld? Bist Du, der Du Dich beklagst, gewiß, ihr immer treu gewesen zu sein; bist Du der Mann eines einzigen Weibes?‘“

Eine kreischende Musik und der Lärm durcheinander schreiender Stimmen erscholl durch die gedämpfte Stille der Nacht.

„Die Hochzeit, die zu Bett geht,“ sagte der Alte fröhlich. „Wenn ich bedenke, daß Deine Frau und Du, wenn ihr nur gewollt hättet, zu dieser Stunde ... Vorwärts, Richard, sträube Dich nicht länger glücklich zu sein, erkaufe euer Glück um den Preis von ein wenig Stolz. Suche Dich so weit zu beruhigen, daß Du Deine Frau bei Dir aufnehmen, sie wieder zu der Deinen machen kannst. Mit einer Umarmung ist es geschehen!“

Er versuchte es wirklich, aber vergebens. Bei seinen früheren Anfällen schwand das Uebel mit Verschwinden der äußeren Ursache, die es hervorgebracht hatte. Jetzt war die Schönheit Lydies eine Art von Reservoir, das seine Eifersucht ununterbrochen nährte und bei jeder Begegnung verschärfte. Denn fortwährend trat ja die Vermutung an ihn heran und immer wieder peinigte ihn der Gedanke, daß ein anderer als er, daß andere Lippen als die seinen ... „Ach, warum hat man mich daran gehindert, ihn zu töten? So lange er lebt, werde ich ihn immer zwischen uns sehen —.“ Das war der Schluß aller ihrer Gespräche in den herzzerbrechenden Stunden, die er zu Füßen seiner Frau verbrachte, um sie mit Klagen und Vorwürfen zu quälen, auf die dann wieder ein langes Schweigen folgte. Dazwischen erschollen die Stimmen der kleinen Mädchen, die beim Unterricht saßen, und die vertrauten Laute der winterlichen Straße, die Glocke des Schnapsbrenners, der Ruf des Buckeligen: „Strümpfe, Strümpfe, Strümpfe, Stiefel!“ und das leichte Knirschen der Räder eines Jahrmarktswagens mit kleinen roten Vorhängen und einem leichten Rauchwölkchen über dem regenglänzenden Dach.

Schließlich mußte man sich doch entscheiden. Lydie konnte nicht länger in nächster Nähe ihres Hauses ihrem Heime fern bleiben.

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen,“ sagte der alte Mérivet. „Ich muß auf zwei oder drei Monate nach Algier, um meine Flachsgeschäfte ab-

zuwickeln. Lydie soll zu Frau Fénigan ziehen, ihren alten Platz im Hause wieder einnehmen, während ich Richard mit mir nehmen werde ... Diese Reise wird ein ausgezeichnetes Ableitungsmittel für ihn sein. Das hat ihm immer gefehlt, er war immer zu viel auf sich selbst angewiesen. Ich glaube, daß er bei unserer Rückkehr geheilt sein wird; auf alle Fälle finden wir dann den Abbé Ceres wieder hier, die kleine Kirche geöffnet, und wenn Richard nur hineingehen will, so wird sich das Wunder, das ich so oft schon gesehen habe, noch ein weiteresmal offenbaren."

„Wann reisen Sie?"

„So bald als möglich, liebes Kind!"

„Nun gut, morgen lasse ich meine Frau in den Pavillon übersiedeln, wir wollen dort einen Tag mit einander verleben, das soll mein letzter Versuch sein. Wenn ich mit mir nicht zufrieden bin, wenn ich sie zu unglücklich mache, so sehen Sie mich am andern Morgen bei Tagesanbruch bei sich, zur Abreise bereit."

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte

von **Ada Negri.**

I.

Nacht.

Der zaub'rische Garten
Von Rosen durchhaucht,
Ist mild jetzt in nächtlichen Schatten
Getaucht.

Kein Herzschlag, kein Atem
Die Stille belebt,
Die Luft wie im Schauer des Fiebers
Erbebt.

Das traurige Dunkel
Erzählt eine Mär
Vom Tode den bleichen Gardenien
Umher.

Vielleicht fällt ein Regen
Von Tau süß und rein,
In halb noch geöffnete Kelche
Hinein,

... Auf heimliches Elend,
Verlorenes Glück,
Verschwiegene Träume und bittres
Geschick.

Auf flüchtige Freuden,
Draus Täuschung entsprießt,
Die Nacht ihre heimlichen Thränen
Ergießt.

II.

Stör mich nicht ...

Wenn sie mitunter nicht mein Ohr erreichen,
Die Liebesworte, die dein Mund mir spricht;
Mein Auge glüht und ungewohnt Erbleichen
Mir färbt die Lippen und das Angesicht.

Und wenn ich dann in vollem Selbstvergessen
Den braunen Kopf nachdenkend lehn' zurück,
O, stör mich nicht — denn göttlich, unermessen
Erschließt sich eine Welt vor meinem Blick.

Ich seh' durch Wolkenriß die Sonne glänzen,
Und wie sie mit dem vollen warmen Schein
Die Erde, welche Myrten, Veilchen kränzen,
In mächtige Umarmung zieht hinein.

Und aus dem Heu der Wiesen, aus den Feldern,
Die wogen in der Luft so klar und frei,
Aus Eichenwipfeln und Cypressenwäldern,
Aus den Oasen in der Wüstenei,

Aus mächt'gen Stämmen, die im Sturme tosen,
Daß wie ein Schrei es durch die Lüfte bebt,
Aus heißem, wollustglüh'nden Liebeskosen,
Das alles, was geschaffen, neu belebt,

Fühl' ich, wie leichte Schwingen sich erheben,
Und wie es mächtig durch das Weltall dringt
Als frischer Windhauch, der ein neues Leben
Voll Kraft und voll Gesundheit mit sich bringt.

Rings blühen Rosen auf, und neues Hoffen
In Herzen, die dem Edlen zugewandt.
Sieghaften Thaten steht der Kampfplatz offen,
Kühnheit und Genius reichen sich die Hand.

Es fließt kein Blut mehr, das in roten Fluten
Die Erde oft so schmerzensreich getränkt,
Die Kriegesgöttin dämpft des Streites Gluten
Und hat die Waffen friedlich jetzt gesenkt.

Es schweigt der Mitrailleusen tolles Knallen,
Kein Donner von Kanonen mehr erkracht,
Und Kriegeslieder hört man nicht mehr schallen
Durch das Getümmel und den Lärm der Schlacht.

Die Welt ist jetzt ein Vaterland, die Seelen
Von heiliger Begeisterung durchbebt;
Und sanft ein Friedenssang aus tausend Kehlen
Von einem Ufer an das andre schwebt.

Der Rauch steigt auf und durch der Erde Schollen
Sieht man die Pflugschar ihre Furchen ziehn.
Man hört von ferne der Maschinen Grollen
Und feurig rot die Schmiedeöfen glühn.

Und über all dem wilden, rauhen Toben
Der Erde, die in vollem Gärungsbraus,
Da breitet stolz, im Winde flatternd, droben
Die Freiheit ihre weißen Flügel aus.

Wassili Tjorkin.

Von

P. Boborykin.

(Fortsetzung.)

V.

Beim Dessert — Röllchen mit Schlagsahne — streckte Pjerwatsch noch einmal seine Fußspitze aus und berührte wieder das weiche Füßchen Sanjas. Sie errötete nicht einmal mehr, wie das erstemal.

Paula Sacharowna unterhielt sich herablassend mit ihm und sagte ihm, als er ihr nach dem Essen gesegnete Mahlzeit wünschte:

„Könnten Sie nicht vor dem Abendthee auf eine Minute zu mir kommen?"

„Mit besonderem Vergnügen," antwortete er und merkte wohl, daß es ihr um eine vertrauliche Geschäftsunterredung mit ihm zu thun war.

Es ist ihm hier im Hause besonders gut geglückt. Er ahnte dunkel, daß Tante Paula ihre Nichte nicht liebte, und gern so bald als möglich los werden möchte. Das Mädchen ist reif; und sie in sich verliebt zu machen, kostet nichts. Auch zu schonen gibt es hier nichts Besonderes. Bisher hat er noch nichts geschont, was ihm vorgekommen ist ... Vorerst ist es nötig, sich überall gehörig einzuschmeicheln und dann wird alles davon abhängen, welche Unterstützung er bei der Tante findet ... Auch der Vater ist nicht sehr zärtlich zu seiner Tochter. In all und jedem beeinflußt ihn die ältere Schwester. Zwischen beiden herrschen verwandtschaftliche Geldverhältnisse ... Er wird schon dahinter kommen. Das Geschäft geht nicht ohne seine Beteiligung. Wahrscheinlich wünscht die Tante, daß der Bruder unter günstigen Bedingungen seine Datsche* an die neue Compagnie verkaufe, bei der er sich selbst anzuschlängeln versucht.

Inzwischen muß man sich schleunigst an Sanetschkas frische Pfirsichwangen mit den himmlischen Grübchen machen. Jetzt werden sie gleich auf Martha Sacharownas Zimmer gehen, um dort Näschereien und Liqueure zu genießen. Dort ist sein Reich. Das Tantchen war selbst nahe daran, für ihn zu entflammen. Er gibt sich mit solchen überreifen Kürbissen aber nicht ab, besonders seit er auf eigenen Füßen steht und von einer großen geschäftlichen Carrière träumt.

Paula Sacharowna berührte flüchtig mit ihren Lippen den Scheitel Sanjas, als ihr diese die Hand küßte. Die Kammerzofe reichte ihr den Stock, worauf sie in ihr Gemach humpelte.

Als wenn nichts geschehen wäre, ging Pjerwatsch auf Sanja los und bot ihr den Arm.

„Wohin befehlen Sie?" fragte er mit einem liebkosenden Blick seiner schwarzen Augen, denen er einen entsprechenden Ausdruck zu geben wußte.

Er drückte Sanjas Arm, den sie in seinen gelegt hatte.

„Tante, wohin gehen wir — auf den Balkon oder zu Ihnen?" fragte Sanja.

„Erst zu mir ... Wir trinken ein Täßchen Kaffee, Nikolai Nikanorytsch! Ist Ihnen jetzt ein Schnäpschen gefällig? Pflaumenliqueur oder Schlehenwasser?"

„Beides, wenn es beliebt."

„Dann um so besser."

Die Backen der Dicken glänzten noch kräftiger. Bei Tisch, vor der älteren Schwester, trank sie nur etwas Kwaß, enthielt sich sogar des Xeres, aus dem sie sich nicht viel machte. Nach dem Mittag- und Abendessen hielt sie sich dafür an ihren Liqueuren schadlos.

Und Sanja geriet jeden Nachmittag im Zimmer der Tante Martha in einen sonderbaren Zustand durch den eigenartigen Kräuterduft, die Näschereien, den Kaffee mit der dicken Sahne und die Liqueure. Es überkam sie die Lust zu schwatzen, zu lachen, nein, zu küssen.

Dort sitzen sie wieder am Tisch. Die Tante streckt sich auf dem Sofa, mit den Ellenbogen auf das Kissen gestützt. Ueber ihr hängt ein geschwärzter Kupferstich — Judith mit dem Haupte des Holofernes. Dieser schreckliche Kopf gefällt ihr ungemein ... Und die Judith hat solche komische Nase. An den Fenstern

hängen Käfige. Die Tante hat im ganzen sechs Kanarienvögel. Diese begeben sich bei Beginn jeder Unterhaltung und beim Klappern von Tellern und Gläsern sofort an ein Singen, der eine durchdringender als der andere. Sie stören aber niemand. Sanja summt bei diesem Vogelkonzert der Kopf nur noch mehr von den Getränken.

Die zweite Kammerzofe — Praskowja — ist ihrem „gnädigen Fräulein" gerade so zugeteilt, wie Awdotja der Paula Sacharowna. Sie sieht der Tante Martha ähnlich, ist fast eben so fett und liebt auch zu trinken, nur im stillen. Sanja hat das von der Wärterin Thedosjäjewna erfahren, die sehr streng im Essen und Trinken ist und auch gewissenhaft alle Fasten hält. Sanja ist in dieser Beziehung aber sehr nachsichtig. Was hat das zu sagen, wenn solch ältliches Frauenzimmer in der ländlichen Langeweile eins trinkt.

Auf dem Tische standen schon zwei Liqueurflaschen, einige Tellerchen und Schälchen mit eingemachten Süßigkeiten: Feigen, Nüsse in Honig, Himbeermarmelade, dicker Saft aus Rosenblättern, kandirte Apfelsinenschalen und Vanille ... Sanja ist eine besondere Freundin dieser Leckereien ... Praskowja bringt auch gleich den Kaffee.

Pjerwatsch sitzt neben ihr — sehr nah und schaut ihr in einer Weise in die Augen, als ob er aus ihnen ihre Gedanken herauslesen wollte. Eigentlich hätte sie ihm wohl zu verstehen geben müssen, daß er keineswegs das Recht habe, seine Fußspitze unter dem Tische nach ihrem Fuß auszustrecken; das hatte ihr doch aber gerade Vergnügen gemacht ... Warum also heucheln? Und sie spürt auch schon wieder, daß seine Fußspitze näher kommt ... und die Augen umschmeicheln sie ... die Hand, ganz unter dem Tisch, sucht die ihre ... Sie zog sie nicht zurück — und er fand sie.

In diesem Augenblicke goß die Tante den beiden je ein Gläschen ein, sich aber auch.

„Pflaumen?" fragte Pjerwatsch und stieß mit ihr und Sanja an. Seine Hand umfing ihre Fingerspitzen, und dabei zog ein zuckendes und wonniges Gefühl durch ihren Körper, ehe sie noch am Glas genippt hatte.

Die Tante merkte nichts, und wenn sie es auch gemerkt hätte, hätte sie sich darum nicht bekümmert. Sie erwiderte das Anstoßen von Pjerwatsch und kostete blinzelnd das Getränk in kleinen Schlückchen.

„Schmeckt es Ihnen, Nikolai Nikanorytsch?"

„Ausgezeichnet, Martha Sacharowna."

„Sanja, schmeckt's?"

„Sehr, Tante, sehr."

„Trink, Täubchen, trink."

„Besser als aller Krambambuli," fügte der Feldmesser hinzu.

„Krambambuli?" rief Sanja und hüpfte auf dem Stuhl. Die Finger ihrer linken Hand blieben aber dabei in der Hand des Feldmessers. „Nikolai Nikanorytsch! Was ist das? Ein Lied? Was sonst? Ein Lied? Oder etwa ein Getränk?"

„Eins wie das andere, Alexandra Iwanowna, eins wie das andere. Eine Art Liqueur — ein sehr kräftiger Branntwein. Ein Studentengetränk. Es gibt auch ein Lied davon, das auch die Zigeuner singen."

„Wie singen sie? Singen Sie es."

„Es ist ein Chorgesang."

„Tante! Herzchen! Bitten Sie doch Nikolai Nikanorytsch."

„Ihre Bitte genügt, Alexandra Iwanowna."

Er sagte das so lieb, mit gesenkten Augenlidern, daß Sanja ihn gleich hätte küssen mögen. Der Liqueur brannte ihr sanft in der Brust und strömte durch ihre Adern ... Alle Pulse schlugen.

„Krambambuli — das ist der Titel," sang Pjerwatsch verhalten ... Seine Stimme war klangvoll und leicht vibrirend.

„Ach, wie entzückend!"

„Und ist das allerbeste Mittel!" fuhr Pjerwatsch fort und stieß noch einmal mit Sanja an.

Sie trank das große Glas bis zum Boden leer und leckte noch mit der Zungenspitze die Tröpfchen von ihren rosigen Lippen.

Nach fünf Minuten sangen alle drei im Chor:

„Krambam-bam-bambuli, Krambambuli."

Und die winselnde Stimme der Tante Martha drang durch die jugendlichen, dröhnenden Stimmen Sanjas und des Feldmessers hindurch. Sie hüteten sich indessen, zu laut zu singen, um Tante Paula nicht zu wecken.

Sanja versuchte noch einen Schlehenbranntwein, der viel herber als das Pflaumenwasser und sehr kräftig war. Ihre Zungenspitze wurde schwankend, und über ihre Wangen ergoß sich eine dunkle Röte, die bis über die Ohren reichte. Auf dem Halse traten die Adern hervor. Ihr Kopf war noch nicht benebelt, nur drang es wie eine Welle zu ihrem Herzen und brachte es zum Pochen, während sie in den Augen dieselbe angenehme Wärme empfand wie in den Ohren und dem ganzen Gesicht. Sie überließ sich zunächst ihrer physischen Annäherung zu diesem hübschen Menschen. Er hatte sich bereits ihres molligen Patschchens bemächtigt. Sie zog die Hände nicht zurück ... Seine Augen durchbohrten sie förmlich, was sie nicht mehr beschämte — wie noch gestern und vorgestern.

Nach dem Gesang Krambambuli und der scharfen Anstrengung überlief ein Wonnegefühl ihren Körper. Sanja wandte ihre Augen, blinzelnd, zur Tante — und deren feistes rotes Gesicht erschien ihr mild und engelgleich. Sie schnappte nach Luft und sagte matt:

„Tantchen! Seelchen!"

Und da erst stieg ihr der Rausch wie eine Wolke in den Kopf.

Die Tante wurde auch benebelt, das war der Moment, um mit ihrer mädchenhaften Fistelstimme irgend eine alte Romanze anzustimmen:

„Es schäumt der Fluß,
Der Fluß erbraust . . ."

grölte Martha Sacharowna.

Sanja empfand keine Lust zu singen. Sie bog sich an die Stuhllene zurück. Ihre linke Hand blieb ganz in Nikolai Nikanorytschs Gewalt. Er hebt sie hoch zu seinen Lippen und küßt sie. Das bewog sie, sich aufzurichten und den Kopf zu neigen. Wie es schien, hatte sie ihn auf die Wange geküßt — und das gerade vor der Tante. Wenn sie aber allein gewesen wären, dann hätte sie ihn wohl am Kopf gepackt und abgeküßt.

„Erzürnt und drohend
Wellen nahn . . ."

johlt die Tante und läßt ihre Stimme mit den beiden Versen ersterben:

„Leb wohl, mein Freund!
Zieh hin, mein Kahn!"

VI.

Unter dem lauschigen Blätterdach einer sich weit ausbreitenden, knorrigen Eiche saß Sanja auf dem Plaid, den Nikolai Nikanorytsch für sie ausgebreitet hatte. Das Gesträuch grünte ringsum. Nach unten war durch die Bäume eine schmale Schneise bis zum Fluß geschlagen. Ein Streifen Wasser schillerte in bläulichem Farbenspiel hindurch.

Tante Martha dämmerte oben in der Laube.

Sie waren Arm in Arm durch den Park gestreift. Er hatte verschiedenemal angehalten, um ihre Fingerchen zu küssen, und sie hatte dazu gelächelt.

Er saß auf dem Rasen, sehr, sehr dicht neben ihr und legte, ohne ein Wort zu sagen, seine Lippen an ihre Wangen.

Sanja konnte nicht erröten — ihre Wangen standen so wie so in Flammen; sie schreckte aber zusammen und sah ihn schnell an.

„Ist es möglich?" flüsterte sie.

„Und weshalb unmöglich?"

Seine Augen blickten sie kühn und einschmeichelnd an. Sie wollte gern böse werden, konnte es aber nicht fertig bringen. So also rückte er ihr unter den Augen der Tante nach . . . Es konnte sein, daß man ihn als Bräutigam betrachtete . . . Ohne dies würde er es sich gewiß nicht erlaubt haben.

Und wenn auch? Er ist so hübsch, daß man nicht die Augen von ihm abwenden kann. Und seine Stimme ist wunderbar. Gekleidet ist er stets wie aus dem Ei gepellt.

Er hätte sie ja auch umarmen und auf die Lippen küssen können.

Er ist zartfühlend und hat kein rohes Verlangen! Sollte er sich unterfangen, sie zu küssen — nun, sie würde es nicht verwehren und ihm keinen Backenstreich versetzen.

Schlagen? Wofür? Hatte er sie denn so beleidigt? Heute ist sie ganz von ihm eingenommen. Die Tante hatte ihr noch eingeschenkt, das war das dritte Glas. Seitdem ist ihr Kopf unklar.

„Weshalb unmöglich?" wiederholte er und küßte sie niedriger, auf den Hals.

„Herr Gott! Nikolai Nikanorytsch! Das geht nicht! Um Gottes willen!"

Dennoch wäre sie nicht im stande gewesen, ihr Gesicht abzuwenden, wenn er sie auf die Lippen hätte küssen wollen.

„Sanjetschka!" flüsterte er ihr ins Ohr. „Sanjetschka!"

Und sie wurde erst recht nicht böse. So lieblich klang ihr Name von ihm . . . Sanjetschka! . . . das war schöner als Sanja . . . oder Sarja, wie sie einzelne Freundinnen vom Institut nannten. Selbstverständlich ist sie ein Kind im Vergleich zu ihm. Er hat sie aber so genannt . . . weshalb?

Deshalb, weil er sie liebt! antwortete sie sich selbst — und sie schloß ganz die Augen und weigerte sich nicht mehr; er küßte sie weiter auf den Hals mit kleinen, kurzen Küssen.

„Nikolai Nikanorytsch! . . . Nikolai Nikanorytsch! Sind Sie da?"

So rief jemand von oben. Sie erkannte die Stimme Afdotjas, der Kammerzofe der Tante Paula.

„Unmöglich!" entfernte sie ihn mit schnellem Flüstern, öffnete die Augen, richtete sich gerade und sprang auf die Füße.

Ihr Kopf wurde auf einmal klar. Jede Abspannung schwand aus dem Körper.

Er richtete sich auch auf und schrie:

„Au!"

Afdotja kam heran, keuchend.

„Ich suche Sie am ganzen Ufer, Herr . . . Paula Sacharowna bittet Sie, vor dem Thee zu ihnen zu kommen."

„Sogleich!" erwiderte Pjerwatsch, als ob nichts geschehen wäre, und imponirte Sanja gewaltig durch seine Selbstbeherrschung.

Doch sie war gleichfalls nicht erschrocken . . . Wovor denn auch? Afdotja hatte vor Bäumen nichts sehen können. Und wenn sie auch etwas gesehen hätte? Würde sie es Tante Paula sagen?

Nun, und wenn auch. Was kann da weiter Schreckliches passiren? Sollte denn Tante Paula nicht gemerkt haben, daß sie einander gut sind? Wenn ihr diese Liebschaft unangenehm wäre, würde sie

längst Tante Martha Instruktion erteilt oder sich selbst ins Mittel gelegt haben.

Warum hatte sie nur nach Nikolai Nikanorytsch geschickt? Vielleicht — gerade deswegen. Hatte er ihr vielleicht einen Brief geschrieben? Er ist so klug. Wenn er um ihre Einwilligung bittet, gerade um ihre — ihre zuerst. Was sie sagt, sagt auch der Papa.

„Ich komme gleich!“ wiederholte Pjerwatsch, indem er sich von Afdotja entfernte. „Ich werde nur erst das gnädige Fräulein zur Laube führen.“

„Zu Befehl,“ rief Afdotja, ihr sklavisches, garstiges Altjungferngesicht abwendend.

„Sie gehen in Geschäften zu ihr?“ fragte Sanja leise und ihn von der Seite anschielend.

„Ja, in einer wirtschaftlichen Angelegenheit,“ äußerte er ruhig.

Sie hätte am liebsten gejauchzt: „Ich kenne diese Angelegenheit!“ Als er sie unter den Arm nahm, fühlte sie nichts mehr von der Abspannung, die sie unter dem Baume beherrscht hatte.

„Vielleicht schon heute?“ dachte sie und senkte die Augen.

Die Tante schlief; wozu sie wecken?

Sie standen an dem Pfosten der Laube, wo Martha Sacharowna auf dem Strohsessel, mit gestickten Straminschuhen an den feisten Füßen, mit offenem Munde schlief.

„Sie warten hier, Sanjetschka?“ fügte er im Flüsterton hinzu, indem seine Lippen fast ihren Hals berührten.

„Ach,“ entrang sich ihr ein stiller, kindlicher Seufzer, bei welchem sie dazu dachte: „Heute kann sich noch alles entscheiden.“

Es fiel ihr ein, daß gerade heute ihr Papa aus der Stadt zurückkehren solle.

„Ach, was?“ erwachte plötzlich Martha Sacharowna und fuhr sich mit der Handfläche über ihre fetten Backen.

„Ich bringe Ihnen Ihre Nichte und übergebe sie Ihnen. Paula Sacharowna hat nach mir geschickt.“

„Ja, ja,“ wiederholte die Dicke noch verschlafen. „Sie sind spazieren gegangen, meine Lieben ... Solch wundervoller Tag! ... Habe ich lange geschlafen?“

„Ein gehöriges Ende!“

Sanja küßte sie auf den Scheitel.

„Ich werde bei Ihnen bleiben ... Die Tante hat Afdotja nach Nikolai Nikanorytsch geschickt.“

„Ach, gehen Sie, gehen Sie, Täubchen.“

Martha wußte, daß ihre Schwester nichts unbedacht thut. Es mochte etwas Wichtiges in Geschäftsangelegenheiten des Bruders, wegen des Waldes, des Verkaufs, sein. Sie macht sich keine Sorge, so lange die Schwester lebt. Möglicherweise hat sie auch mit Sanja etwas vor.

Die Schritte des Feldmessers verhallten in der Lindenallee. Sanja ging in der Laube auf und ab, stürzte dann auf die Tante zu, ergriff ihren Kopf und küßte sie wiederholt.

„Tantchen! Engel! Wie entzückend er ist! Nicht wahr?“

„Wer, Seelchen? Nikolai Nikanorytsch?“

„Ja ... Wonne ... Ja!“

„Nun, um so besser!“

Die Dicke blinzelte.

„Dann hat er Dir wohl etwas gesagt — da unten?“

Sanja wurde rot.

„Er ist wohl gar noch weiter gegangen? Du hast ja so geseufzt, Du Dummerchen ... Nun, was ist dabei. Das ist Sache der Jugend ... Und solch ein Herrchen! Ha, ha!“

„Er ist lieb, lieb!“

Sanja küßte die Tante auf die Schulter und rannte aus der Laube. Sie mußte laufen, ganz wie ein Kind. Sie lief die Allee entlang bis zur Biegung, dann um das ganze Viereck herum, bis sie sich wieder unter derselben Eiche, wo sie vorhin gesessen, niederwarf.

Welch entzückende Eiche! Solch eine gab es im ganzen Park nicht mehr. Sie atmet ordentlich. Ihr lauschiges Blätterdach wird sanft von dem kaum merklichen Lüftchen herabgebogen. Es duftet nach Maiblumen. Es müssen schon irgendwo welche blühen.

Sie bückte sich zum Rasen, suchte, fand ein Hälmchen mit einem einzigen Maiglöckchen, pflückte es und führte es zu ihren rosigen, zitternden Nasenflügeln.

Was für ein wonniger Geruch! Sie liebt überhaupt die Düfte — die verschiedensten. Aber zumal im Frühling, im Freien, einen süßen Blumenduft, besonders von solchen Maiglöckchen! Könnte man doch jetzt im Kahn sitzen und gondeln, gondeln bis zur Nacht.

Richtig, sie mußte daran erinnern, wenn jetzt der Papa kam, daß es Zeit wäre, die Gondel zurecht zu machen. Es war heiß. Sie fürchtet keine Hochflut. Mit ihm fürchtet sie nichts. Jetzt sitzt er dort bei Tante Paula. Sie reden über sie — natürlich über sie.

Sanja kehrte zur Eiche zurück und ließ sich auf dem Rasen nieder. Nikolai Nikanorytsch hatte seinen Plaid mitgenommen.

Ja, sie reden über sie, die Tante hat ihn erst etwas zappeln lassen, fragt ihn aber dann: „Was für Absichten haben Sie mit meiner Nichte?“ Worauf er antwortet: „Meine Absichten sind die allerehrlichsten. Alexandra Iwanowna gefällt mir.“ Er kann sagen: „Wir gefallen uns gegenseitig.“

Und wenn der Papa ankommt, wird ihm Tantchen

Paula sagen: „Nikolai Nikanorytsch ist ein nützlicher Mensch ... ein studirter Taxator. Ob er adelig ist? Ganz egal. Papa hat auch Mama, die Tochter eines kleinen Kreisbeamten, geheiratet. Dann sind sie Bräutigam und Braut, und es geht an ein Küssen, ein Küssen ohne Unterlaß."

VII.

Pjerwatsch hatte länger als eine Stunde bei der Tante gesessen und verließ sie eben, als ein Tarantaß an der Freitreppe vorfuhr. Iwan Sacharytsch war aus der Stadt zurückgekehrt und begab sich sogleich in seine Gemächer.

Pjerwatsch rief seinen Lakai Prochor an, der am Saal vorbeiging, und sagte zu ihm:

„Wenn Iwan Sacharytsch nach mir fragen sollte, ich gehe zum Anbau und kehre zum Abendthee zurück."

Prochor, ein blasser, träger Bursche von dreißig Jahren, sauber in einen blauen Ueberrock gekleidet, überbrachte seinem Herrn diese Meldung, indem er in das Zimmer trat.

Iwan Sacharytsch begab sich soeben ans Waschen, was er stets allein, ohne Hilfe des Dieners that. Er stand in der Mitte des geräumigen Kabinets mit dem Alkoven und zog sich seine Reisejacke aus grünem Tuch mit Bronzeknöpfen aus.

Er war sehr hoch von Wuchs, größer als zehn Werschok, hager, schmalschulterig, mit einem winzigen, runden Blondkopf; die sanften, welken Züge paßten nicht zu solcher Figur. Er trug nur einen dünnen Schnurrbart. Der Mund mit schlechten Zähnen kniff sich ununterbrochen zu einem sauren Lächeln. Die glatten, spärlichen Haare fielen, mitten über die Stirn gescheitelt, in geraden Strähnen an den Schläfen herab. Den Kopf trug er hoch, ein wenig aufgeworfen, und bog beim Gehen kaum das Knie.

„Bitte Nikolai Nikanorytsch hierher ... so in zwanzig Minuten."

„Zu Befehl!"

Prochor ging. Iwan Sacharytsch nahm die Reisejacke und hing sie in den Schrank. Er hielt auf stutzerhafte Sauberkeit. Das Kabinet glich in seiner Ausstattung keineswegs den übrigen Zimmern des Hauses. Es hatte einen Teppich, kostbare Vorhänge, einen ungeheuren Schreibtisch, Sammetmöbel, gute Stiche in schwarzen, regelmäßigen Rahmen. An einer Wand hingen Gewehre und Dolche, mit einem Fuchspelz dazwischen. Im Hintergrunde des Alkovens stand die bronzirte Bettstelle mit blauer Atlasdecke.

Er wusch sich lange und geräuschvoll. Zwei weiche Handtücher hingen an Ständern über dem in Moskau erstandenen Waschtisch mit Marmorschale. Ebenso trocknete er auch lange an seinem Gesicht und an den bis zum Ellenbogen entblößten Armen.

Auf der runden, niedrigen Stirn zog sich über die vergilbte Haut eine tiefe Narbe. Die farblosen, gelblichen Augen blinzelten gewohnheitsmäßig.

Iwan Sacharytsch war nach seiner Rückkehr aus der Stadt kaum wieder zu kennen. Manch anderer an seiner Stelle würde alles, was ihm in den Weg kam, umgeworfen und mit der Dienerschaft gescholten haben. Dazu ließ er sich nicht herbei. Er — ein Tschernososchni, der sich in allen Lebenslagen zu beherrschen gewohnt war. Wüten und toben — das konnte heutzutage jeder ruppige Bürger. Er war — ein Tschernososchni!

Die Geschäfte gehen erbärmlich. Und mit jedem Jahr wird alles schlimmer. Er hatte daran gedacht, sein Waldgut zu verpfänden, die Bank schätzte es aber zu gering. Geld war aber nirgends aufzutreiben; die Aufkäufer drängten: was war noch zu erwarten? Der Termin zur Zahlung der Zinsen für die beiden Landgüter fiel auf Ende Juni. Gezahlt mußte irgendwie werden. Bis dahin hatte man ihm gestundet. In der Bank ist er der Bruder Edelmann, der Direktor, der Präsident und zwei andere sind seine Kameraden.

Doch da ist etwas nicht richtig. Er war in die Stadt zum Adelsmarschall, seinem entfernten Verwandten und Regimentskameraden gefahren, der, zehn Jahre jünger als er, jetzt zweiunddreißig Jahre zählte — und nach ihm vor zwei Jahren gewählt war, nachdem Iwan Sacharytsch rundweg verweigert hatte, noch einmal mitzumachen, obwohl er gern einen Orden oder Staatsratstitel erwischt hätte. Die Geschäfte hatten schon damals wackelig gestanden. Ehre hin, Ehre her — der Ruin war schlimmer als alles.

Er hatte den Adelsmarschall in großer Aufregung getroffen. Ihm war die Nachricht zugegangen, daß bei der Bank ein Betrug von mehreren Zehntausend aufgedeckt wäre. Die Sache war an den Staatsanwalt gegangen. Man erzählte, daß der eine Direktor nicht aufzufinden sei. Und das nicht allein. Bei zwei Gütern, die zum Verkauf bestimmt waren, überstieg das Darlehen darauf bedeutend den Wert. Beide Güter gehörten einem Vetter des ersten Direktors. In Zeitungen — sogar in hauptstädtischen — hatten verschiedentlichste Korrespondenzen gestanden — „wo das Schreibervolk nicht alles seine Nase hineinsteckt" — daß eine außerordentliche Adelsversammlung erforderlich sei, da die Anstalt vom Adel gegründet wäre. In der Stadt war eine Panik ausgebrochen; die Einleger forderten ihr Kontokurrent-Guthaben zurück, sowie die langfristigen Wechsel, welche die Bank mit sechs Prozent verzinste. Es war nicht daran zu denken, die Frist verlängert zu erhalten. Nur gut, daß beide Güter sehr hoch taxirt waren. Damals versah Iwan Sacharytsch das Amt des Adelsmarschalls, und einer der Direktoren stand mit ihm als Schulkamerad auf Du und Du.

Dieser ganze Bankaufruhr berührt nun seinen Verwandten nicht direkt. Mittlerweile kann er jedoch selbst stürzen. Seine Güter sind verschuldet — „wessen Güter wären es nicht?“ — schon von alters her durch seinen Vater bei einer hauptstädtischen Bank; doch er hat sie gegen eine Ergänzungssumme bei der Zentraladelsbank neu belastet. Und diese Gelder hat er auch schon verbraucht. Er lebt besonders darauf los, seit er mit der gewesenen Gattin eines Accisebeamten angebändelt hat. Der Loskauf von dem schmierigen Gatten hat ihn allein an vierzigtausend gekostet, und dann sind noch weitere zehntausend auf die Ehescheidung draufgegangen. Darauf hat sie ihn ins Ausland geschleppt, wo sie ein volles halbes Jahr herumgereist sind und am Roulette gespielt haben. Sie ist eine ungeheure Modenärrin. Zu drei Dutzenden besitzt sie kleine Wäsche und Schuhzeug, alles in Seide und Spitzen; Hemden, Strümpfe, Unterröcke hat sie in allen Farben. Sie sieht durchaus nicht mehr wie eine gewesene Accisebeamtenfrau, sondern wie eine richtige französische Kokotte aus. Und so treiben sie es nun seit seiner Adelsmarschallszeit schon im dritten Jahr. Nach Moskau fahren sie fast jeden Monat einmal, was unabweisbar mit einem Besuch des Slavianskibazars verknüpft ist. Im Kreisstädtchen wissen sie es fertig zu bringen, für den Haushalt allein über fünfhundert Rubel monatlich zu verputzen.

Er war früher Vorstand der Polizei gewesen. Während er dieses Amt versah, wurde er der Hehlerei beschuldigt. Die Sache wurde damals vertuscht und ihm Zeit gegeben, sich in mehreren Fristen abzufinden. Jetzt fehlten beim adeligen Vormundschaftsamt Mündel- und andere Gelder. Iwan Sacharytsch hatte ihm im ganzen mehr als zwanzigtausend übergeben, und seitdem war es offenkundig, daß auf die beiden Güter, die sich im lebenslänglichen Nießbrauch der Frau befanden, neuerdings noch Pfandbriefe aufgenommen waren. Das sollten für dreißigtausend sein, wenn nicht mehr.

Als sein Verwandter, der jetzige Adelsmarschall, darauf andeutete, in welche Patsche er geraten könne, hatte Iwan Sacharytsch sofort bei sich gedacht: „Du hast gewiß Deine Klauen im Koffer des Vormundschaftsamtes gehabt?“ Konnte er dafür einstehen? Mit gutem Gewissen — nicht. Es handelte sich aber nicht um ihn allein ... Da waren noch die Bankdirektoren — auch Edelleute, die sich den öffentlichen Kredit zu nutze machten, ohne sich dabei etwas zu vergeben ... Jetzt aber kamen gar zu dumme Geschichten vor!

Iwan Sacharytsch dünkte sich über eines Edelmannes unwürdige Handlungen hoch erhaben, davon war er wirklich durchdrungen. Wenn er bei der Verpfändung der Güter eine hohe Schätzung herausgeschlagen hatte, so waren sie doch das Geld sicher wert, wenn sie bei einer öffentlichen Versteigerung den Preis vielleicht auch nicht erzielten. Er ist bei beiden Schwestern in Schuld, und es wird ihm ziemlich schwül bei dem Gedanken, wie er sie im unglücklichen Falle des Verkaufes seiner Güter sicherstellen soll. Indessen, der Kaufpreis wird so reichlich sein ... Wenn er aber keinen guten Käufer findet?

Ihm kam es immer so vor, daß, wie er auch immer würde handeln müssen, er doch stets der edelgeborene Mensch, der Adelsmarschall aus dem Geschlecht der Tschernososchni — der letzte männliche Sproß dieser Rasse bleiben werde ... Außer Sanja hatte er nur noch zwei uneheliche Töchter. Wenn er deren Mutter auch heiraten wollte und ihnen adelige Rechte verschaffen — blieben sie doch Mädchen. Um noch einen Knaben zu haben, konnte er ja heiraten. Sie waren mit ihrer Mutter abgefunden — wenn auch mit nur geringem Kapital.

Und Sanja?

Sanja war ja gar nicht seine Tochter. Darein hatte er sich längst ergeben, daß ihn seine Frau betrogen hatte. Auf seinem Tische liegen Briefe dieser „Fliege“, die der Schwester Paula in die Hände gelangt waren, die ihm auch aus ihnen nachwies, daß die selige Gattin das Andenken einer unbescholtenen Frau nicht verdiene. An Sanja wird er die Schuld der Mutter nicht rächen. Er hat aber das volle Recht, sie nicht zu lieben, sie so bald als möglich an den Mann zu bringen! Als Mitgift zehntausend ... Erbliche Rechte hat sie nicht. Ihre Mutter war ein armes Institutsfräulein.

Zehntausend — keine kleine Summe in heutiger Zeit, sogar für ein Fräulein aus gutem Hause; die muß man auch erst haben, zusammen mit der Schuld bei den Schwestern, laut der aufbewahrten Schuldscheine, bleiben ihm rund fünfzigtausend zu zahlen.

Der Verkauf des Waldgutes mag mehr bringen, doch nur von dem Liebhaber. Er hatte schon an den Adelsmarschall gedacht; der fing aber auch schon an Darlehen aufzunehmen, nur tausend Rubel, um in die Gouvernementsstadt zu fahren und dort jemand den „Schlund“ zu stopfen, damit er keine „unsauberen Klatschereien“ anzettelte.

Iwan Sacharytsch fühlte immer lebhafter und lebhafter, daß er nahe an dem Krach stand, und er nicht allein, sondern fast alle seinesgleichen. Es fiel ihm nicht ein, sich selbst die Schuld beizumessen. Er lebte als wahrer Edelmann, ohne Säufer und Spieler zu sein. Seine Familie war linker Hand — doch war ihm das als einem jung verwitweten Manne, abseits und nicht im Hause, erlaubt.

Ihm war entsetzlich wehe ums Herz. Er war ja nicht schuld, sondern die verfluchte Zeit. Der Adel hatte sein Kreuz zu tragen. Jetzt dachte man daran,

den Stand aufzuheben. Zu spät; die Trauben sind sauer. Der allgemeine Ruin ist nicht abzuwehren. Es bleibt nichts anderes übrig, als zusammen zu raffen, Betrug und Hinterlist zu üben. Nur er, der Biedermann — hielt sich zurück und erlebt dafür, daß er seine Zinsen nicht bezahlen kann, und riskirt, seine beiden schönen Güter für ein Butterbrot abgeben zu müssen.

Und trotzdem ändert er sich nicht, weder im Auftreten noch im Gefühl seiner Adelswürde, er schilt nicht, er klagt nicht, er zuckt nicht mit den Wimpern. Das — steht unter ihm.

Er mag dazu kommen, sich eine Kugel vor den Kopf zu jagen — er wird es mit Anstand thun. Mit solchem Ende hat es indessen keine Eile.

VIII.

Iwan Sacharytsch zog einen hellgrauen Hausrock mit blauem Futter an, setzte sich in einen Sessel und machte sich daran, einige Papiere durchzusehen.

„Ist es erlaubt?" rief Pjerwatsch durch die halbgeöffnete Thür. Er hatte auch einen schwarzen Rock angezogen.

„Kommen Sie, kommen Sie, Nikolai Nikanorytsch! Sehr erfreut!"

Auf den Taxator schaute Iwan Sacharytsch mit besonderen Hoffnungen. Schwester Paula hatte ihm auch schon verkündet, daß es angemessen wäre, ihn warm zu halten und ihm, um die Sache ins reine zu bringen, eine „gesunde" Gebühr in Aussicht zu stellen.

„Ich komme soeben von Paula Sacharowna," sagte Pjerwatsch, die Hand ausstreckend.

„Das ist gut. Sie ist in meine Absichten eingeweiht."

Durch Redekunst zeichnete sich Iwan Sacharytsch nicht aus. Jede geschäftliche Unterredung kostete ihn nicht geringe Anstrengung.

„Paula Sacharowna ist sehr klug ... Sie versteht auch Ihre Interessen vortrefflich."

„Meinen Sie?"

„Sie ist der Ansicht, daß das Forstrevier und dieser Wohnsitz mit dem Park unverzüglich zu verkaufen seien."

„Leicht gesagt ... die Preise fallen. Nisowjew will ja auch verkaufen."

„Sein Wald ist größer, aber schlechter als der Ihrige, Iwan Sacharytsch. Und jetzt, nach der von mir vorgenommenen Taxation ..."

„Das ist es wohl, Nikolai Nikanorytsch. Ich verhehle Ihnen jedoch nicht ... die Zahlung der Zinsen für die beiden Güter kann für mich schwierig werden."

„Ich verstehe ... Sehen Sie, Iwan Sacharytsch ..." Pjerwatsch rieb sich nachsinnend die Hände; „nach dem Sprichwort: ‚wenn die Not am höchsten — ist Gott am nächsten ...' Nisowjew verkauft sein Gut wie ich schon Ihrer Schwester mitgeteilt habe, an eine neue Gesellschaft. Der Vorstand derselben ist ein gewisser Tjorkin. Schwerlich versteht er viel davon. Er hat alle Hände voll Geschäfte ... Man hat mir geschrieben, daß er damit umgehen solle, sich anzukaufen ... Eigentlich ist er nur ein Bauer. Es ist leicht möglich, daß ihm schon Ihre Besitzung mit solch einem Parke gefällt. Dann würden Sie die Ueberlassung unter Uebertragung der Schuld ausfertigen."

„Die Trennung von dieser Besitzung wird schwer halten. Sie gehört zum Geschlecht der Tschernososchni."

„Ich verstehe, Iwan Sacharytsch. Zudem kann er für das Waldgut nach der allerhöchsten Schätzung bezahlen."

„Gut, wenn Sie ..."

„Ich sage nicht, daß ich unweigerlich in den Dienst der Gesellschaft treten muß, meine Chancen dazu sind indes sehr ernsthaft ..."

„Ach, das wäre gut ... Seien Sie überzeugt, ich würde meinerseits —"

Iwan Sacharytsch hatte nicht den Mut, auszureden. Das war ein Geschäft; dazu gehörte seine Schwester Paula.

Pjerwatsch senkte die Lider seiner schönen Augen. Er hatte schon von Paula Sacharowna einen Wink erhalten, daß er nebst einer schönen Kommissionsgebühr auch die Hand der Nichte würde bekommen können. Die Tante hatte ihm zu verstehen gegeben, daß Sanja, obwohl sie die geliebte Tochter von Iwan Sacharytsch und ihre liebe Nichte sei, ihm, dem Feldmesser, nicht unerreichbar sei ... Das reizte ihn aber wenig ... Sie würden Sanja irgend eine Kleinigkeit zuwenden ... Und wer weiß? Diese alten Jungfern mögen ihn wohl anlocken, mit Liqueuren traktiren und ihm bei einer Liebschaft mit dem Fräulein durch die Finger sehen ... Ein ander Ding ist, wenn er für seine Verkaufsvermittlung des Waldgutes eine ordentliche Kusche — wenigstens zehntausend — verlangt. Das Heiraten ist nicht sehr verführerisch ... ein dummes Mädel aufpacken, das in drei bis vier Jahren dick wird, Kinder in die Welt setzt — welche man dann auf dem Halse hat!

Das hatte Pjerwatsch alles vorher überlegt, ehe er hierher gekommen war. Er wollte sich indessen nicht als Rauhbein zeigen.

„Erlauben Sie mir die Bemerkung, Iwan Sacharytsch," fuhr er in verändertem Ton fort, „daß jeder Mensch sein Gewissen hat. Ich schätze zum Beispiel Ihren Wald um ein Zehntel kleiner als Nisowjews, meines augenblicklichen Hauptpatrons, an Qualität aber höher. Und die Abschätzung ist bei der Verpfändungsvorlage viel zu gering ausgefallen."

„Das ist gewiß!“ brach Iwan Sacharytsch heraus.

„Ich möchte aber beim Verkauf des Nisowjewschen Gutes nicht behilflich sein, zumal schon alles mit der Gesellschaft eingeleitet ist.“

„Dies verlange ich nicht! Bitte sehr!“

„Eine andere Sache ist es, dem Vorstand der Gesellschaft, diesem Tjorkin, das Geschäft mundgerecht zu machen. Wenn ihm selbst Ihre Besitzung mit dem Park tüchtig in die Augen sticht, dann muß man das gehörig ausbeuten ... Schwerlich hat er persönlich viel Geld. Zeigt er sich auf die Besitzung erpicht, so rate ich, sie ihm so billig wie möglich zu verkaufen.“

„Solch eine Besitzung! Nikolai Nikanorytsch! Ein Erbgut ... Und der Park! ... Wissen Sie, das ist schwer ... Jeder Edelmann ...“

„Selbstverständlich! Wenn Sie es aber für einen Spottpreis abgeben müssen, wegen der Rückstände bei der Bank!“

„Ich bin einigermaßen —“

Iwan Sacharytsch fühlte wohl, daß er in den Wind spräche, daß er keinen Kredit habe, daß ihm jedes Recht zur Hoffnung fehle.

„Angenommen ... Sie weigern sich ... Für beide Güter haben Sie — wenn ich fragen darf — wie viel im Jahre zu zahlen?“

Iwan Sacharytsch nannte die Summe.

„Es ist nicht besonders viel Geld; indessen muß es immerhin aufgebracht werden.“

„Ja, ja,“ bestätigte Iwan Sacharytsch.

Sein gewöhnliches, saures Lächeln wich nicht von seinen Lippen, den Kopf trug er aber schon weniger hoch.

„Ich würde herzlich froh sein, Ihnen hierbei helfen zu können, verehrtester Iwan Sacharytsch ...“

In Pjerwatschs Kopf dämmerte die Ueberzeugung: „Gewiß wird dieser Gänserich nicht einmal für die taxatorischen Arbeiten bezahlen — so muß man ihn denn wider Willen herausreißen.“

„Ich würde herzlich froh sein,“ wiederholte er nach einer kleinen Pause. „Angenommen, ich könnte bei Nisowjew gewissermaßen aus persönlicher Gefälligkeit ...“

Iwan Sacharytsch errötete. Das ist hart; solch ein Feldmesserlein — spricht mit ihm, einem Tschernososchni, wie ein Vorgesetzter mit einem Bittsteller, wenn auch in ehrerbietigem Tone ... Dagegen ist nichts zu machen! ... So sind die Zeiten! Man muß es dulden!

„Aus persönlicher Gefälligkeit,“ wiederholte Pjerwatsch seine Phrase. „Diese Summe vorzustrecken ... Aber diese Reichen pflegen schlimmer zu sein als unser Bruder Geschäftsmann ... Es ist sehr möglich, daß er ankommt und vor dem Millionenvergleich — irgend ein Tausend Rubelscheinchen für die eigene Brieftasche sucht.“

„Sehr leicht möglich!“ wiederholte Iwan Sacharytsch.

Auf seiner runden, niedrigen Stirn stand der Schweiß. Das Gespräch lastete schwer auf ihm, drückte ihm auf die Schläfen.

„Doch nehmen wir an,“ fuhr Pjerwatsch fort, seine Redeweise verzögernd und einen langen Atemzug thuend, „nehmen wir an, daß wir das Geld auftreiben —“

„Wir,“ wiederholte Iwan Sacharytsch in Gedanken; „wie er das herausbringt ... Was für Zeiten! ...“

„Ihre Schwester, Paula Sacharowna, hat sehr verständig bemerkt, daß das nur einen Aufschub für den Krach bedeuten würde.“

„Was er für Worte braucht! Krach! ... Daß man das dulden muß!“ dachte Iwan Sacharytsch.

„Verzeihen Sie ... ich meine unter Krach ...“

„Ja, ja, es ist ein moderner Ausdruck, ich weiß ...“

„Das richtige Wort, Iwan Sacharytsch. Warum sich täuschen?‘

„Allerdings, allerdings.“

„Der Moment trifft sich sehr günstig für Sie. Man muß ihn locken! Ohne falsche Bescheidenheit sage ich — meine Vermittlung ...“

„Ich verstehe, ich merke, Nikolai Nikanorytsch.“

„Mischen Sie sich nur nicht ein. Es gilt, sehr geschickt mit diesem Tjorkin zu verfahren. Ich verhehle nicht — mein persönliches Interesse ist auch damit verbunden, doch für Sie ist es viel wichtiger.“

„Vollständig wahr.“

„Meine Arbeit an Ihrem Gut wird allerspätestens in drei bis vier Tagen vollendet sein ... Tjorkin kann indessen dieser Tage in Sawodnoje eintreffen.“

„Jener Agent?“

„Kein Agent, Iwan Sacharytsch, sondern die Seele des Unternehmens. Ich bin aber noch nicht zu Ende ... Stellen Sie sich vor, wenn Sie den Moment verpassen —“

Iwan Sacharytsch stieß einen verhaltenen Seufzer aus.

„So ist der Krach unabwendbar ... Sind Ihnen die Gerüchte zu Ohren gekommen, was für Sachen die Bankdirektoren angestellt hätten? ... Ich habe heute Morgen davon gehört ... Sie waren ja in der Stadt ... dort wird man Näheres wissen.“

„Leeres Gerede ... dem Adel, wissen Sie, wird immer etwas angehängt ...“

„Genug, nicht so?“

Pjerwatsch heftete seine scharfen Augen auf Iwan Sacharytsch.

„Man sagt, daß der hiesige Adelsmarschall ... Sie verzeihen ... Es soll ja ein Verwandter von Ihnen sein?“

„Ein entfernter.“

„Sie sind bei ihm gewesen?"

„Auch."

„Selbstverständlich weicht er aus?"

„Das weiß ich nicht."

Iwan Sacharytsch rang nach Fassung.

„So ist's, ohne die Gesellschaft ist der Krach unabwendbar," schloß Pjerwatsch: „Die Bank kann die Zahlungen einstellen, die Güter sinken. Sie büßen Ihre Besitzung mit dem Park wie Ihr Waldgut gegen einen erbärmlichen Spottpreis ein."

Die Thür öffnete sich kreischend. Prochor steckte seinen Kopf herein und meldete:

„Fräulein Paula Sacharowna bitten zum Thee."

„Verwünschte Klemme!" schrie Iwan Sacharytsch beinahe auf, indem er sich vom Sessel erhob und die mit Schweiß bedeckte Stirne trocknete.

„Krach!" wiederholte er für sich und fühlte ein Frösteln in den Knieen.

IX.

Das Hochwasser spülte bis an den Staketenzaun einer der beiden Kirchen des Dorfes Sawodnoje.

Der Küster läutete träge am Glockenseil, als ein stattlicher Herr in blauem Paletot mit niedrigem Lammwollhut in den Garten trat.

Das war Tjorlin.

Er war nicht gealtert, nur hagerer im Gesicht, hielt sich nicht mehr so gerade wie im vorigen Jahr und hatte seinen Bart vernachlässigt.

Heute morgen war er in Sawodnoje angekommen und hatte das Forstrevier des Gutsbesitzers Nisowjew besichtigt. Mit diesem mußte er in der Kreisstadt, fünfundzwanzig Werst vom Ufer, an der alten Moskauer Straße gelegen, zusammentreffen.

Der Küster läutete von unten aus der Vorhalle des Glockenturms, indem er, mit einem Fuß auf der Stufe stehend, an dem Glockenseil zog. Es war ein alter Mann mit einer Mähne grauer Haare, ohne Hut, in einem Priesterrock von Nanking.

Er hielt inne und fragte Tjorlin:

„Nun — Väterchen?"

„Nichts, ich will nur auf den Glockenturm."

„Auf den Glockenturm?" fragte der Küster dagegen.

Tjorlin drückte ihm statt jeder Antwort einen Rubelschein in die Hand. Dieser ließ den Strick fahren und begann zu dienern.

„Sie wollen wohl die Ueberschwemmung sehen? Das geht ... Ein prachtvoller Blick."

Und er dienerte.

„Sie, mein Liebster, bleiben bei Ihrem Geschäft. Ich werde allein aufsteigen."

Mit einer rüstigen, jugendlichen Bewegung tauchte Tjorlin unten am kleinen Pförtchen durch und stieg nach oben. Der Küster fuhr mit Läuten fort, nachdem er den Schein in seiner Hosentasche geborgen hatte. Er blickte nach oben und fragte sich, wer wohl der fremde Herr sein mag, der auf den Glockenturm zu klettern wünscht. Ein Beamter? Ein Gutsbesitzer? Seine Art hatte er noch nie gesehen. Herren kommen auch nicht ins Dorf. Kaufleute — wohl, Viehhändler, Aufkäufer von Honig, Häuten, Hanf ... Es ist ein Marktdorf ... Nur sieht der Herr nicht wie ein einfacher Kaufmann aus. Zu ihm muß man „Väterchen" sagen. Er ist aber noch nicht hier gewesen ...

Auf dem Glockenturm stand Tjorlin in der nach dem Strome gerichteten Oeffnung. Etwas zur Rechten ergrünte der Park der Tschernososchnischen Besitzung, deren Bedachung als roter Streifen sichtbar war. Er holte einen kleinen Feldstecher aus der Paletottasche und blickte durch denselben lange umher.

Wie viel Jahre waren verflossen, seit er hier zum erstenmal als kleiner Junge gestanden hatte, als er mit seinem Vater nach Sawodnoje gekommen war und sich von eben diesem Glockenturme an dem Parke der herrschaftlichen Besitzung ergötzt und von dem märchenhaften Glück geträumt hatte, dermaleinst selbst solche Herrschaft zu besitzen. Das Herrenhaus hatte er sich gar nicht gehörig angesehen, sondern hinter dem Park als kostbaren Palast vorgestellt. Bis zum Schmerz in den Schläfen hatte er sich an der Besitzung ergötzt, und jetzt führte ihn das Schicksal als Hauptvertreter einer mächtigen Gesellschaft für Ankauf von Wäldern und Landgütern daher. Er — die Seele einer solchen Unternehmung. Seine Idee — den Wälderreichtum der Wolga vor Verwüstung zu schützen, eine streng rationelle Bewirtschaftung einzuführen, „Schonungen" anzulegen und an bereits entwaldeten Stellen eine regelrechte Aufforstung einzurichten.

Das Schicksal! ... Und jener Park, der ihn in seiner Kindheit bezaubert hatte, ist ihm durch ein Wunder in die greifbarste Nähe gerückt. Der von Nisowjew, dem größten Waldverkäufer der hiesigen Gegend, beschäftigte Taxator hatte ihm geschrieben, daß der Herrensitz von Sawodnoje mit dem Park zu den günstigsten Bedingungen zu haben sei. Dieser Taxator wünscht augenscheinlich in den Dienst der Gesellschaft zu treten. Sie sollen sich in der Stadt treffen. Er ist absichtlich zwei Tage früher, als er angegeben, mit seinem Vertrauten, einem kundigen Forstmann, hier eingetroffen. Sie haben heute den Wald von Nisowjew besichtigt. Die taxatorische Arbeit ist verständig und sogar mit einigen modernen Pfiffen ausgeführt. Es gibt dennoch nicht wenig unregelmäßige Abholzungen. Der Taxator hat ihm zugleich geschrieben, daß der Besitzer des Wohnhauses mit dem Park auch ein Forstrevier zu ver-

kaufen habe. Dieses ließe sich wohl zum Nisowjewschen Waldbesitz dazu schlagen.

Aber der Wohnsitz mit dem Park?

Tjorkin übersah durch den Feldstecher die Anordnung des Parkes mit seinen Rasenflächen und Baumgruppen, deren sanftes Grün stellenweise noch halbkahle Zweige zeigte ... Es ergriff ihn jetzt dieselbe Lust, dies alles zu beherrschen, wie als Kind, als er damals auf demselben Turm oder „Warte“, wie man in Kladjenjez sagte, stand. Er kann nach eigenem Ermessen handeln — das Besitztum mit dem Parke kaufen, daraus einen Mittelpunkt für die örtliche Verwaltung machen — und einen Teil des Sommers hier zubringen ... Und wenn er will, überläßt ihm die Gesellschaft in drei bis vier Jahren den Sitz zu seinem Eigentum. Er wird einen angemessenen Preis zahlen.

Das ist alles Wirklichkeit! Und nie ist das Gefühl des Erfolges und der Kraft in ihm so mächtig gewesen wie jetzt hier auf diesem Glockenturm. Es erscheint ihm selbst unglaublich, daß er im Lauf von etwa zwei Jahren zur Verfügung über Millionen, wenn auch nicht eigenen Kapitals, gelangt ist. Er hat mit einem Dampfer angefangen, dann seine Geschäfte auf dem kaspischen Meere betrieben, ist jetzt wieder zur oberen Wolga zurückgekehrt, wo er einige reiche Patrone aufgetrieben hat, mit deren Geld er fast mühelos seine Träume verwirklichen kann. Und sein Gewissen ist rein. Er arbeitet nicht für den Geldsack, sondern für das allgemeine Volkswohl. Seit ihm die Gelder zuströmen, lassen sie ihn gleichgiltiger — das ist zweifellos. Früher liebte er sie, wenigstens kam es ihm so vor, jetzt aber sind sie ihm nur Mittel, durchaus nicht Zweck. Das Durchzählen von Päckchen mit Rubelscheinen erregt ihm keine andere Empfindung als das Durchblättern eines Buches mit leeren Seiten.

Die Augen schmerzten ihn vom Durchsehen durch das Doppelglas. Tjorkin steckte es in das Futteral — und blieb noch an der Oeffnung des Glockenturmes stehen. Nach dem Flusse zu lockte ihn der Park an sich, selbst in seiner jetzigen Verwilderung ... Das Schicksal hat für ihn gearbeitet. Es lenkt es so, daß der Besitzer selbst ihm seine Herrschaft zu verkaufen wünscht. Natürlich aus „Verlegenheit“. Die Geschichte ist bekannt ... Die adeligen Grundbesitzer in dieser Waldecke verschlendern ihre Erbgüter an Aufkäufer und werfen ihre Wohnsitze weg ... Nicht allein der Unverstand ruinirt sie, auch die „Verirrung“.

Tjorkin wandte wiederum gedankenvoll sein Wort an, das ihm zu einem russischen Begriff geworden war, nachdem er es einst von einem polnischen Ingenieur gehört hatte.

Das Stehlen ist überall epidemisch: an den Banken, bei der Vormundschaft, in den Landesämtern, ohne Scham und Rücksicht. Er kommt erst aus der Gouvernementsstadt, wo sich ein Hauptskandal anläßt: die Herren Bankdirektoren, die vertrauenerweckendsten Männer des ganzen Gouvernements, haben betrogen, worüber eine Panik ausgebrochen ist; jedermann fordert seine Einlagen zurück. Wer wüßte aber wohl toller und schamloser auf seinen Ruin los als jener alternde Weiberfreund Nisowjew, dem Paris noch bei Lebzeiten nicht eine Dessjatine Wald übrig lassen wird!

Thut er — Tjorkin — nicht etwa ein gutes Werk, wenn er den nationalen Besitz aus solchen Händen reißt? Ohne Wasser und ohne Wald wird das Wolgaland auf Hunderte und Tausende von Werst der Länge und Breite nach in zehn bis zwanzig Jahren verarmt sein. Das ist keine Ausbeutung, keine Spekulation, das ist eine „Mission“! Und diese erfüllt seine Seele. Wie ertrüge er es sonst, so völlig einsam zu stehen inmitten eines aufregenden und arbeitsvollen Lebens!

Das Herz, sein noch junges Blut, die Phantasie, das Bedürfnis nach weiblichem Zauber — sind in ihm so gut wie erstorben. War er wohl ein ganzes Jahr lang nur einmal in der berückenden Gesellschaft eines jungen, schönen Weibes gewesen? Nicht ein einzigesmal ... War es nicht besser so?

Tjorkin senkte den Kopf. Auf dem Glockenturm war es still. Der Küster hatte ausgeläutet. Der Geistliche war schon längst in der Kirche, das Volk versammelte sich allmälich zum Gottesdienst.

Zögernd schritt er die steile Treppe herab, begab sich aber von der Vorhalle aus nicht in die Kirche. Es war Zeit für ihn, zur Stadt zu fahren. Er wohnte bei dem Verwalter der Nisowjewschen Wälder und Flöße, die jährlich bei Vollwasser die Wolga hinab bis zur Stadt Wasilskursk, dem Sammelpunkt der großen Holzhändler, schwammen. Hier wurde auch Nisowjew morgen oder übermorgen erwartet.

Das Kirchdorf Sawodnoje erinnerte Tjorkin ein wenig an sein Heimatsdorf Kladjenjez — in Bezug auf die Bauart, den Marktplatz, die Kirchen, nur daß die Lage am sumpfigen Ufer war. Im Norden zog sich der von den Aufkäufern noch nicht zerstörte Wald auf Hunderte von Werst entlang. Dort befanden sich auch Einsiedeleien ... Im Dorfe selbst gab es keine Raskolniks.

Auf den Straßen war es nachmittags still.

Der Verwalter Nisowjews bewohnte ein reinliches Haus. Er war nach dem Essen in die Stadt gefahren, um dort für Tjorkin und Nisowjew zugleich Quartier zu machen. Von diesem hatte er erfahren, daß der Adelsmarschall des Kreises Peter Apollosowitsch Swjärjew hieß.

„Dann ist es — unser Peterchen!“ schloß Tjorkin, sagte aber nicht, daß sie Kameraden vom Gymnasium waren.

Die unvorhergesehene Begegnung mit seinem Gefährten in der Schulgeschichte mit den Lehrern erfreute ihn nicht gerade, bekümmerte ihn auch nicht weiter; das lag ja alles schon so fern! „Pjotka“ ist wahrscheinlich noch derselbe Dummkopf wie auf dem Gymnasium. Um seine Lage beneidet er ihn nicht. Vermutlich hat derselbe auch etwas zu verkaufen, aber um den Bart wird er ihm nicht gehen, ihm überhaupt keinerlei Aufmerksamkeit schenken. Von allen örtlichen Obrigkeiten hält er sich fern und läßt sich nie auf Vertraulichkeiten mit ihnen ein.

X.

Der Tarantaß schüttelte seinen breiten, wackeligen Kutschenkasten — ein richtiger Kaufmannstarantaß, wie sie noch stellenweise gebraucht werden, wo auf alten Straßen und Feldwegen gefahren werden muß.

Es fuhr sich sanft und staublos auf dem durch den neulichen Regen aufgeweichten Lehmboden. Das Fahrgeleise zog sich an der Seite einer ausgedehnten Ebene, hart an Birken vorbei; daneben befand sich ein Fußpfad; die Sonne war eben untergegangen. Kühle erfüllte die Luft.

Ein ortsangehöriges Dreigespann zog Tjorkin in starkem Trabe. Neben dem Postillon im kamelgrauen Kittel und dem griechischen Hut wackelte die kleine, breitschulterige Gestalt des Zwerges Tschurilin. Er reiste mit Wassili Iwanytsch überall hin, in die entferntesten Orte, und war stolz darauf. Tschurilin hatte den Hut tief auf den Scheitel gedrückt und streckte seine Ohren ganz nach Tatarenart in verschiedene Windrichtungen. Sein Reiseanzug war stets der nämliche: ein gestricktes blaues Wams, wie es die Hausknechte tragen, über der Weste und darüber einen alten Paletot.

Im Tarantaß mußte man auf Heu liegen, mit Pferdedecken bedeckt und den Rücken durch Reisekissen gestützt.

„Anton Pantelјäitsch!“ rief Tjorkin seinen Begleiter an.

„Ah!“

Jener, der nachdenklich nach der andern Seite gesehen hatte, drehte ihm ein rundes, etwas aufgedunsenes, jung aussehendes Gesicht eines stark vierzig Jahre alten Menschen mit spärlichem Bartwuchs zu. Auf dem Kopf trug er eine blaue Tuchmütze, deren Schirm graue und ausdrucksvolle Augen, sowie eine fleischige Nase mit einer kleinen Teilung an der Spitze beschattete.

Anton Pantelјäitsch Chrjaschtschew saß, ein wenig nach vorn gebeugt, in einem sorgfältig zugeknöpften, sauberen Tuchpaletot, ohne Handschuhe. Man mußte auf den ersten Blick einen Verwalter in ihm erkennen. Ein bißchen krumm und füllig im Rumpf, war er einen ganzen Kopf kleiner als Tjorkin.

„Sehen Sie nur ... Wunderbar, wie diese Birken zu jetziger Zeit schon ausschlagen.“

„In der That, Wassili Iwanytsch. Und nicht allein hier, sondern auch in den steppenartigen Gouvernements, im tambarskischen und arlowskischen. Und dort hat sich noch nicht einmal der Geisklee an den alten Wegen herausgemacht.“

Chrjaschtschew sprach im dünnen, heisern Tenor, indem er auf eigentümliche Art, außerordentlich weich und vorsichtig atmete. Die heutige Besichtigung des Nisowjewschen Waldgutes hatte Tjorkin gezeigt, daß er in diesem Forstmann einen ausgezeichneten Praktikus und noch dazu Stockrussen gefunden habe, den er bereits mit großem Interesse betrachtete.

Chrjaschtschew war ihm in Moskau empfohlen worden. Er hatte einst auf einer dortigen landwirtschaftlichen Schule gelernt, war dann etwa zwanzig Jahre Aufseher gewesen, hatte sich dabei in der Feldmesserkunst geübt, konnte auch eine Brennerei leiten, war aber vor allem in der Forstkultur bewandert; er war Witwer und kinderlos.

Zwischen ihnen hatte der Sinn für den Wald und der Haß gegen die Verwüstung der Waldreichtümer von vornherein ein Band geknüpft. Als Tjorkin sich zu Anton Pantelјäitsch wendete, nahm jener die Gelegenheit wahr, auch seinerseits die herzliche Genugthuung zu zeigen, daß er an einen Mann „mit Verständnis und mit Ausbildung zum Nachdenken“ bei „großer Schnelligkeit der wirtschaftlichen Auffassung“ geraten sei.

Er liebte sich literarisch zu bilden, las im Winter ungeheuer viel Bücher und verfaßte heimlich Gedichte „anklagender und philosophischer“ Art.

„Wassili Iwanytsch!“ sagte er auf einmal, indem er Tjorkin seinen ganzen Körper zudrehte, „gestatten Sie mir, Ihnen zum heutigen Tage zu gratuliren.“

„In welcher Hinsicht, Anton Pantelјäitsch?“ fragte Tjorkin scherzhaft.

„Als ich mit Ihnen die Besitzung des Herrn Nisowjew besuchte, bin ich zum erstenmal in meinem Leben nicht bekümmert gewesen, als ich auf den Jahrhunderte alten Fichtenforst mit den ragenden Wipfeln schaute ...“

„Sie sprechen gern in Bildern, Anton Pantelјäitsch!“ warf Tjorkin ein und schlug ihm auf die Schulter.

Chrjaschtschew senkte die Augen und wurde etwas verwirrt.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung ... Ich bin ein Sonderling — das ist richtig, ich dränge mich aber nicht vor und will nie mehr vorstellen, als ich bin. Ihnen gegenüber, Wassili Iwanytsch,

werde ich stets aufgeknöpft sein, wenn Sie wollen; Sie verstehen es und spotten nicht ... Habe ich etwa nicht recht, da vor mir — wie soll ich sagen — einige Embleme erschienen sind?"

„Embleme?"

„Was sonst? Der Verkäufer, der hochgeborene Edelmann, doch der Käufer — Sie, der selbstgemachte Mann, der Held der Ideen, sozusagen der wahre Patriot ... Und von Geburt stammen Sie aus dem Bauernstande — wie Sie mir selbst mitzuteilen beliebt haben, und nicht, um sich damit zu brüsten ... Das sind Embleme ... dort gedankenlose, verbrecherische Ausbeute, hier der Schutz des heimatlichen Vermögens! Embleme!"

„Embleme!" wiederholte Tjorkin leise lächelnd.

Den Erguß Anton Pantjeläitjchs konnte er nicht als grobe Schmeichelei auffassen. Durch die süßlichen Töne seiner Sprachweise und die büchermäßigen Ausdrücke der Rede drang doch eine zweifellose Aufrichtigkeit durch. Und seine Absonderlichkeit gefiel ihm. Es war ein Gemisch von Altväterlichem mit Modernem, aus „klugen" Büchern und Umgang mit — „ideenreichen" Leuten Erworbenem.

„Welche Vorstellung, Wassili Iwanytsch! Die Herren Gutsbesitzer verraten ihren Grund und Boden. Die Nachkommen haben keine Achtung vor ihren Ahnen ..."

„Und die Ahnen waren doch eitel Zucker und Honig ..."

„Durchaus. Doch herrschte in jenen ein gewisses Gefühl vor, wie soll ich sagen — eines gedienten Soldaten ... Der Acker wurde von Sklaven bestellt das ist richtig; aber sie rundeten ihren Landbesitz ab; keine Ackerscholle, keine Waldspitze wurde dem Geschlecht entzogen. Und dabei standen sie im Dienste des Zaren."

„Sie fütterten sich sattsam durch die Woiwodschaft!"

„Sie zogen auch in den Krieg ... Güter wurden in jener Zeit nicht verkauft. Solch ein Waldbesitz wie der des Herrn Nisowjew, und ihn ohne Grund niederhauen!"

„Uebrigens meinen Sie, Anton Pantesjäitjch," unterbrach ihn Tjorkin im Tone des Prinzipals, „müssen wir einen Taxator nehmen, oder kommen wir ohne einen solchen aus?"

Er sagte dies nicht ohne Hintergedanken.

Chrjaschtschew sah ihn unter seinem Mützenschirm her an, faltete die wulstigen, sonnenverbrannten Hände über dem Bauch und äußerte achselzuckend:

„Ich bin dafür!"

„Die Arbeit dieses Pjerwatsch," fuhr Tjorkin fort, „ist recht sauber, nur scheint er dabei stets nebenbei auf Maklergeschäfte aus zu sein."

„Es ist jetzt die allgemeine Leidenschaft, daß der Schuster nicht bei seinem Leisten bleibt. Ich weiß noch nicht, wen Sie in den Dienst der Gesellschaft nehmen werden, Wassili Iwanytsch, doch kann ein Spezialist durchaus nicht schaden ... Ich rede von mir — wie ich bin, habe ich mich auf dem Wege der Praxis unterrichtet und atme das Leben der russischen Waldstrecken mit Kopf und Herz ... Doch niemals kommt es mir in den Sinn, mich gegen die höhere Wissenschaft aufzulehnen."

Tjorkin lächelte ihm billigend zu.

„Wir wollen sehen ... Wenn er sich nicht zu gierig zeigt ..."

Er sprach nicht aus, sog einen Strom Frühlingsluft ein, klopfte Chrjaschtschew auf die Schulter und lächelte.

„Anton Panteljäitjch! ... Wenn ich Sie sehe und höre ... kann ich gar nicht dahinter kommen — aus welcher Gesellschaftssphäre Sie eigentlich entsprossen sind ... Ich finde ein wenig von allerhand Volk, am meisten jedoch vom Geschäftsmann und Gewerbetreibenden."

Das Gesicht Chrjaschtschews verzog sich zu einem breiten Lächeln und zeigte undichte, ganz kindliche Zähne.

„Aus welcher Sphäre? An der Zartheit meiner Rede hätten Sie schon einen heimlichen Vertreter des Levitenstammes erraten können."

„Sie vom geistlichen Stande?"

„Von seiten meiner Mutter. Sie war aus einer ländlichen Popenfamilie ... Mein Vater ist im Sklaventum geboren."

„Als Leibeigener?"

„Er war Freigelassener; als Knabe zum Gesindeschreiber ausgebildet, wurde er später in der Gemeinde angestellt, führte dann ein Geschäft und starb schließlich als Verwalter ... Die Mutter hat mir Stimme und Redeweise, sowie die Neigung zur Fettleibigkeit vererbt ... Meine Gesichtszüge stammen dagegen vom Vater ... Obgleich sich meine Mutter selbst als Mitglied der heiligen Kaste betrachtete, holte sie meinen Vater doch aus der Hütte hervor, während ich Sündenmensch für den Levitenstamm nie weder besondere Leidenschaft noch gehörigen Respekt empfunden habe."

„Dann teilen wir dieselben Gefühle," sagte Tjorkin, indem er Chrjaschtschew noch zärtlicher ansah.

„Ich kenne Ihr Leben zur Genüge — alle Ihre Beschwerden und Nöte ... Es hat der Vorsehung gefallen, mein Geschick auf lange Jahre an ein Mädchen aus diesem Stande zu knüpfen."

„Ihre verstorbene Frau ..."

„Ganz recht ... Aus einer Verwalterfamilie war das leicht möglich. Was hat man auf dem Dorf für Auswahl? Popen gibt es überall ... Meine Gattin war sogar Dekanstochter ... Sie besaß

indessen keinen aristokratischen Stolz und wußte, daß ich der Sohn eines Freigelassenen war."

Er schwieg einen Augenblick und wandte sich ab.

„Wir lebten . . . wie es Gott jedem vergönnen mag . . . daß wir keine Kinder hatten, war nicht ihre Schuld . . . Jetzt bin ich einsam. Und Trost finde ich in der Beschauung, Wassili Iwanytsch . . . Darum wächst auch meine Liebe zum Walde von Jahr zu Jahr."

Noch einmal klopfte ihm Tjorkin auf die Schulter, legte den Kopf auf das Kissen und streckte die Beine aus.

Links auf einem Hügel leuchtete ein weißer Glockenturm. Es kamen Fabriken . . . Sie fuhren über eine Brücke und passirten einige Speicher, worauf sie nach weiteren fünf Minuten auf einen Platz kamen, der wie ein weitläufig mit Wohnhäusern bestandenes Feld aussah . . . Hie und da flimmerten schon Lichter durch die Fenster.

XI.

Tschurilin schwankte herein und meldete von der Thüre aus:

„Sie haben befohlen zu grüßen und zu danken . . . Sehr erfreut . . . Sie haben die Kalesche zugesagt. Sie wollten selber kommen, haben aber schlimme Füße und können nicht fahren."

Tjorkin saß mit Chrjaschtschew am Tisch hinter dem Samowar in der geräumigen Stube des Quartiers, das von Nisowjews Verwalter genommen worden war, der sie am frühen Morgen von der nahen Dampferstation geholt hatte; der Raum reichte für alle; die Beamtenwitwe hatte das ganze Haus zur Verfügung gestellt und begnügte sich mit der Küche.

Tschurilin war vom Adelsmarschall Swjärjew zurückgekehrt. Tjorkin hatte am vorigen Abend, als er sich schlafen legte, den Beschluß dazu gefaßt. Dieses Peterchen war doch immerhin sein Kamerad gewesen. Er mochte ja jetzt ein großer — Lump sein, dennoch war er ihm als örtlichem Adelsmarschall Aufmerksamkeit schuldig.

„So, liegt er?"

„Ich habe ihn selbst nicht gesehen, Wassili Iwanytsch; sie haben es mir durch einen Menschen sagen lassen."

Zu Chrjaschtschew gewendet, der seinen Thee aus der Untertasse trank, sagte Tjorkin halblaut:

„Mein Kamerad vom Gymnasium . . . der hiesige Adelsmarschall."

„Befehlen Sie den Anzug zurecht zu legen?" fragte Tschurilin.

„Thue das."

Der Zwerg verschwand aus der Thür.

Tjorkin hätte zu anderer Zeit Chrjaschtschew gern von seinen Schuljahren erzählt. Er fühlte sich mit ihm leicht und behaglich. Solchem „Denker" mochte er sich nähern, ohne ein Mißverständnis befürchten zu müssen.

„Anton Panteljäitsch! Sie trinken in aller Seelenruhe Ihren Thee weiter," sagte er, sich erhebend, „ich muß mich aber anziehen und fortfahren. Zum Mittagessen muß Nisowjew eintreffen und dann kommt auch Herr Pjerwatsch . . . So geht der ganze Tag drauf. Morgen fahren wir zusammen auf die Besitzung des Gutsherrn . . . wie heißt er doch . . . Tschernosojchni . . . dem Eigentümer des Gehöftes mit dem Park."

„Zu Ihren Diensten," entgegnete Chrjaschtschew kurz und wusch bedächtig das Trinkgefäß im Spütnapf ab.

„Möglicherweise lügt Swjärjew auch," dachte Tjorkin, während er sich im Nebenzimmer entkleidete, „er schützt Krankheit vor und wahrt seine Adelsmarschallswürde . . . wir werden ja sehen."

Die Kalesche erwartete ihn draußen an der Freitreppe. Droschken gab es keine in der Stadt; diese Liebenswürdigkeit war ihm unbehaglich. Von Pjotka war er nicht geneigt, solche anzunehmen. Das Gefühl des Gymnasiasten aus dem Bauernstand spielte bei ihm viel stärker mit, als er erwartet hatte.

Den Brief an Swjärjew hatte er in zurückhaltendem Tone, wenn auch auf „Du" verfaßt; er hatte ihm gesagt, daß es ihm wünschenswert sein würde, ihn nach mehr als zehn Jahren wieder zu sehen, und ihm seine jetzige Stellung als — Generaldirektor der Waldgesellschaft nicht verheimlicht.

„Mit solchen Leuten wie Pjotka," dachte er unterwegs, „muß man gleich seine ganze Force vorkehren, sonst versuchen sie es, von vornherein sich aufzuspielen."

Swjärjew bewohnte ein geräumiges Haus an der Ecke zweier Seitenstraßen, die so erbärmlich wie die ganze Stadt waren.

Tjorkin stieß im Flur an eine alte Truhe — ein Knabe in einer grauen Bedientenjacke führte ihn in das Empfangszimmer und ging fort, um dem Herrn zu melden.

„Bitte, bitte!" ertönte aus dem dritten Eckzimmer eine Stimme, die Tjorkin sofort erkannte.

Dasselbe Lispeln, nur heiser und in anderer Tonlage; das Gesicht und die dürftige, hochaufgeschossene Figur seines Schulgefährten traten ihm sofort vor Augen.

Der Hausherr lag im Kabinet auf einer Chaiselongue am Fenster, in einem hellgrauen Tuchschlafrock mit rotem Seidenkragen. Der Gast hätte ihn beinahe nicht erkannt. Der Kopf hing allerdings noch gerade so birnenförmig nach dem Scheitel zu, aber die Stirne war bereits kahl; der Schnurrbart hing in zwei Strähnen chinesenmäßig über den wul-

stigen Mund, und das fleischige, finnige Kinn sprang unangenehm vor. Das ganze Gesicht war mit roten Flechten übersät. Die kurzsichtigen Augen mit den geröteten Rändern lächelten dumm.

„Ach! ... Tjorkin! ... Du bist es? ... Sagen Sie 'mal an!"

Swjärjew richtete seinen Oberkörper etwas hoch, stand aber nicht auf.

„Entschuldige, Bruder, ich kann nicht ... Ich bin lahm ... Mir sitzt die Gicht in den Gelenken ..."

Er streckte ihm seine ungeschorene Backe hin, und sie küßten sich.

„Sagen Sie 'mal an! Setz Dich! In unserer Gegend ... Ich habe es gehört! ... Man erzählt davon ... Du sollst über Millionen verfügen, wie man sagt, Bruder ... Laß Dich einmal ansehen!"

Der Ton war erregt, aber eine große Freude über das Wiedersehen des Kameraden war nicht herauszuhören ... Tjorkin klang der Ton herausfordernd, fast unverschämt, daß er sogleich beschloß, dem Freunde zu dienen.

„Du aber," sagte er, ihn seinerseits betrachtend, „bist wohl Ehrenbürger hier geworden?"

„Ehrenbürger?" fragte Swjärjew, indem er verächtlich den Mund verzog. „Handwerker und Ackerbesitzer macht man zu Ehrenbürgern."

„Entschuldigen Euer Wohlgeboren," erwiderte Tjorkin und sah ihn in der alten Weise von der Schule her an, wenn er ihm etwas befohlen hatte und dabei geäußert: „Wenn Du das nicht thust, komme ich Dir ganz gehörig auf den Kopf."

Swjärjew erinnerte sich dieses Blickes, lächelte empfindlich und verzog die Unterlippe.

„Aber Euer Gnaden leben jetzt inmitten einer ehrenwerten Bürgerschaft?"

„So ist es," entgegnete Tjorkin bestimmt.

„Du bist emporgekommen. Das habe ich schon lange gehört."

„Nein, lieber Freund, ich will Euch keine Stellung wegnehmen."

„Wieso das?"

Swjärjew nahm sich sehr zusammen und seine Wangen erglühten dunkel.

„Nun so! ... Bei euch im Gouvernement, wie Du wohl am besten wissen wirst, haben die Herren Bankdirektoren gestohlen."

„Gestohlen, gestohlen! ... Wie Du Dich ausdrückst!"

„Wie ich mich ausdrücke. Ihnen steht der gerade Weg zu einer Kronansiedlung offen oder eine Dampferfahrt unter Begleitung."

„Davon weiß ich nichts, Bruder, davon weiß ich nichts. Das ist alles Zeitungsgewäsch! Das kriecht aus allen Ecken heraus, wie die Wanzen."

„Du bist doch nicht etwa bei der Bank beteiligt?"

„Das doch!"

Swjärjews Gesicht verzog sich. Tjorkin sah ihn aufmerksam an und dachte: „Sicherlich hast Du auch den Rüssel in den Federn!"

„Sage mir doch, liebster, bester Freund, habt ihr hier im Kreise irgend einen Großgrundbesitzer von allen, die auf ihren Gütern wohnen, welcher ein Gehalt von zweitausend Rubeln für irgend ein neues Amt verschmähen würde? Alle kommen!"

„Ich reflektire nicht darauf."

„Aber die anderen?"

„Gewiß, sie kommen."

„Sogar alle Friedensgerichte sind, wenn ihre Bedeutung auch übertrieben wird, gewissermaßen eine Schande."

„Weshalb sagst Du das?"

„Deshalb, weil ihr Herren immer von Aufgaben eures Geistes redet ... Was ist da aufzugeben, sage gütigst, wenn jemand keine vollen dreitausend Rubel Einnahmen hat ... Und das ist ein wahres Spottgeld — ein Gehalt, wie es bei mir ein Lotse oder kleiner Beamter erhält."

„So bist Du also? Du scheinst schon tüchtig in Deinen Kapitalien zu wühlen ... Das ist erstaunlich!" Swjärjew begann zu spötteln. „Rein unverständlich, wie Du — Tjorkin — zu solchen Geschäften kommst? Du kennst doch das Sprichwort, Bruder: ‚Durch den Dienst der Gerechten ...'"

„‚Erbaut man keine Häuser'? Als Gerechten gebe ich mich auch nicht aus. Aber zwischen uns Bürgern und euch Herren ist noch ein Unterschied ..."

„Weiß schon, weiß schon!" schrie Swjärjew und fuchtelte mit der Hand. „Genug von diesen Belehrungen! ... Nun, Du plantschest in Millionen, wozu ich Dir Glück wünsche; aber nur keine Prahlereien, Bruder ... Der Nihilismus ist außer der Mode ... Es ist an der Zeit, die Ehre zu kennen."

Tjorkin hätte ihn beinahe wie auf dem Gymnasium angeschrien: „Halt den Mund, Pjotka!"

„Gut," entgegnete er lächelnd. „Ich will Euer Hochgeboren nicht aufregen ... Du bist also, kurz und gut, die erste Person im Kreise und ich — Vorstand einer Gesellschaft, die hier große Ankäufe von Wäldern betreibt. Möglicherweise werde ich mich selbst zum Eigentümer machen."

„Du kaufst ein Gut, Du?"

„Ich sehe mich darnach um! ... Nisowjew verkauft ja seinen ganzen Besitz bei Sawodnoje an uns."

„Ich weiß! Verkauft Tschernososchni auch?"

„Direkte Anträge hat er mir noch nicht gemacht."

„Das verschluckt eure Gesellschaft alles?"

„Wir kaufen so, daß eure Bruderschaft nicht zu kurz kommt."

„Es sind also Wohlthäter erschienen!"

Swjärjew redete nicht aus, ließ seine beiden

Füße von der Chaiselongue herunter, rieb sich die kahle Stirn, sah Tjorkin von der Seite an und reichte ihm die Hand.

„Wassia! ... Was ist das, daß wir ... Länger als zehn Jahre haben wir uns nicht gesehen und geraten gleich an einander. Das taugt nicht, Bruder."

Er blickte nach der zum Nebenzimmer halb offen stehenden Thür.

„Sei so gut ... Mach zu."

Tjorkin schloß die Thür und dachte, indem er sich auf seinen Sessel setzte:

„Jetzt geht das Anpumpen los."

XII.

„Wassia! ... Dich schickt Gott selbst! Hilf!"

Swjärjew ergriff ihn bei der Hand, und Tjorkin merkte, daß er derselben seine bespeichelten Lippen nähern wollte.

„Was gibt's? ... Erschreck mich nicht!"

Swjärjews Gesicht verzog sich zu einer weinerlichen Grimasse, die Augen röteten sich. Er schien im Begriff loszuflennen.

„Sprich vernünftig!"

Der frühere Gymnasiast Pjotka befand sich wieder vor ihm in seiner ganzen katzenartigen Albernheit und Feigheit wie damals, als ihn das Los getroffen hatte — den Lehrer Pjernowski zu beleidigen. Mitleiden empfand Tjorkin mit ihm gar nicht, obgleich es sich augenscheinlich um Wichtigeres handelte als um die „Kindsnöte" wegen ein paar tausend Rubel.

„Wir sind doch Kameraden!" Swjärjew sah ihn mit seinen roten, thränenerfüllten Augen an, „wir sind zusammen vom Gymnasium weggejagt."

„Nun, daran brauchtest Du mich nicht zu erinnern."

„Ich habe Dich nicht verraten! ... Du willst sagen, daß Du Dich meinetwegen mit ‚Froschka' entzweit hast ... das war aber Dein eigener guter Wille ... Wassia! So — schlimm! ... Nicht kameradschaftlich! ... Was kostet es Dich? Du schwimmst in Millionen ..."

„Fremden, nicht eigenen."

„Hilf!" rief Swjärjew und sank auf das Lager zurück.

„Du hast ein wenig gegrapscht?" fragte Tjorkin fast flüsternd. „Setz Dich ... Erzähle vernünftig, wie gesagt. Schafskopf!"

Dieses kameradschaftliche Schimpfwort: „Schafskopf" entglitt Tjorkin in demselben Ton der Ueberlegenheit über Pjotka, wie es auf dem Gymnasium der Fall war.

„Du willst mich also ... auf die Folter spannen?" schluchzte Swjärjew im Falsett, indem er sich auf die Sofakante setzte. „Kann es Dir Vergnügen machen, alle geheimen Umstände kennen zu lernen? Strecke Deine Hand aus, laß Deinen Kameraden nicht dahin gehen ... Du verstehst, wohin?"

„Das sind alles Umschweife, Bruder. Ein Ding ist die Not — ein anderes der Eingriff in den Koffer. Was Dich betrifft, so weiß ich von gar nichts ... Was Deine Mittel waren, wie Du mit ihnen ausgekommen bist, wovon Du gelebt und mit wie viel ... Deine Eltern scheinen ein hübsches Vermögen besessen zu haben?"

„Es war nur wenig! ... Ich habe jetzt noch ein Gehöft mit etwas Ackerland, auch Wiese und eine Fabrik."

„Was für eine?"

„Eine Brennerei."

„Ist auch Waldbesitz dabei?"

„Ja wohl ... Nur ist alles ..."

„Selbstverständlich verpfändet?"

„Bei wem wäre das nicht der Fall?"

„Foltern will ich Dich nicht, lieber Freund. Aber Versteck mit mir zu spielen, kommt Dir nicht zu, Peter Apollonowitsch. Du mußt über Deine Verschuldung ..."

„Und soll ich mich darüber nicht betrüben?" rief Swjärjew und rang die Hände. „Nun ja, ich habe großartig gelebt ..."

„In diesem Loch?"

„Auch in diesem Loch .. bei mir im Dorf ... im Gouvernement ... im Auslande ..."

„Du bist verheiratet?"

„Ja wohl!"

Und dann erzählte er Tjorkin von seiner Verheiratung nach der Ehescheidung — und was ihn das gekostet hatte, und wie viel sie etwa in drei, vier Jahren zusammen verbraucht hatten, besonders seit er Adelsmarschall geworden war. Seine Frau befand sich augenblicklich auf dem Gut ... Zu einem vollen Geständnis kam es aber immer nicht. Er mußte schon wieder vergessen haben, womit es begonnen hatte.

„Wie ist Dir zu helfen?" fragte Tjorkin, im Kabinet einherschreitend. „Sind Zinsen an die Bank zu zahlen? ... Oder ist ein Wechsel fällig? ... Und wie viel?"

Swjärjew rief in einem Zuge:

„Was können Dir rund vierzigtausend ausmachen?"

„Vierzigtausend!" griff Tjorkin auf. „So, Du lebst ja recht munter ... Vor allem, lieber Freund, wenn ich augenblicklich wirklich vierzigtausend zur Verfügung hätte, so wüßte ich auch eine Verwendung dafür ... Ich arbeite aber mit Kredit, nicht mit Kapital."

„Du willst aber selbst ein Gut kaufen, wie Du eben gesagt hast."

„Persönlich für mich nicht ... Ich würde so

etwas mit Geldern der Gesellschaft in die Wege leiten. Ich würde dann jährlich abzuzahlen haben ..."

„In Deinen Händen sind nicht zehn, sondern Hunderte von Tausenden! Für Dich selber kannst Du nehmen, aber einem Kameraden helfen ist unmöglich. Ach, Bruder Tjorkin, ich verstehe Dich, ich durchschaue Dich. Du willst meinesgleichen demütigen; laß ihn vor uns über das Brett springen, dann wollen wir zusehen. Falle dem Bürgersmann zu Füßen! Ich verstehe!"

Er — ganz rot — spötterte mit geifernden Lippen, versuchte aufzustehen, um in der Stube herumzugehen; konnte aber den Schmerz in den Gelenken nicht ertragen und sank wieder aufs Lager.

„Das ist alles Unsinn," herrschte ihn Tjorkin strenge an.

Während sich indessen Swjärjew ereiferte, dachte auch sein Kamerad an seine nicht ferne Vergangenheit ... Hatte er doch auch einen Unterschleif begangen, der ihn ein volles Jahr bedrückt hatte, und war er durch einen besonderen Glücksumstand dafür verbunden, daß er sich zeitgerecht von seiner Teilnahme an der Erbschaftsunterschlagung hatte reinigen können.

Lange war ihm nicht Kalserias Bild erschienen. Jetzt tauchte aber die ganze Scene im Walde bei der Datsche vor ihm auf ... wie er auf den Knieen vor ihr gebeichtet hatte ... Hatte er nicht gerade ebenso gut gegrapscht, wie dieser Swjärjew?

„Ruhig Blut!" sagte er sanfter, indem er mit dem Gefühl des Abscheus und fast der Schadenfreude betreffs dieses diebischen Adelsmarschalls rang; daß da Betrug vorlag, war kein Zweifel für ihn.

„Gestatte mir zu bemerken, Bruder," fuhr er in demselben sanften Tone fort, „wenn Du mich als Kameraden um Hilfe bittest, dann laß Deine Fisematenten unterwegs ... Warum sagst Du nicht: ‚Wassia, so und so — habe ich gesündigt ...' Jetzt sind alle delikaten Ausdrücke nicht am Platz. Rücke mit der Sprache heraus, also! Wie steht es? Was waren es für Gelder?"

„Verschiedene," antwortete Swjärjew leise; „vor allen vormundschaftliche ..."

„Waisengelder?" fragte Tjorkin dazwischen, und dieses Wort brachte ihn wieder auf die Gedanken an Kalserias Erbschaft.

„Verschiedene ... Mehr als zwanzigtausend kreisständische ... Wohl auch an sechstausend Schulgelder ..."

„Auch die Schule blieb nicht verschont."

„Ich habe Abzahlungen gemacht ... Nur habe ich zurückbehalten, das gestehe ich! ... Zur Nachsuchung bei mir wäre es aber gar nicht gekommen! Es war mir gelungen, Einlagen für die Adelsbank zu erhalten."

„Damit hast Du wohl den Ausfall gedeckt?"

„Es gab noch andere Schulden. Doch wäre wohl noch alles gegangen ... Da wurde es aufgedeckt."

„Also aufgedeckt? Und Du weißt Dir nicht mehr zu helfen? Ist es so, Bruder?" fragte Tjorkin bestimmt.

„Hast Du etwas über unsere Bank gehört?"

„Das habe ich."

„Nun —"

Swjärjew senkte den Kopf und sprach immer zögernder, düster, und am ganzen Leibe zitternd.

„Im vorigen Jahr kam es an den Gouvernements-Adelsmarschall ... Ich wurde berufen ... der Direktor — von seinen Leuten. Damals ging die Bank in die Höhe ... die Einlagen strömten nur so zu ... Man verteilte sechs Prozent ... Man wollte mich loskaufen. Zu einer Untersuchung kam es nicht, doch wurde eine außerordentliche Versammlung berufen ... Es wurde kameradschaftlich beigelegt."

„Und man zahlte für Dich?"

„Man zahlte."

„Natürlich mit Geldern der Bank? Famos! Was sagten denn aber die Herren Einleger dazu, die nicht gefragt waren?"

„Was sollten sie groß sagen? Ich habe einen Schuldschein gegeben."

„Weiter nichts?"

„Einzuzahlen hatte ich nichts ... Ich hatte nicht zwei Felle zum Abziehen."

„Auf einen solchen Schuldschein konntest Du ja kaltblütig bis an Dein Lebensende abzahlen."

„Und alles wäre abgemacht gewesen, Wassia."

„Auch bei einer neuen Zusammensetzung des Direktorats?"

„Das wäre immer in guter Hand geblieben ... Damit hatte es keine Not."

„Sie haben sich wohl befunden?"

„So ist's! ... Ich werde Dir alles sagen ... Jetzt werden sie nicht mit dem Leben davon kommen ... Die Staatsanwaltschaft hat sich eingemischt ... Unter den Einlegern ist eine Panik ausgebrochen."

„Ganz recht, die Gerüchte sind also zutreffend. Du hast aber eben auf die Zeitungsschreiber gescholten."

„Ich bin kein Richter! ... Die ganze Sache liegt an der Panik ... Man wird Untersuchungen anstellen ... Sie werden diesmal nicht davon ablassen. Es ist eine Partei ... die der Liberalen, die Untersucher. Man wird meinen Schuldschein finden ... Woher soll ich Geld nehmen? ... Sie werden peinlich verhören. Du begreifst — es wird alles von neuem aufgespürt und aufgerührt."

Swjärjew sprach nicht weiter, bedeckte sein Gesicht mit der Hand und flüsterte:

„Du siehst, wie es mit mir steht."

„Ich sehe es," bestätigte Tjorkin aufstehend. „Es hätte noch schlimmer sein können."

„Wie schlimmer?"

„Es ist klar. Die Herren haben Dich einmal gerettet, wenn auch auf fremde Kosten. Jetzt bist Du — Schuldner der Bank ... Es heißt zahlen, dann mindert sich die Schande."

„So ist's, so ist's!" rief Swjärjew. „Alles kommt ins reine."

„Ich verstehe durchaus nicht!" unterbrach Tjorkin, „Du schwatzest! Es kommt darauf heraus — Du hast doppelt Deine Pflicht versäumt; erstens als Kreisbeamter, dann als Adelsmarschall ... Ist dem so? Leugne nicht!"

„Ja," dehnte Swjärjew weinerlich.

XIII.

Der Knabe öffnete vorsichtig die Thür und meldete:

„Peter Apollonowitsch ... Herr Pjerwatsch sind angekommen ... Sie fragen, ob Sie hier wären," der Knabe wandte hierbei seinen Kopf nach Tjorkin, „und bitten eintreten zu dürfen."

„Du kennst ihn?" fragte Tjorkin Swjärjew.

„Ein wenig. Doch Du hast mit ihm Geschäfte?"

„Bis jetzt noch nicht. Er ist — Taxator bei Nisowjew."

„Eh! ... Er ist in Verlegenheit!"

Swjärjew schwenkte mit der Hand.

„Wenn Du es nicht wünschest — werde ich zu ihm hinaus gehen," sagte Tjorkin halblaut, innerlich zufrieden, daß man sie gestört hatte.

„Sie sagen," fügte der Knabe hinzu, „daß sie einen Brief für Sie haben, Peter Apollonowitsch, von Iwan Sacharytsch Tschernososchni."

„Bitte!"

Der Knabe ging hinaus. Es trat Stillschweigen ein.

Tjorkin ging an den Schreibtisch und zündete sich eine Cigarrette an ... Er that dies immer in den Momenten innerlichen Schwankens. Er hatte keine Lust, Swjärjew zu retten. Er hegte nicht einmal das einfachste Mitleid für ihn. Wohl jedem konnte einmal ein Malheur passiren, auch wohl ein Arrangement mit dem Gewissen vorkommen. Nicht umsonst dachte er an Katjeria und ihre „Waisengelder". Nur diese „Verkommenheit" von Swjärjew war ihm durch und durch zuwider. Er hatte nun schon zweimal die Hand in den Koffer gesteckt. Und nahm er nicht dafür noch jetzt sein volles Recht in Anspruch?

Swjärjew dehnte sich auf seinem Lager, strich mit der Hand die Haare, machte den Knoten an seiner seidenen Schlafrockschnur zurecht und zeigte wieder seinen wehleidigen Zug der wulstigen Unterlippe, als der Taxator ins Zimmer trat.

Sein hübscher Kopf, das Lächeln, die Stutzerhaftigkeit gefielen Tjorkin nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hand im Triebwerk.

Von

Ada Negri.

Die Räder drehn, es sausen die Maschinen;
Bei unverdross'ner Arbeit hört man klingen
Der Leute fröhlich Singen.

Ein geller Schrei dringt plötzlich an die Ohren,
So jammernd wie das Wild, das todeswunde,
Aufheult im Waldesgrunde.

Es haben der Maschine scharfe Messer
— O, armes blondes Weib, wie schwer hast du gelitten! —
Die Hand dir abgeschnitten. — —

Die Räder drehn, es sausen die Maschinen;
Allein der Leute rauhe Stimmen klingen
Nicht mehr in frohem Singen.

Es mischen mit dem Schweiß sich ihre Thränen,
Von ferne hört das Triebrad dumpf man stöhnen
In trauervollen Tönen.

Und immerfort erscheint den trüben Augen
— O, armes blondes Weib, wie schwer hast du gelitten! —
Die Hand, die abgeschnitten.

Teß.

Von

Thomas Hardy.

(Fortsetzung.)

Sechstes Buch.

I.

Bis zu diesem Augenblicke hatte Teß seit ihrer Abreise von Trantridge D'Urberville weder gesehen noch etwas von ihm gehört.

Die Begegnung ereignete sich in einem schweren Augenblick, einem jener Momente, die bestimmt sind, ihren Einfluß mit der kleinsten Erregung zu verbinden. Aber die unmittelbare Erinnerung an die Vergangenheit wirkte so stark auf sie ein, daß sie, obgleich er offen und greifbar als ein bekehrter Mann vor ihr stand, der die vergangenen Unregelmäßigkeiten seines Lebens bereute, dennoch von einem solchen Schrecken erfaßt wurde, daß sie wie erstarrt weder vorwärts noch rückwärts sich bewegen konnte.

Welch eine Qual, daran zu denken, was von jenem Antlitz ausging, als sie es zum letztenmal sah, und es jetzt wieder vor sich zu haben! Seine Züge waren noch ebenso hübsch und noch ebenso unangenehm wie vorher, aber Alex trug jetzt einen sauber gestutzten, altmodischen Backenbart, und die schwarze Fliege war verschwunden; seine Kleidung war halb geistlich, eine Veränderung, welche sein Aussehen genügend beeinflußte, um ihm das Dandyhafte zu nehmen und Teß zum zweitenmal abzuhalten, an seine Identität zu glauben.

Für Teß' Empfindung lag gerade im ersten Augenblick eine fürchterliche Bizarrerie. ein grimmiger Widerspruch in der Flut dieser Worte der heiligen Schrift aus diesem Munde. Diese ihr allzu bekannte Stimme hatte kaum vier Jahre vorher in Ausdrücken von so abweichender Bedeutung zu ihr gesprochen, daß die Ironie dieses Gegensatzes ihr ganz übel machte. Und dennoch meinte er es unverkennbar ernst.

Es handelte sich weniger um eine Reform als um eine Umformung. Die früheren Kurven der Sinnlichkeit waren jetzt zu Linien frommen Eifers geworden. Die Bildung der Lippen, die früher Verführung geatmet hatte, drückte jetzt eine demütige Bitte aus; die Glut der Wangen, die man gestern für ein Zeichen üppiger Lebensweise halten konnte, predigte heute andächtige Begeisterung; das Tierische war zum Fanatismus umgewandelt, Paganismus in Paulinismus; das kecke, rollende Auge, das in früherer Zeit so herrisch auf ihrer Gestalt herumgetastet hatte, strahlte jetzt in der rohen, fast wilden Kraft der Theolatrie.

Die Gesichtszüge als solche schienen zu widerstreben; die Sprache, die ihnen angeboren war, sollte jetzt Empfindungen ausdrücken, für welche die Natur sie nicht bestimmt hatte. Seltsam, daß selbst ihre Veredlung einen Mißbrauch darstellte, der zu erhaben schien, um zu täuschen!

Sollte es dennoch so sein? Teß wollte diese unedle Empfindung nicht länger zulassen. D'Urberville war nicht mehr der lasterhafte Mann, der er früher gewesen; er hatte sich bekehrt, um seine Seele zu retten; und warum sollte sie das bei ihm für unnatürlich halten? Es war nur die Gewohnheit des Denkens, die einen Mißklang in ihr erzeugt hatte, als sie gute neue Worte in schlechten alten Lauten gehört hatte. Je größer der Sünder, um so größer der Heilige; es war nicht nötig, sich allzu sehr in die christliche Geschichte zu vertiefen, um dies zu entdecken.

Eindrücke wie diese zerrten sie hin und her, ohne zu einem entscheidenden Resultat zu führen. Sobald die lähmende Pause ihrer Ueberraschung es ihr erlaubte, sich zu regen, war ihr erster Impuls, sich aus seinem Gesichtsfeld zu entfernen. In ihrer Stellung gegen die Sonne hatte er sie offenbar noch nicht entdeckt.

In dem Augenblick aber, als sie sich wieder bewegte, erkannte er sie. Der Eindruck auf ihren alten Liebhaber war elektrisch, weit stärker, als der Eindruck seiner Gegenwart auf sie. Sein Feuer, der stürmische Fluß der Beredsamkeit schienen ihn zu verlassen. Seine Lippen schienen unter den Worten, die auf ihnen lagen, zu zittern und zu kämpfen. Seine Augen irrten nach dem ersten Blick in ihr Gesicht verwirrt nach allen Richtungen, kehrten aber in verzweifeltem Ringen stets wieder zu ihr zurück. Seine Ohnmacht dauerte indes nur kurze Zeit; denn Teß' Energie kehrte mit seiner Verwirrung zurück, und sie ging fort, sobald es ihr möglich war, die Scheune zu verlassen.

Sobald sie nachdenken konnte, erschreckte sie über diesen Wechsel in ihrer gegenseitigen Stellung. Er, der sie in ihr Elend gebracht hatte, war jetzt auf der Seite des heiligen Geistes, während sie unbußfertig geblieben war. Und wie in der Legende hatte es sich ereignet, daß ihr cyprisches Bild plötzlich auf seinem Altar erschienen war, um das Feuer des Priesters beinahe auszulöschen.

Sie ging weiter, ohne zurückzusehen. Bis hierher war ihr Herz schwer gewesen von einer thatlosen Trauer. Jetzt war eine Veränderung in der Art ihres Kummers eingetreten. Jener Hunger nach Zuneigung, allzu lang zurückgehalten, wurde jetzt ersetzt durch das fast physische Gefühl einer unversöhnlichen Vergangenheit, die sie noch in ihrem Bann hielt. Es verschärfte das Bewußtsein ihres Fehltritts zu einer wirklichen Verzweiflung; der Bruch des Zusammenhangs zwischen ihrer jetzigen und ihrer früheren Existenz, auf den sie gehofft hatte, war dennoch nicht eingetreten. Das Vergangene würde niemals ganz vergehen, bis sie selbst vergangen war.

Tief in Gedanken kreuzte sie aufs neue den nördlichen Teil der Long-Ash-Straße im rechten Winkel und sah nun den Weg weiß zum Hochland hinaufsteigen, an dessen Rand entlang der Rest ihrer Reise ging. Trocken, mit bleichem Staub bedeckt, erstreckte er sich dahin; nicht ein einziges lebendes Wesen, kein Gefährt, kein Meilenstein belebte ihn. Während Teß langsam bergan stieg, vernahm sie Fußtritte hinter sich; unwillkürlich wendete sie sich um und sah nun jene wohlbekannte Gestalt sich nähern, die so seltsam in ihrem methodistischen Aufputz sich ausnahm — die einzige Person in der ganzen Welt, der sie diesseits des Grabes allein nicht mehr zu begegnen wünschte.

Es blieb ihr indes keine Zeit mehr, nachzudenken oder auszuweichen; sie überließ sich deshalb so ruhig als möglich der Notwendigkeit, sich von ihm überholen zu lassen. Sie sah, daß er erregt war — weniger von der Hast seines Marsches, als durch das, was in ihm vorging.

„Teß!“ rief er.

Sie ging hastiger vorwärts, ohne umzublicken.

„Teß!“ wiederholte er. „Ich bin es! Alex D'Urberville!“

Sie sah nach ihm zurück und er trat rasch auf sie zu.

„Ich sehe es!“ antwortete sie kalt.

„Und das ist alles? Aber noch verdiene ich nicht mehr! Freilich,“ setzte er mit einem leichten Lachen hinzu, „ich bemerke es wohl, es liegt etwas Spöttisches in Ihren Augen, mich in diesem Aufzuge zu sehen! Aber ich hatte Eile — ich hörte, Sie seien fortgegangen, niemand wußte wohin. Sie wundern sich wohl, daß ich Ihnen gefolgt bin?“

„Das thue ich — freilich; und ich wünschte von ganzem Herzen, Sie hätten es nicht gethan!“

„Ja — Sie haben Ursache, so zu sprechen,“ erwiderte er ernst, als sie zusammen weiter gingen — Teß mit zögerndem Schritt, „aber mißverstehen Sie mich nicht; ich bitte Sie darum, weil Sie es vielleicht gethan haben, als Sie bemerkten — wenn dies der Fall gewesen ist, wie Ihre unerwartete Anwesenheit mich niedergeschmettert hat. Aber es handelte sich nur um eine vorübergehende Schwäche; und wenn Sie in Betracht ziehen, was Sie mir gewesen sind, so ist das natürlich genug. Aber Gott half mir darüber hinweg, obgleich Sie es vielleicht für einen Humbug halten, daß ich das sage; und unmittelbar darauf fühlte ich, daß von allen Personen in der Welt, die vor dem kommenden Zorn zu retten meine Pflicht und mein Wunsch ist — meinetwegen können Sie darüber lachen — niemand es mehr verdient als diejenige, an welcher ich so schwer gesündigt habe.“

Es war nur ein Hauch von Spott in ihren Worten, als sie erwiderte: „Haben Sie sich selbst schon gerettet? ‚Barmherzigkeit beginnt daheim,‘ sagt das Sprichwort.“

„Ich selbst habe nichts gethan,“ erwiderte er hastig. „Der Himmel allein hat alles gethan, wie ich schon meinen Zuhörern gesagt habe. Alle Verachtung, die Sie auf mich häufen, Teß, kann die nicht erreichen, mit welcher ich mich selbst überhäuft habe — das heißt den alten Adam meiner früheren Jahre. Es ist freilich eine seltsame Geschichte — Sie mögen daran glauben oder nicht — aber wie ich bekehrt wurde, muß ich Ihnen dennoch erzählen; und ich hoffe, daß es Sie genug interessiren wird, damit Sie wenigstens zuhören. Haben Sie je von dem Pfarrer von Emminster vernommen — von dem alten Herrn Clare? Sicherlich! Er ist einer der ernstesten seiner Schule, einer der wenigen Eifrigen, die noch in der Kirche geblieben sind, nicht so eifrig, wie der äußerste Flügel der gläubigen Christen, mit welchen mich mein Los zusammengeführt hat, aber eine große Ausnahme unter den angestellten Geist-

lichen, von welchen die jüngeren die wahren Lehren durch ihre Sophistereien mehr und mehr verwässern, bis sie nur noch der Schatten dessen sind, was sie dereinst gewesen. Ich unterscheide mich nur von ihm in der Frage von Kirche und Staat — in der Auslegung des Textes: ‚Komm her und scheide dich von ihnen, sagt der Herr' — das ist alles. Er hat, wie ich fest glaube, mehr Seelen in diesem Lande gerettet, als irgend ein anderer, dessen Name bekannt geworden ist. Haben Sie je von ihm gehört?"

„Ja!" antwortete Teß.

„Er kam vor zwei oder drei Jahren nach Trantridge auf Veranlassung irgend einer Missionsgesellschaft, dort zu predigen; und ich, elender Bursche, der ich war, insultirte ihn, als er in seiner Uneigennützigkeit versuchte, mich zur Vernunft zu bringen und auf den rechten Weg zu weisen. Er nahm die Beleidigungen ruhig hin und sagte einfach, ich würde eines Tages die Erstlingsfrüchte des heiligen Geistes empfangen — daß diejenigen, welche gekommen seien, zu spotten, blieben, um zu beten. Es war ein sonderbarer Zauber in seinen Worten. Sie drangen mir ins Gemüt, obgleich weder er noch ich zu jener Zeit wußten, daß es geschehen sei; und nach und nach kam ich dahin, das Licht des Tages zu erkennen. Seitdem war es mein einziger Wunsch, zu meiner neuen Ueberzeugung andere zu bekehren, und das ist es, was ich auch heute versucht habe, obgleich ich erst kürzlich hier herum gepredigt habe. Die ersten Monate meines Predigeramts habe ich im Norden Englands unter Fremden verbracht, da ich erst Mut gewinnen mußte, den strengsten Beweis meiner Aufrichtigkeit zu bringen, mich an diejenigen zu wenden, die mich gekannt haben und meine Gefährten in den Tagen der Finsternis gewesen sind. Wenn Sie dies Gefühl der Sicherheit nur kennen würden, Teß, diese Gewißheit, so würden Sie sicherlich —"

„Hören Sie auf und machen Sie, daß Sie fortkommen!" rief Teß leidenschaftlich, indem sie sich von ihm ab- und einem Zauntritt sich zuwendete, auf den sie sich setzte. „Ich kann an so plötzliche Sinnesänderungen nicht glauben. Es macht mir übel, Sie solche Sachen erzählen zu hören, da Sie doch wissen — da Sie doch wissen, was Sie mir angethan haben. Sie und Ihresgleichen genießen auf Erden die Fülle des Vergnügens, indem sie das Leben solcher, wie ich eine bin, vergiften und mit Trauer erfüllen; da ist es dann ja ganz hübsch, wenn Sie genug davon haben, daran zu denken, sich Ihr Vergnügen im Himmel dadurch zu sichern, daß Sie sich bekehren lassen! Fort — ich glaube Ihnen nicht — und will nichts davon wissen!"

„Teß," beharrte er, „sprechen Sie nicht so! Es kam über mich wie ein blendendes Licht! Und das glauben Sie mir nicht? Was glauben Sie nicht?"

„Ihre Bekehrung! Daß der religiöse Anstrich, den Sie sich geben, echt ist!"

„Und warum nicht?"

Teß senkte ihre Stimme.

„Weil ein besserer Mann, als Sie es sind, nicht daran glaubt."

„Ein echter Weibergrund! Wer ist dieser bessere Mann?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen."

„Gut," erklärte er, und ein heftiger Zorn schien trotz seiner Worte bereit, bei einer gelegentlichen Bemerkung sich Luft zu machen. „Gott verbietet es mir zu sagen, ich sei ein guter Mensch — und Sie wissen es, daß ich das nicht sage. Ich bin noch ein Neuling im Guten, das ist wahr; aber neu Ankommende sehen zuweilen am weitesten."

„Ja," erwiderte sie finster, „aber ich kann an Ihre Bekehrung nicht glauben. Solche plötzliche Erleuchtungen wie die Ihre hatten nicht stand."

Bei diesen Worten erhob sie sich und sah ihn an; seine Augen fielen auf ihr ihm so vertrautes Gesicht und blieben dort haften. Der niedrigere Mensch in ihm schwieg, aber er war nicht tot und selbst nicht einmal ganz gezähmt.

„Sehen Sie mich nicht so an!" sagte er unvermittelt.

Teß, die an ihr Aussehen und das, was sie that, gar nicht gedacht hatte, wendete sofort den Blick ihrer großen, schwarzen Augen ab und flüsterte errötend: „Verzeihung!" Und wiederum beschlich sie wie schon oft vorher das beklemmende Gefühl, daß schon in ihrer Erscheinung irgend ein Unrecht liege.

„Nein, nein, bitten Sie mich nicht um Verzeihung, aber da Sie einen Schleier tragen, um Ihre Schönheit zu verhüllen, warum ziehen Sie ihn nicht herab?"

Teß nahm ihren Schleier vor und sagte hastig: „Es geschah des Windes wegen."

„Es mag anmaßend scheinen, so etwas zu verlangen," fuhr er fort, „aber es ist besser, wenn ich Sie nicht zu häufig sehe. Es könnte gefährlich werden."

„Scht!" erwiderte Teß.

„Nun, Frauengesichter haben eine allzu große Gewalt über mich, als daß ich sie nicht fürchtete. Ein Mann des Evangeliums darf mit solchen Sachen wie sie nichts zu schaffen haben, und zudem erinnern sie mich an alte Zeiten, die ich vergessen möchte."

Nach dieser Bemerkung beschränkte sich ihre Unterhaltung während des Weitermarsches auf eine gelegentliche Bemerkung, und Teß fragte sich innerlich verwundert, wie weit er sie wohl begleiten werde, ohne indes daran zu denken, ihn direkt zurückzuschicken. Häufig fanden sie, wenn sie an einem Thor oder einem Heckentritt vorbei kamen, einen Vers aus

der heiligen Schrift in blauen oder roten Buchstaben darauf gemalt und sie fragte ihn, ob er wisse, wer sich die Mühe gegeben habe, diese Inschriften anzubringen. Er erzählte ihr darauf, daß sie in seinem und anderer Gleichgesinnter Auftrag ausgeführt worden seien, damit nichts versäumt werde, um die Herzen der verderbten Generation zu rühren.

Zuletzt berührte die Straße den Ort Croß-in-Hand. Von allen bewohnten Plätzen des bleichen und einsamen Hochlandes war dieser der verlassenste. Er entbehrte so sehr allen Reizes, den die Maler und Touristen suchen, daß er eine neue Art von Schönheit erhielt, eine negative Schönheit von tragischem Charakter. Der Name war ihm nach einer Säule beigelegt worden, die dort stand, ein sonderbarer, kunstloser Monolith aus einer im Lande nicht vorkommenden Steinart, auf welcher eine menschliche Hand roh eingegraben war. Verschiedene Geschichten wurden über seine Herkunft und über seine Bestimmung erzählt. Einige Autoritäten behaupteten, daß hier dereinst ein Kruzifix errichtet worden, von dem es ein Stumpf sei; andere sagten, daß der Stein, so wie er dastehe, ein Ganzes bilde, und daß er nichts als eine Grenze oder einen Versammlungsort bezeichne. Was indes auch der Ursprung des Ueberbleibsels sein mochte, jedenfalls lag etwas Düsteres, Feierliches in seiner ganzen Umgebung — etwas, was auch auf den gleichgiltigsten Passanten Eindruck machen mußte.

„Ich muß Sie hier verlassen," bemerkte D'Urberville, als sie in die Nähe dieses Ortes gekommen waren. „Ich habe um sechs Uhr diesen Abend in Abbots-Cernel zu predigen, und mein Weg führt von hier gerade rechts ab. Und Sie regen mich auch etwas auf, Tessy — ich kann nicht und will nicht sagen warum! Ich muß scheiden, um Kraft zu gewinnen. Woher kommt es, daß Sie jetzt so fließend sprechen? Wer hat Ihnen ein so gutes Englisch beigebracht?"

„Ich habe manches während der Zeit meines Unglücks gelernt," erwiderte sie ausweichend.

„Was für ein Unglück haben Sie gehabt?"

Sie erzählte ihm von dem ersten — dem einzigen, über das sie zu ihm reden konnte.

D'Urberville war sprachlos.

„Ich habe bis jetzt nichts davon gewußt!" murmelte er schließlich. „Warum haben Sie mir nicht geschrieben, als —"

Teß antwortete nicht.

„Nun gut, Sie werden mich wiedersehen," setzte er nach einer Weile hinzu.

„Nein, nein," rief Teß, „kommen Sie nicht wieder in meine Nähe."

„Ich will sehen. Aber bevor wir uns trennen, kommen Sie hierher!" Er ging auf den Pfeiler zu. „Dies war einst ein Kruzifix. In meinem Glauben gibt es keine Rückstände, aber zuweilen fürchte ich Sie — weit mehr, als Sie das Böse in mir zu fürchten nötig haben; deshalb beschwichtigen Sie meine Furcht, legen Sie Ihre Hand auf diese Hand von Stein und schwören, mich niemals in Versuchung führen zu wollen — durch Ihre Reize oder durch sonst irgend etwas."

„Guter Gott — wie können Sie mich um etwas bitten, das so unnötig ist! Nichts liegt mir ferner als das!"

„Ja — aber schwören Sie es, schwören Sie es!" flehte er verzweifelt.

Teß gab halb erschreckt seinem Drängen nach, legte ihre Hand auf den Stein und leistete den Schwur.

„Ich bin traurig, daß Sie keine Gläubige sind," fuhr er fort, „und fürchte, daß irgend ein Ungläubiger Macht über Sie gewinnen und Ihr Gemüt in Verwirrung bringen könnte. Aber heute nichts mehr. Zu Hause kann ich wenigstens für Sie beten — und das will ich — wer weiß, was sich noch ereignen kann! — Leben Sie wohl!"

Er wendete sich einer Oeffnung in der Hecke zu; und ohne Teß noch einmal anzusehen, verschwand er quer über der Ebene in der Richtung auf Abbots-Cernel. Sein Schritt verriet Aufregung, und später zog er, als wenn er durch einen quälenden Gedanken getrieben würde, eine kleine Bibel aus der Tasche, zwischen deren Blättern ein vom vielen Lesen zerknitterter und beschmutzter Brief lag. Er öffnete ihn. Er war von einem Tage datirt, der bereits um mehrere Monate zurück lag, und „Pfarrer Clare" unterzeichnet.

Der Brief begann mit der Versicherung aufrichtiger Freude über die Bekehrung D'Urbervilles und dankte diesem für seine Güte, sich deswegen mit ihm, dem Pfarrer, in Verbindung gesetzt zu haben. Herr Clare verzieh dem Bereuenden in warmen Ausdrücken sein früheres Verhalten und sprach für die Zukunftspläne des jungen Mannes sein lebhaftes Interesse aus. Er würde Alex gern in der Kirche sehen, deren Dienst er so viele Jahre seines Lebens gewidmet habe, und würde ihm zu diesem Zwecke geholfen haben, in ein theologisches Seminar einzutreten. Da aber sein Korrespondent wegen des Zeitverlustes, den dieser Schritt mit sich bringe, möglicherweise nicht geneigt sei, seinen Wünschen nachzugeben, so sei er nicht der Mann, darauf zu bestehen. Jedermann müsse sein Bestes thun und so handeln, wie es der Geist ihm auferlege.

D'Urberville las diesen Brief wieder und wieder, um, wie es schien, Kraft in ihm zu suchen. Dann las er einige Stellen in der Bibel, bis sein Gesicht Ruhe zeigte und Teß' Bild sein Gemüt dem Anschein nach nicht mehr beunruhigte.

Inzwischen ging Teß die Seite des Hügels entlang, auf welcher sie am nächsten die Heimat erreichen konnte. Nach einer Meile Wanderns begegnete sie einem einsamen Schäfer.

„Welche Bedeutung hat der alte Stein, an welchem ich vorbeigekommen bin?“ fragte sie diesen. „War es ehemals ein Kruzifix?“

„Kruzifix? — Nein, es war niemals ein Kruzifix. Es ist ein Ding von schlechter Vorbedeutung, Fräulein! Es wurde in rauhen Zeiten durch die Verwandten eines Uebelthäters errichtet, der hier gefoltert wurde, indem man ihn mit der Hand an einen Pfosten nagelte, und den man später hing. Seine Gebeine liegen unter dem Stein. Man sagt, daß er seine Seele dem Teufel verkaufte und zu Zeiten umgehe.“

Ein Schauder überlief sie bei dieser unerwarteten, unheimlichen Mär und schnell eilte sie weiter. Es begann zu dämmern, als sie nach Flintcomb-Ash kam; und ohne daß man sie bemerkte, näherte sie sich am Eingange des Dörfchens einem Mädchen mit ihrem Liebhaber. Das Paar verhandelte keine Geheimnisse, und die klare, sorglose Stimme des jungen Weibes, welche den wärmeren Accenten des Mannes antwortete, war in der kühlen Luft weithin vernehmbar als das einzige Sanfte und Schmeichelnde im ganzen Umkreis des düstern Horizontes. Einen Augenblick atmete Teß heiterer auf, bis sie überlegte, daß dies Zwiegespräch von der einen oder der andern Seite seinen Ursprung in derselben Anziehung haben werde, welche das Präludium zu ihren eigenen Leiden gebildet hatte. Als sie näher kam, wendete das Mädchen sich fröhlich um und entdeckte sie, während der junge Mann sich eilig entfernte. Das Mädchen war Izz Huett, deren Interesse an Teß' Ausflug sie sogleich ihre eigenen Angelegenheiten vergessen ließ. Teß äußerte sich nicht klar über das, was sie erreicht hatte, und Izz, die Takt hatte, begann deshalb über ihre eigene kleine Liebesaffaire zu sprechen, von der Teß soeben Zeuge gewesen war.

„Der Ausreißer da ist Amby Seeding, der Bursche, der zuweilen nach Talbothays zur Aushilfe zu kommen pflegte,“ erklärte sie gleichgiltig. „Er hatte nach mir geforscht, herausgebracht, daß ich hier sei, und war mir gefolgt. Er versicherte, er habe mich alle die zwei Jahre hindurch geliebt; ich habe ihm indes kaum darauf geantwortet.“

II.

Mehrere Tage waren seit ihrer unnützen Reise vergangen und Teß war auf dem Felde. Noch blies der trockene Winterwind, aber ein aus Stroh geflochtenes Schutzdach hielt seine Gewalt von ihr ab. An der geschützten Seite befand sich eine Rübenschneidemaschine, deren leuchtende blaue Farbe in der sonst so stummen Umgebung fast zu schreien schien. An ihrer Frontseite befand sich ein langer Hügel, in welchem die Schweden vom Frühwinter her aufbewahrt worden waren. Teß stand an dem aufgedeckten Ende und entfernte mit einer Hippe die Fasern und die Erde von jeder Rübe und warf diese dann in die Maschine, deren Schwungrad ein Mann drehte. Der frische Hauch der eben geschnittenen gelben Rübenscheiben begleitete den Wind, dessen klagende Töne mit dem Knirschen der Messer in der Maschine und dem Haumesser in Teß' behandschuhten Händen zu einem seltsamen Konzert sich vereinigten.

Das weite Ackerfeld von hellem Braun begann in Streifen von dunklerem Braun gelegt zu werden, die sich nach und nach zu Bändern verbreiterten. An der Seite jedes derselben kroch etwas auf zehn Beinen an denselben entlang, das sich ohne Eile und ohne Rast die ganze Länge des Feldes auf und ab bewegte; es waren zwei Pferde und ein Mann; zwischen ihnen ging der Pflug, der den Boden für die Saat im Frühling aufriß.

Vier Stunden lang unterbrach nichts die freudlose Monotonie der Dinge; dann wurde hinter dem pflügenden Gespann ein schwarzes Etwas sichtbar. Es kam aus dem Winkel einer Einfriedigung, wo ein Thor sich befand, und nahm seine Richtung hügelaufwärts, den Rübenschneidenden zu. Von der Proportion eines bloßen Punktes, vergrößerte es sich zu dem Schatten eines Kegels und bald konnte man in ihm einen Mann von schwarzer Kleidung unterscheiden, der aus der Gegend von Flintcomb-Ash daherkam. Der Mann an der Maschine, der mit seinen Augen sonst weiter nichts zu thun hatte, beobachtete den Herannahenden unausgesetzt, aber Teß, die beschäftigt war, bemerkte ihn nicht eher, als bis ihr Gefährte ihre Aufmerksamkeit auf ihn lenkte.

Es war nicht ihr harter Arbeitgeber, Farmer Groby; es war jemand in halb klerikaler Tracht, der jetzt das darstellte, was einst der Teufelskerl Alex D'Urberville gewesen war. Nicht erhitzt vom Predigen, sah er weniger schwärmerisch aus; zudem schien ihn die Anwesenheit des Arbeiters in Verlegenheit zu bringen. Eine trübe Blässe hatte sich über Teß' Antlitz verbreitet und hastig zog sie ihren Flügelhut tiefer in die Stirn, um ihre Erregung zu verbergen.

D'Urberville trat näher heran und sagte ruhig: „Ich muß Sie sprechen, Teß!“

„Sie haben Ihr Versprechen, mir nicht nahe zu kommen, gebrochen!“ erwiderte sie.

„Ja, aber ich habe einen guten Grund dazu.“

„Nun gut, so sprechen Sie!“

„Es ist ernster, als Sie sich vielleicht vorstellen.“

Er warf einen Blick um sich, um zu sehen, ob man ihn hören könne. Sie standen in einiger Ent-

fernung von dem dritten des Kollegiums, der die Maschine drehte, und diese machte so viel Lärm, daß seine Worte von anderen Ohren, als denjenigen, für die sie bestimmt waren, nicht vernommen werden konnten. D'Urberville stellte sich so, daß er Teß vor dem Arbeiter verbarg, indem er diesem dem Rücken zuwendete.

„Es handelt sich um Folgendes," fuhr er mit einer heftigen Bestimmtheit fort. „Da ich bei unserem letzten Zusammentreffen nur an Ihre und meine Seele dachte, so habe ich es versäumt, Sie nach Ihren weltlichen Verhältnissen zu fragen. Sie waren wohl gekleidet und ich habe nicht weiter daran gedacht. Aber ich sehe jetzt, daß Sie es hart haben — härter als zu jener Zeit, als ich Sie kennen lernte — härter, als Sie es verdienen. Vielleicht bin ich zum großen Teil daran schuld."

Sie antwortete nicht; fragend sah er sie an, als sie mit geneigtem Haupt, das Gesicht durch den Hut völlig verdeckt, fortfuhr, die Rüben zu säubern. Wenn sie in ihrer Arbeit fortfuhr, glaubte sie, ihm ruhiger begegnen zu können.

„Teß," fügte er mit einem Seufzer hinzu, der fast einem Schrei sich näherte, „der Ihre war der bei weitem schwerste Fall, in den ich verwickelt war. Ich hatte keine Idee von seinen Folgen für Sie, bis Sie selbst es mir erzählten. Elender, der ich war, Ihr unschuldiges Leben zu beflecken! Aller Tadel trifft mich — die ganze Schwärze der Sünde, die ganze schreckliche Mißthat ist mein allein! Sie, das wirkliche Blut, von dem ich nur eine niedrige Falschung bin, was für ein junges, blindes Ding waren Sie! Es ist eine Schande für die Eltern, ihre Töchter in einer so gefährlichen Unkenntnis der Schlingen und Netze, die der Böse ihnen vielleicht stellt, zu erziehen, wie es Sitte ist, obgleich die Ursache eine gute oder auch nur das Resultat einfacher Gleichgiltigkeit sein mag."

Teß that nichts als zuhören, indem sie mit automatischer Regelmäßigkeit eine runde Wurzel nach der andern aufnahm und fortwarf und nur den nachdenklichen Umriß einer einfachen Feldarbeiterin darbot.

„Ich bin indes nicht gekommen, um das zu sagen," fuhr D'Urberville fort. „Meine Verhältnisse sind folgende: Seit Sie in Trantridge waren, habe ich meine Mutter verloren, und die Besitzung ist jetzt meine eigene. Ich beabsichtige indes, sie zu verkaufen und mich dem Werk der Mission in Afrika zu weihen, entweder als ordinirter Diakon oder als ein Arbeiter außer Reihe und Glied — das ist mir ziemlich einerlei. Jetzt möchte ich Sie fragen, ob Sie mir die Gelegenheit geben wollen, meine Pflicht zu thun — und das wieder gut zu machen, was ich an Ihnen verbrochen habe. Das heißt, wollen Sie mein Weib werden und mit mir gehen? — Ich habe mir dies inzwischen verschafft, um Zeit zu gewinnen."

Mit der leichten Ungeschicklichkeit der Eile zog er einen Pergamentbogen aus der Tasche und zeigte ihn Teß.

„Was ist das?" fragte diese.

„Eine Heiratslizenz!"

„O nein, Herr, nein!" erwiderte sie ruhig, ihren Blick abwendend.

„Sie wollen nicht? Was soll das heißen?"

Bei dieser Frage furchte ein Mißvergnügen, welches nicht ganz das durchkreuzter und vereitelter Pflicht war, die Stirne D'Urbervilles. Es war ein unverkennbares Symptom, daß etwas von der alten Leidenschaft für Teß wieder aufgelebt war; Pflicht und Begierde gingen Hand in Hand.

„Gewiß —" begann er abermals in heftigerem Ton und sah sich aufs neue nach dem Arbeiter um, der die Maschine drehte.

Auch Teß fühlte, daß die Unterredung dort nicht zu Ende geführt werden könnte. Sie sagte daher zu dem Manne, daß der Herr gekommen sei, sie zu besuchen, und sie ihn deshalb eine Strecke Weges begleiten wolle; dann ging sie mit D'Urberville über das zebragestreifte Feld fort. Als sie das neugepflügte Ackerstück erreicht hatten, hielt Alex Teß die Hand hin, um ihr zu helfen; aber sie schritt fort über die Erdschollen hin, als ob sie es nicht bemerkt hätte.

„Sie wollen mich also nicht heiraten, Teß, und einen Mann aus mir machen, der sich selbst achten kann?" wiederholte er, als sie die Furchen hinter sich hatten.

„Ich kann nicht."

„Warum nicht?"

„Ich liebe Sie nicht, wie Sie wissen."

„Aber Sie würden es vielleicht thun, wenn Sie mir wirklich vergeben könnten."

„Niemals."

„Warum sagen Sie das so bestimmt?"

„Weil ich sonst jemand liebe."

Diese Worte schienen ihn in Erstaunen zu setzen.

„Wirklich?" rief er. „Sonst jemand? — Aber hat denn der Gedanke an das, was recht und billig ist, kein Gewicht bei Ihnen?"

„Nein, nein — sprechen Sie nicht so."

„Nun, meinetwegen, aber Ihre Liebe zu jenem Manne kann eine vorübergehende sein, die Sie überwinden werden —"

„Nein, nein!"

„Ja, ja, warum denn nicht?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen."

„Sie müssen es, das ist Ehrensache."

„Nun gut denn . . . ich habe ihn geheiratet."

„Ah!" rief er; er blieb stumm und starr stehen und durchbohrte sie mit seinen Blicken.

„Ich wollte es nicht sagen!" verteidigte sie sich. „Es ist ein Geheimnis hier oder wenigstens nur wenigen bekannt. Wollen Sie deshalb davon abstehen, ich bitte Sie darum, mich noch mehr zu fragen. Sie werden doch einsehen, daß wir uns jetzt Fremde sein müssen."

„Fremde — wir? Fremde!"

Für einen Augenblick zuckte ein Blitz seiner alten Ironie über sein Gesicht, aber entschlossen schlug er ihn nieder.

„Ist jener Mann dort Ihr Gatte?" fragte er mechanisch, indem er auf den Mann an der Maschine hinwies.

„Jener Mann?" erwiderte sie stolz. „Ich denke nicht!"

„Aber wer denn?"

„Fragen Sie nicht nach dem, was ich nicht sagen will!" bat sie; und in ihrer Aufregung blitzte eine Drohung aus ihrem hoch erhobenen Gesicht und ihren zorndunklen Augen zu ihm hinüber.

D'Urberville wurde verwirrt.

„Aber ich frage Sie ja nur Ihretwegen!" erwiderte er hitzig. „Engel im Himmel — Gott vergebe mir einen solchen Ausdruck! — ich bin hierher gekommen, ich schwöre es, nur im Gedanken an Ihr Glück, Teß; sehen Sie mich nicht so an, ich kann Ihren Blicken nicht stand halten! Vor dem Christentum oder seitdem gab es sicherlich niemals solche Augen! Und die — ich möchte nicht gerne meinen Kopf verlieren und darf es auch nicht. Ich gestehe, daß Ihr Anblick meine Liebe zu Ihnen aufs neue belebt hat, die ich mit allen ähnlichen Empfindungen für verlöscht hielt. Aber ich dachte, daß eine Ehe zwischen uns eine Heiligung für uns beide sein würde. ‚Der ungläubige Gatte wird geheiligt durch sein Weib, und das ungläubige Weib wird geheiligt durch ihren Mann!' sagte ich zu mir selbst. Aber mein Plan ist mir genommen; ich muß die Enttäuschung tragen."

Die Augen auf die Erde geheftet, dachte er niedergeschlagen nach.

„Verheiratet, verheiratet! ... Nun gut, mag es sein!" fügte er ganz ruhig hinzu, indem er die Lizenz langsam in zwei Hälften zerriß und diese in die Tasche steckte. „Da es nicht mehr ungeschehen zu machen ist, würde ich Ihnen und Ihrem Gatten, wer er auch sein mag, gerne etwas Gutes erweisen. Es gibt vieles, nach dem zu fragen es mich drängt, aber entgegen Ihren Wünschen möchte ich es nicht thun, obgleich ich Ihnen und Ihrem Mann, wenn ich ihn kennte, leichter nützlich sein könnte. Ist er auf dieser Farm?"

„Nein," murmelte sie, „er ist weit fort."

„Weit fort? Von Ihnen? Was für eine Art Ehemann kann das sein?"

„Sagen Sie nichts gegen ihn! Sie sind die Ursache, daß es so gekommen ist! Er hat herausgebracht —"

„Ah, das ist es ... Das ist traurig, Teß!"

„Ja!"

„Aber von Ihnen fortlaufen ... Sie eine Arbeit wie diese verrichten zu lassen!"

„Er läßt mich diese Arbeit nicht thun!" rief sie, mit dem höchsten Eifer für die Verteidigung des Abwesenden eintretend. „Er weiß es nicht! Ich habe es selbst so gewollt."

„Schreibt er denn?"

„Ich — kann es Ihnen nicht sagen. Es gibt Dinge, die nur uns angehen."

„Das heißt also, daß er es nicht thut. Sie sind also eine Verlassene, meine arme Teß!"

Von einem Impuls getrieben, wendete er sich plötzlich um und ergriff ihre Hand; der Büffelhandschuh war noch darüber gezogen und er berührte nur die rauhen Lederfinger, welche von dem Leben in ihnen nichts verrieten.

„Lassen Sie mich — lassen Sie mich!" rief sie angstvoll, indem sie ihre Hand aus dem Handschuh wie aus einer Tasche zog und ihm denselben überließ. „Gehen Sie fort — um meinet- und meines Gatten willen — gehen Sie im Namen Christi, den auch Sie ja bekennen!"

„Ja ja, ich gehe," antwortete er hastig; und indem er ihr den Handschuh zurückgab, wendete er sich, um zu gehen. Rund um sich blickend, setzte er hinzu: „Gott ist mein Richter, ich habe nichts Böses beabsichtigt, als ich Ihre Hand nahm."

Hufschläge, auf die sie in ihrem Eifer nicht acht gegeben hatten, verstummten nahe hinter ihnen und eine Stimme schlug nahe an ihr Ohr:

„Zum Teufel, was gehen Sie denn zu dieser Zeit des Tages von Ihrer Arbeit fort?"

Farmer Groby hatte aus der Ferne die beiden Gestalten ausgespäht und war über Stock und Stein herbeigeritten, um zu sehen, was sie auf seinem Felde machten.

„Sprechen Sie nicht in dieser Weise zu ihr!" rief D'Urberville, während sein Gesicht sich durch eine Regung verdunkelte, die mit seinem Christentum nichts zu thun hatte.

„So? Und was haben methodistische Prediger mit ihr zu schaffen?"

„Was ist das für ein Bursche?" fragte D'Urberville, sich an Teß wendend.

Diese trat nahe an ihn heran.

„Gehen Sie — ich bitte Sie!" erwiderte sie.

„Was! Ich soll Sie diesem Tyrannen überlassen! Ich sehe an seinem Gesicht, was für ein Flegel das ist!"

„Er wird mir nichts thun. Er liebt mich nicht. Ich kann Mariä Verkündigung gehen."

„Gut, ich habe kein Recht, als zu gehorchen, aber — Nun denn — leben Sie wohl!"

Nachdem ihr Verteidiger, den sie mehr fürchtete als ihren Ankläger, sich widerstrebend entfernt hatte, fuhr der Farmer in seinem Tadel fort, den Teß mit der größten Kälte aufnahm, da diese Art von Angriff mit dem Geschlechte nichts zu thun hatte. Als Herrn diesen Mann von Stein zu haben, der sie gepufft hätte, wenn es ihm erlaubt gewesen wäre, schien ihr fast Erleichterung nach ihren früheren Erfahrungen. Schweigend ging sie zurück, der Höhe des Feldes zu, wo ihre Arbeit auf sie wartete, und so völlig nahm die Unterredung, die sie soeben gehabt, sie noch immer in Anspruch, daß sie die Worte Grobys, der unmittelbar hinter ihr her ritt, kaum verstand.

„Wenn Sie einen Vertrag mit mir machen, für mich bis zu Mariä Verkündigung zu arbeiten, so will ich sehen, daß Sie ihn ausführen!" grollte er. „O, diese faulen Weiber! Jetzt hält dies, bald jenes sie auf! Ich will nichts länger mit ihnen zu thun haben!"

Da sie sehr wohl wußte, daß er die anderen Frauen nicht so plagte wie sie — aus Groll über das Pflastergeld, das er einst ihretwegen eingeschoben — so malte sie sich es einen Augenblick aus, wie es wohl geworden wäre, wenn sie frei gewesen und das Anerbieten, des reichen D'Urberville Weib zu werden, hätte annehmen können. Es hätte sie völlig aus ihrer Erniedrigung herausgehoben, nicht nur für ihren jetzigen Quälgeist von Brotherrn, sondern für die ganze Welt, die nur Verachtung für sie zu haben schien.

„Aber nein, nein!" rief sie atemlos. „Ich hätte ihn nicht heiraten können! Er ist mir zu widerwärtig!"

Am Abend desselben Tages begann sie einen rührenden Brief an Clare, in welchem sie ihm ihre schlechte Lage verhehlte und ihn ihrer unwandelbaren Liebe versicherte. Irgend jemand, der in der Lage gewesen wäre, zwischen den Zeilen zu lesen, würde gesehen haben, daß hinter ihrer großen Liebe eine schreckliche Furcht vor gewissen Umständen sich erhob, die nicht enthüllt wurden. Aber auch diesmal beendete sie ihren Erguß nicht. Angel hatte Izz gebeten, mit ihm zu gehen; vielleicht kümmerte er sich überhaupt nicht mehr um sie. Sie legte den Brief in ihren Koffer und zweifelte, ob er je in Angels Hand kommen werde.

Nach diesem Ereignis wurde es ihr schwer genug, ihre täglichen Arbeiten zu vollenden und es bis zu dem Tage auszuhalten, der für alle, die mit der Landwirtschaft zu thun haben, von großer Wichtigkeit ist — bis zum Tage des Lichtmeßmarktes. Auf diesem Markt wurden für die zwölf Monate, welche dem nächsten Marientag folgten, die Engagements abgeschlossen, und diejenigen unter der landwirtschaftlichen Bevölkerung, die ihre Plätze zu verändern wünschten, stellten sich in dem Orte ein, wo der Markt abgehalten wurde. Fast alle Arbeiter auf der Flintcomb-Ash-Farm beabsichtigten, zu gehen, und früh am Morgen des betreffenden Tages fand ein allgemeiner Exodus nach dem Marktflecken statt, der zehn bis zwölf Meilen hügeligen Landes entfernt lag. Obgleich Teß gleichfalls am Quartalstage zu wechseln beabsichtigte, so war sie doch eine der wenigen, die nicht zu Markte gingen, da sie eine schattenhafte Hoffnung hegte, es müsse sich etwas ereignen, das eine Verpflichtung für Feldbearbeitung unnötig machen werde.

Es war ein friedlicher Februartag, von wunderbarer Milde für die Jahreszeit, so daß man hätte glauben können, der Winter sei vorüber. Teß hatte eben ihr Mittagessen beendet, als D'Urbervilles Gestalt das Fenster der Hütte verdunkelte, in welcher sie sich eingemietet hatte und in welcher sie heute sich völlig allein befand.

Teß sprang auf, aber ihr Besuch hatte bereits geklopft, und eigentlich hatte sie doch keinen rechten Grund, zu fliehen. D'Urbervilles Klopfen, sein Schritt bis zur Thür hatten etwas an sich, das sich nicht beschreiben läßt, das aber sehr verschieden von der Miene war, mit der er sie bei seinem letzten Zusammentreffen verlassen hatte. Sie schienen Akte zu sein, deren er selbst sich schämte. Sie hatte anfangs die Thür nicht öffnen wollen, aber da ihr selbst dieser Entschluß unvernünftig erschien, so erhob sie sich und entfernte sich schnell, nachdem sie den Riegel zurückgeschoben hatte. Er trat ein, schaute sie an und warf sich dann, bevor er ein Wort geäußert hatte, in einen Stuhl.

„Teß, ich konnte nicht anders!" begann er verzweifelt, indem er sein erhitztes Gesicht, das ebenfalls den Ausdruck stärkster Erregung trug, abwischte. „Ich hatte das Gefühl, ich müßte Sie noch ein letztesmal fragen, wie es Ihnen geht. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich gar nicht mehr an Sie dachte, bis ich Sie an jenem Sonntag sah; jetzt kann ich Ihr Antlitz nicht mehr vergessen, mag ich versuchen, was ich will. Es ist schlimm, daß ein gutes Weib einem schlechten Mann etwas Böses anthun muß, und dennoch ist es so. Wenn Sie nur für mich beten wollten, Teß!"

Seine nur mühsam beherrschte Verwirrung war fast Mitleid erregend, und dennoch hatte Teß kein Erbarmen mit ihm.

„Wie kann ich für Sie beten," erwiderte sie, „wenn ich nicht glauben darf, daß die Allmacht, welche die Welt regiert, ihre Pläne mit mir ändert?"

„Denken Sie wirklich so?"

„Ja! Ich bin von dem Vertrauen, anders zu denken, geheilt."

„Geheilt? Durch wen?"

„Durch meinen Gatten, wenn ich es sagen muß!"

„Ah — Ihr Gatte — Ihr Gatte! Wie sonderbar das klingt! Ich erinnere mich, Sie erwähnten etwas der Art an jenem andern Tage. Was glauben Sie wirklich in dieser Hinsicht, Teß? Sie scheinen keine Religion zu haben, und vielleicht habe ich die Schuld."

„Freilich habe ich die, obgleich ich an nichts Uebernatürliches glaube."

D'Urberville schaute sie zweifelnd an.

„Sie glauben also, daß der Weg, den ich gehe, ein völlig verkehrter ist?"

„Beinahe wenigstens."

„Hm, und dennoch habe ich mich völlig sicher gefühlt," erwiderte er unzufrieden.

„Ich glaube an den Geist der Bergpredigt, wie mein geliebter Gatte . . . Aber ich glaube nicht —"

Dann fügte sie hinzu, was sie nicht glaubte.

„Das Faktum ist," sagte D'Urberville trocken, „daß Sie glauben, was Ihr geliebter Gatte glaubt, und verwerfen, was er verwarf, ohne selbst zu fragen oder nachzudenken. So macht ihr Frauen es stets. Ihre Seele ist seine Sklavin."

„Ja, weil er alles wußte," erwiderte sie mit der triumphirenden Einfachheit des Glaubens an Angel Clare, welche der vollkommenste Mann kaum verdienen konnte, um so weniger ihr Mann.

„Ja, aber Sie sollten negative Anschauungen wie diese in Bausch und Bogen von einem andern nicht annehmen. Es muß ein netter Junge sein, Ihnen einen solchen Skeptizismus beizubringen."

„Er hat meinem Urteil niemals Gewalt angethan! Er würde über diesen Gegenstand niemals mit mir gestritten haben. Aber ich halte nun einmal diese Ansicht; was er glaubte, nachdem er die Lehren tief durchforscht hatte, schien mir eher recht zu sein, als was ich glauben mochte, die niemals einen Einblick in die Lehren gewonnen hatte."

„Was sagte er denn gewöhnlich? Er muß doch irgend etwas gesagt haben!"

Sie dachte nach; und mit ihrem scharfen Gedächtnis für den Buchstaben der Bemerkungen Angel Clares, selbst wenn sie ihren Geist nicht verstand, wiederholte sie eine unbarmherzige polemische Schlußfolgerung, welche sie ihn hatte erwähnen hören, wenn er sich, wie es zuweilen vorkam, an ihrer Seite einer Art lauten Denkens überließ. Indem sie diese zum besten gab, wiederholte sie selbst Clares Accent und Art mit einer Art andächtigen Vertrauens.

„Wiederholen Sie das noch einmal!" sagte D'Urberville, der mit der größten Aufmerksamkeit zugehört hatte.

Sie wiederholte noch einmal die Phrase, und D'Urberville murmelte ihr nachdenklich die Worte nach.

„Und was sonst?" fragte er jetzt.

„Zu anderen Zeiten sagte er etwa Folgendes," und sie zitirte einen andern Ausspruch Clares, der möglicherweise gleichlautend in vielen Werken über Abstammung seit dem „Dictionnaire Philosophique" bis zu Huxleys Essays gestanden haben mag.

„Ah — ha! Wie Sie sich das alles eingeprägt haben!"

„Ich hatte das Bedürfnis, zu glauben, was er glaubte, obgleich er es von mir nicht verlangte; und ich brachte es durch Schmeichelei dahin, daß er mir etwas von seinen Gedanken verriet. Ich kann nicht sagen, daß ich alles ganz verstand; aber ich weiß, daß es recht ist."

„Hm! Ich bezweifle, daß Sie mich lehren könnten, was Sie selbst nicht wissen."

Er verfiel in Nachdenken.

„Und so vertauschte ich mein geistiges Los mit dem seinen," schloß sie. „Ich wünschte nicht, daß es sich von dem seinen unterscheide. Was für ihn gut ist, ist auch für mich gut genug."

„Weiß er, daß Sie ebenso ungläubig sind, als er es ist?"

„Nein — ich habe es ihm niemals gesagt — daß ich eine Ungläubige sei."

„Gut. Alles in allem sind Sie heute jedenfalls besser daran, als ich, Teß! Sie glauben nicht, daß Sie meine Lehre predigen müßten, und deshalb verzweifeln Sie nicht in Ihrem Gewissen, wenn Sie das nicht thun. Ich glaube, daß ich sie verbreiten muß, aber gleich den Teufeln glaube ich und zittere, denn ich habe plötzlich aufgehört, zu predigen, und meiner Leidenschaft für Sie freien Lauf gelassen."

„Wie?"

„Nun," antwortete er müde, „ich bin den ganzen Weg heute hierher gekommen, um Sie zu sehen! Ich bin von Hause fortgegangen, um mich nach Casterbridge Fair zu begeben, wo ich versprochen habe, diesen Nachmittag um halb zwei Uhr von einem Wagen aus das Wort Gottes zu predigen, und wo alle Brüder mich in diesem Augenblick erwarten. Hier ist die Ankündigung."

Er zog aus seiner Brieftasche ein Programm, auf dem der Tag, die Stunde und der Ort des Meetings gedruckt angegeben war, an welchem er, D'Urberville, das Evangelium predigen werde.

„Aber wie wollen Sie denn dahin gelangen?" fragte Teß, auf die Uhr sehend.

„Ich kann nicht mehr dahin kommen. Ich befinde mich eben hier."

„Was? Sie haben wirklich alle Vorbereitungen getroffen, um dort zu predigen, und —“

„Ja, ich habe alle Vorbereitungen getroffen, dort zu predigen, und werde nicht dort sein, weil ich den brennenden Wunsch hatte, ein Weib zu sehen, das ich einst verachtete! — Nein, auf Wort und Glauben, ich habe Sie nie verachtet; wenn das wahr wäre, würde ich Sie jetzt nicht lieben! Die Ursache, weshalb ich Sie nicht verachtete, lag in Ihrer innerlichen Reinheit trotz allem und allem; Sie zogen sich, als Sie die Sachlage erkannten, so schnell und entschlossen zurück; Sie überließen sich nicht meinem Vergnügen. So gab es ein Opfer in der Welt, das mir Respekt einflößte, und das waren Sie. Sie mögen mich jetzt allerdings nicht besonders hochschätzen. Ich glaubte auf Bergen zu verehren und finde, daß ich noch im Schatten diene! Ha, ha, ha!“

„Was soll das heißen? Was habe ich denn gethan?“

„Gethan?“ fragte er mit kalter Selbstverhöhnung. „Mit Absicht nichts! Aber Sie sind die Ursache — die unschuldige Ursache — meiner Rückfälligkeit, wie man es nennt. Ich frage mich selbst: Bin ich in der That einer der ‚Diener des Verderbens‘, die, ‚nachdem sie der Befleckung der Welt entgangen sind, wieder darin verwickelt und überwunden werden‘ — deren letztes Ende schlimmer ist als ihr Anfang?“ Er legte seine Hand auf ihre Schulter. „Teß, Teß, ich war auf dem Wege einer wenigstens sozialen Rettung, bis ich Sie wiedersah.“ Er schüttelte sie fieberhaft, als sei sie ein Kind. „Warum haben Sie mich versucht? Ich war fest, wie nur ein Mann sein kann, bis ich diese Augen, diesen Mund wiedersah — sicher gab es seit Eva niemals einen, der so verführerisch war!“ Seine Stimme senkte sich und ein heißer Strahl brach aus seinen eigenen schwarzen Augen. „Du Versucherin, Du geliebte Hexe von Babylon — ich konnte Dir nicht widerstehen, sobald ich Dich wieder getroffen hatte.“

„Es ist nicht meine Schuld, daß Sie mich wiedergesehen haben!“ erwiderte Teß zurückweichend.

„Ich weiß es und bedaure, daß ich Dich nicht schelten kann. Aber die Thatsache bleibt bestehen. An dem Tage, als ich Dich auf der Farm so gemißbraucht werden sah, war ich fast krank bei dem Gedanken, daß ich kein gesetzliches Recht hatte, Dich zu schützen — daß ich es nicht haben konnte, während derjenige, der es hat, Dich aufs äußerste zu vernachlässigen scheint.“

„Sagen Sie nichts gegen ihn, der abwesend ist!“ rief sie aufgeregt. „Sprechen Sie mit Achtung von ihm — der Ihnen niemals etwas zu leide gethan hat. Verlassen Sie sein Weib, bevor Gerüchte sich verbreiten, die seinen ehrlichen Namen beleidigen.“

„Ja, ja, ich gehe,“ erwiderte er wie ein Mann, der aus einem düstern Traum erwacht. „Ich habe mein Versprechen, jenen armen Sündern im Marktflecken das Wort Gottes zu predigen, elend gebrochen — es ist das erstemal, daß ich etwas so Unerhörtes thue. Einen Monat vorher hätte ich mich vor der Möglichkeit schon entsetzt. Ich will gehen, mich verbergen — und, ach, kann ich es denn? Bete für mich!“ Dann setzte er plötzlich hinzu: „Einen Kuß, Tessy, nur einen! Der alten Freundschaft wegen!“

„Halten Sie ein! Ich bin schutzlos und die Ehre eines braven Mannes liegt in meinen Händen — denken Sie daran — und schämen Sie sich!“

„Ja, ja — mein Gott!“

Er preßte seine Lippen auf einander, zürnend mit sich selbst über seine Schwachheit. Seine Augen glichen Abgründen von Liebe und religiöser Hoffnung. Die Leichen jener alten, düstern Leidenschaften, die seit seiner Umwandlung ohne Luft und Atem in den Linien seines Antlitzes geschlummert hatten, schienen zu erwachen und zu neuem Leben zu erstehen. Unentschlossen ging er hinaus, fast ohne zu wissen, was er that.

Obgleich D'Urberville erklärt hatte, daß dieser Bruch seiner heutigen Verpflichtung nichts sei als der Rückfall eines Gläubigen, so hatten Teß' Worte, als Echo der Anschauungen Angel Clares, dennoch einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht und klangen in ihm nach, als er fortging. Schweigend schritt er dahin, als wenn seine Thatkraft durch die bis dahin nicht einmal geträumte Möglichkeit, daß seine Stellung eine unhaltbare sein könne, gelähmt sei. Die Vernunft hatte mit seiner Bekehrung nichts zu thun gehabt, und die paar Tropfen Logik, die Teß in das Meer seiner Begeisterung hatte fallen lassen, genügten schon, seine brausende und schäumende Bewegung zum Stillstand zu bringen. Während er über die Phrasen, welche Teß ihm überliefert hatte, wieder und wieder nachdachte, sagte er sich schließlich: „Der kluge Bursche wird, als er ihr diese Sachen sagte, wenig daran gedacht haben, daß er durch sie meinen Weg zu Teß zurücklenken würde.“

III.

Der letzte Weizen wird auf der Flintcomb-Ash-Farm gedroschen. Die Dämmerung des Märzmorgens ist sonderbar ausdruckslos und nichts zeigt an, wo der östliche Horizont liegt. Die trapezförmige Spitze des Schobers, welcher hier einsam in der Wäsche und Bleiche des Winterwetters gestanden hat, hebt sich verschwommen gegen das Zwielicht ab.

Als Teß und Izz Huett auf der Scene erschienen, zeigte nur ein dumpfes Rascheln an, daß andere bereits vor ihnen erschienen waren, zu welchen, als das Licht zunahm, die Silhouetten zweier Männer

auf der Höhe des Haufens hinzukamen. Diese waren eifrig beschäftigt, das Dach von dem Schober zu entfernen, bevor sie begannen, die Garben herabzuwerfen; inzwischen standen Izz und Teß mit den anderen Arbeitsfrauen in ihren weißbraunen Flügelhauben da und warteten fröstelnd, da Farmer Groby darauf bestanden hatte, sie müßten früh genug an Ort und Stelle sein, um, wenn irgendwie möglich, das Werk vor Ende des Tages zu vollenden. Dicht neben dem Schober stand, bis jetzt noch kaum sichtbar, der rote Tyrann, den zu bedienen die Frauen gekommen waren — die Dreschmaschine, die, sobald sie sich in Bewegung gesetzt hatte, an die Ausdauer ihrer Muskeln und Nerven despotische Anforderungen stellte.

Nicht weit entfernt befand sich noch eine andere undeutliche Figur; sie war schwarz von Farbe und verriet durch ein unterdrücktes Zischen ihre mühsam gezügelte Kraft. Der hohe Schornstein, der neben einer Esche in die Lüfte ragte, und die Wärme, die von dem Platze ausging, bewies auch ohne die Hilfe des Tageslichtes, daß hier die Maschine stand, welche das primum mobile dieser kleinen Welt war. In der Nähe der Maschine stand ein dunkles, bewegungsloses Etwas, eine rußige und schmutzige Verkörperung der Größe in einer Art von Starrsucht mit einem Korb voll Kohlen an seiner Seite: Das war der Maschinist. Das Besondere seiner Art und Weise und seine Farbe gaben ihm den Anschein eines Flüchtlings der Hölle, der in die durchsichtige Rauchlosigkeit dieser Region gelben Korns und bleichen Bodens verschlagen schien, um die Bewohner zu erschrecken und zu verwirren.

So wie er aussah, so fühlte er auch. Er befand sich in einer Welt der Agrikultur, aber entstammte ihr nicht. Er brauchte Feuer und Rauch; die freien Bürger des Feldes brauchten Vegetation, Wetter, Frost und Sonne. Er reiste mit seiner Maschine von Farm zu Farm, von Grafschaft zu Grafschaft, denn bis dahin war die Dampfdreschmaschine in diesem Teil von Wessex noch ein Wandervogel. Er sprach mit einem fremdartigen, nördlichen Accent; seine Gedanken, die sich auf ihn selbst zurück, seine Augen, die sich auf sein eisernes Werkzeug richteten, nahmen von den Vorgängen in seiner Umgebung kaum Notiz; nur das Notwendigste sprach er mit den Eingeborenen, als wenn irgend ein alter Schicksalsspruch ihn dazu verurteilt habe, gegen seinen Willen hier im Dienste Plutos herum zu wandern. Der lange Riemen, welcher von dem Treibrade seiner Maschine zu dem roten Drescher neben dem Schober hinüber lief, war die einzige Verbindungslinie zwischen der Agrikultur und ihm.

Während man die Garben bloß legte, stand er apathisch neben seinem tragbaren Kraftbehälter, um dessen heiße Dunkelheit die Morgenluft zitternd herumstrich. Mit der Vorarbeit hatte er nichts zu thun. Weißglühend wartete sein Feuer, sein Dampf hatte Hochdruck; in wenigen Minuten konnte er den langen Treibriemen bis zur Unsichtbarkeit in Bewegung bringen. Neben diesem mochte die Umgebung Getreide, Stroh oder Chaos sein — das alles war ihm gleich. Wenn irgend einer der eingeborenen Faulenzer ihn fragte, wie er sich nenne, so antwortete er kurz: „Einen Ingenieur!"

Der Schober war bis zum vollen Tageslicht abgedeckt; die Männer nahmen ihre Plätze ein, die Frauen stiegen hinauf und die Arbeit begann. Farmer Groby — oder „er", wie man ihn nannte — war etwas früher angekommen, und auf seinen Befehl erhielt Teß auf der Plattform der Maschine ihren Platz, unmittelbar neben dem Manne, der jene nährte; ihr Geschäft bestand darin, jede Garbe, welche ihr von der zunächst, unmittelbar am Schober stehenden Izz Huett überreicht wurde, zu lösen, so daß der Fütterer sie ergreifen und über die summende Trommel breiten konnte, welche jedes Korn in einem Augenblick abstreifte.

Nach einem kurzen, vorbereitenden Anlauf war man bald in voller Thätigkeit. Unaufhaltsam ging die Arbeit weiter bis zur Frühstückszeit, während der die Dreschmaschine für eine halbe Stunde Halt machte; als die Arbeit nach dem Mahl wieder ihren Anfang nahm, wurden alle Hülfskräfte der Farm herangezogen, um den Strohschober aufzubauen, der jetzt neben dem Kornhaufen emporzuwachsen begann. Ein zweites Frühstück wurde hastig, wie man ging und stand, ohne den Platz zu verlassen, eingenommen; dann brachte eine andere Reihe von Stunden die Zeit des Mittagessens herbei, ohne daß die unerbittlichen Räder aufhörten zu spinnen und das durchdringende Summen des Dreschers auch nur einen Augenblick schwieg.

(Fortsetzung folgt.)

Zweifaches Heimweh.

Von

Haydée.

„Signorina Li-Kieu."

Wenn inmitten der monotonen Regelmäßigkeit europäischer Namen dieser Name ertönte wie der fremdartig harmonische, helle Klang eines orientalischen Instruments zwischen den klassischen Melodien eines Orchesters, dann entstand ringsumher eine Bewegung lebhafter Neugier. Alle Köpfe wendeten sich dem Eingange zu, und ein plötzliches Schweigen schnitt alle Unterhaltung ab; einen Augenblick später dann ein Gemurmel von Fragen, geflüsterten Antworten und Ausrufen:

„Li-Kieu!"

„Wer ist das?"

„Die Tochter des japanischen Gesandten."

„Li-Ki ... Wie spricht man das aus?"

Die schmächtige braune Gestalt in europäischer Kleidung, welche unter der Portière erschien, war indes eine Enttäuschung für all jene phantasievollen Gemüter, die bereits von wallenden, seidenen Gewändern träumten, von goldgestickten, amethystfarbenen Aermeln. Diese Enttäuschung jedoch war von kurzer Dauer: Man brauchte sie nur sprechen zu hören! Obgleich sie erst seit wenig Monaten in Europa war, sprach sie sehr gut italienisch und französisch; aber in ihrem Accent lag etwas so Graziöses und Reizendes, eine seltsame Musik, gleich der ihres Namens: es war wie das Gezwitscher eines exotischen Vögelchens.

Auch die Gestalt, wenn man sie genau betrachtete, war durchaus nicht europäisch; dieses längliche Gesichtchen von der Weiße des Porzellans, mit ein wenig hervortretenden Backenknochen, ein wenig schief geschnittenen Augen mit langen, beweglichen Wimpern, und leuchtend-roten, halbgeöffneten Lippen; jenes Hinlehnen auf den Polstern — und vor allem die Haare, feine, glänzende Haare, von einem wunderbaren, intensiven Schwarz, mit blauen Reflexen wie der Hals eines Kolibri ...

Nein, wahrhaftig, das war keine Tochter unserer Länder!

„Gefällt es Ihnen in Europa, Signorina?"

So fragten alle mit Neugier — die Damen auf dem Diwan sich an sie schmiegend, mit fragend vorgeneigtem Haupt — die Herren, indem sie sich über ihre Schulter beugten — ein wenig berauscht von dem orientalischen Parfüm, das aus ihrer feinen Haut aufstieg wie aus dem Kelche einer Blume. Sie lächelte so fremdartig, wenn sie mit ihrer Vogelstimme antwortete:

„Ja, ja; es gefällt mir so sehr ..."

„Aber es wird Ihnen sonderbar erscheinen, nicht wahr?"

„Ein wenig sonderbar, ja; aber weniger, als man denken sollte."

Diese Mandarinentochter hatte in ihrer Heimat eine Miß als Gouvernante, wie irgendwelche europäische Gräfin; und in einem französischen Pensionat hatte sie ihre Erziehung vollendet. Ach! dieses sonderbare Erziehungsinstitut Legay, wo man französische und englische Verben konjugirte in einem weiten, frischen Saale, den feine, mit Arabesken geschmückte Reismatten beschatteten, während die Fächer aus Pfauenfedern im Halbschatten wehten und schillerten wie Edelsteine, und der süße Duft der Bananen und Palmen aus dem weiten Garten sich mit dem scharfen Wohlgeruch eines Rosenkranzes aus Sandelholz mischte, den eine Schülerin spielend durch ihre elfenbeinernen Fingerchen laufen ließ.

*

Bisweilen, in den Freistunden, ließ sich eine, mehr als die andern gefühlvolle Erzieherin, die erst seit kurzem angekommen war und an Heimweh litt, dazu hinreißen, den Zöglingen von ihrer Heimat zu erzählen und Europa zu beschreiben. Das war für die noch in der Stumpfheit des Gynäceums Befangenen wie ein Erwachen, ein Zerreißen des Schleiers, hinter welchem allmälich die Vision einer unbekannten Welt hervortrat, in die sie sich verliebten mit dem unwillkürlichen Zuge jugendlicher Gemüter zu allem Unbekannten. Sie träumten von den Städten, deren Namen sie nur mit einiger Schwierigkeit aussprechen konnten: Rom, Petersburg, Paris vor allem, die Stadt der Feste, der Künste ..., und so wurden sie allmälich in der Nähe aller dieser Lehrerinnen, aller dieser Aufseherinnen, welche nach

ihrem Vaterlande seufzten, von dem Verlangen nach weitentlegenen, unerreichbaren Dingen erfaßt, wie von einer Ansteckung.

O, Europa! Wer unter ihnen würde die Glückliche sein, die Europa sehen sollte?

Li-Kieu sollte diese Glückliche sein: und mit Recht. Denn keine unter den Zöglingen des Instituts Legay hatte so nach Europa verlangt, wie dieses zarte und kluge, kleine Wesen, das unter allen Eindrücken wie eine Saite erbebte, dessen feine, künstlerische Natur die europäischen Dichter tief bewegten, indem sie ihm ganz neue Empfindungen gewährten. Welche Freude also, als der Vater ihr sagte, daß man ihn als Gesandten nach Rom sende!

Ihr Vater, der Marquis Tsang, ein europäisirter Japanese, der seine Studien in England vollendet, und weder den Zopf noch die Kleider seines Landes trug; ein breites, fettes, gelbes Bonzengesicht, in welchem zwei lebhafte schwarze Aeuglein leuchteten wie zwei Strahlen von Intelligenz und Schlauheit, und das undurchdringlich, ja schläfrig wurde, sobald er dieselben schloß.

Die ersten zwei Monate ihres Aufenthaltes in Europa, die langen Eisenbahnfahrten, die Unbequemlichkeiten des Hotellebens, der Anblick von Europa durch die Regenschleier des Februar hindurch — alles das hatte zunächst den Rausch Li-Kieus gedämpft.

„Es ist so traurig," sagte sie und lehnte sich zähneklappernd in die Ecke des Waggons; sie, die an das weiche Hinschmiegen auf seidene Federkissen gewöhnt war. Aber nun, in Rom, der Frühling, dieses neue, freie Leben, die elegante und geistreiche Konversation, die Theater: Ah, ja, das war schön! Und mit voller Aufrichtigkeit antwortete sie auf die Frage irgend jemandes, ob ihr das Leben hier besser gefalle, oder das ihres Landes:

„O! es gefällt mir besser hier ..."

Ueberrascht dadurch, fragte man mitunter auch, weshalb?

Dann schüttelte sie das Köpfchen und murmelte:

„Ich weiß nicht ..."

Einmal bei einem five o'clock tea bei der Marchesa Leali bestand man darauf, mehr davon zu hören. Sie zögerte und schaute aus dem Fenster auf den Sonnenuntergang, als ob dieser Anblick Erinnerungen an ihre Heimat in ihr wachriefe: die langen Wolkenstreifen sahen aus wie orientalische Schärpen, wie zartblaue, golddurchwirkte Schleier, von Rubinen umsäumt; auf dem wunderbar zarten Himmelsgrunde bewegten sich phantastische Formen gleich Profilen von Drachen, welche Gold und Flammen sprühten.

Li-Kieu betrachtete dies alles, grübelte und flüsterte dann:

„Ich weiß nicht. Auch meine Heimat ist schön, doch sie ist so anders. Hier aber ... C'est la patrie de mon âme."

Und dieses Wort, das aus anderem Munde prätentiös und romantisch geschienen hätte, klang so rührend, wenn sie es mit unwillkürlichem Erröten aussprach, mit jener reizenden, nach Worten suchenden Unsicherheit, mit der fremdartigen Betonung, die ihm einen eigenen Wohlklang, einen neuen Duft verlieh. Man hörte so wohl daraus, daß sie die Wahrheit sprach, daß dieser kleine Kolibri wirklich die Fremde liebte.

*

Welches Staunen also in den römischen Salons, als man erfuhr, daß Li-Kieu im Begriffe sei, nach Japan abzureisen! Hatte sie denn nicht immer gesagt, daß sie Europa nicht mehr verlassen wolle — hatte sie nicht in Rom ihren Verlobten, den Marchese d'Aparti, der sich so wahnsinnig in ihre fremdartige Grazie verliebt hatte, daß er ihretwegen alle Hindernisse besiegt, welche sich dieser sonderbaren Heirat entgegengestellt hatten. Und auch sie, sie betete ihn an, ihren schönen Maler, Millionär und Patrizier mit der Künstlerseele, welche die Schönheit im Einklang mit der ihrigen erklingen ließ; ihn, mit dem schönen blonden Haupte, das an die Büste eines jungen römischen Imperators gemahnte, mit seinem gelockten Haar, dem geraden Profil, dem runden und festen Kinn.

Und dennoch, es war so! Sie ging. Ihr Vater, der Marquis Tsang, trug die Nachricht davon mit kläglicher Miene durch die Salons; der alte Bonze war trotz seines vertrockneten Limonengesichtes ein Damenfreund ersten Ranges, geistreich und verschwiegen — und es mißfiel ihm, wenn auch nur für kurze Zeit, auf das Lächeln zu verzichten, das die schönen römischen Damen ihm schenkten. Aber was thun? Es handelte sich um die Gesundheit Li-Kieus.

Mitleidsvoll riefen die Damen aus:

„Bien vrai? Mais, qu'est-ce qu'elle a donc, cette chère petite?"

Nichts, sozusagen nichts ... Sie klagte über nichts, nichts that ihr weh. Nur welkte sie dahin. Lächelnd, heiter, zufrieden, wurde sie doch mit jedem Tage zarter, ohne etwas von ihrer Grazie einzubüßen — wie eines jener elfenbeinernen Kunstwerke ihrer Heimat, welches der Künstler feilt und feilt, bis es zu einem durchsichtigen Schleier wird, der glänzend und anscheinend dauerhaft ist, und den ein zu festes Anfassen in Stücke brechen kann. Und dann ein Widerwille gegen alle Nahrung, ein fortwährendes Bedürfnis nach Ruhe ... Der Arzt hatte auf Befragen geantwortet, daß das europäische Klima Li-Kieu nicht bekomme, und daß sie augenscheinlich der Luft ihrer Heimat bedürfe, wenigstens für einige Zeit. — O! der Jammer des jungen Mädchens, als ihr Verlobter ihr trostlos diesen Ausspruch des Arztes mitteilte.

„Nein, nein! ich will bei Dir bleiben! Behalte mich bei Dir."

Erschrocken über ihre Blässe, über das Zittern, welches ihren ganzen Körper erschütterte, versuchte er, ihr den Grund zu erklären wie einem Kinde.

„Sieh einmal, Liebe! Es ist wegen Deiner Gesundheit, es wird ja nicht für immer sein; Du bist noch so jung, daß es ganz natürlich ist, wenn

Du sehr zart bist ... Du wirst gewiß nicht glauben, daß ich Dich gern gehen lasse?"

Ein verhaltenes Schluchzen krampfte einen Augenblick lang das schöne Gesichtchen des jungen Mädchens zusammen. Er zog sie sanft an sich und flüsterte ihr mit erstickter Stimme zu:

„Aber ich will nicht, daß Du mir stirbst, weißt Du?"

Und dem stummen Zittern der Braut gegenüber sprach er mit plötzlicher Entschlossenheit:

„Weißt Du, was wir thun? Ich gebe Dir mein Wort, daß ich bald zu Dir komme, in einigen Monaten, um dann bei Dir zu bleiben ..."

Er hielt inne und dachte an seine alte Mutter, an seine teure, alte Marchese da oben in ihrem Schloß in den Sabiner Bergen, und er verbesserte sich:

„Um wenigstens eine Zeit lang bei Dir zu bleiben und dann ..."

Sie achtete nicht auf diese Einschränkung. Da er bald zu ihr kommen würde, beruhigte sie sich. Und doch ... Sie waren in der Villa Aparti an jenem Tage, der prächtigen Villa, deren Herrin zu werden sie geträumt hatte; ein herrlicher Park, dichtes, reiches, dunkles Laub, durch das kein Sonnenstrahl auf die gewundenen Gänge fiel. Wie frisch und kühl und still war es hier!

Li-Kieu überschaute das alles mit einem langen, trostlosen Blick: all dies üppige Grün ringsumher, das im leichten Lufthauche sich leise bewegte; die Springbrunnen, die von weitem leuchteten, und deren klare, leise Stimme wie eine Melodie klang, zu der das Blätterrauschen die Begleitung spielte; und dann lehnte sie ihr Haupt an die Schulter ihres Verlobten und flüsterte mit müder Stimme:

„Und doch! ich war so gern hier. Ich hatte dies alles im Traume gesehen, als ich noch dort war ... là-bas ..."

Und nun sollte sie dahin zurück ... là-bas ...

„Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!"

Alle Damen Roms kamen, um den Marquis Tsang und Li-Kieu zum Abschied zu begrüßen. Und auch sie, die Reisenden, antworteten: „Auf Wiedersehen!" — Aber während der Marquis Tsang es im Ernste sagte, da er sicher war, es nicht länger als ein Jahr in der Gesellschaft seiner lieben Landsleute aushalten zu können, flüsterte Li-Kieu es kaum und biß in ihr Taschentuch, um das Schluchzen zu ersticken. Sie war so bleich, als ob all ihr Blut aus einer verborgenen Wunde dahinströmte, und die Hände, welche ihr Bräutigam in den seinen hielt, waren eiskalt. Ach! sie würden sich ja bald wiedersehen, da er ihr in einigen Monaten folgen wollte; aber dann, dann — wenn eine längere, eine grausamere Trennung darauf folgen sollte?

Der Arzt hatte gut reden. Li-Kieu jedoch war bereits so zart, so durchsichtig! War es vielleicht dennoch so, daß sie nur der Luft ihrer Heimat bedurfte, um zu genesen?

*

Wirklich, es war so! Der Kapitän, welcher Li-Kieu und ihren Vater hinübergeführt hatte, brachte bei seiner zweiten Reise ausgezeichnete Nachrichten. Drei Monate im großen, schattigen und kühlen Palast von Kioto, in jener sonnendurchglühten, duftenden Luft — und Li-Kieu hatte schon ihre rosige Farbe, die Kraft ihrer Glieder wieder erlangt. Ihre Magerkeit schwand, ihre Gestalt hatte nicht mehr das traurige Aussehen eines gebrechlichen Spielzeugs. Der Marquis Tsang lachte über sein ganz gelbes Zitronengesicht, vergnügt über die Aussicht auf all das freundliche Lächeln, das ihn in Rom erwartete.

Die Wahrheit zu sagen, Li-Kieu war nicht ebenso vergnügt. Man traf sie oft in düstere Träumereien versenkt, den Blick auf die blaue Ferne geheftet, oder die europäischen Zeitungen und Briefe mit fieberhaftem Verlangen durcheilend. Sonderbar! Aber es war, als ob das Lächeln, die gedankenlos-kindliche Fröhlichkeit, die sie während ihrer Krankheit stets bewahrt hatte, mit dieser von ihr gewichen wären; es war, als ob — während der Körper genas, die Seele erkrankte! ...

„Aber das kann man wohl begreifen, lieber Marchese," schloß der Kapitän lächelnd; „bis Sie nicht dort sind, wird die Signorina wohl nie mehr fröhlich sein. Gehen Sie doch einmal zu ihr, und dann bringen Sie mir Nachricht von ihr ..."

Ah, ja, wenn er hätte zu ihr gehen können! Aber er konnte nicht. Dahinten in dem alten Schlosse in den Sabiner Bergen, da war eine alte Dame, die diesen großen blonden Menschen anbetete, trotz all seiner Tollheiten, von der an, den Maler zu spielen, er, ein d'Aparti, bis zu der, ein exkommunizirtes Ketzerkind heiraten zu wollen. Sie war eifersüchtig genug auf Li-Kieu gewesen, die alte Dame, als das junge Mädchen in Rom war, da sie fand, daß ihr Sohn sie nicht oft genug besuche, sondern lieber bei seiner Braut blieb.

„Ich bin so alt und so krank, ich kann von einem Augenblick zum andern sterben. Deine Braut kann Dich haben, solange sie will, sie ..."

Und so brachte es eine jener Ueberraschungen des Zufalls mit sich, daß er sie wirklich krank, wirklich dem Tode nahe fand, gerade als er kam, um von ihr Abschied zu nehmen vor seiner Abreise, die alte Mutter, die so oft mit sanfter mütterlicher List krank zu sein geheuchelt hatte, nur um ihn bei sich zu behalten. Wie konnte er sie in diesem Zustande verlassen, um seiner Liebe zu leben? Und Li-Kieu schrieb ihm ja so heitere, verständige, zärtliche Briefe, Briefe, die wie Vogelgezwitscher über den Ozean daher zu ihm gelangten, und deren Wohllaut und Moschusduft das ganze alte, melancholische Felsenschloß erfüllten.

*

So vergingen wiederum drei Monate. Da endlich war die Mutter außer Gefahr. Sie hätte ihn wohl noch zurückhalten mögen: „Bleibe noch eine Woche! Ich war so krank, da habe ich Dich ja nicht einen Augenblick für mich gehabt ..."

Nein, jetzt ist er fest entschlossen. Er wird diesmal wirklich reisen. Er weiß nicht weshalb, aber er ist nicht ruhig. Der Marquis Tsang schreibt ihm so wenig, kaum ein Postskriptum unter den langen Ergüssen Li-Kieus. Und dann — wenn er allein ist, hört er Stimmen, Ahnungen wecken ihn ganz unvorhergesehen aus dem Schlaf ... Nein, er muß hinüber zu ihr!

Und gerade am Abend vor seiner Abreise, als er mit fieberhafter Aufregung die letzten Vorbereitungen beendigt, trifft ein Brief ein mit jener sonderbaren Freimarke, welche unverständliche Hieroglyphen zeigt, und die ihm immer das Herz höher schlagen macht.

„Das ist sie, die Dir schreibt, nicht wahr?“ fragte die Marchese d'Aparti mit jenem Gefühl von Groll, das Mütter gegen „die Fremde“ hegen, die ihnen das Herz des Sohnes geraubt.

Ja, es war sie. Und wie von einer inneren Ahnung ergriffen, bleich, die Stirn mit kaltem Schweiß bedeckt, sprang er auf, zerriß das Couvert und zog ein dünnes Blatt hervor, das von einer feinen, etwas unsichern Schrift bedeckt war, aus der er die Anstrengung wahrzunehmen glaubte, die es verursacht, liegend zu schreiben. Er las:

„Reise nicht, mein Geliebter! Bleibe bei Deiner Mutter. Jetzt würde es umsonst sein. Ich habe meinen Papa gebeten, Dir diesen Brief erst zu schicken, wenn ich nicht mehr sein werde, und er wird mir sicherlich gehorchen. Denn während ich Dir schreibe, geht es zu Ende mit mir. Nicht vor Mattigkeit sterbe ich, wie ihr vor einem Jahr fürchtetet. Es ist mein Herz, das mir so weh thut, das brechen will; mein Herz, das so unregelmäßig schlägt und mich manchmal fast erstickt. Ich litt zu sehr darunter, hier zu sein. — O, bitte, zürnt mir nicht! Ich weiß es selbst, daß ich unrecht thue, so von meiner Heimat zu sprechen; aber es hilft nichts, es ist nicht meine Schuld; dieses weiche, orientalische Leben, diese Menschen, die mich nicht mehr verstehen, wenn ich von dem spreche, was mir teuer ist, diese Pracht schreiender Farben, diese Erde, die unter dem Strahl der Sonne duftet und dampft wie ein großes Weihrauchfaß — das alles ist zu viel für mich, zu mächtig. Ich liebte den Schatten eurer großen Villen, eure lauen Sommer, eure intelligente Gesellschaft, eure heitere Kunst! Daran sterbe ich. C'est plus fort que moi. Ich schreibe italienisch oder französisch, wie die Worte mir zuerst kommen, denn ich habe Eile.

„Ja, mein armer Geliebter, Dein Vögelchen hat nur noch wenige Tage zu leben, vielleicht nur noch wenige Stunden; und was ihm am meisten weh thut, ist der Gedanke, wie traurig Du sein wirst ohne sein Gezwitscher. Ich habe es Dir nicht früher geschrieben, um Dich nicht nutzlos zu betrüben; und deshalb schrieb Papa Dir immer nur so kurz — ich bat ihn darum; denn was konnte es helfen? Vor allem konntest Du Deine kranke Mutter nicht verlassen — und sag ihr auch, daß sie nicht mehr eifersüchtig auf mich zu sein braucht! Ich habe Dich ihr nur auf so kurze Zeit geraubt. Und ich sah es wohl: ich konnte nicht mehr glücklich sein, denn meine Seele und mein Körper gehörten nicht mehr demselben Lande an; der eine oder die andere mußten scheiden — und darum ist es besser so ...

„Wenn Du diesen Brief erhältst, dann wird mein Körper schon an dem Orte ruhen, der für ihn paßt .. in einem schönen, emaillirten, geschnitzten, gemalten, vergoldeten Sarge, unter dem feinen Schatten einer Palme, und da wird er sehr still, sehr sanft ruhen.

„Wenn Du aber meine Seele finden willst, so komme nicht hierher. Erinnerst Du Dich des schattigen Laubenganges, wo wir uns zum letztenmal gesprochen, in Villa d'Aparti? Dort magst Du meine Seele suchen. Ich kann nicht mehr schreiben. Ich habe das Fieber; es wird mir dunkel vor den Augen; aber Du hast mich verstanden, nicht wahr, mein Geliebter? Dort oben! Horch, was der Wind und die rauschenden Fontänen Dir erzählen ... Wie gern hätte ich dort leben und sterben mögen ...

„Und doch! ich bin ruhig, zufrieden. Wer sich aber nicht beruhigt, das ist mein Vater, der hier bei mir ist und weint. Er, der so gern lachte aus seinen schwarzen Augen ...

„Ach! wenn ich doch in eurem Lande geboren wäre, Giulio ... Aber — vielleicht hättest Du mich dann nicht geliebt, und das wäre schade gewesen, denn ich habe Dich so sehr geliebt, ich ... Besser so, besser so! Mut, mein Geliebter ... Adieu!“

Von Diesem und Jenem.

Ada Negri.

Die modernen sozialen Ideen, die sich bereits den Roman und das Drama erobert haben, dringen immer mehr auch in die Lyrik ein, aus deren Bereich soziale Ideen überhaupt lange Zeit ausgeschlossen blieben. Fast unbestritten nahm der Lyriker für sich das Recht in Anspruch, im Liede er selbst zu sein mit seiner ganzen unbegrenzten Subjektivität; er wollte als Lyriker bloß die Monographie seiner persönlichen Gefühle, das Stück Welt, das er selbst ist, geben, die Noten seines Temperamentes. Und weil echte Lyrik stets so war, darum ist in ihr ein Naturduft, von dem den übrigen Dichtungsarten nur ein schwacher Hauch eigen ist, darum ist sie selbst ein Naturprodukt. Vielleicht kommt es daher, daß man sich durch ein einziges echtes Lied schon Unsterblichkeit erringen kann, und vielleicht deswegen auch rührt die rasche Vergänglichkeit des politischen Liedes her, das, heute noch grün, morgen schon ein welkes Blatt ist. Wer schwärmt heute noch von Herwegh und wer kennt heute noch all die Lieder, die der Freiheit eine Gasse gebahnt?

Und trotzdem haben wir selbst in Deutschland schon eine soziale Lyrik; sie hat ihre roten Fahnen hoch und an allen Orten aufgepflanzt, aber sie werden nicht beachtet. Es war nicht das Proletariat, das seine Schmerzen selbst gekündet, sondern es waren die Poseure des Sozialismus, die ihre Feder in fremdes Blut getaucht. Und ihre Töne klangen so falsch; sie brachten mit sich nicht den Duft des Selbsterlebnisses. Ihre Lieder rochen nach Parfüm.

Nun erstand in Italien eine Dichterin, die aus der Bohème hervorgegangen und ihre wenigen Gedichte revolutionirten das Publikum. Ada Negri heißt diese Dichterin, deren Seele vom Schicksal so wund geschlagen und deren Liedermund so süß ist. Sie kündete die Leiden, die sie am eigenen Leib erfahren, und indem sie sich selbst ausdrückte, schrieb sie die Leidensgeschichte ihres Standes.

Ada Negri bedarf der heftigen Anklagen nicht, mit denen sie in ihrem edlen Eifer die Gesellschaft überhäuft; ihr kümmerliches Jugendleben selbst birgt in sich eine bittere Anklage, aber auch einen Trost: den, daß die Natur reichlich das lohnen kann, was das Leben an Entbehrungen auferlegt. Sie hat ihr das gegeben, was nie vom Zufall der Geburt abhängt: hohen Seelenadel. Und wie ihre Seele adelig geworden, das erzählt ihr Liederbuch, das sie Fatalita*) nannte und das so wirkt wie das Leben, weil es so unheimlich traurig und auch so schön wie dieses ist. Es dokumentirt sich eine Natur darin, deren Empfinden ebenso weiblich als deren Kraft männlich ist, ein Temperament, das das Leben mit eigenen Augen betrachtet, weil es sich ihm in seiner ganzen Tiefe gezeigt hat wie nur wenigen.

Wie dürftig und doch wie reich ist Ada Negris Jugend bis jetzt gewesen. Sie hat früh den Vater verloren und die Mutter arbeitete in der Fabrik. Von früh bis spät steht diese mit ihren Leidensgenossen in der schwülen Arbeitsstube und es ist der moderne Oger, der ihre junge Lebenskraft verzehrt. Früh gefurcht ist ihre Stirne, schwielig die zarte Hand und welk geworden das noch junge Gesicht. Totmüde seufzte sie oft auf, aber in ihren Augen ist noch ein sonniges, hoffnungsvolles Lächeln. „Avanti ancora!“ ruft sie sich zu; sie hat ja ein Kind daheim, für welches sie arbeitet und dies Kind studirt. Und während die müden Hände weiter arbeiten mit neuem Eifer, steigen goldige, stolze Träume in ihrer armen Mutterseele auf. Die Tochter hat dann diese Mutter verherrlicht, aber diese Mutter verdient eine Krone…

*) Deutsch unter dem Titel „Schicksal“ von Hedwig Jahn. (Berlin, Alexander Duncker.) Dieser meisterhaften Uebersetzung sind die ebenstehenden Gedichte Ada Negris entnommen.

In Lodi, ihrem Geburtsort, besucht Ada die Elementarschule, aber froh ist sie, wenn sie mit glühenden Wangen daheim über ihren geliebten Büchern sitzen kann. So armselig, so dürftig ist ihre Stube; man gelangt zu ihr durch einen großen, schlammigen Hof, der von Ställen und Tümpeln umgeben ist, wo Gänse herumschwimmen. Eine geborstene Thüre führt in diese Stube, wohin nur spärliches Licht dringt, weil die Fenster mit Papier verklebt sind. Die Bücherkiste, die auch als Sofa benützt wird, bildet das feinste Möbelstück. Und mit achtzehn Jahren geht Ada nach Motta Visconti als Lehrerin. Hier, auf diesem stillen Flecken, dessen Reiz nur die dunklen Wälder bilden, zwischen aufreibender Arbeit und verzehrenden, einsamen Träumen wird sie zur Dichterin. Sie denkt über ihr Schicksal nach, das ihr zugerufen hat:

„Nur dem, der leidend, blutend schafft,
Erstrahlt des höchsten Ruhmes Schein.
Der Schmerz gibt den Gedanken Götterkraft,
Dem tapfern Kämpfer winkt der Sieg allein.“

Und resignirt ruft sie: „Bleib!“ ihrem Schicksal zu. Ihr war ja ein großer Zauber gegeben: wundersame Laute für dieses Leid zu finden, Töne, die an jedes Herz greifen.

Eines Tages gehen die heißen Wünsche der Mutter in Erfüllung: Ada Negri wird in jungen Jahren eine der berühmtesten Frauen Italiens.

•

Selten ist ein Liederbuch so reich an psychologischen Noten gewesen wie die „Fatalita“ der Negri. Es sind Selbstbekenntnisse. Mit wundervollen Lebensfarben zeichnet sie ihr ganzes Jugendleben; sie erzählt von ihrer jungen Sehnsucht, die an der Not dahinstarb, und von ihrem heißen Bedürfnis nach Liebe, die resigniren mußte, weil die Not des Volkes an sie herangetreten war. Schon früh mußte sie viel über das Leben nachdenken und deswegen ist stets diese herbe Selbstanalytik in ihren Gedichten, die die Lyrik gar nicht verträgt. Sie bezeichnet sich selbst als ein Doppelwesen von Haß und Liebe, von Stärke und von sanfter Freundlichkeit, und mit Marie Bashkirtseff vergleicht sie sich, der unglücklichen russischen Künstlerin, die an ihren traurigen Gedanken gestorben war, an ihrer großen Liebessehnsucht, für die in ihrer Heimat kein Platz war. Schmerzlich ruft ihr die Negri zu:

„So sankst du wirklich in des Todes Nacht,
O blonde Slavin, die aus Rußlands Norden
Uns Schätze von Begabung mitgebracht,
Die du in jenem trüben Schneegefild
Als Rose blühtest, voller Durst nach Ruhm,
Der ewig ungestillt?“

Marie Bashkirtseff aber war das Kind des russischen Salons und ihre freie Natur, ihre feinen Triebe mußten an seiner Barbarei scheitern. Sie selbst war nicht frei von der lähmenden Passivität der slavischen Rasse — und so war sie außen und innen in ihrer Entwicklung gehemmt und sie siechte dahin. Ada Negri aber ist ein Kind Italiens, wo das Weib ganz anderen Schlages ist und eine ganz andere Stellung einnimmt als in Rußland. Sie wird sich ganz entwickeln können; sie ist von keiner Barbarei gebunden. Sie hat Mut und Kraft genug, den Kampf zu bestehen. Sagt sie doch selbst:

„Wenn durch die niedere Kammerthüre tritt
Das Unglück ein, so lache ich ihm zu;
Ich lache, wenn ich Schlag auf Schlag erlitt,
Ich lache, wenn mich Freude flieht und Ruh'.“

Sie glaubt auf das Lebensglück verzichten zu müssen, weil sie sich dem Kampf und dem Haß geweiht. Aber nicht immer

kann sie die Wünsche ihres heißen Herzens dämmen; ihre Jugend ist es, die stets wieder ihre klagende Stimme erhebt, und ihr vertrauertes Leben, das an ihrem Schicksal rüttelt. Dann kommt die Sehnsucht und malt ihr goldige, zaubervolle Bilder. Deshalb ist stets dieser trauervolle tiefe Ton, der so voll und erhaben klingt wie die Töne des Leopardi, in ihrer Poesie. Ihre Sehnsucht symbolisirt sie in großartiger Weise in dem Gedichte „Arabisches Roß“. Ob es im Traume die goldigen Weiden sieht, fragt sie es, die glänzenden Steppen, wo in des Abendrots Leuchten sich Haine und Palmen im ruhigen Meere spiegeln, während das Klagelied arabischer Frauen ertönt? ... Es zieht sie zu den Höhen, „wo ewiger Schnee im Sonnenlicht erglüht, wo nichts an den Erdenstaub erinnert — dort möchte sie ruhen im Sonnenscheine wie eine Sultanin an eines Königs Brust.“

•

Die italienischen Sozialisten haben Ada Negri als Dichterin ihrer Tendenzen proklamirt und gefeiert und Unverstand suchte sie für anarchistische Ausschreitungen verantwortlich zu machen. Aber wie scharf ihre Klinge auch sein mag, nie hat ihr edles Herz Tod und Verderben gepredigt. Sie will bloß eine Mitleidserweckerin sein und stolzes Selbstbewußtsein in die Herzen der Bekümmerten und Verzagten tragen. Ihre Idee ist nicht neu, aber neu und gewaltig ist die Art, wie sie sie darstellt. Und niemand kann sich der Wirkung ihrer Poesie verschließen, wenn sie in anschaulicher Weise Bilder des Elends entwirft, wie in ihrem meisterhaften Gedichte „Autopsia“. Da erzählt sie, wie der magere Doktor, von Wissensdurst durchglüht, den Leichnam eines verkommenen jungen Mädchens sezirt. Da hört er ihre Leidensgeschichte: Sie war ein Kind der Straße, das nie Vater und Mutter gekannt. Sie hatte die ganze Skala des Elends durchlebt, den Hunger und die Verzweiflung, die aufgezwungene Lüge und die Erniedrigung und jenes namenlose Unglück, das im Verborgenen seine Thränen weint. Gleich einem armen fortgelaufenen Hunde stirbt sie ohne ein Wort der Liebe und des Trostes im Krankenhaus. Und sie ruft dem Arzte zu:

„Wühl mit dem Stahl mir in den Eingeweiden,
Und reiße grausam mir heraus das Herz!
Durchforsche es und such den Quell der Leiden,
Klär das erhabene Rätsel auf vom Schmerz.

Glaubst du, daß ich nicht leide mehr im stillen
Hier unter deinen Blicken nackt und bloß?
Ich schau' dich an mit gläsernen Pupillen
Und nie wirst du mein Angedenken los!

Denn von den Lippen mir als letztes Regen
Der Leidenschaft ein Schmerzenslaut sich ringt.
Ein Röcheln tönt dir halb erstickt entgegen,
Das wie ein Fluch in deine Seele dringt.“

Ada Negri hat aber auch mildere Töne, wenn sie von ihrem Mütterchen spricht, wenn ein zartes, echt weibliches Mitleid aus dem Herzen in ihre Feder fließt. Wie herrlich sind die Worte, die sie ihrer Mutter zuruft:

„— Blickst du so zärtlich, gut dann auf mich hin,
Wenn schon der Dämmerungsfrieden herrscht auf Erden,
Möcht' ich vergessen, daß ich Dichterin —
Und Kind noch einmal werden.“

Und wie echt weiblich ist sie, wenn sie bittet, daß man ihr das arme, bleiche Kind bringe, das einsam, elternlos in den Straßen umherirrt. Sie will ihm Vater, Mutter und Schwester sein, es großziehen zu Ehr' und Ruhm; ihm alles opfern:

„Und während mir des Alters Bürde naht,
Und ich an Haub' und Brille mich gewöhne,
Steigt er empor voll Sinn für alles Schöne,
Im Herzen Gott und kraftvoll bei der That.“

•

So setzt sich aus seinen poetischen Zügen die Physiognomie der Negri zusammen. Und diese Physiognomie hat eine scharfe Prägung trotz ihrer Jugend; das Leben war es, das sie gebildet hatte. Aber nicht nur, daß diese Dichterin so viel zu sagen hat, macht ihre Bedeutung aus. Sie ist auch als Künstlerin ein Wunderkind. Sie ist würdig, in der Sprache Dantes und Tassos zu dichten; ihre Worte sind berauschend, voll Zartheit, Kraft und süßem Wohllaut; es sind die schweren Blumendüfte des Sommers in ihnen. Diese Sprache erinnerte mich an den Dänen Jacobsen, bei dem jedes Wort ein Stückchen Welt für sich bedeutet, weil es Neuschöpfung ist.

Ada Negri gehört schon jetzt als Künstlerin zum feinsten Adel. Es ist schon wahr, daß sie zu den Frühreifen gehört, aber sie ist kein Treibhausgewächs; an ihrem Talent haftet nicht der verderbliche Duft der Decadence. Es ist ein Stück gesunder Natur, und sie hat als junges Mädchen schon den goldenen Weg gefunden, der zur Unsterblichkeit führt. Hermann Menkes.

•

Die literarische Bewegung in Spanien.

Von

Emilia Pardo Bazan.

III.

Seit es mit dem Roman abwärts geht, seit die Zeitungen den kritischen Artikeln über die Romane die Gastfreundschaft verweigern und diese ohne Beachtung erscheinen und verschwinden, bemerkt man bei den Romanschriftstellern eine Neigung, sich dem Theater zuzuwenden. Derjenige, der in dieser Richtung voranging, ist der gelesenste und beliebteste unter ihnen, Benito Perez Galdos. Schon während der Blütezeit des Romans sprach man viel davon, man müsse seine Mittel und sein Verfahren, seinen Realismus und seine Analyse auf das Theater verpflanzen, und häufig hörte man die Worte: „Neue Modelle“ und „Szenische Umbildung“. Die dramatischen Autoren, wie Tamayo und Echegaray, waren der Meinung, daß die Methode des Romans bei den Bühnenstücken sich nicht anwenden lasse, und daß das Theater mit seinen Gesetzen, seinen Forderungen, seinen eigentümlichen Kniffen stets ein besonderes Genre bleiben werde, daß es im Theater stets und notwendigerweise viele Regeln geben werde, welche die Optik des Lüsters und der Rampe bedingen, und daß, wenn man im Roman dem Leser ein Fest bereitet, indem man ihm Beschreibungen gibt, das Theater Handlung und nochmals Handlung verlangt. Um zu beweisen, daß auf dem Theater die ganze und volle Wahrheit herrschen kann, war es für Galdos notwendig, daß sein erstes Drama »Realidad« (Wirklichkeit) einen glänzenden Erfolg davontrug.

Galdos trat in dem Augenblick auf, als das Publikum seinerseits anfing, die Notwendigkeit und den Wunsch nach etwas Neuem zu empfinden. Seit einem Vierteljahrhundert, seit der Septemberrevolution, lebte Tamayo, wie man ohne Uebertreibung sagen kann, nur noch von seinem Ruhm und seinem Namen; man hatte infolge politischer Intriguen sein letztes Werk »Los hombres de bien« (Leute von Vermögen) ausgepfiffen und der berühmte Verfasser des »Un drama nuevo« (Ein neues Drama) und der »La bola de nieve« (Der Schneeball) hatte aufgehört, zu produziren. Im Gegensatz zu ihm brachte dieselbe Revolution José Echegaray hinauf. Dieser Ingenieur und Mathematiker, der in den Debatten des Kongresses sich ausgezeichnet und hohe Aemter bekleidet hatte, überraschte Spanien dadurch, daß er sich als feuriger, fruchtbarer, unermüdlicher Dramatiker bewies, der, durchdrungen von der spanischen Tradition, diese wieder belebte und eine neue Form romantischer Kunst schuf — analog, aber nicht gleich der des goldenen Zeitalters und derjenigen, welche sich in dem Herzog von Rivas, in Zorrilla und Hartzenbusch verkörperte. Während mehrerer Jahre war Echegaray der Atlas, der das Gewicht des spanischen Theaters trug; und wenn die Schöpfungen von d'Ayala, besonders »Consuelo«, in welchen der klassische Geschmack sich von der Romantik befreite, auch durch ihre Vollendung entzückten, so gelang es ihnen dennoch nicht, über den Reiz zu triumphiren, unter den Echegaray selbst diejenigen beugte, die auf sein Ungestüm und auf sein poetisches Genie schlecht zu sprechen waren. Mehreremale nach Schluß des Theaters unter Fackelglanz und dem Geschrei der Menge im Triumph nach Hause getragen, heute von der Presse heruntergerissen, morgen in den Himmel erhoben, bald ungeheuerlich, bald titanisch, bald der Retter, bald der Mörder des künstlerischen Ideals genannt, verfolgte Echegaray unbeirrt seinen Weg, indem er seine Gegner im Sturm mit sich fortriß und nicht nur zwei

oder drei mehr oder weniger korrekte Werke, sondern ein ganzes Theater schuf mit einer Flut der Produktion, welche das charakteristische Merkzeichen Lope de Vegas ist. Dann begann man nach und nach leise von neuen Vorbildern zu sprechen. Echegaray machte sich voll Eifer daran, sie auf eigene Rechnung zu suchen, modifizirte und putzte seine abenteuerliche Romantik neu auf und schuf nach dem moralischen Drama »O Locura, o Santidad« (Narrheit oder Heiligkeit!), das psychologische Drama »El Gran Galeoto« und die zarte, sinnreiche Komödie »Un critico incipiente« (Das Debut eines Kritikers). Diejenigen, welche mit Liebe und Beharrlichkeit das Talent Echegarays studiren, begreifen, daß er sich an eine bestimmte Formel nicht binden konnte, daß er aber die Geschmeidigkeit und die nötige Kraft mit einander verbinden mußte, um sich der modernen Richtung anzupassen, selbst wenn diese nicht mehr in Harmonie mit seinem Charakter waren.

So war es in der That. Man verdankt Echegaray in diesen fünf letzten Jahren viele verschiedenartige Anregungen und einige glückliche Neuerungen. Er machte — allerdings mit wenig Erfolg — in »El Hijo de Don Juan« (Der Sohn des Don Juan) den ersten Versuch, das Genre Ibsens zu akklimatisiren. In »Un critico incipiente« versuchte er ein Wagnis, das an Moratin oder, so weit Geist und Verve in Frage kommen, noch besser an Augier und Dumas in ihren glücklichsten Augenblicken erinnert. »Mariana«, der Echegaray einen seiner unbestrittensten Triumphe verdankt, verrät den Einfluß Dumas' noch deutlicher. Der Veteran des spanischen Theaters hat so bewiesen, daß er weder unzugänglich für Neues, noch taub gegen die Stimmen ist, die aus Europa zu uns herüberdringen.

Eine der sonderbarsten Kundgebungen über die Veränderungen, welche im Laufe weniger Jahre der Geschmack des Publikums erlitten hat, war die Wiederaufführung des Dramas »Las Vengadoras« (Die Rächerinnen) von Eugenio Sellés, welches bei seiner ersten Aufführung einen wahren Skandal hervorrief und als der schroffste Ausdruck des Naturalismus angesehen wurde. Darauf zurückgezogen, im Laufe der Jahre fast vergessen, ging es jetzt fast ohne Widerspruch über die Bretter; man erkannte seine Schönheiten an und allgemein hieß es, daß »Las Vengadoras«, weit davon entfernt, ein naturalistisches Drama wie »Sapho« von Daudet oder »Thérèse Raquin« von Zola zu sein, vielmehr als ein Edelstein im Genre von Dumas gelten müsse. Es ist zu bemerken, daß man das, was man über die »Vengadoras« sagte, bei jedem Drama oder jedem Roman gesagt hat, welcher dem traditionellen klassischen oder romantischen Muster nicht ganz entsprach, und daß für die Spanier naturalistisch gleichbedeutend mit neu ist.

Unter solchen Dispositionen des Publikums, das bereits vorbereitet war, die modernen Tendenzen zu ertragen — man muß bemerken, daß dies in Spanien stets eine schwierige und seltene Sache ist — hielt der Roman seinen Einzug in das Theater, in welchem Galdos mit »Realidad« ihn vertrat. Wenn das Stück ein gewisses Erstaunen hervorrief und nicht das war, was man einen ganz reinen Erfolg nennt, so fand es dennoch eine Aufnahme, die den Autor veranlaßte, seitdem den besten Teil seiner Thätigkeit nicht dem Roman, dem er so viel Ruhm verdankte, sondern der Bühne zu weihen. In »Realidad«, das ich für ein sehr schönes Werk halte, stellte Galdos sich das Programm, für die Scene gewissermaßen von dem Verfahren des Romans Gebrauch zu machen; in seinen folgenden Stücken beherrschte aber der Dramatiker den Romanschriftsteller; jedesmal versöhnte Galdos sich mehr mit den szenischen Ueberlieferungen und versuchte theatralisch als realistischer Analyst zu sein.

Seine erste Schöpfung nach »Realidad« war »Gerona«, ein historisches Drama, dessen Stoff er der Sammlung nationaler Episoden (Episodios nacionales) entnahm. Trotz der sonderbaren archaistischen Kostüme, trotz der Schönheit der Dekorationen, trotz der geschickten Inscenirung und trotz des Appells an den Patriotismus, der fast nie seine Wirkung verfehlte, hat es dennoch selten ein so vollständiges Fiasko gegeben als das »Gerona«. Galdos nahm fast unmittelbar darauf seine Revanche mit der hübschen Komödie »La loca de la casa« (Die Närrin des Logis), deren beide erste Akte das Publikum hinrissen, und dann mit »La de San Quintin« (Die von Saint-Quentin), in der eine sozialistische (?) These in einer überaus lebendigen Handlung und ungewöhnlich packenden Scenen entwickelt wird. »La de San Quintin« befestigte die Popularität von Galdos als dramatischer Autor. Aber der Mißerfolg von »Los Condenados« und die Strenge der Presse, die ihn zu seinen Romanen zurückschickte, hat ihn ein wenig verschnupft. Die Zukunft wird über seine Fähigkeiten für das Theater entscheiden.

Während »Realidad« unbekannte Straßen zu öffnen suchte, fand die unerschöpfliche Romantik eine neue Blüte in dem Drama »Mar y Cielo« (Himmel und Meer) von Angel Guimera, aus dem Katalonischen ins Kastilianische übersetzt. Die katalonische Literatur besitzt ein sehr reichhaltiges Theater, aber zum erstenmal vielleicht wurde eine ihrer Perlen auf der Bühne in Madrid dargeboten. Wir übrigen Spanier werden stets Romantiker sein: die starken Empfindungen, die edlen Handlungen, die stolzen, unbezwinglichen Charaktere werden uns stets hinreißen. Bei der Première von »Mar y Cielo«, dessen Held Said an den Korsaren von Byron erinnert, habe ich die Zuschauer zittern sehen. Die Uebersetzung eines andern Dramas von Guimera, »Judit de Welp«, gefiel nicht; und »Maria Rosa«, die soeben in Madrid aufgeführt worden ist, hatte nicht den Erfolg, den sie verdient. Es ist meiner Meinung nach das beste Werk Guimeras.

Ein anderes dramatisches Ereignis, ein Werk, dessen Ruhm von Tag zu Tag sich mehr befestigt und an Autorität gewinnt, ist »La Dolores« von Feliu y Codina. Dieser war weder jung noch Anfänger, als er »La Dolores« schuf, aber seine früheren Versuche, die ihn durchaus als einen Schriftsteller von Auszeichnung legitimirten, hatten ihm keinen Platz auf dem ersten Rang verschafft und seinen Namen im großen Publikum nicht verbreitet. Mit »La Dolores« machte er indes einen solchen Schritt vorwärts, daß, als man in der Akademie darüber stritt, wem man den Preis für das beste dramatische Werk bewilligen solle, man zwischen »La Dolores« und »Mariana« von Echegaray schwankte trotz der Vergangenheit und der Verdienste des Zuletztgenannten. »La Dolores« hat zu Bildern begeistert und unser Maestro Breton schrieb eine Oper über das Sujet dieses Stückes. »La Dolores« gehört zu dem edlen und gesund realistischen Genre: der Stoff ist populär, die Handlung einfach, die Charaktere sind wahr und von einer tief nationalen Färbung. Obgleich Feliu kein anderes Drama von solcher Höhe geschrieben hat, so erlaubt dieses doch unserem Theater, auf ein Werk stolz zu sein, das an »Colomba« von Mérimée oder an die »Cavalleria rusticana« erinnert, ohne an Kraft und Charakter hinter diesen zurückzubleiben.

Unter denjenigen, welche neues Leben in das Theater gebracht haben, muß man ebenfalls Enrique Gaspar, den Dichter von »Huelga de hijos« (Ein Haufe Kinder), einem Drama Ibsenscher Tendenz, Leopoldo Cano, Dicenta und einige andere nennen. Es würde ungerecht sein, in einer litterarischen Uebersicht, die leichten Werke, die kleinen Stücke wegzulassen, von denen einige sehr hübsch sind und für eine Stunde die vielbeschäftigten Leute mit kleinen Börsen ins Theater führen. In ihnen, die zuweilen französischen Einfluß verraten, dominirt meistens die antike und korrekte Ader von Ramon de la Cruz, aber es gibt unter ihnen einige, wie »Pepa la frescachona« und »Los Valientes«, die Schätze von Geist und Heiterkeit enthalten.

Man kann nicht bezweifeln, daß in Spanien das Theater viel mehr als jedes andere literarische Genre, welches man allein genießen muß, Wurzel geschlagen hat und eine Wirksamkeit ausübt: Der Spanier kommt nur schwer dazu, ein Buch zu lesen, aber ebenso unverkennbar ist seine Vorliebe für das Theater, wo man sich amüsirt und gleichzeitig alle Welt, Frauen, hübsche Mädchen, seine Freunde und Bekannte trifft, wo man während der Zwischenakte trinkt, sich streitet und sich begeistert. In Spanien gibt es zwischen dem Leben auf der Bühne und dem auf der Tribüne eine gewisse Analogie. Der Redner war und ist vielleicht auch jetzt noch das Idol unseres Volkes; man muß hinzufügen, daß die spanischen Redner nur unter denen des alten Griechenland und Rom ihresgleichen haben. Der Rückzug des großen Castelar scheint indes zu verraten, daß das Genre auf den Tod verwundet ist. Die Beredsamkeit schließt sich eng den politischen Kämpfen an; und die Gleichgiltigkeit, die Ruhe, welche unserer alten Hitze, unseren alten Pronunciamentos gefolgt sind, hat zum großen Teil den oratorischen Nerv bereits durchschnitten. Es kommen indes zuweilen noch parlamentarische Sitzungen vor, in welchen das Wort mit dem Floret kämpft, aber die großen Redekämpfe, die drei bis vier Stunden dauerten

und das Antlitz der Ereignisse veränderten, sind vielleicht für immer vorbei.

Die Kritik ringt nicht weniger mühsam nach Atem als die Lyrik. Das Publikum, das nur mit Mühe Zeit findet, um ein Werk der Phantasie zu lesen, findet sie noch weniger, um sich über das zu unterrichten, was die kompetenten Richter sagen; und die Kritiker, die wissen, daß sie von seiten des Publikums weder Aufmerksamkeit noch Verständnis erwarten können, denken, wenn sie die Feder in die Hand nehmen, nur an eine einzige Person, an diejenige, über die sie ihr Urteil abgeben sollen, indem sie sich vornehmen, ihn zu verteidigen, wenn es ein Freund oder persona grata ist, oder ihn herunterzureißen, wenn es ein Feind ist.

Verteidigen oder herabsetzen, das ist mit wenig Ausnahmen die Rolle der streitbaren Kritiker; niemals findet man in den Zeitungen und Zeitschriften eine ernste, loyale, reife, sachgemäße und unparteiische Prüfung eines neuen Buches, während die kalten, übertriebenen Lobreden und die heftigen Angriffe, die viel weniger auf den literarischen Wert des Werkes als auf die Persönlichkeit des Autors sich stützen, immer mehr überhand nehmen. Derjenige, der nicht hinter die Coulissen sieht, der naive Leser der Provinz oder des Dorfes, der zufällig Artikel oder Notizen liest, in welchen man Tag für Tag einen neuen Horaz oder einen Balzac entdeckt, wird vollkommen irre geführt, aber diejenigen, welche vom Fach sind, wissen, woran sie sich zu halten haben. Man hat gut sagen, daß die scharfen Kritiken und Schmähungen, besonders wenn sie sich mit Schamlosigkeiten, Unverschämtheiten, Grobheiten, Beleidigungen, Eifersüchteleien und Persiflage verbinden, vielen gefallen und viele amüsieren, die nicht einen Artikel wirklicher Kritik lesen, aber die ihre Freude daran haben, wenn sie sehen, wie wenig Umstände man mit den Schriftstellern macht, und sich einreden, daß man sich eigentlich gar nicht um sie zu kümmern braucht, die man bisher doch immerhin noch einiger Achtung für würdig gehalten hat. Das Vergnügen steigt mit der Schärfe der Polemik; und bei diesen Skandalen, die alles in allem große Aehnlichkeit mit denen der Stiergefechte, der Hahnenkämpfe oder des Fischmarktes haben, entfernt sich der gute Leser mit Gleichgiltigkeit, während jener einschlummert und sich für einige Tage mit der Illusion schmeichelt, viel Interesse für die Literatur zu haben, obgleich er in Wirklichkeit nur von der Hoffnung gefesselt wird, den einen Schriftsteller den andern verzehren zu sehen.

Indem ich so schnell wie möglich über diesen unangenehmen Punkt hinweggehe, kann ich dennoch nicht umhin, zu sagen, daß die heutige Kritik einige Kämpen hat, deren Arbeiten ein Recht auf so viel Achtung haben, daß das Publikum sie häufig nicht nach ihrem wahren Werte schätzt. Juan Valera, der zuweilen, aber selten kritische Artikel schreibt, thut dies mit einer ausgesuchten Feinheit und einem höflichen Wohlwollen, das nur durch eine ganz leise Ironie gedämpft ist; Federico Balart, der sich schont, hat bewiesen, daß, wenn ihm auch die moderne Uebersicht fehlt, er dennoch weder des gesunden Menschenverstandes noch der kräftigen Intention und des klaren, flüssigen Stiles entbehrt; Jose Ixart ist ein vollendeter Kritiker von feinem und strengem Geschmack, gerechtem Urteil und jener Humanität, die der Führer, der Erzieher einer Generation zum guten Geschmack notwendigerweise haben muß; Villegas, bekannt unter dem Pseudonym Zeda, ist ein diskreter, verständiger, in allen literarischen Stoffen erfahrener Richter; und der Pater Blanco Garcia, der Augustiner, hat uns eine Geschichte der zeitgenössischen Literatur geschenkt, in welcher die Frische und Sicherheit des Urteils mit der Toleranz und der Objektivität sich paaren, ein Verdienst, das bei einem Manne der Kirche sicher einzig ist.

In der Satire gebührt Antonio de Valbuena die Palme; er hat sich seine Popularität erworben durch grausam ironische Charakterbilder aus jenen beiden Gesellschaftsklassen, deren Karikatur stets Lachen erregt, aus den Kreisen des Adels und der Akademiker. Die Arbeiten Valbuenas kann man in zwei Kategorien teilen — in kritische und satirische. Als eine wahre philologische und grammatikalische Kritik kann man zum Beispiel seinen Angriff auf das Wörterbuch der Akademie, Diccionario de la Academia, ansehen, einen großen, sehr teuren Band, dessen Lücken und dessen fehlerhafte Bearbeitung von allen bestätigt wurde, die in ihm eine Hilfe und einen Führer suchten. Das übrige ist Satire, wenn nicht Invektive. Valbuena ist lange der Schrecken gewisser furchtsamer Akademiker und die Freude vieler Spötter geblieben. Jetzt nimmt er die spanisch-amerikanischen Autoren vor und macht Jagd auf die überseeischen Sterne.

Mit Valbuena können wir unmittelbar von der aktuellen Kritik zur gelehrten übergehen. Diese, durch selbstlose Beweggründe inspiriert und in einer heitereren Sphäre sich bewegend, ist fruchtbarer und liefert solide Arbeit. Was man vielleicht weniger antrifft, sind Autoren, die, wie Sainte-Beuve und Villemain, anziehend und reizvoll über die Vergangenheit zu schreiben wissen. Ich möchte nicht sagen, daß sie uns völlig fehlen; und Menendez y Pelayo beweist dies, aber der gewöhnliche Mangel unserer gelehrten Kritik liegt in der Routine, der geringen künstlerischen Bildung, der Abwesenheit der Einbildungskraft und des poetischen Sinnes.

Der spanische Autor, der Künstler ist, unterläßt es, sich zu unterrichten, um keine staubigen Unverdaulichkeiten mit sich zu schleppen; derjenige, der Kenntnisse besitzt, glaubt, daß, wenn er sich darauf beschränkt, Dokumente, Daten, Thatsachen an einander zu reihen, sich mit Citaten und endlosen Auszügen zu beschweren, er seine Aufgabe hinreichend erfüllt hat.

Menendez y Pelayo steht an der Spitze der gelehrten Kritik. Seine wohlbekannten früheren Arbeiten und seine „Geschichte der ästhetischen Ideen“ haben ihm diesen Ehrenposten erworben. Das Werk beweist, was ich weiter oben behauptet habe: Die aktuelle Kritik von heute hat weder Boden noch Halt im Publikum und ist ein so gefährliches und unfruchtbares Unternehmen, daß es die hervorragenden Männer erschreckt.

Menendez y Pelayo hat sich, als er seine Geschichte der ästhetischen Ideen begann, vorgenommen, sein Werk bis auf unsere Tage fortzuführen, ja bis zu dem Augenblick, in welchem er die Feder fortlegen wird. Man verlegt indes die ersten Bände abermals, und nichts verrät, daß Menendez es wagen will, sich an die jetzige Epoche zu machen. Er hat die vergangene Generation abgehandelt, aber die Lebenden sieht man nicht erscheinen. Zur Revanche gibt er uns unter dem bescheidenen Titel „Prolog einer Anthologie“ eine hinreißende Geschichte der lyrischen Poesie in Spanien.

Unter den gelehrten, gewissenhaften Kritikern, welche wertvolle Werke veröffentlichen, kann man Antonio Canovas del Castillo, den Marquis de Valmar, Antonio Fernandez Guerra, der soeben gestorben ist, Emilio Cotarelo, Perez de Guzman, Valera, Luis Vidart, den ausgezeichneten Forscher Dr. Thebussen, Pompeyo Gener, Sanchez Moguel, dem man wichtige Monographien verdankt, Silvela, Vicente Barrantes, Alexander Pidal, den Grafen de la Viñaza, der für die Akademie kandidiert, nicht mit Stillschweigen übergehen.

Die historische Kritik hat Gelegenheit gefunden, bei der Centenarfeier von Christoph Columbus sich auszuzeichnen. Man verdankt diesem Ereignis eine Reihe von Vorträgen, die im »Ateneo« und in der Columbusausstellung stattfanden und die eine Sammlung vortrefflicher amerikanischer Studien bilden. Ich möchte besonders die Aufmerksamkeit auf die Vorträge des Oliveira Martins, eines Schriftstellers von großem Talent, richten, dessen Verlust Portugal schmerzlich beweint; ich möchte jedem mit ganz besonderem Nachdruck auf diejenigen des Antonio Canovas hinweisen. Der Centenarfeier verdankt man ebenfalls die „Geschichte der Entdeckung“ von Emilio Castelar. Dem berühmten Redner ist es, als er seine Feder einem so sympathischen und so bestechenden Stoff weihte, gelungen, in einer blendenden Darstellung die lebhafteste Bewunderung für Columbus zu entzünden, die durch Roselly de Lorgues und Lamartine mit ihrer gerechten und scharfen modernen Kritik einen so starken Stoß erlitten hatte.

Um in wenigen Worten die gegenwärtige Lage der spanischen Literatur zusammen zu fassen, möchte ich sagen, daß das Publikum auf einer niedrigeren Stufe steht als die Schriftsteller, daß die Periode der Regentschaft der Literatur wenig Nutzen bringt und daß wir — ein trauriges Symptom — keine literarische Jugend haben.

Herausgeber: Joseph Kürschner in Eisenach; verantwortlicher Redakteur: Ludwig Thaden in Stuttgart.
Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

☛ Original-Einband-Decken ☚

zu

„Aus fremden Zungen“.

Mit diesem Hefte liegt der **erste** Band des Jahrgangs 1894 vollständig vor.

Wir bringen unseren geehrten Abonnenten, welche gewiß den Wunsch haben werden, der Zeitschrift einen geschmackvollen Einband zu geben, um sich dieselbe auf die Dauer und als Zierde ihrer Hausbibliothek zu erhalten, hiemit zur Kenntnis, daß wir, um dies möglichst zu erleichtern und die Kosten eines solchen Einbandes zu verringern, in unserer Buchbinderei



sehr schöne

Original-Einband-Decken

in feiner englischer Leinwand

mit

reichem Gold- und Schwarzdruck

auf

Vorderdeckel und Rücken

nach nebenstehender Abbildung

zu dem sehr billigen Preise von nur

1 Mark per Stück

(in Oesterreich-Ungarn kommt zu diesem Preis noch ein kleiner Eingangszoll)

herstellen lassen. Dieser so ungemein billige Preis ist nur durch die Herstellung der Decken in großen Partien ermöglicht. Die Einzelanfertigung würde mindestens das Doppelte kosten.

Heft 1—12 und Heft 13—24 bilden je einen Band, es sind also für den ganzen Jahrgang zwei Decken (Band I und II) nötig und kann die Einband-Decke zum ersten Band sofort bezogen werden.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an, ebenso vermitteln sämtliche Kolporteure und Boten, welche die Hefte ins Haus bringen, die Besorgung.

Zur Bequemlichkeit der geehrten Abonnenten liegt diesem Hefte ein Bestellschein bei, welcher gefälligst mit deutlicher Unterschrift ausgefüllt derjenigen Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle zugesendet werden wolle, durch welche unser Journal bezogen wird.

Die verehrlichen **Post**abonnenten wollen sich an die nächstgelegene Buchhandlung wenden, da durch die Postämter Einband-Decken nicht bezogen werden können. Gegen Franko-Einsendung des Betrags (in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) werden jedoch die Decken auch direkt von der Verlagshandlung in Stuttgart geliefert.

Die Decken zu den früheren Jahrgängen können auf Bestellung auch noch nachgeliefert werden.

Sämtliche Decken werden nur in brauner Farbe angefertigt.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

20

Deutsche Verlags-Anstalt.